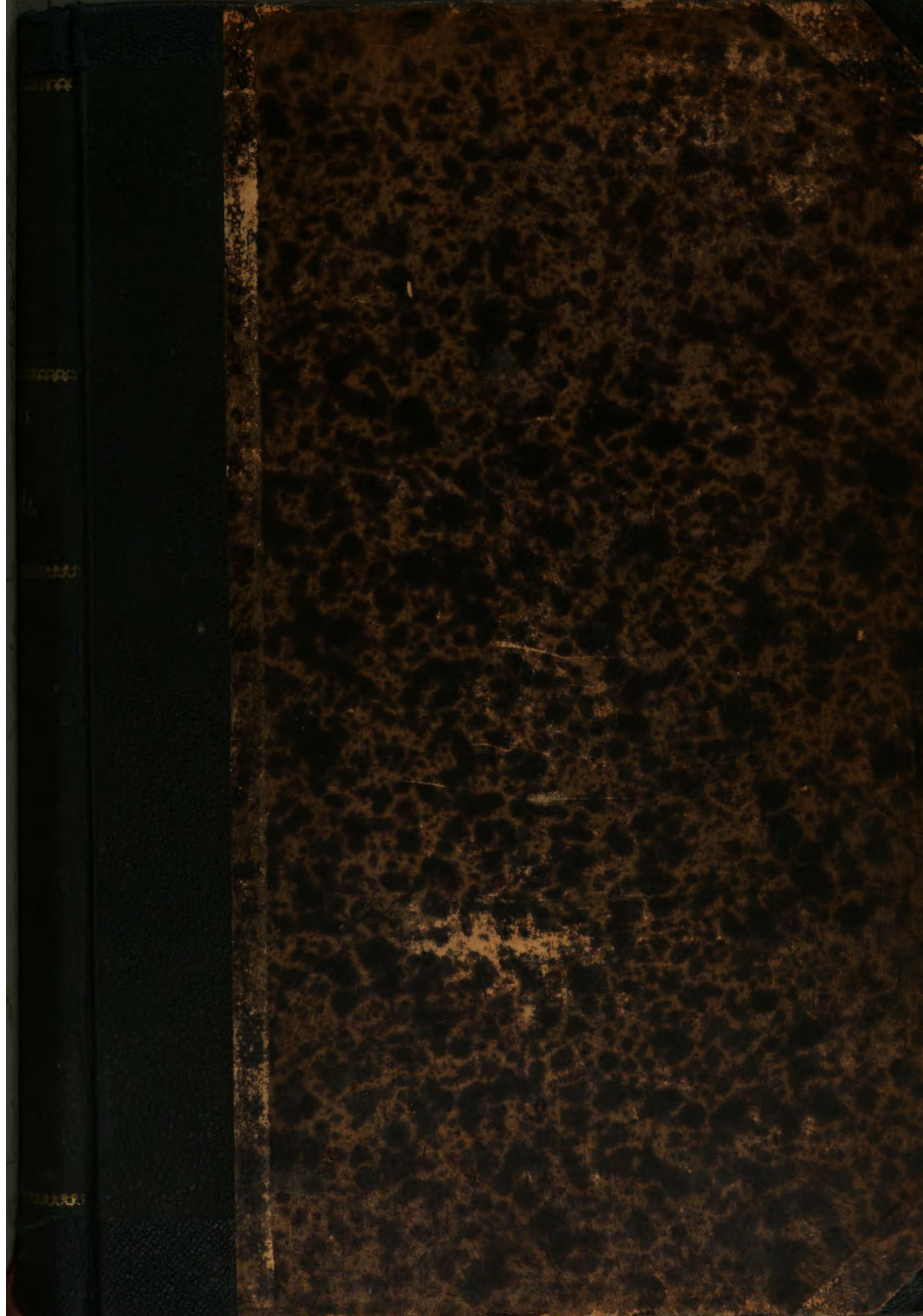


Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Siebenundachtzigster Band.

Oktober 1899 bis März 1900.

Braunschweig.

Druck und Verlag von George Westermann.

1900.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Vierundvierzigster Jahrgang. Siebenundachtzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

siebenundachtzigsten Bande

der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Achelis, Thomas, in Bremen, 530. — Beaulieu-Marconnay, Freiherr von, in Berlin, 81, 185. — Beaulieu, G. von, in Charlottenburg, 471, 628. — Bendt, Franz, in Berlin, 560. — Bethe, Erich, in Basel, 341. — Bölsche, Wilhelm, in Friedrichshagen, 679, 794. — Brunnemann, A., in Blasewitz, 843. — Conrad, Hermann, in Groß-Lichterfelde, 504. — Düsel, Friedrich, in Berlin-Friedenau, 415. — Fischer, Adolf, in Berlin, 111, 245. — Graeser, C., in Neapel, 412. — Grothe, Hugo, in Berlin, 753. — Günther, Reinhold, in Grono, 274. — Häfker, Hermann, in Dresden, 708. — Heyse, Paul, in München, 1, 145. — Johannsen, Johannes, in Berlin, 694. — Jessen, Jarno, in Berlin, 832. — Kalkschmidt, Eugen, in München, 645. — Kannengießer, P., in Straßburg i. E., 232. — Klemm, Johanna, in Rostock, 807. — Meyer, Christian, in München, 396. — Meyer, Joh. Georg, in Steglitz, 855. — Osborn, Max, in Berlin, 34, 305. — Rohlfs, Gerhard, †, 670. — Rudorff, Ernst, in Groß-Lichterfelde, 16, 161, 367. — Scherer, Christian, in Braunschweig, 536. — Schubin, Ossip, in Schloß Bonrepos bei Prag, 65, 216, 289, 445, 597, 729. — Steinmüller, Paul, in Berlin, 349, 513. — Waldmüller, R., in Dresden-Strehlen, 660. — Wilbrandt, Adolf, in Rostock, 106. — Wilmersdoerffer, A., in London, 487.

Inhalt
des siebenundachtzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum siebenundachtzigsten Bande.



Ein Mutterschicksal.

Novelle

von

Paul Heyse.

I.

Es war noch nicht spät am Tage. Aber der graue Oktoberhimmel, unter dem sich ein regenschweres Gewölk träge hinwälzte, ließ nur noch einen schwachen Tagesschein in die Straßen der kleinen märkischen Provinzstadt fallen, die heute noch öder und ausgestorbener schien als sonst. Denn der scharfe Herbstwind hielt Alle zu Hause, die sonst in der Dämmerstunde sich gern ein wenig Bewegung machten.

Auch durch die Fenster eines stattlichen Hauses am Markt fiel von dem bleifarbenen Zwielicht nur ein so fahler Schimmer, daß es schien, als sollte schon um fünf Uhr die Nacht hereinbrechen. Die alte Dame, die an dem altmodischen Schreibsecretär gesessen hatte, verzichtete endlich darauf, ihr Rechengeschäft fortzusetzen, da vor ihren noch immer scharfen Augen die Zahlen in dem großen Buch ineinanderflossen. Sie schob Buch und Papiere zurück, stand auf und trat an das Fenster, den unfreundlichen Himmel mit einem strengen Kopfschütteln betrachtend.

Eine ungewöhnlich hohe Gestalt, von starken, doch nicht zur Fülle neigenden Gliedern, vielmehr Alles an ihr straff und fest, auf den breiten Schultern ein mächtiger Kopf, der immer gradeauf gerichtet war. Die Züge des Gesichts aber waren außerordentlich edel und bei aller Schärfe des Alters von großer Feinheit, kaum an den Schläfen und Augenwinkeln leichte Falten, und nur eine tiefere zwischen den dichten schwarzen Brauen, die dem übrigens reglosen Antlitz einen beständig gebieterischen Ausdruck gab. Nur die fahle Farbe der Wangen deutete auf eine Schwäche dieser sonst so stark genaturten Frau, der selbst die silberweißen Haare in ihrer leicht gewellten Fülle nur einen neuen jugendlichen Reiz zu verleihen schienen.

Sie war ganz schwarz gekleidet, in ein bequemes Hausgewand von feiner Wolle; um den Kopf hatte sie ein schmales Spitzentuch von derselben Farbe geknüpft, dessen Enden unter ihrem kräftigen Kinn in eine Schleife geschlungen waren. So stand sie eine Weile und sah auf den Markt hinunter, wo einzelne Arbeiter vorübergingen, die, da es ein Sonnabend war, schon Feierabend

gemacht hatten. Eine Dame, die sie kannte, grüßte zu ihr herauf. Sie erwiederte den Gruß mit einem kurzen Kopfnicken und trat dann rasch von dem Fenster zurück.

Dann streckte sie erst die beiden Arme mit geballten Fäusten ein paar Mal von sich weg, wie um sich eines Überschusses von gebundener Kraft zu entladen, und begann darauf im Zimmer auf und ab zu schreiten, die Hände in die Taschen einer schwarzseidenen Schürze vergrabend. Dabei kam ein leises Pfeifen von ihren Lippen. Das hörte aber bald auf, und nun schritt die Frau stumm und langsam über den weichen Teppich hin, den Blick nach innen gekehrt.

Was an den Wänden hing und im Zimmer herumstand, war nun auch so tief in Halbnacht gehüllt, daß nur die Messinggriffe einer alten Kommode durch das Dunkel blinkten und selbst die blanken Goldstreifen und Orden auf der Uniform des Mannes, dessen Oelbild über dem Sopha hing, kaum noch zu unterscheiden waren.

Die Frau aber setzte ihre Wanderung ruhelos fort, mit so schwerem Tritt, daß die Tassen von altem Meißner Porzellan, die in der offenen Servante standen, jedesmal leise klirrten, wenn die Herumwandelnde in ihre Nähe kam.

Plötzlich blieb sie stehen. Der Ton einer Klingel draußen im Flur hatte sie aufhorchen machen. Gleich darauf wurde die Thür aufgerissen, und die schlanke Figur eines jungen Offiziers erschien auf der Schwelle.

„Guten Abend, Mutterchen!“ sagte er, trotz der zur Schau getragenen Munterkeit, mit einem eigenthümlich beklommenen Ton. „Verzeih, ich konnte heut nicht pünktlich zur Kaffeestunde kommen — eine Dienstsache — ich hoffe, du hast deine Tasse darum nicht kalt werden lassen — aber es ist ja schon ganz dunkel geworden, während ich glaubte, ich hätte mich nur eine halbe Stunde verspätet.“

Er war rasch eingetreten, hatte die Mutter lebhaft umarmt und auf die Wange geküßt.

„Ich erwartete dich nicht mehr,“ sagte sie ruhig. „Ich weiß ja, im Dienst ist man nicht Herr seiner Zeit. Und da du heut Abend ins Casino gehst, war ich schon gefaßt darauf, dich heut überhaupt nicht mehr zu sehen. Aber ich will der Regine klingeln, daß sie uns die Lampe bringt.“

„Nein, Mutterchen,“ sagte er, sie am Arm festhaltend, „thu das nicht. Es ist so viel gemüthlicher hier im Zwielicht — wir brauchen ja kein Licht zu dem, was ich dir zu sagen habe — denn allerdings — ins Casino geh' ich heut nicht, ich habe den Kopf so voll — auch das Herz — da ist einem nur wohl bei seinem lieben alten Mutterchen!“

Sie machte sich freundlich aber entschieden von ihm los. „Was hast du nur, mein Junge? du bist so aufgeregt, und deine Stirne brennt. Doch nichts Unangenehmes mit deinem Oberst?“

Er umfaßte sie wieder und nöthigte sie mit sanfter Gewalt, ihre Wanderung durch das Zimmer wieder aufzunehmen.

„Verdruß mit dem Alten?“ lachte er. „Da müßte ich schon was ganz Großes ausgefressen haben, bis er vergißt, daß ich der Sohn seines Freundes und Kriegskameraden bin. Nein, Mutterchen, einstweilen bin ich noch sehr im Thee bei ihm, aber freilich, es könnte sich über kurz oder lang ereignen —“

„Was redest du für wunderliche Sachen! Hast du irgend was auf dem Herzen, so komm heraus damit. Du weißt, deine alte Mutter, die du zuweilen für eine tyrannische Zuchtmeisterin angesehen hast, hat dennoch mehr Nachsicht mit deinen Thorheiten, als irgend ein anderer Mensch.“

Er antwortete nicht sogleich. Er ließ die Mutter los und trat an den Schreibsecretär.

„Ich habe dich in deiner Arbeit gestört, nicht wahr? Aber wenn du jetzt lieber damit fertig werden möchtest — ich würde dich verlassen und in ein paar Stunden wiederkommen.“

„Nein, du bleibst. Ich war eben fertig, als die Dunkelheit hereinbrach. Nur die Abrechnung unsers Verwalters ist noch einzutragen, das hat bis morgen Zeit.“

„Hast du gut abgeschlossen? Die Ernte soll ja in unsrer Gegend vorzüglich gewesen sein.“

„Ich sehe, Kind, du möchtest mir ausweichen. Was kümmert dich auf einmal eine Geldsache? Nein, setz dich zu mir aufs Sopha. Ich will es nun gleich wissen, was du mir zu beichten hast.“

Er folgte ihr nicht zu dem Sitz an der Wand. Mit gesenktem Kopf, als ob er die Muster des Teppichs zählen wolle, ging er jetzt allein eine Weile durch das Zimmer hin und her, nach einem Wort suchend, das ihm zum Eingang geschickt schiene. Zuletzt blieb er an dem Tisch vorm Sopha stehen und sagte mit etwas unsicherer Stimme:

„Siehst du, Mutterchen, du sagst, du wollest Nachsicht haben mit meinen Thorheiten. Das habe ich ja auch so oft erfahren, seit ich aus dem Cadetten-Corps gekommen bin und wieder unter der mütterlichen Obhut lebe. Aber wenn nun das, was dir eine Thorheit scheinen möchte, von der du mich bald zu heilen gedächtest — wenn das für mich eine sehr ernste Sache ist, die ernsteste, die mir in meinem jungen Leben bisher noch am Herzen gelegen hat, und die ich nicht aufgeben werde, auch wenn du sie zehnmal eine Thorheit schelten möchtest?"

„Nun höre aber auf, in Räthseln zu sprechen. Mir wird ganz bange. So feierlich — das bin ich nicht an dir gewöhnt. Bist du am Ende gar — verliebt?"

„Mehr als das, Mutterchen. Aber erschrick nicht! Früher oder später muß doch jeder einmal daran glauben. Ich habe mich — gestern Abend — verlobt!"

Es blieb einen Augenblick ganz still zwischen den Beiden. Unwillkürlich hatte der Sohn sich abgewendet, damit die Mutter nicht sehen sollte, daß ihm die Glut ins Gesicht geschossen war, obwohl die Dunkelheit im Zimmer nur noch das Weiße in den Augen erkennen ließ. Die alte Frau auf dem Sopha aber dachte nicht daran, einen forschenden Blick auf ihren Sohn zu richten. Sie sah still vor sich hin, nur bemüht, ihrer Bewegung Herr zu werden. Sie hatte das ja lang genug kommen sehen, daß sie diesen geliebten Sohn hergeben müsse an eine Andere, deren Liebe ihm noch über die seiner Mutter ging. Nun war es nicht sowohl das Erschrecken über das Eintreffen des Erwarteten, als die Trauer über den bevorstehenden Verlust, die sie doch als eine sündhafte Regung der Selbstsucht in sich niederzukämpfen suchte.

„Warum wagst du mir nun nicht ins Gesicht zu sehen, du dummes Kind?" sagte sie endlich und zwang sich zu einem scherzhaften Ton. „Ist es denn ein todeswürdiges Verbrechen, daß du mit deinen dreiundzwanzig Jahren auch endlich dein Herz entdeckt hast? Daß es für ewige Zeiten deiner alten Mutter gehören würde, hab' ich mir doch nie eingebildet, und wenn du fürchtest, in meinem Herzen möchte kein Platz mehr sein für Eine, die meinen lieben Sohn glücklich macht, so irrst du sehr. Es ist wahr, mein altes Herz ist keins von den großen. Außer deinem Vater und dir hat es nicht viele Menschen beherbergt und ist deßhalb oft als kalt und enge verleumdet worden. Nun, Kind, daß es nicht warm genug sei, hast du gewiß nicht empfunden, und so eng ist es nicht, daß nicht noch eine liebe Tochter darin wohlaufgehoben sein würde. Und nun obendrein eine solche Tochter! die sich schon längst mir ins Herz gestohlen, und der ich meinen einzigen Sohn, wenn ich ihn doch einmal hergeben soll, lieber gönne als tausend Andern. Nein, Wilhelm, das ist keine Thorheit, die du zu bereuen hättest, sondern trotz deiner Jugend das Gescheidteste, was du noch je dir hast einfallen lassen. Komm an mein Herz und laß mich deinen Kopf zwischen meine Hände nehmen, wie in deiner Knabenzeit, wenn du eine gute Censur nach Hause gebracht hattest. Gott segne dich und sie, mein geliebter Sohn, und lasse mich noch ein paar Jahre lang euer Glück mit erleben!"

Sie war in großer Bewegung aufgestanden und die Arme ausbreitend zu ihm getreten. Aber mit einer scheuen Geberde trat er zurück.

„Du bist so gut, Mutterchen, du hast, so lang ich lebe, keinen andern Gedanken gehabt als mein Glück. Und eben darum — wenn ich's auf einem andern Wege suche, als der dir der richtige scheint — es ist mir so furchtbar schmerzlich, dich betrüben zu müssen — aber bitte, setz dich ruhig wieder hin — ich habe dir eine so lange Geschichte zu erzählen —"

Sie war wie versteinert am Tische stehn geblieben. Erst nach einem langen Schweigen kam es dumpf von ihren Lippen:

„Also nicht — die Francisca?"

„Nein, Mutterchen. Verzeih mir, ich hab' es ja lange gemerkt, daß dir die Francisca

des Bürgermeisters als die passendste Frau für mich erschienen ist. Ich bin ja auch nicht blind. Sie ist wirklich hübsch und liebenswürdig und gut erzogen und gebildet mehr, als ich brauchte. Und dann die angesehene Familie, die erste hier am Ort, und wenn wir auch nicht auf das Geld zu sehen brauchen, auch gewiß eine stattliche Mitgift. Wenn man bloß mit dem Verstande rechnet — gewiß, eine bessere Partie könnte ich nicht leicht finden. Aber das ist's eben, Mutterchen, wenn das Herz mit dem Verstande einmal durchgegangen ist — Was thust du? Warum klingelst du der Regine?"

„Ich will Licht im Zimmer haben," erwiederte die Mutter. „Ich will erfahren, ob du bei dem, was du mir zu sagen hast, mir in die Augen sehen kannst."

Die alte Dienerin trat ein, die brennende Lampe tragend, die sie auf den Tisch stellte. Sie kannte ihre Herrschaft, seitdem der Sohn, dem sie als Amme gedient hatte, auf der Welt war. Mit ihrem klugen Bauernverstand errieth sie sogleich an der schwülen Stille zwischen Mutter und Sohn, die einander abgewandt durchs Zimmer gingen, daß sich etwas Peinliches zugetragen hatte. Doch ohne ein Wort zu sagen, schlich sie auf ihren Filzschuhen wieder hinaus.

* *
*

Die Mutter hatte sich wieder in die Sophaecke gesetzt, die Arme über der Brust gekreuzt, die Augen starr auf die helle Lampenglocke gerichtet. Wie der Sohn jetzt wieder herantrat, einen scheuen, traurigen Blick auf ihr weißes Antlitz werfend, konnte man die große Ähnlichkeit zwischen den Beiden erkennen. Nur daß der Sohn, dessen schöngeschnittene Züge etwas weicher und doch frischer waren, fast um einen Kopf unter der Höhe der Mutter zurückblieb und einen schlankeren Wuchs und raschere Geberden hatte. Seltsam aber war, daß sogar das Fältchen zwischen den Brauen schon angedeutet war und sichtbar wurde, wenn er sich in Eifer redete.

„Ich bitte dich nur um Eins, Mutter," sagte er mit herzlicher Wärme, „daß du mich nicht für einen leichtfertigen Menschen hältst, der sich kopfüber in eine Liebschaft verstrickt hat und jetzt nicht mehr zurück kann. Das Mädchen, das ich gewählt habe, hat mich lange genug von sich fern gehalten, und es ist mir nicht leicht geworden, ihr Vertrauen zu gewinnen, daß sie mich nicht mehr im Verdacht gehabt hat, sie sei mir gerade gut genug, eine flüchtige Liaison mit ihr anzuknüpfen. Als ich sie dann näher kennen lernte, that mir's erst furchtbar leid, daß ein solches Mädchen kein besseres Leben hatte, sein Brod sich so mühsam verdienen mußte, in einer Stellung, wo sie jeder üblen Nachrede ausgesetzt ist. Und dann nach und nach — nein, ich will dir's nicht verhehlen, daß ich gleich das erste Mal, wo ich sie zu sehen bekam, von ihrer Schönheit betroffen wurde, daß ich Tag und Nacht an sie denken mußte. Aber ich suchte mich mit aller Gewalt dagegen zu wehren, daß ich mich nicht ernstlich in sie verliebte. Ich kenne ja deine Ansichten über sogenannte Jugendsünden; wie oft hast du mir mit Stolz erzählt, daß du die erste und einzige Liebe meines guten Papa's gewesen bist. Und daß es hier aufs Heirathen hinausgehn könne — nein, das schien mir selbst Anfangs undenkbar!

„Aber freilich, Niemand entgeht seinem Schicksal. Nur von Zeit zu Zeit hatte ich dem Verlangen, sie zu sehn und ein paar Worte mit ihr zu wechseln, nachgegeben. Sie war nämlich Verkäuferin in einem Handschuhladen — Was hast du, Mutterchen? Ist das eine Stellung, die ein tugendhaftes Mädchen entehrt?"

Sie schüttelte heftig den Kopf. „Nichts, nichts!" murmelte sie. „Nur weiter! weiter!"

„Ich habe," fuhr er mit einem verlegenen Lächeln fort, „allerdings ein bischen viel Geld für Handschuhe ausgegeben. Aber du kannst glauben, Mutter, viel Anderes, als was zum Geschäft gehörte, kam nicht über unsre Lippen. Sie hatte eine Art, Alles, was nach Courmachen aussah, von vornherein abzuschneiden, daß selbst die dreistesten unter meinen Kameraden versicherten, sie kämen mit dem Mädel, das sich so kostbar zu machen verstehe, nicht weiter. Natürlich trug das dazu bei, mich immer mehr an sie zu fesseln. Es wäre aber am Ende

doch bei diesem Langen und Bangen geblieben, wenn ich nicht eines Abends dazugekommen wäre, wie ein Unverschämter, der etwas zu viel im Schädel hatte, auf offner Straße sich zudringlich gegen sie benahm und sich mit Gewalt ihres Arms bemächtigen wollte. Ich trat dazwischen, schob den Flegel — den Sohn eines hiesigen reichen Gasthofbesitzers — ein bischen unsanft auf die Seite, und da das Fräulein von dem Schrecken an allen Gliedern bebte und einer Ohnmacht nahe war, bestand ich darauf, sie nach ihrer Wohnung zu begleiten.

„Die liegt draußen in der Vorstadt, in einem ganz anständigen Hause, wo sie mit ihrer Mutter das zweite Stockwerk bewohnt. Im Erdgeschoß hat ein Klempner sein Geschäft und seine Wohnung in der Beletage. Meinen Arm hatte sie nicht annehmen wollen. Aber als wir an ihrem Hause angelangt waren, lud sie mich mit einer reizenden Schüchternheit ein, zu ihrer Mutter mit hinaufzukommen, damit auch die mir für meinen Ritterdienst danken könne."

„Und nicht einmal die Bekanntschaft mit dieser Frau hat dir die Augen geöffnet, in welche Gesellschaft du dich hast hineinlocken lassen?"

Er starrte die Mutter mit weitaufgerissenen Augen an. „Weißt du denn —" stammelte er.

„Von deinem ersten Wort an habe ich gewußt, wer Die war, der du ins Netz gegangen. Nein, mein armes Kind, obwohl deine Mutter nicht viel aus ihrem einsamen Zimmer herauskommt, ein wenig weiß sie doch in der Stadt Bescheid, wo wir nun schon über Jahr und Tag wohnen, und wär's auch nur durch das Marktgeklatsch, das mir die Regine zuträgt. In deinem Fall aber bin ich aus zuverlässigern Quellen orientirt, was es mit diesem ‚schönsten Mädchen der Stadt' und ihrer ehrenwerthen Mama auf sich hat."

Er richtete sich hoch auf. „Ich weiß nicht, Mutter, was man dir berichtet hat. Daß Eine, die mit Recht für das schönste Mädchen der Stadt gilt, für Neid und Verleumdung nicht zu sorgen braucht, versteht sich von selbst. Deine Quellen aber mögen so rein sein, wie sie wollen, über den Charakter dieser beiden Frauen gestehe ich Niemand ein Urtheil zu, der nicht längere Zeit mit ihnen verkehrt und mit eigenen Augen sie geprüft hat."

„Diesen Vorzug, mein Sohn, habe ich nun freilich nicht gehabt," sagte die Mutter mit bitterem Hohn. „Aber für mein Urtheil habe ich dennoch ein unverdächtiges Zeugniß. Es ist noch nicht länger als sechs Wochen her, da bin ich einmal mit der Frau unseres Sanitätsraths diesem Fräulein auf der Straße begegnet. Sie fiel mir natürlich auf. Sie trägt ja den Kopf wie eine Prinzessin, und als ein paar junge Herren sie grüßten, erwiederte sie den Gruß mit einem kaum merklichen gnädigen Nicken. Überdies sagt man wohl nicht zu viel, daß kein Mädchen in der Stadt sich an Schönheit mit ihr messen kann. Und doch — in ihrem Blick und Wesen war etwas, was mir nicht gefiel. Die Sanitätsräthin nannte mir ihren Namen und zuckte die Achseln. Es sei kein Wunder, daß das Fräulein das Köpfchen hoch trage, da sie das ganze Offiziercorps zu ihren Kunden habe, übrigens wisse man nichts Bestimmtes ihr nachzusagen, als daß sie, wenn sich einmal die Gelegenheit ergebe, eine Lustbarkeit mitzumachen, etwa bei einem Tanzvergnügen im Winter, die Maske der strengen Züchtigkeit abwerfe und sich ausgelassener betrage als jede Andere. Dabei sei sie klug genug, Keinen zu bevorzugen, so daß hernach, wenn sie wieder ihr Alltagsgesicht aufsetze, keine üble Nachrede an ihr hängen bleibe. Vielleicht sei sie nicht schlimmer als unzählige junge Mädchen, die sich in niedrigen Verhältnissen befänden und doch nicht einsähen, warum sie nicht über ihre Sphäre hinausstreben und nach einer Heirath über ihrem Stande streben sollten. Freilich, mit dieser Mutter, dieser ganz unmöglichen Frau —"

„Was kann man dieser Frau nachsagen?" brauste der Sohn auf. „Sie war Choristin am Opernhaus in Berlin, das ist freilich keine vornehme künstlerische Stellung, und gewiß, ihre Colleginnen stehen nicht im Ruf der strengsten Tugend. Sie aber hat sich nie etwas zu Schulden kommen lassen und auch hernach, als sie den Opernregisseur geheirathet hat, eine ganz ehrbare Ehe geführt. Soll das nun auf die Tochter ein ungünstiges Licht werfen, daß ihre Mutter keine

Diva gewesen ist, sondern mit ihrer kleinen Stimme sich arm aber ehrlich durchs Leben geholfen hat?"

Die Mutter antwortete nicht sogleich, sondern sah nachdenklich vor sich hin. „Du hast diese Nachrichten natürlich von ihr selbst?" sagte sie endlich. „Ich begreife, daß du der Frau Glauben schenkst, in deren Tochter du verliebt bist. Aber nicht Alle sind in deinem Fall, und es ist nicht ohne Grund, daß die Frauen hier in der Stadt, nicht bloß die Honoratiorinnen, auch die aus dem mittleren Bürgerstand, die sich sonst gegen fremde Elemente nicht streng verschließen, dieser Madame Eunicke ihre Visiten nicht erwiedert und sich nicht entschlossen haben, sie zu ihren Kaffeekränzchen zuzulassen."

Der Sohn lachte höhnisch auf.

„Und von dem Urtheil solcher kleinstädtischen Biederweiber machst du das deine abhängig?"

„Ich weiß nicht, ob du auch die Sanitätsräthin dazu rechnest," erwiederte die Mutter. „Jedenfalls doch wohl nicht deren Berliner Gewährsmänner, die aussagten, der Lebenslauf dieser ehemaligen Sängerin sei nicht so völlig glatt und reinlich gewesen, wie sie selbst es darzustellen wünsche. Und freilich, wenn man die vornehme Haltung ihrer Tochter betrachtet, erscheint es sehr plausibel, daß das Gerücht von ihrer mehr als bürgerlichen Herkunft begründet sei. Ich wundre mich nur, lieber Sohn, daß du unter deinen Kameraden der Einzige gewesen sein solltest, der nicht davon gehört hätte."

Das Gesicht des jungen Offiziers war über und über erglüht. Er runzelte die Brauen, daß das Fältchen dazwischen sich vertiefte.

„Wohl habe ich davon gehört," sagte er dumpf. „Natürlich, es giebt keinen Klatsch in der Stadt, der nicht auch im Casino wiedergekäut würde. Habe ich's darum glauben müssen? Und selbst wenn es die Wahrheit wäre, kann die Tochter dafür? Oder wird sie darum geringer an Reiz und Werth, weil sie ein Kind der Liebe ist und ihr Vater kein subalterner Theatermensch, sondern ein Fürst, der mit dem königlichen Hause verwandt ist?"

Wieder eine Pause. Dann sagte die Mutter: „Es fällt mir nicht ein, Kind, über diese Frage mit dir zu streiten. Du weißt, ich bin weder prüde noch pedantisch, obwohl es mir freilich ein wichtiges Interesse der Gesellschaft scheint, illegitime Verhältnisse nicht als berechtigt anzusehen. Ausnahmen statuire ich. Ich will dir sogar so weit entgegenkommen, daß ich annehme, diese deine Choristin habe ein gewisses Recht, auf mildernde Umstände zu plaidiren. Sie war jung und hübsch und arm — und ein Fürst ist in den Augen solcher Geschöpfe immer ein Halbgott, dem man nichts versagen dürfe. Wenn sie später ihrem Gatten eine gute Frau gewesen ist, so hat niemand als dieser selbst sie wegen ihrer Jugendsünde schief anzusehen gehabt. Aber die Welt denkt nicht so christlich erbarmungsvoll, daß sie einer Frau viel vergeben möchte, weil sie viel geliebt hat. Und deine Standesgenossen vor Allen — hast du dir nur einen Augenblick einbilden können, das Offiziercorps werde nichts dagegen einzuwenden haben, daß du die Tochter einer Frau, die eine Vergangenheit hat, zumal sie selbst nicht so völlig unbescholten ist, zu deiner Gattin machen möchtest?"

Die Glut in seinem Gesicht war einer tiefen Blässe gewichen. Es war so still im Zimmer, daß man den Regenwind hörte, der an den Fenstern vorbeistrich. Immer noch stand er unbeweglich am Tische, die Lampe zwischen sich und der alten Frau, die die letzten Worte mit so ehernem Nachdruck gesprochen hatte, als ob sich Nichts darauf erwiedern ließe.

Auch ward es ihm sichtbar schwer, das, was nun kommen mußte, über die Zunge zu bringen.

„Das ist ja eben das Schwere, Mutterchen," sagte er endlich, „daß ich das Alles weiß und doch thun muß, was ich nicht lassen kann. Ich habe mir keinen Augenblick eine Illusion darüber gemacht, daß ich zu wählen habe zwischen meiner Carrière und dem Glück meines Herzens. Handelte sich's nur um mich, wer weiß, ob ich nicht doch noch verzichtete, vor Allem deinetwegen — ich weiß ja, welchen Kummer es dir machen wird. Aber da ich es nun auch ihr schuldig bin, da ich weiß, daß sie mich über Alles

liebt und, wenn ich sie verlasse, an Gott und der Menschheit verzweifeln wird und nie mehr glücklich werden kann —"

Die große Gestalt erhob sich vom Sopha, wie von einem Schlage getroffen — „So willst du den Degen, den du im Dienst des Vaterlands und deines Königs zu tragen die Ehre hattest, wegwerfen, um an der Schürze eines Weibes, Allen die dich kennen zum Hohn, ein elendes Müßiggängerleben zu führen? Heute zum ersten Mal bin ich glücklich, daß dein Vater so früh von uns hat scheiden müssen. Zu erleben, daß sein einziger Sohn eines solchen Gedankens fähig ist, hätte ihm das Herz gebrochen."

„Mutter!" rief er und wollte ihre Hand fassen. Sie trat aber mit einer heftigen Bewegung von ihm weg und sagte: „Es ist besser, du gehst auf dein Zimmer. Ich will annehmen, daß du krank bist und im Fieber gesprochen hast. Wenn du die Nacht über mit dir zu Rath gegangen bist und dich auf deine Pflicht besonnen hast, wollen wir weiter sprechen."

Er rührte sich nicht. Nur seine Stimme klang erschüttert. „Ich wußte es," sagte er, wie zu sich selbst, „auch bei dir würde ich kein Verständniß finden für das, was mir Pflicht erscheint. Du bist jeder Zoll eine Soldatenfrau, Mutter, du kannst nicht fassen, daß es für den Sohn, den du geboren, irgend einen Grund geben könne, seinem Beruf, auch wenn er ihn ohne sonderliche Begeisterung ergriffen, untreu zu werden. Aber so ehrenvoll dieser Beruf ist — es giebt noch andere Ehrenpflichten, die ein redlicher Mensch zu erfüllen hat, und von denen kein Ehrenrath eines Offiziercorps zu dispensiren vermag. Gewiß, Mutter, wenn ich das Mädchen, das ich liebe, zu meiner Maitresse gemacht hätte, würde man mich nicht unwürdig finden, den Rock des Königs noch ferner zu tragen. Daß ich beschlossen habe, sie zu heirathen, verstößt gegen den Sitten-Codex meines Standes. Nun, ich habe in diesem Zweifelsfalle keinen anderen Berather, als mein Gewissen, und das sagt mir, daß ich ein Schuft wäre, wenn ich ein Mädchen, dem ich meine Liebe und Treue zugeschworen, im Stich ließe, bloß weil die Sünde der Mutter in unserer heuchlerischen Welt an der Tochter gerochen werden soll!"

Während dieser leidenschaftlichen Rede war die Mutter ans Fenster getreten und hatte ihrem Sohn den Rücken gewandt. Ihre innere Erregung war so groß, daß die Scheibe klirrte, an die sie ihre Stirn gedrückt hatte. Ohne sich umzuwenden, sagte sie jetzt, die Worte sich langsam abringend: „Und — wenn du nun, da du ja mündig bist — nicht weiter danach fragst, ob dir die Mutter zu dieser Ehe ihren Segen giebt — wie hast du dir deine Zukunft vorgestellt?"

Im Nu war er bei ihr und legte den Arm zärtlich um ihre Schulter. „Wie kannst du so sprechen, Mutter! Brächtest du's wirklich übers Herz, deinem Sohn feindselig fern zu bleiben, auch wenn du dich überzeugt hättest, daß es ihm Ehre und Gewissen vorgeschrieben, zu handeln, wie er nun einmal handeln mußte? Hast du nicht diese dreiundzwanzig Jahre, seit ich auf der Welt bin, nur für mich gelebt, und jetzt soll das Band zwischen uns zerreißen, weil ich dir den Herzenswunsch nicht erfüllen kann, in der militärischen Laufbahn eine Etappe nach der andern zurückzulegen? Denke doch, wie wenig Lohn der arme Papa für seine aufopfernde Pflichterfüllung erhalten hat! Kannst du das seinem Sohne wünschen, der nicht einmal Aussicht hat, wie er, in einem großen, glorreichen Kriege mitzukämpfen? Und wenn ich nun, statt im öden Friedensdienst alt und grau zu werden, mich auf unser Gut zurückziehe, das Land bebaue, was mir stets als der liebste Beruf erschien, meine geliebte Mutter neben mir und eine Frau, die sie ebenso lieben und ehren lernen wird, wie ihr Sohn — glaubst du wirklich, Mutterchen, zu diesem Zukunftsplan würde der Papa nicht seinen Segen geben, wenn er hören könnte, was ich dir eben ans Herz geredet habe?"

Noch immer hatte sie sich nicht zu ihm umgewendet. Er ließ traurig den Arm sinken und sagte: „Hab' ich dich so tief gekränkt, meine einzige Freundin? Aber ich kenne dich. Ich weiß, nicht was ich thun will, schmerzt dich am meisten, sondern daß ich dir's so spät anvertraue — nachdem es schon nicht mehr zu ändern ist — statt dich erst zu fragen, ob du damit einverstanden wärst. Ich habe ja sonst nie etwas Wichtigeres gethan, ohne vorher deine Meinung

zu hören, und wenn du mir abriethest, hab' ich's unterlassen. Und nun dies, was über mein ganzes Leben entscheidet — und doch steht es nun unwiderruflich fest — ich begreife, daß du mir das schwer verzeihen kannst. Aber wenn ich dir erzähle, wie es so gekommen ist — ich bitte dich, liebste Mutter, verurtheile mich nicht ungehört — sieh, ich bin lange in schwerem Kampf mit mir selbst gewesen, da ich voraussah, jedenfalls würdest du nicht freudig zustimmen. Mir ahnte ja auch, du hättest mir schon eine Braut ausgesucht. Nun kam das so über mich — mit jedem Tage mehr fühlte ich, daß diese meine erste Liebe meine letzte und einzige sein würde. Denn an den paar Abenden, wo ich in ihrer Wohnung — immer in Gegenwart der Mutter — bei ihr war — nicht mehr als vier Sonnabende, während du glaubtest, ich sei im Casino — wie mir da ihr Charakter, ihr Gemüth, die Liebe zu ihrer Mama, die eine etwas schwachsinnige und ungebildete Frau ist, wie das ganze herrliche Mädchen sich mir da zeigte, — du selbst, Mutterchen, hättest begriffen, daß sie sich mir ins Herz stehlen mußte, auch wenn sie weniger reizend wäre. Und doch — ich konnte mich immer noch nicht entschließen, ihr mein Gefühl zu sagen, obwohl sie mit ihrem weiblichen Scharfblick nicht mehr darüber in Zweifel sein konnte. Und so hätte sich's noch wer weiß wie lang hingezogen, bis heut vor acht Tagen. Als ich zu ihr kam, fand ich nur die Mama. Toni sei nicht ganz wohl, nicht eigentlich krank, aber tief verstimmt. Sie lasse mich grüßen und mich bitten, meine Besuche bei ihr einzustellen. Sie wüßten, daß darüber gesprochen würde, ein armes Mädchen habe keinen anderen Schatz, als seinen guten Ruf. Die Nachbarn hätten gemerkt, daß ich ihr Blumen geschickt, das müsse nun aufhören und überhaupt Alles aus sein.

„Ich war sehr bestürzt, aber zugleich wußte ich, was zu thun nun meine Schuldigkeit war. Ohne der Mama nur mit einer Silbe zu antworten, öffnete ich die Thür zu dem Zimmerchen meiner Geliebten. Da saß das arme Wesen im Dunkeln auf ihrem Schlafdivan, in bitteren Thränen, und fuhr in die Höhe, streckte beide Hände gegen mich aus, um mich fern zu halten, und als ich fragte, ob sie denn glauben könne, ich würde es ertragen, sie nicht mehr zu sehen, sank sie laut aufschluchzend auf das Sopha zurück.

„Ich brauche wohl nicht weiter zu erzählen, was nun folgte. Als ich ein paar Stunden später die Frauen verließ, war ich ein glücklicher Bräutigam — nein, noch kein ganz glücklicher. Ich hatte versprechen müssen, mich nicht eher wieder bei meiner Braut blicken zu lassen, als bis ich mit dir gesprochen hätte.

„Das wollte ich nun gleich am anderen Morgen thun. Aber theils der gerade jetzt ziemlich strenge Dienst, theils daß ich wußte, wie schwer du dich darein finden würdest — o Mutter, und doch, wenn du sie erst kennen wirst! Alles wird dir begreiflich sein und daß es nothwendig so hat kommen müssen, daß es eine Fügung des Himmels war —"

„Den Himmel laß aus dem Spiel!" unterbrach sie ihn schroff. „Es ist frevelhaft, ihn für all unsre Schwächen und Thorheiten verantwortlich zu machen. Begreifen kann ich nun freilich, wie Alles so weit gekommen ist. Aber daß es nun nach deinem Sinn so weitergehen müsse, scheint mir noch nicht durch eine himmlische Fügung verordnet zu sein. Ich brauche dir nicht zu betheuern, daß ich deinem wahren Glück nie im Wege stehen werde. Aber darüber muß ich erst ins Klare kommen. Wenn es sich herausstellen sollte, daß ein paar schöne Augen dich bethört haben — es sind schon andere Verlobungen wieder aufgelöst worden. Jedenfalls verbiete ich dir, jetzt schon irgend Jemand wissen zu lassen, daß der Sohn des Oberst von Sacken sich mit einer Ladenmamsell verlobt hat."

Er hatte Mühe, so ehrfurchtsvoll er sonst der Mutter begegnete, ein heftiges Wort zurückzuhalten.

„Ich habe dafür gesorgt," sagte er kalt, „daß meine Braut nicht mehr in ihrer dienstbaren Stellung geblieben ist, obwohl bekanntlich ehrliche Arbeit Niemand zur Unehre gereicht. Daß du mit dir zu Rathe gehst, eh du deinen Entschluß fassest, versteht sich. Ich möchte dich aber bitten, liebe Mutter, es nicht zu lange damit anstehn zu lassen. Für uns Beide ist die Ungewißheit peinlich, und im Grunde hat das Zögern ja auch keinen Zweck. Das Wort, das ich diesem Mädchen

gegeben habe, ist mir ganz so heilig, wie wenn sie eine Baronesse wäre und nicht eine ‚Ladenmamsell‘.“

Er verneigte sich vor der Mutter förmlich, wie wenn sie ihm plötzlich eine Fremde geworden wäre, und ging rasch hinaus.

* * *

Sie war kaum allein, so sank sie auf den Stuhl vor dem Schreibsecretär und stützte den grauen Kopf auf beide Arme.

In ihrem langen Leben war manches Weh über Frau **Hildegard von Sacken** gekommen, das sie mit starker Seele zu ertragen gewußt hatte. Was ihr in dieser Stunde geschehen war, hatte sie ins innerste Mark getroffen und so gewaltsam erschüttert, daß sie eine Weile wie betäubt dasaß, unfähig irgend einen klaren Gedanken zu fassen.

Sie hatte sich sehr richtig bezeichnet, als sie ihrem Sohne sagte, sie habe ein enges Herz, wenige Menschen hätten Platz darin. Nach dem Tode ihres Mannes, den sie leidenschaftlich geliebt, hatte die Liebe zu ihrem Kinde dies herrische Herz völlig ausgefüllt. Alle ihre Gedanken, Wünsche, Sorgen und Freuden hatten sich an dies eine Haupt geknüpft, und kein Opfer wäre ihr zu schwer erschienen, um alles Unheil von ihm fern zu halten. Doch auch alles Glück sollte ihm aus ihrer Hand kommen. Mit immer reger Eifersucht wachte sie darüber, daß das Herz des Knaben vor allen anderen Menschen ihr zu eigen blieb, mißgönnte ihm fast seine flüchtigen Knabenfreundschaften im Kadettencorps und sorgte, als er von Lichterfelde nach Berlin gekommen und ins Regiment eingetreten war, für eine freundliche, auch nicht ungesellige Häuslichkeit, in der ihr Liebling sich wohler fühlen sollte, als unter Kameraden, die ihn zu leichtsinnigen Jugendstreichen verführen konnten.

Als dies dann auf die Länge nicht mehr durchzuführen war, da der Mündiggewordene anfing, sich nach etwas mehr Freiheit zu sehnen, hatte sie durch ihren Einfluß an der maßgebenden Stelle es durchzusetzen gewußt, daß der junge Leutnant zu dem Regiment in jener Provinzstadt versetzt worden war, wo das Mutterauge ihn besser überwachen konnte als in dem großen Babel der Reichshauptstadt. Sie hatte ihm diese Veränderung, die er in seiner Arglosigkeit nicht entfernt als ihr Werk ansah, dadurch lieb zu machen gesucht, daß er in der kleinen Garnison einen ihm sehr befreundeten Kameraden aus der Kadettenzeit wiederfinden sollte, einen gewissen **Wimpffen**, der ein paar Jahre älter als ihr Wilhelm war und nahe vorm Oberleutnant stand. Auf der Schule hatte er den zarten jungen Menschen, der viel geliebt, aber auch viel gehänselt wurde, freundschaftlich bevormundet und ihm gewisse Überzartheiten, die dem Muttersöhnchen anhafteten, auszutreiben gesucht. Nun sollte er auch in der kleinen Stadt seinen Mentor machen.

Was aber hatte all diese pädagogische Bemühung genützt, da der so sorgsam Behütete plötzlich über alle Stränge geschlagen und sich unterstanden hatte, in der wichtigsten Lebensfrage nur nach eigenem Gelüst zu entscheiden! Der Ton, in dem er gesprochen, als er sich von der Mutter verabschiedete, war nie vorher von seinen Lippen gekommen. Etwas Starres und Stählernes klang darin, das sich durch keine mütterliche Liebe oder Strenge biegen oder brechen ließ. Nicht Rath zu erbitten, war er zur Mutter gekommen; seinen Willen hatte er ihr mitzutheilen gehabt, an dem Nichts mehr zu rühren und zu rütteln war, auch wenn alle Vernunft, aller Schmerz und Kummer der Frau, der er bisher sein Leben willig überlassen hatte, sich dagegen empörte. Hatte sie darum ihn so lange ängstlich überwacht, ihm alle jugendlichen Thorheiten des Herzens fern gehalten, daß nun auf einmal dies Herz in einer so wahnwitzigen Leidenschaft sich an einem unwürdigen Gegenstand entflammen und alle Schranken einer geregelten ehrenvollen Zukunft niederwerfen sollte? Sie kannte ihn zu gut, um sich die geringste Hoffnung zu machen, daß er noch Vernunft annehmen und das unselige Verhältniß lösen würde, weil sie es wünschte. Das hatte er ja auch vom Vater, daß ihm sein einmal gegebenes Wort heilig war. Und doch — sich darein ergeben, daß er diese mindestens sehr unebenbürtige Person heimführte — sein schönes junges Leben auf dem freudlosen Gut mit einer Frau hinbrächte, die doch wahrscheinlich eine Komödie gespielt

hatte, um ihn einzufangen, mit einer Schwiegermutter dieser Sorte, über die er selbst sich nicht täuschte — sie hätte geglaubt, ihren heiligsten Mutterpflichten untreu zu werden, wenn sie sich in dies Alles wie in ein unabänderliches Schicksal ohne Kampf gefügt hätte. Sie wußte, daß ein paar schwarze Augen in einem reizenden Gesicht größere Macht haben über ein Jünglingsherz als die liebevollsten Mutteraugen, die durch Nachtwachen und Thränen über ein theures Kind trübe geworden sind. Aber gleichwohl, so leichten Kaufs sollte ihr dieser einzige Schatz ihres Lebens nicht vom Herzen gerissen werden. Das war sie dem gütigen Gotte schuldig, der ihn ihrer Sorge anvertraut hatte.

Als die alte Regine eintrat, um zu fragen, ob sie den Thee bringen solle, fand sie die Herrin noch auf demselben Fleck vor dem Secretär. „Wie spät ist's denn?" fragte sie, wie aus einem Traum aufwachend.

„Es geht auf Acht. Wilhelmchen is ja schon vor zwei Stunden gegangen. Was er nur gehabt hat? Er hat ganz blaß und wie verdattert ausgesehn, und an mir is er vorbei, ohne mir nur adjö zu sagen. Frau Obersten werden ihn doch nicht gezankt haben? Jesus, was kann so 'n guter Sohn, so 'ne Seele von einem Menschen ausgefressen haben, daß die Frau Mutter ihm ein so böses Gesicht macht? Wenn er auch Schulden gemacht hätte, na ja, im Casino soll's flott hergehn, und Frau Obersten haben's ja auch dazu. Nee, ich war ganz wie versteinert, wie er so an mir vorbeigerannt ist. Was ist's denn nur gewesen?"

„Bringe den Thee und dann komm nur wieder herein, wenn ich klingle. Ich habe zu arbeiten und will nicht gestört werden."

Die treue Alte trollte sich mit einem tiefen Seufzer. In den dreiundzwanzig Jahren, seit sie im Hause war, war sie von ihrer Herrin durch ein großes Vertrauen verwöhnt worden, zumal wenn es ihr „Wilhelmchen" betraf. Was war geschehen, daß sie nun mit ihrer Theilnahme so unsanft zurückgewiesen wurde?

* *
*

Sie schlief diese Nacht schlechter als sonst. Die Mutter aber, nachdem sie noch lange aufgesessen und ihren Thee hatte kalt werden lassen, erhob sich endlich mit ganz ruhigem Gemüth und fand denn auch bald den Schlaf.

Sie hatte einen Entschluß gefaßt, der all ihre Sorgen auf Einen Schlag zerstreute, und zweifelte keinen Augenblick, daß es auf diese Art gelingen werde, ihr den Sohn zu erhalten. Daß es ihm einen Schmerz machen würde, sagte sie sich wohl auch. Aber da es zu seinem Besten war, konnte sie's ihm nicht ersparen.

So schlief sie ruhig bis an den Morgen. Als sie sich angekleidet hatte, wobei ihr Niemand helfen durfte, und nach ihrem Frühstück klingelte, erzählte ihr die Regine — immer noch mit einem gekränkten Gesicht —, der Herr Leutnant sei gestern später als sonst nach Hause gekommen, „aus dem Casino". Die Mutter wußte es besser, wo er den Abend zugebracht hatte. Dann verlangte sie Hut und Mantel zum Ausgehn. Es sei erst neun! wagte die Dienerin zu bemerken. Die gnädige Frau war, so lang sie denken konnte, nie so früh hinausgekommen. Auch wehe eine scharfe Morgenluft. „Bring nur die Sachen!" war die trockene Antwort. Dann verließ die schweigsame Frau, fest eingehüllt in einen schwarzseidenen pelzgefütterten Mantel, das Gesicht verschleiert, ihre Wohnung.

Draußen lag eine grelle Morgensonne auf den Dächern und schmolz eilig die dünnen Schneeflocken weg, die von dem Nachtsturm noch zurückgeblieben waren. Die Straßen waren menschenleer, die Kirche fing erst eine Stunde später an, selbst die Kinder, die sonst am Sonntagmorgen auf dem Marktplatz sich tummelten, hielt die rauhe Luft in den Häusern. Hie und da begegnete ihr Jemand, der sie kannte. Die Frau Oberst, obwohl sie sich nur selten in der Stadt blicken ließ, war durch ihre mächtige Gestalt und die vornehme Haltung eine zu auffallende Erscheinung, um die kleinstädtische Neugier nicht zu beschäftigen. Sie schien es heute aber nicht zu bemerken, wenn Jemand den Hut vor ihr zog oder eine Frau ihr ein Compliment machte. Starr vor sich hin blickend, schritt sie über das schlüpfrige Pflaster und trat endlich in einen Laden, der ausnahmsweise noch nicht geschlossen war. Sie kaufte aber nichts, bat nur um das Adreßbuch und entfernte sich, nachdem sie

das Gesuchte darin gefunden hatte, mit einem kurzen Gruß und Dank.

Dann ging sie weiter, den Mantel fest um sich ziehend, da sie ein Frösteln verspürte, dessen Ursache nicht bloß in der rauhen Herbstluft lag. Zuweilen warf sie einen spähenden Blick um sich her, ob auch Niemand ihrer näheren Bekanntschaft sie hier gehen sähe. Dann aber kam sie in die äußeren Stadttheile, wo nur kleine Leute wohnten, da wurde sie ruhiger.

Und endlich sah sie das Haus, wie ihr Sohn es beschrieben hatte, im Erdgeschoß der Laden des Klempners, dessen Schaufenster heute geschlossen war, darüber seine Wohnung, zwischen den Doppelfenstern kleine Geranien- und Cactustöpfe, im zweiten Stock drei Fenster, deren Scheiben, wie ihr scharfes Auge sogleich erkannte, seit langem nicht geputzt worden waren.

Eine Magd des Hausherrn, die ihr unten begegnete, wies sie auf die Frage, ob hier Frau Eunicke wohne, die schmale Treppe hinauf, die unter ihrem schweren Tritt knarrte. Auch mußte sie auf dem ersten Absatz einen Augenblick still halten, ihr Herzklopfen zu beschwichtigen. Dann stieg sie langsam vollends hinauf.

Es war nicht allzu hell auf dem oberen Treppenflur. Eine kleine dicke Frau stand dort vor der offenen Thür ihrer Wohnung mit dem Ausbürsten eines Frauenrockes beschäftigt. Als sie die große Gestalt der Frau Hildegard auftauchen sah und die Frage hörte, ob Fräulein Antonie zu Hause sei, ließ sie die Arme sinken, und ein Ausruf des Erstaunens kam von ihren Lippen.

„Herr du meine Güte!“ rief sie, „nein, die Überraschung! Die gnädige Frau Baronin, die uns die Ehre giebt! Und ich hier in meinem Morgenschlumper, nicht einmal die Haare ordentlich gemacht! Aber wer hätte sich auch träumen lassen — in aller Herrgottsfrühe noch vor der Kirche — gnädige Frau müssen schon entschuldigen —“

Während sie dies hervorsprudelte, hatte die Oberstin Zeit gehabt, sich die Frau anzusehen, die sich unterstehen wollte, die Schwiegermutter ihres Sohnes zu werden. Auch in dem Helldunkel des Flurs konnte man allerdings erkennen, daß dieser kleine Puppenkopf mit den unordentlich aufgesteckten blonden Haaren vor Zeiten jenseits der Lampen wohl eine verführerische Erscheinung gewesen sein mochte, so zierlich war das Näschen über dem Rococo-Mündchen, und so schmachtend blickten noch heute die wasserblauen Äugelchen. Auch ihre Figur war bei aller Fülle noch zierlich in ihren Bewegungen, und die Stimme klang wie ein etwas eingerosteter Sopran, aber mit allerlei einschmeichelnden Accenten. Gleichwohl wirkte das Ganze so wenig anziehend, daß ein Menschenkenner auch ohne die persönliche Stimmung der Mutter diese Frau richtig taxirt haben würde.

„Ich bitte mich zu Fräulein Antonie zu führen, falls sie zu Hause ist!“ sagte jetzt Frau Hildegard in barschem Ton, ohne davon Notiz zu nehmen, daß sie doch unzweifelhaft die Mutter vor sich hatte. „Es ist zwar nicht die gewöhnliche Besuchstunde, aber ein dringendes Geschäft führt mich her.“

„Eine große Ehre, wie gesagt,“ fiel die Frau sogleich wieder ein. „Ich erlaube mir übrigens mich vorzustellen, Frau Amanda Eunicke, Wittwe des königlichen Opernregisseurs Eunicke und Mutter dieser meiner einzigen Tochter, der die Frau Baronin die Ehre erweisen will —“

„Ich bin keine Baronin,“ fiel ihr die Oberstin scharf ins Wort. Sie nannte ihren Namen.

„Ist ja nicht nöthig, gnädige Frau sind mir ja längst vom Sehen bekannt, und dann — Ihr Herr Sohn, der Herr Leutnant — aber ich lasse die gnädige Frau immer noch hier draußen stehen — ich bitte tausendmal um Entschuldigung, aber es ist in unserer Wohnung noch nicht zusammengeräumt — wir haben kein Dienstmädchen — und da es gestern Abend so spät geworden ist, bis wir zu Bette kommen konnten — meine Toni ist sonst gewohnt früh aufzustehen — sie mußte ja schon um acht Uhr im Geschäft sein — bis vor acht Tagen, da hat der Herr Leutnant“ — (sie besann sich, daß sie vielleicht etwas sagen wollte, was der Mutter noch nicht bekannt war) — „nun, wenn die gnädige Frau ein Auge zudrücken wollen — bitte nur hier herein — da rechts ist die Küche, geradeaus unsre gute Stube, und zu beiden Seiten hat Jedes von uns sein Zimmer — klein, aber behaglich — Toni, was

sagst du? Das hättest du dir nicht träumen lassen, wer dir hier die Ehre erweisen will —"

* *
*

Mit diesen Worten hatte sie die Thür des mittleren Zimmers aufgerissen und war zurückgetreten, dem Besuch den Vortritt zu lassen. Was Frau Hildegard's scharfes Auge drinnen mit dem ersten Blick wahrnahm, sah nicht gerade einladend aus.

Man sah es dem Zimmer an, daß hier die Trümmer eines früher behaglicheren Haushalts zusammengestellt waren, alte Plüschmöbel, verblichene Teppiche, über dem Sopha ein ovaler Spiegel in einem Goldrahmen, der vielfache Beschädigungen aufwies. An der Wand werthlose Kupferstiche und eine Menge Photographieen, auf dem Tisch, dessen bunte Decke ebenfalls fleckig und verschossen war, ein paar Albums und eine Schale mit Visitenkarten. Auf dem Sopha aber, wie eine Schlange in sich zusammengeschmiegt, die schlanken Glieder in einen Schlafrock von zweifelhafter Sauberkeit gehüllt, die reichen schwarzen Haare aufgelöst und die Stirnlöckchen in schwarzen Wickeln, lag das junge Fräulein, das in dieser Verfassung ihrem Ruf, das schönste Mädchen der Stadt zu sein, nicht sonderlich entsprach.

Sie war in einen Leihbibliotheksroman vertieft, den sie mit der linken Hand hielt, während sie mit der rechten aus einer eleganten Schachtel, die neben ihr stand, ein Confect nahm, um es zum Munde zu führen.

Als die Mutter die Thür öffnete und die Oberstin auf der Schwelle erschien, schoß ihr eine dunkle Röthe ins Gesicht. Mit einem bösen Blick und dem heftigen Ausruf: „Aber Mama, wie kannst du nur —!" fuhr sie blitzschnell in die Höhe, warf ihr Buch hinter das Sopha, und die Confectschachtel ergreifend, schoß sie an der fremden Dame vorbei in das Nebenzimmer. „Nur einen Augenblick, gnädige Frau!" rief sie zwischen Thür und Angel zurück. „Ich bin in einem so gräulichen Zustand, Mama wird Ihnen erklären — gleich bin ich zu Ihren Diensten."

Sie zog die Thüre hinter sich zu. Jetzt erst trat die Oberstin ein.

„Das arme Ding!" sagte die Mutter. „Gnädige Frau müssen nicht denken, daß sie sich immer so gehen läßt! Sie ist sonst die Sauberkeit und Ordnung selbst, immer adrett und à quatre épingles, aber wie gesagt, gestern ist's ein bischen spät geworden, und doch hat sie sich noch die Haare waschen wollen, wie jeden Sonnabend, na, und dann hat sie sich heut morgen verschlafen, und eben erst ist sie aus den Federn gekrochen, und weil's Sonntag ist und sie schon gestern das Buch angefangen hatte — ‚lies nur weiter, Herzchen!' sagt' ich, ‚ich bürste dir indessen das Kleid aus, daß du's anziehn kannst, wenn du in die Kirche gehst,' denn darauf hält sie, mein gutes frommes Kind, jetzt noch mehr als früher. ‚Denn,' sagt sie, ‚ich muß es jetzt für dich mit thun, Mama,' sagt sie. Ich nämlich, müssen gnädige Frau wissen, leide schon seit drei Jahren an der Gicht, und darum, wenn die Kirche mir auch sehr abgeht, ich kann's nicht mehr riskiren, auf dem kalten Steinboden — aber die gnädige Frau stehen noch immer, und ich dumme Person, anstatt zu schwatzen —"

Sie schob den Tisch ein wenig vom Sopha weg, ihrem Besuch den Zugang bequemer zu machen. Zugleich schickte sie sich an, ihr den Pelzmantel abzunehmen, aber eine entschiedene Geberde wies sie zurück. Eben wollte sie, mehr und mehr durch Frau Hildegard's schweigsame Haltung aufgeregt, die Frage thun, ob sie der gnädigen Frau nicht mit einer Erfrischung aufwarten könne — sie hatte allerlei parfümirte Liqueure im Vorrath, denen sie selbst nur allzu eifrig zusprach —, als sich die Thür öffnete und die Tochter wieder eintrat.

Es war erstaunlich, wie sie sich in den wenigen Minuten verwandelt hatte. Sie war in ein lichtgraues wollenes Kleid geschlüpft, das die schlanke Fülle ihrer Gestalt eng umschloß. Das reiche dunkelbraune Haar hatte sie in einen schweren Knoten zusammengefaßt und das Kraushaar um ihre weiße Stirn zierlich geordnet. Sie war wirklich sehr reizend, auch die alte Dame, die nicht gut von ihr dachte, mußte sich's gestehn, daß ein unerfahrenes Leutnantsherz an der stillen Glut dieser goldbraunen Augen wohl Feuer fangen konnte, zumal wenn sie, wie jetzt, die Lider schüchtern aufschlug, so daß die schwarzen Wimpern leise zitterten.

Sie war sichtlich bemüht, den Eindruck einer ungezügelten Natur, den ihr erstes Auffahren gegen die eigene Mutter gemacht hatte, zu verwischen.

„Ich muß nochmals sehr um Entschuldigung bitten, gnädige Frau," sagte sie mit einer sanften, melodischen Stimme — „Mama wird Ihnen erklärt haben — ich bedaure unendlich, daß ich die gnädige Frau habe warten lassen — aber darf ich nicht bitten —"

Sie deutete auf das Sopha. Die alte Dame aber setzte sich auf einen der verschossenen Plüschsessel und lüftete ein wenig ihren Mantel oben am Halse. „Bitte, setzen Sie sich, mein Fräulein," sagte sie kurz. „Was ich Ihnen zu sagen habe, wird allerdings bald geschehen sein — nein, lassen Sie mir den Mantel, es ist nicht gerade warm bei Ihnen —"

„Ich werde sogleich Feuer machen, wenn die gnädige Frau nur einen Augenblick —"

„Bemühen Sie sich nicht! Wie gesagt, ich werde Sie nicht lange belästigen. Vorzustellen brauche ich mich wohl nicht. Mein Sohn hat Ihnen wohl von mir gesprochen. Von Ihnen sagte er mir gestern Nachmittag das erste Wort und wird Ihnen dann hinterbracht haben, wie ich diese Mittheilung aufgenommen habe."

Sie machte eine Pause und sah dabei scharf in das Gesicht des Mädchens, das sich, mit dem Rücken gegen das Fenster, ihr gegenübergesetzt hatte, so daß ihre Züge im Schatten waren.

Nach einem kurzen Schweigen, in dem sie ihre Worte zu suchen schien, erwiederte sie leise und beklommen: „Wilhelm hat mir allerdings gesagt, daß seine Frau Mutter ihm zürne, weil er ihr nicht früher sein Geständniß gemacht hat."

Den Namen ihres Sohnes mit so gewohnter Vertraulichkeit von diesem fremden Mädchen aussprechen zu hören, gab der Mutter einen Stich ins Herz.

„Der Leutnant von Sacken hätte allerdings die Pflicht gehabt, eh er sich mit Fräulein Eunicke verlobte, die Erlaubniß seiner Mutter einzuholen. Da dies aber einmal versäumt ist, handelt es sich nicht mehr um einen nachträglichen, sehr überflüssigen Unwillen, sondern darum, wie dieser thörichte Streich noch gut zu machen ist. Zu diesem Zwecke bin ich hier und hoffe, Sie, mein Fräulein, werden mir dabei keine Schwierigkeiten machen."

Trotz der Abkehr vom Licht sah die Sprecherin, daß im Gesicht des Mädchens eine dunkle Röthe aufstieg.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte sie, den Kopf stolz aufrichtend, „ich habe Sie wohl nicht richtig verstanden. Meine Person mag Ihnen so wenig anziehend erscheinen, daß Sie es eine Thorheit nennen, wenn ein junger Mann mich mit anderen Augen ansieht und mich zu seiner Frau zu machen wünscht. Aber wie es auch damit sei, es ist nun einmal eine Thatsache, daß Ihr Herr Sohn diese Thorheit begangen hat, und da ich weiß, daß ich im Stande bin, ihn so glücklich zu machen, wie er es verdient, begreife ich nicht, daß Sie im Ernst daran denken können, was Gott zusammengefügt hat, zu scheiden."

Die Mutter runzelte die Stirn, die Falte zwischen ihren Brauen vertiefte sich drohend.

„Ich bitte den Namen Gottes nicht zu mißbrauchen," sagte sie. „Einstweilen hat nur jugendlicher Leichtsinn ein Band geschlossen, das mit einigem guten Willen leicht zu lösen ist."

„Herr Leutnant von Sacken ist majorenn und hat mir sein Wort verpfändet, das zu halten er ehrenhaft genug sein wird," erwiederte das Mädchen ruhig. „Sie bemühen sich also ganz umsonst, gnädige Frau, und es ist mir sehr schmerzlich, daß Sie nicht, wie ich gehofft hatte, gekommen sind, die Braut Ihres Sohnes kennen zu lernen, die Alles gethan haben würde, Ihnen eine gute, liebevolle Tochter zu werden, sondern in der feindseligen Absicht —"

„Ich bitte —" unterbrach sie die Mutter, „mich hat durchaus kein Haß gegen Sie hierhergeführt. Ich kann es Ihnen nicht verdenken, daß Sie sich nicht besonnen haben, der Werbung meines Sohnes Gehör zu geben. Er gilt ja — nicht bloß in den vielleicht bestochenen Augen seiner Mutter — für einen liebenswürdigen jungen Menschen, und auch, daß er sich in Sie verliebt hat, rechne ich ihm nicht zur Sünde an. Nur — lieben und heirathen ist zweierlei. Und darum wundre ich mich — denn aus Ihrer Art, sich zu äußern, ersehe ich, daß

Sie einen klaren Verstand haben und sehr wohl wissen, was Sie thun — sagen Sie mir aufrichtig, mein Fräulein, da Sie doch auch alt genug sind, die Welt zu kennen — wie alt sind Sie eigentlich?"

„Seit wenigen Wochen zwanzig."

„Nun, so haben Sie doch Zeit und Gelegenheit genug gehabt, zu erfahren, daß es in der Welt nicht immer so hergeht, wie unser Herz sich wünscht. Sie müssen sich doch gesagt haben, daß, wie Ihre Verhältnisse nun einmal sind, keine Aussicht ist, daß mein Sohn die Erlaubniß erlange, sich mit Ihnen zu vermählen, daß er, auch wenn er die Einwilligung seiner Mutter entbehrlich fände, nicht Offizier bleiben kann ohne die Zustimmung seiner Vorgesetzten, die er in diesem Falle nie erlangen wird."

Ein etwas scharfes Lächeln umspielte den Mund des schönen Mädchens.

„Gewiß, darüber war ich nicht im Zweifel. So ungerecht ein solches Vorurtheil auch ist, man ist machtlos dagegen. Weil ich in der Wahl meiner guten Mutter nicht vorsichtiger gewesen bin und ganz zufrieden damit war, das Kind einer ehemaligen Choristin und eines Opernregisseurs zu sein, deßhalb werde ich nicht würdig befunden, in den Kreis der Offiziersdamen aufgenommen zu werden. Ich gehöre eben zu den Parias. Und weil ich das wußte, habe ich auch den Herrn Leutnant von Sacken angefleht, jeden Verkehr mit mir einzustellen. Ich fühlte nur zu sehr, wie sehr er meiner Ruhe gefährlich war. Erst als er mir erklärte, er habe den militärischen Beruf nur nach dem Willen seines Vaters ergriffen, er werde es als eine Befreiung begrüßen, wenn er den Dienst quittiren und hinfort mit mir auf dem Lande leben könne — erst da gab ich ihm mein Jawort. Hat er Ihnen hiervon nichts gesagt, gnädige Frau?"

Die Mutter blieb ihr die Antwort schuldig. Erst nach einigem Besinnen sagte sie: „Und wovon glauben Sie daß er mit Ihnen auf dem Lande leben werde?"

Das Mädchen stieß ein kurzes Lachen hervor. „Nun — wovon man eben auf dem Lande lebt· vom Ertrage der Landwirthschaft."

Ein finsterer Blick der Mutter schlug diese heitere Regung nieder.

„Sie haben sehr Recht, mein Fräulein, vorausgesetzt, daß man ein Gutsbesitzer ist, oder so viel besitzt, um eine Pacht zu bezahlen. Ich muß Ihnen aber bemerken, daß Beides auf meinen Sohn nicht zutrifft. Wenn er Sie heirathet und damit seine Carrière aufgiebt, befindet er sich vis-à-vis du rien. Ist Ihre Liebe zu ihm so heiß, daß Sie auch mit einer Hütte und seinem Herzen vorlieb nehmen möchten? Denn ich — das erkläre ich Ihnen offen — ich ziehe meine Hand für immer von ihm ab, wenn er diese thörichte Verlobung nicht aufhebt, und da ich noch nicht sechzig bin und mich einer vortrefflichen Gesundheit erfreue, kann es noch zwanzig Jahre dauern, bis mein verlorener Sohn in den Genuß des Pflichttheils von seinem mütterlichen Erbe gelangt."

Es war eine Weile still zwischen der Alten und der Jungen. Im Nebenzimmer hörten sie die Mama hin und her gehen, Schrank und Kommode öffnen, offenbar um eine möglichst vortheilhafte Toilette zu machen.

„Gnädige Frau," sagte das Mädchen endlich, „es betrübt mich aufrichtig, daß ich Ihnen so sehr antipathisch bin, daß Sie den Gedanken, mich als die Frau Ihres Sohnes zu denken, unerträglich finden. Allerdings hoffe ich immer noch, Ihren Widerwillen mit der Zeit zu überwinden. Aber wenn ich auch nicht so glücklich sein sollte, — Ihr Sohn liebt mich nun einmal und hat mir sein Wort gegeben, nicht von mir zu lassen, und da auch ich ihn liebe, sehe ich nicht ein, wie elende äußere Rücksichten —"

Frau Hildegard stand auf. „Wenn es wahr ist, daß Sie ihn lieben, so beweisen Sie es jetzt. Ich kenne meinen Sohn und weiß, daß er vielerlei Interessen hat, dazu ein lebhaftes Freundschaftsbedürfniß. Auf all das müßte er verzichten, wenn er aus seinem bisherigen Kreise heraustråte und in irgend einer subalternen Stellung ein kärgliches Brod suchte. Er ist verwöhnt durch eine Erziehung, wie ich sie ihm bei meinen reichen Mitteln gewähren konnte. Mehr noch als für sich selbst wird ihm die Enge eines kümmerlichen Lebenszuschnitts für Diejenige peinlich sein, der er die Hände unter die Füße legen möchte. Soll er es ertragen, daß seine Frau wieder Handschuhe verkauft, um zu den Kosten des Haushalts etwas

beizutragen, während er im Tagelohn als Schreiber bei einem Advocaten arbeitet? Er wird unglücklich werden und Sie unglücklich machen. Wenn es also mehr als eine Redensart ist, daß Sie ihn lieben und nur sein Glück wollen —"

„Sie vergessen, gnädige Frau, daß er ein Mann von Ehre ist. Keine Zukunftssorge wird ihn dahin bringen, mir sein Wort zu brechen."

„Gewiß. Aber wenn Sie selbst ihn nun dieses Wortes entbinden wollten —?"

„Sie muthen mir zu —"

„Mein liebes Fräulein, ich kenne Sie noch wenig, so viel aber glaube ich zu wissen, daß Sie von Beiden die Verständigere, vielleicht auch die Kühlere sind. Sie müssen daher nachgeben, zu seinem Besten. Ich will Ihnen glauben, daß es Ihnen ein großer Schmerz sein wird — aber Sie müssen ihn auf sich nehmen. Freilich — wenn Sie hier am Ort bleiben, kann ich nicht hoffen, daß die Geschichte zu einem raschen Ende kommt. Darum müssen Sie mit Ihrer Mama die Stadt verlassen, und Niemand darf erfahren, wohin Sie sich wenden. Wenn er dann Ihren Abschiedsbrief erhält, in dem Sie ihm sein Wort zurückgeben — nun ja, er wird außer sich gerathen, toben und wüthen, und ich werde eine Weile seine Liebe vermissen. Das Alles heilt aber die Zeit. Auch bei Ihnen. Sie werden einen Andern finden, bei Ihrem Äußeren kann es daran nicht fehlen, und was ich dazu beitragen kann — so viel ich weiß, sind Sie ohne Vermögen, und selbst ein so schönes Mädchen wie Sie — die Männer sind alle geldsüchtig und müssen's vielleicht auch sein, um eine Familie gründen zu können. Ich habe darum beschlossen, Ihnen eine Summe mit auf den Weg zu geben, die Ihnen zur Mitgift dienen könnte, ich dachte so an dreißigtausend, aber wenn Ihnen das zu wenig scheint — Sie werden ja auch vom Umzug Kosten haben — nein, warum regt Sie mein Anerbieten so heftig auf? Ich versichere Sie —"

Das Fräulein war aufgestanden. Den Kopf stolz in den Nacken werfend, sah sie der alten Dame mit einem seltsam kalten, herausfordernden Blick grade ins Gesicht. Jede Spur der früheren Unterwürfigkeit war verschwunden.

„Ich sehe aus Ihrem Anerbieten, gnädige Frau, wie sehr Sie mich geringschätzen. Ich würde mir selbst so verächtlich vorkommen, wie Ihnen, wenn ich mir meine Liebe abkaufen ließe. Sie werden mich entschuldigen, wenn ich es unter meiner Würde halte, hiernach unsere Unterhaltung fortzusetzen. Ich habe die Ehre —"

Sie verneigte sich mit einer vornehmen Geberde wie eine beleidigte Prinzessin und ging rasch nach der Thür ihres Zimmers.

In diesem Augenblick trat ihre Mutter aus dem ihrigen herein. Sie hatte, so gut sie es vermochte, sich in Staat geworfen, offenbar in der Meinung, in der gnädigen Frau Oberstin jetzt die künftige Schwiegermutter ihrer Tochter begrüßen zu können. Sie trug ein Kleid aus schwarzem Moirée, das vor zwanzig Jahren ihr Festkleid gewesen war, darüber eine altmodische goldene Kette, den blonden Kopf mit vielen Löckchen frisirt, auf den Wangen zwei naive Grübchen, da sie ihr zierlichstes Lächeln für den großen Moment in Bereitschaft hielt. Aber der kleine süßliche Mund verzog sich zu einer erstaunten Grimasse, als sie ihre Tochter mit gerunzelter Stirn in ihr Zimmer eilen und die Thür lebhaft hinter sich zuschlagen sah.

„Aber Kind," rief sie, „was fällt dir ein? Was ist denn geschehen? Können Sie mir erklären, gnädige Frau —"

„Was ich zu sagen hatte, habe ich dem Fräulein bereits gesagt," schnitt ihr die alte Dame das Wort ab. „Lassen Sie sich's von Ihrer Tochter berichten; vielleicht fällt Ihre Antwort anders aus, worüber ich dann eine Mittheilung erwarte. Adieu!"

Sie wandte sich mit einem kurzen Nicken ab und ging, ihren Mantel wieder fest um sich ziehend, aus der Thür.

(Schluß folgt.)



Briefe von Carl Maria von Weber
an Hinrich Lichtenstein.

Herausgegeben
von
Ernst Rudorff.

I.

Aus dem Nachlaß meiner Patin, der Frau Pastorin Marie Hoffmeister geb. Lichtenstein, bei deren Taufe am 18. Mai 1817 wiederum Carl Maria von Weber zu Gevatter gestanden hatte, sind die Originale der nachfolgenden Briefe Webers an ihren Vater in meinen Besitz übergegangen. Sie haben dem verstorbenen Hofrat Max Maria von Weber vorgelegen, als dieser die Biographie seines Vaters schrieb, und auch Fr. W. Jähns hat sie für seine vortreffliche katalogische Arbeit über die Kompositionen Webers benutzt. Eine Reihe größerer und kleinerer Bruchstücke daraus wird man also verstreut in diesen Werken bereits gedruckt vorfinden, natürlich bei weitem nicht alles und auch das Gegebene nicht immer völlig korrekt. Wenn ich mich entschließe, die Briefe trotzdem hier noch einmal unverkürzt der Öffentlichkeit zu übergeben, so geschieht dies in der Meinung, daß die zwar sehr interessante, aber auch ebenso umfangreiche Lebensbeschreibung bei der Hast unserer Tage kaum häufig wird zur Hand genommen oder gar durchgelesen werden, während der Jähnssche Katalog durch seinen im ganzen fachmännischen Charakter dem Laienpublikum vollends fremd bleibt. Auch scheint mir ferner die Beschränkung auf eine einzelne bedeutsame persönliche Beziehung Webers, wie sie hier

in dem Verkehr mit seinem vertrautesten Freunde, dem hervorragenden Naturforscher und begeisterten Musikliebhaber Hinrich Lichtenstein, gegeben ist, neben jenen anderen Werken ihren besonderen Vorzug eben in der Geschlossenheit des Rahmens zu haben, der seiner Knappheit ungeachtet ein lebendiges und in seiner Art rundes Bild sehen läßt.

Hinrich Lichtenstein wurde am 10. Januar 1780 zu Hamburg geboren. Er unternahm als noch sehr junger Mann eine Reise in das südliche Afrika, deren wissenschaftliche Erfolge seinen Ruf begründeten, und erhielt einige Jahre nach seiner Rückkehr in das Vaterland eine Stellung als Professor der Zoologie an der kurz zuvor begründeten Berliner Universität. Als solcher, und von 1815 ab als Direktor des Zoologischen Museums, lebte er bis zu seinem im September 1857 erfolgten Tode hochangesehen in der preußischen Hauptstadt. Seine lebhaft entwickelte musikalische Begabung, verbunden mit großer persönlicher Liebenswürdigkeit, brachte ihn rasch in Beziehung zu allen irgendwie musikalisch bedeutsamen Persönlichkeiten des damaligen Berlins, Künstlern wie Dilettanten, und namentlich in den Kreisen der Singakademie, für deren Gedeihen er als Vorstandsmitglied Jahrzehnte hindurch bis an sein Ende unermüdlich thätig war, bildete er schon früh einen gesellig belebenden Mittelpunkt. Diesen Kreisen vor allem gehören die Männer und Frauen an, mit denen Carl Maria von Weber bei seinem Aufenthalt in Berlin im Jahre 1812 in Beziehung trat, und von denen in dem Briefwechsel als von nahestehenden Berliner Genossen die Rede ist. Lichtensteins beste Lebensjahre waren durchleuchtet von der Freundschaft zwischen ihm und Weber, und wie sehr er diese Freundschaft als ein unvergleichliches Geschenk des Schicksals empfand, davon giebt er in eigenen Worten Zeugnis. Er hat die handschriftlichen Briefe des Freundes mit verschiedenen anderen auf ihn bezüglichen schriftlichen und gedruckten Dokumenten zusammengestellt, und dieser Sammlung eine Einleitung vorausgeschickt, die die Entwickelung seines Verhältnisses zu Weber schildert. Abgesehen von einigen unwesentlichen Stücken, Zeitungsartikeln, Reden, Gedichten, Kompositionen anderer zu Ehren Webers und dergleichen, erscheint das Ganze hier unverändert, wie es Lichtenstein hinterlassen hat.*

Möchten die anspruchslosen Blätter dazu beitragen, Liebe und Verehrung für den außerordentlichen Künstler neu zu beleben, aus dessen Musik der Atem deutscher Eigenart in ebenso glühender als reiner Begeisterung, in Zartheit, Innigkeit und tiefpoetischer Naturempfindung uns anweht, wie nach ihm Ähnliches nur einmal noch — in Robert Schumann — uns geboten wurde.

Berlin-Lichterfelde, Januar 1899.

Ernst Rudorff.

* * *

Lichtensteins Aufzeichnungen.

Nach einer flüchtigen Bekanntschaft, die ich im J. 1808 mit Carl Maria von Weber in Weimar gemacht hatte, sah ich ihn im Mai 1812 in Berlin wieder. Er hatte meinem alten Universitäts-Freund Flemming einen Brief überbracht, dieser ihn auf die Sing-Akademie geführt, und nach Beendigung des Gesanges machten wir einen Spaziergang, auf welchem Weber sich über unsere Gesellschaft und ihre wahre Bestimmung, sowie über die Kunst überhaupt auf eine so liebenswürdige und anziehende Weise ausließ, daß wir uns beim Zuhausegehen nicht von ihm scheiden mochten, sondern bis spät in die Nacht mit ihm auf Flemming's Zimmer beisammenblieben. Wir sahn uns dann oft, auch die andern musicalischen Freunde: Kielmann, Rungenhagen,** Wollank, beide Hellwig und Grell*** schlossen sich an. Die gastlichen Häuser Jordan-Friedel, Pierre Jordan und Gabain boten dem belebten Kreise öftere Vereinigungs-Puncte. Viele

* Anmerkung der Redaktion. Schon vor einer Reihe von Jahren wurde den „Monatsheften" Gelegenheit gegeben, aus dem Nachlasse von Hinrich Lichtenstein, und zwar durch Vermittelung von dessen hier als Carl Maria von Webers Patin erwähnten Tochter Marie, interessante Briefe von Alexander von Humboldt zu veröffentlichen. Siehe „Monatshefte" Band XIV, S. 83, April 1863, u. folg.

** Später Zelters Nachfolger als Direktor der Singakademie.

*** Später Rungenhagens Nachfolger als Direktor der Singakademie.

schöne Sommer-Abende wurden in Pankow bei den beiden ersten und bei Kielmann, sowie in Schönhausen in dem liebenswürdigen Familienkreise der Brose verlebt und durch Musik verschönert. Weber war Meister auf der Guitarre wie auf dem Flügel. Seine damals noch wenig bekannten Lieder, von ihm selbst mit schwacher aber ungemein wohlklingender Stimme in unnachahmlichem Ausdrucke vorgetragen und mit höchster Virtuosität auf der Guitarre begleitet sind das Vollendetste, was vielleicht je in dieser Gattung geleistet worden und gewannen ihm Aller Herzen. Hatte er damit im Freien die um den Theetisch versammelte Gesellschaft schon in ungewöhnlichen Schwung gebracht, so ging es an den Flügel, wo er mit dem zu allen Leistungen gerüsteten Verein von den eben daliegenden Meisterwerken der Kunst das erste beste vornahm und durch seine Gewalt über alle Mittel, jede Kraft zu ungewöhnlichem Erfolg zu befeuern verstand, daß Jeder meinte, so sei es noch nie gelungen und jetzt erst gehe ihm ein Verständniß des Werks auf. Bald, um den Sängern Ruhe zu gönnen, ließ er dann von seinen eigenen Klavier-Stücken hören, unter welchen die damals noch nicht gedruckte große Sonate in Cdur das beliebteste war. Er wußte nach eigner Laune und nach der Stimmung der Gesellschaft in dieses so oft wiederholte Stück so viel Abwechslung und Manchfaltigkeit zu legen, daß es immer eine gewisse Neuheit behielt und daß sich dem Hörer, je öfter er es vernahm, nur desto mehr die in der Tiefe der Intention liegenden Schönheiten offenbarten. Hatte ihn nachher irgend ein Gesangstück in vorzügliche Begeisterung gesetzt, so pflegte er unaufgefordert, wie wenn er nur in einem längeren Nachspiel die Schönheit eines musicalischen Gedankens festhalten und verfolgen wollte, sich in freier Phantasie über ihn zu ergehn und leistete dann, völlig Herr des Instruments durch keine Schwierigkeit der Ausführung in dem kühnsten Flug gestört und stets von dem klarsten Bewußtsein der Regel geleitet, das Außerordentlichste, was die Kunst der Klavierspieler bis dahin hervorzubringen vermochte. Den höchsten Triumph dieser Art errang er eines Abends bei Jordan-Friedel in Pankow; nachdem das bekannte vortreffliche dreistimmige Lied von Haydn: „der Jüngling hofft des Greises Ziel“ gesungen war, fuhr er, wie tief ergriffen von der Wahrheit des dichterischen Gedankens und unter wiederholtem Ausrufen der Schlußworte: „Und Keiner nimmt den Irrthum wahr“ — in leichter Modulation des Themas fort, aus dem sich bald eine auf das Kunstreichste durchgeführte dreistimmige Fuge entwickelte, die, von den Kennern mit häufigen Ausrufungen gesteigerter Bewunderung begleitet, für den unbefangen genießenden Sinn in ruhiger Klarheit dahinfloß, und sich wiegend auf den Wellen des 6/8 Tactes, den Character des zum Grunde liegenden Gedichts, trotz der verwegensten Wendungen, Umkehrungen und rhythmischen Verschiebungen immer festhielt. Kaum hatte je die muthwillige Keckheit in den glänzendsten Passagen und das Feuer im Fortschreiten vollgriffiger Accorde, womit Weber sich den Beifall sonst zu steigern verstand, eine solche Wirkung hervorgebracht, als dieses fast eintönig dahinfließende Fugenlied. G. A. Schneiders damalige übungslustige Schüler sanken vor Weber auf die Knie, Andere umarmten seine Schultern, Alles drängte sich um ihn, statt des Blumenkranzes war sein Haupt von einem Kreise freundlicher, glücklicher Gesichter wie gekrönt und die feierlich wehmüthige Stimmung, in die ihn dieser Beifall versetzte, klang bis spät in die Nacht in den tiefsten und ernstesten Weisen nach, die ich je von ihm habe hervorbringen hören. Sein Fantasiren in solcher Stimmung unterschied sich sehr von allen ähnlichen Kunstleistungen selbst größerer d. h. fertigerer Klavierspieler wie Hummel und Kalkbrenner, bei denen, auch wenn sie es noch so wenig meinen, doch immer ein Streben zu gefallen durchblickt. Bei Weber aber war es, als ob er in diesen Augenblicken erst das Organ fände, seine innersten Empfindungen vertrauten Freunden zu enthüllen und als ob sein ganzes Wesen damit beschäftigt wäre, sich ihnen verständlich zu machen. — Auch Lauska,* dessen gemüthliches höchst correctes und zierliches Spiel noch so Vielen unter uns unvergeß-

* Franz Lauska, Klaviervirtuos und Komponist, geb. 1764 in Brünn, seit 1798 in Berlin.

lich vorschwebt, mußte doch darin dem jüngeren Meister weichen, daß sein freier Vortrag, wiewohl ungemein fließend und natürlich, doch immer mehr das Gepräge einer vorbereiteten und durchdachten Arbeit als einer wirklichen unmittelbaren Eingebung hatte und der Mannichfaltigkeit der Erfindung entbehrte, die Weber in so hohem Grade besaß. Doch gelang es ihm nicht immer damit. Wenige Tage nach jenem glücklichen Abend befanden wir uns beim Fürsten Radziwill; Weber war durch irgend etwas gereizt oder verletzt und als er sich zu einer freien Fantasie über ein unmittelbar vorher gegebenes, freilich sehr unglücklich von einer vornehmen ganz unmusicalischen Person gewähltes Thema niedersetzte, gelang es ihm so wenig die gespannte Erwartung der Hörer zu befriedigen, daß diese bald aufstanden sich im Nebenzimmer zu unterhalten, worauf denn Weber schnell abbrach, seinen Hut nahm und etwas ungehalten (am mehrsten auf sich selbst) davonging.

Am liebenswürdigsten erschien Weber jederzeit in dem engsten Kreise, den Flemming, Wollank und ich um ihn schlossen. Das Dietrichsche Speisehaus, öfter noch eine Restauration unter den Linden (Nr. 72) vereinigte uns jeden Abend, den Weber, von allen Seiten mit Einladungen bestürmt, sich frei erringen konnte. Hier erklang zwar keine Musik, sie war aber der Gegenstand aller Gespräche, bald in launigen Erzählungen musikalischer Anecdoten, von welchen Weber einen unerschöpflichen Schatz besaß, vorzüglich wenn es galt, die Verkehrtheit des Dilettantenwesen, der Ziererei und Afterkunst aufzudecken, bald in ernsthafter Erörterung des Kunstmechanismus, der Geheimnisse der Composition und der Geheimnißkrämerei vornehmer Componisten, die doch keine wahren Kunstwerke hervorzubringen wüßten, wie Kirnberger und Andere. Die ganze Theorie dieser Herren sei aus der Erfahrung abstrahirt, also keine wahre Theorie; die habe die Physik zu geben, die Physiker aber seien zu wenig Physiologen und Psychologen, am wenigsten seien unter ihnen Musiker zu finden. So habe sich der Componist an die Natur und an die unverkennbare Gestalt des Schönen zu halten und werde dann alle Regeln, die ihm als tiefsinnige Weisheit gelehrt worden, leicht und natürlich befolgen, ohne der mathematischen Formel für sie zu bedürfen, u. s. w. — Es war gewöhnlich spät in der Nacht, wenn wir schieden, oft folgte noch ein Spaziergang; wer am meisten nach dem Lager verlangte, ward vor seine Thür geleitet. Eines Abends sahen wir in den Zimmern der Voitus noch Licht. Weber schlug vor, ihr einige Accorde zu singen, bestimmte den Tact und den Gang der Modulation und wir erfuhren, daß die stille Nacht den gedämpften Gesang wie fernen Hörnerklang den Ohren der Sängerin zugetragen. Seitdem ward es Gebrauch, dergleichen Ständchen zu bringen, wir erlangten darin eine ordentliche Uebung und konnten bald auf Webers Commando die schwersten Uebergänge wagen. Der Versuch gefiel, ward vor fröhlichen Tischgesellschaften aus einiger Ferne wiederholt, durch doppelte Besetzung verstärkt, und gab dann Veranlassung eine Solostimme über den Accorden anzubringen, Lieder mit Brummstimmen zu schreiben und schon bekannten eine ähnliche Begleitung anzupassen, die, weil sie vollen und weichen Tenorstimmen, wie Grell sie hatte, sehr zusagte, damals sehr in Gebrauch kam.

Webers Hauptzweck in Berlin war die Aufführung seiner Oper Silvana. Righini* hatte die Partitur gleich nach W's Ankunft erhalten und konnte sie nach seiner Art nicht anders als ungünstig beurtheilen, so daß Iffland** Schwierigkeiten machen mußte. Gern*** und Eunike*** wurden indessen in kleinen Proben von dem Werth der Arbeit überzeugt, dann ward Gürlich zugezogen, der sich der Sache lebhaft annahm und, da Righini ohnehin nach Italien abreiste, das Einstudiren und die Direction bei der Aufführung übernahm. Die erste Vorstellung fand am 10ten Juli statt und der Erfolg war bekanntlich erwünscht, obgleich einige dem italienischen Styl besonders geneigte Kunstkenner, die zum Theil noch am Leben sind, die Musik für verwerflich erklärten und meinten, Weber werde nie etwas Erträgliches zu Stande bringen. Niemand konnte

* Seit 1792 Kapellmeister an der Königlichen Oper.

** Seit 1811 Generaldirektor der Königl. Schauspiele.

*** Sänger an der Königlichen Oper.

damals auch denken, daß das, was Einem damals so fremd und zuweilen gar hart klang, in weniger als funfzehn Jahren auf den Straßen gesungen werden und in allen Ohren anklingen werde. Daß die Oper damals nicht noch mehr Glück machte, lag aber nicht allein an dieser Neuheit, noch an der Mittelmäßigkeit des Textes, sondern an der zu geringen Theater-Erfahrung des Componisten, die ihn das rechte Maaß der Stücke und die Oeconomie seiner Mittel verfehlen ließ. Am Klavier machte sie durchaus denselben Eindruck wie nachmals der Freischütz; die Orchestre Begleitung störte dort zuweilen die Wirkung ebensosehr, als sie sie hier steigerte. Da wir sie vor und nach der Aufführung viel unter seiner eigenen Leitung am Klavier üben hörten, so hatten wir freilich eine sehr hohe Meinung von ihrem Werth, hörten uns ganz in die eigenthümlichen Weisen, in die langen Vorhalte und dergleichen hinein und waren leicht ungehalten, wenn uns Einer die Freude daran verderben und sie uns herabsetzen wollte. Besonders war Kielmann mit Leidenschaft für diese Musik eingenommen und sein Widerwille gegen Zelter vermehrte sich noch nach einem Streit, den sie über die Silvana führten.

Ueberhaupt wollte es Webern mit den berühmten Meistern Berlin's nicht recht glücken, sie nahmen ihn meist für zu unbedeutend und er trat ihrem Katheterton mit ziemlichem Selbstvertrauen und leicht gereizt entgegen. Am wenigsten günstig waren ihm Bernh: Ans: Weber* und Zelter, beide wie es scheint zunächst wegen seiner persönlichen Erscheinung, deren scheinbare Schwächlichkeit zu sehr gegen ihre eigene Kraft abstach und der sie also um so weniger verziehn, daß sie auch für kräftig gelten wollte. Es sind von mir und Anderen viele Versuche zur Verständigung gemacht worden, die aber Alle fehlschlugen. Die gegenseitige Abneigung hat in Allen bis zum Tode bestanden und obgleich sie nie irgend eine Verletzung des Anstandes und der geselligen Verhältnisse herbeigeführt hat, so habe ich doch auch nie gehört, daß Einer von ihnen den Werken des Andern hätte Gerechtigkeit widerfahren lassen. So wußte z. B. Zelter von Weber's Freischütz nichts Anderes zu rühmen, als daß die Höllenscene mit ziemlichem Geschmack componirt sei, und vom Oberon sagte er, das Beste darin sei der schöne Marsch in der vorletzten Scene. Sein Briefwechsel mit Goethe wird noch mehr darüber sagen; Weber klagte oft, von Goethe stets kalt empfangen zu werden und schrieb dies Zeltern zu. Doch, wie gesagt, ward die Form nie verletzt, und bei dem Fest, das ich nach der ersten Aufführung der Euryanthe den Freunden Weber's veranstaltet hatte, führte auf meine Bitte Zelter den Vorsitz.

Der Aufenthalt in Berlin wirkte sehr wohlthätig auf Weber, ja er brachte die Entscheidung seines Lebensziels. Früher in Jugendthorheiten befangen, nicht ganz frei von Geldverlegenheiten, brachte ihn das Gelingen seiner Oper, der innig ergebene Freundeskreis und Herrn Schlesinger's wohlberechnete Pränumeration auf mehrere große Werke mit einemmal in ein gewisses Gleichgewicht mit sich selbst und zu dem Entschluß, sich ein festes Bestehn zu gründen. Von Wien, Prag und Frankfurt a/M liefen Anträge ein, der Herzog von Gotha, seit lange sein eifriger Gönner, lud ihn dringend zu sich ein und Weber beschloß, dort die weitere Entwickelung seines Geschickes abzuwarten. Zu Ende Augusts 1812 verließ er Berlin. Einige Tage vorher (am 19ten) ward ihm ein Abschiedsfest veranstaltet. Es war in dem Hause des Justizcommissarius Hellwig, (Brüderstraße 16). Die Familien Gern, Schröckh, Gubitz,* die Fräulein Koch und Auguste Sebald, (Amalie war verreist) Kielmann, Flemming, Wollank, Grell, Rungenhagen, L. Hellwig und Müller waren gegenwärtig. Das ganze Vorhaben war dem scheidenden Freunde verheimlicht, zu einem Spaziergange glaubte er sich eingeladen und ward zu seiner Ueberraschung empfangen mit dem Chor: „Singt dem großen Bassa Lieder", („Singet unserm Weber Lieder") aus der Entführung. Eine Menge alter und neuer (von Wollank und Rungenhagen dazu componirter) Stücke folgten.

* geb. 1766 zu Mannheim, damals Kapellmeister zu Berlin.

* Fr. W. Gubitz, Künstler und Schriftsteller, geb. 1786 zu Leipzig, Professor der Holz- und Formschneidekunst zu Berlin.

Er selbst gab Eignes, z. B. zum ersten Mal den Entwurf der großen Sonate in As, und mußte Vieles schon gehörte auf Begehren zum Besten geben, und gab's mit besonderem Gelingen. Ein ungewöhnlich glänzendes Mahl, zu welchem Jeder seine Schüssel oder von seinem Wein geliefert, winkte dann der Gesellschaft. Beim Nachtisch sollten die eigentlichen Späße des Tages folgen. Mir war der Auftrag geworden, eine kleine scherzhafte Abschiedsrede zu halten. Wir hatten immer schon Weber's Namen und daß auch ein zweiter Componist, ja noch ein dritter (der Theoretiker Gottfried Weber) ihn führe, auf die bekannte Combination der Dorfmusik mit der Leinweberzunft gedeutet und so mußte dieser Gedanke den Spaß zu der Abschiedsrede hergeben, die aber nach meiner Art mehr gemüthlich als scherzhaft ausgefallen war, vielleicht aber eben darum und weil man etwas Anderes erwartet hatte, gut aufgenommen wurde, da sie so offenbar zu der Stimmung der Gesellschaft besser paßte. Weber selbst zeigte sich am meisten davon ergriffen und wehmüthig, wie wir ihn noch nicht gesehn. Nachdem er mich umarmt hatte, setzte er sich nicht wieder an den Tisch sondern an das Klavier und sang nach einem längeren Vorspiel ein wenige Tage vorher componirtes Lied, das den Dank für Freundschaft, das Verheißen treuer Anhänglichkeit ausdrückte und allgemeine Rührung hervorbrachte, eine tiefere als eigentlich dies Fest haben sollte.

Die Worte des Liedes waren von ihm selbst und drückten einige in seinem damaligen Gemüthszustand noch liegende Reste von Bitterkeit und Mismuth mit aus. Er wollte das Lied nie hergeben, so sehr wir ihn baten, hat aber später in dem Tiekschen Liede: „Sind es Schmerzen, sind es Freuden“, einen Text gefunden, der ganz zu dem Character seiner Musik paßte und sich mit einigen Abänderungen ihr unterlegen ließ. So ist es in dem reichen Liederheft Op. 30, 1815 mit herausgekommen. Einige unsrer Freunde behaupten, die Musik gehöre ursprünglich dem Tiekschen Liede an und Weber habe nur für jenen Abend sich die Worte geändert, was sich auch hören läßt.

Darum war es erwünscht, daß noch ein Scherz zur Hand war, den Kielmann gedichtet und componirt hatte. Dieses vortrefflich gelungene Musikstück erhielt sich bis zu Weber's Tode in unserem Kreise lebendig und ward jedesmal ausgeführt, wenn Weber's Andenken durch irgend eine Veranlassung, seinen Geburtstag, eine neue Oper, eine funfzigste Vorstellung u. s. w. auf ungewöhnliche Weise hervorgerufen ward. Um das: „Prosit Weber“ beim Anfange des Chors zu verstehn, muß man wissen, daß unter den vielen Scherzen, die Weber in fröhlicher Gesellschaft auf die Bahn zu bringen pflegte, auch der war, daß Jeder einen hellen oder spitzen Buchstaben des Alphabets wählte und auf ein verabredetes Taktirzeichen nach Weber's Direction diesen Buchstaben gleichzeitig mit allen Uebrigen laut aussprach, was dann den Schall eines lauten Niesens abgab. Dieses Niesen war hier angebracht und darauf fiel der Chor ein: „Prosit Weber!“ —

Mit diesem Abend erhielt das Verhältniß, das zwischen uns bestand, eine höhere Weihe und steigerte sich zu einer innigen und ewigen Freundschaft, von welcher die sämtlichen hier gesammelten Briefe Zeugniß geben. Oefteres Wiedersehn erhielt den Briefwechsel lebendig. Schon im Sommer 1814 kehrte Weber nach Berlin zurück, um seine Cantate: Kampf und Sieg und die Körnerschen Lieder aufzuführen, 1815 auf wenige Tage mit seiner Ode an die Gottheit. Jenes erstemal wohnte er bei mir, so auch als er 1817 von Prag abgegangen war und in ruhiger Muße einige größere Arbeiten fertig machen wollte. Ich war schon verheirathet, er selbst im Begriff diesem Beispiel zu folgen; Caroline Brand kam im November einige Wochen nach ihm in Berlin an, seine feierliche Verlobung wurde im engen Freundeskreise bei uns gefeiert. Sie kehrte bis Ostern nach Prag zurück, er brachte von hier aus seine Unterhandlungen mit Dresden zu Stande, verließ uns im Frühling 1818 und führte sie bald darauf heim. Die Hoffnung, die im Sommer 1817 ihrer Erfüllung nahe war, ihn nach dem Wunsche des Grafen Brühl* als Bernhard Ans: Weber's Nachfolger bei der hiesigen

---

* Graf Karl Friedrich Moritz Paul von Brühl, geb. 1772, seit 1815 General-Intendant der Königl. Schauspiele zu Berlin.

Oper angestellt zu sehen, vereitelte der Brand des Schauspielhauses und die Concurrenz mit B. Romberg, dem er nicht im Wege stehn wollte. Die Aufführung des Freischütz rief ihn zu seinem größten Triumph 1821 nach Berlin; im Herbst desselben Jahrs brachte ich drei Wochen bei ihm in Dresden zu. Dann kam er zum letzten Mal im December 1825 hieher, um nach den merkwürdigen, zwei Jahre lang fortgesetzten Unterhandlungen über die Euryanthe, (die hier ziemlich vollständig vorhanden sind) diese Oper hier unter eigner Leitung auf die Bühne zu bringen. Seine Gesundheit war schon in hohem Grade geschwächt, sein baldiger Tod nicht mehr zweifelhaft. Mir allein spielte er noch die fast vollendete Partitur des Oberon und erklärte mir seine ganze Intention im Detail. Auch die Partitur der komischen Oper: „die drei Pinto's“ zeigte er mir fast vollendet. Sie ist in England verloren gegangen. Ein Heft Brouillons von einzelnen Stücken ist Alles, was sich von diesem merkwürdigen Werke hat wieder auffinden lassen, die Hoffnung aber nicht verloren, es noch dereinst aus dem Nachlasse eines reichen Curiositäten- und Handschriften-Sammlers in London wieder auferstehn zu sehn.

Die Briefe, die er mir geschrieben hat, sind hier lange nicht vollständig vorhanden, manche sind zufällig verloren gegangen, einige nach seinem Tode an Verehrer verschenkt, die seine Handschrift zu besitzen wünschten, andere von Freunden, denen ich die Sammlung geliehen, behalten, noch andere absichtlich vernichtet. Aber genug ist noch übrig, um von dem edlen Sinne des Mannes vollständiges Zeugniß abzulegen, über einige seiner wichtigsten Lebensperioden Aufschluß zu geben und meinen Kindern das Andenken an den liebsten Freund ihres Vaters zu erhalten. Das Leben ist nicht arm, dem auch nur **ein** solches Verhältniß beschieden gewesen.

Berlin im Juni. 1833.

H. Lichtenstein.

Meine Briefe an Weber wurden gleich nach seinem Tode mit allen andern für gleichgültig erachteten Papieren von Hofrath v. Weber verbrannt. Einige haben sich später unter den Papieren der Frau von Weber wiedergefunden und sind an ihrem Ort eingeschaltet. L.

* * *

Weber an Lichtenstein.

Gott zum Gruß! und trauten Handschlag zuvor.

Es ist mir wie ein Traum, daß ich Berlin und alles das verlaßen habe, was mir so lieb und theuer geworden ist. Ich kann mich noch immer gar nicht überzeugen, daß es für eine lange lange Zeit ist, daß ich mich von euch trennte; ich glaube auf einer Spazierfahrt zu seyn, wo ich dann beym nach Hause kommen desto mehr würde zu erzählen haben. Der Himmel erhalte mir noch lange diesen glüklichen Wahn, der mir erlaubt mit mehr Frohsinn an euch zu denken, als es wohl sonst geschehen würde. Bis jezt hat auch noch kein widriger Zufall meine Ruhe gestört, und fast fange ich an zu fürchten, — da es mir seit geraumer Zeit wirklich zu gut geht — es möchten derbe Gewitterstürme auf mich warten. Nun! in Gottes Nahmen. ich habe schon manchen derben ausgehalten, bin schon durch und durch genezt und in scharfen Wäßern gebadet worden, es hat mir nichts geschadet, mich nicht gebeugt, und hätte es auch eine kleine Erkältung zur Folge gehabt, so braucht es wahrlich nur eines Anstoßes wie mein Berliner Aufenthalt, und mein Glaube an gute Menschen, den ich so gern festhalte, bekommt neue Stüzzen und mit ihm neue Blüthen die Hoffnung meines Lebens. Ich kann es wohl sagen, daß Du mir vor vielen lieb geworden bist. Wir haben nicht viel zusammen verkehrt, und doch glaube ich, wir haben uns verstanden. Auch Du bist nicht blos in der Vaterstadt von gewöhnlichen Basen- und Tanten-Zufällen gerüttelt worden, nur im großen Strudel lernt man sich selbst finden, und freudig reicht man dann dem die Hand, den das Schiksal auch mit in den Pfuhl warf, und der Kraft genug hatte nicht drin zu erstikken. — ich habe Dir im Geiste schon lange so freundlich die Hand entgegengestrekt, laß mir die schöne Hoffnung, daß Du sie mit eben der Wärme ergreiffen und fest halten wollest, als ich sie darreiche.

Ganz unwillkührlich bin ich ernster geworden als ich wollte. ich muß mich davor hüten, denn es verstimmt mich sehr und hier habe ich keine andere Stimme als mein eigenes Gemüth. also zu etwas Anderem.

Emilie Gabain habe ich Deinen Brief gegeben. Die Zeit meines Aufenthaltes war aber zu kurz, als daß ich dem ganzen Hause hätte etwas näher kommen können als ein gewöhnlicher Bekannter.

Du weißt, das geht bei uns so schnell nicht. Ich habe Deinen Abschiedsspruch dem Redacteur der Eleganten Zeitung lesen laßen. Sie wünschen ihn in ihrem Blatte abzudrucken. würdest Du es wohl erlauben? So schreibe mir es bald, daß ich eine Abschrift nach Leipzig schikke, und ob Du Deinen Nahmen darunter sezzen willst oder nicht. ich glaube ja. Wenn Du es zufrieden bist machst Du mancher guten Seele eine herzliche Freude damit.

Ich bin vom Herzog äußerst gütig aufgenommen worden, und man sorgt mit einer Aufmerksamkeit für alle die kleinsten Bedürfnisse, die mir Freude macht. Er verreist heute auf sieben Tage, und da habe ich viele Zeit zum Arbeiten, die ich mit Gottes Hülfe tüchtig benuzzen will. Ich habe viel, sehr viel zu thun. Die Ruhe, die an Todtenstille gränzt, ist mir wohlthätig und nothwendig; hat man sich die ersten paar Tage an den Schreibtisch gezwungen, geht es die übrigen von selbst.

Beiliegendes Bülletin bringe an die Behörden, ich dachte mich recht in Eure Mitte wie ich es schrieb, und ist es Allen eine fröhliche Erinnerung an den Entfernten, so ist mein Zwek erreicht.

Schreibe mir, wenn Du Zeit und Lust hast, und sieh meine Briefe nicht als Wechsel an, die Du durch schuldige Antwort zu honoriren brauchst. Freunde müssen sich frei bewegen können, und die Freundschaft muß ihnen durch Formen keine Fesseln aufzwingen. auch wenn Du mir ein Jahr nicht schreibst, würde ich an Dich glauben. Grüße besonders Amalie Sebald und alles in Pankow herzlichst von mir. An Flemming und Koch schrieb ich von Leipzig aus. Lebe wohl und behalte lieb

Deinen Weber.

Gotha d. 12ten Septbr. 1812.

[Einlage I in den vorigen Brief.]

Erstes Bulletin.

Völker! Baschkiren!!!

Des Himmels Segen schwebte über meinen Sizzen — leitete die Zügel der muthigen Postklepper und schwächte den berauschenden Schnaps der Postknechte, — damit unaufhaltsam ich dem großen Ziele — dem Hôtel de Bavière — entgegen eilte.

Noch waren nicht zwei volle Tage verflossen, schon hatte ich viermal so viele Mahlzeiten überwunden, und ihr staunt mit Recht die raschen Schritte des Schiksals an.

Mein erstes Geschäft d. 2ten September in Leipzig war, einen alten Feind, den Musikverleger Kühnel in seinem Lager hinter den bekannten Verschanzungen der schlechten Zeiten und des geringen Absazzes anzugreiffen. Mein bloßes Erscheinen bewog ihn sie zu verlassen und gutwillig den Artillerie-Park der Overtüre, der Beherrscher der Geister, — ein noch zu errichtendes Clavier-Concert, — ein leichtes Bataillon eben mobil zu machender Variationen, von Joseph angeführt, — und ein Concertino für Clarinette, in seine Staaten aufzunehmen und zu verlegen. Nach diesem leichten Sieg besuchte ich den verbündeten Baschkiren, Freund Gabain und überlieferte dessen Tochter die anvertrauten Afrikanischen Depeschen; nahm den 4ten bei ihnen ein fröhliches Mahl ein, und sezte darauf meinen Zug nach Weimar weiter fort.

Die Großfürstin verlangte mit Ungeduld die Auslieferung einer gewissen berüchtigten Sonate, die ich so eben zusenden werde und nach meinem Gothaschen Aufenthalt höchstselbst vordresche. Den 6ten langte ich in Gotha an, und erlaubte dem Herzog mich gütigst zu empfangen. Reiste den 8ten mit ihm nach Reinhartsbrunn zur Revue meiner Truppen, und erhielt da das schönste Terrain, meine Lungenflügel und Hände vom frühen Morgen bis späten Abend im Feuer manövriren zu lassen. Den 10ten kam ich wieder zurük und eilte nun meinen lieben Getreuen alle diese höchst merkwürdigen Dinge kund und zu wissen zu thun.

Mit gerechtem Unwillen muß ich aber sagen, daß Ihr in Eurer Mitte ein Subject beherbergt, welches durch eine vorsäzliche Zurükbehaltung meinen ganzen Zorn auf sich geladen hat. Ich habe zu seiner Habhaftwerdung nachstehenden Stekbrief ausfertigen lassen, und indem ich Euch dessen Verbreitung schärfstens befehle, seegne ich alle Baschkiren und deren Anhänger auf's Feierlichste und erwarte mit Sehnsucht einen genauen Rapport Ihres Thuns und Treibens.

Auch verordnen Wir schließlich, daß — da von vielen Seiten unseres Reiches Klagen über die Schwierigkeit des Lesens unserer handschriftlichen Zeichen eingelauffen — der Unglükliche, der solche vorzulesen bekömmt, und sich glüklich ohne Anstoß seines Auftrages entledigt, noch ein Glas Kümmel, extra aus den Händen der liebenswürdigen Haustochter, erhalten soll.

So geschehen den 12ten September 1812.
zu Gotha.

Maria.

[Einlage II.]

Stekbrief.

Der Musik Webergeselle Kielemann, der einige Zeit zwar nicht grade in Lehre aber doch in Arbeit bei dem Weber Maria gestanden, und eines vertrauten Umgangs mit demselben gepflogen, — hat sich einer vorsäzlichen Veruntreuung höchst verdächtig gemacht. Er hatte nehmlich ein Stük-

chen Zeug von eigner originaler Erfindung verfertiget und selbes zum Eigenthum dem Weber vermacht, indem es sehr dazu geeignet war, sich zu Zeiten drein zu hüllen, und dadurch schöne Erinnerungen zu erwekken, hat aber solches ihm nicht eingehändiget, sondern wahrscheinlich mit Willen zurückbehalten, da Er von jeher von verstekter und heimlicher Gemüthsart gewesen.

Da nun unterzeichneter Behörde sehr viel daran gelegen des zierlichen Gewebes habhaft zu werden, so ersucht sie hierdurch alle Baschkiren und anderweitige Behörden, auf besagten gefährlichen Kielemann ein wachsames Auge zu haben, und ihm betretenden Falls das Stükchen abzunehmen und gegen Erstattung aller Unkosten und Erbietung gegendienstlicher Handlungen einzuliefern. Die Grundfarbe des Gewebes war Ddur. Die Hauptbilder Laune und Herzlichkeit; das Ganze aus Liebe und Freundschaft gewebt muß jedem, dem es zur Anschauung kommt, ein freudiges Thränenlächeln abzwingen.

Signalement.

Der Musik Webergeselle Kielemann ist lang und trokken. von Statur einem Pariser Violinbogen nicht unähnlich. schwärzliches Gesicht, von vielem Gebrauch des Colofoniums. Geht viel ohne Hut, und ist vorzüglich daran kenntlich, daß er mit dem Violoncell einen vertrauten Umgang pflegt und häufig auf dem krummen Sande betreten worden ist. Ist übrigens ein herumziehendes Leben gewohnt, und weiß Wechsel und andere wichtige Papiere auf's richtigste zu machen.

Seine Kleidung ist nicht genau zu bestimmen, nur daß er zuweilen Hofuniform trägt und den Wirth macht, muß bemerkt werden. Ueberdem singt er gewöhnlich Alt, als ob er dazu arrangiert wäre.



Die Einfachen und doppelten
Contra Punkts Gerichte.

Weber an Lichtenstein.

Wenn ich Dir auf Deinen theuren Brief vom 5ten October, den ich den 10ten in Gotha erhielt, nicht früher antwortete, so lag es blos daran, daß ich nie eine so recht freye Minute finden konnte, wie ich sie gern habe wenn ich recht ruhig aus mir heraus sprechen und mit dem Freunde kosen will. Auch jezt würdest Du kaum diesen Brief bekommen, wenn ich nicht Dir einen Brief an Mad. Lautier beylegen müßte, deren genaue adresse ich nicht weiß, und den ich Dich zu übergeben bitte. Sie hat mir eine unerwartete Freude durch eine Zeichnung des kleinen Berges in Jordan's Garten zu Pankow gemacht, mit dessen Anschauung mir manche liebliche Stunden erneuert aufwachen. Nimm mich also heute wie ich bin; zerstreut und verdrießlich.

Ohne Ursache bin ich es auch nicht. Du weißt, dem thätigen gerne nach bestimmten Zwekken handelnden Manne ist nichts unerträglicher als im Gange durch kleinliche Dinge gestört oder gedrängt zu werden. ich habe so viele Arbeiten vor mir, daß es mir immer ganz wehe um's Herz wird, wenn ich sie überschaue, und häufig erzeugt dieß eine gewisse peinliche Aufwallung in der man am allerwenigsten etwas zu leisten im Stande ist. Ich bin ohnedieß immer so gewissenhaft und auf der Folter wenn ich arbeite. oft verzweifle ich an mir selbst und meinem Genius und glaube mich zu schwach ein Werk nach der Größe meiner Ansicht, meines Wunsches vollenden zu können. Nur der Gedanke, daß mir dieß schon oft so gegangen, daß ein glüklicher Erfolg immer noch die Pein belohnt habe, hält mich aufrecht. ich habe nun vor Allem die zwei drängendsten Arbeiten vorgenommen. Erstlich ein neues Klavierconcert, da ich nur eines besaß, und dann eine Hymne von Rochliz, die den 1ten Januar in Leipzig aufgeführt werden soll, und daher spätestens im Lauf dieses Monats gebohren sein muß. Eine Menge ekelhafter zeitraubender Arbeiten hielt mich bis jezt auf. das genaue Durchsehen der Abschriften der zum Stich bestimmten Manuskripte. das Ausschreiben von alten Variationen für die Grosfürstin. Eine große italienische Scene mit Chören für den Prinz Friedrich etc., alle diese Dinge fressen die Zeit. Nun da ich eben im Zuge war und das erste Allegro des Concertes entworfen habe, bekomme ich einen schleunigen Ruf von der Grosfürstin hieher. Da das eine Brodt-Sache ist so muß ich folgen, dachte in drei bis vier Tagen erlöst zu sein. — ja, gehorsamer Diener, da führt der Teufel den Fürst Kurakin herbey, natürlich wird dem die Zeit gewidmet und ich muß um so länger bleiben. Es ist zum verzweifeln. Hier kann ich nicht arbeiten, habe kein Instrument etc, werde überlaufen, und muß wieder Visiten schneiden. Die Grosfürstin will gerne die Sonate unter meiner Leitung lernen, hat aber selbst schon öfter gesagt, sie glaube, sie lerne sie in ihrem Leben nicht ordentlich; und wenn sie keine Grosfürstin wäre, würde ich so frey sein ihr vollkommen Recht zu geben. aber so — muß man sehen wie weit man es bringt. —

Das Bülletin und die Zeichnung pp. haben mir außerordentlich viel Spaß gemacht. Kielemann's Vertheidigung ist besonders excellent. wenn ich mich bey meiner Zurükkunft in Gotha einmal müde gearbeitet habe, wird auch wieder ein Bülletin erfolgen. Vor der hand bin ich nicht in der Stimmung dazu. — Mit voller Seele unterschreibe ich, was Du über den Menschen



Hinrich Lichtenstein. Nach einem Ölbilde, das ihn im mittleren Lebensalter darstellt.

sagst. Du hast sehr Recht mich zu tadlen, daß die Betrachtungen der Jämmerlichkeit im Leben noch im Stande sind mich zu verstimmen. Aber versezze Dich auch etwas in meine Lage; bedenke dieß ewige Alleinstehen. Rechne dazu Legionen der traurigsten Erfahrungen, die mitten im höchsten Glauben an gute treue Wesen mir ihre Zweifel gewaltsam aufdrängen. — —

Deine Weigerung wegen des Abdruckes des Weberspruches billige ich ganz. Doch scheinst Du mich mißzuverstehen, wenn Du glaubst ich habe ihm blos deßhalb Publizität gewünscht, weil es mir lieb sein müßte etwas über mich gedruckt zu sehen. Nein! Die Redaction der Eleg. Z. bat um die Mittheilung, nachdem sie ihn gelesen, ehe ich daran dachte ihn dazu anzubieten. Es ist allerdings ein nothwendiges Zeitllebel, daß man wünschen muß sich oft in jenen litterarischen Speißzetteln als currendes Gericht, als Ragout und gar Braten mitaufgeführt zu sehen, aber

glaube mir, daß ich sehr darin unterscheide, und es mir gar nicht lieb wäre, wenn Du Dich durch jenen leisen Wunsch veranlaßt gefühlt hättest, wie Du mir schreibst, ein andermal etwas über mich zu sagen. ich hoffe und weiß, wir verstehen uns beide. Es ist ein herrlicher Trost für mein ganzes Wesen, daß Du mir sagst, seit meiner Abwesenheit herrsche ein durch mich veranlaßter geselligerer Geist unter Euch. Möge der Himmel dieß lange erhalten. Ich denke mir immer meine Freunde in Berlin als Eine Familie. O, daß ich auch alle eben so wiederfinde. daß nichts erkühle, nichts abstürbe im Gemüthe und der Liebe. Es gehört zu meinem Unglük, daß ein ewiges junges Herz in meiner Brust schlägt. die Wärme, den Enthusiasmus, den es bey dem Scheiden von dem Orte in sich trug, erhält es in gleicher Kraft und den härtesten Stoß leidet es, wenn rükkehrend mit den alten gleichen Gefühlen, es dann nicht wieder dieselben Anklänge findet, sondern mancher in den Akkord gehörige Ton, da höher, da tiefer geworden ist. Gott erhalte unsere reine Stimmung. Ich bleibe bis Ende November in Gotha. ich glaube, unter uns gesagt, daß der Herzog nicht übel Lust hätte mich bey sich zu behalten, auch in Dresden könnte ich vielleicht eine Anstellung haben. ob ich aber Drang dazu fühle, das ist eine andere Sache. doch glaube (ich) würde es mir beynah schwer werden bey bedeutenden Anträgen einen Entschluß zu fassen.

Göthe habe ich einmal recht angenehm genossen. Heute ist er nach Jena gereist, um den dritten Theil seiner Biographie zu schreiben; hier kömmt er nicht dazu. Es ist eine sonderbare Sache mit der näheren Vertraulichkeit Eines großen Geistes. Man sollte diese Heroen nur immer aus der Ferne anstaunen.

Madam Schoppenhauer grüßt Dich und Ihren Sohn. Sie macht ein angenehmes Haus, und ist die einzige wo ich öfters hingehe. Vorgestern war ich bey Falk der mir viele seiner neuen Gedichte vorlaß, einen Ciclus unter dem Nahmen: Seestükke. Er las nur vier Stunden hintereinander. Bey solchen Gelegenheiten wird es mir immer ganz Angst, und ich greiffe geschwind in meinen Busen, ob ich es denn auch schon öfter so gemacht habe und die Leute, weil ich zu viel gab, abspannte? Es kann mir wohl passirt sein. warum sollte ich beßer und klüger sein als Andere.

Nun lebe wohl, lieber Bruder. Grüße alle Bekannte und Freunde aufs herzlichste, besonders Flemming, die Koch, Wollank, p. p. und schreibe bald wieder Deinem unveränderlichen treuen Freund

Weber.

Weimar den 1ten 9br 1812.

Lichtenstein an Weber.

(Unvollendeter nicht abgesandter Brief.)

Berlin d. 7ten Novbr. 1812.

Eben da ich zu hause komme, um Dir mein bester Weber einige Worte (aus Gründen und in Angelegenheiten, die nachher berührt werden sollen) zu schreiben, finde ich Deinen Brief aus Weimar vom 1ten und sehe das allerdings als eine Aufmunterung mehr zum Schreiben an. Nur wollte ich allerdings wieder, Du wärst mir etwas vergnügter und lebenslustiger, denn es kann mich ärgern, daß Einer, der der Kunst so im Schooße sitzt wie Du, sich noch von den prosaischen Lebensplagen kann irre machen lassen. Traurige Erfahrungen? Je nun die sind vorüber und haben uns weise gemacht. Mitten im höchsten Glauben? Da liegt eigentlich der Fehler; warum glaubt man, wenn man ein so kluger Mensch ist, der wissen müßte, daß man wohl etwas glauben soll, aber nicht an etwas glauben darf. Will man glücklich sein, so muß man das Leben mit Allem was drin ist wie Naturerscheinungen betrachten, die vorübergehn und an deren keiner man seinen Glauben, sein Glück, seine Existenz hängen darf, wenn man auf den Füßen bleiben will, wie nahe man sich auch mit ihnen verwandt fühle. Selbstständigkeit ist nicht Egoismus. Man kann lieben, glauben, vertrauen und Vertrauen und Liebe erwerben, und doch frei bleiben, vor Allem wenn man einen solchen innersten Rückhalt hat, wie die Kunst oder die Wissenschaft und nota bene wenn nicht das physische Bedürfniß oder Sorgen der Leibesnahrung und Nothdurft drängen, von denen wir Beiden ja gottlob frei sind, die wir wenig bedürfen. Da habe ich aber jetzt so einen braven rechtlichen Menschen hier, den Seckendorf (der über die Kunst, besonders über die darstellende viel und tief gedacht und geschrieben hat) der ist hieher gekommen, um sich und seine Ansichten mitzutheilen, glühend für seinen Gegenstand und eingetaucht in die Berliner Welt wie in kaltes Wasser, misverstanden wo man ihn hört; wegen seines Aeußern (das doch nicht übel ist), bekrittelt, wo man ihn sieht, kurz zerdrückt und zerknickt bis ins Innerste. Und der hat daheim eine Frau und sieben Kinder und kein Brod für sie und keine Aussicht zu einer Anstellung und hier Niemand als mich und hält doch den Kopf immer über dem Wasser und sinkt nicht und wenn Gott will, bringen wir's mit gutem Muth dahin, daß die Berliner ihn erst hören, dann sich an ihm freuen, ihn ferner bewundern wie er's verdient und endlich vielleicht in den Himmel erheben wie er's nicht verdient und wie sie's des Gegensatzes willen, schon mit so Vielen gemacht haben.

Drum mein Freund sei nicht verdrießlich und grämlich und bedenke, daß Du der Welt einen heitern Sinn zu bewahren hast, der sich noch in manchem Werke offenbaren muß, wenn Deine Kunst und Dein Wissen nicht umsonst gebildet und gesammelt sein sollen. Du stehst nicht allein, das leugne ich Dir, und wenn Du nur willst, kannst Du tausend Herzen dein eigen machen und unter den tausend werden doch an jedem Ort wohl zwei zu finden sein, die es werth sind, daß Du Dich ihnen wieder hingiebst und die Freude am Leben und am Schönen mit ihnen theilst. — Ich will es gleich versuchen, ob ich eine solche Verbindung zu Stande bringen kann und lege Dir deshalb einen Brief ein an meine zarte und verständige Freundin Sylvie von Ziegesar, die eben in diesen Tagen nach Gotha kommen wird und der ich einen rechten Dienst zu thun hoffe, indem ich Dich zu ihr treibe. Um Euer Verhältnis gleich recht leicht zu machen, lege ich in ihren Brief wieder ein Paar scherzhafte Zeilen an Dich ein, die sie lesen mag, um unser beider Verhältnis besser beurtheilen zu können. — So wie sie vor zwölf bis dreizehn Jahren war, als ich mich ein klein wenig in sie verliebt hatte, ist sie nun wohl nicht mehr, aber sehr liebenswürdig, klug und verständig, gefühlvoll ist sie gewiß noch und vielleicht mehr als damals. Vor Allem wenn in der Gegend bleiben oder nach Jena kommen solltest — — — — — — — —

Weber an Lichtenstein.

Ich war gestern eben in Begriff an Dich zu schreiben, und Dir beiliegendes Billetchen zu übersenden, als der Postbote, ein willkommener Bote, Deinen lieben Brief brachte. ich verschob also mein Schreiben bis heute, um Fr. Sylvien erst Deinen Gruß zu überbringen, und zu sehen, ob Sie vielleicht noch etwas an Dich schreiben wollte. ich konnte aber leider nicht zu ihr kommen, da ich den ganzen Tag beim Prinzen zubringen mußte. Ja, lieber Bruder, der Zufall hat unsere Bekanntschaft gemacht. Sie kam zum Geburtstag des Herzogs hieher, und gerade zu ihm als ich auch da war. Nun weißt Du, liebe ich das fade Hof-Weiber Geschwäz aber gar nicht sonderlich, und bin noch viel weniger dazu aufgelegt es gar selbst zu führen, wo mir also dergleichen in den Wurf kommen, bin ich eben nicht in der brillantesten Laune, und ich mochte wohl da auch mein Griesgram Gesicht hervorgesucht haben. Wir wurden einander präsentirt pp, und ich nahm weiter keine Notiz von ihr und empfahl mich bald. Abends komme ich zum Prinzen, sehe ich die Dame bei ihm auf dem Sopha sizzen, und denke in meinem Grimme, hat die der Teufel auch wieder da. sezze mich hin und bin so recht entsezlich höflich wie es die Nothdurft mit sich bringt. endlich rükt mir das Fräulein näher und sagt ganz schüchtern, „Sie freue sich recht meine persönliche Bekanntschaft zu machen." Gehorsamer Diener. — „Sie habe schon so viel Gutes von mir gehört." — sehr schmeichelhaft — Der Professor Lichtenstein habe ihr geschrieben — Wie? Da gieng an meinem Horizont die Sonne der Freundlichkeit auf, und ich rükte um einen Schritt näher, denn ein weibliches Wesen, an das ein Lichtenstein schreibt, kann kein gewöhnliches Beest sein. — und nun gieng's los, da hatten wir so viel zu erzählen — zu fragen pp, daß die Stunden wie Minuten verflogen. Ich bat um die Erlaubniß sie besuchen zu dürfen, und bin seitdem einmal da gewesen, wo ich die Einlage zur Spedition erhielt. Ich muß Dir sagen, daß Du eine innige Verehrerin an Ihr besizzest und Sie mit großer Theilnahme und Achtung Deiner gedenkt.

Es that mir recht wohl, Jemand zu finden, mit dem ich von Dir plaudern konnte. Es nähert nichts mehr und schneller, als wenn man von einem von beyden Theilen geliebten Wesen sprechen kann. ich muß nur bedauern, daß ich Sie wenig zu sehen bekomme, da meine Zeit zwischen meinen Arbeiten, dem Herzog und dem Prinzen so getheilt ist, daß für ein Drittes höchstens alle acht Tage eine Stunde zu fischen ist. ich will sehen, ob ich heute Nachmittag hinkommen kann, um Dir vielleicht noch etwas Neues zu schreiben. adio. Guten Appetit es ist ein Uhr. —

den 6ten

Es war nichts, ich habe Sie nicht mehr zu sehen bekommen und muß Dir schon das Zettelchen schikken, wie es ist. Kann überhaupt mich sputen, denn die Post geht. Gestern Abend kam ich erst um zwölf Uhr vom Prinzen und war da zu faul mich noch an den Schreibtisch zu sezzen. ich habe heute einen schweren Tag. Morgen schikke ich die Partituren von Silvana, Abu Hassan und der Hymne nach Leipzig und dazu müssen heute noch geschrieben werden drei Aufsäzze und zehn Briefe. zum Glük ist heute ein bischen Hof Ruhetag für mich. seit des Prinzen Friedrich Ankunft hat sich meine Lebensweise sehr verändert. ich bin nur des Morgens höchstens bis elf, oder wenn's Glük gut ist, bis zwölf Uhr Herr meiner Zeit. dann geht's zum Prinzen oder Herzog bis zwei Uhr. dann wird gegessen, dann Musik gemacht, geplaudert pp: bis tief in die Nacht hinein. in einem Nachmittage drei bis vier italienische Opern durchzusingen ist uns Bagatell. des Wäßrigen giebt's da ganze Meere, doch mitunter auch vortreffliche Sachen. auch ist mir der Umgang mit dem Sing-Meister de Cesario,

den der Prinz mit sich aus Italien genommen hat in vieler Hinsicht sehr lehrreich. er kennt das italienische Publikum, Opernwesen, Theater auf's genaueste, und ich habe mir 1000derley Bemerkungen für meinen Hausgebrauch hinter das Ohr geschrieben. Auch eine gute Motion für das italienische Sprechen ist dabey, indem fast kein anderes Wort über die Lippen kömmt.

Was unterstehst Du Dich denn mir meine Briefe zu zerreißen? Wenn er einmal geschrieben war, war er nicht mehr Dein, sondern mein Eigenthum. hättest mich in Gottes Nahmen etwas runterkanzeln können. von Freundes Hand nimmt man's gerne an. daß es was geholfen haben würde, will ich grade nicht sagen, aber mich doch wieder ein bischen auf mich selbst aufmerksamer hätte es mich gemacht. Doch ist dies nun so auch bewirkt. ich habe mit großer Beruhigung und Wohlgefallen aus dem Ganzen Deines Briefes gesehen, daß Du froh, thätig und zufrieden bist. Heil Dir! und Beständigkeit der Mamsell Fortuna. Gern's, die Dir nun schon meine besten Grüße überbracht haben werden, grüße nun wieder von mir vielmals.

Das Oratorium von Hr. von Sekendorf schikke mir. gefällt es mir, woran ich nicht zweifle bey des Verfassers bekanntem Talente und Deinem Beyfall, so componire ich es mit Muße. ich habe mir schon längst ein gutes Oratorium gewünscht. um es aber hieher zu schikken, möchte es wohl zu spät sein, da ich mit Gottes Hülfe den 20ten abzumarschiren gedenke. aber nach Leipzig an Kühnel kannst Du es schikken, dort bekomme ich es auf jeden Fall, weil ich über Leipzig nach Prag gehen werde.

Lebe wohl, lieber Bruder, schreibe mir bald wieder und grüße alle Bekannten aufs herzlichste von mir.

Ewig Dein treuster Weber.

Gotha d. 6ten December 1812.

Weber an Lichtenstein.

(Prag März 1814)

Mein theurer Bruder!

Ich stehe recht beschämt vor Dir. besonders nach dem, was mir Jettchen Jordan schrieb; nehmlich daß Du glaubtest es in Etwas mit mir versehen zu haben. — Dieß schmerzt mich mehr als alle Vorwürfe, denn wenn Jemand sich etwas vorzuwerfen hat, so bin nur ich es. Seit Jahr und Tag habe ich nicht an Dich geschrieben, und doch kannst Du überzeugt sein, daß nicht einen Augenblik mein Herz kälter für Dich geschlagen hat. ich tröstete mich damit, daß Du erfährst wie es mir geht und was ich treibe, und daß es der Versicherungen bei Uns nicht bedürfe. Ja! wer weiß, wie lange ich noch darauf los gesündigt hätte, wenn obige Aeußerung mich nicht bestimmt hätte, Dich aus einem Irrthum zu reißen. Sieh! es ist gar nicht möglich, daß wir es mit einander versehen können, denn Erstlich wirst du mir nie was thun, — und Zweitens, thätest Du mir wirklich etwas, was mir nicht Recht wäre, so würde ich gar nicht schweigen und muksch stille sizzen, sondern ich würde Zeter schreyen und Dich entsezzlich herunterreißen. Also, — mit dem broulliren ist's nichts. Du kannst und darfst wohl einmal sagen — der Weber ist ein fauler Hund — aber sonst nichts. Hörst Du? sonst nichts. — —

Viel liegt zwischen der Zeit unsrer Trennung, und doch so wenig, wenn es wiedererzählt werden soll.

d. 22ten Aprill 1814.

Vor vier Wochen schrieb ich vorstehende Seite und heute erst kann ich die Fortsezzung liefern. Dumme Kränklichkeiten hinderten mich daran, indem mir alles Lesen und Schreiben verboten war. Zudem ist meine Stimmung so höchst sonderbar, daß ich mich immer mit Gewalt zum Schreibtische ziehen muß, weil ich Furcht mitbringe, meine Freunde mit meinem Trübsinn anzustekken. Eigentliche Ursache habe ich auch nicht, ich habe Kleider auf dem Leibe, sizze auf eigenen Stühlen, esse mich satt, und die Leute nehmen den Hut vor mir ab; — ich bin also sogar ein glüklicher Mensch, denn nicht alle haben es so gut. Doch sizt der Teufel in mir. Der Mensch ist immer der eigne Schöpfer seines Glükes und Unglükes, mehr oder weniger gewiß, ich philosophire mir auch eine gewisse Zufriedenheit mit Gewalt an; aber der eigentliche frohe Sinn, der so recht alle Nerven stählt und den Geist hochaufsprudelnd sich ergießen heißt — der läßt sich nicht anraisoniren — den kann man sich nicht geben.

Mein Dienst beschäftigt mich viel, und die zerstükkelten Stunden, die mir übrigbleiben, kann ich durchaus nicht zum arbeiten benuzzen, ich habe daher in Jahr und Tag so viel wie nichts geschrieben. Ein Urlaub, den ich im Sommer habe, soll zum componiren verwendet werden, wenn nicht die wahrscheinliche Anherokunft der drei Monarchen mich hier zurükhält. Von fremden Künstlern war Niemand hier als das Gleysche Ehepaar, das entsezlich durchfiel. Die Niederkunft meiner ersten Sängerin Mad: Grünbaum, der Tod des braven Tenoristen Mohrhardt und die Krankheiten Anderer haben meine Geschäftsführung sehr verbittert, manche Pläne zerstört und mich sehr im Gange von neuen Sachen aufgehalten, da ich nur besorgt sein mußte Etwas im Gange und auf dem Repertoire zu erhalten. Zulezt habe ich

Fanchon und Aline gegeben. So gern hätte ich schon längst Wollank's Oper gegeben, und immer traten Hindernisse ein, unter anderen jezt die Aufführung der Schweizer Familie zum Vortheile des Herrn Grünbaum, auf die ich der Ähnlichkeit des Stoffes wegen nicht so bald die Alpenhirten bringen mag. Das Seltsamste und Lächerlichste zugleich war wohl den 4ten Aprill ein Concert ohne den Konzertgeber — und das war — Meines. Einige Tage vorher überfiel mich der Friesel. Da ich hoffte, er würde bis dahin verschwinden, so traf ich keine Abänderung, die ohne dieß schwer gewesen wäre, da ich es im Theater an einem Norma Tage geben muß. Die kleine Kinderkrankheit aber wendete sich zum Ernsteren, und ich mußte in Gottes Nahmen im Bette schwizzen, während für mich gegeigt und gesungen wurde. Du kannst aus der Beylage ersehen, daß ich das Vaterländische Verdienst ehren wollte, und es zugleich mit anerkannt Großem mischte. Dieser Edelmuth ist mir schlecht gelohnt worden, denn ich machte eine schlechte Einnahme. Es bleibt mir also nichts übrig als die dankbaren Herzen der hiesigen Componisten zu der Einnahme zu legen.

Mit recht wohlthuender Zufriedenheit höre ich, daß deine Verhältniße sich immer freundlicher wenden und Du froh bist. ich preise Dich darum, und beneide auch nebenher ein wenig den herrlichen Stoff guter Laune und Ruhe in deinem Innern, der dich die Sache immer mit den rechten Augen ansehen und am rechten Flekke pakken läßt. Ob Du das hier auch so ausführen könntest und in meiner Lage auch froh wärest? ist eine Frage, die ich mir zu Liebe gar zu gern mit Nein beantworte, denn nimm mir's nicht übel, wenn man einen solchen Kreiß trefflicher lieber Menschen um sich hat wie Du in Berlin, da ist's auch nicht so schwer zufrieden zu sein. Du siehst, ich möchte Dir gar zu gerne dein Verdienst der Inneren Zufriedenheit ein bischen schmälern; mache Dir aber nichts draus, ich meine es doch nicht böse.

Der Gedanke an eine Reise nach Berlin ist einer meiner Lieblings Pläne. aber leider sehe ich dazu keine Aussicht nah. Erstlich bin ich, aufrichtig gesagt, nicht im Stande Geld grade zu zu verreisen, wenn ich die Möglichkeit voraussehe auf einer anderen Seite in derselben Zeit welches zu verdienen, und zweitens fällt meine Urlaubszeit nur immer in den Sommer, wo ich also gar nicht hoffen kann, in Berlin nur einigermaßen etwas durch ein Concert pp zu machen. Arbeiten würde ich bey Euch, ja, das glaube ich, denn der Aneiferung und des Dranges dazu wäre gewiß genug da, und dann geht's herrlich auf das Papier hin, aber wie gesagt, der verdammte Sommer. —

Aus Wollank's Brief habe ich gesehen, daß ihr meinen lezten Musikalien Transport schon benuzt habt und die Hymne nächstens bei Dir soll vorgenommen werden. Wenn ich jezt etwas schreibe, so thue ich (es) wahrhaftig immer mit Beziehung auf meine Freunde in Berlin, und denke mir immer dabey, wie es Euch gefallen wird. meine neue Sonate in Asdur bekömmt ein besonderes Gesicht, und wird eine gute Finger Übung für Gustchen Sebald werden. Grüße mir die lieben Schwestern auf's herzlichste, und frage Sie, ob ich denn nicht einmal wieder ein paar Zeilen von Ihnen sehen werde?

In den lezten Tagen meiner Krankheit habe ich mich damit amüsirt das Rondo meiner Sonate in C aus dem Cis zu spielen als Studium. Seit ein paar Tagen spiele ich überhaupt viel, und es thut auch Noth, denn meine Finger wollen ganz einrosten. ich habe so lange ich hier bin nicht dreimal wo gespielt; schließe darnach auf die hiesige musikalische Geselligkeit und auf den Anstoß von Außen den man bekömmt.

Nun, lieber Bruder, habe ich Dir was Rechtes vorgebaaßt, erfreue mich wenn Du Zeit hast mit ein paar Zeilen und behalte lieb Deinen Dich unveränderlich innigst liebenden

Bruder Weber.

Tausend Grüße an Kielemann, Hellwig, Zelter pppppppppp.

Weber an Lichtenstein.

Von Einem Tage zu dem andern verschob ich die Antwort auf Deinen lieben Brief vom 30ten Aprill, mein theurer Bruder, weil ich immer hoffte daß Manches sich entscheiden sollte, und ich dadurch in den Stand gesezt würde, Dir eine bestimmte Antwort über meine Reise zu Euch geben zu können. Bis jezt hängt dieses noch von tausend Zufälligkeiten ab, und ich bin nur durch die Gelegenheit der Abreise Müller's verleitet worden, Dir vor der Hand zu schreiben, daß mir Deine Liebe innig wohlthut, daß ich Dir fast in Allem Recht gebe, und daß ich bestimmt mich entschloßen habe nach Berlin zu kommen. Wann dieß aber geschehen wird, ob in drei bis vier oder acht Wochen kann ich noch nicht wissen, und überhaupt wünschte ich, daß Du die Sache noch in Dunkelheit ließest, weil ich mir von der Freude einer Ueberraschung gar viel verspreche. Doch stelle ich Lezteres ganz Deinem Gutfinden anheim. Wenn dieser Brief kurz wird, so wundre Dich nicht, denn es reut mich schon jeder Federstrich den ich mache, weil alles sich in Bälde so gar schön und gut wird mündlich abthun laßen. Auf jeden Fall erfährst Du von mir noch bestimmt Art und Zeit meiner

Reise und wo möglich Tag und Stunde meiner Ankunft in Berlin. Bey Dir zu wohnen, lieber Bruder, würde mir das Erfreulichste und Erhebendste sein, aber ich glaube doch vorher eine Art von Anfrage bey Beer's machen zu müssen wenn ich hinkomme, denn die könnten es übelnehmen und glauben, ich sei nicht mit Ihnen zufrieden gewesen. Wenn Du mir noch etwas zu schikken oder zu schreiben hast, so thue es nur noch hieher per Adresse Ballabene et Comp; da ich vielleicht noch den ganzen Juni hier sizze.

Unserer guten Koch sage alles Erdenkliche von mir, daß ich aber jezt außer Stand wäre an Sie zu schreiben. Wie sehr ich in Arbeit stekke, kann Dir Müller erzählen. seit dem 10ten September 1813 gebe ich künftigen Sonntag die drei und zwanzigste Oper. Müller bringt auch einen ganz neugebohrnen Canon mit.

Der liebe Theilnahmvolle Brief von dem guten Jettchen Jordan hat mich herzlich erfreut, und es ist recht schlecht von mir, daß ich noch nicht geantwortet habe, aber es ist mir bei Gott jezt unmöglich, da ich den Kopf zu voll habe und mein Gemüth zu unruhig ist, das langsam auf's Papier zu krazzen, was ich bald freudig von den Lippen strömen laßen kann.

Also jezt Punktum. Grüße an Alle, bald, liebster Bruder, hofft Dir selbst sagen zu können, wie innig er Dich liebt,

Dein treuster Bruder Weber.

Prag den 5ten Juny 1814.

Weber an Lichtenstein.

Tonna d. 17ten September 1814.

Mein lieber guter Bruder!

Ich brauche Dir wohl nicht erst zu versichern, wie wehe mir der Abschied von Dir und meinem guten Berlin überhaupt that, und wie wohlthätig diese Epoche auf meinen Geist und Körper gewirkt hat. ich fühle Drang und Lust zur Arbeit in mir, und meine Ideen haben ihren alten lebendigen Kreislauf wieder begonnen, der Jahr und Tag so erdrükt und abgestumpft war. Meine größte Sorge sey nun, dieses gute Resultat auch zu erhalten, und ich panzre mich im Voraus gegen Uebel und Verdrießlichkeiten aller Art. — Das schändliche Regen= und Sturm Wetter, in dem ich den 5ten Abends abfuhr, verfolgte mich bis Leipzig den 7ten früh um acht Uhr, und diese zwei Nächte werden lange in meinem Andenken bleiben. Gabain's, bey denen ich den 8ten zu Mittage aß, grüßen Dich bestens und sind noch ganz die Alten. Dem H. Hofmeister, der mir die Lieder nachgestochen hat, war ich so glüklich auch ein nachträgliches Honorar von vier Fried= richsd'or zu erpressen, und das waren meine ganzen Geschäfte, die Vorbereitungen zu meinem Concert auf den 4ten 8br auf der Rükreise abgerechnet. Den 8ten Abends zehn Uhr fuhr ich nach Weimar, wo ich den 9ten um drei Uhr Nachmittags von eben so schlechtem Wetter begleitet ankam und zu meinem großen Verdruße erfuhr, daß die Großfürstin pp. den 11ten schon nach Wien abreise. ich sprach Sie den 10ten noch, und reiste ebenfalls den 11ten ab nach Gotha, nachdem ich vorher mit Mühe und Noth das rükständige Honorar für Silvana eingetrieben hatte, und ich also diese ganze Reise als eine Executions Geschichte ansehen kann. in Gotha fand ich den Herzog auch nicht, dafür aber Briefe von Liebich, die mich himmelhoch beschworen vor dem 29ten hujus nach Hause zu kommen, da der Michaeli=Termin, wegen neu zu schließender und aufzukündigender Kontrakte auf mehrere Jahre, ein wichtiger Zeitpunkt sei. Dieß alles machte etwas verdrießlich, und ich muß also nun mein Concert in Leipzig im Stiche lassen, und von hier aus gerade nach Prag wandeln. Den 12ten suchte ich den Herzog hier auf, wo er noch die Schwefelbäder brauchte, und wurde mit aller erdenklichen Liebe und Freude empfangen. Noch denselben Tag gelang es mir Romberg's Angelegenheit auf's Tapet zu bringen und dem Herzog darnach den Mund wäßericht zu machen. Er war gleich mit allem zufrieden. da ich aber weiß, daß des Herrn Stimme an jedem Hofe höchstens die halbe Stimme ist, so wartete ich das Herauscitiren des Grafen Salisch des Intendanten ab, und machte gestern mit ihm und Sr: Durchlaucht die Geschichte ab. ich bitte Dich daher beyliegenden Brief an Romberg zu lesen, zu siegeln, zu übergeben, und — sollte er schon weg sein — sogleich nachzuschikken.

Hier auf dem alten Schlosse der Grafen von Gleichen lebe ich in der stillsten Einsamkeit, und sehe Niemand als den Herzog. Diese Ruhe, in der ich mich so recht sammeln kann, wo die Vergangenheit mit ihrem Treiben und Drängen noch einmal als Schattenspiel an meiner Lebens Wand vorübertanzt – ist mir recht wohlthätig, um neue Kräfte und feste überlegte Entschlüße für das bald wieder sich erneuernde Treib Jagen im alten Geschäftsdrange zu fassen. — Den 13ten habe ich zwei Lieder von Körner* vierstimmig componirt und gleich recht schmerzlich gefühlt, daß ich nicht in Berlin wäre, wo ich sie hätte gleich probiren und hören können.

Morgen geht es nach Gotha zurük. Den 20ten spiele ich im Conzert bei Hofe und d. 21ten geht's fort nach Altenburg, wo ich den 23ten Concert — — —

* Gemeint sind die berühmten Lieder für Männerchor aus Körners „Leier und Schwert“.

Canone a 4 Voci. da Carl Maria v: Weber.

Andante, ma con moto.

Faksimile des in dem Brief vom 5. Juni 1814 erwähnten Kanons in Webers Handschrift.

zu geben denke und den 26ten wahrscheinlich in's Hauptquartier Prag einrükken werde.

Wollank, den ich immer wo unterwegens zu ertappen hoffte, ist wohl nun auch wieder zurük. Grüße ihn und alle Freunde recht herzlich von mir. Schreibe mir wenn Du Zeit und Lust hast und vergiß nicht hübsch die Neuigkeiten unseres Bekanntenkreises zu referiren.

Lebe wohl und gesund, habe tausend Dank nochmals für die liebevolle brüderliche Aufnahme, die ich so wie die Zeit unseres Zusammenwohnens unter die schönsten Erinnerungen meines Lebens sezze und behalte so lieb wie ich Dich

Deinen treusten Bruder Weber.

Weber an Lichtenstein.

Lieber Bruder!

Ueberbringer dieses, Herr Lorinser aus Nimes in Böhmen ist mir durch einen Freund, auf dessen Urtheil und Wort ich alle Ursache habe auf's vollkommenste bauen und trauen zu können, auf's beste mit der Bitte empfohlen worden, ihn an einen biedern Mann in Berlin zu empfehlen, der sich seiner etwas annähme und ihm wenigstens die ersten Winke zur richtigen und zwekmäßigen Eröffnung seiner Laufbahn gäbe.

An Wen besseren könnte ich ihn daher wenden, als an Dich lieber Bruder, der Du so gern dem höher Strebenden die hülfreiche Hand bietest. Er hat sich der Medizin gewidmet, und schon hier auf der Universität sich die nothwendigen Vorkenntnisse zu sammeln gesucht. Laß ihn, der von Seiten seines Charakters und Fleißes gleich brav sein soll, Deiner Güte und Vorsorge empfohlen sein und nimm den Schüchternen mit Deiner gewöhnlichen zuvorkommenden Güte auf.

Ich grüße Dich innigst und bin wie immer, Dein treuster Bruder

Prag d. 9ten 8br 1814. Weber.

Weber an Lichtenstein.

Lieber Bruder!

Kaum angekommen stürzte ein solcher Schwall von Arbeiten, von für mich sorgfältig aufgehobenem Verdruße über mich her, daß ich bis jezt keinen Augenblik finden konnte, Dir mein Einrükken in das Stand-Quartier auch nur anzuzeigen. Selbst heute werde ich nur kurz Dir sagen können, wie es mir geht und was ich treibe.

Den 17ten September schrieb ich an Dich. Den 18ten reiste ich nach Gotha mit dem Herzog und spielte Abends bey Hofe. Den 20ten desgleichen und den 21ten reiste ich nach Altenburg ab, wo ich den 23ten Concert gab und endlich den 25ten glüklich hier anlangte. Je näher ich dem großen Steinhauffen kam, je gepreßter fühlte ich meine Brust, und wahrlich meine Ahndung hatte mich nicht betrogen, denn ich war in wenig Tagen wieder ganz in der alten unglükseligen Geisttödtenden Stimmung. Tausenderlei Zufälle und Umstände, die dem Papier nicht zu vertrauen und auch zu weitläufig wären, drükten mich nieder. Doch kämpfte ich mit Macht dagegen und hoffe wenigstens nicht ganz zu unterliegen, und etwas Thätigkeit und Lust zum Arbeiten zu erhalten. Hier fand ich einen Brief von Romberg, den ich schon wieder dem Herzog gemeldet habe. Den 4ten hujus erhielt ich einen sehr herzlichen Brief von Graf Brühl — von München aus auf der Reise seine Braut zu holen —, worin Er mir schreibt, daß er höchst wahrscheinlich nach Iffland's Tode Intendant würde und dann sicher darauf rechnete mich für Berlin zu gewinnen. im Augenblike des Empfanges wuste ich schon Iffland's Tod, und antwortete ihm den 8tem, daß ich vor Allem wissen müste, welcher Wirkungs Kreis mir zu Theil werden würde, dann könnte sich das übrige finden. Ich bin nun begierig von Dir zu hören, was seitdem in Berlin vorgegangen, und was Du für rathsam hältst. — Es war hohe Zeit, daß ich zurükkam, denn die Unordnung war auf's Höchste gestiegen, und man hatte allgemein fühlen lernen, daß Ihnen eine sichere Hand fehlte.

Ich hätte längst gern an die gute Koch, an Gubiz pp geschrieben, aber es (war) mir durchaus unmöglich, denn die paar Stunden, die ich für mich habe, werden so zerstükkelt durch Millionen Besuche, daß man kaum einen zusammenhängenden Gedanken faßen kann, bey der dritten oder vierten Zeile gewiß jedesmal eine Störung.

Kysting sage alles Schöne, und daß bald entweder Geld oder Wagen zurükkommen würden. Er hielt sich sehr gut, und ich bin Kysting den besten Dank dafür schuldig. — Von den Körnerschen Liedern habe ich 7—8 vierstimmig componirt, unter denen ich einige gelungene glaube.

Nun lebe wohl, lieber Bruder, sieh diese Zeilen nur als ein schwaches Lebens Zeichen von mir an und glaube, daß Du desto inniger und fester in meinem Herzen lebst. Grüße alle Bekannten aufs Beste. Wollank, auch Zelter, die ganze Akademie pppp von Deinem ewig treuen Bruder

Weber.

Prag den 18ten Octbr. 1814.

Weber an Lichtenstein.

Geliebter Bruder!

Es geht mir um kein Haar beßer als Dir, und ich muß die Nacht zu Hülfe nehmen, wenn ich nur dazu kommen soll mit Dir plaudern zu

können. Müde und Matt nach einer Probe, von zehn bis zwei Uhr, und einer Oper von sieben bis zehn Uhr Abends, werde ich mich kurz faßen und nur das nothwendige berühren; die schöne Zeit, wo wir nach überstandener Tageslast unsren Empfindungen Luft machten und die Welt noch einmal im Schlafrokke und ohne Flitter an uns vorbei tanzen ließen, — ist nicht da, und Gott weiß wann sie wiederkommen wird. — Na, wie Gott will.

Auf meine Antwort an Brühl, habe ich noch keine RükAntwort erhalten, tappe also total im Finstern. Was Du in der Sache gethan hast, billige ich dankend. Du hast gut, und ganz in meine Seele hinein gehandelt, daß Du mit Romberg geradeweg von der Sache gesprochen hast, denn ich kenne keinen Preiß, der mich vermögen könnte, die Achtung und Liebe eines braven Künstlers durch Hinterlist auf's Spiel zu sezzen. Wir lassen uns Beyde suchen, und wen's trifft, der wird wahrhaftig dem andern drum kein scheel Gesicht schneiden.

Die Geschichte und das Geberden meines dikken Vetters kömmt mir sehr komisch vor, und unter zwei so großen Uebeln, sucht er also doch nach dem scheinbar kleinsten zu greiffen. —

Andreas Romberg ist seit zehn Tagen hier und giebt Uebermorgen sein Conzert. Der Himmel gebe, daß es zu seiner Zufriedenheit ausfalle, was ich für ihn thun konnte, habe ich mit Freuden gethan. auch scheint es ihm ziemlich zu behagen, und besonders ergözt ihn mein Orchester und die Art wie es geleitet wird. —

An Beer's habe ich noch immer nicht geschrieben. Es thut mir innig wehe, daß Meyer's* Oper in Wien so total durchgefallen ist! Die Aufführung soll aber Schuld gewesen sein. Ich habe unterdeßen auch einen Antrag von Kozebue, der die Leitung des Theaters in Königsberg übernommen hat, erhalten, der schmeichelhaft genug war, für den ich aber dankte. Sollte es mit Andreas in Gotha nichts werden, so hoffe ich ihn dahin zu bringen.

Du hast in der Liebe deiner Verwandten Dich gebadet, ich glaube aber kaum, daß Du Ihre Gegenwart recht eigentlich genoßen hast, dazu kenne ich Berlin, und Deine Umgebungen zu gut. auch kann ich mir denken wie man Dich mit Gewalt hat zum Dienste auf der Ehe Galeere preßen wollen. — Gott schenke Dir ein braves Weib, die Dich glüklich, oder doch nicht unglüklich macht, das ist schon sehr viel. ich komme täglich mehr und mehr von dieser schönen Hoffnung zurük. ich lebe wie ein Betrunkener, der auf einer dünnen Eisrinde fröhlich tanzt, und sich troz seiner besseren Ueberzeugung gern überreden möchte, das sey ein fester sicherer Boden.

Gott sey Dank, daß mein Gemüth die Ruhe zur Arbeit wieder gefunden hat. ich bin längst ausgesöhnt und in vieler Hinsicht recht glüklich — aber tausend kleine Dinge, die zulezt ein Großes bilden, geben mir Stoff zu trübem Blik in die Zukunft, — es ist abermals nicht das was ich verlange — ich weiß daß meine Foderungen überspannt sind, aber um mich glüklich zu machen müssen sie erfüllt werden. Ich liebe Sie von Herzen, und ist es bey Ihr keine Wahrheit — so ist hiemit der Schluß Akkord für mein übriges Leben erklungen. ich werde leben, vielleicht sogar heyrathen, — glauben — lieben? nie mehr.

Wollank schwebt in Himmels Höhen. Heil Ihm!

Dieser Brief möchte wohl nicht producirbar sein, ich schreibe auch Morgen ohnedieß an Wollank.

Bei der guten Koch, die ich herzlichst grüße, entschuldige auf's Bestmöglichste mein Stillschweigen.

Grüße an alle Bekannte und Freunde.

Gute Nacht mein lieber theurer Bruder, lebe wohl und behalte lieb

Deinen treuen W.

Prag d. 21ten 9br 1814.

Den 22ten. Guten Morgen, lieber Bruder. ich habe vergeßen Dir zu sagen, daß man Brühl hier erwartet. das wäre dann der Weg bald auf's Reine zu kommen.

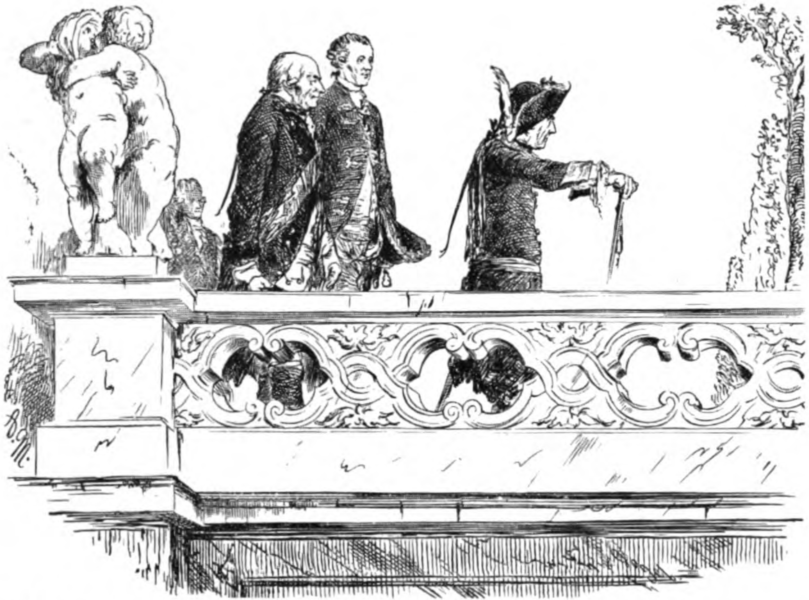
Daß ich Kysting noch nicht geschrieben, ist auch schändlich, — ich will aber gern noch die Wagen Geschichte abwarten, der wahrscheinlich verkauft ist.

Andreas Romberg sagte mir, seines Bruders Hauptbedingung wäre die Wiederherstellung der Capelle. Das wäre ein sonderbares und schwieriges Verlangen.

* Der Komponist Meyerbeer.

(Fortsetzung folgt.)





Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" (1839 bis 1842).
Der alte Fritz auf der Terrasse vor der Bildergalerie von Sanssouci, von den Generalen Pfuhl und Rohdich begleitet.

Adolph von Menzel.

Von

Max Osborn.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" (1839 bis 1842).

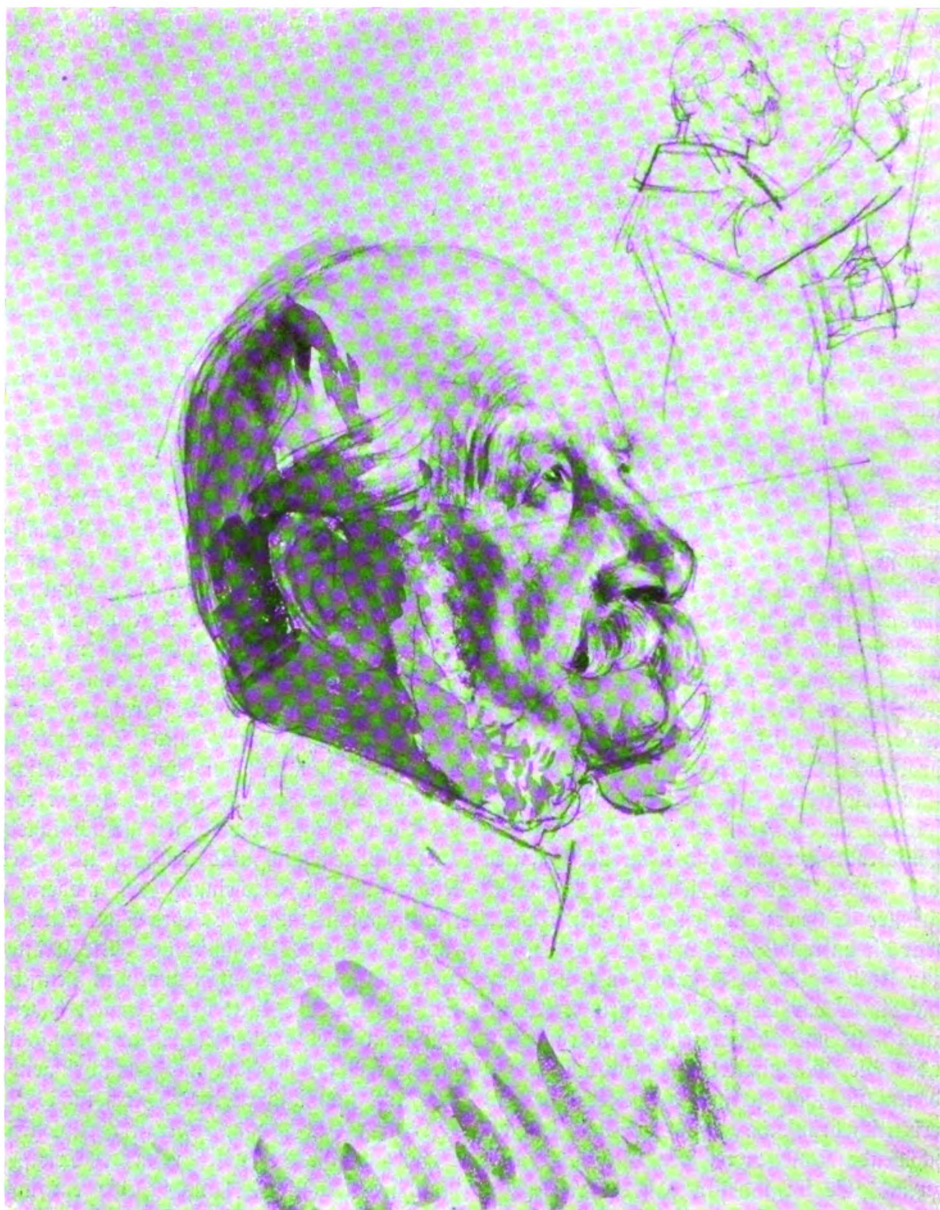
In der Sammlung eines Berliner Kunstfreundes sah ich jüngst ein entzückendes Menzelblatt. Es war eine Zeichnung, die der Meister kurz vor seinem achtzigsten Geburtstage, im Herbst 1895, auf ein Stückchen Karton geworfen hat. Eine bärtige Riesengestalt, die nicht von menschlichem Geschlecht, sondern aus Wolkenhöhen zu stammen scheint, wetzt eine Sense. Da kommt von ungefähr durch die Luft ein kleiner Putto mit leichten Falterflügeln herangeflogen und zupft den Alten an seinem lockigen Kraushaar. Der dreht sich halb zur Seite, sein ernstes Gesicht hellt sich auf, als er den flatternden Schalk erblickt, er muß lächeln und hält in seiner Arbeit inne. Es ist kein Geringerer als der Gevatter Chronos, der hier seine unheimliche Waffe schärfen will, um das Leben des Achtzigjährigen niederzumähen, wie das Gesetz der Natur es gebietet. Aber der muntere kleine Genius, eine anmutige Verkörperung fröhlichen Künstlerschaffens, hält ihn zurück und bestimmt ihn, sein Opfer fürs erste noch zu schonen!

In diesem reizenden kleinen Werke haben wir den ganzen Menzel, seine Kunst und seine einzigartige Persönlichkeit. Sein klarer Geist weiß sehr wohl, daß ihm nach menschlichem Ermessen nur noch eine kurze Spanne Zeit zum Verweilen auf dieser Erde ver-

gönnt ist. Aber Menzel gehört nicht zu den alten Herren, die sich gern jünger machen möchten. Er treibt keine Selbsttäuschung und keine Sentimentalität. In beschaulicher Ruhe trägt er lächelnd die Last seiner Jahre, deren Druck er nicht schmerzlich empfindet. Mit einem leichten Scherz setzt er sich, mit überlegener Selbstironie, doch ohne alle Wehmut, über die Thatsache hinweg, daß er die biblische Altersgrenze längst überschritten hat. Mag immer Freund Hein ihn schon auf seine schwarze Liste gesetzt haben — er fühlt sich ihm gewachsen! Denn noch lebt mächtig in ihm Drang und Lust zu künstlerischem Schaffen. Auch er hat keine Zeit, müde zu sein und die Hände in den Schoß zu legen. Gar manche Pläne harren noch der Erledigung, und wie sein Altersgenosse, der greise Theodor Mommsen, der selbst heute noch seinen Freunden so gern ein erstaunliches Arbeitsprogramm für die Zukunft entrollt, kennt auch Adolph von Menzel jetzt nicht minder als in vergangenen Zeiten lediglich das eine: Arbeit und immer wieder Arbeit! Das ist das Wundervolle an großen produktiven Menschen, daß ihr Wille und ihre schöpferische Sehnsucht Alter und Leiden spielend überwinden. Goethe sann den tiefsten Problemen nach, als schon der Schatten des Todes über ihm schwebte. Bismarcks größter Schmerz in seinen letzten Jahren war die unfreiwillige Muße, die Verurteilung zur Unthätigkeit. Es scheint, als ob selbst die Natur vor diesen Gewaltigen respektvoll zurücktritt und nicht recht wagt, ihnen gegenüber die Machtmittel zu gebrauchen, mit denen sie uns gewöhnliche Sterbliche unerbittlich heimsucht. Das Schicksal zieht die schützende Hand von seinen Lieblingen nicht zurück. Es sorgt dafür, daß der reiche Inhalt auch sein passendes Gefäß erhält. Wenn es dem kleinen Menzel die männliche Schönheit und die herrliche Gestalt versagte, mit der es einen Goethe und einen Bismarck ausstattete, so lieh es ihm doch ihre eiserne Gesundheit und ihr seltenes Glück. Auch das sind Gaben, die einen Teil der Größe ausmachen, und nur den Thoren fällt niemals ein, wie sich Verdienst und Glück verketten.

Menzel genießt seit Jahrzehnten in seinem Volke eine fast unbegrenzte, schrankenlose Verehrung. Er spricht wie kaum je ein Künstler zu der ganzen Nation. Seine Werke sind die Freude der Menge und ein Labsal der Feinschmecker. Die Laien genießen das Was und die Kenner das Wie seiner Kunst. Zeigt er sich auf der Straße, so bleiben die Leute stehen und merken sich den Tag, da sie ihm begegneten. Am Kaiserhofe ist er ein lieber Gast, die Künstler bringen ihm jubelnde Huldigungen dar, und die Staatsgewalt schmückt ihn mit den höchsten äußeren Ehrenzeichen, die sie zu vergeben hat. Er ist eine der populärsten Gestalten Berlins, und wer Menzel-Anekdoten, beglaubigte und im Geiste seines Wesens erfundene, sammeln wollte, könnte mit Leichtigkeit einen dickleibigen Band anfüllen.

Freilich, wenn wir von Menzels Verhältnis zu „seinem Volke" reden, so ist damit in erster Linie nicht eigentlich das deutsche, sondern, enger begrenzt, das preußische Volk gemeint. Mit seiner ganzen Existenz wurzelt dieser Künstler im Preußentum. Ohne ein konstruktionslustiger Registrator zu sein, dem Kapiteleinordnung und Schachtelung Bedürfnis ist, kann man seine Eigentümlichkeit aus dieser Stellung ableiten, soweit das bei einer höchst individuellen Persönlichkeit überhaupt möglich und zulässig ist. Bei keiner anderen Erscheinung der modernen Kunstgeschichte findet die Lehre vom „Milieu" eine so glänzende Bestätigung. Die Kräfte, die den Staat der Hohenzollern in Deutschland und in der Welt groß gemacht haben, waren in Adolph Menzels Entwickelung in gleichem Maße wirksam und fruchtbringend. Auch bei ihm sind eiserner, durch nichts zu beirrender Fleiß, zähe Energie, beispiellose Selbstzucht die Voraussetzungen der Erfolge. Rastlose umsichtige Thätigkeit, die ein unverrückbares hohes Ziel niemals aus dem Auge verliert, ist dies Dasein von der Sekunde an gewesen, da Menzel seinen Blick aus der Enge des Vaterhauses in die Welt hinaus richtete. Das Leben hat ihn in eine harte Schule genommen, und früh schon mußte er lernen, die schwersten Anforderungen zu erfüllen. Eine goldene Jünglingszeit voll Lust und Leichtsinn war ihm nicht vergönnt. Im Jahre der Geburt Bismarcks, 1815, hat er, am 8. Dezember, das Licht der Welt erblickt. Und schon im Todesjahre



König Wilhelm I. Kopfstudie und figürliche Skizze zum Krönungsbilde (Bleistift und Wasserfarben).
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

Goethes, 1832, hinterließ der Vater dem Sechzehnjährigen neben der Sorge um das eigene Leben noch die Pflicht, seine Angehörigen zu ernähren. Wie manches Talent ist unter solcher Last im fortwährenden Kampf um das tägliche Brot zusammengebrochen. Menzel sah in dieser schweren Aufgabe nur ein Mittel, seine Kräfte und Fähigkeiten zu üben, zu stählen, zu vervollkommnen, zu erweitern. Mit spielender Leichtigkeit überwand er alle Hindernisse. Ja, die unablässige, durch keine Erholungspausen unterbrochene Arbeit wird ihm zur lieben Gewohnheit. Er beginnt eine strenge Selbsterziehung. Augen und Hände werden zu stets gehorsamen, nie faulen Dienern seines Willens gebildet. Nicht nur die Rechte muß schaffen, auch die Linke wird bemüht, so daß sie im Laufe der Jahre



Detailstudien zur Figur König Wilhelms I. auf dem Krönungsbilde (Bleistift, farbige Kreide und Deckfarben).
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

an Sicherheit der anderen fast gleich kommt. Der holländische Maler-Lithograph Jan Veth hat vor zwei Jahren zu Berlin in einem vortrefflichen Steindruckblatt das Bild festgehalten, wie Menzel mit der linken Hand die eigene Rechte abzeichnet! Was des Meisters Auge leistet, ist ohne Beispiel in der Geschichte der Malerei. Die im allgemeinen bei den Künstlern übliche Art, ein Bild herzustellen, ist die, daß nach dem zeichnerischen Grundriß erst einmal die Fläche gleichsam provisorisch übermalt wird; dann werden die

Einzelheiten vorgenommen und ausgeführt, und in einer dritten Periode wird, durch ein letztes, ausgleichendes Überarbeiten, Einheit und Geschlossenheit in das Ganze gebracht. Menzel aber hat sein Auge so geschult, daß er, wenn der Plan des Bildes bei ihm selbst feststeht und ein ganz flüchtiger Umriß auf der Leinwand die Situation knapp andeutet, im stande ist, auch bei schwierigen Kompositionen jeden beliebigen Fleck so zu malen, daß er ein für allemal so bleiben kann! Er kann dabei je nach Gefallen jetzt an dieser, dann an jener Stelle einsetzen, während dazwischen ganze Felder vorläufig freibleiben, und der erste Punkt wird sich zum Schluß ebenso wie der zweite den Nachbarstellen und dem ganzen Bilde ohne Störung anpassen. Er sieht also den darzustellenden Vorgang in seiner Gesamtheit wie in allen seinen Teilen so klar vor sich, daß er mit Sicherheit weiß, wie jeder Gegenstand und jede Figur stehen, was von ihr zu sehen sein und wie sie beleuchtet werden muß. Auf diese kaum glaubliche Art ist — dies sei hier vorweggenommen — eins seiner kompliziertesten Bilder entstanden: die „Krönung König Wilhelms zu Königsberg am 18. Oktober 1861“. Menzel selbst hat über die Entstehung dieses Gemäldes einen klaren Bericht verfaßt. Es handelte sich in der Hauptsache dabei um nicht weniger als hundertzweiunddreißig Porträtfiguren. Der Künstler suchte deren Originale sämtlich zu je einer Sitzung zu gewinnen. „Aber,“ so erzählt er nun, „bei der Größe der Bildfläche (vierzehn Fuß rheinisch lang, elf Fuß rheinisch hoch*) war ein Hineinmalen der vielen Porträtfiguren unmittelbar nach der Natur räumlich nicht thunlich. Also alles nur nach der Naturstudie. Dazu bei vielen Personen verschiedenartigster Lebensstellung und Aufenthaltsortes die Ungewißheit, von ihnen eine zweite Sitzung, d. h. zur geeigneten Zeit, zu erhalten. Daher die Notwendigkeit, den noch frischen Eindruck der Wirklichkeit für das Malen nach der eilig vollbrachten Studie mit zu benutzen. Dies alles nötigte mir das Wagnis auf, das Bild von Anfang bis zu Ende prima (d. h. Stück für Stück gleich fertig, ohne vorheriges Anlegen und nach-



Feldpropst Thielen. Studie zum Krönungsbilde (Bleistift und Deckfarben).
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

* = viereinhalb zu dreieinhalb Meter.

heriges Überarbeiten) zu malen. Von einer geordneten Reihenfolge in der Arbeit der Figuren in ihren verschiedenen Gruppen konnte gleichfalls keine Rede sein. Wie ich der Betreffenden mit Schreiben und Unterhandeln habhaft werden konnte oder gutes Glück sie mir zuführte, mußte ich sie annehmen. Heute für den Hintergrund, morgen für den Vordergrund u. s. w." Zuerst also ward jeder einzelne Kopf, welcher auf dem Bilde angebracht werden sollte, in einer Studie festgehalten. Die Sammlung dieser mit Bleistift, Tusche, farbiger Kreide und Aquarellfarben hergestellten Blätter, deren Zahl die Hundert weit übersteigt, gehört zu den schönsten Besitztümern der Nationalgalerie, — die übrigens dort im Kabinett für Handzeichnungen jedem Besucher auf seine Bitte ohne alle erschwerenden Förmlichkeiten vorgelegt werden. Es sind unvergleichliche Meisterwerke scharf und treffend charakterisierender Porträtkunst. Wir geben als Proben hier die Reproduktionen von vier Skizzen wieder.* Auf zwei Blättern erscheint die Gestalt des Königs selbst, die Menzel natürlich besonders eingehend studierte. Auf dem dritten der Feldpropst der Armee D. Thielen, dessen Platz im Bilde unmittelbar vor



Studie zum Krönungsbilde. Oben: Staatsminister Uhden (Bleistift, Wasser- und Deckfarben). Unten: Generalintendant Botho von Hülsen (Wasser- und Deckfarben). Die Kopfstudien oben rechts und unten links Bleistift. (Im Besitz der Nationalgalerie.)

dem König ist, und dessen Porträt Menzel darum besondere Schwierigkeiten machte, weil er ihn sprechend darstellen mußte; er suchte ihn deshalb während der Sitzung durch eifrige Unterhaltung fortwährend zum Reden zu veranlassen, um so, wie die Studie zeigt, seine Mundstellung höchst lebendig festzuhalten. Auf dem vierten Blatt sind zwei Persönlichkeiten vereinigt: Staatsminister Uhden und Herr von Hülsen, der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, die im Gemälde selbst aus der hinter den Damen der Königin befindlichen Gruppe auftauchen. In jahrelanger, immer wieder unterbrochener Arbeit hat Menzel so vom Frühling 1862 bis zum Dezember 1865 die Teilnehmer des feierlichen Aktes zu Königsberg, soweit sie nicht

* Für die freundliche Erlaubnis zur Aufnahme dieser sowie einer Anzahl weiterer der Königl. Nationalgalerie gehöriger Originale sind wir Herrn Direktor Professor Dr. von Tschudi zu ganz besonderem Dank verpflichtet.

inzwischen gestorben oder aus sonstigen Gründen unerreichbar waren, porträtiert und unmittelbar danach in sein Bild eingefügt. Im Vordergrunde links gruppierte Hohenzollern, sowie die Ritter des schwarzen Adlerordens, unter denen der mit dem Helm bedeckte Kopf des alten Wrangel hervorragt. Dieser Gruppe gegenüber steht die



Victoria! Schlußblatt der „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte“ (Kreide auf Stein). 1836.
(Eigentum und Verlag von R. Wagner in Berlin.)

er die Prinzen des Königlichen Hauses, an der Spitze die Prinzen Karl und Friedrich Karl — vor ihnen, das Antlitz dem König zugewandt, steht Kronprinz Friedrich Wilhelm —, zur Rechten die Staatsminister, am unteren Bildrand zu äußerst links den Ministerpräsidenten Fürsten Karl Anton von Königin Augusta unter einem Thronhimmel, links von ihr die Damen des Hofstaates; neben der rechten Schulter der Königin wird das freundliche Gesicht Gabrieles von Bülow, der Tochter Wilhelms von Humboldt, sichtbar, über ihr der Kopf der Gräfin Hacke. Ganz links, zwischen dem Altar=



Fußstück des „Vater Unser" (Feder auf Stein mit Tonplatte). 1837.
(Eigentum und Verlag von R. Wagner in Berlin.)

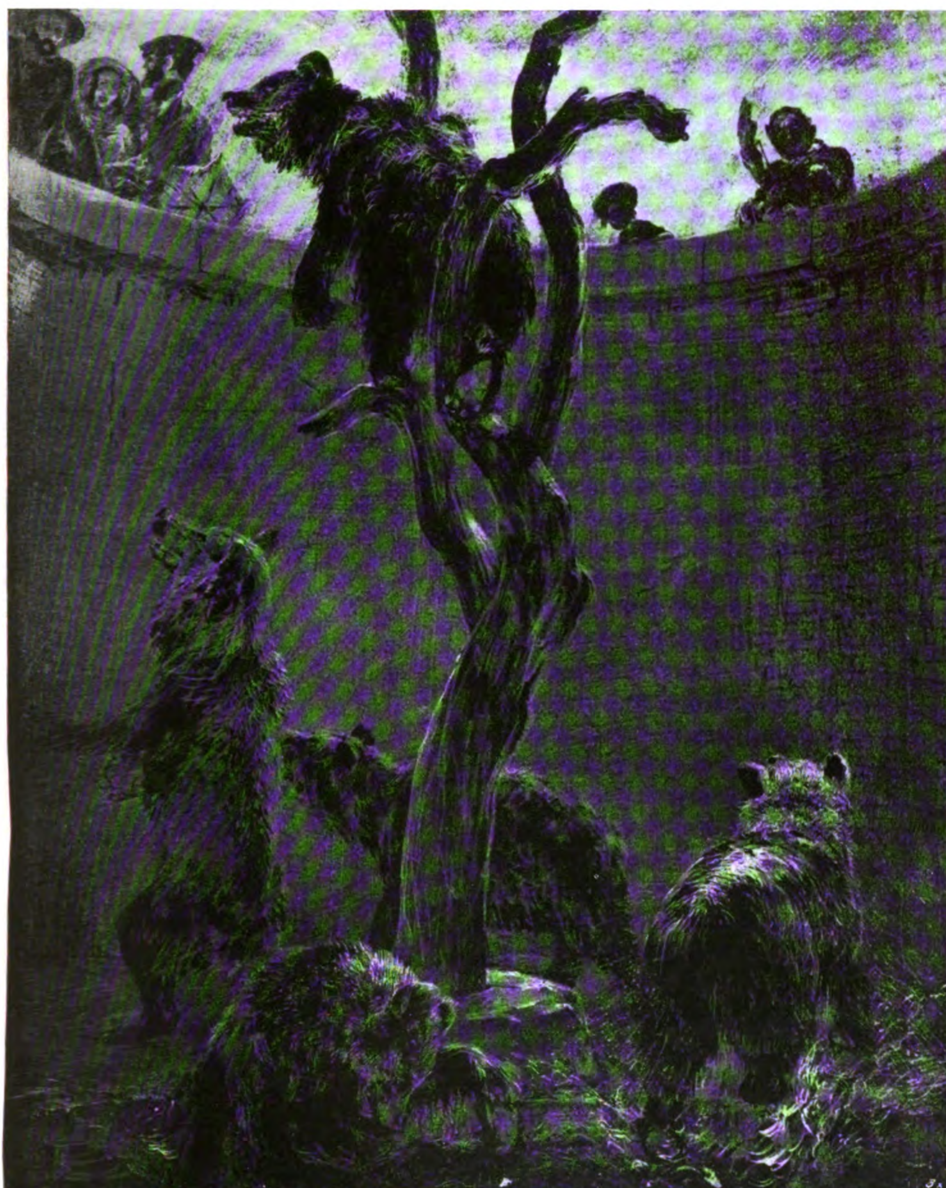
leuchter und dem Pfeiler, steht „Herr von Bismarck“, zur Zeit der Krönung noch Gesandter in Petersburg, freilich schon auf der vom 4. Mai 1865 datierten Porträtstudie zu dem Bilde als „Ministerpräsident“ tituliert. Rechts oben auf dem Balkon blickt ein Teil der fürstlichen Gäste und Krönungsbotschafter dem Schauspiel zu: unmittelbar hinter der vorspringenden Ecke des zur Rechten befindlichen Thronhimmels der Großherzog und die Großherzogin von Sachsen-Weimar und ganz zu äußerst rechts der Marschall Mac Mahon. Aber wie ist nun dabei die gewaltige Summe der Einzelheiten bewältigt! Wie ist das Ganze aus einem Guß! Alles konzentriert sich, in der Komposition wie in der Beleuchtung und im Kolorit, auf den einen wichtigen Mittelpunkt: auf den König, der, die Krone auf dem Haupte, sein Herrscherschwert zum heiligen Schwur hoch emporhält.

Es ist keinem Maler angeboren, mit solchen Mitteln solche Effekte zu erzielen.

Gaben, wer hätte sie nicht? Talente — Spielzeug für Kinder!
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie!

so schrieb einst Theodor Fontane „Unter ein Bildnis Adolph Menzels“. Der Altmeister hat sein Leben lang schließlich nur seine Kunst und seine Selbsterziehung gekannt. Die Menschen sind ihm als Lebewesen, als denkende und sprechende Geschöpfe wohl nicht sonderlich interessant, nur als malerische oder zeichnerische Objekte haben sie für ihn Bedeutung. Er betrachtet sie wie die Gegenstände und die Teile der Natur lediglich unter dem Gesichtswinkel des künstlerischen Zweckes. Es bedarf dabei nie einer besonderen Anschauung, stets ist er bereit, einen Eindruck, der sich ihm bietet, aufzunehmen. Das Skizzenbuch legt er nicht von sich. Noch der Achtzigjährige zeichnete selbst in der Eisenbahn, bei deren Schütteln mancher Jüngere kaum seinen Namen zu schreiben vermag, mit sicherer Hand. Überall findet er etwas, das festzuhalten aus irgend welchen Gründen sich lohnt. Gern glauben wir die Erzählungen, wie er einem gänzlich Unbekannten, der ihn zum erstenmal besucht, als er in die Thür seines Ateliers tritt, laut zuruft: „Bleiben Sie so stehen! rühren Sie sich nicht!“ weil er den Fremden plötzlich in einer Stellung sieht, die ihn fesselt. Oder wie er in einer Gesellschaft eine angejahrte, schon etwas in die Breite gegangene Schönheit zu deren größtem Stolz zu zeichnen beginnt und wie er, als sie enttäuscht und bestürzt sieht, daß er nur die Partie von der Brust bis zur Hüfte verewigt hat, der Unglücklichen die Erklärung giebt, er habe nur sehen wollen, welche „komischen Linien“ sich da entwickeln. Beobachten und Studieren ist seine Beschäftigung, wo andere sich in mehr oder minder oberflächlicher Unterhaltung über die Gedanken an ihre Berufsgeschäfte hinwegplaudern.

Doch es ist falsch, wenn man Menzel vielfach als einen brummigen Feind der Geselligkeit, als einen Einsiedler und Sonderling schildert. Ein Einsamer ist er gewiß wie alle Großen, denen es so selten vergönnt ist, Mitmenschen zu treffen, die sie ganz verstehen. Kein hochmütig-horazisches Odi profanum vulgus wird dabei sein Leitspruch sein, sondern eher das Goethesche Bekenntnis: „Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt.“ Viele „Freunde“ hat er nicht gehabt. Die wenigen, die ihm nahe stehen, genügen ihm. Er hatte stets hinlänglich mit sich selbst zu thun und ebenso wenig Zeit wie Neigung, die Tausende, die ihm begegneten, daraufhin zu prüfen, ob sie wohl seines Vertrauens würdig wären. Er war schon froh, wenn es ihm gelang, die Zudringlichen abzuschütteln, die bei keinem bedeutenden Mann und am wenigsten bei einem großen Künstler fehlen. Aber trotz alledem ist Menzel kein Welt- und Menschenfeind. Er reist noch heute vergnüglich in der Welt umher. Er liebt eine Flasche guten Weines und weiß eine schmackhafte Küche wohl zu schätzen. Er bewegt sich auch von Zeit zu Zeit mit Vergnügen in einem fröhlichen Kreise, dessen Treiben ihn wohl selbst zu jugendlicher Lustigkeit anregen und auch jetzt noch bis in späte Nachtstunden munter halten kann. Freilich, er ist ein alter Junggeselle und sicherlich von den Launen nicht frei, die dieser Stand mit sich bringen soll. In seiner bescheidenen Wohnung, in einer stillen Straße des Tiergartenviertels, haust er im dritten Stockwerk, dessen Höhe ihm keine Pein verursacht, mit seiner



Die Bärengrube. Aus den „Versuchen auf Stein mit Pinsel und Schabeisen". 1851.
(Eigentum und Verlag von R. Wagner in Berlin.)

ihn treulich pflegenden Schwester. Das behagliche Glück eines eigenen Familienlebens ist ihm ebenso versagt geblieben, wie dessen große und kleine Sorgen ihm erspart wurden.

Es ist die Frage, ob er ein solches Glück je ersehnt und je vermißt hat. Menzel und die Frauen — ein seltsames Thema! Daß der Meister heute keinen Hang zu höflicher Galanterie hat, wissen wir. Wie das früher war, wird sich schwerlich feststellen lassen. Doch wenn wir sein Werk betrachten, so möchten wir schwören: diesem Manne ist die Liebe ein verschlossenes Geheimnis geblieben. Von der Leidenschaft kann der Schöpfer solcher Werke niemals beherrscht gewesen sein. Dies schwerste Hindernis scheint das Schicksal seinem Fleiße nicht in den Weg gelegt zu haben. Es giebt kaum einen zweiten Künstler, dessen Arbeiten so



Handstudie (Bleistift) zur Radierung „Italienisch lernen“. 1889.
(Im Besitz der Kunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin.)

frei sind von jeder Sinnlichkeit, auch von der feinsten, kultiviertesten Sinnlichkeit. Fast ist es, als sollte an ihnen der Glaube zu Schanden werden, der da lehrt, daß tausend Brücken von der Sinnlichkeit zur Kunst hinüberführen, ja daß diese ohne jene nicht zu denken sei.

Im Zusammenhang mit diesem Fehlen der Leidenschaft glauben viele Leute einen Mangel in Menzels Kunst zu sehen, den einzigen vielleicht, aber zugleich den größten. Es ist nicht abzuleugnen: ein gehaltener Ernst, ein kritisches Wägen, ja eine gewisse Nüchternheit geht durch sein Lebenswerk. Sein Schaffen hat nicht das Animalische, die Trunkenheit eines Böcklin, der an die geheimsten Tiefen unseres Empfindens pocht. Menzels Bilder und Blätter sprechen nicht zuerst zu unserem Herzen, sondern zu unserem Verstand, weil er sie selbst mehr aus der Verbindung eines durchdringenden Geistes und eines scharfen Auges mit einer fabelhaften Technik als aus dem Instinkt eines Temperaments hervorgebracht hat. Sie haben nichts, was zu stürmischer Begeisterung fortreißt, weil er selbst sich stets kaltes Blut bewahrt und den Kopf oben behalten hat. Sie gewähren den Reiz, den die Erzeugnisse eines bewundernswerten, unvergleichlich klugen Gehirnmenschen für jeden haben müssen, aber wir spüren nicht den warmen Pulsschlag seines Herzblutes. Tiefste Innigkeit des Gefühls ist seiner schlichten Natur vielleicht ebenso fremd geblieben wie verlogene Gefühlsschwelgerei, das echte Pathos ebenso wie das falsche. Und mit dem alten Fontane, mit dem Menzel bei aller Grundverschiedenheit unendlich viel Gemeinsames hat, darf er skeptisch sagen: „Ich habe keinen Sinn für Feierlichkeit.“ Auch das ist preußisch. Man denkt an Wilhelm I., der sich nur schwer entschließen konnte, den deutschen Kaisertitel anzunehmen, weil ihm der Gedanke an repräsentativen Prunk so unsympathisch war.

Der norddeutschen und insbesondere der Berliner Bevölkerung sagt man gern nach, sie habe wohl Witz, aber keinen Humor. Auch dieser Zug findet sich bei Menzel. Unter seinen Arbeiten ist gar vieles, was rein stofflich „amüsiert“. Doch kein Humor durchtränkt diese Dinge, weder der sieghafte mit der rosigen Brille noch der sentimentalere „mit der Thräne im Wappen“. Stets ist es eine feinsinnige, geistreiche Bemerkung, ein Witz, der uns Vergnügen bereitet, eine treffende, schlagende Satire, eine beißende, ja oft erbarmungslose Ironie. Wir lächeln wohl, aber zu einem herzhaften Lachen kommt es nicht. Zu den schönsten Werken von

Reinhold Begas gehört die Menzel-Büste in der Nationalgalerie. Da blicken wir in ein ernstes, beinahe finsteres Gesicht. Hoch wölbt sich der prachtvolle kahle Schädel; hinter den vorgebauten Brauen unter der kolossalen Stirn sehen ein paar stechende kleine Augen hervor, die den Beschauer scharf aufs Korn nehmen; von ihnen führen einige strenge Furchen hinab zu dem breiten, energischen Kinn, und über diesem Kinn zieht sich die durch keinen Bart verdeckte, harte Linie des merkwürdigsten Mundes hin, dessen schmale Lippen fest geschlossen sind, und in dessen Winkeln es spöttisch zu zucken scheint. Das ist kein Künstler, der mit goldenem Humor die Dinge der Welt zu verklären sucht, sondern ein „witziger" Kopf ohnegleichen, „witzig" im Sinne unserer Zeit wie des vergangenen Jahrhunderts, da der Sprachgebrauch dem Worte noch die weitere Bedeutung des gallischen esprit verlieh.

„Aber dafür ist er nicht nur ein Künstler, sondern auch eine Intelligenz!" bemerkt treffend ein französischer Kunstschriftsteller, Edmond Duranty. In dieser Beschränkung Menzelscher Welt- und Kunstanschauung liegt zugleich ihre Stärke. Durch sie wurde er der Herold und Meister erdfester, gesunder Wirklichkeitskunst, als den ihn die Kunstgeschichte feiert, der durch nichts zu beirrende Schilderer alles Seienden unter der Sonne und unter dem Monde. Was es auf dem Planeten, den wir bewohnen, für ihn zu sehen gab, hat sein Stift oder Pinsel festgehalten, und die nicht selbsterlebten Ereignisse vergangener Zeiten hat er erst dann wiedergegeben, wenn er sie durch sorgfältigstes Studium sich so zu eigen gemacht hatte, daß er sie so sicher und präcis vortragen konnte, als kenne er sie aus eigenster Anschauung. Wiederum muß ich Theodor Fontane citieren. Er hat am schönsten und am besten die Welt umschrieben, in der Menzel herrscht. In dem köstlichen Gedicht „Auf der Treppe von Sanssouci", das zu des Meisters siebzigstem Geburtstag entstand, erzählt der Dichter, wie ihm nächtlicherweile der alte Fritz begegnet und ihm die Frage vorlegt: „Wer ist Menzel?"

„Zu Gnaden, Majestät," begann ich zögernd,
„Die Frag ist schwer, das ist ein Doktorthema!
Mein Wissen reicht bis Pierer nur und Brockhaus.
Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr vieles,
Um nicht zu sagen alles; mind'stens ist er
Die ganze Arche Noäh, Tier und Menschen:
Putthühner, Gänse, Papagei'n und Enten,
Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
Kathol'sche Kirchen, italien'sche Plätze,
Schuhschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
Stadträte mit und ohne goldne Kette,
Minister, mißgestimmt in Kaschmirhosen,



Handstudie (Bleistift) zur Radierung „Italienisch lernen". 1889.
(Im Besitz der Kunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin.)

Straußfedern, Hofball, Hummer-Mayonnaise,
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hacke, Bismarck —"

„Outrier Er nicht."

„Ich spreche nur die Wahrheit,
Bescheidne Wahrheit nur. Er durchstudierte
Die groß und kleine Welt; was kreucht und fleucht,
Er giebt es uns im Spiegelbilde wieder.
Am liebsten aber" (und mir schwoll der Kamm,
Ich war im Gang, „jetzt oder niemals!" dacht ich)
„Am liebsten aber giebt die Welt er wieder,
Die Fritzen-Welt, auf der wir just hier stehen!
Im Rundsaal, vom Plafond her, strahlt der Lustre,
Siebartig golden blinkt der Stühle Flechtwerk,
Biche (‚komm, mein Bichechen') streift die Tischtuchecke,
Champagner perlt, und auf der Meißner Schale
Liegt, schon zerpflückt, die Pontac-Apfelsine ..."

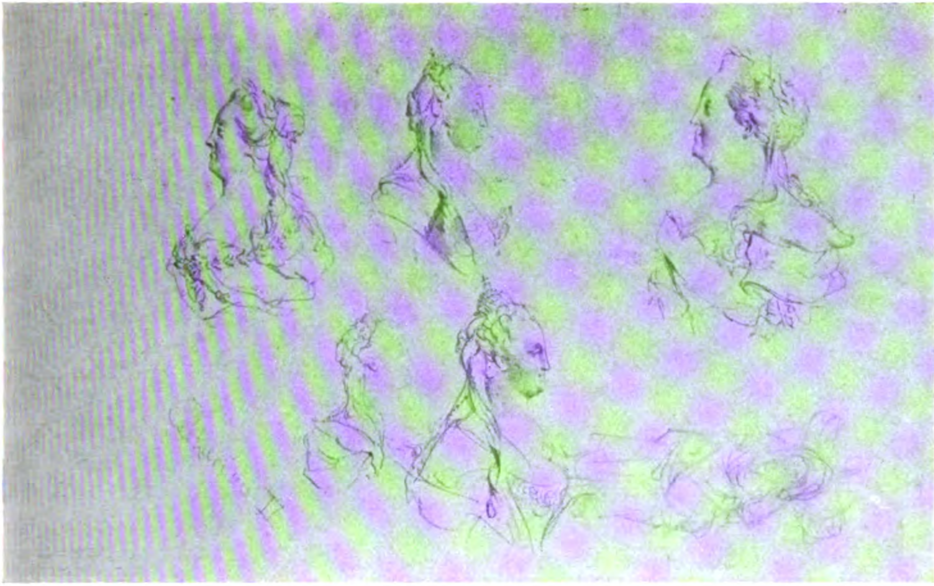
Die Fritzen-Welt! Freilich, das ist die rechte, eigentliche Menzel-Welt. Hier entwickelte der Meister seine ganze Stärke — hier fand er seinen höchsten Ruhm. Schon nach einer kurzen Zeit des Suchens als blutjunger Anfänger hat er aus eigener Kraft den Weg zu ihr gefunden.

* *
*

Der Vater Menzels war in Breslau, wo auch der Meister geboren ist, Vorsteher einer Mädchenschule; aber künstlerische Neigungen gewannen bei ihm schließlich die Oberhand: er wurde Lithograph. Der Sohn, welchen man, trotz seiner offensichtlichen zeichnerischen Begabung, zuerst für einen gelehrten Beruf bestimmte, ward sein Gehilfe; auch in Berlin, wohin er 1830 mit dem Alten übergesiedelt war, war er seine Stütze und bald die Seele der gemeinschaftlichen lithographischen Werkstatt. Und als er sich nun plötzlich allein sah, trieb ihn die Not, in der Technik, die er gelernt hatte, allerlei kleine Arbeiten herzustellen, um nicht zu hungern. Er zeichnete Etiketten, Adressen, Preiscourante, Vignetten, Vorlagen für Stubenmalerschablonen auf den Stein. Es sind Kompositionen im Geschmack der Zeit, die auf diesem Gebiete Vortreffliches leistete, im Stil der ausgezeichneten Illustratoren jener Jahre, der Schrödter, Speckter, Neureuther, Hosemann, Graf Pocci. Aber nie verläßt sich Menzel in diesen, gleichgültigen Zwecken dienenden Blättchen auf solche Vorbilder. Alles wird mit künstlerischem Ernst angefaßt und ausgeführt. Wie er in der Verwertung des beliebten Schnörkel- und Rankenwerkes ein außerordentliches Geschick beweist, so meldet sich in diesen ersten Proben seines Könnens bereits der künftige Meister des ornamentalen Spiels und der originelle, von tausend geistreichen Ideen erfüllte, ja schier übersprudelnde Kopf. Und schon 1834 tritt er als frei schaffender Künstler mit einem selbständigen Werke hervor, das bereits deutlich den Stempel seiner Eigenart trägt: im Ver-



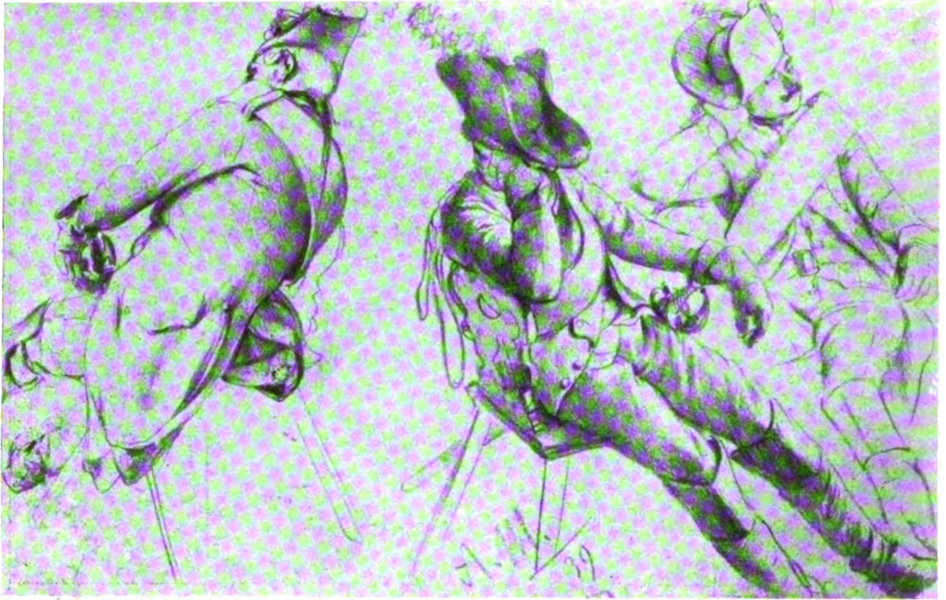
Studienkopf (Bleistift) von 1886. Später benutzt zu der Radierung „Italienisch lernen" (1889).
(Im Besitz der Kunsthandlung von Fritz Gurlitt in Berlin.)



Katharina II., Kaiserin von Rußland.
Bleistiftstudie nach Medaillen zu Kuglers Friedrichsbuch. Unten rechts: Frau mit Tragkorb.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

lage des Kunsthändlers L. Sachse, in dessen Auftrag er vorher und gleichzeitig einige Sachen verfertigte, erschien in diesem Jahre: „Künstlers Erdenwallen. Komponiert und lithographiert von A. Menzel.“ Es ist eine Folge von elf kleinen Scenen, welche das Durchschnittsdasein eines Malers witzig und doch wehmütig schildern, eine freie Paraphrase zu Goethes dramatisch dialogisiertem Jugendgedicht gleichen Titels. Jedes der Bildchen trägt ein einziges kurzes Wort als Unterschrift, deren knappe Sicherheit für den jungen Menzel überaus charakteristisch ist: „Keim“, „Trieb“, „Zwang“, „Freiheit“, „Schule“, „Selbstkampf“, „Luftschlösser“, „Liebe“, „Wirklichkeit“, „Ende“, „Nachruhm“ lauten die Themata. Und jede Darstellung erhält am Rande unten eine winzige symbolische Remarque-Zeichnung, welche den Sinn des oben geschilderten Vorgangs epigrammatisch zusammenfaßt. Im „Keime“ sehen wir, wie der künftige Raphael als kleiner Bube den Boden des Zimmers mit primitiven Strichen „bemalt“ hat und vom gestrengen Herrn Vater mit dem Rohrstöckchen den Lohn dafür erhalten soll — vielleicht eine Kindheitserinnerung Menzels selbst! Und die Vignette darunter zeigt einen Schmetterling, der eben der Puppe entschlüpft und schon von der Fangklappe bedroht wird! In der „Schule“ zeichnen die Musenjünger, andächtig den Worten des Lehrers lauschend, mit heißem Bemühen nach einem Gipsmodell. Aber der Wert dieses Unterrichts wird durch die Remarque spöttisch abgethan: sie ist nämlich eine — Perücke! Das Bildchen „Wirklichkeit“ giebt die Goethesche Scene wieder, wo der Maler des Protzen häßliche Frau porträtieren muß, während die Grazien an der Wand stehen. Darunter werden einem Schwan die Flügel beschnitten!

Man sieht, der Neunzehnjährige ist bereits ganz in seinem Element. Frische und Reichtum der Erfindung, Originalität und Witz in der Idee, Präcision im Ausdruck, beherztes Hineingreifen in die Welt des Wirklichen — das ist es, was an diesem Erstlingswerk neben der sicheren Beherrschung der Technik so imponiert. Aber im gleichen Jahre, 1834, entsteht eine weitere Folge von Entwürfen, die den Künstler nun unmittelbar zu dem Felde der Historie führte, auf dem er bald seine entscheidenden Siege erfechten sollte. Es waren die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte“, zwölf Darstellungen, die von der Bekehrung der Wenden bis zu den



Drei Dragoner. Bleistiftstudie von 1839.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

Freiheitskriegen führen. Zwei davon sind bereits dem großen König gewidmet: die „Schlacht bei Mollwitz" und „Friedrich der Große vor Leuthen".

Mit diesen Blättern dokumentierte Menzel für jeden Sehenden, daß in ihm dem herrschenden Geschmack ein gefährlicher Gegner auferstanden war. Es war damals die Hohezeit der Romantik. In München und in Düsseldorf schwelgte man in den akademischen Ateliers in einer dämmerhaften Gefühlsschwärmerei, in Mittelalter und Legenden, in einer pseudo-idealistischen Süßigkeit, die man als Poesie ausrief. Die Romantik, ursprünglich eine Reaktion gegen den phantasielosen, öden Realismus und die nüchterne „Vernünftigkeit" der Aufklärungsepoche, hatte in der Malerei ebenso wie in der Dichtung dahin geführt, daß die Künstler sich allmählich immer weiter von der Natur, dieser einzigen unversiegbaren Quelle für den mit Rede, Pinsel und Stift schaffenden Gestalter, entfernten, bis sie jeden festen Boden unter ihren Füßen verloren. Das Mittelalter mit seiner Mystik und seiner religiösen Ekstase schien gerade recht, ein ideales Stoffgebiet für diese romantischen Neigungen zu bieten; unklare Vorstellungen und eine zurecht gemachte Geschichtschreibung ließen die Ereignisse längstvergangener Jahrhunderte in einer poetischen Verklärung erscheinen, die sie in Wahrheit niemals besessen hatten. Mittelalterliche und noch ältere Geschichte zu malen galt manchen als das allein Zulässige, ja beinahe allein Anständige. Es begann die arrangierte, innerlich und äußerlich unwahre Historienmalerei, die jahrzehntelang herrschen sollte, und deren letzte Nachwehen wir heute noch verfolgen können. Daneben lebte noch der klassicistische Dünkel, und die früheren Nazarener, Cornelius und die Seinen, wollten in verstiegenen Kompositionen, in ungeheuren „Ideenmalereien" die Geister der Renaissancegewaltigen in die Schranken fordern. Es entwickelte sich der Begriff der „großen Malerei" mit all ihrem hochmütigen Pathos und all ihrer verlogenen Theaterei. Die Menschen des achtzehnten und nun gar erst des neunzehnten Jahrhunderts galten zur Darstellung als „ungeeignet". Bilder wie die einst berühmten, jetzt in der allgemeinen Schätzung arg gesunkenen „Trauernden Juden" (1832) und der „Jeremias" (1834) von Bendemann oder wie „Die Söhne Eduards" von Hildebrandt (1836) waren damals das Entzücken des Publikums.

Hier nun setzt Menzels historische Rolle ein. Wie jenseits der Vogesen Ernest Meisso-



Westermanns Monatshefte. Oktober 1899. Zu Osborn: Adolph von Menzel.

AMenzel

Eduard Meyerheim (1808 bis 1879): Jugendporträt Adolph Menzels.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

nier der Befreier von Unnatur und Süßlichkeit war, so ward er in Deutschland der Gründer und Künder einer neuen Kunst. Die Natur wird wieder als das einzige und ewige Vorbild angesehen. Das Leben, die Wirklichkeit giebt Personen und Probleme ganz von selbst. Das Streben nach Wahrheit wird oberstes Princip. Und gerade wie sein Altersgenosse Meissonier ging Menzel auf die von der zunftmäßigen, offiziellen Kunst der Akademien verpönte Rokokozeit zurück. Nun ward wieder an die Epoche vor dem Auftreten der Raffael Mengs und David angeknüpft, die bei uns wie in Frankreich ein paar Menschenalter zuvor die Wendung zur Antike veranlaßt hatten. Beide Künstler machten sich voll Eifer an die Darstellung des achtzehnten Jahrhunderts.

Menzel sah sich in Deutschland bei diesem Vorgehen fast ganz allein. Er ließ sich lediglich von seinem gesunden Gefühl leiten. Die erstaunliche Selbständigkeit, mit der er allen antikisierenden, romantischen und nazarenischen Einflüssen ohne Schwierigkeit entging, überhob ihn auch der Notwendigkeit, sich einen Lehrer und Meister zu suchen. Im Sommer 1833 war er zwar in die Gipsklasse der Akademie eingetreten. Aber schon nach kurzer Zeit erkannte er — man denke an das Bildchen „Schule" in „Künstlers Erdenwallen"! —, daß ihn das nicht fördern könne, und er blieb wieder weg. Er brauchte und wollte kein Schulsystem und keinen Anreger, sondern folgte, ein stolzer Autodidakt, der Stimme in der eigenen Brust. Zu dem damals herrschenden Berliner Kreise, den Wach, Hensel, Blechen, Karl Begas, Magnus, hatte er keine Beziehungen. Auch zu Franz Krüger nicht, von dessen Art eher ein verbindender Faden zu der Menzels hinüberführt. Denn Krüger gehört mit in die preußische Reihe, deren Hauptnamen Chodowiecki, Schadow, Rauch lauten, und die Menzel zu glänzendem Abschluß brachte. Was die Künstler dieser

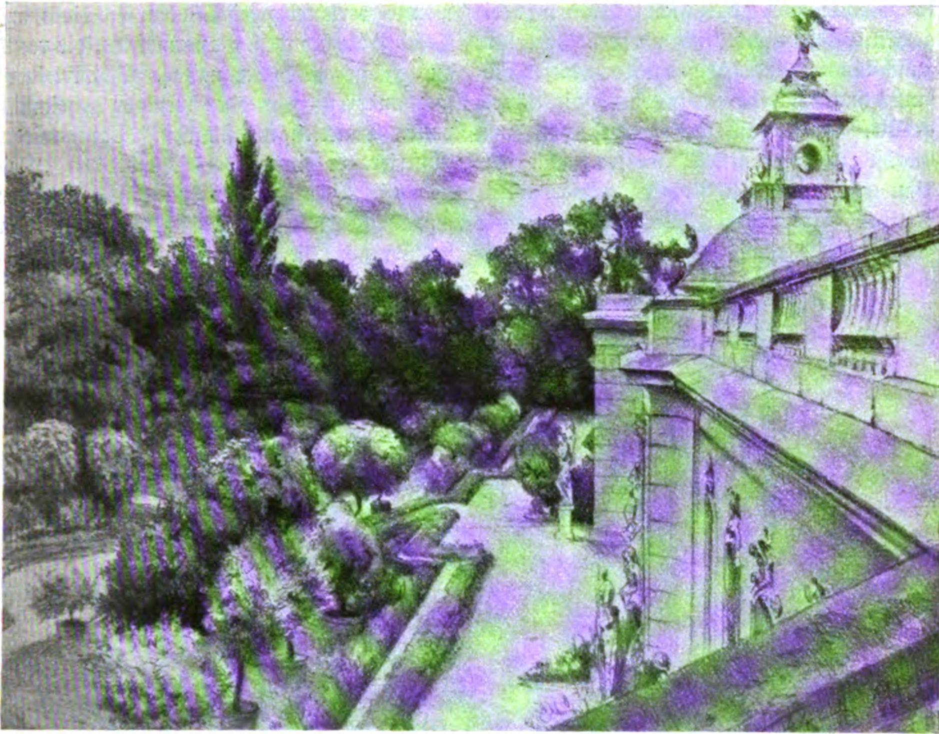


Bleistiftstudie. Kürassiere: Trompeter und Gemeine. Unten fünf Studien des Säbelkorbes.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

„preußischen Reihe“ miteinander verbindet, der gemeinsame norddeutsch-protestantische Zug, die feste, gründliche, man möchte fast sagen soldatische Art, die Objekte zu ergreifen und ihrem innersten Wesen auf den Grund zu gehen, die Pflichttreue der Durchführung, der gerade Sinn und das gesunde Wirklichkeitsgefühl — alles das war auch dem jungen Menzel eigen und sollte in ihm den höchsten künstlerischen Ausdruck finden.

Die „Denkwürdigkeiten“ stehen am Beginn dieses Weges. Sie sind darum auch für die deutsche Kunst und für Menzels Entwickelung „denkwürdig“. Jede dieser Darstellungen ist von einer erfrischenden Gegenständlichkeit, die nirgendwo durch eine hineingetragene vage Geschichtsphilosophie gestört wird. Mit jedem Blatte wächst die Sicherheit des Künstlers. Tappt er bei den ältesten Zeiten, in der „Predigt des Christentums bei den Wenden durch den heiligen Vicelin“, in der „Erstürmung der Feste Brennabor durch Markgraf Albrecht den Bären“, in der „Belehnung Friedrichs von Hohenzollern mit der Mark Brandenburg“, noch ein bißchen im Dunkeln, so hat er in den letzten Schilderungen, aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, aus der Zeit des großen Königs und den Freiheitskriegen, seinen persönlichen Stil bereits gefunden. Wie geringschätzig mögen die Wortführer der „großen Malerei“ auf eine so schlichte, phrasenlose Komposition wie die „Einwanderung der vertriebenen Salzburger Protestanten“ herabgeblickt haben, die in ihrer Einfachheit so ergreifend wirkt. Vielleicht hätten sie ihrem Zorn und Spott lauteren Ausdruck gegeben, wenn nicht die graphischen Künste nach der Anschauung der Zeit eine so untergeordnete Stellung eingenommen hätten. Die Lithographen betrachtete man halb als Handwerker, und damit war ihr Urteil besiegelt. Es war das Unglück der deutschen Kunst in unserem Jahrhundert, daß ihre Jünger und Diener eine so scharfe Grenze zwischen „hoher“ und angewandter Kunst zogen und in falschem Stolz den Zusammenhang mit dem Handwerk, diese wichtigste Voraussetzung jeder Kunstblüte, verschmähten. Erst in der allerjüngsten Zeit ist in diesem Punkte eine Besserung eingetreten, und wenn alle Hoffnungen der „Modernen“ in Trümmer gehen, diese Wiederherstellung eines innigen Verhältnisses zwischen dem eigentlich Künstlerischen, dem Kunstgewerblichen und Handwerklichen wird im neuen Jahrhundert fraglos ihre guten Früchte bringen.

Es ist von großer Bedeutung, daß Menzel mit solcher Freude sich den graphischen Künsten hingegeben hat. Er dokumentiert sich gerade dadurch als ein deutscher Künstler im echt nationalen Sinne. Spätere Jahrhunderte oder Jahrtausende werden vielleicht einmal zu der Meinung gelangen, daß bei den Deutschen der Sinn für Malerei nie sonderlich entwickelt war. Die Schicksale dieser Kunst sind im Grunde stets außerhalb unseres Vaterlandes entschieden worden. Wohl haben wir große Maler gehabt; allein sie waren durchweg doch mehr „ehrliche Makler“, bedeutende Vermittler fremder Errungenschaften, oder sie haben ihre Persönlichkeit nicht eigentlich im deutschen Sinne entwickelt. Für die letzten Jahrzehnte und die Gegenwart ist das so klar, daß es kaum eines Beweises bedarf. Aber auch in der bisher größten Epoche unserer nationalen Kunst, in der Renaissancezeit, war es schließlich nicht anders. Es ist sehr bezeichnend, daß Holbein erst in England sein Genie ganz entfaltete, daß Dürer als Maler sein Höchstes leistete, nachdem er in Venedig die italienischen Meister kennen gelernt hatte, daß Lukas Cranach, der nie aus Deutschland herauskam, verkümmerte. Wahrhaft deutsch aber blieben diese Meister, wenn sie sich den reproduktiven Künsten zuwandten. Was Holbein und Dürer, ihre Vorgänger, Zeitgenossen und Nachfolger, im Holzschnitt und Kupferstich geleistet haben, das ist auf deutscher Erde ohne ausländische Düngemittel gewachsen. Für diese volkstümliche Kunst besaßen und besitzen wir eine entschiedene, hervorragende Begabung; sie hat sich darum bei uns durchaus eigenartig und charakteristisch entwickelt. Und nun wollte es der Zufall — oder ist es kein Zufall? — daß auch der Erfinder der Lithographie ein Deutscher war! Mit jener beklagenswerten Abwendung unserer Künstler vom Handwerklichen hängt es zusammen, daß es dann leider nicht Deutschland, sondern Frankreich war, wo Alois Senefelders That die schönsten Erfolge zeitigte. Menzel aber stand auch hierin außer-



Die „Neuen Kammern" bei Sanssouci. Bleistiftzeichnung von 1844.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

halb des Geschmackes seiner Zeit, oder besser: er stand über ihm. Er ward ein rechter Nachkomme der deutschen Kleinmeister früherer Jahrhunderte, die diesen falschen Stolz nicht kannten, und scheute sich nicht, statt eines „Ateliers" eine „Werkstatt" zu besitzen, wie einstens Albertus Durerus Norimbergensis.

Mit Fleiß und Hingebung suchte der junge Künstler dem lithographischen Verfahren alle Wirkungen abzugewinnen, deren es fähig war. Die Zeichnungen zu „Künstlers Erdenwallen" sind noch ganz einfach, die bescheidene Modellierung und Schattierung wird nur durch schlichte Strichlagen angedeutet; man wird an die älteste Art von Radierungen erinnert, die in jenen Jahren, am liebsten mit dem bezeichnenden Namen „Umrisse" versehen, auftraten. Bei den „Denkwürdigkeiten" aber geht Menzel schon anders vor. Sorgfältig werden nun mit chinesischer Tusche und Sepia oder mit Blei und gehöhtem Weiß Vorarbeiten gemacht, und seinem zielbewußten Streben gelingt es, den jetzt mit Kreide auf den Stein gezeichneten Blättern einen völlig malerischen Charakter zu geben, seinen Darstellungen eine geschlossene Bildwirkung zu sichern. Von jetzt ab ist er ein meisterhafter Beherrscher dieser Technik, die er nach Belieben für alle Zwecke mit der gleichen Sicherheit verwendet. Jede Bestellung, die ihm zu teil wird, ist ein willkommener Anlaß, dem überquellenden Reichtum seiner Phantasie die Schleusen zu öffnen und die entzückendsten Kompositionen, meist mit der Feder, hinzuzaubern. Er entwirft Karten zu Künstlerfesten und für Veranstaltungen aller erdenklichen Vereine, Gesellenbriefe und Diplome, Menus und Titelblätter, Einladungen und Randzeichnungen, Neujahrswünsche für alle Stände, für Beamte und Musiker, Kaufleute und Juristen, Künstler und „Stutzer". Das ornamentale Rankenwerk ist vollgepfropft mit Anspielungen ernster wie scherzhafter Natur, jedes Eckchen und Winkelchen wird dazu benutzt, immer noch ein Bildchen einzufügen, das zu dem Thema des ganzen Blattes in bedeutungsvoller Beziehung steht. Da ist ein Gesellenbrief der Berliner Zimmerleute. Was

ist da nicht alles angebracht! In den Zweigen und Ästen, die sich um den Text herumschlingen, wird die ganze Welt dieser ehrsamen Zunft sichtbar; wir sehen, wie Bäume gefällt, Balken aufgeladen, behauen, zum Gerüst zusammengestellt werden, wie der Bau wächst und das Richtfest gefeiert wird; daneben erblicken wir Werke der Berliner Baukunst: Museum, Bauschule, Schauspielhaus, Parochialkirche, dazu eine ganze Ansicht der Stadt vom Kreuzberge aus; schließlich fehlt die Erholung nicht: fröhliche Bursche und tanzende Paare, Pokale, Flaschen, Pfropfenzieher u. s. w. deuten auf fröhliche Stunden des Sonntags und des Feierabends. Und doch keine Überfülle, keine Störung des einen Motivs durch das andere. Da soll einmal ein Rand zu Kostümfiguren für das Werk „Quadrilles du Carneval à Berlin“ (1836) gezeichnet werden. Menzel errichtet zwei Säulen, die links aus Stöcken, Lackschuhen, Rasiermessern, die rechts aus Fächern, Puderquasten, Schnürleibern und anderen mehr oder weniger geheimnisvollen Toilettengegenständen. Dann wieder illustriert er ein Kinderbüchlein, den „Kleinen Gesellschafter für freundliche Knaben und Mädchen von fünf bis zehn Jahren“; er bemüht sich, die Zeichnungen der harmlosen Welt der kleinen Leser anzupassen, aber so ganz gelang es ihm doch nicht, der naiven Treuherzigkeit Ludwig Richters zu folgen, und es ist sehr bezeichnend für den jungen Menzel, daß er es sich nicht versagen kann, hier und da einem putzigen kleinen Buben einen Hemdenzipfel aus dem Höschen hervorgucken zu lassen. Das Büchlein selbst ist äußerst selten geworden; ein Exemplar wurde bei einer Berliner Auktion im vergangenen Winter für neunhundert Mark an das

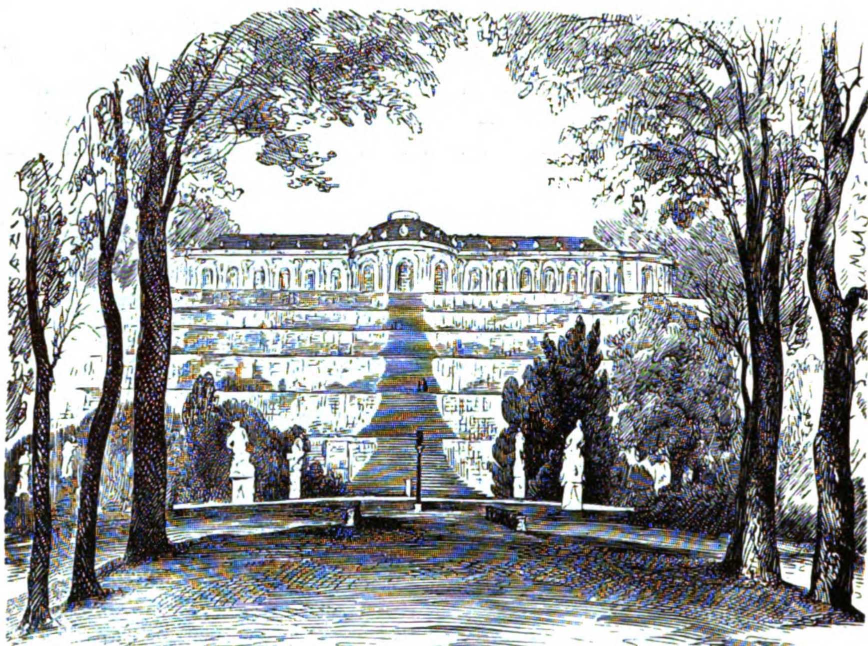


Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (1839 bis 1842).
„Jede Angelegenheit des Staates ward unmittelbar vor die Augen des Königs gebracht; einsam in seinem Kabinette faßte er den Entschluß und erteilte auf alles und jedes seinen eigenen selbständigen Bescheid.“ (Kugler S. 262.)

Dresdener Kupferstichkabinett verkauft — ein beredtes Zeichen für die gegenwärtige Schätzung Menzels, zumal wenn man bedenkt, daß das Heftchen nicht mehr als dreißig bedruckte Seiten im Duodez-Format enthält! Von ganz anderer Art wieder ist ein großes „Vater Unser“-Blatt, eine Federzeichnung mit Tondruck, schon darum besonders interessant, weil sie als Zeugnis von Menzels religiösem Empfinden neben den Darstellungen zu einem „Gedenkbuch für das Leben“ fast ganz vereinzelt dasteht. Hier ist die Komposition derartig verwickelt, die tiefen Beziehungen der in das Arabeskenwerk eingefügten Einzelbildchen, ihre Stellung zueinander, die bald eine Kreuz-, bald eine Herz- und dann wieder eine Ankerform ergiebt, so kompliziert, daß man ohne des Künstlers leider nur handschriftlich vorhandene Erklärung das Werk kaum ganz ver-



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (1839 bis 1842).
„Nur die Abendmahlzeit pflegte den Kreis der Vertrauten zum heitersten Genusse zu vereinen. Hier war alles Witz und Geist, und Voltaire und Friedrich standen einander als die Herrscher im Reiche des Geistes gegenüber.“ (Kugler S. 273.) „Friedrich zur Linken sitzt Voltaire, dem sich Feldmarschall Keith und Marquis d'Argens anreihen. Dem letzteren gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches, sitzt der Lordmarschall Keith. Sämtliche nach gleichzeitigen Porträts.“ (Aus Menzels Erläuterungen im Anhang.)



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (1839 bis 1842).
Kopfstück zu Kapitel 22: „Der Philosoph von Sanssouci.“

stehen wird. Liest man diese Erklärung, so findet man zu seinem Staunen, daß die Arbeit sogar von spekulativer Symbolik nicht frei ist. Das war freilich nur eine rasch vorübergehende romantische Anwandlung. Im Grunde blieb Menzel stets auf dem festen Boden des Realen und Diesseitigen, und seine Phantasie weiß sich diese Stütze selbst da zu wahren, wo sie die tollsten Sprünge wagt.

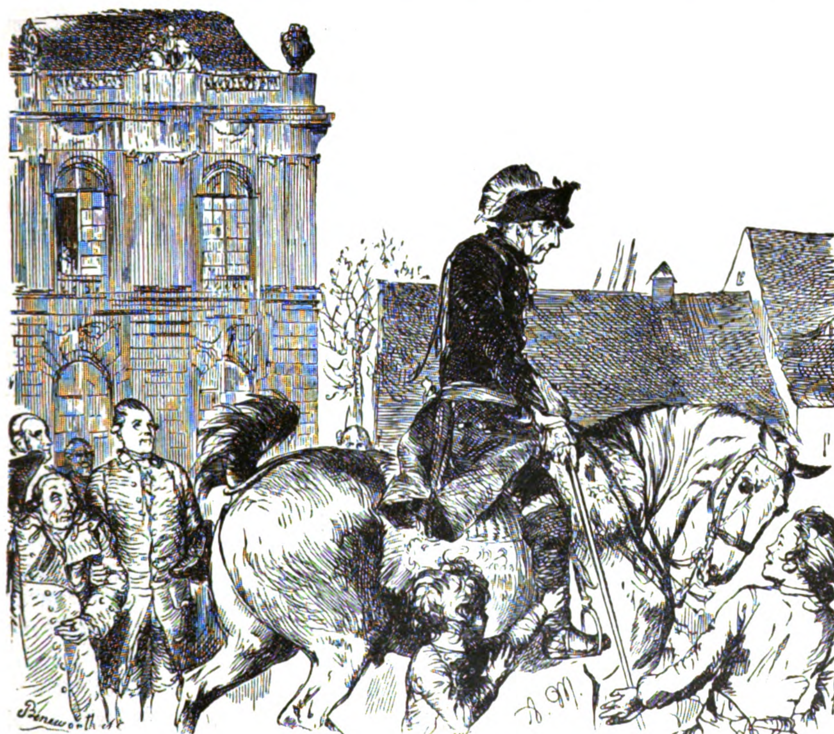
Den Höhepunkt seiner lithographischen Thätigkeit erreichte Menzel, als er die verfeinerte Technik der Franzosen kennen lernte und im Jahre 1851 seine berühmten „Versuche auf Stein mit Pinsel und Schabeisen“ herausgab. In der Handhabung dieses schwierigen Verfahrens — auf dem mit chemischer Tusche überzogenen Stein werden die hellen Stellen herausgeschabt, man möchte sagen: herausmodelliert, und in das Helle wiederum die leichteren Schatten mit dem Pinsel hineingesetzt — offenbarte er die ganze beispiellose Geschicklichkeit seiner Hand. Die Schabkunstblätter, in ihrem malerischen Helldunkel oft an Rembrandt erinnernd, gehören zum Schönsten, was er überhaupt geschaffen. Aber als dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts die Erfindung Senefelders bei den Künstlern in unverdiente Vergessenheit geriet und von ihnen dem nun wirklich im schlimmen Sinne „handwerksmäßigen“ Betrieb der Zeitschriften-Illustratoren überlassen wurde, ward auch Menzel ihr untreu. Nur selten noch hat er in späteren Jahren, meist zu besonderen festlichen Gelegenheiten, auf die Lithographie zurückgegriffen.

Vielleicht hängt es mit dem volkstümlichen Zuge in Menzels Kunstart zusammen, daß er der aristokratischsten der graphischen Künste, der Radierung, nicht die gleiche Liebe entgegenbrachte, sondern sie nur hier und da, dann allerdings immer geistreich und interessant, benutzte, daß er sich aber mit seiner ganzen Energie dem Holzschnitt zuwandte. Das war die Technik, mit der er in die „Fritzen-Welt“ seinen Einzug hielt.

Der Anstoß kam auch hier von außen. Angeregt durch den Erfolg, den in Frankreich eine populäre Darstellung des Lebens Napoleons mit Illustrationen von Horace Vernet hatte, kam im Jahre 1839 ein Berliner Verleger auf den Gedanken, in ähnlicher Weise eine Geschichte Friedrichs des Großen herauszugeben. Für den Text gewann er Franz

Kugler, und dieser, damals einer der einflußreichsten Männer im Kunstleben der preußischen Hauptstadt, schlug für die Zeichnungen Adolph Menzel vor, der in den „Denkwürdigkeiten" seine „historische" Begabung und in einer Reihe von Holzschnittblättern bereits sein besonderes Talent für dies Verfahren bewiesen hatte. Es ist ein bleibendes Verdienst Kuglers, daß er zuerst die Größe und Bedeutung des aufstrebenden Genies erkannt hat. Für den noch minderjährigen Künstler mußte der Vormund den Kontrakt unterzeichnen. Vierhundert Textillustrationen für Holzschnitt sollten geliefert werden!

Da hatte der Vierundzwanzigjährige eine Aufgabe, wie er sie sich schöner nicht wünschen konnte. Mit Feuereifer geht er ans Werk. Mit einer Gewissenhaftigkeit, für die alles Naheliegende und alles Versteckte: die Schlösser und Gärten von Berlin, von Potsdam und Sanssouci, Säle und Kammern, die Architektur und die Möbel, die Gerätschaften und Kostüme, Wagen und Zaumzeug und Livreen. Er kopiert die Porträts und Büsten des Königs, der feindlichen und befreundeten Fürstlichkeiten, der preußischen Prinzen und Prinzessinnen, der Generale und Staatsräte; zeichnet sich die Uniformen und Waffen der Offiziere und Mannschaften bis ins kleinste Detail ab, Helme und Röcke, Stiefel und Patronentaschen, Mäntel und Aufschläge, Orden und Trompeten, Gewehre und Kanonen, Lanzen und Säbel. Er fährt nach Dresden, um sich in Archiven und Museen und Zeughäusern mit den sächsischen Gegnern König Friedrichs vertraut zu machen; er macht Quellen ausfindig, aus



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" (1839 bis 1842).
„Ach, der will ein König sein und weiß nicht, daß Mittwoch-Nachmittags keine Schule ist!" (Kugler S. 610.)

sich in der Kunstgeschichte vielleicht keine Parallele findet, bereitet er sich vor. Er sucht und studiert und zeichnet alles, was er an Denkmälern und Reliquien aus der Zeit des großen Königs auftreiben kann, denen er die österreichische Armee kennen lernen kann. Er notiert sich von den Originalgemälden der Zeit die Bewegungen und Griffe der Soldaten, ihre Haltung auf dem Marsche, im Kampfe, im Lager. Was irgend



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (1839 bis 1842).
Die entscheidende Attacke der preußischen Kürassiere auf die Infanterie der Reichstruppen bei Freiberg am 29. Okt. 1762.

sich bietet, wird als wertvolles Material mit dem Bleistift festgehalten. Die Nationalgalerie besitzt eine schier unendliche Reihe dieser Skizzenblätter, die von dem staunenswerten Fleiße des Meisters erzählen. Menzel sieht z. B. eine Büste von Cocceji, dessen Gesicht er vielleicht einmal brauchen kann: er zeichnet sie gleich dreimal in verschiedenen Stellungen sorgfältig ab. Auf einem anderen Blatt übt er sich in den Gesichtszügen der Kaiserin Katharina von Rußland: nicht weniger als fünfmal erscheint der sauber ausgeführte Kopf, jetzt von dieser Seite, jetzt von jener gesehen. Bei den Uniformstücken und Fahnen sind die Farben und Maße mit peinlicher Genauigkeit angegeben; oft müssen Pastellstift und Pinsel nachhelfen. Da ist ein Blatt: Rohrstock und Degen Leopolds von Dessau! Ein anderes: viermal, stets anders gehalten, der Degen des Generals Seydlitz! Ein drittes: „Die Haartour Friedrichs des Großen inwendig!“ Dann Dutzende von Blättern mit Troddeln, Quasten, Koppeln, Schabracken, Tressen, Blechmützen, Trommeln. Die Verkürzungen der liegenden, sitzenden, zielenden, laufenden, stürmenden, aufsitzenden Soldaten werden studiert, indem lebende Modelle mit den Schätzen des Montierungsdepots bekleidet werden. Aber auch alles das zieht der Künstler in den Kreis seiner Studien, was geeignet ist, ihn das Stilgefühl, den Geschmack der Zopf- und Rokokozeit zu lehren: Bauten und Monumente, Kupferstiche und, nicht zu vergessen, litterarische Denkmäler.

So erzieht sich Menzel systematisch zum künstlerischen Historiker Friedrichs des Großen, wie ein gelehrter Geschichtschreiber, der alle Urkunden nach strenger wissenschaftlicher Methode mit heißem Bemühen durcharbeitet. Ein papiernes Arsenal umgiebt ihn. Immer wieder vertieft er sich in die Betrachtung jedes einzelnen Stückes und saugt sich gleichsam fest in den Erscheinungsformen dieser fast um ein Jahrhundert zurückliegenden Epoche. Aber er sieht zugleich durch die äußere Hülle in das Innere der Menschen, die diese Kostüme und Frisuren trugen und sich in diesen Räumen bewegten. Und nun beginnt seine grandiose schöpferische Thätigkeit. Das tote Material wird belebt, die einzelnen Teile fügen sich zusammen, und unter seinen Händen steigt, wie durch ein Wunder, die versunkene Welt des großen Preußenkönigs wieder empor. Jetzt zeigt er, daß er nicht nur ein „großer Gelehrter“ ist, wie Böcklin ihn später einmal genannt hat, sondern zugleich ein großer Zauberer,

ein Genie, das aus dem Vollen schafft. Er beherrscht nun so souverän die ganze Zeit, daß er jede Scene, die er festhalten will, ganz von selbst in ihrem Sinne sieht und wiedergeben kann. Es ist, als sei die ganze „Fritzen-Welt“ zu einem zweiten Leben auferweckt. Weit großartiger als der biedere Daniel Chodowiecki, der doch ein Zeitgenosse des Königs war, umfassender als Schadow und Rauch, die Bildhauer, weiß Menzel sie zu schildern; hat er sie gleich nicht miterlebt, so kennt er sie doch so gut, als sei er ein Sohn des achtzehnten Jahrhunderts gewesen. Chodowiecki war ihm ein Führer, dem er sich gern anschloß, als es zu studieren galt; jetzt ließ er ihn weit hinter sich zurück. In seinen kleinen Zeichnungen für den Holzschnitt gab er nicht nur die ganze Geschichte von Friedrichs Thaten, sondern auch die Geschichte seiner Persönlichkeit. Er führt uns den jugendlichen König vor Augen, zeigt, wie er zu strahlender Heldengröße emporwächst, verfolgt sein Wirken in der langen Friedenszeit nach dem Siebenjährigen Kriege und geleitet den „alten Fritz“, der im stillen Sanssouci als einsamer Philosoph dahinlebt, zum Ende seines Erdenwallens. Das ganze Leben jener schicksalsreichen Periode preußischer Geschichte taucht empor, alle Stände treten auf, mit allen wichtigen Männern, die dem König dienten oder mit denen er zu kämpfen hatte, werden wir vertraut gemacht. Nicht in romantischer Verschönerung und Verhimmelung steht das alles vor uns, sondern in unerhörter geschichtlicher Wahrhaftigkeit. Nichts liegt Menzel ferner als pseudopatriotischer Chauvinismus. Er giebt die Dinge, wie sie aller erdenklichen Wahrscheinlichkeit nach gewesen sein müssen. Was dahinter steckt, den Kern, den Gehalt, der den historischen Ereignissen innewohnt und aus den Personen spricht, läßt er nie mit aufdringlicher Absichtlichkeit hervortreten; die Geschichtsphilosophie muß sich jeder Betrachter schon selbst machen.



Soldat bei der Toilette. Aus dem Werke „Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung“ (1851 bis 1857). Federzeichnung auf Stein.
(Im Verlag der Kunsthandlung R. Wagner in Berlin.)

Seitdem das Illustrationswerk vollendet vorlag (1842), hatte Menzel etwas wie ein Monopol auf die Darstellung dieser Zeit. Er selbst konnte sich auf Jahre hinaus nicht von ihr trennen. Die eingehenden Materialstudien, die er gemacht, führten ihn zunächst zu dem Plane, ein riesiges Kompendium der friedericianischen Soldateska zu geben. In vielfach unterbrochener Arbeit zeichnete er in den Jahren 1842 bis 1857 alles, was er in den preußischen Montierungsdepots gesehen, noch einmal ab, nun mit der Feder auf Stein, in der Befürchtung, „daß die jetzt noch vorhandene Anzahl von Originaluniformen, Armaturstücke und sonstige Forschungsquellen, Zeitdokumente u. s. w. aus der Periode des großen Königs früher oder später dem Zahn der Zeit zum Opfer fallen dürften und damit ein Hauptmaterial

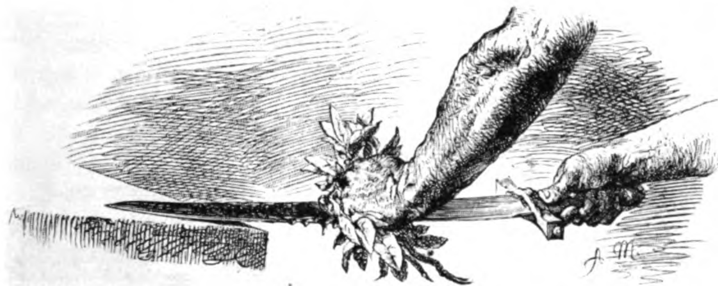
für die bildende Kunst unwiederbringlich verloren geht.“ Die Frucht war das gewaltige dreibändige Werk: „Die Armee Friedrichs des Großen in ihrer Uniformierung gezeichnet und erläutert“, ein Werk mit 453 sorgfältig kolorierten Tafeln, das nur in dreißig Exemplaren hergestellt wurde. Der ursprüngliche Preis betrug 530 Thaler, aber als im letzten Jahre ein Exemplar des Werkes, das damals nicht durch Subskription sofort in den Besitz einer fürstlichen Person oder einer öffentlichen Sammlung geriet, versteigert wurde, erzielte es den Kaufpreis von 7500 Mark! Und noch einmal hat Menzel für ein kleineres populäres Werk gleichen Themas eine Reihe von Soldatenblättern gezeichnet. Er wurde nicht müde, seine ungeheuren Studien zu verwerten. Das Unglaublichste aber ist, wie er selbst bei dieser mühevollen und unbedingt oft nichts weniger als kurzweiligen Arbeit stets seine Leichtigkeit und Frische beibehält. Diese Zeichnungen sind von trockenen Kostümbildern himmelweit entfernt. Gewiß wird jedes kleinste Uniformstückchen aufs genaueste abgezeichnet, meist von beiden Seiten, daß wir nur ja auch wissen, wie das Futter aussieht, aber keine einzige der Soldatengestalten, die nachher damit versehen werden, ist eine steife Figur, die nur der Kleider wegen da ist. Nein: jede einzelne wird mit individuellem Leben erfüllt, jede ist in charakteristischer Thätigkeit, jede bietet in Haltung und Bewegung einen zeichnerischen Reiz, und jede ist zugleich eine famose Genrefigur. Da steht einer auf Posten und gähnt. Da sind Offiziere in lebhafter Unterhaltung oder beim fröhlichen Gelage. Da ertönt



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843 bis 1849).
Vignette zum Kap. 2 der „Histoire de mon temps“, wo die Entente zwischen Rußland, England, Holland und Polen im Jahre 1741 geschildert wird: „Le signal de guerre fût donc donné en Europe.“ Die Kriegsgöttin mit Fackel und Sense öffnet die Pforten des Janustempels.

aus einem weit aufgerissenen Munde ein „Marsch! Marsch!“, daß es uns in die Ohren gellt. Da gehen Invaliden miteinander spazieren. Feldscher und Feldapotheker verbinden einen verwundeten Husaren. Kadetten erledigen, der Sitte der Zeit nach an Tischen stehend, ihre Arbeiten. Der Feldpostillon kommt und wird freudig begrüßt. Auditeure und Profosse werden in ihrem Amte gezeigt. Zwei verwilderte Kerle, die verschiedenen Freicorps angehören, spielen auf der Straße einer geplünderten Stadt mit leidenschaftlichen Gebärden Karten und hören nicht auf die zornige Ermahnung des Feldpredigers, der, vom Küster begleitet, an der Gruppe vorüberreitet. Überall war der Ausgangspunkt das Interesse für die Uniform, und überall ist das Ergebnis ein meisterhaft gezeichnetes, lebhaft bewegtes Soldatenbild.

Parallel jedoch mit diesem Armeewerk geht eine andere Arbeit zum Ruhme Friedrichs des Großen. Sie galt nicht dem Kriegshelden und Eroberer, sondern dem feinen Geiste, dem Schriftsteller. Bald nach seiner Thronbesteigung schickte sich Friedrich Wilhelm IV. an, einen alten Lieblingsplan auszuführen und eine Gesamtausgabe der Werke seines großen Ahnen zu veranstalten. Sie war zunächst zum eigensten Gebrauch des Königs bestimmt und wurde nur in sehr beschränkter Anzahl gedruckt. In dreißig Bänden sollten die „Oeuvres de Frédéric le Grand“ gesammelt, und dem Texte sollte zunächst durch große Kupferstichporträts der bedeutendsten Personen jener Zeit, sodann



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843 bis 1849).
Vignette zu Kap. 6 der „Histoire de mon temps“.



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843 bis 1849).
Vignette zur „Instruction pour mon artillerie, comment elle doit diriger son feu à l'occasion.“

aber durch zweihundert kleine Vignetten ein künstlerischer Schmuck zugefügt werden. Wer diese Vignetten herstellen sollte, konnte keine Frage sein. Ganz selbstverständlich wandte man sich an Menzel. Der Raum, der ihm zur Verfügung stand, war winzig, auf wenige Quadratcentimeter war sein Maximum bemessen. Aber wie hat er das ausgenutzt! Jene anspruchsvollen Bildnisse, auf die man bei der Herstellung der Ausgabe den größten Wert gelegt hatte, sind heute vergessen, während die damals bescheiden zurückstehenden Zierstücke jetzt als der größte Schatz deutscher Illustrationskunst gefeiert werden. Die Aufgabe war hier eine wesentlich andere als bei dem Kuglerschen Buche. Dort konnte Menzel die Darstellung des Schriftstellers dauernd geleiten, sie ergänzen und verdeutlichen. Hier sollte er nur, wenn der Schriftsteller geschlossen, in der Sprache seiner Kunst noch einen Accord anschlagen, in dem das Thema des eben vollendeten Briefes, Gedichtes, philosophischen, historischen oder strategischen Werkes ausklingt. Da kam dem Meister sein Talent zu schlagenden Epigrammen trefflich zu statten. Man muß diese Herrlichkeiten, die zum Teil durch eine 1882 im Verlage von R. Wagner (Berlin) erschienene Auswahl weiteren Kreisen zugänglich gemacht sind, selbst durchblättern, um eine Vorstellung von dem unerschöpflichen Reichtum an Erfindung zu erhalten, den Menzel hier entfaltet. Mit welch sprühendem Geiste er Worte, Andeutungen oder unausgesprochene Gedanken des Textes, die er zwischen den Zeilen herausspürte, aufgreift, um in völlig selbständiger Weise seine zeichnerischen Glossen daran zu knüpfen, wie er immer neue, geistreiche, treffende Wendungen und passende Ausdrucksformen findet, das läßt sich nicht erschöpfend schildern, man müßte denn jedes einzelne der zweihundert Meisterwerkchen beschreiben und eingehend würdigen.



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843 bis 1849).
Vignette zum später als unecht erkannten Briefe an die Kaiserin Maria Theresia nach der Schlacht bei Lissa, am 5. Dezember 1757.

Ein paar Proben können nur von fern her einen andeutenden Begriff geben. Es soll zum Beispiel eine Schlußvignette zu dem Briefe des Königs „Über die Erziehung“ gezeichnet werden, der über die Verweichlichung der Söhne aus den alten

Adelsgeschlechtern Klage führt: da zuckt vor der auf felsigem Sitze ruhenden Borussia am finsteren Gewitterhimmel ein greller Blitz auf, und entsetzt liest sie in seiner zitternden Schrift die unheilvolle Jahreszahl „1806“. Ähnlich eilt Menzel der Zeit Friedrichs voraus, wenn er unter dem „Antimacchiavell“ das Bildnis des italienischen Staatsmannes mit der Jahreszahl 1740 an den Schandpfahl heftet, es dagegen oben mit einem Kranze schmückt, der die Zahl 1840 trägt, um so die Wandlung anzudeuten, die seit Friedrichs Tagen in der Beurteilung Macchiavellis stattgefunden hat. Friedrich der Große schreibt an seine Schwester nicht lange vor seinem Tode, im Jahre 1786, der Arzt gebe sich zwar alle Mühe mit ihm, aber er könne ihm wohl nicht mehr helfen: Menzel zeichnet eine Scene, wie Äskulap die dritte der Parzen, die den Lebensfaden abschneiden will, von ihrem Platze neben den erschrockenen Schwestern herabgezerrt hat und ihr gewaltsam die Schere zu entreißen sucht, die sie aber krampfhaft festhält. Es soll ein Bildchen zu der Instruktion für die Artillerie gemacht werden: da läßt er aus der Mündung einer Kanone ein Tod und Verderben bringendes Gerippe geradeaus auf den Leser zujagen. Das Anfangskapitel der Geschichte des Siebenjährigen Krieges ist zu Ende: da stürmt ein Kurier mitten durch ein friedliches, blühendes Kornfeld. Ein Abschnitt aus der „Histoire de mon temps“ schließt mit der Feststellung schwer erkämpfter Erfolge nach der glorreichen Schlacht bei Chotusitz durch den Frieden zu Breslau: eine Hand wischt mit einem Lorbeerbüschel das Blut vom Schwerte. Ein andermal wird von den Schwierigkeiten der Fortsetzung des Krieges berichtet: da will eine



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen (1843 bis 1849).

Vignette zur Korrespondenz mit dem Marquis d'Argens (1741 bis 1769). Der Gladiator, der eben seine Gegner niedergeworfen hat und sich nun erschöpft an die Brüstung lehnt, ist Friedrich; der alte Römer, der ihn tröstet und stützt, während die anderen Zuschauer sich gleichgültig abwenden, ist der Marquis, dem der König während der schweren Jahre des Siebenjährigen Krieges in seinen Briefen sein Herz ausschüttete.

gesunde Linke einer verwundeten und verbundenen Rechten aufs neue den eisernen Kampfhandschuh überziehen. Friedrich sucht — in einem Briefe, der sich später als apokryph herausstellte und darum mitsamt der Vignette nicht aufgenommen wurde — Frieden mit Maria Theresia: ein Centaur bietet einer Amazone freundlich die Hand, sie aber wendet sich haßerfüllt zur Seite und hält die Streitaxt fest in der Faust. Am Fuße der Ode an die Standhaftigkeit finden wir den gefangenen Galilei, am Schlusse der Ode an die Preußen einen Giganten, der einen Steinblock einen steilen Felsen hinaufschiebt, bei seiner schweren Arbeit. Die ganze Skala vom tiefsten Ernst bis zum ausgelassenen Scherz, ja bis zum Burlesken steht dem Künstler zur Verfügung. Bald wird eine Parallele aus der alten Geschichte herangezogen, bald werden mythologische Gestalten zu allegorischen Gruppen entboten, bald schließt ein Porträt ganz schlicht einen Abschnitt oder es findet sich statt der bildlichen Darstellung wirklich nur eine kleine Vignette, wie bei der Abhandlung „De la littérature allemande“, wo ein im Rankenwerk auf einem Bärenfell schlafender kräftiger kleiner Bube, mit einem Fragezeichen darunter in einer Kartusche, den damaligen Zustand der deutschen Dichtkunst reizend versinnbildlicht. Dann wieder erklärt der Künstler gelegentlich offen und frei, daß er mit der Ansicht des Königs nicht einverstanden sei. Er soll zu einem Briefe eine Illustration entwerfen, in dem die Kunst Voltaires über die Homers gestellt wird; da zeigt er einen zierlichen Kavalier mit Dreimaster und Haarbeutel, der sich von einem großartigen antiken Torso achselzuckend abkehrt, um sich einer fürchterlichen Barock-Kleopatra zuzuwenden.

Meisterhaft wie diese prägnante Fassung der Gedanken ist die technische Geschicklichkeit, mit der Menzel für den Holzschnitt zeichnete. Gerade als er ins Kunstleben eintrat, in den dreißiger Jahren, kam dies altberühmte Verfahren wieder zur Geltung, das drei Jahrhunderte früher schon eine hohe Blüte erlebt hatte, aber inzwischen durch den Kupferstich immer mehr in den Hintergrund und schließlich in Vergessenheit gedrängt worden war. Nun erkannte man wieder die volkstümliche Bedeutung dieser Technik. Menzel aber ward durch seine genau ihrem Geiste angepaßten Entwürfe ihr größter Förderer. Er zeichnete unmittelbar auf den Holzstock, zunächst, bei einem ersten Versuche „Der Tod Sickingens“, bei den ausgezeichneten Illustrationen zu Chamissos „Peter Schlemihl“ und bei den Anfangslieferungen des Kuglerschen Werkes, ganz primitiv mit dem spitzen Pinsel und der Feder auf die glatte ungrundierte Buchsbaumfläche, dann erst mit dem Stift auf grundierter, mit einem dünnen Kreidegrund überzogener, aus dem Querschnitt des Stockes hergestellter Holzplatte. Mit Hilfe dieser handwerklichen Erleichterung erst konnte er alles so ausdrücken, wie er beabsichtigte. Nun aber gelang ihm auch alles, was er der Platte anvertraute, Landschaftsscenerien und Interieurs, alle Nuancen der natürlichen und künstlichen Beleuchtung, Kampfgetümmel und graziöse Rokoko-Eleganz, breit ausgeführte bildliche Darstellungen, aus denen vielfach spätere Gemälde erwachsen sind — wie die Flötenkonzert-Scenen oder das Souper in Sanssouci —, und geistreich hingeworfene Skizzen. Das Glück führte ihm dazu Holzschneider in den Weg, die, wie er selbst bekannte, im „Gehorsam gegen den Strich seiner Zeichnung“ das Äußerste geleistet haben: Unzelmann, A. und O. Vogel, H. Müller, Georgy, Ritschl, Kretzschmar und Bennewortz, deren Namen hier nicht übergangen werden dürfen. Freilich, Menzel mußte sich seine Xylographen erst erziehen. Er war selbst mit der peinlichsten Sorgfalt darauf bedacht, daß seine Linien aufs korrekteste in die Holzplatte übertragen wurden. Das Königliche Kupferstichkabinett zu Berlin besitzt die Probedrucke, auf denen er seine Korrekturen vermerkt hat. Da heißt es etwa bei einer kleinen Schlachtscene: „Corrigenda: in Friedrichs Gesicht, Augapfel, Wange, Nasenspitze! Der Zug von der Nase nach dem Munde breit zu legen und dann vom Nasenloche aus schmäler. Aber alles äußerst vorsichtig.“ Oder er verlangt: „An Nase, linker Augenbraue, rechtem Augapfel äußerst kleines Glanzlichtchen!“ Oder bei einer scherzhaft allegorischen Scene, wo dem Grafen Hoditz, an den ein Brief Friedrichs gerichtet ist, der



Aus den Holzschnittbildern zu den Werken Friedrichs des Großen.
Vignette zur „Ode an meinen Bruder Heinrich“, gedichtet im Quartier von Eckartsberg, am 6. Oktober 1757.
(Gezeichnet 1848.)

Gott Apollo zugesellt wird: „Corrigenda: An des Grafen Nase, Unteraugenlidern, Backenknochen, beiden Händen, Rock, Gesäß, Knien, linkem Fuß, Schlafrocklitze, Stuhllehne, Mütze, an Apollos Strahlenreif, Lyra, rechter Hand, linker Kniekehle, rechtem Trikotbein, Hinterbacke, Gewand und am Baumstamm entlang einiges auszustechen. Sonst gut!“ Gelegentlich wird er auch ärgerlich, und einmal schreibt er wütend an den Rand: „So ein Kopf ist noch nicht vorgekommen. Wie fürs Pfennigmagazin!“ Das Resultat entsprach diesen Bemühungen vollauf. Wenn man andere Holzschnittwerke der vierziger Jahre mit den Vignetten und manchen Stücken des Kuglerschen Buches vergleicht, so glaubt man kaum, Erzeugnisse desselben Verfahrens vor sich zu haben.

Nach drei Richtungen hin sind diese Menzelschen Schwarz-Weiß-Werke, die das große Publikum in der Bewunderung der Gemälde des Meisters vielfach zu wenig beachtet, von epochemachender Bedeutung: für die Entwickelung des Holzschnittes, für die Geschichte der deutschen Illustrationskunst und stofflich für unsere Anschauung vom Zeitalter Friedrichs des Großen. Die Illustratoren konnten hier an einem Musterbeispiel lernen, wie ein dem Schriftsteller kongenialer Künstler es anfängt, um durch seine Bilder, nach einem klugen Worte Bruno Meyers, „die stoffliche Realität des Gegenstandes um jenes notwendige Minus zu ergänzen, das die sprachliche Schilderung läßt“, wie er sich dem Texte anpassen muß, ohne daß man diese Mühe merkt. Menzel selbst hat den Holzschnitt, dessen energischer Hochdruck sich dem Druckbilde der Lettern am besten organisch einfügt, wiederholt auch späterhin zu diesem Zweck benutzt, am glänzendsten in den Zeichnungen zu Kleists „Zerbrochenem Krug“ (1876/77), von denen im zweiten Artikel

noch die Rede sein wird. Daneben haben wir zahlreiche Einzelblätter, unter denen ein Shakespeare-Porträt, von Unzelmann meisterhaft geschnitten, an erster Stelle steht, muntere Bilderbogen- und Zeitschriftenentwürfe, und Beiträge zu großen illustrierten Werken. Am liebsten aber führt er auch noch fernerhin den Zeichenstift zum Ruhme Friedrichs „des Einzigen", wie den König die Zeitgenossen nannten. Zwölf Holzschnittbildnisse der Kriegs- und Friedenshelden seiner Lieblingsepoche sammelt er in einer Mappe „Aus König Friedrichs Zeit" (1856 erschienen). Wiederholt hält er des Königs Züge in einem größeren Porträt fest (1859 und 1878: „Der alte Fritz"), er schildert auf einem Blatte seinen Besuch in einer Weberei und erinnert an die Jugendzeit des Kronprinzen Friedrich in einer köstlichen Darstellung des Tabakskollegiums Friedrich Wilhelms I.

So ergänzte er in unablässiger Arbeit das Bild, das Chodowiecki, Schadow und Rauch von jenem Zeitalter gegeben. Durch Menzel erst verbindet man in Deutschland feste Vorstellungen mit dem Namen des Großen Friedrich. Unsere ganze Anschauung, unsere ganze Phantasiekenntnis dieser Epoche verdanken wir ihm, wir denken nur in Menzelschen Zeichnungen und Bildern, wenn wir von ihr sprechen. Die Holzschnitte sind in einer Weise ins Volk gedrungen, daß man vielfach ihren Schöpfer fast vergessen hat — der höchste Triumph für einen nationalen, volkstümlichen Künstler! Nicht nur Kuglers Werk hatte einen starken Erfolg: in zahlreiche Jugendbücher sind seine Illustrationen übergegangen, so daß manche heranwachsenden Geschlechter durch Menzel den großen König kennen lernten, ohne sich dessen bewußt zu werden.

Die Gemälde aber vor allem, diese Gipfelpunkte der Menzelschen historischen Thätigkeit, haben den Namen des Künstlers allberühmt gemacht. Sie müssen jedoch im Zusammenhang mit seinem ganzen großartigen Wirken auf dem Felde der Malerei gewürdigt werden, und so soll der zweite Teil dieser Betrachtung Menzel dem Maler gewidmet sein.

(Der Schlußaufsatz folgt in der Dezember-Nummer.)



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen". (1839 bis 1842.)

(Schlußstück des Abschnittes, der Friedrichs Prophezeiung einer künftigen Blüte der deutschen Litteratur enthält und mit den Worten des Königs schließt: „Ich werde es nicht mehr erleben. Ich sehe, wie Moses, das gelobte Land von fern, aber ich werde es nicht erreichen.")

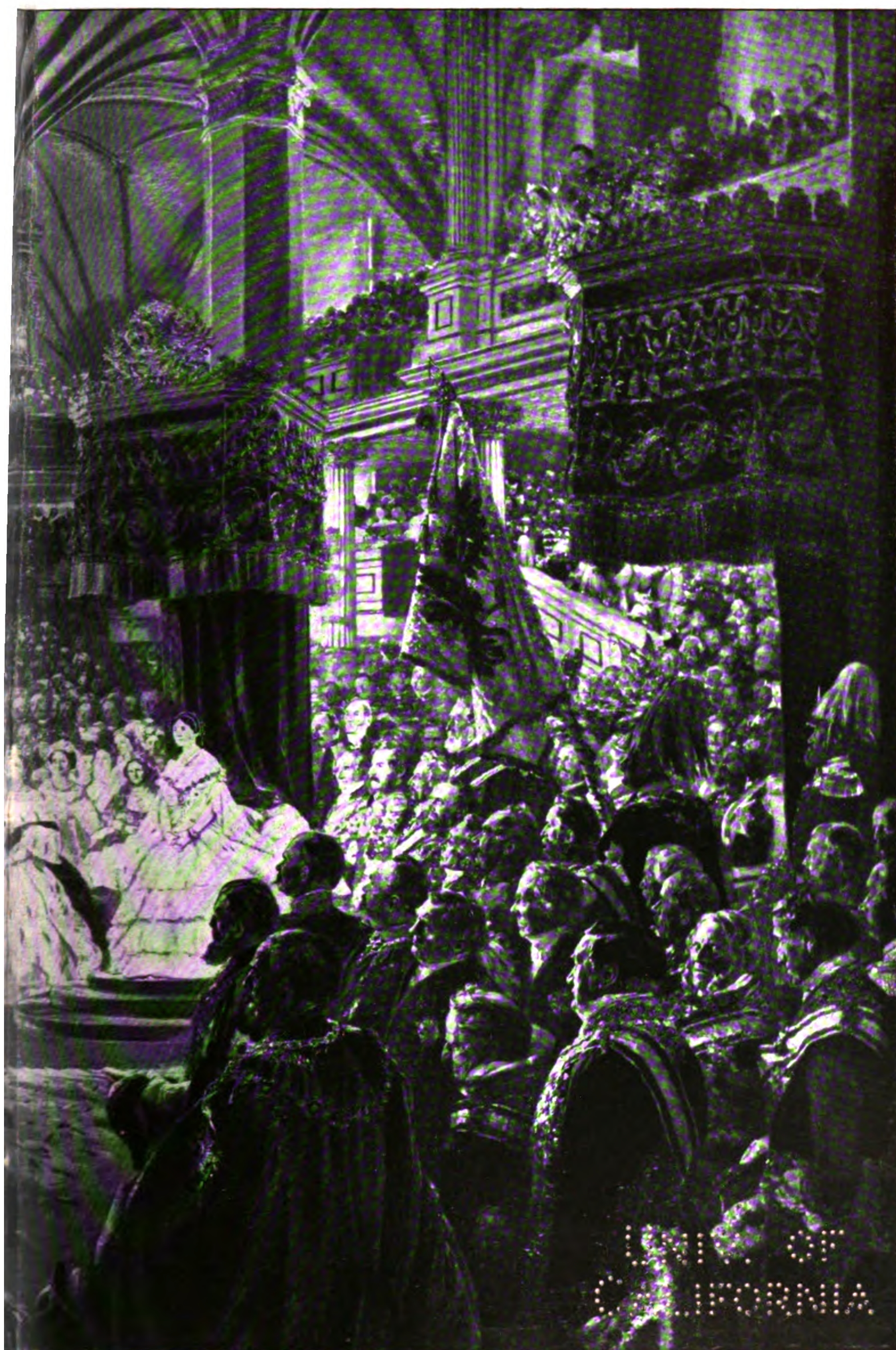
nen d
chauun
r Epoc
nur
n, wen
itte sin
en, da
ergesse
natio
ht nu
Erfolg
An
nant
denze
ie sich

ipsch
ätig
all
im
roß
ere
eite
ler



Westermanns Monatshefte. Oktober 1899.

Die Krönung König Wilhelms I. zu Königsberg a
(Im Königlichen Sc
Nach einer Photographie aus dem Ber



Zu Osborn: Adolph von Menzel.

... 18. Oktober 1861. (Ölgemälde; 1862 bis 1865.)
...losse zu Berlin.)
...ag von Gustav Schauer in Berlin.



Im gewohnten Geleis.

Roman
von
Ossip Schubin.

Motto:
On rencontre parfois dans la vie des passants brillants, qui n'arrivent jamais!

I.

Er war entschieden die Hoffnung der konservativen Partei in seinem Vaterland.

Seit Menschengedenken war dem böhmischen Adel nichts so Geniales entsprossen.

Von seinem ersten Hofmeister an, der ihn noch in der Kinderschulstube das Alphabet und das Einmaleins gelehrt hatte, bis zu den Professoren, von denen er auf der Universität in die höheren Staatswissenschaften eingeweiht worden war, hatte er allen, welche sich mit seiner Belehrung befaßt hatten, die angenehmsten Überraschungen bereitet. Er hatte alle Klassen des Gymnasiums mit Auszeichnung absolviert und promovierte schließlich im zweiundzwanzigsten Lebensjahre.

So etwas war noch nicht dagewesen. Er promovierte vor einem „Parterre von Königen“! Noch nie hatte ein junger Jurist in Prag auf eine so glänzende Gesellschaft heruntergeschaut, noch nie vor einem so aufmerksamen Auditorium die ihm zur Beleuchtung vorgelegten Streitfragen diskutiert oder seine Promotionsrede gehalten, wie Hans Graf Ronsky.

Er sprach über die ethische Bedeutung der Staatsgesetze.

Er sprach mit Feuer, mit Begeisterung — von der Förderung der Kultur durch das Hineintragen eines idealeren Elements in die Nüchternheit der Paragraphen. Seine Erscheinung gehörte zu den angenehmsten — und seine Stimme zu jenen, welchen man gern zuhört, selbst wenn sie Extravaganzen vorbringen.

Ja, man hörte diese Stimme nicht nur gern, sondern man glaubte ihr. Er hatte im höchsten Maß das, was die Franzosen l'accent juste nennen.

Seine Augen bestätigten alles, was seine Stimme sagte — er machte immer so treuherzige Augen, wenn er sprach. Man glaubte ihm, weil er sich offenbar selber glaubte —

und wenn er die Abenteuer des Herrn von Münchhausen erzählt hätte, so hätte man ihm auch noch geglaubt.

Seine Rede dauerte länger, als es bei solchen Gelegenheiten üblich ist, aber nicht länger als die Aufmerksamkeit oder vielleicht als die Geduld seines Publikums. Eine elektrische Strömung von bis zur Begeisterung gesteigertem gutem Willen durchzog seine Beredsamkeit.

Ob das, was er vorbrachte, irgend eine praktische Durchführbarkeit hatte, darüber dachte keiner nach. Aber es war so edel gefühlt, so schön entworfen — es hätte niemand das Herz gehabt, Hans eine ernüchternde Einwendung zu machen. Die einzige Protestation, welche gegen diesen lang hinziehenden Redestrom erfolgte, waren die hörbaren Atemzüge eines älteren Herrn, der darüber eingeschlafen war. Der größte Teil des Publikums ahnte nichts von dieser Episode, welche übrigens nur vorübergehend war, da die Nachbarn des schlafseligen Sünders ihn beide unmutig mit Empörung und Rippenstößen in eine wache Verfassung zurückriefen.

Und als der junge Jurist schließlich mit den Worten endigte: „Das Gesetz soll nicht nur wie ein nüchterner Polizeimann in pflichtschuldiger Wachsamkeit unsere materiellen Güter und Rechte schützen — nein, es soll auch wie der Engel mit dem feurigen Schwert in begeisterter Kampfbereitschaft vor dem Paradies unserer idealen Errungenschaften und Forderungen stehen!“ ... da hatte der Enthusiasmus gar keine Grenzen und fast kein Ende.

Der Vater des Promoventen, welcher als ein gutmütiger, durch und durch konservativer Landedelmann im ganzen gegen alle Weisheit als sittenverderblich heftig eingenommen war, verschlang die Weisheit seines Sohnes um so gieriger mit dem Herzen, je eigensinniger sich sein Verstand dagegen wehrte, sie zu begreifen. Er vergoß Thränen — seine breiten Schultern zuckten vor Rührung. Die drei Hofmeister des Jüngers höherer Staatsweisheit, welche sich in einer der hintersten Reihen der Versammelten zusammengesetzt hatten, vergossen Thränen, und obgleich sie ihr ganzes Leben lang in bitterer Feindschaft verhadert hatten, zerquetschten sie sich jetzt beinahe die Hände vor gemeinschaftlicher Begeisterung.

Der alte Leibjäger des Grafen Ronsky weinte wie ein Kind, obwohl er — ein Stockböhme — nicht ein Wort von der langen, in deutscher Sprache gehaltenen Rede des Herrn Grafen Hans verstanden hatte ... und gar die Damen ...!

Als der junge Doktor nach seiner glänzenden Dissertation in die Reihen seiner Angehörigen trat, da gab's ein Beglückwünschen, Händeschütteln, Umarmen ohne Ende. Plötzlich aus all den stürmischen Huldigungen heraus fühlte er eine, die intensiver als die anderen war — zwei zarte brennende Lippen auf seiner Hand. Er sah sich um, aber das Wesen, dem die Lippen gehörten, war bereits fortgehuscht — etwas wie eine Flammengarbe zuckte an seinen Augen vorbei — eine Fülle aufgelösten roten Haares, das einem etwa vierzehnjährigen Mädchen gehörte.

Unwillkürlich verfolgte er sie mit den Augen, bis er ihres Gesichtchens ansichtig wurde. Endlich sah er's — etwas Unfertiges, Stumpfnasiges, Blasses, Sommersprossiges, das dunkelrot wurde, als er es mit seinem neugierigen und freundlich belustigten Blick ansah.

„Wer ist das?“ fragte ihn ein älterer Herr, einer seiner ihn beglückwünschenden Vettern, indem er die fliehende Gestalt des vor Begeisterung und Verlegenheit glühenden jungen Mädchens eifrig musterte.

„Das? ... die Tochter meines armen Bruders Konrad,“ erwiderte Hans Ronsky. „Sie ist momentan bei meiner Schwester Leontin' zu Besuch.“

„Ah!“ Graf Miroslaw — so hieß der alte Herr — setzte sein Monocle fester ein, der rothaarige Wildfang hatte offenbar erhöhtes Interesse für ihn erhalten. „Verspricht hübsch zu werden ... aber ein verteufeltes Temperament! ... Hm! ... wie ist denn eigentlich die Mutter?“

Hans Ronsky zuckte die Achseln. „Ach, von der sprechen wir lieber nicht,“ erwiderte er, „ich habe Konrad nie begriffen! Armer Konrad!“ und dann ging man zu anderen Dingen über.

Graf Miroslaw dachte nicht mehr an die Tochter des armen Konrad; Hans Ronsky

dachte eigentlich auch nicht mehr an sie — trotzdem fühlte er den ganzen übrigen Tag noch das Brennen der zarten, feurigen Mädchenlippen auf seiner Hand.

Nach der Promotion begab er sich mit seinem alten Vater — der Vater war ungewöhnlich alt für einen so jungen und unglaublich beschränkt für einen so klugen Sohn — in das Ronskysche Palais. Dieses befand sich auf der sogenannten Kleinseite von Prag, dem alten Adelsviertel, in einer malerischen, steil bergansteigenden Straße, die sich bis an den Fuß des Hügels erstreckt, von dem aus die Kaiserburg auf ihre Umgebung herabsieht.

Das Palais, welches als besonderes Abzeichen zwei einander wütend anfauchende Löwen — jeden an einer Seite des mächtigen Thorbogens — aufwies, stand um diese Jahreszeit — man befand sich im Juli — fast immer leer, wie die meisten Paläste, die seine vornehme Umgebung ausmachten. Diesmal war aber in den meisten von ihnen ein Teil bewohnt — von Verwandten, die herbeigekommen waren, das neue Licht zu feiern.

Im Palais Ronsky wurde um sechs Uhr nachmittags ein großes Diner gegeben, zu dem außer den nächsten Angehörigen des jungen Doktors auch seine drei Hofmeister zugezogen wurden. Man brachte sehr viel Trinksprüche aus, und die ganze Gesellschaft sah Hans Ronsky bereits in einem historischen Licht.

Die ehemaligen Hofmeister hielten sich nicht so lange bei dieser Veranstaltung auf wie die anderen Gäste. Als sie, und zwar alle drei gleichzeitig, das Fest verließen, ergingen sie sich, noch ganz eingehüllt in den Duft der vorzüglichen Cigarren, welche sie auf die Straße mitgenommen hatten, in Vermutungen bezüglich der Zukunft des Grafen Hans Ronsky. Obwohl sie drei verschiedenen Nationalitäten angehörten, indem der eine ein Deutscher, der zweite ein Czeche, der dritte ein Ungar war, zeigten sie sich doch für diesmal ganz einig in ihren Überzeugungen, das heißt in ihrem festen Glauben an die hervorragenden Fähigkeiten Hans Ronskys. Sie bauten eine wahre Walhalla von einem Luftschloß, in welchem Ronsky noch bei Lebzeiten den obersten und untersten — den einzigen Heldenplatz einnehmen sollte.

„Endlich einmal ein Mensch unter den Aristokraten!" sagte der Deutsche, der natürlich ein Demokrat war, worauf der Ungar hinzufügte: „und ein Genie dazu!" Der Czeche meinte: „Das wird ein Ministerpräsident!"

Und der Deutsche sagte: „Wenigstens ein Bismarck!"

Über dieses „wenigstens" konnte man schließlich doch nicht hinaus — darum schwiegen die gelehrten Männer eine Weile.

Erst als sie sich von dem Übermaß der geäußerten Zuversicht etwas erholt hatten, bemerkte der Czeche: „So ein Kavalier hat doch etwas für sich."

„Natürlich!" sagte der Ungar.

Der demokratische Deutsche meinte: „Aber Hans Ronsky ist auch etwas ganz Exceptionelles!"

So schritten sie gemeinsam über die alte Karlsbrücke — der Deutsche und der Czeche ihren verschiedenen Wohnungen zu, der Ungar dem Gasthof, wo er sein Nachtquartier bestellt hatte.

Die Cigarren dufteten, und unter den mit altertümlichen Standbildern besetzten Brückenbogen rauschte der Fluß, auf dessen schwarzer Flut sich zwischen dem Licht sehr vieler naher Laternen der Schimmer ferner Sterne wiegte.

In dunklen Umrissen ragte die Kaiserburg in den Nachthimmel empor.

„Etwas ganz Exceptionelles!" wiederholte der Deutsche.

Und der Czeche bemerkte: „Ich glaube, mit Ronsky wird eine neue politische Epoche anfangen in Österreich — die Epoche der Unparteilichkeit!"

„Verzeihen Sie," entgegnete der Deutsche. „Unparteilichkeit ist Schwäche — große Politiker waren nie unparteiisch. Die Hauptsache ist, man muß wissen, was man will!"

„Nun," meinte der Czeche nachdenklich — „man sollte doch allenfalls auch wissen, was die anderen wollen!"

„Ja, wissen darf man es, aber man darf sich nicht danach richten! Das verwirrt nur," bemerkte der Ungar, worauf er fortfuhr: „Ich glaube, eine strenge Durchführung des dualistischen Systems ist das einzig

Mögliche in Österreich — und auf die wird er halten. Ungarn muß als Bundesgenosse behandelt werden und nicht als Provinz. Räumt man ihm die genügenden Rechte ein, so wird Cisleithanien immer einen verläßlichen Freund an ihm finden. Das wird er einsehen. Seine Mutter war eine Ungarin — das Magyarische in ihm meldet sich bei jeder ernsten Gelegenheit!"

„Nun, ich muß hoffen, daß es sich nicht ganz so stark bei ihm melden wird wie bei Ihnen!" rief der czechische Hofmeister — „dann wäre er bald fertig. Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß wir uns Ihre Ansichten von der Sachlage gefallen lassen werden. Nein! nie! ... Ungarn, ein politisch reifes Land, als selbständig zu behandeln — und alle anderen Kronländer — Kronländer! — hören Sie, als unmündig in die politische Kinderstube zu stellen, das geht auf die Dauer denn doch nicht!"

„Es ist das einzig Mögliche!" docierte der deutsche Hofmeister — „eine politische Kinderstube, die von der deutschen Intelligenz beherrscht und erzogen wird!"

„Ronsky wird anderer Ansicht sein," behauptete der Czeche — „gleiches Recht für alle! wird er sagen. Sein Vater hat nie vergessen, daß er einem der ältesten böhmischen Geschlechter angehört — er hat sein Vaterland nie verleugnet, er hat immer für die czechische Sache gestimmt und sich Anno 72 für die böhmische Krone geopfert! Hans Ronsky wird nie vergessen, daß böhmisches Blut in seinen Adern fließt!"

„Er wird nie vergessen, daß er seine Bildung der deutschen Kultur dankt, daß er an einer deutschen Universität den Ritterschlag des Ritters vom Geist empfangen hat!" rief der Deutsche.

„Das war eben ein Fehler!" ereiferte sich der czechische Hofmeister.

„Hätte er vielleicht an der czechischen Universität promovieren sollen?" fragte höhnisch der Deutsche.

„Er hätte an beiden promovieren sollen," erklärte bedächtig der Czeche.

„Wäre das nicht doch eine etwas weitläufige und schwerfällige Procedur gewesen?" fragte der Ungar von dem Gipfel seiner politischen Reife herab.

„Es wäre eine freundliche Aufmerksamkeit gewesen für sein Vaterland — für seine Nation!" ereiferte sich der Czeche. „Nun ich's recht überlege, begreife ich nicht, daß er's unterlassen hat. Er muß es vergessen haben!"

„Nein, er hat es nicht vergessen — er wollte nur der deutschen Intelligenz huldigen!" rief der deutsche Hofmeister. „Er ist durch und durch Centralist, das kann ich euch beiden versichern — er wird mit den nationalen Prätensionen und Kindereien in ganz Österreich aufräumen — nicht nur mit den slavischen, sondern auch mit den ungarischen, die übrigens ihre größten Siege einer kleidsamen Magnatentracht verdanken! Ja, er wird Centralist sein, es ist das einzig Vernünftige!"

„Er wird Föderalist sein, es ist das einzig Gerechte!" schrie der Czeche.

„Er wird Dualist sein, es ist das einzig Durchführbare," behauptete der Ungar.

Bis dahin hatten sie alle drei deutsch gesprochen, weil es die Sprache war, in der sie sich gegenseitig am besten verständigten. Jetzt fing ein jeder in seiner eigenen Sprache zu reden an, was dem gegenseitigen Verständnis Eintrag that, sich als politische Demonstration aber ganz gut machte.

Dem Czechen, welcher zwei Jahre lang mit seinem Zögling in Ungarn verbracht und dank seines Sprachtalentes nützliche Kenntnisse gesammelt hatte, ging es noch am besten. Der Deutsche verstand gar nichts — aber so untergeordneten Nationalitäten gegenüber war das auch nicht nötig.

Um seine Verachtung recht deutlich auszudrücken, fing er an zu singen, natürlich die „Wacht am Rhein".

Nun stimmten auch die beiden anderen Demonstrationshymnen an — die Wirkung war nicht harmonisch, und das Bestreben eines jeden ging nur danach, den anderen zu überschreien.

Und als die drei, welche unter dem Kleinseitner Brückenturm so freundschaftlich vereint gewesen waren, auf dem Kreuzherrnplatz am anderen Ufer der Moldau auseinandergingen, reichte keiner dem anderen die Hand, und jeder schien es als eine besondere Genugthuung zu empfinden, dem anderen den Rücken kehren zu können.

Hans Ronsky hatten sie vorläufig vergessen, und als er ihnen später wieder einfiel, hätten sie nicht mehr so genau anzugeben gewußt, was sie von ihm hofften.

* *
*

In dem alten Palast in der Spornergasse ging es indessen noch immer lustig zu. Der böhmische Adel fuhr fort, seinen Intelligenzsieg zu feiern. Er feierte ihn mit Toasten, zuversichtlichen Prophezeiungen und schlechten Witzen. Seitdem die drei gelehrten Männer sich aus seiner Mitte entfernt hatten, fühlte er sich freier.

Ganz so überzeugt von den zukünftigen Leistungen Hans Ronskys wie die drei waren seine Standesgenossen nicht — beschäftigten sich überhaupt nicht so viel mit „Leistungen“.

Ein paar sehr junge und ein paar sehr alte Idealisten unter ihnen, diejenigen, welche die politischen Zustände in Österreich nicht mehr, und diejenigen, welche sie noch nicht kannten, glaubten noch an eine mögliche Besserung des Staatswesens.

Die erfahrenen unter ihnen waren längst davon überzeugt, daß in Österreich überhaupt nichts zu leisten sei. Sie gaben sich einer bequemen Hoffnungslosigkeit hin, die ihnen erlaubte, in ästhetischem, von allerlei unpolitischer Kurzweil gewürztem Müßiggang dem langsamen Auseinanderfallen der Monarchie zuzusehen. Alles, was sie vom Schicksal verlangten, war, daß die Monarchie eben nur auseinanderfallen und nicht platzen sollte. Im übrigen hatten sie längst den Wahlspruch des fünfzehnten Ludwig auf ihre Fahne geschrieben: „Après nous le déluge!“ und ließen sich's wohl sein. Immerhin freuten sie sich an dem neuen Licht, das unter ihnen aufgegangen war, wenn auch mit Maß.

In einer der hohen Fensternischen des alten Saales, von dessen mit Gobelins bezogenen Wänden blaßrosa Menschenleiber aus märchenblauen Landschaftshintergründen herausschimmerten, standen Fürst Karl von Lindberg, ein gewesener Staatsmann, und der schon erwähnte Graf Miroslaw, gewesener Diplomat — beide Vettern Ronskys im zweiten Gliede.

„Was hältst du von dem Burschen ... Famos! — so etwas noch nicht dagewesen unter uns ... ein Kopf! ... Brillante Studien! Wenn unsereiner mit so einer Basis ins Leben getreten wäre, wär's besser gegangen!“ rief Fürst Lindberg.

„Weiß nicht,“ erwiderte Graf Miroslaw. Er war viel gereist, hatte in seiner Eigenschaft als eleganter Bummler alle berühmten Hauptstädte der Welt kennen gelernt. Er war bekannt für seine treffenden, die verwickeltsten Situationen grell beleuchtenden Witzworte; ebenso wie für seine Übereilungen im Gespräch. „Weiß nicht — sehr viele verlernen über ihren Bemühungen, Weisheit aufzuspeichern, die Fähigkeit, sie zu gebrauchen! Die meisten großen Männer waren auf der Schulbank nicht viel wert!“

„Ja, aber mein Lieber, wir müssen doch mit unserer Zeit fortschreiten! Heutzutage verlangt man von einem Staatsmann etwas anderes als früher. Früher begnügte man sich mit der Praxis — heute verlangt man die Theorie neben der Praxis ... das heißt die wissenschaftliche Begründung unseres Thuns!“ docierte Fürst Lindberg.

„Ach, hol der Teufel die wissenschaftliche Begründung, hol der Teufel die gesetzlich geschützte Neugierde und Impertinenz unserer Reichsratabgeordneten, welchen das Recht eingeräumt worden ist, uns über unsere Regierungsmaßregeln zur Rechenschaft zu ziehen!“ rief Graf Miroslaw. „Das, was man zum Regieren braucht, ist keine Schulweisheit — es ist Thatkraft und rascher Entschluß!“

„Rascher Entschluß!“ wiederholte der Staatsmann ... „ja, der bedingt ...“

„Einen großen Mangel an ‚wenn und aber‘ — und wenn ich nicht irre, hat unser Hans einen Überschuß davon!“

„Ja, weißt du, in Österreich, wo man so viel berücksichtigen und bedenken muß ...“

„Der Teufel hol die Rücksichten und Bedenken!“ erhitzte sich Graf Miroslaw immer heftiger.

„Weißt du, er hat gegen sich, daß seine Mutter eine Ungarin war, sein Vater ein Altczeche, und daß er an einer deutschen Universität promoviert hat!“ meinte bedächtig der Staatsmann.

„Mit einem Wort, daß er ein Österreicher ist!“ lachte Graf Miroslaw. „Der Umstand ist ja allerdings traurig, aber nicht aus-

schlaggebend dafür, daß er ganz gewiß seine Carriere verfehlen wird. Er ist eine schwache Natur — im gewohnten Geleise wird er rascher vorwärts kommen als ein anderer — aber außerhalb des gewohnten Geleises wird er sich nie zurechtfinden. Neues wird er uns nicht bieten. Wir brauchen einen Blücher der Politik, und Hans Ronsky wird nie etwas anderes sein als ein Bureau-Hamlet!“

Fürst Lindberg zuckte die Achseln; er führte die pessimistische Beurteilung, welche Graf Miroslaw der jungen Leuchte angedeihen ließ, auf neidische Gemütsaufwallungen des alten Diplomaten zurück.

Indes stand Ronsky, umgeben von einer Schar zu ihm emporsehender Studiengenossen, in welche sich auch ein paar ältere Herren mischten, unter einem sehr großen Reiterporträt, welches einen historisch berühmten Helden Ronsky mit dem Marschallstab in der Hand und hohen, großartig bespornten Reiterstiefeln an den Füßen, auf einem wild schnaubenden Grauschimmel und gegen einen Hintergrund von rauchenden Trümmern, blutenden Leichen und mehr oder minder zertrümmerten Kanonen darstellte.

Schön sah er aus, in seiner ganzen vornehmen schwarzen Länge unter dem Konterfei seines historischen Ahnen sich abhebend! Groß und stramm, eine süperbe Haltung, den Kopf ein wenig zurückgeworfen, mit den feurigen ungarischen Augen, die ihm seine Mutter geschenkt, nach oben schauend — ein klein wenig Lord Byron, aber mit einem sehr steifen und sehr hohen Hemdkragen, war er ganz dazu geschaffen, nicht nur seiner Umgebung zu imponieren, sondern im gegebenen Moment die Menge hinzureißen.

„Wir werden's noch erleben, daß du berühmter sein wirst als der Alte hinter dir!“ sagte einer der jungen Leute.

Hans sah sich um. „Wenn es auf Kosten von so viel Trauer und Zerstörung geschehen müßte, wär mir die Berühmtheit nicht wünschenswert,“ sagte er. Seine Stimme war wie ein Traum. Es war eine Männerstimme, aber sie hatte das weiche, umflorte Vibrieren mancher weiblicher Contraaltos.

„Das sieht dir ähnlich, das bist wieder ganz du!“ riefen einige seiner besonders begeisterten Jünger.

Hans legte dem neben ihm stehenden jungen Menschen die rechte Hand auf die Schulter. „Ihr wißt,“ sagte er, „mein Motto ist ‚Allezeit voran‘! Aber ...“ er hob die linke Hand — eine sehr schmale, lange Hand mit einem losen Handgelenk — „aber ...“ fuhr er fort, „immer nur mit edlen Mitteln für einen edlen Zweck!“

„Sonderbarer Schwärmer!“ sagte einer der ihn Umgebenden.

„Sonderbarer Schwärmer — her oder hin, aber ein Mordskerl ist er doch!“ rief ein anderer; „und wir sind alle stolz auf ihn, das ist ausgemacht!“ Das sagte der junge Mensch, auf dessen Schulter Hans sich gestützt hatte.

Hans nahm die Hand von seiner Schulter, um ihn damit auf den Rücken zu klopfen. „Mein Getreuester!“ murmelte er; „nun, ich hoffe, daß ich euch Ursache geben werde, immer auf mich stolz zu sein!“

„Aber Hans!“ murmelte der „Getreueste“ — im gewöhnlichen Leben hieß er Graf Vinsky — und ringsum glänzten feuchte Augen.

„Du, Hans!“ tönte es jetzt aus einem anderen Ende des Saales herüber, „laß momentan deinen edlen Zweck und deine hohen Ziele in Ruhe, mögen sie wachsen und gedeihen! Aber sag mir ... hast du dich entschlossen — kommst du mit mir auf den Hirschen? Wenn du um elf Uhr mit mir abfährst, sind wir um zwölf in Mestec — schlafen zwei Stunden und sind um vier Uhr auf dem Anstand! — Sei fesch!“

„Ich käme sehr gern,“ meinte Hans — dann sich den Kopf krauend, setzte er hinzu: „aber ich hab dem Papa versprochen, daß ich mit ihm nach Stiblin fahr — er findet, daß heute noch nicht genug Champagner getrunken worden ist auf meine Gesundheit, und hat irgend eine Feier in Scene gesetzt.“

„Bei der von vorn angefangen werden soll,“ lachte der Versucher. Es war ein Diplomat und hieß Graf Flintsch. „Hm! ... hm!“ Flintsch vertiefte sich mit den Händen in seine Hosentaschen und mit den Augen in den Anblick des Plafonds, auf dem irgend ein vor zwei Jahrhunderten in Prag gastierender Maler in etwas greller, frei nach Julio Romano gehaltener Ausführung einen Phöbus gemalt hatte, der mit zwei

wahnsinnig schnaubenden Schimmeln durch ein kupferfarbiges Flammenmeer hindurchraste.

„Hm! Kutschiert der Kerl schlecht!“ meinte nachdenklich Graf Flintsch; dann sich von neuem an Ronsky wendend, sagte er: „Hm! Es wird wohl eine höchst erbauliche Feierlichkeit sein. Huldigungen sämtlicher Vasallen, Rentmeister, Oberförster und Güterinspektoren von zehn Uhr früh bis fünf Uhr nachmittags, jede halbe Stunde ein anderes Detachement — zum Schluß Familiendiner mit sechs alten Tanten! Verflucht ledern!“

Hans machte eine kleine Grimasse und streifte die Asche von seiner Cigarette herunter. „Das kann wohl sein,“ gab er zu, „aber was willst du, der Papa freut sich darauf!“

„So ist er!“ murmelte der Getreueste, „das ist der ganze Hans. Was liegt daran, wenn er sich langweilt — sein alter Vater freut sich darauf!“

„Aber beschäm mich doch nicht so, Geni,“ — der Getreueste hieß nämlich Eugen und wurde Geni gerufen — „das ist doch so natürlich!“

„Was?“ fragte trocken Graf Flintsch.

„Nun, daß man seinen Vater nicht gern kränkt!“

„Du hast deinen Alten schauderhaft verwöhnt — das kommt davon!“ sagte Flintsch, dann knickte er sich in einen sehr niedrigen Sessel zu Füßen des siegreichen Helden Ronsky zusammen und begann von neuem: „Weißt du — ich stehe mit meinem Vater sehr gut, ich mache nicht mehr Schulden, als er selber für unumgänglich notwendig hält — und da ich Malteserritter bin, braucht er nicht zu fürchten, daß ich mich zu einer Mesalliance hinreißen lasse. Aber, wenn er mir mit so etwas käme — hm! ... so etwas wie diese — Feier, die dir da in Stiblin bevorsteht — da ... da würde ich einfach, auf die Verdienste gestützt, die ich nicht hab — auf die du dich aber berufen kannst, sagen: ‚Lieber Papa, ich habe dir heute so viel Vergnügen gemacht, daß du mir auch ein kleines Pläsir gönnen mußt. Ich kann heute nicht mit dir nach Hause fahren, ich muß mit Gustl Flintsch abziehen und einen Hirschen schießen!‘ Aber das ist natürlich deine Sache!“

Der große Saal wurde allmählich leerer und leerer. Einer der Gäste nach dem anderen hatte Hans, ihn ein letztes Mal beglückwünschend, die Hand geschüttelt und sich zurückgezogen. Der alte Ronsky war verschwunden, um sich zur Abreise zu rüsten, von älteren Herren war niemand mehr anwesend als Graf Miroslaw, welcher sich indessen der Gruppe junger Leute zu Füßen des historischen Ronsky genähert hatte und nun aufmerksam zuhörte. Er war sehr gespannt darauf, ob Hans Ronsky, welcher, wie er wußte, ein leidenschaftlicher Sportsman war, der Versuchung unterliegen werde oder nicht. Nach dem Gesichtsausdruck des jungen Mannes hätte er auf „ja“ gewettet. Denn Hans Ronsky hatte angefangen, sehr nachdenklich auszusehen — und wenn man über eine Versuchung nachdenkt, so unterliegt man immer.

„Meiner Ansicht nach wird dein Alter die Kränkung verwinden,“ fuhr Graf Flintsch fort, „mehr als das — wenn du den Morgen nach deiner Promotion einen Sechzehnender schößest, so wär er nur noch ein wenig stolzer auf dich als zuvor — falls das überhaupt möglich ist!“

Flintsch blies die Backen auf und machte — wie er es zu stande brachte, ist seine Sache — einen ganz kurzen Hals und sehr breite Schultern: „Wissen Sie schon, Sie Schneider oder Müller oder Schmidt, mein Bub, der Hansi, hat einen Sechzehnender g'schossen, hundertfünfundsiebzig Schritt mit der Kugel am Morgen nach seiner Promotion — abends Champagner — in der Nacht die Eisenbahn — und früh der Hirsch — nicht zu glauben — aber 's ist halt eben der Hansi!“

Die Nachahmung der Sprechweise des alten Herrn war so täuschend, daß alle Anwesenden in herzliches Lachen ausbrachen.

Hans, der junge Doktor, wurde immer nachdenklicher.

„Na, überleg dir's,“ meinte Flintsch, „in dreiviertel Stunden geht der Zug. Ich eile jetzt, mich reisefertig zu machen. Wenn du fünf Minuten vor halb elf auf der Nordwestbahn bist, ist's Zeit genug!“

Graf Flintsch war fort — Geni, der Getreueste, hatte sich ebenfalls verabschiedet, nur Graf Miroslaw war geblieben. Er

sollte in dem Ronskyschen Palais übernachten.

Er ging mit langen Schritten unter den leise klirrenden, venetianischen Glaslüstern über das spiegelglatte Parkett. Hans Ronsky stand noch immer unter dem Porträt seines historischen Ahnen und grübelte. Endlich hob er den Kopf. „Gute Nacht, Onkel Max!“ rief er.

Graf Miroslaw blieb stehen. „Zu was hast du dich entschlossen, Hansi?“

„Beides zu verbinden,“ erwiderte Hans lustig. „Ich hab mir's überlegt, es geht famos. Ich fahr mit Gustl, geh mit ihm auf den Anstand, um elf Uhr fahr ich ab von Mestec und bin noch zur rechten Zeit vor dem Diner in Stiblin!“

„Famos! famos! Hans, aber beeile dich!“ mahnte Graf Max Miroslaw.

Hans verschwand, um mit seinem Vater zu reden.

Ein wenig später rollten zwei Wagen aus dem mit Löwen garnierten Portal des Ronskyschen Palais.

Hans fuhr auf die Nordwestbahn — sein Vater auf den Staatsbahnhof. Der Zug, mit dem der Vater abfahren sollte, ging um zehn Minuten später als der des Sohnes.

„Hm! hm! Hat ein wenig lang überlegt, der junge Herr; wollen abwarten, was daraus wird,“ brummte Miroslaw, dann verfügte er sich in das für ihn bereit gehaltene Schlafgemach hinauf.

Etwas über eine Stunde mochte vorübergegangen sein — Miroslaw stand gerade im Begriff, einzuschlafen, als er einen Wagen unten halten hörte, worauf ein scharfes Klopfen an das bereits geschlossene Portal erfolgte. Graf Miroslaw sprang aus dem Bett, riß ein Fenster auf und blickte in die Straße herunter.

„Wer ist's?“ rief er.

„Ich,“ antwortete eine verdrießliche Stimme — die Stimme Hans Ronskys.

„Ja, was zum Teufel ... ich glaubte, du seist längst über alle Berge.“

„Nein ... wie du siehst, nicht ... ich hab den Zug versäumt. Gustl konnte mir nur noch aus dem Coupéfenster zuwinken, als ich kam — und dann ...“

„Nun?“

„Dann versuchte ich den Papa einzuholen! ... Um eine Sekunde hab ich's verpaßt! Fatal!“

Das Thor knarrte in seinen Angeln und öffnete sich.

„Gute Nacht, Onkel Max,“ klang's noch hinauf — dann hatte sich das Thor hinter dem jungen Mann geschlossen.

Graf Miroslaw aber streckte sich von neuem behaglich auf seinem Lager aus.

„Er hat den Zug versäumt — er hat zu lange gebraucht, um sich zu entschließen — er wird immer zu lang brauchen und ... immer den Zug versäumen!“ murmelte er vor sich hin und lächelte leise. Dann schlief er ein.

* *
*

Nach diesem über alle Maßen glänzenden Debut praktizierte Hans Ronsky ein paar Jahre lang in einem Ministerium, worauf er die diplomatische Carriere antrat — und zwar aus verschiedenen Gründen.

Manche behaupteten, es geschehe, um weiter zu praktizieren und im Auslande nützliche Erfahrungen zu sammeln, welche seiner späteren österreichischen Ministerpräsidentschaft zu gute kommen sollten — andere sagten, er würde Diplomat, um dem Hader der Parteien in Österreich zu entfliehen, und noch andere wußten es ganz bestimmt, daß er vor seiner Schwester Leontine ins Ausland geflüchtet sei.

Vielleicht waren alle diese Begründungen richtig — aber ganz besonders diejenige, welche auf seine Schwester Leontine Bezug hatte.

Die Gräfin Leontine Woronitzky war nämlich eine bedeutende Frau, und wenn eine bedeutende Frau nicht der Segen ihrer ganzen Umgebung ist, so ist sie gewöhnlich der Fluch derselben. Das letztere war bei Gräfin Leontine Woronitzky der Fall. Infolgedessen war sie ganz danach angethan, daß jeder, welcher mit ihr näher zu thun hatte, so bald als möglich trachtete, ihr davon zu laufen und sich hiermit ihrer zärtlichen Bevormundung zu entziehen.

Diese zärtliche Bevormundung, welche sie allen angedeihen ließ, die ihr das geringste Interesse einflößten, war fürchterlich! Am schmerzlichsten hatte dies der eigene Gatte

der hervorragenden Frau empfunden, der, weil er ihr in dieser Welt nicht mehr entlaufen konnte, vor kurzem in die andere entflohen war.

Hans floh nicht so weit, sondern erst für ein Jahr nach Washington, dann nach Berlin.

Es war heute gerade acht Tage her, seitdem er seine Junggesellenwohnung in den Zelten bezogen hatte, und das Heimweh steckte ihm noch in allen Gliedern.

Er fand alles häßlich in Berlin, besonders die Frauen. Die anmutigsten unter ihnen erinnerten ihn an zierlich einherhüpfende Störche, während die energisch einfachen eine entschiedene Ähnlichkeit mit Kadetten in Weiberröcken aufzuweisen schienen. Sein Freund, Graf Flintsch, trachtete ihm vernünftige Ansichten beizubringen. Flintsch hatte sich in Berlin eingelebt und fühlte sich glücklich da. Er war eine von den vergnügten, sanguinischen Naturen, die sich jede Situation zurechtzurücken wissen und immer ihre Rechnung dabei finden.

„Ich versichere dir, es wird dir hier noch sehr gut gefallen," wagte er zu behaupten, „ganz besonders dir. Du bist nun einmal nicht danach angethan, dein Leben einzig mit Sport und Tänzerinnen zu verzetteln, was, ein paar Comtessen-Schwärmereien abgerechnet, in Wien nun mal unsere Hauptbeschäftigung ausmacht. Du willst etwas leisten, und ehe du dazu Gelegenheit findest, willst du mit gescheiten Leuten darüber reden — und ich versichere dir, daß, wenn es auch nicht so viele hübsche Comtessen hier giebt wie in Österreich, die Zahl der bedeutenden Frauen, mit denen man reden kann, größer ist!"

„Nun, schließlich giebt es immerhin auch bedeutende Frauen bei uns zu Hause," sagte Hans.

Graf Flintsch erriet sofort, daß Hans an die Gräfin Leontine dachte, und Hans erriet, daß ihn Flintsch erraten habe. Die Augen der jungen Leute begegneten einander — sie fingen beide an zu lachen.

„Hm! wie zum Beispiel Gräfin Woronitzky," bemerkte Gustl kaltblütig. „Es ist ja natürlich, daß die nächsten Anverwandten unserem Gedächtnis immer am gegenwärtigsten sind — aber ich versichere dir, das ist doch noch etwas anderes. Bei aller grenzenlosen Hochachtung, welche ich für Gräfin Leontine hege, würde ich sie doch nicht zu den Frauen rechnen, mit denen man reden, sondern eher zu jenen ... hm ... denen man zuhören kann!"

Wieder begegneten die Augen der beiden jungen Männer einander, und diesmal fingen sie wieder beide an zu lachen; aber sie lachten ganz kurz — denn Flintsch mußte natürlich aufhören, sobald Konsky aufhörte, und Konsky hörte nicht nur sehr bald auf, sondern nahm sogar einen staatsmännischen Ernst an. So mitten in seine unbefangene Jugendlustigkeit hinein kam ihm oft plötzlich der Gedanke, daß ein Mensch, der zum zukünftigen Ministerpräsidenten von Österreich auserkoren war, seine Würde wahren müsse, selbst den vertrautesten Freunden gegenüber.

„Bei wem bist du denn eigentlich schon gewesen, wen hast du bereits kennen gelernt?" fragte Flintsch weiter.

Konsky zählte eine Reihe wohlklingender Namen auf.

Flintsch schüttelte den Kopf. „Und unter all den Menschen solltest du niemand gefunden haben, mit dem du dich hättest unterhalten können?"

„Niemand, mit dem ich mich wohl gefühlt hätte."

„Nun, ich versichere dir, das wird noch kommen; die Berliner Gesellschaft ist interessanter als die Wiener, schon, weil sie nicht so abgesperrt ist, schon, weil man in ihr Menschen begegnet, die man in Wien höchstens durch den Operngucker zu sehen bekommt. In ganz Wien findest du keinen Salon wie den von Rheinsbergs — ebenso, wie du kaum eine Frau findest in der Art der Gräfin Rheinsberg."

„Die ist zufälligerweise eine geborene Österreicherin," warf Hans ein.

„Ja," gab Flintsch zu, „und noch obendrein eine Böhmin, aber sie hat sich im Ausland entwickelt! Du hast sie noch nicht kennen gelernt?"

„Nein ..." Hans hatte sie noch nicht kennen gelernt, hauptsächlich deswegen nicht, weil ihm seine Schwester Leontine streng eingeschärft hatte, es nicht zu unterlassen. Leontine war nämlich eifersüchtig auf die Gräfin Rheinsberg, deren glänzender Geist und Schönheitsruf durch ganz Europa ver-

breitet war — und da sie eifersüchtig war, war sie natürlich auch neugierig.

Den Grund, weshalb er der Gräfin Rheinsberg bis dahin ausgewichen war, verschwieg Hans dem Freunde, er brachte nur etwas Allgemeines über seine Antipathie gegen Blaustrümpfe vor.

Flintsch zuckte die Achseln. „Warte, bis du sie kennen gelernt hast,“ sagte er. Dann machte er Ronsky einen Vorschlag.

Er stand eben im Begriff, einen Bazar zu besuchen, zu dem ihn mehrere Damen gebeten hatten. Auf dem Bazar würde Hans einen kompendiösen Klavierauszug von ganz Berlin antreffen — wenigstens von dem weiblichen Teil Berlins. Warum sollte ihn Hans nicht begleiten?

Hans haßte Bazare — er hatte die Absicht gehegt, den Nachmittag, behaglich in einem Excelsior-Fauteuil ausgestreckt, mit dem interessanten Studium von einem Band Toqueville zu verbringen ... Er ließ sich bitten ... aber ... er ließ sich erweichen.

* *
*

Der Erlös des in Rede stehenden Bazars war als milder Beitrag zur Errichtung eines Kinderspitals bestimmt. Infolgedessen hieß er der „Spitalsbazar“ — ja, viele nannten ihn kurzweg das „Spital“. Man hatte große Mühe gehabt, ihm irgend eine packende, die Neugierde des Publikums anregende Seite abzugewinnen. Es gab auch dies Jahr gar zu viel Konkurrenz in Bazaren!

Der einzige Bazar, welcher in diesem Jahr einen großen, unbestrittenen Erfolg aufzuweisen gehabt hatte, war der Frauengroschen-Bazar, welcher, „grauer Frosch“ genannt, unter der Präsidentschaft der Fürstin Bismarck in den Räumen des Ministeriums abgehalten worden war.

Die Präsidentschaft der Fürstin sicherte dem Unternehmen die Sympathien des Fürsten. Er war an beiden Bazartagen eine volle Glockenstunde lang anwesend gewesen — und das machte den Erfolg des Unternehmens aus.

Das Publikum hätte sich totschlagen lassen, um den Reichskanzler zu sehen. Für das bloße Entree waren große Summen eingegangen — Kopf an Kopf hatten die Spießbürger den runden Tisch umstanden, an dem der Fürst zwischen zwei schönen Frauen mit herzhaftem Appetit sein Gabelfrühstück eingenommen hatte. Es war ein großartiger — ein historischer Moment, noch Kindern und Kindeskindern wollten sie's erzählen, daß sie den „Fürsten“, den „Reichskanzler Bismarck“ hatten Hummer essen sehen!

Ja, so etwas konnte das „Spital“ der Menge nicht bieten.

Nach langem Hin- und Hersinnen hatte man sich dazu entschlossen, die ungarischen Zigeuner spielen zu lassen. Es war zwar nur ein recht mäßiger Ersatz für den Reichskanzler — aber immerhin etwas.

Übrigens nicht nur was seine pièce de résistance anbelangt, sondern in jedem Detail war der arme Spitalbazar auf Hindernisse gestoßen — ganz besonders in Bezug auf das Lokal, in dem er sich niederlassen sollte. Keines der Ministerien hatte ihm ein Obdach gewährt. Nach langem Hin- und Herirren hatte man ihm schließlich den großen Saal der Kriegsakademie geöffnet, wo er sich dann schließlich etwas verschämt und kleinlaut niederließ.

Man hatte auch gar zu viele Bedingungen an seine Anwesenheit in der Kriegsakademie geknüpft. Zum Beispiel war eine Verordnung gekommen, daß die Komiteedamen nur eine Viertelstunde vor oder eine Viertelstunde nach zwölf Uhr die Haupttreppe benutzen durften, wodurch man einer Begegnung der Kriegsschüler mit den Komiteedamen vorzubeugen hoffte.

Ob man fürchtete, daß die Begegnung die Komiteedamen aufregen könnte oder die Kriegsschüler, blieb dahingestellt. Immerhin war die Verordnung demütigend.

Da, wie die Damen bald merkten, es mit den Zigeunern nicht gethan war, um dem armen Spitalbazar einen halbwegs zweckentsprechenden Erfolg zu sichern, hatte man schließlich eine glänzende Idee.

Das Komitee wendete sich an die Gräfin Rheinsberg mit der Bitte, sich an die Spitze des Unternehmens zu stellen.

Und die Gräfin Rheinsberg sagte zu. Von dem Augenblick an hob sich die Popularität des „Spitals“ zusehends.

Gräfin Rheinsberg war zwar nicht so berühmt wie der „eiserne Kanzler“, aber

eine Zugkraft war sie doch, und alles, was sie anrührte, gedieh. Es war kaum ruchbar geworden, daß sie dem Bazar ihr Interesse widmete, als bereits zwei Prinzessinnen von Geblüt ihre Mitarbeiterschaft an dem wohlthätigen Werk freiwillig anboten.

Diesen und noch anderen „Tratsch" erzählte Flintsch seinem ernst angelegten Freund auf dem Wege in die Dorotheenstraße, während er mit ihm die erschrecklich steile und gerade Treppe hinaufstieg, die in das Stockwerk führte, wo der Bazar einquartiert worden war. Hans hörte mit einem halben Ohr zu und lächelte mit einem Mundwinkel. Dann fing Flintsch an, von der Gräfin Rheinsberg zu schwärmen.

Da blieb Hans mitten auf der Treppe stehen und zog die Brauen zusammen.

„Du wirst sie entzückend finden!" versicherte Flintsch. Hans aber schüttelte die Zumutung ungeduldig von sich ab.

„Bezaubernde Eigenschaften mag sie haben," gab er spöttisch zu, „sie dankt ihnen ja ihre glänzende Existenz; aber ich werde mich nie mit dem Umstand abfinden, daß sie sich als zwanzigjähriges Mädchen an einen Greis verkauft hat!"

„Erstens war er, wenn auch ein älterer Mann, nichts weniger als ein Greis, da sie ihn heiratete," verteidigte Flintsch die Gräfin, „zweitens hat sie ihre Pflicht an seiner Seite tadellos erfüllt — es ist auch nicht das Mindeste gegen ihren Ruf ..."

Doch, da hatten sie den Saal erreicht — Tische rechts, Tische links, Tische in der Mitte, die ganze Länge des Saales entlang Tische — alle mit züchtig drapierten Beinen und die heterogensten Gegenstände tragend: Kinderwäsche, Verbandzeug, Seife und Parfums — Kaffee und Thee — Fleischkonserven — Schokoladebonbons — Blumen — Luxusgegenstände u. s. w.

Wie alle Wohlthätigkeits-Veranstaltungen hatte der Bazar eine demokratische Verfassung, d. h. der aristokratische Aufputz ruhte auf plebejischer Basis, und an den vornehmsten Tischen machte sich irgend eine bürgerliche Intelligenz nützlich.

Unten gegen die Eingangsthür zu war alles bürgerlich — dort wurden auch meistens baumwollene Gegenstände und Küchengerätschaften verkauft — aber gegen den oberen Teil des Saales zu wurde die Sache immer exklusiver und gipfelte schließlich in dem sogenannten Prinzessinnentisch.

Neben der Eingangsthür saßen auf einer kleinen Estrade die Zigeuner. Sie feierten gerade eine Ruhepause und tranken Bier — das kleine Orchester im Schnürrock — der Dirigent, weizengelb mit pechschwarzem Haar und Bart — mehr malaiisch als zigeunerhaft anzusehen, in schwarzem Gesellschaftsanzug und Lackstiefeln.

Ein Summen wie in einem großen Vogelkäfig, in dem die Vögel frisch eingefangen sind, ging durch den ganzen Saal. Das weibliche Element war entschieden vorherrschend! Der Geruch von Treibhausblumen mischte sich mit dem Geruch von rotem Kattun.

Die beiden Freunde strebten dem Prinzessinnentisch zu. Zwei sehr niedliche, sehr vornehme Damen, denen die anderen vornehmen Damen besondere Ehrfurcht bezeigten, standen neben dem Tisch. Eine von ihnen blickte freundlich aufmunternd einem etwas geknickt einhergehenden, graubärtigen Mann ins Gesicht, der ihren Blick mit einem heftig abwehrenden: „Aber ich bitte, meine gnädigste Gräfin, ich habe schon ..." beantwortete.

Er hatte nämlich schon einer anderen von den Damen einen Tausendmarkschein übergeben und wehrte sich gegen weitere Plünderungen.

Er war einer der reichsten Banquiers von Berlin und ging immer so geknickt einher, als ob er die Menschen um Verzeihung bitten wollte, daß er so viel Geld habe. In dieser übertriebenen Bescheidenheit bildete er ein Gegenstück zu einer jungen Frau, auf welche Flintsch seinen Freund Konsty aufmerksam machte. Sie stand, erdrückt von ihren unverdienten Vorzügen, mit beständig niedergeschlagenen Augen da und — so behauptete Flintsch — pflegte ihren Freunden mit Vorliebe zu versichern: „Ich kann ja nichts dafür, daß mich der liebe Gott so schön gemacht hat!"

Der einzige Unterschied zwischen diesen beiden Helden der Bescheidenheit war, daß Herr Schwarz das Geld, für welches er sich entschuldigte, wirklich besaß, während die Schönheit der Frau von Binder mehr eine eingebildete Krankheit war.

An dem Prinzessinnentisch machte sich Flintsch sehr liebenswürdig — er stellte seinen Freund vor, erzählte ein paar boshafte Anekdoten und kaufte einen Fächer, der von einer der Prinzessinnen gemalt worden war.

Seinen Zweck aber erreichte er nicht: Marie Rheinsberg befand sich gerade nicht an dem Prinzessinnentisch, infolgedessen konnte er ihr seinen Freund nicht vorstellen. Sein Blick schweifte durch den Saal. Von dem Blumenstand aus, der sich knapp neben dem Prinzessinnentisch befand, kamen zwei Mädchen auf ihn zu und reichten ihm lachend die eine einen Strauß Tulpen, die andere einen Strauß Veilchen. Ehe er ihnen die Blumen abnehmen konnte, war Hans ihm zuvorgekommen. Er reichte jeder der jungen Damen ein Zwanzigmarkstück, wobei er sich tief verbeugte und bat, vorgestellt werden zu dürfen.

Nun wurde er umringt, aus allen Weltgegenden kamen schlanke Mädchenhände, die ihm Blumen anboten.

„Der reinste Parzival," murmelte Flintsch. Hans fing es an schwül zu werden — auf eine so gründliche Ausplünderung war er nicht gefaßt gewesen. Schon wollte er sich unter einem höflichen Vorwand und mit einer bescheidenen Schlußspende losmachen, als er plötzlich bemerkte, daß vom anderen Ende des Saales ihn ein paar seltsam leuchtende Augen beobachteten. Die Augen standen unter einer weißen, von kastanienbraunem Haar umwellten Stirn. Stirn und Augen waren das merkwürdigste in dem Gesicht, in dem übrigens alles schön war, die gesunden, aber zarten Farben, ebenso wie die Züge — eher große Züge, die in die Ferne ebenso wie in der Nähe wirkten und an die schönsten Köpfe von Burne Jones erinnerten; dazu eine volle Gestalt, etwas klassisch Harmonisches in allen Verhältnissen, und doch in der ganzen Erscheinung so viel Geist und Leben sprühende, echt moderne Vornehmheit. Ein pelzverbrämtes, dunkelblaues Sammetkleid, auf dem kastanienbraunen Haar auch irgend etwas Pelzverbrämtes, das einen Hut darstellen sollte und mit einem Busche von Reiherfedern und einer altertümlichen Diamantagraffe geschmückt war. Ohne sich erklären zu können, wie das kam, erriet Hans sofort, daß diese ausnehmend schöne Person die Gräfin Rheinsberg sein mußte, die arme Marie Berg, die sich an den reichen norddeutschen Edelmann verkauft hatte.

Ein Wunsch, an ihr herumzumäkeln, befiel ihn, welcher Wunsch sofort von einem anderen abgelöst wurde — dem Wunsch, Eindruck auf sie zu machen. Vorbei war's mit Vorsicht und Mäßigung. Er zog seine Börse und schüttelte, ohne zu zählen, den ganzen goldenen Inhalt derselben in die Hände des ihm am nächsten stehenden jungen Mädchens aus, wobei er lachend sagte: „Einer für alle, soweit es reicht," hierauf aber den ihm von allen Seiten aufgedrängten Blumenreichtum in die Arme nahm und mit einer ritterlichen Verbeugung auf den Prinzessinnentisch niederlegte.

„Sehr gut! Damit hast du dir deinen Platz in der Berliner Gesellschaft erobert," flüsterte ihm Flintsch zu. „Ein bißchen aufs Effektmachen müssen wir abzielen, besonders im Anfang!"

Hans runzelte die Stirn. Er war einer von jenen, die es nicht lieben, wenn man die Dinge brutal beim Namen nennt. Sein Blick schweifte nach der Schönheit im pelzbesetzten blauen Sammetkleid — er merkte, daß ihre Augen ihm Beifall zollten.

„Na, dort ist sie!" rief Flintsch.

„Wer?" fragte scheinbar arglos Hans.

„Nun sie — Gräfin Rheinsberg — dort neben dem Tisch mit den Fußsocken und wollenen Bettdecken steht sie. Sie ist nämlich eine schreckliche Wohlthätigkeitsfee — aber ohne Ostentation, das muß man ihr lassen! Komm, Hans!"

„Ja, wenn dir ein Gefallen damit geschieht!"

Die beiden jungen Leute näherten sich der schönen Frau. Ein neugieriges Gemurmel surrte hinter ihnen drein. Flintsch kannte man seit zwei Jahren. Er war allgemein beliebt, war überall gern gelitten — aber er hatte nie Aufsehen erregt. Er war nach jeder Richtung mittelgroß, paßte überall hinein und ragte nirgends hervor. Er war der Attaché, wie er im Buche steht — auch in seinem Äußeren vom Kopf bis zu den Füßen Durchschnittsware des männlichen österreichischen Luxusartikels. Ronsky dagegen mußte überall auffallen. Das unga=

rische Blut, welches er von seiner Mutter hatte, schlug stark bei seiner Erscheinung durch. In seine moderne Vornehmheit mischte sich irgend ein Element ritterlicher Romantik, das für die Frauen etwas Unwiderstehliches hatte.

Er trug die Haare um ein Spürchen länger als die meisten seiner Standesgenossen und einen leichten, lockigen Bart um das schmale, auffallend fein geschnittene Gesicht. Dazu war er um einen Kopf größer als Flintsch. Kein Wunder, daß ihm alle Blicke folgten, und daß alle hoffähigen jungen Damen von Berlin sich nach seinem Her- und Auskommen erkundigten.

Als die Gräfin Rheinsberg merkte, daß die beiden jungen Männer auf sie zuschritten, wurde sie plötzlich zerstreut — und aus Zerstreutheit kaufte sie ein halbes Dutzend wollener Decken und ein ganzes Dutzend baumwollener Nachtjacken. Sie hatte den Handel gerade abgeschlossen, als Flintsch vor ihr stehen blieb.

„Gestatten Sie mir, Ihnen meinen Freund Graf Ronsky vorzustellen, einen Landsmann!“

„Und wenn ich nicht irre, eine Art Vetter,“ bemerkte die Gräfin und heftete freundlich lächelnd den Blick auf ihn. Ihr Lächeln hatte ebensoviel Glanz wie ihre Augen. Dabei reichte sie dem jungen Mann die Hand, eine Auszeichnung, die er mit einem ehrerbietigen Lippenstreifen erwiderte.

„An mir war es nicht, Sie an unsere Verwandtschaft zu erinnern, Gräfin!“ sagte er. Sein Ton war sehr höflich, aber etwas gezwungen.

Ein Schatten zog durch ihre hellen Augen. Offenbar hatte sie das Gefühl, ihre Liebenswürdigkeit an einen Unwürdigen oder, was noch ärger ist, an einen Undankbaren verschwendet zu haben. Nun sind wir schon einmal derartig geraten, daß uns auf der Welt keine Verschwendung mehr gereut als verschwendete Liebenswürdigkeit. Sie änderte sofort Ton und Haltung, sprach von den gleichgültigsten Dingen so unverwandtschaftlich wie möglich.

Die ungarischen Zigeuner hatten ihre musikalische Thätigkeit von neuem begonnen — sie spielten jetzt „Im Grunewald ist Holzauktion!“ — einen entsetzlichen Gassenhauer, dessen Popularität seiner Zeit ebenso unanzweifelbar als unerklärlich und nervenangreifend war. Man konnte ihm nicht entgehen. Alle Gassenbuben plärrten, alle Studenten pfiffen, alle Leierkästen grunzten „die Grunewalder Holzauktion“ — nicht einmal bei der Tafelmusik des Kaisers fehlte sie, und wenn ein Mensch sich um viele Jahre später daran erinnerte, was er in jenem Jahre genossen oder gelitten, so trommelt gewiß ein Stückchen Holzauktion in seiner Erinnerung mit.

„Unerträglich!“ murmelte Gräfin Rheinsberg. „Daß nicht einmal die Zigeuner von dieser musikalischen Epidemie verschont geblieben sind! Die hielt ich für immun. Ich hoffte, sie würden endlich etwas Ungarisches spielen!“

„Und haben sie das bis jetzt nicht gethan?“ fragte Ronsky.

„Nein — ich hatte die größte Mühe, sie daran zu verhindern, die Tannhäuser-Ouverture vorzutragen — denken Sie sich das — von diesem Taschenorchester — schrecklich — aber besser als die Holzauktion wär's doch noch gewesen!“

„Bringen Sie Ihre Wünsche doch Herrn Verös Mischka persönlich vor,“ meinte Flintsch, „er widersteht Ihnen gewiß nicht!“

Marie näherte sich dem Zigeuner und fragte ihn, ob die „Ungarischen Tänze“, welche von Brahms für Klavier bearbeitet worden sind, auf seinem Repertoire stünden.

Von Brahms hatte er nie etwas gehört — aber daß einige ungarische Tänze für das deutsche Publikum zurecht geschrieben worden waren, wußte er. Die Frau Gräfin solle nur die Melodie summen, dann würde er sofort sagen, ob er aufwarten könne.

Sie summte die ersten Takte von Nummer drei.

Das Gesicht des Zigeuners, das zugleich etwas von einem Affen und von einer Katze hatte, grinste verständnisvoll. Er strich die ersten Takte der zauberischen Melodie über seine Geige. „Kenn ich, kenn ich, schönes ungarisches Lied — traurige Worte!“ Er murmelte die Worte ungarisch vor sich hin.

„Wie lauten die Worte?“ fragte die Gräfin Rheinsberg.

„Ronsky, du sprichst ja ungarisch ...“ bemerkte Flintsch.

Der Zigeuner wiederholte die Worte.

Marie heftete den Blick auf den jungen Österreicher. Eine tödliche Verlegenheit hatte sich seiner bemächtigt. „Die Worte ...“ sagte er und ließ sie sich noch einmal von dem Zigeuner wiederholen, dann übersetzte er: „Mein Schatz ist weit — ich darf ihn nicht lieben ...“

Der weizengelbe Zigeuner aber war mit dieser sehr freien Übersetzung keineswegs zufrieden. „Nein, nicht mein Schatz,“ erklärte er eifrig, „mein Mann — mein Mann ist zu alt, ich kann ihn nicht lieben!“

Ein Kreis hatte sich indessen um die schöne Frau gebildet, wie immer und überall, wo sie sich länger aufhielt. Sie fühlte, daß sich in diesem Moment alle Augen auf sie richteten, daß sie sozusagen am Pranger stand. Sie behauptete ihre Haltung. „Zu alt — ist das ein Grund?“ fragte sie mit einem flüchtigen Lächeln — aber dann, und das sah man ihr an, wußte sie doch, daß die geistreichste Antwort der Welt sie in diesem Augenblick nicht vor den Glossen oder dem Mitleid der sie Umgebenden retten würde. So ließ sie die Sache über sich ergehen.

Kurz darauf tönte der erste Geigenstrich durch den Saal. Sie begab sich zu dem Prinzessinnentisch zurück, wo bereits eine große Gruppe von Verehrern ihrer harrte und ihr alle die Huldigungen entgegenbrachte, an welche sie gewohnt war. Aber sie blieb zerstreut. Mehr als einmal suchten ihre Augen den jungen Vetter, der ihr eine Demütigung hatte ersparen wollen und der sie offenbar gerichtet, ehe er sie gekannt hatte.

* * *

Den Erfolg gönnen uns unsere Mitmenschen nur, wenn sie an dessen praktischem Nutzen ihren Anteil finden.

Keine Frau hatte, ohne aus einem vornehmen Privatleben herauszutreten, mehr Erfolg gehabt als Marie Gräfin Rheinsberg, geborene Freiin von Berg, und da sie doch nicht alle Menschen in den Lichtkreis aufnehmen konnte, der ihre Persönlichkeit umstrahlte, so gab es sehr viele, die ihr die Bevorzugungen des Schicksals übel nahmen. Mit einem Wort, sie hatte sehr viel Neider.

Jeder weiß, daß Neid und Mißgunst die Eltern übler Nachrede sind. Und so war es auch in diesem Fall. Was Neid und Mißgunst ersinnen konnten, um Marie Rheinsberg in den Staub zu treten, das thaten sie. Sie nannten sie kaltherzig, berechnend, hochmütig. Etwas Schlimmeres konnten sie ihr freilich nicht nachsagen — einen schlechten Ruf wagten nicht einmal Neid und Mißgunst ihr anzudichten. Daß sie als ganz junges Mädchen einen Mann von nahezu sechzig Jahren geheiratet und durch diese Heirat eine glänzende Stellung erworben hatte, war im Grunde genommen das einzige, was man gegen sie vorbringen konnte. Daß ihr Leben an der Seite des greisen Gatten ein tadelloses war, das konnte selbst der Neid nicht bezweifeln — nur verkleinerte der Neid natürlich ihr Verdienst dadurch, daß er ihre tadellose Lebensführung mit der Trockenheit und Nüchternheit ihrer Naturanlage erklärte.

Marie hatte nie viel darüber nachgedacht, auf was ihre streng sittliche Lebensführung sich stützte, ob auf ein anerzogenes Princip oder einen angeborenen Instinkt. Es war nun einmal so, sie machte sich kein besonderes Verdienst daraus — aber sie war doch eher zufrieden mit sich und hegte halb unbewußt die Überzeugung, daß ihr Leben allen denen, welche je gewagt, ihr einen Vorwurf aus ihrer Heirat zu machen, den Mund stopfen mußte.

Und heute zum erstenmal war ihr das Bewußtsein gekommen, daß dem nicht so war, daß der Umstand den Menschen immer noch zu kritteln und zu spötteln gab — daß es etwas war, an dem die Welt zartfühlend vorüber schwieg.

Zum erstenmal hatte sie sich vor einem Menschen darüber geschämt, daß sie ihre junge Schönheit an einen Greis verkauft — zum erstenmal hatte sie ihre Handlung in diesem häßlichen Licht gesehen.

Als sie an jenem Abend in das Palais in der Wilhelmstraße zurückkehrte, welches sie mit ihrem Gatten bewohnte, fand sie ihn leicht erkältet. Er hatte sich niederlegen müssen — sie verbrachte den Abend neben seinem Bett, las ihm vor, schenkte ihm Thee ein und versäumte zwei Soireen, bei denen sie sehnsüchtig erwartet worden war.

Sie war froh, einen Grund zu haben, sich von der Welt fern zu halten, den Menschen heute abend auszuweichen.

Gegen zehn Uhr verließ sie den Grafen Rheinsberg, nachdem sie sich ganz besonders bemüht hatte, ihn durch die Schilderung alles dessen, was sie im Laufe des Tages erlebt, zu zerstreuen.

Sie zog sich in ihr Zimmer zurück — sie war müde. Aber der Schlaf blieb ihr fern. Sie dachte an vielerlei — sie dachte an alles, was sie im Leben erreicht hatte — und vielleicht zum erstenmal, seit sie verheiratet war, dachte sie auch an das, was sie im Leben versäumt. Sie hielt sich nicht auf bei dem Gedanken — er kam als ungebetener Gast und wurde verscheucht — aber gekommen war er doch.

Ruhelos schob sie den Kopf auf dem Kissen hin und her. Der Eindruck der schönen, glänzenden Gegenwart wurde verwischt, unklar — längst vergessene Sorgen schlichen an ihr vorüber, und längst verglommene Träume tauchten in ihr auf. Die Träume blieben länger als die Sorgen.

Sonst war es anders gewesen.

Jahrelang hatte sie nur der Schattenseiten ihrer Jugend gedacht. Die Erinnerungen an jene Zeit waren immer mit einer Art lähmenden Entsetzens verbunden gewesen. Heute zum erstenmal mischte sich in das Entsetzen eine Art Sehnsucht. Sie hörte den Frühlingswind durch die alten Linden schaudern im Park von Sanssouci — dem halb verfallenen böhmischen Rokokoschlößchen, in dem ihre Wiege gestanden, aus dem heraus sie ihrem Gatten in die Welt gefolgt war — der Duft der neuer Lebenslust entgegenstrebenden Erde zog durch ihre Seele. Sie sah das junge Gras mit frischen Frühlingsblumen besät und über all dem ein Funkeln und Flimmern wie geschmolzenes Gold, in das man Brillanten und Rubine gemischt hatte. So sah die Welt aus nach einem Regenguß, der noch vor wenigen Augenblicken aus einem pechschwarzen Himmel heruntergeströmt war, nach einem Sturm, der wie eine Geißel durch die ganze Natur hingetobt war, peitschend und heulend. Aber er war vorüber und alles war wieder schön — schöner als vor dem Unwetter. Es war eben im Mai!

Ah! ...

Sie runzelte die Brauen. Wie thöricht war es, sentimental zu werden!

Das, was ihr schön in ihrer vergangenen Jugend erschien, waren ein paar flüchtige malerische Momente — von den drückenden, demütigenden Sorgen hatte sie täglich schwer gelitten. Aber sie war doch jung gewesen und frei — und jede Sorge war gewesen wie eine häßliche graue Puppe, aus der heute oder morgen ein Schmetterling herausflattern kann.

O, es war alles gut, wie es gekommen war — sie sagte sich's wieder, immer wieder — aber im innersten Herzen blieb sie unruhig.

Wie durch einen Nebel hindurch sah sie die Vergangenheit. Der Nebel lüftete sich, alles trat deutlicher hervor.

Das alte ebenerdige, sich lang hinziehende Rokokoschlößchen, das sie mit ihren Eltern Sommer und Winter bewohnt hatte — die geistvollen Züge der Mutter — ihre großen dunklen Augen, aus denen der Optimismus einer sanguinisch romantischen Natur durch alle ihre Existenz verdunkelnden Sorgen siegreich hindurchleuchtete — die gutmütige, vom Schicksal etwas verängstigte Physiognomie und vierschrötige Gestalt des Vaters, in den sich die geistvolle Frau verliebt hatte, als er noch ein schlanker Husarenoffizier gewesen war — der Vater, der immer so guten Willen hatte und alles verkehrt machte, der im Leben wie in einer großen Dunkelheit umhertappte. Er war nämlich geschäftsblind, wie andere Menschen farbenblind sind.

Das wäre an und für sich kein großes Unglück gewesen, wenn sich nicht zu dieser Unselbständigkeit ein unabweisbarer Trieb gesellt hätte, sich beständig in allerhand Unternehmungen zu mischen. Die traurigen Resultate, welche seine geschäftsblinde Veranlagung unter solchen Umständen für ihn und seine Familie zur Folge haben mußten, blieben nicht aus.

Die Eltern hatten einander aus Leidenschaft geheiratet, der Vernunft zum Trotz. Sie hatte kein Geld — er hatte Schulden — was that's — sie liebten einander! Was daraus wurde? Nun, Marie hatte es mit angesehen!

Solange Maries Mutter lebte, ging alles noch so leidlich. Die Mutter hielt den kümmerlichen Haushalt zusammen, wie sie konnte, und leitete mit Hilfe einer sehr gebildeten englischen Dame die Erziehung Maries.

Die Bergs standen auch damals noch mit der ganzen Nachbarschaft in Verkehr. Die Baronin war eine ebenso beliebte als hochgeachtete Persönlichkeit, und ihr Gatte war überall wohl gelitten; teilweise ihrethalben, teils auch, weil er ein vorzüglicher Schütze war. Dann verstand sie die große Kunst, ihn daran zu hindern, Indiskretionen zu begehen.

Nach ihrem Tode wurde die Sachlage demütigend. Fast alle Bekannten der Bergs zogen sich von ihnen zurück.

Und das hatte seine besonderen Gründe.

Eine geistreiche Frau, der man einmal ihre große Beliebtheit rühmte, erwiderte hierauf: „Ja, ich habe sehr viele Freunde — und was mehr ist, ich behalte sie; und wissen sie den Grund davon?“

Man wußte natürlich tausend Gründe und die allerschmeichelhaftesten. Sie aber winkte lachend ab und sagte: „Unsinn! Der einzige Grund, warum ich alle meine Freunde behalte, ist der, daß ich nie etwas von ihnen verlange!“

Der Grund, weshalb Baron Berg alle seine Freunde verlor, war, daß er von allen etwas verlangt hatte.

Kaum, daß seine Frau unter der Erde lag, that er sofort, von dem Mitleid, welches ihm alle seine Bekannten in seinem verwitweten Zustand bewiesen, dazu verleitet, dasjenige, vor dem ihn die Verstorbene stets so dringend gewarnt hatte — er ging einen nach dem anderen unter seinen Bekannten darum an, ihm entweder Geld zu borgen oder wenigstens seine Wechsel zu acceptieren.

Auf diesem Ohre aber hörten sie nicht.

Daß der Abfall der Freunde mit dem fast plötzlich durch eine heftige Lungenentzündung hervorgerufenen Tod der Mutter zusammenfiel, und worauf ihre gänzliche Vereinsamung zurückzuführen sei — darüber wurde sich Marie erst viel später klar.

Anfangs fühlte sie nur den Verlust der Mutter — darüber hinaus war sie empfindungslos.

Wenn man sie späterhin gefragt hätte, wie ihr nach dem Tode der Mutter zu Mute gewesen war, so hätte sie geantwortet: „Als ob das Dach über meinem Kopf eingestürzt wäre und mich betäubt hätte!“

Und als sie aus der Betäubung erwachte, da war ihr's, als ob nun nicht nur das Dach gefallen wäre, sondern als ob man dazu noch alle Mauern eingerissen hätte, so daß der kalte Herbstwind von allen Seiten zu ihr hereindrang.

(Fortsetzung folgt.)



„Churprinz“ und „Mohrian“ von Pillau nach Westafrika in See gehend am 12. Juli 1682.

Unter der Kriegsflagge.

Von



(Nachdruck ist untersagt.)

I.

Die Geschichte der Entwicklung einer deutschen Kriegsflotte gliedert sich in vier Epochen, deren erste fast zwei Jahrhunderte zurückliegt, deren folgende in unmittelbarer zeitlicher Aufeinanderfolge von der Mitte unseres Jahrhunderts ausgehen, an der Wende des kommenden Jahrhunderts ihren Abschluß und ihren Übergang finden in eine neue fünfte Epoche, deren Geburtsstunde durch die Annahme des Flottengesetzes von 1898 gekennzeichnet ist.

Der gewaltige geistesverwandte Ahn unseres jetzigen Kaisers, der Große Kurfürst (Abbild. S. 83), war der erste Hohenzoller, dessen weiter Blick die Bedeutung der See für sein Land erkannte und der nun mit eiserner Willenskraft trotz aller Kriegsnöte jener schweren Zeit und des Daniederliegens von Handel und Wohlstand in seinen verödeten Marken die Grundlage zu schaffen

trachtete, um seiner Flagge Seegeltung in den heimischen Meeren und auf dem Ocean draußen zu gewinnen.

Das Jahr 1675 bezeichnet den Anfang jener ruhmreichen, aber ach, so kurzen Epoche, in welcher der rote kurbrandenburgische Adler im weißen Felde über den Meeren wehte; die mit Hilfe des holländischen Schiffsreeders Benjamin Raule geschaffene junge Flotte errang ihre ersten kriegerischen Lorbeeren, als die schwedische Fregatte „Leopard“ die Flagge streichen mußte und an ihrer Stelle im Groß-Topp die Flagge des Kurfürsten stieg. Wagemutige Unternehmungen gegen die Krone Spanien führten das brandenburgische Geschwader zu weiteren Erfolgen auf dem Atlantic und dem Golf von Mexiko, und kurz darauf an die Westküste Afrikas zur Inaugurierung der größten handelspolitischen That des Kurfürsten: der Schöpfung brandenburgischer Kolonien an der Guineaküste. Zu jener Zeit verfügte die junge Kolonialmacht über einen Flottenbestand von fünfundsiebzig Schiffen mit rund dreihundert Geschützen, und als ihr Begründer aus seinem ruhmreichen Leben abberufen ward, wehte die brandenburgische Flagge über drei festen afrikanischen Forts: Großbrandenburg, Accoda und Arguin.

Aber was diese eine mächtige Herrscherhand in glanzvollen dreizehn Jahren auf und über See geschaffen, hatte unter seinem Nachfolger nur kurzen und kümmerlichen Bestand: die alten, seegewohnten Galeeren verfaulten unthätig in den stillen Häfen von Emden und Pillau; die Hilferufe aus den bedrängten fernen Kolonien verhallten lange ungehört, und als man endlich auf gemieteten holländischen Fahrzeugen und unter holländischer Flagge ein winziges Entsatzkommando hinaussandte, hatte bald die ruhmlose Sterbestunde jener ersten ruhmreichen Epoche brandenburgisch-preußischer Seegeltung geschlagen: für ganze sechstausend Dukaten ward die Kolonisationsschöpfung des Großen Kurfürsten an eine holländische Kompagnie abgetreten.

Hundertvierzig Jahre sollten vergehen, bis der in Zauberschlaf versunkene Flottengedanke wieder erwachte, bis von neuem unter der Führung des thatenfrohen Herrschergeschlechtes das alte Fähnlein an den Mast geknüpft wurde, von dem es bis zum heutigen Tage nicht mehr niedergeholt worden ist und, so Gott will, immer mächtiger und leuchtender über den blauen Fluten auswehen soll.

Das Jahr 1848, welches zum erstenmal nach langer Zeit wieder den Funken des deutschen Einheitsgedankens zu heller Flamme emporlodern ließ, richtete die Blicke der in der Paulskirche zu Frankfurt am Main tagenden Nationalversammlung nach Norden, wo in schmachvollem Hohn das kleine Dänemark mit zwei Fregatten die hundertelf Seemeilen lange Seeküste blockieren und ihren ganzen Handel lahmlegen konnte. Aber dem mit glühenden Patriotismus und großer Opferwilligkeit aufgenommenen Versuche zur Schaffung einer deutschen Reichs-Kriegsflotte sollte auch nur kurzes Leben beschieden sein: von den beiden im Auslande gekauften Dampfern scheiterte der eine und der andere langte schwer havariert an, es fehlte an Offizieren und Mannschaften; eigene Werften und Ausrüstungsdepots waren nicht vorhanden, und als endlich von den ganzen zwölf Reichs-Kriegsschiffen die drei Fahrzeuge „Barbarossa“, „Hamburg“ und „Lübeck“ unter der schwarz-rot-goldenen Flagge Brommys aus der Elbe gingen, um die dänische Blockade zu brechen, mußten sie nach wenigen Stunden auf dieser ersten und einzigen kriegerischen Unternehmung vor der britischen Flagge auf Helgoland Kehrt machen. Die verächtlichen Worte Lord Palmerstons, Schiffe unter schwarz-rot-goldener Flagge künftig als Piraten aufbringen lassen zu wollen, wurden mit in der Tasche geballter Faust hingenommen.

Und wie jene Zeit der Gärung noch nicht reif war für die Verwirklichung des alten deutschen Reichsgedankens, so blieb ihr auch die Schaffung einer deutschen Reichsflotte versagt: nach kurzem, kaum vierjährigem Traum fiel diese unter den Auktionshammer Hannibal Fischers, und nur zweien ihrer Fahrzeuge, der „Barbarossa“ und der bei Eckernförde von den Dänen eroberten „Gefion“, war es beschieden, in der jungen damals entstehenden preußischen Marine fortzuleben.

Die nun folgende dritte Epoche bis zum Jahre 1867 kennzeichnet sich als das Zeit-



Der Große Kurfürst.
(Nach einem Reliefbildnis in Bronze von G. Leygebe (1671) im Hohenzollern-Museum zu Berlin.)

alter der Entstehung und des langsamen, aber zielbewußten Weiterbaues der Anfänge unserer heutigen deutschen Kriegsflotte.

In wohlthuendem Gegensatze zu dem Strohfeuer phrasenreicher Reden ohne Thaten am Bundestage zu Frankfurt a. M. hatte der Prinz Adalbert von Preußen (Abbild. S. 85) in richtiger Voraussicht des ergebnislosen Verlaufes der Marinebestrebungen im Reiche die Schöpfung und Weiterentfaltung einer eigenen preußischen Flotte betrieben. Nach längeren, durch technische und finanzielle Erwägungen aller Art veranlaßten Überlegungen wurde im preußischen Kriegs-Ministerium unter dem Vorsitz des Prinzen eine Marine-Abteilung konstituiert, das Segel- und Steuermannsschulschiff „Amazone“ sowie der Postdampfer „Preußischer Adler“ armiert und achtzehn Ruder-Kanonenboote auf Stapel gesetzt, von denen bereits nach drei Monaten das erste „Strela-Sund“ glücklich ablaufen konnte. 1850 wurde auf der Werft in Danzig die erste Dampfkorvette „Danzig“ und in Wolgast der aus hochherzigen

Spenden deutscher Frauen erbaute Schoner „Frauenlob" zu Wasser gelassen. Außer den vom Reich übernommenen Schiffen „Gefion" und „Barbarossa" wurden in England auf der Werft von Scott Russell in Millwall bei London zwei eiserne Avisos „Nixe" und „Salamander" für die junge Flotte erbaut, welche jedoch trotz vorzüglicher nautischer und artilleristischer Leistungen zwei Jahre später gegen die 1500 Tons große englische Segelfregatte „Thetis" ausgetauscht wurden, deren die junge Marine zur Ausbildung des heranwachsenden Stammes ihres eigenen Seeoffizierkorps dringend bedurfte.

Der Bestand der preußischen Marine um diese Zeit belief sich somit auf fünf Dampfer, drei Segelschiffe, sechs Kanonenjollen und sechsunddreißig Kanonenschaluppen.

Kurz darauf wurde der für den Ausbau der Marine außerordentlich wichtige Kaufvertrag mit Oldenburg abgeschlossen, welcher den Jadebusen der Krone Preußen einverleibte, an welchem sechzehn Jahre später der unter ungewöhnlichen technischen Schwierigkeiten und mit einem Kostenaufwande von nahezu zehn Millionen Thalern erbaute Kriegshafen Wilhelmshaven dem Gebrauch übergeben werden konnte.

Während so am Gestade der Nordsee die unumgänglich notwendige Flottenbasis geschaffen und in Berlin unter dem Prinzen Adalbert als Chef die Admiralität eingesetzt wurde, auch durch Organisation von Matrosen- und Werftabteilungen sowie durch die Schöpfung einer seemännischen Wehrpflicht für die Gewinnung eines ausreichenden Standes an seemännischem Personal gesorgt wurde, konnte die junge Marine daheim und draußen beweisen, daß der alte preußische Geist ernstester Pflichterfüllung und todverachtenden Wagens auch in ihr wie in der Armee lebendig sei. Die Unternehmungen gegen die Riffpiraten bei Tres-Forcas, die Expeditionen nach Südamerika und Westindien sowie nach Ostasien brachten die junge Flagge zu hohem Ansehen und weitem Ruhm im Auslande; freilich fehlte es auch nicht an ernsten Prüfungen. „Frauenlob" und „Amazone" wurden, erstere im Taifun bei Jeddo, letztere im Orkan auf der Nordsee, zu Opfern des Meeres, und mit ihnen gingen die gesamten Besatzungen an Offizieren und Mannschaften verloren.

An den kriegerischen Aktionen von 1864 und 1866 erlaubten die Verhältnisse nur eine geringe Mitwirkung: in dem Feldzuge gegen Dänemark gestattete die Inferiorität der preußischen Schiffe gegenüber den mächtigen dänischen Panzern keine Entscheidungsschlacht auf hoher See und ohne Mitwirkung der Verbündeten. Immerhin aber gehören die Gefechte von Jasmund am 17. März und von Helgoland am 9. Mai zu den ersten Lorbeerreisern in dem reichen Kranze ruhmvoller Gedenktage unserer Marine. Als Siegespreis des dänischen Feldzuges ward der Flotte der Hafen von Kiel zu eigen, das eigentliche Nest der Marine, wie es der alte hochselige König Wilhelm genannt, heute unser wichtigster und größter Reichs-Kriegshafen.

In den Einigungskämpfen des Jahres 1866 konnte die Marine naturgemäß ebenfalls nur in unbedeutender Weise zum Siege beitragen: sie vermittelte den raschen und sicheren Stromübergang von 14000 Mann von Altona nach Hamburg, führte mit den Füsilieren des 25. Regiments den gelungenen Handstreich gegen Stade aus und besetzte schließlich die hannoverschen See-Forts und Batterien an den Strommündungen der Nordsee.

Die Schöpfung des Norddeutschen Bundes ließ die preußische Kriegsmarine unter die schwarz-weiß-rote Flagge des Bundes treten, welche am 1. Oktober 1867 auf sämtlichen Schiffen und Fahrzeugen geheißt wurde.

Der Reichstag des neuen Staatenbundes konnte nun mit anderen und wesentlich größeren Mitteln an den Ausbau seiner maritimen Wehrkraft herantreten, als es Preußen allein möglich gewesen war; in richtiger Erkenntnis der politischen und wirtschaftlichen Lage wurde der Bundesmarine eine dreifache Aufgabe zugewiesen, die noch heute, wenn auch in erweitertem Maße, zu Rechte besteht: 1) Schutz und Verbreitung des deutschen Seehandels, 2) Verteidigung der vaterländischen Küsten und Häfen, 3) Entwickelung des eigenen Offensiv-Vermögens, nicht bloß zur Störung feindlichen Seehandels, sondern auch zum Angriff feind-

licher Flotten, Küsten und Häfen. Dieser Erkenntnis, daß man nun notwendig in die Reihe der großen Seemächte eintreten müsse, entsprach der damalige Flotten-Gründungsplan. Er sah eine Bauperiode von zehn Jahren vor, nach deren Beendigung 1877 der punkte spiegelt sich gleichzeitig die technische Entwickelung des Kriegsschiffbaues jener Zeit wieder. Während in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts in sämtlichen Marinen noch die Segel-Linienschiffe vorherrschend waren, zeigt das folgende Jahrzehnt den



Prinz Adalbert von Preußen.

Bestand der Bundesflotte folgende Schiffe aufweisen sollte: sechzehn Panzer, zwanzig Korvetten, acht Avisos, zweiundzwanzig Kanonenboote und zwei Segel- und Artillerieschulschiffe. Hand in Hand damit sollten die Reichs-Kriegshäfen von Kiel und Wilhelmshaven in zweckentsprechender Weise ausgebaut und befestigt werden.

In dem geschilderten Werdegang der preußischen Marine bis zum genannten Zeitpunkte

Übergang zum Dampf. Die Gründe, weshalb der bereits im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts für Handels- und Kriegszwecke versuchte Raddampfer und ebenso die um die zweite Hälfte der dreißiger Jahre erfundene Schraube nicht zu dauernder alsbaldiger Einführung in den Kriegsflotten gelangte, liegen zunächst in der technisch unvollkommenen, räumlich sehr ausgedehnten Anlage und der geringen, dem Segel kaum

konkurrenzfähigen Leistung des damaligen Maschinenbaues. Während gute Segler zu jener Zeit zwölf bis dreizehn Knoten liefen, erreichten die ersten Dampf-Kriegsschiffe im günstigsten Falle nur sieben bis acht Knoten. Die breit über der Wasserlinie liegende, umfangreiche Maschinerie war im Kampf ein leicht verletzliches Objekt: die unökonomische Konstruktion der Kesselanlagen verlangte einen so hohen Kohlenvorrat, daß man entweder zu Schiffsgrößen hätte schreiten müssen, welche durch Segelkräfte allein nur noch in durchaus unzureichender Weise bewegt werden konnten, oder aber den vorhandenen Schiffsraum in unzulässiger Weise für sich beansprucht hätten, ohne daß damit ein ausreichender Aktionsradius geschaffen worden wäre.

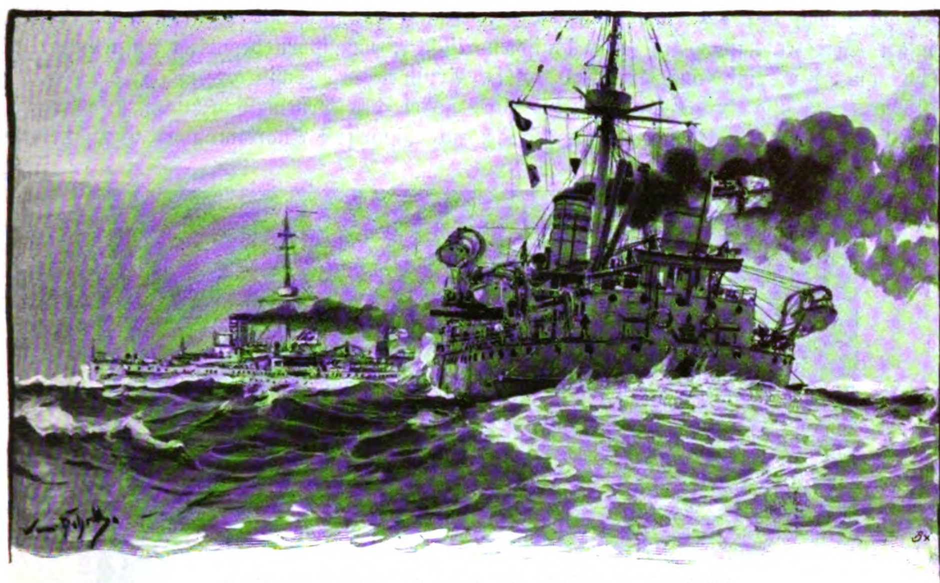
Während Preußen noch im Jahre 1848 eine Flottille von Ruder-Kanonenbooten und erst elf Jahre später eine solche von Dampf-Kanonenbooten schuf, setzte Frankreich zu jenem Termine bereits sein erstes Schraubenschiff auf Stapel; England folgte alsbald dem Beispiel und besaß sechs Jahre später schon zwölf solcher Fahrzeuge. Zeigte so der Ausgang des fünften Jahrzehnts das allmähliche Eindringen des Dampfes als Betriebskraft in die Kriegsmarinen, so erhält im folgenden Jahrzehnt der Kriegsschiffbau seine Signatur durch Einführung des defensiven Kampfmittels der Panzerung und wesentlicher Verbesserung der offensiven Kampfmittel durch die Konstruktion des gezogenen Geschützes und der Granate. Auch auf dieser Etappe war der französischen Marine der erste Schritt beschieden: am 4. März 1858 traf bei der Werft in Toulon der Befehl zur Erbauung der „Gloire“, des ersten Panzerschlachtschiffes, ein.

1860 folgte wiederum England mit dem „Warrior“, that jedoch sogleich einen großen Schritt weiter, indem es zum erstenmal für den gesamten Schiffskörper statt des Holzes Eisen verwandte.

Um die Bedeutung dieses Schrittes für die Weiterentwickelung des Schiffbaues im allgemeinen und desjenigen der Panzerschiffe im besonderen würdigen zu können, muß man sich vergegenwärtigen, daß der Zweck des ersten Versuches zur Panzerung von Schiffen überhaupt die Deckung derselben im Kampfe gegen Landbatterien und ihr so gefährliches Granatfeuer bildete. Aus diesem Grunde hatte Napoleon III. im Krimkriege zur Beschießung der russischen Festungswerke im Asowschen Meere die drei schwimmenden Batterien „Lave“, „Devastation“ und „Tonnante“ dadurch panzern lassen, daß ihre Holzwände durch eine große Zahl aufeinander genieteter einzelner Eisenbleche einen 11 cm starken, um das ganze Fahrzeug laufenden Panzer erhielten. Ihre hervorragenden Dienste bei der Einnahme von Kinburn führten folgerichtig zu weiteren Panzerungsversuchen an großen seegehenden Schiffen.

Ehe wir uns nunmehr dem auf die Schaffung der norddeutschen Bundesmarine und auf das erste Flottenprogramm folgenden Jahrzehnt zuwenden, scheint es nicht uninteressant, die verschiedenen Phasen, welche der Panzer-Schiffbau durchlief, näher zu verfolgen, da sie charakteristisch für die Entwickelung der deutschen Panzerflotte sind und sich noch heute in den aus jener Zeit vorhandenen älteren Typen deutlich erkennen lassen.

Man hatte in England trotz richtiger Würdigung des ungeheuren Fortschrittes, der in dem Napoleonischen Schiffspanzer lag, sogleich auch seine Schwäche erkannt, gegeben durch das tote Gewicht jener großen Eisenmassen, welche das ganze hölzerne Werk des Schiffskörpers umkleideten. Der Gedanke lag nahe, die Panzerung auf solche Teile des Schiffes zu beschränken, welche des Schutzes am nötigsten bedurften, nämlich die Maschinen, die Batterie und die Munitionskammern. Wollte man diese in der Mitte des Schiffskörpers angeordneten Teile der Wirkung feindlichen Granatfeuers entziehen, so konnten Seitenpanzer an dem Mittelteile des Schiffes allein nicht ausreichen, sondern es mußten diese beiden Seitenpanzer zum Schutz gegen Enfilierfeuer vorn und hinten durch Panzer-Querwände verbunden werden; an Stelle des Panzergürtels um das ganze Schiff herum trat somit gewissermaßen ein länglich rechteckiger Panzerkasten, welcher die vitalen Teile in der Mitte des Schiffes schützte, Back und Heck des Fahrzeuges aber ungedeckt ließ. Um nun diese ungeschützten Schiffsenden im Falle



S. M. Panzerschiffe „Bayern“ und „Baden“ (Sachsenklasse).

eines feindlichen Treffers in ihrer Wasserlinie nicht zu einer Sinkgefahr für das ganze Schiff werden zu lassen, zerlegte man sie durch Querwände in eine so große Anzahl wasserdichter Abteilungen, daß eine getrost voll Wasser laufen konnte, ohne das Schiff zum Sinken zu bringen. Eine derartige Lokalisierung der verderblichen Wirkung von Wasserlinien-Schüssen war naturgemäß nur möglich, wenn man an Stelle der splitternden Holzbeplankung und der brechenden Holzspanten grundsätzlich das widerstandsfähigere, technisch geeignetere Eisen als Baumaterial verwandte. Das Schottensystem erfuhr bald noch eine weitere Verbesserung dadurch, daß man außer den Querschotten auch parallel mit den Bordwänden Längsschotten anordnete, um dadurch eine weitere Verkleinerung und Teilung der inneren Räume herbeizuführen.

Ein eigentümliches Licht auf die Unsicherheit, mit der die damalige Schiffstechnik kämpfte, wirft nun die Thatsache, daß England bei seinem zweiten Panzertyp, der „Minotaur“-Klasse, trotz Beibehaltung des Schottensystems wieder den ursprünglichen vollen Panzergürtel der Franzosen zur Verwendung brachte, während diese selbst bei ihren nächsten Panzerschiffen den Gürtelpanzer nur noch in solcher Stärke beibehielten, als es der Holzbau des Rumpfes forderte, im übrigen aber nach englischem Vorbilde das Mittelschiff durch doppelt so breite und erheblich stärkere Panzerbeplattung zur Kasematte ausbildeten.

Das erste Panzerfahrzeug der preußischen Marine war der im Jahre 1863 gebaute Monitor „Arminius“; dieser kennzeichnet den dritten in jener Panzerepoche zur Ausführung gekommenen Typ, welcher besonders dem amerikanischen Secessionskriege seine Entstehung und seine Erfolge verdankt. Während die praktischen Amerikaner in richtiger Würdigung der Bedeutung gepanzerter Schiffe sofort zu Beginn des Feldzuges daran gingen, ihre vorhandenen Kriegsfahrzeuge in provisorischer Weise durch eiserne Ketten, aufgenommene Eisenbahnschienen und dergleichen zu schützen, wurden gleichzeitig in fieberhafter Hast eigenartig konstruierte gepanzerte Kanonenboote erbaut. Das charakteristische Merkmal dieses neuen amerikanischen Typs war ein flachgehender, wenig Ziel bietender Schiffskörper mit kräftigem Rammsporn, während die Artillerie in einem oder zwei runden Panzer-Drehtürmen auf Deck Aufstellung fand. Die Erfolge des südstaatlichen „Merrimac“ und des nordstaatlichen „Monitor“ gaben für Preußen die Veranlassung zum Ankauf des „Arminius“; er besaß zwei drehbare Türme mit 11 cm-Panzerung, in jedem zwei 21 cm-Geschütze.

7*

Es lag jedoch auf der Hand, daß die geringen Seeeigenschaften den amerikanischen Typ nur für eine ausgesprochen lokale Küstenverteidigung brauchbar machten: für die Entwickelung seegehender Panzerschiffe Hand in Hand mit neuartiger, durch taktische Erwägungen bewirkter Aufstellung der Artillerie des Schiffes.

Bei den ersten Panzerschiffen war die alte historische Anordnung der Geschütze wie



Admiral Albrecht von Stosch.

blieb der englische „Warrior"-Typ maßgebend. Die Fortschritte, welche der Maschinenbau durch erhöhte Fahrtleistungen, die Panzerplatten-Fabrikation durch Erfindung des aus übereinander genieteten Eisen-, Stahl- und Holzlagen bestehenden Compound- oder Verbundpanzers machte, gingen einst in den hölzernen Dreideckern Nelsons in gemeinsamer großer Batterie für lagenweises Feuer querab nach Steuer- oder Backbord: das Breitseitfeuer bildete das stärkste artilleristische Kampfmittel und bedingte für die Entscheidung das Passiergefecht in langer Kiellinie. Das taktisch

günstigste Manöver bestand darin, die eigene Breitseite in der Längsrichtung des feindlichen Schiffes abzufeuern, den Gegner zu enfilieren in einem Moment, wo er selbst nicht in der Lage war, das Feuer zu erwidern. Trat nun auch diese Gefahr des Enfiliertwerdens für Panzerschiffe mehr zurück, so ging doch das nächste Streben dahin, neben dem Breitseitfeuer dem Schiffe auch Bug- und Heckfeuer zu geben, es also zu befähigen, bei der Annäherung an den Gegner oder bei der Wendung nach erfolgtem Passieren recht voraus oder recht achteraus in der Kielrichtung feuern zu können. Während man anfänglich diesen Gedanken durch geeignete Aufstellung einzelner Geschütze in der Kasematte oder aber hinter besonderen,



General von Caprivi.

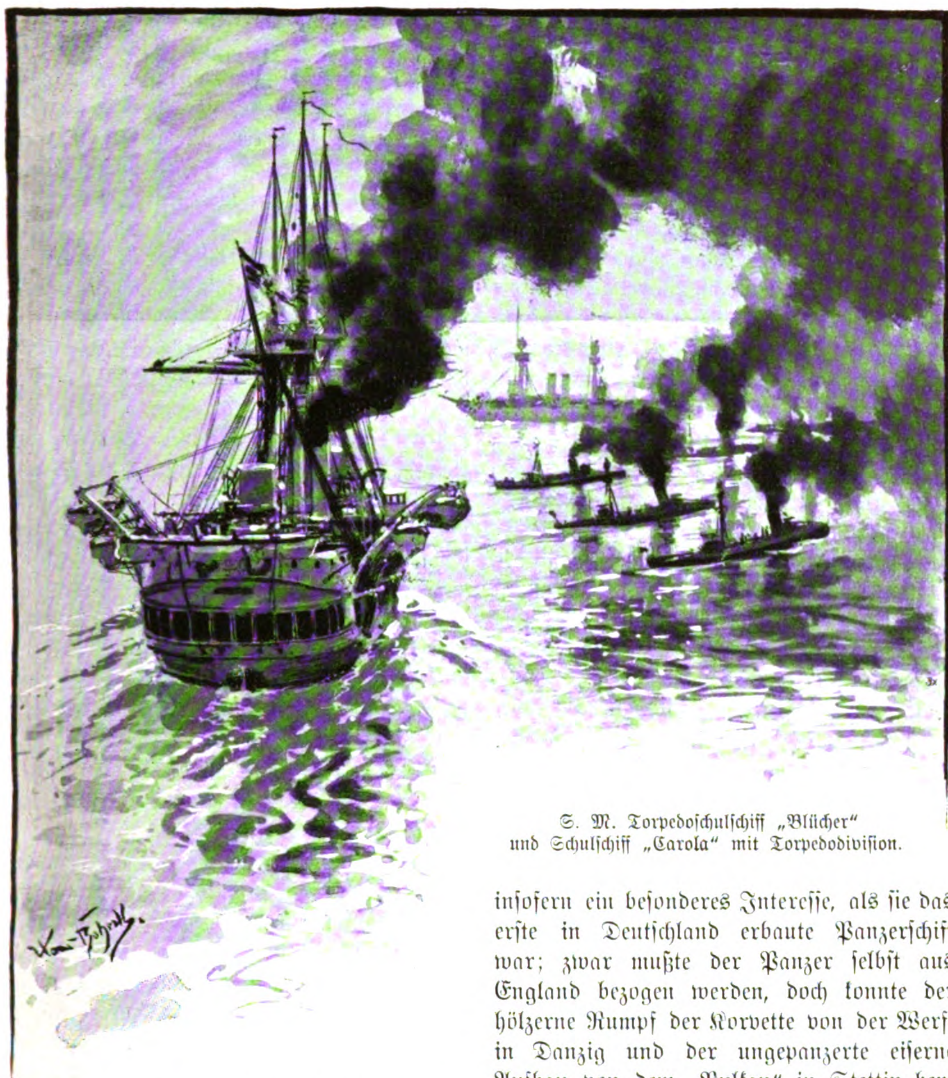
an die Schiffsenden vorgeschobenen Panzertraversen zu verwirklichen suchte, war er schon in ungleich wirksamerer Form durch Einführung gepanzerter und drehbarer Geschütztürme seitens des schwedischen Ingenieurs Ericson auf dem „Monitor“-Typ zur Verkörperung gebracht. An Stelle der schma-

len Geschützpforten mit außerordentlich beschränktem Schußfelde unter Deck trat nunmehr das drehbare Turmgeschütz auf Deck, welches mindestens einen Halbkreis des Horizonts mit seinem Feuer beherrschte. Aus dem schwerbeweglichen, mitsamt dem Geschütze sich drehenden Panzerturm entwickelte sich bald das sogenannte Barbette-System, bei welchem nur das Geschütz allein mit seiner Lafette sich auf einer drehbaren Bodenplatte innerhalb eines feststehenden, mannshohen Panzerringes dreht, über den es mit seinem Rohr emporragt und somit, artilleristisch ausgedrückt, über Bank feuert.

Zu der vorstehend skizzierten Verbesserung des offensiven Kampfmittels der Armierung kam inzwischen noch die defensiv nicht minder wichtige Konstruktion des sogenannten Doppelbodens; man baute in den Schiffsboden zur Unschädlichmachung etwaiger Leckagen infolge Grundberührung oder Explosion feindlicher Minen einen zweiten inneren Boden ein und teilte den so gewonnenen Hohlraum zwischen beiden Böden durch eine große Anzahl von Quer- und Längsversteifungen wiederum in zahlreiche, wasserdichte Einzelzellen, eine Maßregel, welche außerordentlich zur Sicherung des vom Panzer ungeschützten, unter Wasser liegenden Schiffskörpers beitrug.

Während man sich bisher noch nicht hatte entschließen können, ganz auf die Benutzung der Segelkraft zu verzichten, und daher die Panzerschiffe bis zur Mitte der siebziger Jahre noch die alte imposante Volltackelage zeigten, zwang nunmehr das Gewicht des an Stärke stetig zunehmenden Panzers und das Bestreben der Aufstellung immer größerer, panzerbrechender Geschützkaliber zur Aufgabe aller sonst irgendwie entbehrlichen Belastung. Hatte schon die wachsende Größe der Panzerschiffe ihre Schnelligkeit und Beweglichkeit unter Segel so erheblich verringert, daß ein Manövrieren bei ungünstigem Winde kaum noch ausführbar war, so lag andererseits für das Gefecht eine große Gefahr darin, daß abgeschossene und von oben kommende Teile der Tackelage die eigene Besatzung gefährdeten, das Deck unklar machten und die Bedienung der Geschütze in Frage stellten. So entschloß man sich denn, die Tackelage in ihrer alten Form vollständig aufzugeben und an deren Stelle glatte, eiserne Pfahlmasten zu setzen, lediglich noch bestimmt für die Zwecke des Signalisierens, der Abstandsmessungen und des Feuerns mit kleinstem Geschützkaliber aus gepanzerten Marsen gegen feindliche Deckaufbauten. Hatte man nun aber mit dem Wegfall der Tackelage sich lediglich auf die Kraft des Dampfes als einziges Fortbewegungsmittel beschränkt, so wurde es naturgemäß zum Bedürfnis, für diese eine Maschine, von welcher die Bewegungs- und Manövrierfähigkeit des Schiffes im Kampfe einzig und allein noch abhing, eine Reserve zu schaffen. Man erreichte dies durch Einführung zweier, durch ein Längsschott vollständig voneinander getrennter Maschinenanlagen an Steuerbord und Backbord mit je einer besonderen Schraube: jede derselben mußte befähigt sein, wenn die andere verletzt oder kampfunfähig gemacht war, für sich allein das Schiff in Fahrt zu halten, außerdem aber gewährte das Zweischraubensystem neben erhöhter Geschwindigkeit eine wesentlich gesteigerte Manövrier- und Drehfähigkeit, wenn man beide Maschinen durch entgegengesetzten Gang zum Steuern verwandte. Endlich aber machte die erhöhte und bis zur äußersten Schwimmfähigkeit ausgenützte Belastung des Schiffes es notwendig, den Schiffskörper gegen Verletzungen durch aufschlagende Granaten auch von oben her möglichst zu sichern: dieses Moment führte zu dem Einbau einer vertikalen Panzerdecke, welche in Form eines flachgewölbten, mit seinem Rande unter der Wasserlinie an die Schiffswände stoßenden Schildes dem Rumpf und besonders dem vorderen und hinteren, durch keinen Seitenpanzer geschützten Schiffsende den erforderlichen Schutz gegen schrägauftreffende feindliche Granaten gewährt.

Wenden wir nunmehr unseren Blick wieder zu der Entwickelung unserer Marine, so zeigt sich uns folgendes Bild: Dem Monitor „Arminius“ folgten im Jahre 1867 die beiden Breitseitschiffe „Kronprinz“ und „Friedrich Karl“; bei einer Panzerstärke von 12½ cm trugen sie sechzehn 21 cm-Kanonen. Im folgenden Jahre wurde in England der ursprünglich von der türkischen Regierung bestellte Panzer „König Wilhelm“ für etwas über drei Millionen Thaler an-



S. M. Torpedoschulschiff „Blücher“ und Schulschiff „Carola“ mit Torpedodivision.

gekauft, ebenfalls ein Breitseitschiff mit damals achtzehn 24 cm- und fünf 21 cm-Geschützen, sowie einem Panzergürtel von 20 cm Stärke; die Panzerung und Bestückung dieses Schiffes hat mehrmals Verstärkungen und Änderungen erfahren. Erstere besitzt heute nach zweimaligem Umbau eine Stärke von 35 cm, letztere weist einen Zuwachs an modernen Schnellfeuer-Geschützen auf. Sodann folgte die Panzerkorvette „Hansa“, zwar mit ihren nur 3600 Tons Deplacement erheblich kleiner als der „König Wilhelm“, welcher mit seinen 9200 Tons damals das mächtigste und größte überhaupt in allen Marinen zur Zeit existierende Panzerschiff darstellte. Aber die „Hansa“ beansprucht insofern ein besonderes Interesse, als sie das erste in Deutschland erbaute Panzerschiff war; zwar mußte der Panzer selbst aus England bezogen werden, doch konnte der hölzerne Rumpf der Korvette von der Werft in Danzig und der ungepanzerte eiserne Aufbau von dem „Vulkan“ in Stettin hergestellt werden. Die Panzerung umlief als Gürtelpanzer die ganze Wasserlinie; die acht 21 cm-Geschütze fanden in zwei Etagen übereinander in einer stärker gepanzerten Kasematte mittschiffs Aufstellung. Um die Mitte der siebziger Jahre folgten alsdann die drei ersten in Deutschland völlig aus Eisen erbauten Panzerschiffe „Preußen“, „Friedrich der Große“ und „Großer Kurfürst“ — unseligen Angedenkens. „Preußen“ war bereits unmittelbar vor dem französischen Kriege auf der damals noch völlig unfertigen Werft in Kiel auf Stapel gesetzt. Sie liefen ab in der vorgenannten Reihenfolge in den Jahren 1873, 1874 und 1875; ihre Panzer besaßen eine Stärke von 25 cm,

ihre Hauptarmierung bestand in vier 26 cm-Geschützen, welche zu je zweien in offenen, durch Dampfkraft drehbaren Panzertürmen angeordnet waren.

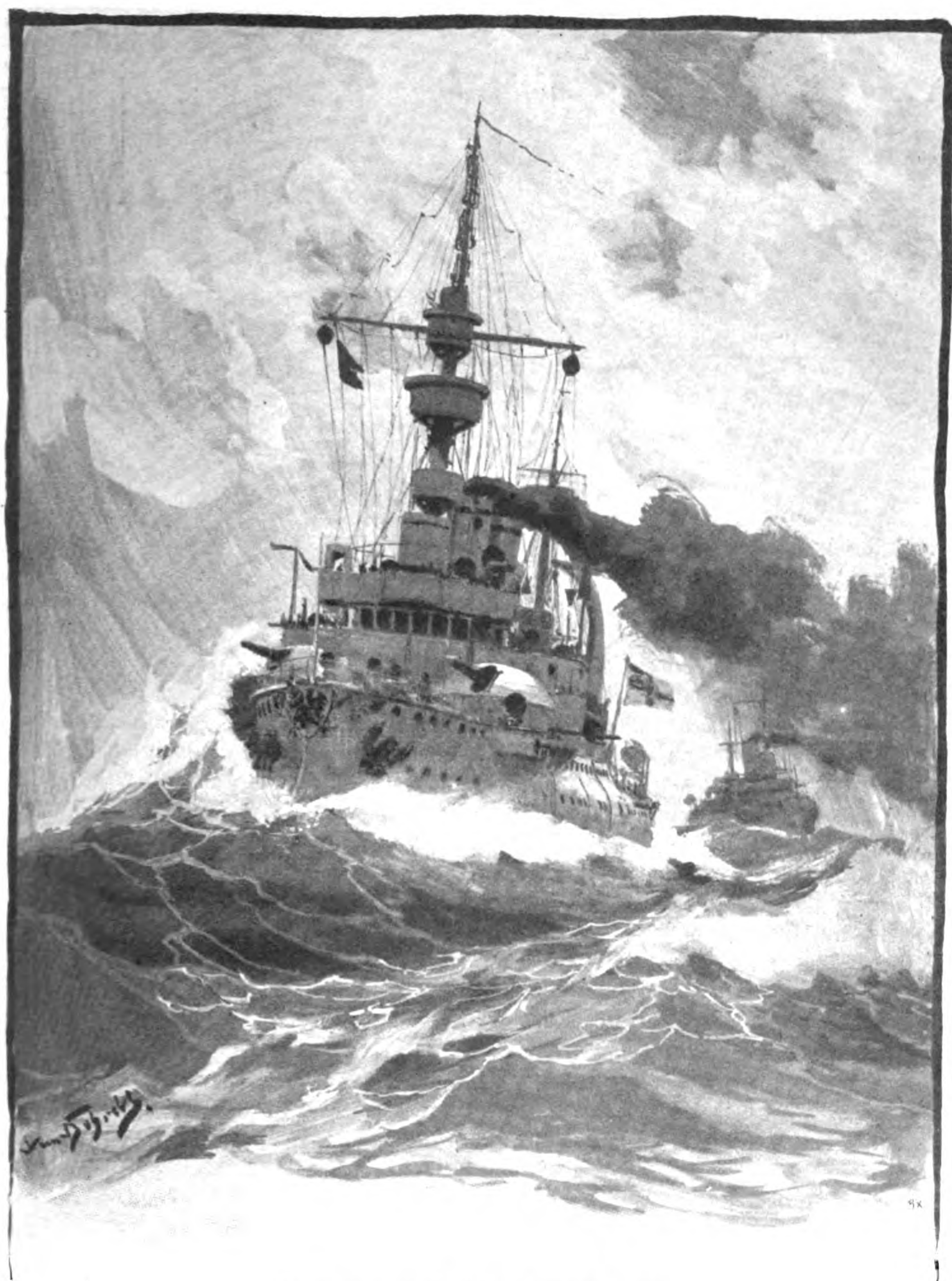
In Rücksicht auf die damals noch geringe Leistungsfähigkeit der deutschen Werften und geleitet von dem berechtigten Wunsche, die im Bauprogramm vorgesehenen Panzerschiffe möglichst rasch zu bekommen, wurden im Jahre 1874 auf der Samudawerft bei London die beiden Panzerschiffe „Kaiser" und „Deutschland" von Stapel gelassen. Auch sie besaßen einen 25 cm-Panzer und trugen in ihren Kasematten acht 26 cm-Geschütze. Sie sind die letzten im Ausland gebauten Panzerschiffe und gehören ebenso wie „König Wilhelm" trotz ihres hohen Alters nach mannigfachen Umänderungen und möglichster Modernisierung noch immer zu dem aktiven Bestande unserer heutigen Flotte, wenn sie auch im Hinblick auf ihren geringen Gefechtswert für die Hochsee-Schlacht aus der Klasse der Linienschiffe gestrichen und in diejenige der Panzerkreuzer überschrieben sind.

Den Abschluß jener ersten Bauperiode aber bilden die vier Panzerschiffe der „Sachsen"-Klasse, welche, um die Mitte der siebziger Jahre konstruiert, von 1877 bis 1880 in folgender Reihenfolge vom Stapel liefen: „Sachsen", „Bayern", „Württemberg" und „Baden" (Abbild. S. 87). Bei einer Wasserverdrängung von 7400 Tons sollten diese damals stärksten Panzerschiffe der deutschen Flotte der außerordentlich schweren Konstruktionsbedingung Genüge leisten, bei einer vollwichtigen Panzerung von 40 cm und einer Bestückung von sechs 26 cm-Geschützen nicht über 6 m tief zu gehen, um der Aufgabe der Küstenverteidigung im weitesten Maße gerecht werden zu können. Diesem ihnen zugedachten Charakter gemäß wurden sie offiziell als „Ausfall-Korvetten" bezeichnet; sie stellten die ersten überhaupt gebauten Citadell-Schiffe dar, besaßen einen über das mittlere Drittteil der Schiffslänge sich erstreckenden Verbund-Panzer, vorn und achtern ein 75 mm starkes Panzerdeck, und eine 40 cm starke Turmpanzerung für die Geschütze, von denen in neuartiger Aufstellung zwei in einem vorderen Barbette-Turme, vier in einer hinteren offenen Kasematte über Bank feuern. Bei weitgehendem Panzerschutz aller vitalen Teile unter Ersparung jedes unnötigen toten Gewichts besaß dieser Schiffstyp ein für jene Zeit außerordentlich hohes Offensivvermögen: von seinen sechs schweren Geschützen können gleichzeitig vier voraus oder querab nach Steuerbord oder Backbord feuern, zwei nach achteraus.

Auch die „Sachsen"-Klasse hat in den letzten beiden Jahren, um wenigstens noch für einige Zeit in der modernen Hochseeflotte mit auftreten zu können, einen durchgreifenden Umbau erfahren. Ihre damaligen Maschinen- und Kesselanlagen sind durch neue, sparsamer arbeitende und dennoch höhere Wirkung erzielende Maschinen ersetzt, welche den Schiffen bei besserer Ausnutzung ihres Kohlenfassungsvermögens eine um nahezu zwei Knoten gesteigerte Geschwindigkeit verleihen; außerdem aber ist eine dem Freibord des Panzers zu gute kommende Gewichtsersparnis erzielt worden, welche das Fernfeuer des Vorderturmes beim Angriff begünstigt. Der Ersatz ihrer früheren viel Ziel bietenden vier Schornsteine durch einen einzigen und die Beigabe von wenigen leichten Schnellfeuer-Geschützen hat den Gefechtswert dieser Division ebenfalls verbessert.

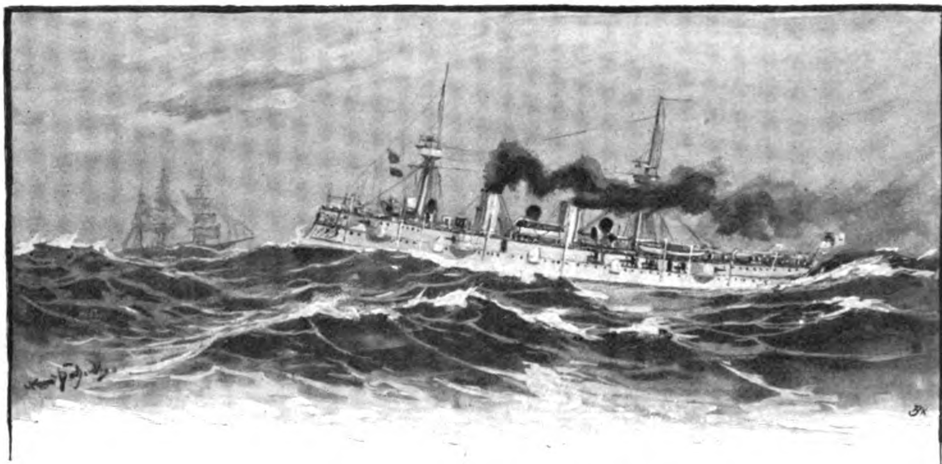
Gleichzeitig mit diesen Schiffen wurden für die Küstenverteidigung noch elf kleine Panzer-Kanonenboote von 1100 Tons gebaut; bei einem Gürtelpanzer von 20 cm und einem Deckpanzer von 50 mm tragen sie in einem offenen Barbette-Turm von ebenfalls 20 cm Panzerstärke ein einziges schweres Geschütz von 30½ cm Kaliber. Wegen ihres geringen Tiefgangs bei hoher Belastung besitzen sie naturgemäß nur geringe Seeeigenschaft und werden nur noch an Hafeneingängen und Flußmündungen als schwimmende Batterien Gefechtsverwendung finden können.

An die Spitze der Marine war inzwischen am 1. Januar 1872 durch kaiserliches Vertrauen der General der Infanterie Albrecht von Stosch berufen worden (Abbild. S. 88); seine Verdienste in den beiden Feldzügen von 1866 und 1870 und sein besonders als General-Intendant bewiesenes hohes Organisationstalent ließen seine Wahl für diesen Posten um so glücklicher erscheinen, als es in dem verhältnismäßig jungen



S. M. Panzerschiff „Ägir" (Siegfried-Klasse).

Seeoffizierkorps noch an einer geeigneten Persönlichkeit gebrach. Die Probe seiner Befähigung für das ihm fremde Gebiet der Marine hatte er abgelegt, als er den nachmaligen Kaiser Friedrich als Kronprinzen zur Eröffnung des Suezkanals begleitete und von demselben mit der Abfassung eines kritischen Berichtes über die anderen bei der Feier anwesenden Kriegsschiffe fremder Nationen beauftragt worden war. Das außerordentliche Verdienst, welches sich Stosch um die Entwickelung der Marine erworben, gipfelt ebensosehr in der erfolgreichen Erziehung des jungen, ihm unterstellten See-



S. M. Kreuzer zweiter Klasse „Irene“.

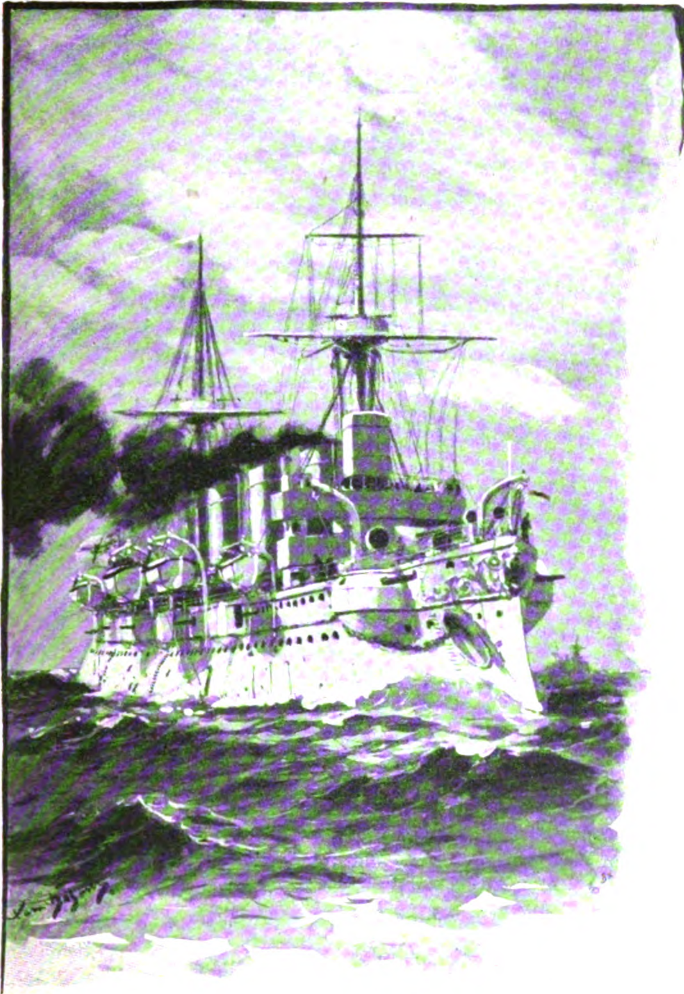
offizierkorps in dem altpreußischen, in drei siegreichen Feldzügen bewährten Geist der Armee, wie besonders darin, daß er die für den Ausbau der Flotte vom Reichstag bewilligten Mittel dazu verwendete, Deutschland im Schiffsbau überhaupt unabhängig vom Auslande zu machen. Seiner persönlichen Einwirkung ist es zu danken, daß der Schiffs- und Maschinenbau auf den kaiserlichen wie auf den größeren Privatwerften vor Aufgaben gestellt wurde, welche diese Werke in kurzer Zeit befähigten, Erzeugnisse zu liefern, die sich ebenbürtig den altbewährten Vorbildern englischen und französischen Ursprungs an die Seite stellen durften. Und nicht nur der deutsche Kriegsschiffbau hat die Früchte dieser zielbewußten Thätigkeit seines Organisators geerntet, sondern in gleicher Weise konnte die mächtig aufblühende Handelsmarine an diesem Aufschwunge des vaterländischen Schiffbaues teilnehmen.

Außer der Erbauung der „Sachsen“-Klasse und der Panzer-Kanonenboote wurden unter dem Regime Stoschs dreizehn Kreuzer, sechs Avisos und drei Ausland-Kanonenboote vom Stapel gelassen. Dieser regen Bauthätigkeit, welche ihren Abschluß um die Mitte der achtziger Jahre fand, folgte eine Periode der Ruhe, in welcher nur ein einziger Panzer, die kleine „Oldenburg“, und wenige Kreuzer gebaut wurden: es war ein neuer Faktor in dem Bereich der Seekriegswaffen erschienen, der mit zunehmender Vervollkommnung und Kriegstauglichkeit immer ernstere Beachtung in Fachkreisen forderte, und dem man unter dem Nachfolger Stoschs, dem General von Caprivi (Abbild. S. 89), eine ganz besondere Pflege zu teil werden ließ: der Torpedo.

Im Gegensatz zu der Epoche seines Vorgängers, dessen Amtsthätigkeit den Stempel eines energisch geförderten Ausbaues der Flotte in dem gesetzlich vorgeschriebenen Rahmen trägt, zeigt die Ära Caprivi einen technischen Stillstand — allerdings unter erhöhter Kriegsbereitschaft und besonderer Ausbildung des Dienstes der Küstenverteidigung durch das neue Kampfmittel der Torpedowaffe. Das unter ihm aufgekommene und in leider viel zu weite Kreise unserer Binnenlandbevölkerung eingedrungene Schlagwort von der „Küstenverteidigung“ hat der weiteren Entwickelung unserer Marine für fast zwei volle Jahrzehnte außerordentlich geschadet. In einer Denkschrift, welche der General von Caprivi wenige Monate nach Antritt seiner neuen Stelle herausgab, wurde darauf hingewiesen, daß, nachdem nunmehr der Sollbestand der Flotte im großen und ganzen erreicht sei, ein weiteres Programm für die demnächstige Entwickelung der Marine nicht aufgestellt werden könne, da mancherlei noch nicht genügend geklärte technische Fragen einen bindenden Bauplan vorzulegen verböten. Eingehender und sorgfältiger Schulung des heranwachsenden Personals wurde größerer Wert beigemessen, weshalb auch die sogenannten Schulschiffe bei der Einteilung des Flottenbestandes an erste Stelle gesetzt

wurden; neben reichlicher Bemessung von Fahrzeugen für den politischen und Auslandsdienst, zumal in einer Zeit, wo die nachmalige kolonisatorische Überseepolitik Deutschlands noch nicht begonnen, wurde auch die Bedeutung der Panzerschiffe in dieser Denkschrift gewürdigt und ganz besonders darauf hingewiesen, daß das Auftreten unserer Kreuzer im Auslande in einer der Weltstellung des deutschen Kaiserreiches angemessenen Form nur dadurch den gebührenden Nachdruck erhalten könne, wenn hinter ihnen in den Heimatshäfen eine schlagfertige, kampfbereite unserer Panzerflotte, ward in nachdrücklichster Weise hingewiesen und betont, daß ohne das Vorhandensein einer solchen unsere Bundesgenossenschaft für einen seemächtigen Verbündeten wertlos sein müsse.

Trotz dieser den Kernpunkt der Sache durchaus richtig treffenden Anschauungen wurden nun unter Caprivi so gut wie gar keine Aufwendungen für den Bau von Schlachtschiffen gefordert, sondern vorwiegend Mittel für den Dienst der Küstenverteidigung in den Etat eingestellt. Für eine kleine und noch in der Entwickelung begriffene See-



S. M. Kreuzer zweiter Klasse „Kaiserin Augusta“.

Hochseeflotte vorhanden sei. Auch auf den Wert der Bündnisfähigkeit zur See, bedingt durch die größere oder geringere Stärke macht, wie die deutsche, lag allerdings eine hohe Versuchung in der Einführung des in allen Marinen damals auftauchenden Kampf-

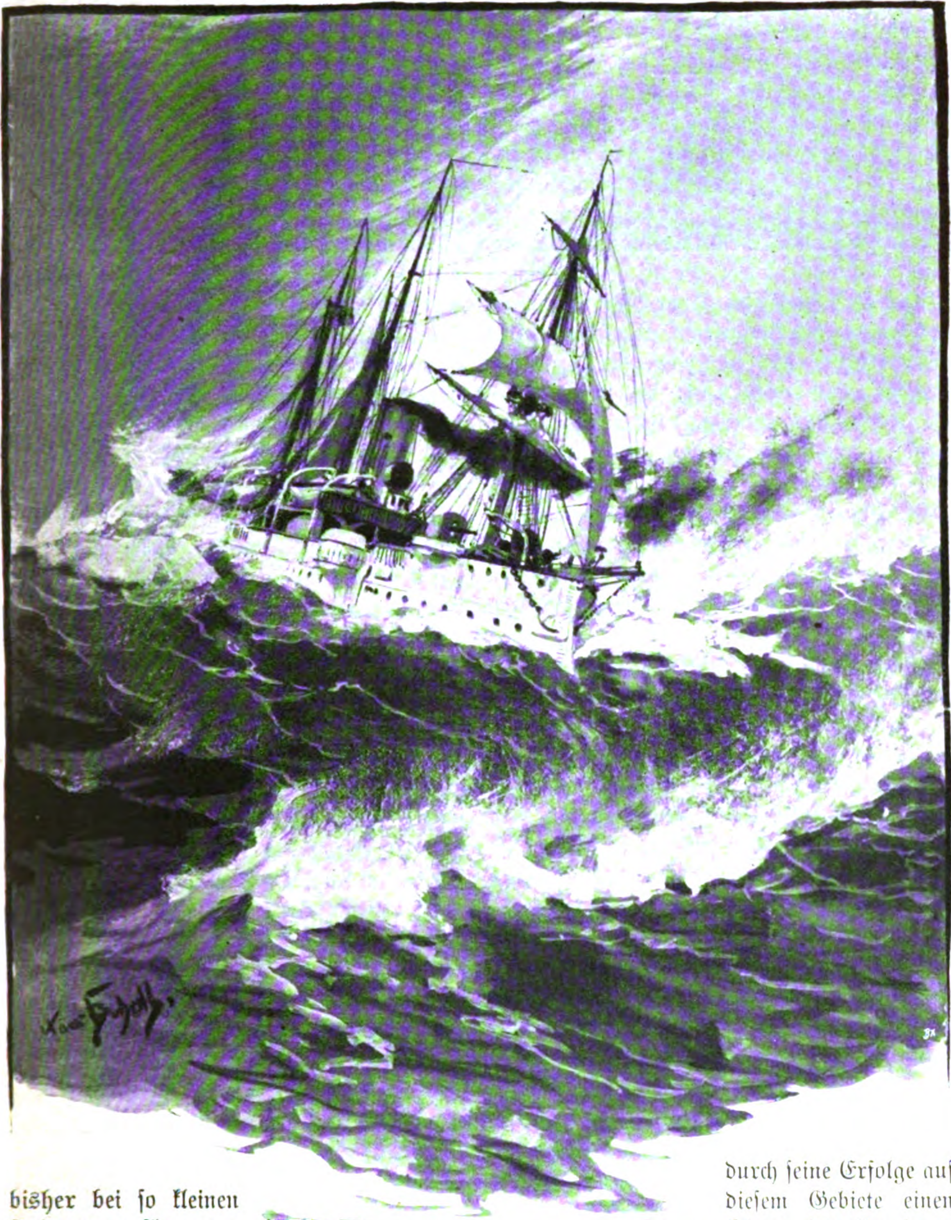
mittels der Torpedowaffe, welche zu jener Zeit bereits auf eine so hohe Stufe technischer Vollendung gelangt war, daß auch nüchterne Fachleute sich auf das ernsthafteste mit der Frage befaßten, ob nicht die Stunde der schweren und kostspieligen Panzerkolosse geschlagen habe und durch den Besitz dieser neuartigen und verhältnismäßig billigen Waffe ein Mittel geschaffen sei, mit dem auch der Schwächere gegen eine mächtige feindliche Schlachtflotte erfolgreich die See behaupten könne. So wurden in der Denkschrift Caprivis etwa hundertfünfzig Torpedoboote gefordert, von denen fünfunddreißig schon fertig waren, die übrigen im Laufe der nächsten Jahre gebaut werden sollten. Naturgemäß blieb für Neu- und Ersatzbauten fast gar kein Geld übrig; die vorhandenen Panzerschiffe und Kreuzer veralteten allmählich immer mehr; der Gefechtswert der Flotte, wie sie Caprivi von Stosch übernommen hatte, sank von Jahr zu Jahr, während unsere Gegner unablässig den Ausbau ihrer Seestreitkräfte weiter förderten und Deutschland von der dritten Stelle unter den europäischen Flotten allmählich auf die vierte und fünfte zurückgedrängt wurde.

Die eigentliche Erfindung des Torpedos fällt in das Jahr 1797; zwar hatte man schon in früheren Jahrhunderten explodierende Körper unter und über Wasser an feindliche Schiffe herangebracht, sogar unterseeische Boote waren in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Nordamerika versucht worden, doch muß als der eigentliche Erfinder des Torpedos Fulton angesehen werden. Trotz mannigfacher Erfolge gelang es dem Erfinder jedoch weder in Frankreich, wo sich Napoleon, noch in England, wo sich Pitt für ihn interessierte, dauernde Erfolge zu erzielen.

Ausgiebige Erfahrungen mit Torpedos der verschiedensten Form und Konstruktion wurden sodann in dem nordamerikanischen Secessionskriege gewonnen. Trotz mancher Mißerfolge gelang eine Reihe von Torpedo-Angriffen auf größere Fahrzeuge und führte dazu, daß eine wachsende Anzahl von Erfindern der technischen Ausbildung und Vervollkommnung der Unterwasserwaffe immer größere Beachtung schenkte. Unter den mannigfachen Konstruktionen, welche die Folgezeit bis zum heutigen Tage hervorgebracht hat, ist wohl noch immer der von den meisten Marinen, auch der deutschen, eingeführte Whitehead-Torpedo als der beste zu betrachten. Die Idee der Konstruktion ist sehr einfach: der vorderste Teil des cigarrenförmigen Torpedokörpers enthält die Sprengladung, welche durch eine Zündvorrichtung beim Auftreffen auf das Ziel zur Detonation gebracht wird. In einem weiteren Hohlraum befindet sich komprimierte Luft, welche die nötige Antriebskraft für eine dahinter liegende kleine Maschine liefert, die den Torpedo mittels einer Schraube selbstthätig im Wasser vorwärts treibt. Die technische Verwirklichung des Princips bot jedoch außerordentliche Schwierigkeiten, und es sind Jahrzehnte darüber hingegangen, bis es gelungen ist, durch eine Reihe höchst sinnreicher und die exakteste Arbeit bedingender Mechanismen die Treffsicherheit dieses unterseeischen Automobils zu gewährleisten. Es würde den Rahmen unserer Darlegung überschreiten, wenn wir auf die Einzelheiten der höchst interessanten und geistreichen Versuche zur Lösung dieses Problems, wie z. B. der Tiefen- und Seitensteuerung, eingehen wollten; außerdem aber hütet jeder Staat die von ihm eingeführten Verbesserungen des Whitehead-Princips als sorgsamstes Geheimnis.

Lebensfähig als Kampfmittel im Rahmen wirklicher Seekämpfe wurde der Torpedo jedoch erst mit der Konstruktion seegehender Torpedoboote. Die Verwendung des Torpedos gegen große Fahrzeuge sowohl in der Bewegung wie auch zu Anker krankte an der Schwierigkeit, mit der heimtückischen Waffe unbemerkt an den Gegner heranzukommen, und konnte darum erst dann kriegsbrauchbar werden, wenn ein Mittel gefunden wurde, ihn mit einem kleinen und möglichst wenig sichtbaren, außerordentlich schnell laufenden Boot überraschend an den Gegner so nahe heranzubringen, daß die eigene Triebkraft des Torpedos genügte, um ihn die noch fehlende Entfernung mit Sicherheit durchlaufen zu lassen.

Die Lösung dieser Aufgabe war der berühmten Werft von Thornycroft in Chiswick vorbehalten, deren erstes, im Jahre 1873 gebautes Torpedoboot „Miranda“ die



S. M. Kreuzer vierter Klasse „Bussard“.

bisher bei so kleinen Fahrzeugen für unerreichbar gehaltene Geschwindigkeit von sechzehn Knoten erreichte. Damit war der Weg geöffnet, der den Torpedo zuerst in die englische, dann in rascher Folge in fast alle Marinen einführte. Nach dem englischen Vorbilde von Thornycroft und Yarrow begann bald auch eine deutsche Werft dem Bau dieses kleinen Schnellkriegsfahrzeuges besonderen Fleiß zuzuwenden, und der Name Schichau gewann binnen kurzem durch seine Erfolge auf diesem Gebiete einen Klang, der ihn jenen älteren Werften mindestens ebenbürtig zur Seite stellte.

Das erste Torpedoboot, welches für die deutsche Marine im Jahre 1882 erbaut wurde, hatte fünfzig Tons Größe und eine Fahrgeschwindigkeit von etwa sechzehn Knoten. Die in den nächsten Jahren gebauten Boote nahmen stetig an Größe zu und erreichten bald bei neunzig Tons Wasserverdrängung eine Geschwindigkeit von über

zwanzig Seemeilen. Das Bestreben, diese Boote bei jedem Wetter zu verwenden, auch losgelöst von der Küste auf hoher See draußen, nötigte jedoch dazu, die Abmessungen der Boote immer mehr zu vergrößern; so entstand in unserem Jahrzehnt das eigentliche Hochsee-Torpedoboot, welches über dreihundert Tons und fünfundzwanzig bis dreißig Seemeilen Geschwindigkeit besitzt. Die Maschinen dieser Boote, welche neuerdings auch nach dem Doppelschraubensystem gebaut werden, indizieren über fünftausend Pferdekräfte; das Lancieren der Torpedos erfolgt nicht mehr, wie bei den älteren Modellen, aus fest eingebauten Bugrohren, sondern aus zwei bis drei auf Deck befindlichen schwenkbaren Breitseit-Lancierrohren. Der Preis eines vollständig ausgerüsteten Fahrzeuges dieser Klasse beträgt heute etwa das Vierfache von dem, was jene ersten Boote kosteten, nämlich rund eine Million Mark.

Zum Kampfe werden die Torpedoboote zu einer taktischen Einheit von sechs bis acht Booten, einer Division, unter Führung eines größeren Fahrzeugs, des Divisionsbootes, vereinigt (Abbild. S. 91). Wenn auch das Feld ihrer Thätigkeit vorwiegend in dem engeren Rahmen der Küstenverteidigung zu suchen ist und auf diesem Gebiete auch ohne Mitwirkung von Panzerschiffen Erfolge gegen eine feindliche Blockadeflotte zu hoffen sind, so finden die Torpedoboote dennoch auch in dem Rahmen moderner Hochseekämpfe zwischen vollwertigen Linienschiffen die gebührende Stellung. Während des Marsches gleichsam als leichte Kavallerie des Meeres das schwerfällige Gros der Schlachtschiffe in weitem Halbkreise umspannend, die Bewegung der Schlachtflotte verschleiernd und als flinke Patrouilleure den Anmarsch des Feindes erspähend, bilden sie im Verein mit schnellen Kreuzern ein wertvolles Sicherheits- und Aufklärungsmittel in taktischer Hinsicht. In der entscheidenden Schlacht selbst bleibt trotz ihrer unendlich gesteigerten Schnelligkeit die Annäherung an ein modernes, mit zahlreichen Schnellfeuergeschützen und Maschinenkanonen versehenes Schlachtschiff nahezu ein Ding der Unmöglichkeit; sie beschränkt sich auf solche Momente, wo es gelingt, aus Feuerlee der eigenen Panzerschiffe vorbrechend, im Pulverrauch an die passierende gegnerische Linie bis auf kurze Distanz heranzujagen, in fliegender Fahrt das Geschoß auf den ebenfalls in Bewegung befindlichen Gegner zu entsenden und dann durch die nächste Lücke der eigenen Schlachtlinie wieder auf den früheren Posten zurückzueilen.

Die auf solchen räumlich für die Besatzung auf das äußerste beschränkten Fahrzeugen geforderte hohe Gefechtsbereitschaft und die stete Anspannung aller Kräfte der gering bemessenen Bedienungsmannschaften in der Maschine und an den Ausstoßrohren verlangt Männer, welche geistig und körperlich aus Stahl und Eisen geschmiedet sind. Für den jungen Seeoffizier, der als Führer eines solchen Bootes zum erstenmal ein selbständiges Kommando erhält, bietet sich wohl auf keinem anderen Gebiete seines Dienstes eine so ehrenvolle und wegen der damit verbundenen Gefahr doppelt gesuchte Gelegenheit persönlichster Tapferkeit und Auszeichnung vor dem Feinde. Daß es in unserer Marine an einem reichen Nachwuchs solcher jugendlichen Helden mit gepanzerten Herzen, wie sie einst der alte Farragut verlangte, nicht fehlt, dafür liefert der auch im Frieden aufreibende und häufig sehr ernste Dienst auf stürmischem Meere glänzende Beweise. Unvergeßlich bleiben die Opfer, welche die kriegsmäßige Schulung unserer Torpedoboote auf hoher See gefordert: sie schont nicht das Leben des armen Matrosen aus stiller Fischerhütte und nicht das des in Purpur geborenen Fürstensohnes, der mit seinen Leuten, wie jener Herzog von Mecklenburg, auch im Schatten des nahenden Todes als Christ und Deutscher zu sterben weiß.

Schufen wir uns so in dem zweiten Jahrzehnt nach der Gründung des Reiches in einer vorzüglich organisierten Torpedobootflotte, deren Leistungen auch im Auslande als in jeder Hinsicht mustergültig anerkannt werden, ein maritimes Kampfmittel, wie es wohl in gleicher Güte keine andere seefahrende Nation besitzt, so wurde andererseits auch für unsere Schlachtflotte trotz mangelnder Weiterführung ihres eigentlichen Ausbaues ein Werk begonnen, das ihren Wert im strategischen Sinne nahezu verdoppeln sollte: der dritte Juni des Jahres 1887 sah



S. M. Kreuzer dritter Klasse „Gefion" und Aviso „Hela".

aus einer der Kanalmündungen hervorbrechend, sich gegen getrennte Teile einer gegnerischen Blockadeflotte wendet, die ohne den Besitz einer solchen inneren Linie, räumlich auf große Distanzen getrennt, sowohl in der Nord- wie in der Ostsee mit dem plötzlichen Auftreten des deutschen Geschwaders rechnen muß.

Für den engeren Schutz des Kanals, dessen technische Abmessungen von vornherein auf seine Benutzung durch die größten Schlachtschiffe zugeschnitten sind, wurden noch kurz vor dem Abschluß der Flottenleitung Caprivis zehn besonders konstruierte Panzerfahrzeuge vorgesehen, von denen das erste alsbald in Bauausführung gegeben ward. Sieben weitere Panzer desselben Typs folgten in den nächsten Jahren und bilden heute die beiden Divisionen der „Siegfried"-Klasse.

„Siegfried", 1889 auf der Germaniawerft in Kiel vom Stapel gelassen, stellt einen in unserer Flotte gänzlich neuen Typ eines kleinen Panzerschiffes dar, welches, in seinen Konstruktionsbedingungen auf die besonderen Verhältnisse der Kanalmündungen zugeschnitten, dennoch auch befähigt sein sollte, die Hochsee-Panzerflotte bei kleineren Unternehmungen in näherem Bereich zu begleiten und wirksam zu unterstützen. Besonders der Schutz der Elbmündung mit ihren eigenartigen Fahrwasserverhältnissen, den wandernden Bänken und den ungünstigen winterlichen Störungen durch Eisgang verlangte, wenn nicht die Kosten eine zum Werte des Objekts ungebührliche Höhe erreichen sollten, mehr als lokale Küstenwerke und Seeforts, wie sie beispielsweise an der Wesermündung ausreichten.

Zur Beherrschung des breiten Austrittsgebiets der Elbe in die Nordsee waren Schiffe als lebendige Küstenverteidigung unumgänglich erforderlich. Die acht Panzerschiffe dieser „Siegfried"-Klasse sind zu je vier zu einer Division vereinigt, von denen

den erlauchten alten Kaiser zu Holtenau mit drei Hammerschlägen den Grundstein legen zu dem Kanal, der die beiden deutschen Meere verbinden und einen neuen Seeweg zwischen Ost- und Nordsee für die Kriegs- und Handelsflotte eröffnen sollte. Die hohe Bedeutung einer Innenwasserstraße, welche den weiten und unter Umständen politisch gefährdeten Weg durch die dänischen Gewässer um Kap Skagen für immer entbehrlich macht, wurde im Reiche und draußen vollauf gewürdigt. Mußte diese neue Straße für die Zwecke des Seehandels eine fördernde Wirkung haben und auch sonst dem Nationalwohlstand zu gute kommen, so ist doch ihr eigentlicher Hauptwert ein strategischer, der im Hinblick auf die Möglichkeit eines Krieges nach zwei Fronten erst in seiner ganzen Bedeutung erhellt. Die günstige Lage der beiderseitigen Kanalmündungen, hier innerhalb des geschützten Rayons des Kieler Kriegshafens, dort nahe der Mündung der Elbe und Weser und gegenüber dem befestigten Beobachtungsposten von Helgoland, kommt ebensosehr der Verteidigung des Kanals selber durch örtliche Streitkräfte wie der offensiven Bewegung einer Angriffsflotte zu gute, welche, unvermutet

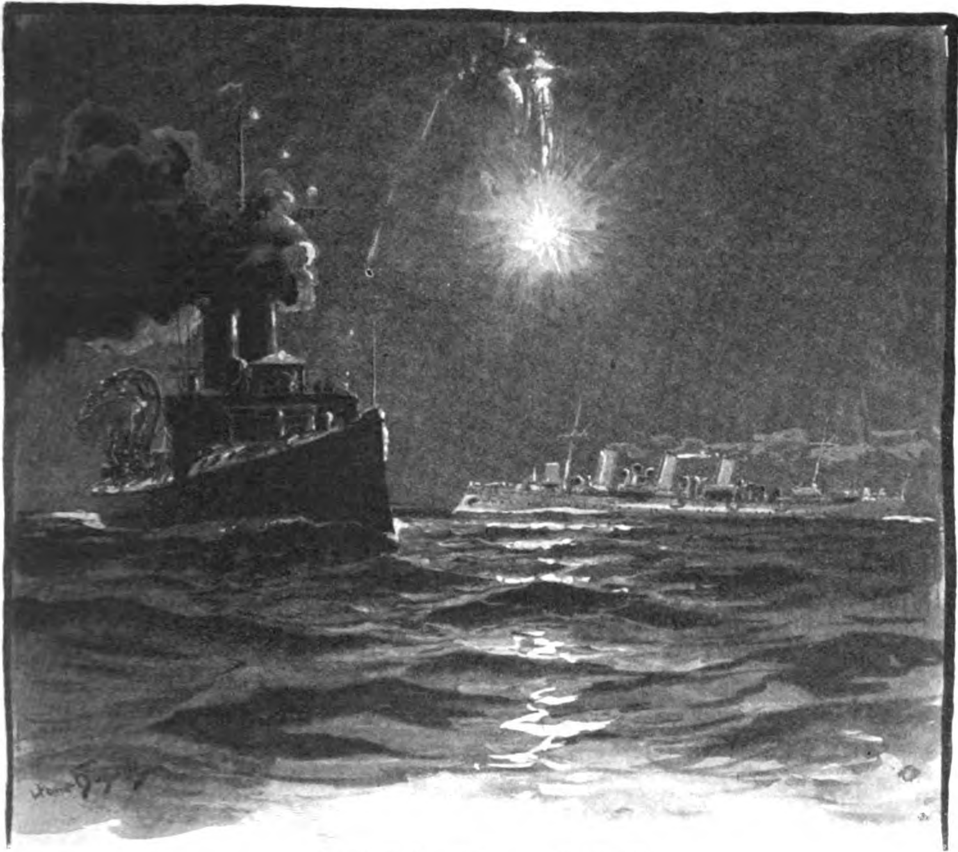
die eine der Marinestation der Nordsee, die andere der der Ostsee zugeteilt ist. Als letztes dieser acht Schiffe lief 1895 „Ägir“ (Abbild. S. 93) vom Stapel, welcher deswegen noch ein besonderes Interesse beansprucht, als auf ihm zum erstenmal in unserer Marine die Elektricität in weitgehendster Weise zum Betriebe aller Hilfsmaschinen und sonstigen Antriebsvorrichtungen Verwendung gefunden hat. Sein Deplacement beträgt 3500 Tons, der Panzerschutz besteht aus einem 24 cm starken Nickelstahlgürtel, der sich an den Schiffsenden auf 18 cm Dicke verjüngt.

Nur die zuerst gebauten Schiffe dieser Klasse tragen noch den alten Verbundpanzer. Die Nickelstahlpanzer, welche nach dem rühmlichst bekannten Kruppschen Specialverfahren gehärtet werden, besitzen bei äußerster Widerstandsfähigkeit der Plattenoberfläche eine hohe Elasticität im Inneren. Geschosse gewöhnlicher Konstruktion zerschellen beim Auftreffen auf die diamantharte Außenhaut; eindringende Stahlgranaten mit gehärteter Spitze aber vermögen meist nur rißfreie Ausbauchungen der elastischen Plattenrückhaut zu bewirken. Die Widerstandsfähigkeit der nach diesem Verfahren gefertigten Panzerplatten im Vergleich zu gewalzten Stahlplatten ist fast um 30 Prozent höher. Das Panzerdeck der „Siegfried“-Klasse besitzt eine Stärke von 35 mm. Die Artillerie des Schiffes, bestehend aus drei langen 24 cm-Kanonen, findet Aufstellung in drei Panzertürmen, von denen die beiden vorderen, in herzförmigem Grundriß nebeneinander stehend, gleichsam eine einzige Citadelle mit seitlich über die Bordwand vorspringenden Erkern darstellen, während der hintere Turm die gewöhnliche kreisrunde Form zeigt. Zwischen den Türmen angeordnete Decksaufbauten tragen eine Anzahl leichterer und mittlerer Schnellfeuergeschütze. Die Geschwindigkeit dieser Schiffe beträgt fünfzehn Seemeilen. Ihr geringes Kohlenfassungsvermögen bildete jedoch bisher einen wiederholt unangenehm empfundenen Übelstand für eine Begleitung der großen Panzer auf weitere Entfernungen.

Die für die Größe dieser Schiffe außerordentlich kräftige Armierung im Verein mit dem guten Panzerschutz verleiht ihnen einen verhältnismäßig hohen Gefechtswert. Die guten Seeeigenschaften dieses Typs konnte gelegentlich des Mangels an geeigneten Kreuzern im Frühjahr 1895 der Panzer „Hagen“ bei seiner Überfahrt nach Marokko glänzend beweisen. Man hat sich daher neuerdings mit Recht dazu entschlossen, der erwähnten Schwäche dieser Schiffsklasse durch einen eigenartigen Umbau abzuhelfen. Nach dem Vorbilde eines in der Handelsflotte zuerst bei verschiedenen Post- und Schnelldampfern des Norddeutschen Lloyd mit gutem Erfolge angewendeten Verfahrens werden die Schiffe in der Mitte zerschnitten, das Vorschiff sodann auf hydraulischem Wege um 7 m vorgezogen und der so entstehende Zwischenraum durch Einbau eines neuen Zwischenstücks ausgefüllt, welches die Tonnage um etwa 400 Tons vergrößern wird. Es steht zu hoffen, daß nach Beendigung dieses Umbaues der Gefechtswert der „Siegfried“-Klasse ganz erheblich gewonnen haben wird.

Inzwischen war nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. in der obersten Leitung der Marine insofern ein bedeutsamer Wechsel eingetreten, als diese nunmehr endlich aus der Hand eines Armeeoffiziers in die seegewohnte Hand eines in der Flotte groß gewordenen Admirals überging. Die beiden leitenden Stellen der Admiralität, Reichsmarineamt und Oberkommando, welche sich in den Geschäftsbereich der Marine teilten, vermochten indessen nur schwer und erst allmählich die unter der Leitung Caprivis begangenen Unterlassungssünden wieder gut zu machen. Die immer dringender gewordene Verstärkung der Schlachtflotte durch Inangriffnahme von Ersatzbauten für die ältesten Fahrzeuge derselben fand ihren Ausdruck durch die gleichzeitig mit den letzten Fahrzeugen der „Siegfried“-Klasse in Angriff genommene Bauausführung der vier großen 10000 Tons-Panzer der „Wörth“-Klasse, einer Schiffsdivision, welche nach Größe, Armierung und Panzerschutz den gleichzeitigen Bauten fremder Marinen zum mindesten gleichwertig, der eigenen Flotte einen unschätzbaren Zuwachs an Gefechtskräften gewährte.

Von den vier Panzern dieser Division liefen „Brandenburg“, „Kurfürst Friedrich



S. M. Avisos „Meteor“ und „Greif“.

Wilhelm“ und „Weißenburg“ im Jahre 1891, „Wörth“ im Jahre 1892 vom Stapel. Mancherlei Eigenheiten ihrer äußeren Erscheinung erinnern an die „Siegfried“-Klasse, so der hochgelegene vordere Panzerturm, der walrückenartige, von der Reeling her nach der Wasserlinie breiter ausladende Schiffsrumpf und das verhältnismäßig niedrige breite Hinterschiff. Sie besitzen bei einer Länge von 116 m und einem Deplacement von etwas über 10000 Tons einen Tiefgang von nur 7½ m, welcher in Rücksicht auf die Wasserverhältnisse unserer Küsten innegehalten werden mußte. Die Panzerung in der Wasserlinie besteht aus Nickelstahl, welcher in der Mitte 40 cm, an den Schiffsenden 30 cm Stärke hat. Am breitesten ist dieser Panzergürtel da, wo er sich mit dem Vordersteven vereinigt, um dem Rammbug größere Widerstandsfähigkeit zu geben. Aufliegend auf dem Panzergürtel ist ein gleichfalls aus Nickelstahl gefertigtes Panzerdeck von 65 mm Stärke angeordnet, welches von nur wenigen, auch ihrerseits stark gepanzerten Niedergängen durchbrochen wird. Diese gepanzerten Lukfülle reichen durch bis zum Oberdeck. Um das Schiff vor der Gefahr des Sinkens zu schützen, sind zahlreiche Quer- und ein durchgehendes Längsschott eingebaut. Ebenso ist der Doppelboden in zahlreiche kleine wasserdichte Zellen geteilt. Die schwere Artillerie dieser Schiffe besteht aus sechs langen 28 cm-Geschützen, welche zu je zwei in Panzertürmen aufgestellt sind. Alle drei Panzertürme liegen über der Kiellinie des Schiffes als Barbettetürme mit 30 cm starker Nickelstahlwandung, überdacht von einer mit dem Geschütz drehbaren Panzerkuppel. Der vordere Panzerturm liegt 4 m höher als der mittlere und achtere und befähigt durch seine bedeutende Feuerhöhe diese Schiffsklasse besonders zum Fernfeuer beim Angriff. Andererseits aber ist die Seefähigkeit durch den hohen Bau des Vorschiffes bei schwerer

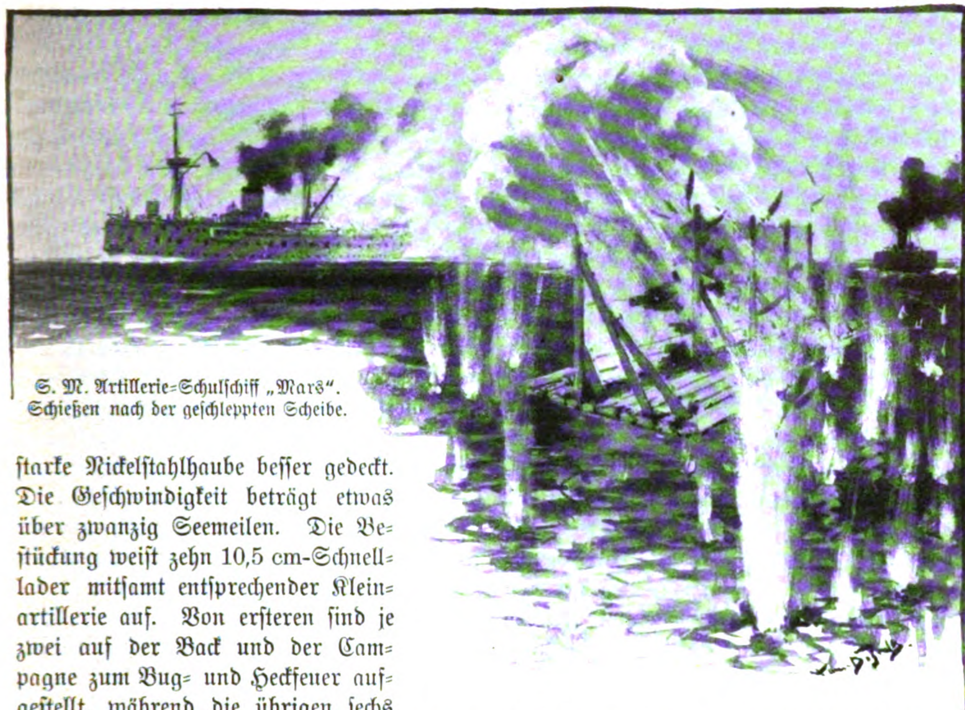
See außerordentlich erhöht und die Bedienung dieses vorderen Turmes durch Wassermassen überkommender Brecher weniger leicht in Frage gestellt. Die Grundrißform der Decksaufbauten zwischen den Türmen ermöglicht es, daß bei einer Schußrichtung von 45 Grad voraus bis 45 Grad achteraus sämtliche sechs Geschütze gleichzeitig nach einer Seite feuern können; der vordere und achtere Turm beherrschen also jeweils ¾ des Horizontes, während der mittlere nach Steuerbord und Backbord je einen rechten Winkel bestreichen kann.

Die mittlere und leichte Artillerie besteht aus sechs 10,5 cm- und acht 8,8 cm-Schnellfeuerkanonen sowie einer Anzahl Maschinengeschützen und Gewehren; die Torpedo-Armierung besteht aus sechs oberhalb der Panzerlinie angeordneten Ausstoßrohren. Die Zwillingsschrauben der „Brandenburg"-Klasse verleihen diesen mächtigen Schlachtschiffen eine Fahrgeschwindigkeit von sechzehn Knoten, welche durch Anwendung des künstlichen Zuges bis auf siebzehn Knoten gebracht werden kann.

Außer dieser hocherfreulichen Verstärkung der eigentlichen Schlachtflotte durch den Bau der „Siegfried"- und „Brandenburg"-Klasse erhielt aber in denselben Jahren auch die Kreuzerflotte verschiedentlich sehr erwünschten Zuwachs. Seit den Jahren 1887 und 1888 waren größere moderne Kreuzer nicht mehr gebaut worden. Damals liefen die Schwesterschiffe „Prinzeß Wilhelm" und „Irene" (Abbild. S. 94) in Kiel und Stettin vom Stapel. Sie bildeten für einen Zeitraum von vier Jahren die einzigen gefechtsfähigen Schiffe dieser Art, besaßen bei einer Größe von 4400 Tons eine Geschwindigkeit von etwas über achtzehn Knoten und waren für das Gefecht mit gleichartigen Aufklärungsschiffen feindlicher Marinen durch ein 7½ cm starkes Stahldeck und in der Wasserlinie durch einen breiten, ringsum laufenden Kofferdamm geschützt, dessen aus einer Kork- und Cellulosemischung bestehender Inhalt aufquillt, sobald Wasser durch ein Schußloch in eine seiner Abteilungen eindringt, und dadurch selbstthätig das entstandene Leck schließt. Die Artillerie dieser Kreuzer besteht in vier 15 cm- und in acht 10,5 cm-Geschützen, sowie einer entsprechenden Kleinartillerie und vier Torpedo-Lancierrohren.

Erst im Jahre 1892 folgte diesen beiden geschützten Kreuzern ein dritter, die „Kaiserin Augusta" (Abbild. S. 95). In ähnlicher Weise wie die vorerwähnten Schiffe nur durch ein in seinen Abmessungen allerdings erheblich stärker gehaltenes Panzerdeck mit gepanzerten Niedergängen sowie in der Wasserlinie durch einen Zellengürtel geschützt, bedeutete der Bau dieses Kreuzers von über 6000 Tons Größe dennoch in anderer Beziehung einen großen Fortschritt und Triumph deutschen Kriegsschiffbaues: er war das erste Dreischraubenschiff der Marine, das erste Dreischraubenschiff überhaupt, welches den Ocean kreuzte, als es gelegentlich seiner Entsendung zur Kolumbusfeier nach Amerika die deutsche Flagge bei der Flottenschau in New-York würdig vertrat; in aller Erinnerung ist ebenso noch die außerordentlich schnelle Ausreise dieses Kreuzers, als er vor zwei Jahren von der Sudabay zur Verstärkung des ostasiatischen Kreuzergeschwaders nach Kiautschou gesandt wurde. Bei voller Fahrtleistung erreichen seine Maschinen eine Geschwindigkeit von zweiundzwanzig Seemeilen, eine Leistung, die bis dahin von gleich großen Kriegsfahrzeugen anderer Nationen einzig und allein der amerikanische Kreuzer „Columbia" aufzuweisen hatte. Die Bewaffnung dieses Fahrzeuges besteht in zwölf 15 cm- und acht 8,8 cm-Schnellladegeschützen, von denen erstere, ähnlich wie auf „Irene" und „Prinzeß Wilhelm", zur Erzielung eines möglichst großen Bestreichungswinkels in aus der Bordwand hervorragenden Erkern, sogenannten Schwalbennestern, aufgestellt sind. Kleinartillerie und Torpedo-Ausstoßrohre vervollständigen die Armierung des Schiffes.

Im nächsten Jahre lief dann der vierte moderne Kreuzer ab, allerdings mit seinen nur 4200 Tons wieder erheblich kleiner als sein Vorgänger: zum Andenken an ein altes Fahrzeug ruhmreicher Erinnerung der Marine erhielt er den Namen „Gefion" (Abbild. S. 99). Die verhältnismäßig geringe Wasserverdrängung gestattete leider nur die Anbringung einer 2½ cm starken Panzerdecke. Nur der vitalste Teil des Schiffes, der Maschinenraum, ist durch eine 10 cm



S. M. Artillerie-Schulschiff „Mars“.
Schießen nach der geschleppten Scheibe.

starke Nickelstahlhaube besser gedeckt. Die Geschwindigkeit beträgt etwas über zwanzig Seemeilen. Die Bestückung weist zehn 10,5 cm-Schnelllader mitsamt entsprechender Kleinartillerie auf. Von ersteren sind je zwei auf der Back und der Campagne zum Bug- und Heckfeuer aufgestellt, während die übrigen sechs zu je dreien Breitseitfeuer abgeben. Auch „Gefion“ gehört heute dem ostasiatischen Kreuzergeschwader an. Ein noch kleinerer schnellgehender Kreuzer, der Aviso „Greif“ (Abbild. S. 101), insbesondere bestimmt für den Dienst in heimischen Gewässern, als Aufklärungs- und Nachrichten-Fahrzeug der Schlachtflotte, war im Jahre 1886 vom Stapel gelassen. Da der taktische Wert dieses Schiffstyps in erster Linie auf seiner Geschwindigkeit beruht, mußte die artilleristische Armierung vor der Maschinen- und Kesselausstattung mehr in den Hintergrund treten. So besitzt dieses Fahrzeug nur zwei 10,5 cm- und einige leichte Geschütze, erreicht aber die für jene Bauperiode außerordentlich hohe Geschwindigkeit von über zwanzig Seemeilen. Dieses vorzügliche Ergebnis ermutigte dazu, bei den nachfolgenden Bauten solcher Schiffe mit dem Deplacement noch weiter herabzugehen; so entstanden zwei Jahre später „Wacht“ und „Jagd“ mit nur 1250 Tons, wiederum zwanzig Seemeilen Geschwindigkeit, vier 8,8 cm-Schnellladegeschützen und — einer Neuerung auf solch kleinen Fahrzeugen — einem Stahldeck von 2½ cm, wie auf der über dreimal so großen „Gefion“. 1892 und 1893 liefen in sinngemäßer Verfolgung des bewährten Princips beim Bau schneller kleiner Kreuzer, der sich zu einer Specialität deutschen Kriegsschiffbaues entwickelte, wiederum zwei Schwesterschiffe vom Stapel: „Meteor“ (Abbild. S. 101) und „Komet“. Sie besitzen nur noch eine Tonnage von 950 Tons, dabei die gleiche Bewaffnung und ähnlichen Panzerschutz wie ihre beiden Vorläufer, trotz alledem aber eine im Vergleich zu jenen wiederum gesteigerte Geschwindigkeit, welche bei „Meteor“ fast zweiundzwanzig, bei „Komet“ sogar etwas über dreiundzwanzig Seemeilen beträgt. —

Ähnliche Ergebnisse in dem Bau schneller kleiner Kriegsfahrzeuge, wie sie die deutsche Marine in ihren Kreuzern und ihren Torpedo-Fahrzeugen aufzuweisen hat, sind im Auslande wohl kaum in gleicher Güte erreicht worden, und besonders „Meteor“ und „Komet“ gelten nach dem Urteile fremder Fachleute als unerreichte Muster auf diesem Gebiete.

Im Jahre 1895 lief alsdann noch die „Hela“ (Abbild. S. 99) in Bremen vom Stapel, ebenfalls ein für den Aufklärungsdienst bestimmter kleiner Kreuzer, aber von neuartigem Typ. Bei einem Deplacement

von 2000 Tons besitzt er eine Länge von 105 m, ist also nur wenig kürzer als die gewaltigen Panzer der „Brandenburg"-Klasse. Seine Maschinen verleihen ihm die gleiche Geschwindigkeit, wie dem „Komet", dabei aber ermöglicht seine größere Wasserverdrängung, ihm außer einem starken Panzerdeck vier 8,8 cm- und sechs 5 cm-Schnellfeuer-Geschütze zu geben, eine Bewaffnung, die den Gefechtswert dieses Avisos gegenüber seinen Vorgängern erheblich erhöht.

Endlich muß auch in diese Klasse von Fahrzeugen die 1892 vom Vulkan in Stettin erbaute neue Kaiserjacht „Hohenzollern" (Abbild. S. 105) eingerechnet werden. Die alte „Hohenzollern", jetzt „Kaiseradler" genannt, war in langjährigem Dienst verbraucht und besaß mit ihren vierzehn Seemeilen nicht mehr die erforderliche Geschwindigkeit, um dem Allerhöchsten Kriegsherrn bei der Leitung großer Flottenmanöver im Frieden oder aber dem kommandierenden Admiral im Kriege die genügende Beweglichkeit innerhalb seines aus modernen Schiffen zusammengesetzten Geschwaders zu gewähren. Die neue „Hohenzollern" läuft bei 4200 Tons Größe zweiundzwanzig Seemeilen und wird im Kriegsfalle mit drei 10,5 cm- und zwölf 5 cm-Schnelllade-Geschützen bestückt. Die durch den besonderen Zweck als kaiserliche Jacht für häufig wiederkehrende größere Auslandsreisen bedingte eigenartige Einrichtung des Fahrzeuges, das Fehlen jeglichen Panzerschutzes sowie endlich die für die Größe des Fahrzeuges doch immerhin nur geringe artilleristische Armierung befähigen die „Hohenzollern" im Ernstfalle wohl nur zu ähnlichen Leistungen, wie sie von den als Hilfskreuzern in Aussicht genommenen Schnelldampfern des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie verlangt werden.

Mehr aber als die immerhin zahlreichen Ersatz- und Neubauten im Rahmen der Schlacht- und Kreuzerflotte während der vierten Epoche in der Entwickelung unserer Marine, in dem ersten Jahrzehnt der Regierung unseres Kaisers, trug ein anderes Ereignis dazu bei, unsere maritime Stellung zu stärken und gleichzeitig den Flottengedanken selbst von neuem in lebendigster Form der Nation vor Augen zu führen und dadurch indirekt der Marine zu nützen: das war die am 21. Juni 1895 erfolgende Eröffnung des Nord-Ostsee-Kanals, welchem der Enkel des Gründers in pietätvollem Danke den Namen „Kaiser-Wilhelm-Kanal" beilegte.

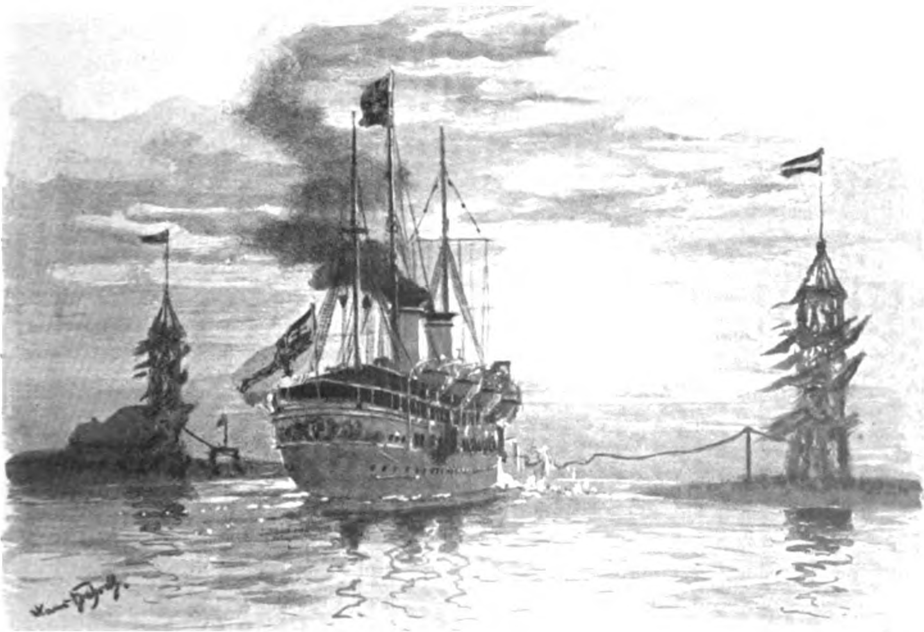
Seine Bauzeit betrug bei einer Länge von neunundneunzig Kilometern nur acht Jahre; die Verwirklichung eines Jahrhunderte alten Gedankens, der Nachfolger dreier früherer Nord-Ostsee-Kanäle von allerdings erheblich kleineren Abmessungen, kürzte er den Weg von der Nordsee zur Ostsee um rund vierhundert Seemeilen und ermöglichte unserer Schlachtflotte bei einer Marschgeschwindigkeit von sechs Knoten binnen vierundzwanzig Stunden den Meereswechsel von Ost zu West. Als Krönung eines nationalen Werkes und als ein vor aller Welt gelieferter Beweis technischen Könnens deutscher Ingenieure ist der Tag seiner Einweihung ein Markstein der Weltgeschichte. Nicht nur der kriegerische Wert, die Schaffung einer strategischen Operationsbasis, wie sie in gleich günstiger und nahezu unangreifbarer Lage kaum eine andere Seemacht besitzt, nicht nur die handelspolitische Bedeutung dieses neuen Weges nach den gesamten Ostseehäfen und von ihnen zu dem mächtigen Absatzgebiete des großen russischen Reiches mit seinem aufnahmefähigen Hinterland verleihen dem Tage seiner Eröffnung einen historischen Charakter. Wir sehen vielmehr in diesem eigenartigen Feste, dessen Grundgedanke und dessen Ausführung fast in allen Einzelheiten der kaiserlichen Initiative entsprang, die erste große Bethätigung des vor fünfundzwanzig Jahren geschmiedeten jungen Kaiserreiches als einer aufstrebenden Weltmacht im Kreise der alten seefahrenden Völker. Mehr noch als die Anwesenheit der deutschen Bundesfürsten, Senatspräsidenten, Bürgermeister und sonstigen Vertreter regierender oder bürgerlicher Gemeinschaften verliehen die dreiundfünfzig fremden Kriegsschiffe fast aller Nationen der Alten und der Neuen Welt dieser Feier eine Bedeutung, die weit über die Grenzen der Scene, auf der sie sich abspielte, empfunden ward, deren mächtiger Nachhall auch nach dem Fallen des Vorhanges vor diesem unvergleichlichen Schauspiele noch heute im In-

und Auslande lebendig fortklingt. Nicht nur dem Auge des Laien, der tief aus dem Binnenlande kommend, zum erstenmal blaues Wasser und mächtige Kriegsschiffe sah, sondern auch dem schiffsgewohnten Blicke des Seemanns mußte es einen tiefen unauslöschlichen Eindruck machen, als er an jenem Tage von den grünen Höhen bei Düsternbrook auf die breite Kieler Föhrde niederschaute, wo in schier endloser Reihe reisige, stahlgerüstete Geschwader auf sonnenbeglänztem Strome lagen.

Niemals vorher und nachher ist die ewige, historische Wahrheit, daß Seemacht Völkergeschicke entscheidet, in so anschaulicher, überzeugender Weise gepredigt worden wie durch jene internationale Flottenversammlung der modernsten und mächtigsten Kriegsfahrzeuge der Welt. —

Dem deutschen Volke aber, dessen Hände in gemeinsamer Arbeit den neuen Seeweg geschaffen, dessen Blicke allüberall zum Ostseestrande flogen, dessen Herzen höher schlugen in dem hehren Bewußtsein, daß nun die stolze Flagge des meerbeherrschenden Albion und die alte Trikolore der ruhmreichen französischen Marine sich grüßend neigten vor der goldenen Kaiser-Standarte der Hohenzollern — ihm ward von dem Enkel des siegreichen Helden, der den Traum seiner Nation von der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches mit mächtiger Hand erfüllt, an der Wende des Jahrhunderts hier ein neues Ideal in schimmernder Verheißung gewiesen: die glänzende Erneuerung der alten Hansa unter der jungen Kriegsflagge des Deutschen Reiches — Germania auf dem Meere!

(Schluß folgt.)



Eröffnung des Kaiser-Wilhelm-Kanals am 21. Juni 1895.
S. M. Jacht „Hohenzollern“ durchschneidet das gespannte Seil.



Indische Liedchen.

Von
Adolf Wilbrandt.

Von unseren arischen Vettern wird der Grieche, hoff ich, immer am stärksten auf uns wirken, unser germanisches Volkstum am innigsten befruchten; es ist die glücklichste Ergänzung, die die Natur uns gegeben hat. Dem Feinen, Sinnigen, Poetischen, ich möchte sagen, dem Weiblichen im deutschen Gemüt kommt danach wohl der alte Inder am nächsten; seit wir die Schätze seines Geisteslebens kennen gelernt, haben wir das vielfach verspürt. Wie oft den Indern auch das reine Formgefühl, die Plastik der Gestaltung versagt, wir müssen die Tiefe ihrer religiösen Dichtungen, den Reichtum ihrer epischen, die Zartheit und Lieblichkeit ihrer Dramen bewundern. Vielleicht noch bewundernswerter ist ihre Poesie im kleinen, ihre Volkspoesie, soweit wir in diesen Schatz bisher hineinzublicken vermocht haben; hier entfaltet sich eine Originalität, eine Grazie, die jedes unverbildete Gefühl entzücken wird.

Ich vermute, daß da noch vieles auszugraben sein mag, das uns überraschen wird; freuen wir uns einstweilen an dem, was bereits vor Augen liegt! In einer der mittelindischen Volkssprachen geschrieben, die man „Prakrit" nennt, ist eine lyrische Sammlung aus den frühen Jahrhunderten unserer Zeitrechnung auf uns gekommen: das Saptaçatakam oder die siebenhundert Strophen des Hala (des Herausgebers oder Förderers der Sammlung); zählt man übrigens die Strophen oder Liedchen der verschiedenen „Redaktionen" dieses Buches zusammen, die vielfach voneinander abweichen, so kommen beinahe tausend heraus. Diese Liedchen — oder wie soll man sie nennen? welchem Ähnlichen soll man sie vergleichen? Im Inhalt unendlich verschieden, sind sie in der Form alle gleich: je zwei Doppelverse, reimlos, in freien Rhythmen, zuweilen in Lauten malend, wohl immer für den Gesang bestimmt. So erinnern sie an die Vierzeilen der Bayern und Österreicher, die man Schnadahüpfeln nennt; mitunter sind sie auch neckisch und heiter wie diese. Es überwiegt aber doch der Ernst, und vor allem das Bild: man möchte sie oft Miniaturgemälde nennen, die ein Dichter mit wenigen Strichen hingeworfen hat. Sei es nun Schilderung der indischen Natur, oder des Dorflebens (denn um das Land, nicht die Stadt handelt sich's vor allem) oder der leichten und der ernsten Liebe, der Trennungsleiden, des Schmollens, Grollens, Versöhnens, des Scheidens und Verlassens, immer erstaunt man über den Gestaltungssinn, der in zwei Doppelversen eine Situation, eine Handlung oder gar ein Schicksal auszusprechen sucht.

Ich verstehe leider die Sprache dieser Liedchen nicht; aber da der gelehrte Kenner der altindischen Sprachen, Professor Albrecht Weber, in seiner wissenschaftlichen Bearbeitung des Saptaçatakam auch eine wortwörtliche (und, wo nötig, im Sinn ergänzte) Prosaübertragung der meisten Strophen veröffentlicht hat, so war mir die Möglichkeit gegeben, eine Auslese der Liedchen in deutschen Versen nachzubilden. Mich trieb die bewundernde Freude dazu; als meine Auf-

gabe erschien mir, die Treue gegen das Urbild soweit wie irgend möglich zu wahren, zugleich aber ein singbares Lied zu schaffen, das sich selbst erklärt. Hier und da ein hinzugesetztes Wort oder zwei sollen das Verständnis vollenden; sonst spricht nur der indische Text. Den Reim schloß die Treue aus; die Form der Zeilen genau nachzubilden, weigert sich unsere Sprache, da sie nicht wie diese indischen Verse auf Länge und Kürze beruht. Ich nahm meinen Rhythmus, wie der einzelne Fall ihn mir gab; da spricht die dichterische Empfindung, über die es keine Rechenschaft giebt.

Von den so entstandenen Versuchen teilte ich zunächst, vor einigen Monaten, eine erste Auswahl in der Wiener „Neuen Freien Presse" mit; „ich hoffe," sagte ich in der Einleitung, „man wird diese Nachdichtungen mit Freude lesen. Die Dichter können von ihnen lernen, die Komponisten können uns sie singen lehren, und junge und alte Herzen können sich in ihnen wiederfinden." Wie sehr sich diese Hoffnung erfüllte, habe ich aus manchen Zeugnissen erfahren; auch an Komponisten fehlt es schon nicht, die der Reiz dieser Liedchen fortgerissen hat. So lege ich denn hier meinen Landsleuten noch eine Auslese vor, eine zweite, letzte, in der gleichen Hoffnung.

Liebe ist der Hauptgegenstand der Sammlung, unter deren zahlreichen Dichtern sich Könige, Frauen, fromme Bettler finden; ja gelehrte indische Ausleger haben behauptet, allen diesen Strophen, auch den rein landschaftlichen Schilderungen und den schlichtesten Lebensbildern, liege eine geheime erotische Beziehung zu Grunde; was mir doch als ein später, pedantisch theoretischer Aberglaube erscheint. Aber der Lieblingsstoff ist die sinnliche oder seelische Liebe zwischen Mann und Weib; überwiegend vom weiblichen Gefühl aus behandelt, wie denn auch in so vielen dieser Liedchen die Gattin, die Liebste, die Mutter, die Freundin, die Alte spricht. Wie Wunsch und Neigung sich regt, wie das Herz warm, die Leidenschaft heiß wird, das erklingt in allen Tönen:

1.

Wenn sie die Arme hebt, die Gärtnerin,
Den Kranz aus frischgepflückten Blumen windend,
Zerpflückt sie mit den schönen Achselgruben
Die Herzen auch der Jünglinge.

2.

Hat denn nicht die Schulzentochter deutlich
Vor der Eltern Aug zu dir gesprochen?
Mit dem Antlitz, das sich immer wieder
Leise drehte, mit den halben Blicken?

3.

Daß sie nicht hinsah, als er auf sie blickte,
Nicht zu ihm sprach, sie, die so gerne spricht,
Ihn gar nicht grüßte — grade das
Gab den Gescheiten viel zu denken.

4.

Als sie gefragt ward: „An wen denkst du denn?"
Und sie zur Antwort gab: „Wen hätt ich wohl?"
Und dann in heftig Weinen ausbrach,
Da brachte sie auch uns zu Thränen.

5.

Fest nahm sie sich zusammen, als du kalt
Vorübergingst vor ihrer Eltern Augen;
Doch als sie dann die Augen schloß, entfiel ihr
'ne Thräne, die an ihren Wimpern hing.

6.

All was du thust, all was du sagst,
All wie du blickst, dir nachzumachen
Bemüht sie sich vom frühen Morgen,
Es reicht der lange Tag nicht aus.

7.

Die können, ach, wohl schlafen, hören, was man
Zu ihnen sagt, und ohne Stammeln reden,
Die dich, du Holder, nicht gesehen haben!
Nur die sind glücklich!

8.

Hat sie etwa nicht zu dir geredet,
Kind? Die immer wieder nach dir hinsah,
Und mit was für Blicken, schwer von Thränen,
Die ihr aus der Augen Tiefe rollten?

9.

Heut früh, o Freundin, sang einer ein Lied,
Wohl einer Geliebten gedenkend;
Das riß mir all meine Wunden auf
In dem pfeilgetroffenen Herzen.

10.

Wo's nicht schlaflose Nächte giebt,
Nicht Eifersucht, nicht Zank und Schmollen,
Und Herzensschmeichelworte nicht,
Da, sag ich, ist auch keine Liebe.

11.

Was meinst du, Schöne? was trauerst du?
Was zürnst du einem einzelnen?
Die Lieb ist nun einmal schlimm wie Gift;
Und sag, wer kann ihr Einhalt thun?

12.

„Du kommst!“ in dem Gedanken schwand die erste
Hälfte der Nacht mir wie ein Augenblick.
Doch lang, lang wie ein Jahr zog sich die zweite,
Da ich nun ganz in Schmerz versunken war.

13.

Die Botin kommt nicht wieder.
Der Mond geht auf, die Nacht geht hin.
Und alles schwankt vor mir rundum.
Was soll ich dazu sagen?

14.

Und wollt ich mich mit ihm verbrennen lassen,
Sie würden lachen! Auch nicht weinen kann ich
Nach Herzenslust. O Gott, was thu ich denn,
Da mir mein heimlich Lieb gestorben ist?

15.

O, wenn du gnädig sein willst, Schicksal, weise
Mir nicht noch einmal menschliche Geburt zu!
Wenn doch, dann keine Liebe; und wenn doch,
Dann nicht zu einem, den ich nicht erlange!

16.

Und hab ich auch kein Glück durch ihn genossen
Und hab ich meine Wünsche nicht erreicht —
Nicht einmal ein Gerede gab's um uns —:
Ich will doch, da er stirbt, nun mit ihm sterben.

Schon diese Liedchen zeigen, wie tief hier in die weibliche Seele geblickt wird; es thun sich da Falten auf, von denen die griechische oder römische Lyrik gar keine Kunde hat, die uns höchstens Sapphos Gesänge ahnen lassen. Das weiche indische Frauenherz zeigt sich nicht minder rührend, wenn es sich um Schmollen und Versöhnen handelt, wovon so viele der Liedchen erzählen:

17.

Ach, Freundinnen, was man nicht alles
Zu sehn bekommt, wenn man am Leben bleibt!
Der Liebste sucht mich zu versöhnen,
Und ich Verwünschte laß mich darauf ein!

18.

Sie hat die Brauen nicht gerunzelt, nicht
Den Mund verzogen, nicht ein herbes Wort
Gesagt, in seinen Armen nicht geweint —
Und dennoch ist zu merken, daß sie schmollt.

19.

Lieb nur uns nicht mehr, du Feiner!
Mög die immer mit dir kosen,
Die das, was zur Lust mag reizen,
Doch ein wahr Gefühl nicht kennt!

20.

Geh! Wisch mir nicht mit Küssen die verwünschten,
Zum Weinen nur geschaffnen Augen ab!
Die schon dein bloßer Anblick so bethörte,
Daß sie nicht sahn, wie du in Wahrheit bist.

21.

Das geht mir nicht so sehr zu Herzen, wenn
Die Schmollende gar nicht zu mir spricht,
Als wenn nach langem, heft'gem Streit
Gleichgült'ge Worte ihr vom Munde fallen.

22.

Wenn man nur von ihm spricht, erschauerst du,
Dein Zorn entschwindet, hörst du ihn nur reden,
Du zitterst, sehn ihn deine Augen vor sich;
Was willst du erst machen, wenn er dich umschlingt?

23.

Ich weiß ja, er hat sich vergangen;
Ich weiß auch, was er sagt, ist falsch.
Doch wenn er kommt, mich zu versöhnen,
So geb ich noch mir selbst die Schuld!

24.

So lang ich ihn nicht seh, all seine tausend
Vergehen hab ich hier im Kopf beisammen.
Doch, liebe Freundin, ach, sobald er da ist,
Kann ich mich nicht auf eines mehr besinnen!

25.

Der Liebste bat, das Haupt gesenkt: „Tritt zu!“
Und zornig hob die Schmollende den Fuß;
Doch in Gedanken nur. Sie stieß ihn nicht,
Still stand sie da und weinte große Thränen.

Auch in den Liedchen, die von Trennung und Entfernung handeln, spricht sich mehr die weibliche Seele aus; und Trennungen gab es auch bei den alten arischen Indern genug, da fromme und weltliche Reisen die Männer viel und oft auf lange durch das weite Land führten. Selten klagt in diesen Versen der Mann:

26.

Du mit den Lotoswurzel gleichen Armen,
Dem Mondgesicht, den blauen Lotosaugen!
Nun, da du fern bist, thun uns Lotoswurzeln,
Mond auch und blaue Lotosblumen weh.

Schlichter schreibt sie ihm:

27.

Wie kann man es mit Worten sagen, Liebster?
Und wie viel läßt sich wohl im Briefe schreiben?
Wie weh mir ist, getrennt von dir,
Du kennst es selbst, du weißt es ja.

Und die zurückgebliebene Gattin klagt:

28.

Und immer sagen sie, im Sommer wären
Die Nächte kurz.
Mir werden sie doch ohne meinen Liebsten,
Weiß nicht, wie lang!

29.

Im einen Halbjahr sind die Tage lang,
Im andern sind's die Nächte.
Ganz seltsam aber ist das Trennungsjahr,
Da wachsen alle beide!

30.

Laßt sie doch, die Träumerin,
Deren Glieder wonneschauern,
Weil ihr Traum den Liebsten küßt,
Laßt's ihr wohl sein! Weckt sie nicht!

31.

Vom Lager richtet sich die Gattin auf,
Des fernen Wandrers, des geliebten, denkend,
Und ihrer langen, kaum zu tragenden,
Rastlosen Seufzer Schwarm verlöscht die Lampe.

32.

Der jungen Frau die Trennung zu verkürzen,
Erzählen ihr die klugen Freundinnen
Geschichten von lang ausgebliebenen Liebsten
Und frei erfundnen Klatsch, der Reihe nach.

33.

Was sagt ihr mir, Freundinnen: „Stirb doch nicht!
Bleib leben, so wirst du ihn wiedersehen!"
So mag man von Geschäften reden,
Der Weg der Liebe ist es nicht.

34.

Freundin, hör, und sag mir's ehrlich:
Wird denn allen Frauen
An der Hand das Armband weiter,
Wenn der Liebste fern ist?

Wer bis hierher gelesen hat, der wird sich nicht wundern, daß das so leidenschaftliche indische Herz vollends verzagt und dem Leben feind wird, wenn größere Übel kommen: wenn die Liebe endet, wenn die Armut drückt, wenn die Jugend vergeht oder der Verrat zur Verzweiflung bringt. An solchen Schwermutstönen ist hier auch kein Mangel:

35.

Ach, mit nichts mehr wollenden Augen, Muhme,
Frei von Eifersucht und Neidverlangen,
Sieht er mich nun an, ein Mensch den andern;
Sag, wie sollt ich da nicht elend werden?

36.

O du böse, kluge Armut!
Daß du immer die nur lieb hast,
Die barmherzig, redlich, gütig
Und auch feinen Geistes sind!

37.

O, glücklich sind die Tauben und die Blinden;
Gut geht's nur ihnen in der Welt der Menschen!
Sie hören nicht die Reden der Verräter,
Sie sehn das Glück der Bösen nicht.

38.

Wen solltest du nicht traurig stimmen, Tochter,
Da deine Jugend hin, die Schönheit fort ist?
Wie wenn man, ach, die Heimat wiedersieht
Und all die alten Leute sind verschwunden.

39.

Ach, was der Geist auch mit der Hoffnung Pinsel
Aufs Malbrett deines Herzens malt,
Das alles wischt das Schicksal, wie ein Knabe
Verstohlen lachend, wieder fort.

40.

In der verwünschten Welt, so voll von Schlechten,
Kriegt man 'nen guten Menschen kaum zu sehn.
Flamingos giebt's nicht gar so viel auf Erden,
Von schwarzen Krähen ist sie voll!

Es fehlen aber auch nicht die frischen, schneidigen, auch nicht die heiteren Stimmen; wenn auch das ernste und weibliche Dulden — wohl der ganzen indischen Entwickelung gemäß — überwiegt. Was ich an humoristisch Gefärbtem gefunden und verdeutscht habe, stelle ich hier zusammen:

41.

Groß ist die Erde; tröste dich.
Da giebt's noch viele Mädchen, Holder,
Mit breiten Hüften, vollen Brüsten
Und großen Augen; gräm dich nicht!

42.

Von schönen Burschen ist hier alles voll;
Doch dieser Armen Blick, der dich nur sucht,
Schweift so getrübt, verstört darüber hin,
Wie wenn sie in der leeren Wüste wäre.

43.

Als du ihr vorübergingst,
Ohne daß ihr euch berührtet,
Schalt sie auf die breite Straße
Und sich selbst, daß sie so schmal.

44.

Diese Mondlichtflut, dies Lichtgewoge,
Wie ein Wasserfall aus Mondstrahlröhren
In den Luftteich stürzend, nimmt kein Ende,
Und ich kann heut nicht zum Liebsten kommen!

45.

Komm nur! 's ist sommerstill, die Leut im Haus,
Des Hauses Augen wie im Schlaf geschlossen.
So still, daß man die Handmühl rasseln hört;
Es klingt, wie wenn die Häuser selber schnarchten.

46.

Wie rasch sie auch sich tummelt und hinauslief:
In dem verwünschten Dorf, so krumm die Straßen
Wie 'ne geschlagne Schlange, die sich windet,
Hat sie dich doch nicht mehr zu sehn bekommen!

47.

Der Korb verbrannt, die Erbsen nicht geröstet,
Der Schwiegermutter laut Gezänk im Haus,
Und er, um den ich fortlief, schon vorüber:
Ein Flötenblasen war's vor taubem Ohr!

48.

Die Falsche küßte vor dem Gatten
Den Schwager ungestüm;
„Dein Bruder sagt," so sprach sie dann,
„Es rieche mein Mund nach Wein!"

49.

Wenn ich um meinen fernen Liebsten weine,
So weint sie mit. Sie zählt wie ich die Tage.
Sie welkt wie ich. Was ist das, Muhme, daß
Die Nachbarin so seltsam zärtlich ist?

50.

Zart und recht behutsam legt die Dirne
Auf die wundgeküßte Lipp ein Pflaster;
Etwas Salbe leg ich auf, so sagt sie,
Daß vom Frost mir nicht die Lippen springen.

51.

Von Liebe blind umarmt ich ihn,
Ich dacht, es sei der Bauernjunge.
Doch wie ich ihn berühre, war's
Die Vogelscheuche an der Grenze!

Möge zum Schluß den deutschen Leser noch freuen, wie lebendig die indischen Arier auch die sie umgebende Natur empfunden und geschildert haben, und das schlichte Leben des Menschen in ihr. Der Frühling, der uns das nordische Herz so bewegt, war auch ihnen das Fest des Lebens:

52.

Ordnet alles, weißt die Wände,
Flechtet Blumen, schmückt euch selber!
Wie man auch dem Fürsten zujauchzt,
Doch so hell nicht wie dem Frühling!

53.

Wie herrlich duftet am Ende der Nacht empor
Der Lotosblume weltbesiegende Schönheit,
Wenn von der Morgensonne Strahlen
Gerüttelt die Blätter neu eratmen.

54.

Auf weißen Lotosblättern schwärzlich reglos
Safttrunken ruhend, sehn die Bienenschwärme
Wie Knoten aus vom Netz der Finsternis,
Die wegschwand, vor des Mondes Licht versunken.

55.

Wenn sie Blumen pflückt, so schwirr'n die Bienen
An den Blüten bald, bald an den rosigen
Fingernägeln, jetzt an zarten Ranken,
Jetzt an ihren Händen hin und wieder.

56.

Das Feuer hat den ganzen Wald verschlungen;
Nun steigt's, vom hügeligen Springen müde,
An Gräsern, die das Ufer überhängen,
Wie wenn es durstig wär, zum Fluß hinab.

57.

Gras und Wasser finden sich
Überall im Wald von selber;
Und doch bleiben Reh und Ricke
Treu beisammen bis zum Tod.

58.

Fährt die junge Hausfrau sich ins Antlitz
Mit der Hand, die Küchenruß beschmutzte,
O, wie lacht der Gatte! da dem fleckigen
Vollmond nun ihr rund Gesicht so gleich sieht.

59.

Während du das Feuer zündest, Tochter,
Spiegelt sich die Flamm auf deiner Wange,
Züngelt dort wie schön geformte Ranken,
Die von deinem Ohr herniederhangen.

60.

O wehre nicht die Sonne mit der Schürze
Von deinem Antlitz! Mag sie doch erkennen,
Was weicher, holder zu berühren ist,
Die Lotosblume oder dein Gesicht.

In ritterliche Schmeichelei wie diese klinge denn die ganze Sammlung aus:

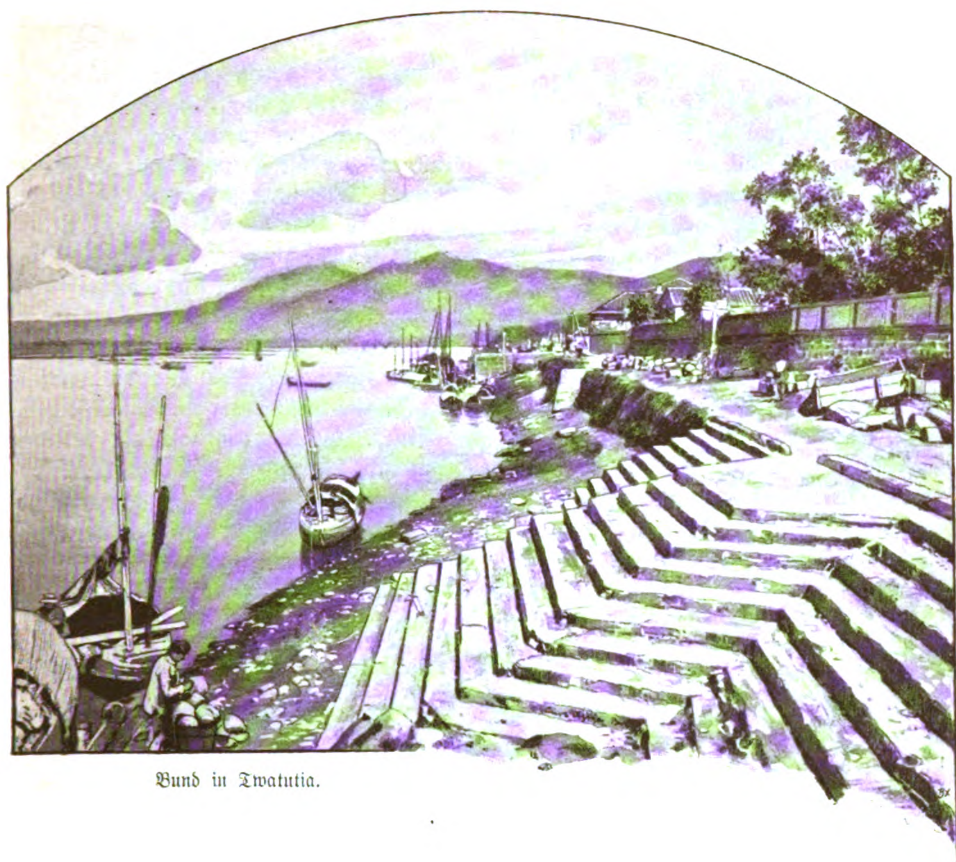
61.

Blüh'nder Frau'n Gesang,
Lied und Lautenspiel:
Der ist schon gestraft,
Der dies Glück nicht kennt!

62.

Edler Frauen Zornesregung
Spricht vor keinem Ohr in Worten,
Bleibt geheim auch nach dem Weinen
Und vergeht in ihrem Herzen.





Bund in Twatutia.

Streifzüge durch Formosa.

Von

Adolf Fischer.

I.

Am 17. April 1895 beim chinesisch-japanischen Friedensschlusse von Shimonoseki erhielt Japan die Insel Formosa sowie die Pescadoresinseln zugesprochen.

Nervöse Söhne einer neuen Zeit, voll Kraft und Energie, hielten alsbald dort ihren Einzug; neue Interessen, neue Empfindungen, neue Anschauungen, neue Werte sollten nun an Stelle der alten treten, die jahrhundertelang das Volk für voll genommen hatte.

Die japanische Nation, die zweifellos fixeste, wenn vielleicht auch nicht tüchtigste, die mit verblüffender Schnelligkeit aus mittelalterlich gepanzerten, schwerttragenden Samurais und Bogenschützen moderne, trefflich ausgerüstete Truppen schuf, die aus simplen Segelbooten, den alten Wikingerschiffen ähnlich, eine der mächtigsten Panzerflotten formte, mit der die Welt heute zu rechnen hat, die an Stelle der Norimonos, der schwerfälligen Sänften, das feurig schnaubende Dampfroß setzte, an Stelle ärmlicher Webstühle großartige Dampfspinnereien — sie glaubte auch in Formosa in gleichem Tempo marschieren zu können und setzte Hoffnungen auf das neu erworbene, als übermäßig reich verschriene Inselland, die sich bisher leider keineswegs erfüllt haben.

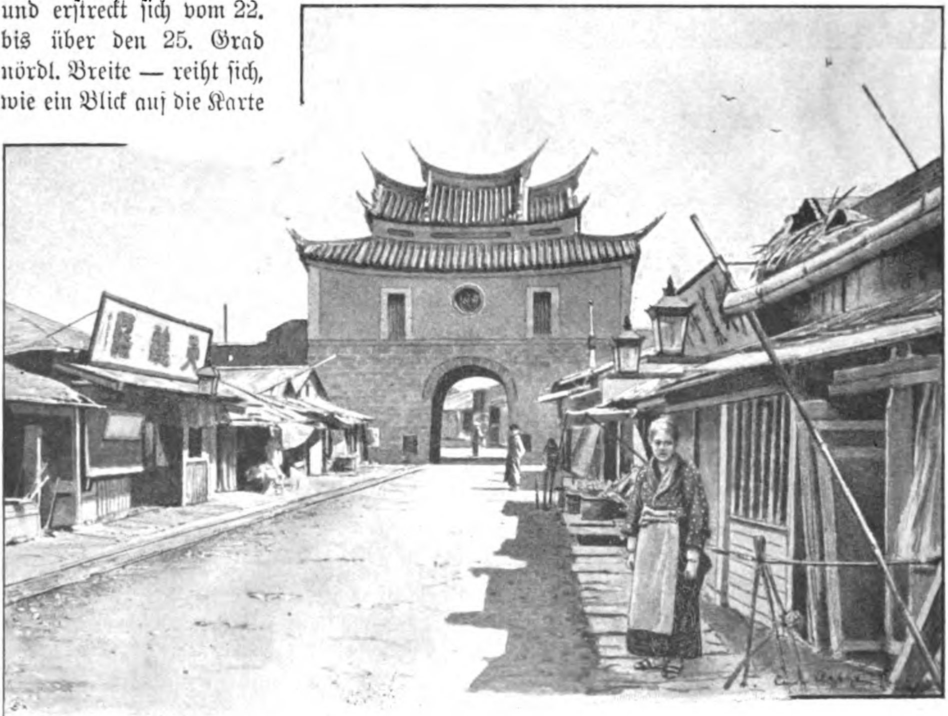
Heute ist kein Japaner darüber im unklaren, daß man viel besser daran gethan hätte, eine höhere Kriegsentschädigung zu nehmen, anstatt diesen unheilvollen Landzuwachs zu verlangen. (Nach den Ausweisen

der japanischen Regierung betragen die Einnahmen von 1895 bis Ende 1899 33 Millionen Yen, während die Ausgaben für diese Zeit sich auf 116 Millionen belaufen; es ergiebt sich hieraus ein Fehlbetrag von nicht weniger als 83 Millionen Yen.) China würde damals in eine solche Forderung zweifellos gern gewilligt haben. Doch dies entsprach — es ist leicht begreiflich — keineswegs den ehrgeizigen, eroberungssüchtigen Wünschen der damals das Staatsschiff lenkenden radikalen Partei, die den lange vorbereiteten Krieg mit China Koreas wegen vom Zaune gebrochen hatte. Ging es schon nicht an, daß Japan sich im Norden vergrößerte, so mußte doch in etwas den ehrgeizigen Wünschen der Mehrzahl des japanischen Volkes Genüge geleistet werden. Das Reich vergrößerte sich also nach Süden hin.

Formosa — es liegt zwischen dem 120. und 122. Grad östl. Länge und erstreckt sich vom 22. bis über den 25. Grad nördl. Breite — reiht sich, wie ein Blick auf die Karte lehrt, an die Riukiu- oder Liukiu-Inseln. Als geographische Fortsetzung der japanischen Inselgruppe erscheint denn auch die Einverleibung Formosas vollkommen gerechtfertigt; wie aber steht es mit der inneren Verwandtschaft der Bevölkerung hier und dort, werden sich die Sitten, Gewohnheiten und Lebensbedingungen verträglich ineinander schmiegen und die Kulturen sich gegenseitig fördern? Das ist eine andere Frage, die sich nicht so leicht wird beantworten lassen. Jedenfalls nicht mit Hilfe der dürftigen und mangelhaften Litteratur, die bisher über Formosa zur Verfügung stand.

So beschloß ich denn, meinem lebhaften Wunsche Folge zu geben und die Siegesbeute Japans aus eigener Anschauung kennen zu lernen, zu erfahren, wie die dortigen Verhältnisse auf mich, der ich kein Parteiroß tummele, wirken würden und wie sich die wirtschaftlichen Verhältnisse dort in absehbarer Zeit gestalten könnten.

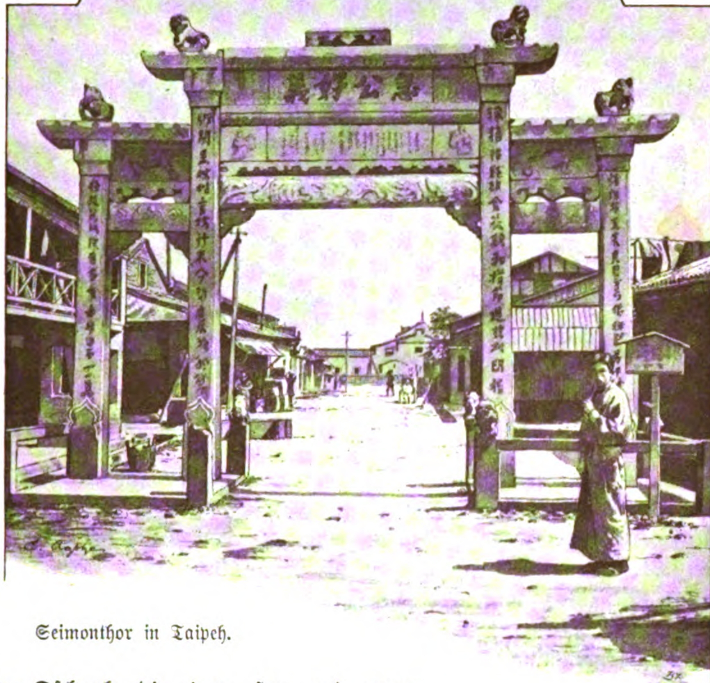
Um mein Vorhaben auszuführen, schiffte ich mich im Februar 1898 in Kobe auf dem Dampfer „Sagami Maru“ ein, der Eigentum der „Nippon Yusen Kaisha“ ist, einer der größten Schiffahrts-Gesellschaften der Welt. Die „Sagami Maru“ gehörte keineswegs zu den Musterschiffen, was sich in empfindlichster Weise auf der offenen See



Hokumongai mit dem nördlichen Stadtthor in Taipeh.

zeigen sollte. Kaum daß wir recht in Fahrt, so ward an Bord ein wahrer Hexensabbath entfesselt. Gläser, Koffer, Kisten, Tassen, Flaschen, Teller, kurz alles, was nicht niet- und nagelfest war, flog und tanzte nach dem Takte der Wellen, von dem betäubenden Klirren der Scherben begleitet, bunt durcheinander. Meinen Oberkörper hatte ich, um nicht gleich den Scherben hin und her geschleudert zu werden, mit allen möglichen Polstern, Plaids und sonstigem stopfbarem Material dermaßen in mein Bett verbarrikadiert, daß er sich nicht rühren, geschweige denn hinausgeworfen werden konnte. Doch meine Beine bewegten sich bei dem fürchterlichen Rollen des Schiffes wie die Pendel einer Uhr hin und her.

Es war zehn Uhr vormittags, als wir in dem Hafen von Nagasaki Anker warfen, neben einer großen Dschonke, die einen nicht alltäglichen Artikel, nämlich Walfischknochen, verlud. Bis elf Uhr nachts verweilten wir hier.



Seimonthor in Taipeh.

Am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, versuchte der Kapitän abermals sein Glück auf den Wogen des chinesischen Meeres. Dieses hatte jedoch keine freundlichere Miene aufgezogen; es tobte womöglich noch grausamer als tags zuvor. Der Kapitän flüchtete daher wieder nach mehrstündigem vergeblichem Kampfe mit den rasenden Elementen nach Nagasaki.

Diese abermalige Flucht — ich leugne es nicht — erfüllte mich mit Mißtrauen gegen das Schiff und noch mehr fast gegen den Kapitän. Erst einmal soll er, und zwar als ganz junger Offizier, wie ich hörte, die Fahrt nach Formosa gemacht haben. Er schien bei diesem Sturm keineswegs seiner Sache sicher zu sein, und da ich keine Lust verspürte, den Probierstein seiner Seetüchtigkeit abzugeben, beschloß ich, mich in Nagasaki auszuschiffen, um mit dem acht Tage später von Moji abfahrenden prachtvollen großen und neuen Dampfer „Yokohama Maru“ meine Reise nach Formosa fortzusetzen.

Auch diesmal waren die Elemente weit davon entfernt, sich von ihrer guten Seite zu zeigen. Eine solche Gunst der Naturgewalten darf man in diesem bösartigen Fahrwasser zur Zeit des Nordostmonsuns überhaupt nicht erwarten; man muß zufrieden sein, wenn man ein gutes, sicheres Schiff unter den Füßen hat. Im übrigen heißt es, sich mit der tückischen See, so gut oder schlecht es eben geht, abfinden.

Wir näherten uns mittlerweile der Küste und fuhren zwischen dem Festland und der vor dem Hafen liegenden Palmeninsel hindurch. Der Name dieses etwa siebzig Meter aus dem Meere aufsteigenden, von Korallenbänken umgebenen Sandsteinfelsens ist vollständig unberechtigt, denn auf der Insel ist

nicht ein Baum zu finden; nur der Rücken des schroffen Felsens ist mit hohem grünem Gras bedeckt.

Auch der Hafen Kelungs versandet von



Kaiserlich deutsches Konsulat in Twatutia.

Jahr zu Jahr mehr; er gleicht in seiner oberen Hälfte bei Ebbe einem Schlammbrei und wird in absehbarer Zeit ganz unbrauchbar werden. Doch hörte ich, daß die japanische Regierung beabsichtigt, Baggerungen vorzunehmen — eine Arbeit, die gewaltige Summen verschlingen dürfte und vielleicht doch nur von sehr zweifelhaftem Erfolg begleitet sein würde; denn bei starken Regengüssen führen die in die Bucht steil abfallenden Gebirgsbäche und -flüsse große Erd- und Schlammmassen mit sich. Der Hafen, der für die größten Schiffe umfangreich genug wäre, ist jetzt noch zu seicht, um solche mit größerem Tiefgang aufzunehmen, so daß diese weit draußen ungeschützt ankern und die Passagiere bis zu dem Ende der Bai, an dem der etwa zwölfhundert Einwohner zählende Ort Kelung liegt, in einer Dschonke etwa dreiundeinhalb Kilometer zurücklegen müssen, bei stürmischem Wetter eine sehr unangenehme, keineswegs gefahrlose Fahrt.

Die die Kelungbucht einschließenden Berge sind mit üppigster Vegetation überdeckt. An den steil abfallenden Seitenwänden der Bucht giebt es malerische Felsschluchten, an denen die schäumende Brandung unentwegt ihr zerstörendes Werk fortsetzt. In der oberen Hälfte der Bai liegen zwei reizende Inseln; das Schwarz der umliegenden verwitternden Sandsteinfelsen kontrastiert ungemein wirkungsvoll mit dem saftig leuchtenden Grün der überreichen, schier sich selbst erdrückenden Vegetation. Auf der einen dieser kleinen Inseln, Mero genannt, sieht man noch heute die Trümmer des alten spanischen Forts San Salvador aus der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Obgleich Kelung Freihafen ist, lebt des schlechten Klimas wegen kein Europäer an diesem Platze. Durchschnittlich regnet es hier zweihundertundsechzig Tage im Jahr, was zur Verbreitung eines höchst gefährlichen, typhösen Fiebers ungemein beiträgt; zudem sind die Witterungsumschläge unvermittelter als an anderen Orten.

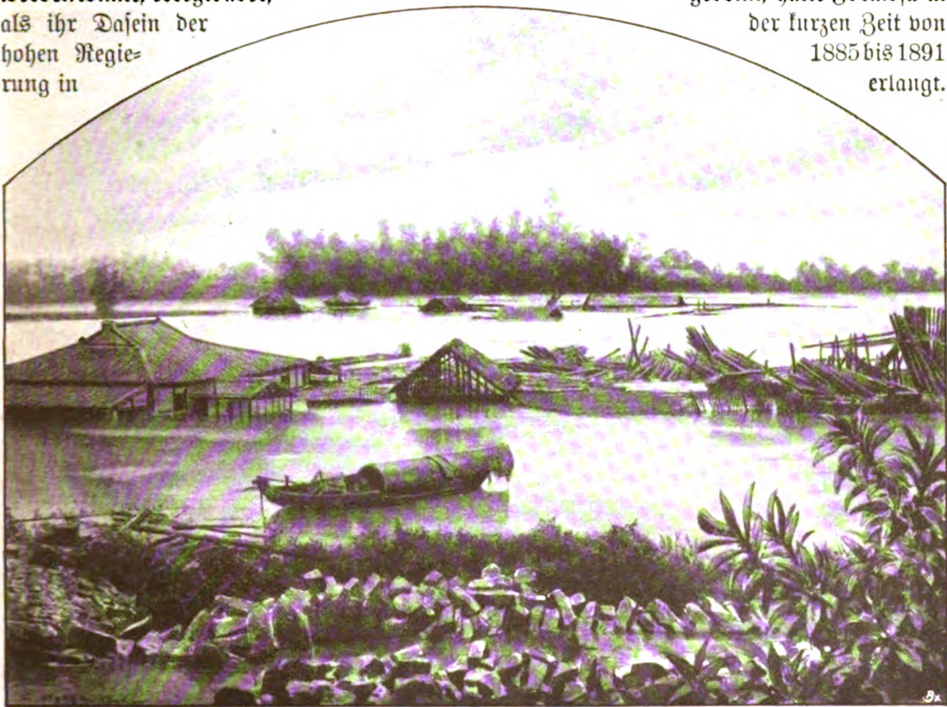
Überhaupt ist der Norden Formosas mit Regen überreich gesegnet. Nicht nur der Südwestmonsun, der von Mai bis September dauert, sondern auch der Nordostmonsun, der von Oktober bis März währt, schüttet unheimliche Regenmassen über das Land. Diese Erscheinung wird dadurch erklärt, daß auf den Kuro Shiwo, den japanischen Golfstrom, der längs der Ostküste Formosas nordwärts streicht, der Nordostmonsun unaufhaltsam bläst. Die dadurch erzeugten

Dünste werden gegen die Insel getrieben, ballen sich zwischen den Bergen zu dichten Wolkenmassen zusammen und gehen als kolossale Regengüsse über Nord-Formosa nieder.

Es war mein Wunsch, von Kelung so bald als möglich nach Taipeh zu fahren, da sich dort das deutsche Konsulat befindet und die paar Europäer, von denen ich vielleicht Auskunft über die Art und Weise des Reisens auf Formosa erhalten konnte, gleichfalls dort residieren. Zu diesem Zweck mußte ich die Eisenbahn benutzen, die eine in ihrer Art einzige Geschichte aufzuweisen hat.

Zu Beginn der achtziger Jahre wurde von der Weltfirma Jardine, Matheson u. Co. in Shanghai eine Eisenbahn erbaut, um das an der Mündung des Yang-tse gelegene Wusong mit Shanghai zu verbinden. Diese kurze Bahnstrecke, die nur unter stiller, wenn auch ungesetzlicher Duldung des dort herrschenden Mandarinen ausgeführt werden konnte, erregte aber, als ihr Dasein der hohen Regierung in Peking zu Ohren kam, solches Entsetzen, daß diese in der Furcht, das böse Beispiel möchte weitere gute Sitten verderben, die Eisenbahn kaufte, um sie sofort abreißen zu lassen. Und damit ja keine ihrer Bestandteile länger das Reich der Mitte schändeten, wurden Schienen, Lokomotiven, kurz das ganze Material nach Tainan-fu auf Formosa übergeführt. Dort lag es, schlecht verwahrt, mehrere Jahre. Zweifellos wäre es verrostet und verdorben, wenn nicht der fortschrittlich gesinnte und hochbegabte Vicekönig von Formosa, Liu-Ming-Chuan, der von 1885 bis 1891 am Ruder war, es gleich einem Dornröschen zu neuem Leben erweckt hätte. Diese Eisenbahn, die bis jetzt von Kelung bis Taipeh, von dort bis Shinchiku sich erstreckt (etwa fünfzig englische Meilen), soll nun, wenn sich, was bisher trotz aller Bemühungen nicht gelingen wollte, die dazu nötigen Kapitalien finden, nach Süden hin bis Takoa verlängert werden.

Aber damit nicht genug; auch eine Kabelleitung nach dem chinesischen Festlande, nach den Pescadoresinseln, eine Armee mit modernen Waffen, von französischen Offizieren gedrillt, hatte Formosa in der kurzen Zeit von 1885 bis 1891 erlangt.



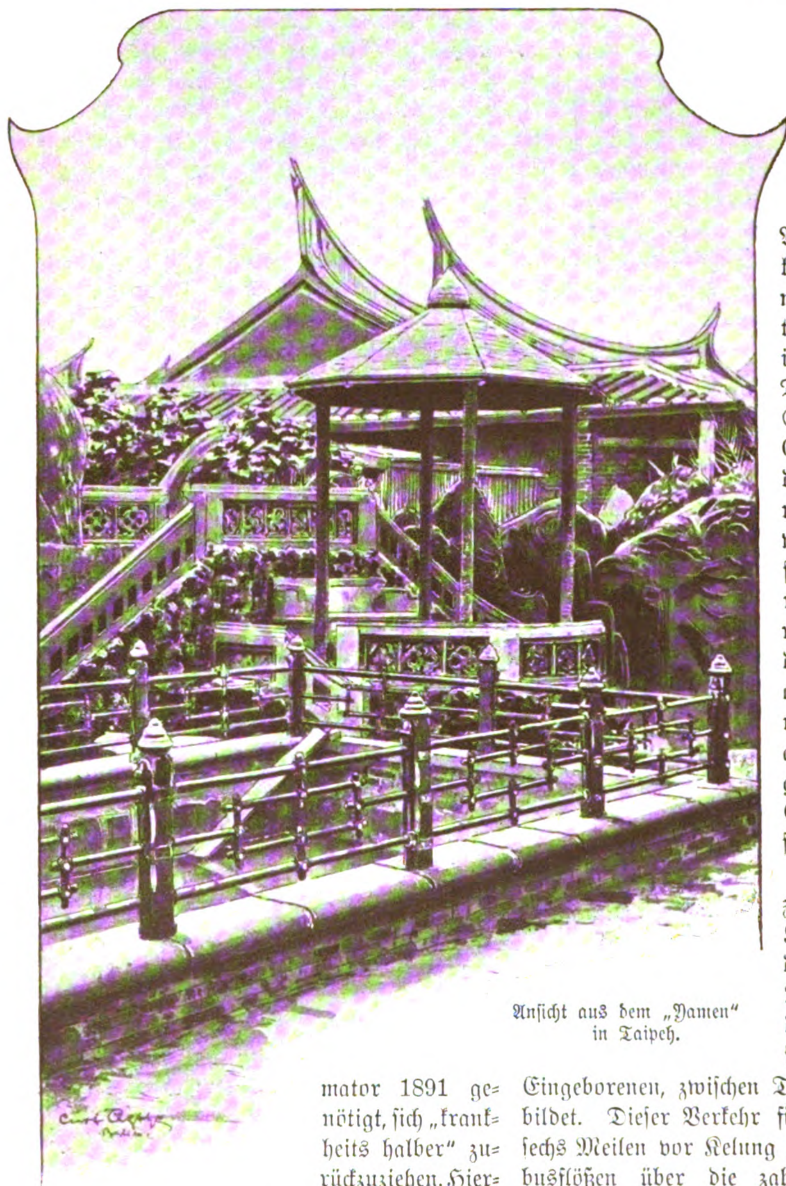
Tamsui-Fluß bei Kau-tao.

Für den Norden der Insel leistete Liu-Ming-Chuan außerordentlich viel. Er ließ durch die bis dahin unzugänglichen Wildengebiete Straßen bauen, erzielte dadurch die Unterwerfung vieler Stämme unter chine-

sische Oberhoheit und gewann gleichzeitig der Kultur große Landstriche. All diese kostspieligen Neuerungen aber waren bei der Bevölkerung Formosas, bei der die Steuerschraube stark angesetzt wurde, um die Kosten der Unternehmungen zu erschwingen, wenig beliebt. Die Unzufriedenheit im Lande wuchs, und so war der geniale, energische Reformator 1891 genötigt, sich „krankheits halber" zurückzuziehen. Hierauf setzte von 1891 bis zur Übergabe an die Japaner, die den 1. Juni 1895 geschah, ein Sparsystem ein, das den chinesischen Philistern entschieden mehr zusagte, da es weniger Ansprüche an ihren Geldbeutel stellte. ...

Nach dieser Abschweifung komme ich nun auf den weiteren Verlauf meiner Reise zurück.

Der Theehauswirt in Kelung wollte mich zwingen, die Nacht bei ihm zu bleiben. Er versäumte deshalb, trotz wiederholten Drängens, mein Gepäck rechtzeitig vom Dampfschiff abholen zu lassen, eine List, über die ich mich nicht wenig erboste. Um seine Absicht zu durchkreuzen, machte ich mich selbst bei fürchterlichem Unwetter in einer offenen Dschonke auf die Suche nach meinem Gepäck, mußte aber, da dies Unternehmen zu gefährlich war und der Schiffer nicht weiterfahren wollte, umkehren. So reiste ich denn nach Taipeh ohne meinen Dolmetscher, der erst am nächsten Morgen mit meinem Gepäck nachkommen sollte.



Ansicht aus dem „Yamen" in Taipeh.

Die Bahn zog sich zuerst längs des Kelung-Flusses hin, der eine wichtige Wasserstraße, besonders für den Personen-Verkehr der Eingeborenen, zwischen Tamsui und Kelung bildet. Dieser Verkehr findet ungefähr bis sechs Meilen vor Kelung auf schmalen Bambusflößen über die zahlreichen Katarakte statt; dann wird der Fluß unschiffbar. Der Regen ergoß sich während der Fahrt in Strömen, die ganze Welt machte einen traurigen, verweinten Eindruck; man verlor

schier den Glauben an die Möglichkeit, daß die Sonne jemals wieder scheinen werde.

Weiter ging es dann zwischen überschwemmten Reisfeldern und Tümpeln hindurch, aus denen uns Büffel stumpfsinnig anglotzten, dann an schmutzigen, wenig einladenden Chinesendörfern vorbei. Auf dem Bahnhofe Taipehs — nach etwa zweistündiger Fahrt langte ich dort an — eroberte ich mir einen schmierigen Chinesen-Boy, dem ich halb pantomimisch, halb durch ein Ragout, welches ich aus allen möglichen Sprachen bereitete, begreiflich machte, daß ich zum deutschen Konsulat wollte. Das kaiserlich deutsche Konsulat liegt aber, was ich erst später erfuhr, nicht in Taipeh, sondern in Twatutia.



Schüler der nationalen Sprachschule „Koku-go-gakko".

Bevor ich fortfahre, will ich hier die komplicierten und den Neuling zuerst verwirrenden Ortsverhältnisse Taipehs, oder richtiger Twatutias, Taipehs, Bang-kas klarstellen.

Im Jahre 1860 wurde Formosa den Europäern eröffnet, das heißt, diese erhielten das Recht, sich in den Häfen Tamsui, Amping aufzuhalten und dort Handel zu treiben, ein Recht, von dem bisher nur wenige Gebrauch gemacht haben, da laut der Volkszählung vom Juli 1897 auf ganz Formosa dreiundfünfzig Europäer lebten, wovon mehr als die Hälfte auf die Missionare und Missionarinnen und auf solche Kaufleute fällt, die in Amoy leben und nur zur Theeernte auf einige Monate nach Formosa kommen. 1865 wurde das Recht, das die Europäer in Tamsui und Amping bereits 1860 erlangt hatten, auch auf die Häfen Kelung und Takao ausgedehnt.

Da die Mandarinen durch den Kampferhandel — den sie als Monopol betrieben — von den Europäern in der ersten Zeit ungemein viel Geld verdienten, so wurde als stillschweigende Vergünstigung Twatutia als zu Tamsui, Tainan-fu als zu Amping gehörend betrachtet, eine weitherzige, jedoch ganz unbegründete Auffassung, die den Europäern sehr willkommen war. Ursprünglich war es bestimmt, daß die Europäer in Bang-ka wohnen sollten, der volkreichsten, ungefähr fünfzigtausend Einwohner zählenden Stadt Nord-Formosas; doch dagegen lehnten sich die Chinesen auf — sie wollten innerhalb ihrer Mauern keine Barbaren dulden. So zogen die Europäer nach Twatutia (d. i. großes Reisfeld), wo sie meist am Bund (Abbild. S. 111) — so werden in Asien alle Quaistraßen genannt — längs des Tamsui-Flusses wohnen.

Twatutia liegt in derselben fruchtbaren Niederung wie Taipeh, etwa eine halbe bis dreiviertel Stunden davon entfernt. Es ist der Hauptsitz der Theehändler, des Kampfer- und Zuckergeschäfts Nord-Formosas und zählt etwa dreißigtausend Einwohner. Als nämlich im Jahre 1876 von der chinesischen Regierung beschlossen wurde, Nord-Formosa von der Verwaltungsbehörde Tainan-fus im Süden, damals dem Sitz der Centralverwaltung, unabhängig zu machen, begann man 1879 die Stadt Taipeh, die gleich weit von Bang-ka wie von Twatutia gelegen ist, zu erbauen; sie ist also neuesten Datums.

Wie bei allen chinesischen Städten, die dazu ausersehen sind, Regierungssitze zu sein, wurde auch hier zuerst eine Stadtmauer mit befestigten Thoren, um die sich ein breiter Wassergraben zieht, aufgeführt, um bei Aufständen gegen die Rebellen verteidigt werden zu können. Innerhalb dieser von vornherein bestimmten Grenzen muß sich dann die Stadt entfalten.

Obgleich Taipeh in den letzten zehn Jahren Sitz des Vicekönigs von Formosa war, so hat es seit der japanischen Herrschaft nur gewonnen, da der Generalgouverneur, der oberste Gerichtshof, die sehr verzweigte Centralverwaltung, sowie eine große Garnison dort residieren und die Japaner viel Geld für Verbesserungen aller Art ausgeben.

Die Hauptstraßen Taipehs, so z. B. die Hokumongai, in die man durch das nördliche Stadtthor gelangt, oder die Seimongai (Abbild. S. 112), in die man durch das Seimonthor (Abbild. S. 113) kommt, dürften besser sein als irgend eine Straße in Tokyo. Während meiner Anwesenheit war man gerade dabei, zu beiden Seiten mehrerer Straßen Rinnsteine mit laufendem Wasser anzulegen, nach einem System, das sich in Singapore vortrefflich bewährt hatte. Hygienische Verbesserungen sollen überhaupt in nächster Zeit vielfach stattfinden, denn Professor Tsuboi aus Tokyo, ein ausgezeichneter Hygieniker und Schüler des Professors Pettenkofer in München, reiste im Auftrage der Regierung nach Formosa, um in den Hauptorten die gesundheitlichen Verhältnisse zu studieren und Verbesserungen vorzuschlagen.

Keine Stadt Formosas hat annähernd so viel japanische Einwohner wie Taipeh, die denn auch dort den Ton angeben, wie sonst nirgends auf Formosa. In den Hauptstraßen haben sie die größten Läden inne, obgleich sie fast nur an ihren eigenen Landsleuten Abnehmer ihrer Waren finden, da die Chinesen es vermeiden, bei einem Japaner zu kaufen; die sechs bis sieben in Twatutia lebenden Europäer kommen, als zu gering an Zahl, überhaupt nicht in Betracht. Um den Absatz japanischer Waren bei der chinesischen Bevölkerung zu fördern, hat die japanische Regierung beschlossen, eine Industrie-Ausstellung in Tainan-fu, der reichsten und bevölkertsten Stadt Süd-Formosas, zu veranstalten und den Chinesen so die Preise der japanischen Waren, sowie diese selbst von der günstigsten Seite zu zeigen. Bei ihrer Abneigung gegen alles Fremde und Neue ist aber zu befürchten, daß die Chinesen die Industrie-Ausstellung ebenso ignorieren werden wie bisher die japanischen Händler.

Mein erster Besuch auf Formosa galt dem deutschen Konsul, Herrn Reinsdorff. Ihm verdanke ich vieles, unter anderem auch die wertvollen Empfehlungen der japanischen Regierung an alle Distriktsbeamten, Polizeistationen u. s. w., ohne die man im Inneren des Landes heutzutage kaum reisen kann. Der liebenswürdigen Einladung des Konsuls Folge leistend, bezog ich ein Zimmer in dem palastartigen, erst vor einigen Jahren vollendeten, am Ufergelände des Tamsui gelegenen deutschen Konsulate (Abbild. S. 114), dem weitaus stolzesten Bau Twatutias, den die deutsche Firma A. Butler u. Comp. auf eine Reihe von Jahren an das Reich vermietet hat.

Bald machte ich nun auch die Bekanntschaft der europäischen Gesellschaft im „Twatutia-Club“. Den größten Teil des Jahres leben in Twatutia nur sechs bis acht Europäer, die der Gesellschaft angehören, außerdem noch mehrere Subalternbeamte; doch während der Hauptheesaison, von Mai bis August, kommen Vertreter verschiedener Theefirmen, die für gewöhnlich in Amoy residieren, zeitweilig dorthin. Es giebt dann in Twatutia zweiundzwanzig bis dreiundzwanzig Europäer; das gesellschaftliche Treiben hat seinen Gipfelpunkt erreicht. Das schöne Geschlecht war während meines Aufenthaltes nur durch eine Dame vertreten,

eine hübsche, blutjunge Frau, der das dortige Leben doch zuweilen recht eintönig und trostlos vorkommen mag. Und ein gut Teil Philosophie oder Humor gehört in der That dazu, um sich, ohne zu murren, in das Leben auf Formosa zu schicken. Denn abgesehen von dem fieberreichen Klima sind die Lebensbedingungen im Vergleich zu Japan und anderen überseeischen Ländern geradezu erbärmlich zu nennen. Es giebt um den Ort nicht einen guten Spazier- oder Reitweg, es fehlen hübsche Gärten, es fehlt die Gelegenheit, Ausflüge zu machen, und schließlich ist der Verkehr mit dem widrigen Chinesenvolk auch nicht dazu angethan, die Lebenslust zu erhöhen.

Den ersten regenfreien Tag benutzte ich, um stromabwärts nach Tamsui zu fahren, der weitaus größten Handelsstadt Formosas, auf die ungefähr drei Viertel der Ein- und Ausfuhr des gesamten Handels kommen.

Man sollte glauben, daß auf dem Tamsui-Flusse, diesem so viel benutzten Wasserwege, ein anständiges Fahrzeug verkehre. Aber als ich früh morgens auf dem schmutzigen Bund, der nach dem langen Regen zu einem förmlichen Brei aufgeweicht war, zur Abfahrtsstelle kam, erblickte ich eine jammervolle, kleine, ungedeckte, höchst unappetitliche Dampfbarkasse. Trotzdem gehört die Fahrt auf dem Tamsui-Fluß zu den angenehmsten und abwechselungsreichsten, die ich je gemacht habe. Zuerst ging es zwischen Zuckerrohranpflanzungen hindurch, die mich zuweilen im Geiste an die Gestade des Nils versetzten. Dann sah man allerliebste, hochgewachsene, goldiggrün schimmernde Bambushaine, zwischen denen schilfbedeckte Chinesendörfer malerisch zerstreut lagen. Immer lieblicher gestaltete sich das von zahlreichen Booten und Dschonken belebte Flußbild. So rückte man allmählich den reizenden, sanft abfallenden, im Norden Formosas gelegenen Hügelgeländen des Kuan-yn-Gebirges näher, das seinen Namen nach der Göttin der Barmherzigkeit erhalten hat. Schlangenartig windet sich der Strom beim Dorfe Kan-tao; dort ergießt sich der Kelung-Fluß in den Tamsui (Abbild. S. 115).

Früher als mir lieb, nach kaum anderthalbstündiger Fahrt, landete unsere Dampfbarkasse in der Nähe des Zollamtes von Tamsui oder Hobe, wie es von den Chinesen benannt wird. Dieser etwa sechstausendfünfhundert Einwohner zählende Ort, der sich längs des Flusses hinzieht, am Fuße einer steil sich erhebenden Hügelwand, besteht eigentlich nur aus einer engen, sehr belebten Straße, die teilweise von prachtvollen Ficus-Waringen-Bäumen überschattet wird.

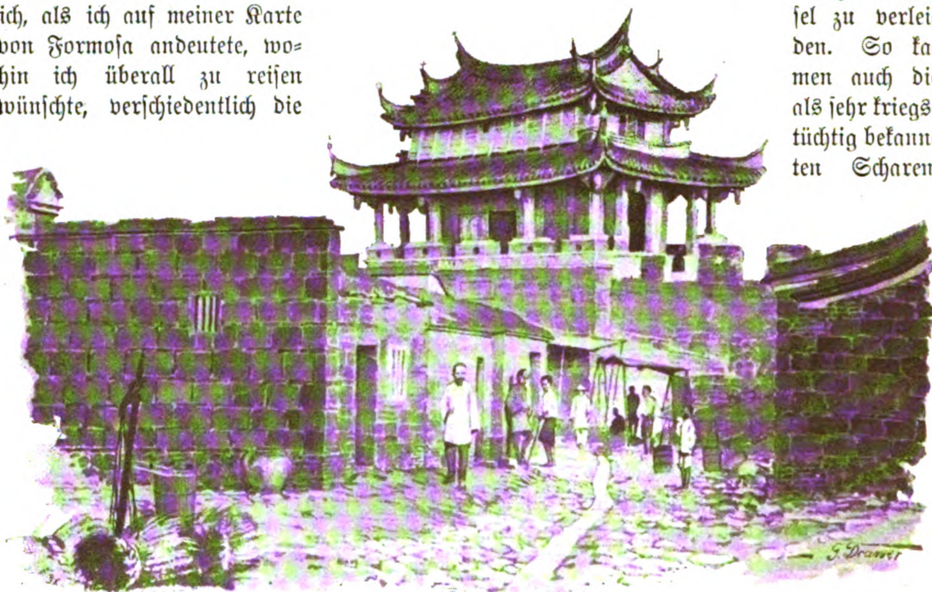
Nachdem ich mich in Tamsui gründlich umgesehen, Informationen eingezogen und meinen Reiseplan festgestellt hatte, machte ich bei den höheren Verwaltungsbeamten Formosas in Gesellschaft des Konsuls Reinsdorff Besuche, um einen Paß für Formosa sowie Empfehlungen an die betreffenden Präfekten, Unterpräfekten oder sonstigen Behörden zu erlangen. Zu diesem Zweck machte ich nähere Bekanntschaft mit dem „Yamen", einem äußerst umfangreichen Gebäudekomplex, einer kleinen Stadt für sich (Abbild. S. 116). Er ist der ehemalige Sitz der chinesischen Regierung, diente früher auch als Absteigequartier der Mandarine, wenn sie im Lande reisten und nach Taipeh kamen, und enthält einen sehr schönen Hof mit einem in chinesischem Stil angelegten Garten, eigenem Theater u. s. w.

Die japanischen Beamten wunderten sich sehr über mein Anliegen, denn es gehört zu den größten Seltenheiten, daß ein Europäer durch das Innere des Landes zu reisen wünscht. Seitdem sich die europäischen Mächte immer unzweideutiger an die Aufteilung Chinas machen, seit Kiautschou von den Deutschen besetzt worden ist, sind die Japaner sehr mißtrauisch geworden. Jeden Fremden sehen sie als Spion an, der von seiner Regierung beauftragt ist, das wenig bekannte Eiland auszukundschaften, um es dann bei günstiger Gelegenheit aufzuspeisen oder auf die neuerdings beliebte Art zu „pachten". Um Verwickelungen mit fremden Mächten aus dem Wege zu gehen, die entstehen könnten, wenn ein Fremder auf Formosa von Rebellen oder Wilden verwundet oder ermordet würde, verhalten sich die Japaner — was ich ihnen nicht übelnehmen kann — gegen Fremde sehr ablehnend.

Nachdem das Mißtrauen der japanischen Behörden gegen mich geschwunden war und man die Überzeugung gewonnen hatte, daß mich keineswegs politische Interessen nach

Formosa führten, genoß ich jede nur mögliche Förderung und zahlreiche Freundlichkeiten, für die ich auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank sagen will.

Bei den Behörden bekam ich, als ich auf meiner Karte von Formosa andeutete, wohin ich überall zu reisen wünschte, verschiedentlich die



Stadtthor von Shinchiku.

Antwort, es sei unmöglich, dorthin zu gehen, da gerade an diesen Orten die Rebellen ihr Unwesen trieben. Man nimmt in Europa allgemein an, daß Japan im ungetrübten Besitze Formosas sei, dort die schönste Ordnung herrsche und die kurz nach Besitznahme der Insel ausgebrochenen Unruhen schon längst erstickt seien. Dem ist aber leider keineswegs so.

Wie bekannt, wurde Formosa durch den Sohn des in Europa berühmten Chinesen Li-Hung-Chang am 1. Juli 1895 förmlich an Japan abgetreten. Dieser Akt vollzog sich auf einem japanischen Dampfer im Hafen von Kelung; denn Li-Hung-Chang junior wußte sehr wohl, daß weder die dort regierenden Beamten noch die Bevölkerung mit dieser Abtretung an Japan zufrieden waren, und so fürchtete er nicht mit Unrecht, daß ein Attentat gegen ihn stattfinden würde, wenn er ans Land ginge. Infolge der Abtretung der Insel an Japan proklamierten die auf Formosa zurückgebliebenen chinesischen Beamten Formosa als Republik. Heimlich wurde nun der Aufstand gegen die Japaner vom chinesischen Festlande aus unterstützt. Man versuchte auf alle mögliche Weise, den Japanern, denen ohnehin massenhaft Leute der Cholera und dem Fieber erlagen, den Besitz der Insel zu verleiden. So kamen auch die als sehr kriegstüchtig bekannten Scharen, die Black flags — so benannt nach den schwarzen Flaggen, die sie als Abzeichen trugen — mit ihrem gefürchteten Führer Li-Yung-Fu vom chinesischen Festlande nach Süd-Formosa, dieselben Banden, die im Jahre 1884 den Franzosen in Tongking so sehr viel zu schaffen gemacht hatten. Sie schlugen sich nun auch auf Formosa trefflich, doch wurden sie von den von Norden her massenhaft vordringenden japanischen Truppen bald in die Berge getrieben und zerstreut. Viele Häupter der Verschwörung wurden getötet, andere, unter ihnen auch der Führer der Black flags, entkamen nach dem chinesischen Festlande. So wurde japanischerseits bereits Ende Oktober 1895 der Aufstand für beendet erklärt; aber mit Unrecht, denn während meiner Anwesenheit, zweiunddreiviertel Jahre danach, herrschten auf Formosa noch keineswegs normale Zustände.

Schuld daran tragen — das kann nicht verschwiegen werden — die Japaner selbst, denn von den zersprengten Black flags giebt es kaum noch einige Hundert in den Bergen. Die Leute, die jetzt als Rebellen be-

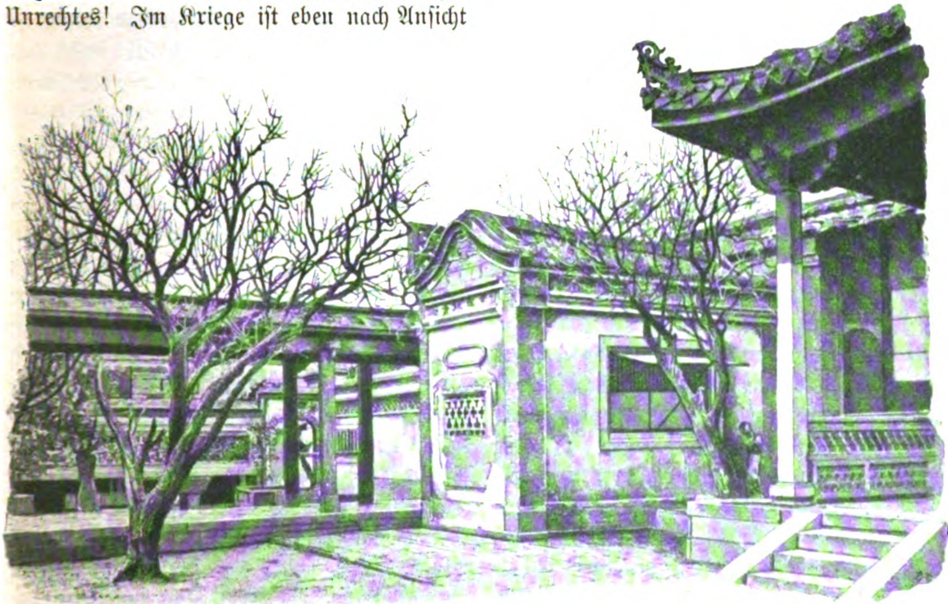
zeichnet werden, sind vielfach Desperados, Unglückliche, die durch die Grausamkeit und unmenschliche Härte, mit der die Japaner, um der Rebellen habhaft zu werden, in vielen Gegenden auftraten, zu Räubern wurden. Da man die wirklich Schuldigen nicht immer finden konnte, wurden, aus Wut und um nur Opfer zu haben, oftmals ganze Orte unschuldig verbrannt, ja selbst Weiber und Kinder niedergemetzelt.

Trotz der europäischen Uniformen, die die japanischen Soldaten tragen, sind sie nach Ansicht vieler dem Feinde gegenüber doch noch Barbaren. Das feine Unterscheidungsvermögen, das den christlichen Kriegern eigen ist und das sie befähigt, die feine Grenze innezuhalten, wo das Morden zur Tugend, wo es zum Verbrechen wird, ist noch sehr mangelhaft entwickelt. Mir erzählte einmal ein japanischer Offizier, ein sehr liebenswürdiger Mann, der in Europa studiert hatte, daß er und seine Soldaten bei Simkaten dreißig chinesischen Gefangenen die Köpfe abgesäbelt hätten, und fand darin trotz meines entrüsteten Erstaunens nichts Unrechtes! Im Kriege ist eben nach Ansicht mancher Japaner, mit denen ich darüber sprach, alles erlaubt.

Die Lust und Freude der Japaner an Blutvergießen und Schauerlichem ist überhaupt ein nationaler Zug, den man z. B. im japanischen Theater beobachten kann, wo das Publikum desto entzückter wird, je ärger in den nicht enden wollenden Kampfscenen die Darsteller vom Kopf bis zu den Zehen mit Blut beschmiert erscheinen. Geschichtlich ist diese uns abstoßende Eigenheit dadurch begründet, daß es in Japan Jahrhunderte hindurch Brauch war, Schwerter zu tragen, daß Kämpfe und Fehden nie endeten und daß jeder Streit sogleich mit der Waffe ausgefochten wurde.

Bei solcher Auffassung kann es nicht wunder nehmen, daß die Dreistigkeit der Rebellen oftmals alle Begriffe übersteigt. So drangen sie noch den 8. Mai 1897 am hellichten Tage, nachdem sie durch Maueranschläge ihr Kommen angekündigt hatten, was man als eitle Drohung ansah, in Taipeh ein, mitten in die Residenz des Generalgouverneurs und in den Sitz der größten Garnison. Dort plünderten sie in einer Straße über zwei Stunden lang; dann erst wurden sie von den japanischen Soldaten vertrieben.

Um meine Reise durch das Inland antreten zu können, bedurfte ich eines chinesischen Dieners, dem ich vertrauen konnte und der zugleich körperlichen Anstrengungen gewachsen war. Bis dieser ausgekundschaftet war, verging noch eine Zeit, die ich wieder



Ansicht aus dem Palaste eines chinesischen Vornehmen in Shinchiku.

zu Ausflügen in die Umgegend benutzte. Einer der interessantesten davon galt Bang-ka, der unverfälschtesten Chinesenstadt, die sich der Mensch nur denken kann. Durch ein niedriges Thor gelangt man in die engen, elenden, mit faust- und kindskopfgroßen Steinen gepflasterten Straßen. Längs der Häuser ziehen sich arkadenartig überdeckte Gänge hin, die Schutz gegen den Regen oder die pralle Sonne gewähren. Aus den Häusern und den längs derselben sich hinziehenden, unüberdeckten Rinnsteinen steigen unsagbar widerliche Düfte auf, Ausdünstungen von verdorbenen oder verfaulten Gegenständen. Aber auch dem Auge bieten sich, wohin es blickt, nur unästhetische, ekelerregende Bilder. In der ruhigen gewerbereichen Stadt geschieht jede Verrichtung durch der Hände und Füße Geschicklichkeit, denn als echte Chinesen verschmähen die Bewohner jede maschinelle Beihilfe. Die offenen Werkstätten, die zugleich Läden sind, in denen alles in buntem Durcheinander steht und liegt, bergen gewöhnlich an der Rückwand den Ahnenaltar, dem Weihrauchwolken entsteigen.

Sehr sehenswert ist für den Europäer die Zubereitung des sogenannten Reispapieres aus dem außerordentlich stark entwickelten Mark einer schönen Pflanze, nämlich der wildwachsenden Aralia papyrifera, die an der Spitze des Schaftes gleich einer Krone eine Rosette langgestielter, handförmig geteilter Blätter trägt. Auf einer Steinplatte wird vermittels eines handbreiten, flachen, scharfen Messers das weiße Mark dieser Pflanze in sehr dünne, lange Streifen geschnitten, und zwar indem die linke Hand das etwa ein bis zwei Zoll im Durchmesser starke, röhrenförmige Mark langsam nach links rollt, während die rechte Hand mit dem flachen Messer vorsichtig nachschiebend einschneidet. Auf diese Weise entstehen langen Papierstreifen ähnliche Stücke. Sie werden in Hongkong mit Scenen aus dem chinesischen Leben bunt bemalt und allenthalben verkauft. Auch viel künstliche Blumen werden aus dem Mark der Aralia papyrifera gefertigt und nach dem chinesischen Festlande ausgeführt, aber auch in Bang-ka selbst verkauft.

Diese Läden, in denen man den Geschmack der chinesischen Schönen studieren kann, gehören zu den niedlichsten. Massenhaft sieht man hier die geputzten Chinesenweiblein auf ihren stelzartigen Beinen geschäftig umhertrippeln, um die passenden Blumen zu finden, die sie lose oder zu einem Kranz gewunden auf ihrem fetttriefenden, mit pfeilartiger Nadel geschmückten Schopf befestigen können. Schätze aller Art, Nephrit, Achatdöschen, Speckssteinvasen, Buddhas, Götzenbilder, Räuchergefäße, Heldenbilder, altchinesische Platten und Porzellangefäße, Rollbilder, Bronze- und Zinnleuchter, teils rein chinesischen, teils maurischen Stils, fanden sich bei einem Antiquitätenhändler, der wahrscheinlich aus Amoy stammte.

Neu und originell fand ich die Arbeitsart eines Kuchenbäckers. In einer Holzverschalung stand etwa vier Fuß über dem Estrich ein ebensoviel im Geviert messender Backofen aus roten Backsteinen, mit einer etwa einen Quadratfuß großen Öffnung, dessen Inneres kuppelförmig gewölbt war. Kleine, flache Kuchen aus Weizenmehl, in der Größe eines Fünfmarkstückes, wurden, nachdem man sie mit Wasser besprengt hatte, an die gewölbte Decke des Backofens geklebt und hierauf nochmals bespritzt. Der Bäcker schob glühende Holzkohlen auf einer Eisen- oder Blechplatte in den Ofen und fachte mit einem Bambusfächer das Feuer an. Mehrmals sah der Schaffende nach, ob die Kuchen genügend braun geraten seien. Sobald sie gar schienen, zog er die glühenden Kohlen aus dem Ofen. Vermittels eines Schabeisens, das an einem zwei Fuß langen Holzstiele stak, entfernte er die Kuchen von der Decke; sie fielen in eine darunter gehaltene, netzartig durchbrochene Eisenpfanne. Mich vergnügte es, eine Zeitlang dem keineswegs unappetitlichen Arbeiten des Bäckers zuzusehen, welcher in kurzer Frist eine große Anzahl Kuchen buk.

Doch mich zog es bald in einen anderen Laden. Dort lagen in Körben, von einer Erdschicht umgeben, Enteneier in einem verfaulten Zustande; man hatte sie eigens zu diesem Zweck lange vergraben. Diese uns sehr ekelhaft erscheinenden Eier, die wir mit Entsetzen zurückweisen würden, sollen sehr wohlschmeckend sein. Mir wurde zwar der Glaube daran nicht leicht, aber schütteln die Asiaten nicht auch über uns bedenklich die

Köpfe, wenn sie uns einen übelduftenden, mit Maden durchsetzten Käse verzehren sehen?

Eine Bambusleiter führte in den über dem Laden befindlichem Raum. Dieser barg alle möglichen Herrlichkeiten, die in buntem Durcheinander von der Decke herabhingen: bunte Papiere (mock money), die den Geistern zu Ehren verbrannt werden, Papierpferdchen, Spielzeug für Kinder, große Bananenstämme, an denen die frischen Bananen in Bündeln hangen, karambolierten dort mit hundert anderen Gegenständen. In Säcken aus Bambusmatten befanden sich weißer Zucker, in anderen Farbstoffe, Mehl und dergleichen.

Um ein Haar wäre mir beim Herunterklettern ein Unglück begegnet, indem ich dem biederen chinesischen Ladeninhaber beinahe auf den Kopf gestiegen wäre. Behaglich hatte er sich, was ich von oben nicht sah, inmitten seines Ladens gerade unter die Leiter gesetzt, um sich — wie dies mindestens einmal die Woche üblich — die Haare um den Zopf herum rasieren zu lassen. Doch damit nicht genug: beim Verlassen des Ladens stolperte ich noch über ein vor der Schwelle liegendes schwarzes Schwein; es pflegte der wohlverdienten Ruhe. Diese keineswegs ästhetischen, aber nützlichen Tiere ziehen, einem tief in ihrem Inneren wurzelnden Ordnungstriebe folgend, die Straßen entlang und säubern sie von allem Unrat; sie ersetzen gleich den Hunden in Konstantinopel die mangelnden Straßenfeger. Die „gesellschaftliche Stellung" des Schweines ist in Bang-ka geradezu glänzend, ungleich ehrenvoller als die des europäischen. Es lebt mit der Familie in schönster Harmonie, wie ihr ebenbürtiges Glied; es kann zweifellos sogar den Anspruch erheben, das reinlichste Familienglied zu sein, denn es frißt allen und jeden Unrat auf, den es findet, trägt also zur Erhaltung eines wenn auch sehr niedrigen Niveaus von Reinlichkeit bei.

Die Straßen Bang-kas sind oftmals enger als die kleinsten Gassen Venedigs; zudem überschneiden sie sich in rechten Winkeln, so daß es aller möglichen Kniffe und Kunststücke der Träger bedarf, um einen Tragstuhl um eine Ecke zu bringen. Dabei spielt sich alles Leben auf der Straße ab: man arbeitet dort und ruht dort aus. Da alle Läden weit offen, von der Straße also nicht durch Thüren getrennt sind, so verschmilzt das Treiben im Hause mit dem Straßenleben zu einem einzigen Bilde. An charakteristischen Typen und verblüffenden Erscheinungen mangelt es wahrhaftig nicht. So ist mir ein wandelnder Schirmausbesserer in Erinnerung, der vier Hände zu haben schien, da er auch seine beiden Füße mit geradezu verblüffender Geschicklichkeit gebrauchte.

Nett und reinlich — es war aber auch das einzige chinesische Geschäft in Bang-ka, das auf diese Bezeichnung Anspruch erheben konnte — erschien mir eine chinesische Apotheke. Dort standen längs der Wände auf Gestellen, säuberlich geordnet, zahllose Dosen und Büchsen der verschiedensten Größen und Formen, die alle die geheimnisvollen Heilmittel enthielten, welche chinesische Ärzte und Zauberer bei Beschwörung der Kranken verwenden. Denn die Krankheiten haben nach Ansicht der chinesischen Ärzte je nach der Jahreszeit verschiedene Ursachen. Im Frühjahr sollen alle Krankheiten in der Leber ihren Sitz haben, im Sommer hingegen kommen sie aus dem Herzen, das nach Ansicht der chinesischen Gelehrten sieben Öffnungen hat, durch welche der Wind und böse Einflüsse Zutritt haben. Das chinesische Arsenal der Heilmittel ist erschreckend groß; die kühnste Phantasie kann sich von ihrer Vielseitigkeit, sowie von dem Aberglauben, mit dem den absurdesten Dingen Heilkraft zugeschrieben wird, keine Vorstellung machen.

Nach stundenlangem Wandern, Schauen, Fragen war ich etwas erschöpft und sehnte mich hinaus aus den engen, dumpfen, übelriechenden Straßen und der immer zudringlicher werdenden Menge, die mich gleich einem lästigen Fliegenschwarm verfolgte. So kam ich, wieder das Thor Bang-kas durchschreitend, auf einen großen freien Platz. Dort steht der größte Tempel Taipehs. Diese Stadt, die sich immer mehr auszudehnen scheint, zieht sich bis dicht vor die Thore Bang-kas; sie ist nur durch einen Platz von Bang-ka getrennt, und beide bilden eigentlich eine Stadt, ähnlich wie Hamburg und Altona.

Der Tusimiltempel ist, wie alle chinesischen Tempel, ebenerdig; die Enden des Daches,

dessen First reich verziert ist, sind nach aufwärts geschweift. Das bunt bemalte und gut geschnitzte vergoldete Gebälk wird nach dem Platze zu von Säulen getragen, die von Drachen umwundene Wolken darstellen, zweifellos die künstlerisch wertvollste Arbeit am ganzen Bau. Es liegt viel Kraft und Schwung, ein dämonischer Ausdruck in diesen Fabeltieren; man sieht sie gern, weil sie das einzige Lebenatmende unter so viel Totem und Stereotypem sind. Längs des Hofes, der als eine Fortsetzung der Vorhalle anzusehen ist, ziehen sich von einfachen Säulen getragene Gänge hin, an deren Wänden große rote Plakate kleben, Theaterprogramme der letzten Jahre. Darstellungen von Helden- und Göttersagen finden nämlich sehr oft auf einem Podium im Tempelhof statt. Die Rückseite des Hofes schließt ein offenstehender, nur durch ein Gitter getrennter Raum ab; dort stehen auf einem Opfertische bemalte Holzfiguren, Helden und Götter der chinesischen Mythologie. Zu beiden Seiten des Altartisches prangen zwei mächtige, doch plumpe Zinnkandelaber für Wachskerzen mit Basreliefs in Rot verziert. Längs der Seitenwände der hinteren Halle sind Beichtstühlen ähnliche Kasten angebracht, zwei auf jeder Seite; in jedem steht in prahlerischer Stellung ein fratzenhafter Kriegsgott. Riesige Laternen aus geöltem Papier, mit Sprüchen des Confucius bemalt, hangen von der Decke herab. Die linke Seite des hintersten Tempelraumes birgt eine große Trommel, während in der Mitte zwischen den Säulen, in einer mit Stoffen drapierten Nische, in geheimnisvollem Dunkel der Gott Toko-si-kong residiert. Er sitzt mit gekreuzten Beinen, wie Buddha; auf dem Kopfe trägt er eine Mitra.

Die Religion der heutigen Chinesen auf



Teich im Palaste eines chinesischen Vornehmen in Shinchiku.

Formosa ist eine Vereinigung der Lehren des Confucius, taoistischen Geistesspukes und des Buddhismus. Zu den Morallehren des Confucius, die den Glauben an den Himmel, die Vergötterung der Ahnen in sich schließen, gesellten sich Jahrhunderte später taoistische Lehren, ein wüster Dämonen- und Geisterdienst voll Zauberspuks und Aberglaubens.

Beim Verlassen des Tempels stieß ich auf zwei Schüler des Koku-go-gakko. Die Zöglinge dieser Anstalt gehören ihrer seltsamen Kopfbedeckungen halber mit zu den eigenartigsten Erscheinungen, denen man in Taipeh begegnet. Zuerst wußte ich nicht, was ich aus den Leuten machen sollte. Sie tragen außer einer am Halse geschlossenen, fest zugeknöpften dunklen Jacke, die bis zur Hüfte reicht, und einer gleichfarbigen Hose einen

höchst eigenartigen Hut, der in mir die Vorstellung eines umgestülpten Lotosblattes wachrief. Die Träger dieser Hüte gehören der nationalen Sprachschule Koku-go-gakko an (Abbild. S. 117). In ihren Räumen lernen die Japaner Chinesisch, die Formosaner aber Japanisch, um später vorwiegend als Volksschullehrer oder Dolmetscher auf der Insel Verwendung zu finden. Die eigentümlichen Hüte sollen, wie mir Schüler dieser Anstalt versicherten, den Fuji verkörpern; die weißen Fransen aber, die von oben herabhangen, bedeuten den auf dem Berge liegenden Schnee. Der Fuji ist bekanntlich das Wahrzeichen der Japaner. Den Schülern, die diesen Hut tragen — es sind auch viel Chinesen darunter — soll dadurch angedeutet werden, daß sie unter japanischer Oberhoheit stehen. Eine Rosette in der Größe eines Markstückes, von blattartigen Zacken eingefaßt, sitzt auf der Spitze des Hutes. Sie stellt Yada-no-kagami, den heiligen Spiegel, eines der drei japanischen Reichsheiligtümer, dar, die im Tempel von Ise verwahrt werden.



Auf dem Wege von Shinchiku nach Chozan.

Damals, als ich der sonderbaren Schar begegnete, befanden sich sechzig japanische und dreißig chinesische Schüler in der vom Staate unterhaltenen, seit April 1897 bestehenden Schule. Diese ist in zwei Abteilungen geteilt, und zwar in das Lehrerseminar, das nur zwei Jahrgänge, und eine Abteilung, in der Dolmetscher (auch Spione für China) ausgebildet werden, die drei Jahrgänge umfaßt. Für die Dolmetschschule werden Leute im Alter von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren, für das Lehrerseminar solche vom zwanzigsten bis dreißigsten Jahre aufgenommen, kostenfrei ausgebildet und auf Regierungsunkosten erhalten. Es gilt in der Schule als strengste Vorschrift, daß die Japaner auch untereinander, im gewöhnlichen Verkehr, chinesisch sprechen, die Chinesen japanisch.

Weder Mühe noch Kosten scheut die japanische Regierung, um in den Chinesen For-

mosas das Nationalitätsgefühl, das Gefühl der Zugehörigkeit zu Japan, zu entfachen. Von Jahr zu Jahr werden, um in den Formosanern Japaner heranzubilden, immer mehr Schulen errichtet, in denen die japanische Sprache, die Liebe zu Japan gelehrt wird. Auch finden der japanischen Sprache mächtige Chinesen sowohl bei der Regierung als auch bei japanischen Kaufleuten ein gutes Fortkommen. Im Januar 1898 gab es auf Formosa die Koku-go-gakko mit vier Zweigschulen außerhalb Taipehs, sechzehn nationale Volkssprachschulen mit fünfundzwanzig Zweigschulen und zusammen 1400 Schülern; ferner Missionsschulen, unterhalten von Shinto- und buddhistischen Sekten mit 650 Schülern. Chinesische Schulen, in denen nur Chinesisch gelehrt wird, existieren auf Formosa 1240 mit ungefähr 20000 Schülern; zudem vier christliche Missionsschulen mit 160 Schülern. Die größte Missionssprachschule war — bis Ende September wenigstens — die von dem Shintopriester Minamoto Eiryo gegründete.

Von meiner Exkursion nach Bang-ka zurückgekehrt, fand ich endlich den Mann, den ich brauchte. Er hieß Lin-ah-ku und war seines Zeichens Theezwischenhändler. Er oder vielmehr sein ältester Bruder, der nach chinesischer Sitte das Oberhaupt aller Familienglieder ist und für sie zu sorgen hat, verlor in der letzten Saison viel Geld. In diesem Jahre mochte er, da die Aussichten für das Theegeschäft abermals sehr schlecht standen, nichts riskieren. So kam es, daß Lin-ah-ku oder Lin, wie ich ihn der Kürze halber nannte, beschäftigungslos war und in meine Dienste trat. In Europa, in Japan würde ein Mann aus immerhin besserer Familie, wenn ihn nicht bitterste Not dazu triebe, schwerlich einen Dienerposten annehmen; die Chinesen denken in diesem Punkte anders.

Nachdem ich mit Empfehlungen an verschiedene Präfekturen und Bukonshos (Wildenbesänftigungs-Departements) versehen worden war, konnte ich nun an die Abreise denken.

Bei unfreundlichem Wetter trat ich Anfang März meine Reise ins Innere an. Der Zug, der bis zur Endstation Shinchiku ging, von den Chinesen Teuk-tscham geheißen, bestand aus einer Lokomotive „Hohenzollern“ aus der Werkstätte der Düsseldorfer Maschinenbau-Aktiengesellschaft und aus zwei Waggons.

Zuerst ging es dreiviertel Stunden, etwa bis Toshien, durch Schluchten, dann meist zwischen sanft ansteigenden, mit Bambus bewachsenen Hügeln oder an Geländen entlang, auf denen terrassenförmig Felder und Theeanpflanzungen angelegt waren. Dies waren die letzten Merkmale der Kultur, die sich längs unwirtlicher, der Civilisation unzugänglicher Strecken hinzogen.

Die Gegend verflachte sich bald. Zu beiden Seiten lagen überschwemmte Reisfelder, auf denen mit schwarzen Büffeln, den nützlichsten Tieren Formosas, die vom chinesischen Festlande stammen, gepflügt wurde. Dann durchquerten wir wieder lange Strecken, wo zwischen hohen Gräsern zahlreiche Chinesengräber lagen. Den religiösen Grundsätzen zufolge, nach denen kein Grab angetastet werden darf, sind diese Strecken für die Kultur verloren. Der letzte Teil der Fahrt bewegte sich zwischen sanft ansteigenden, kahlen Hügelchen, die mit kugelrunden, zugestutzten Theesträuchern bepflanzt waren.

Nach etwa vierstündiger Fahrt kam ich in Shinchiku an. Weibliche Kuli luden mein und meiner Begleiter Gepäck auf Bambusstangen, und so trotteten wir, ein ganzer Zug, zum Präfekten.

Die Stadt lag eine halbe Stunde vom Bahnhofe entfernt. Durch das malerische zweistöckige Thor (Abbild. S. 120) hielt ich in den von einer mit Zinnen und Schießscharten versehenen hohen Mauer eingeschlossenen Ort meinen Einzug. Die Straßen waren mit verschlissenen, vielfach durchlöcherten Matten überdeckt, um die längs derselben in zwei Reihen sitzenden Händler vor Sonne oder Regen zu schützen. Das bewegte, lärmende Straßengetriebe, das in seiner bunten Schmutzigkeit unverfälschtes Chinesenleben zeigte, war, wenngleich kein Wohlgefühl erzeugend oder sympathisch berührend, doch auf Schritt und Tritt interessant. Den Geruchsnerven wurde allerdings Starkes zugemutet: Kloakengerüche, stark duftende Spezereien, den Ahnenaltären entsteigende Weihrauchwolken, schwitzende Kuli, der süßliche Opiumduft, brenzlige Fette erfüllten die Luft.

Nachdem ich dem Präfekten meine Empfehlungsschreiben abgegeben hatte, wurde



Maßstab 1:2000000

0 10 20 40 60 80 100
Kilometer.

Die Insel Formosa.

(Diese Karte ist eine Verkleinerung der 1897 bei Fukagawa in Tokyo veröffentlichten.)

ich erst, wie übrigens auf jeder Station — Geduld muß man im Orient haben, denn trotz aller Neuerungswut und moderner Bestrebungen ist im persönlichen Verkehr hinsichtlich des Begriffes „Zeit" der Japaner unverfälschter Orientale geblieben — peinlichst über den Zweck meiner Reise ausgefragt. Spione werden eben in Japan und so weit japanischer Einfluß reicht, überall gewittert, besonders russische. Aber seit der Besetzung Kiautschous wird den Deutschen auch nicht mehr recht über den Weg getraut; wir sind nach der Ansicht der Japaner höchst gefährliche Brüder!

Der Präfekt, ein sehr artiger Herr, versprach mir jede Unterstützung, fragte, wann ich morgen abzureisen wünschte, und gab Befehl, daß sofort ein Bote in die nächste Station, nach Bioretsu (chinesisch Miao-li), gesandt würde, um mich anzumelden. Ferner befahl er, daß morgen, ganz früh, zwei bewaffnete Polizisten zu meiner Verfügung seien. Auch gab er mir einen jungen Beamten mit, damit dieser mich in Shinchiku umherführe.

In einem ehemaligen Yamen, außerhalb der Stadtmauer — es war einst der Sitz eines reichen Chinesen — befand sich meine Yadoya. Den Zugang bildete ein Thor, über dem in großen Lettern aus bemalten Backsteinen der Name des Besitzers stand. Zwei in Nischen thronende kleine Steinlöwen hielten davor Wache.

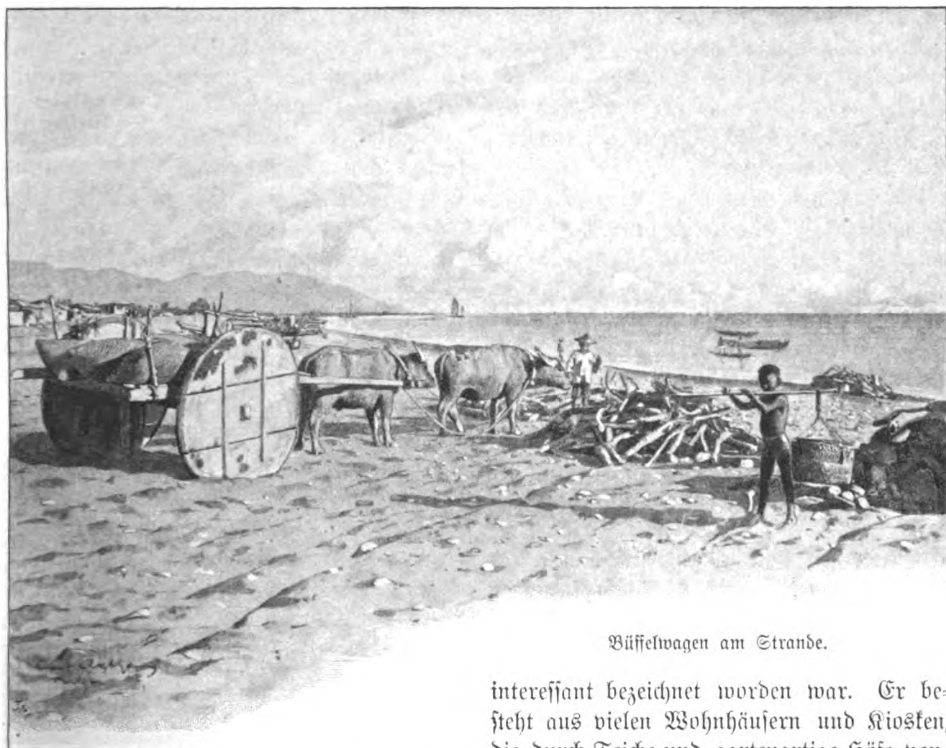
Lange verweilte ich nicht in meinem vorübergehenden Heim. Sobald ich mein Gepäck untergebracht hatte, zog es mich zu dem belebten Straßentreiben.

Unter Leitung des jungen Beamten drückte ich mich nun durch die ächzenden, schwitzenden Kuli, die an Bambusstangen schwere Lasten schleppten. In Sänften, die mit blauem Wachstuch überzogen waren, saßen meist reichgekleidete Chinesinnen, die ihre Haare mit Blumen oder mit Gold- und Silberfiligranschmuck geziert hatten. Andere chinesische Schönen, die Einkäufe besorgten, gingen an Stöcken mit ihren in winzige Schuhe eingezwängten Füßchen, steif stolzierend, wie ein Grenadier beim Parademarsch. Frauen und Mädchen trugen vielfach um die Stirn einen handbreiten, geschweiften, diademartigen, mit Seide überzogenen Reif, auf dessen Vorderseite, wenn es die Mittel erlaubten, Goldagraffen angebracht waren oder Verzierungen aus oscillierenden türkisenblauen Mandelkrähenfedern.



Büffelwagen vor einem Heuschober.

Wie in Bang-ka und Taipeh, so zogen sich auch hier längs der Werkstätten, die



Büffelwagen am Strande.

höher als die Straßen liegen, arkadenartig überdachte Trottoirs hin. Sänften und große Lasten müssen jedoch in der Mitte der Straße geschleppt werden. Zu beiden Seiten der Hauptstraße hatten Händler ihre Waren auf dem Boden liegen; mühsam mußte man sich oftmals zwischen Zuckerrohr, Reis, Früchten und Gemüse hindurchdrängen. Über alle Maßen unappetitlich sind namentlich die zahllosen Schweinemetzgerstände mit den von Fliegen umschwärmten Fettmassen. Dem Europäer wird bei dem Anblick des vielen Fettes cognacbedürftig zu Mute; doch der Chinese verzehrt mit Wohlbehagen Fettmassen gerade so, als wären sie Brot. In den offenstehenden Werkstätten, Läden, sowie Speisehäusern, selbst auf der Straße werden auf kleinen Thonherden über glühenden Kohlen Kuchen mit Schweinefleisch geschmort und gebraten. Daß das zur Verbesserung der Atmosphäre beitrüge, wird man freilich nicht behaupten können.

Ich hatte keine Lust, mich in diesen Schirasdüften lange zu bewegen, und veranlaßte meinen Cicerone, mich nach dem ehemaligen palastartigen Sitz eines der reichsten Chinesen zu führen, der mir schon als besonders interessant bezeichnet worden war. Er besteht aus vielen Wohnhäusern und Kiosken, die durch Teiche und gartenartige Höfe voneinander getrennt sind. Gegenwärtig diente der von seinem Besitzer verlassene Palast japanischen Offizieren als Behausung; auch Bureaus der Präfektur waren darin untergebracht.

Der Besitzer hatte, gleich vielen anderen reichen Chinesen auf Formosa, es vorgezogen, vom Artikel 5 des Friedensvertrages Gebrauch zu machen, der ihm das Recht giebt, innerhalb einer Frist von zwei Jahren seinen liegenden Besitz zu veräußern und sich zurückzuziehen, wohin es ihm beliebt. Nach Ablauf dieser Frist wurden alle diejenigen, die die an Japan abgetretenen Gebiete nicht verlassen hatten, als japanische Unterthanen angesehen. Seit Formosa nicht mehr chinesischer Boden war, fühlten sich viele reiche Chinesen nicht mehr behaglich. Sie kehrten nach Amoy oder Futschau zurück und verkauften oder verpachteten ihren Besitz oft für ein Spottgeld. In und um Taipeh verdienten dadurch in der ersten Zeit viele Leute Geld. Ein großer Teil der reichen Chinesen verließ Formosa aber auch deshalb, weil sie sich von gewissenlosen japanischen Beamten bedrängt fühlten, die versuchten, Erpressungen an ihnen auszuüben. Zeigten

sie sich aber karg, so riskierten sie, als Rebellen verhaftet und ins Gefängnis geworfen zu werden. Bei der Geldknappheit und dem Kapitalmangel der Japaner macht sich das Fehlen vieler reicher Chinesen auf empfindliche Weise bemerkbar.

Die japanische Regierung, ich zweifle nicht daran, war, so wie sie es heute ist, wovon ich mich mehrfach während meines Aufenthaltes überzeugen konnte, von Beginn an von den besten und lautersten Grundsätzen beseelt; nur fehlt es ihr an zuverlässigen Organen, um ihre guten Absichten auch praktisch bethätigen zu können.

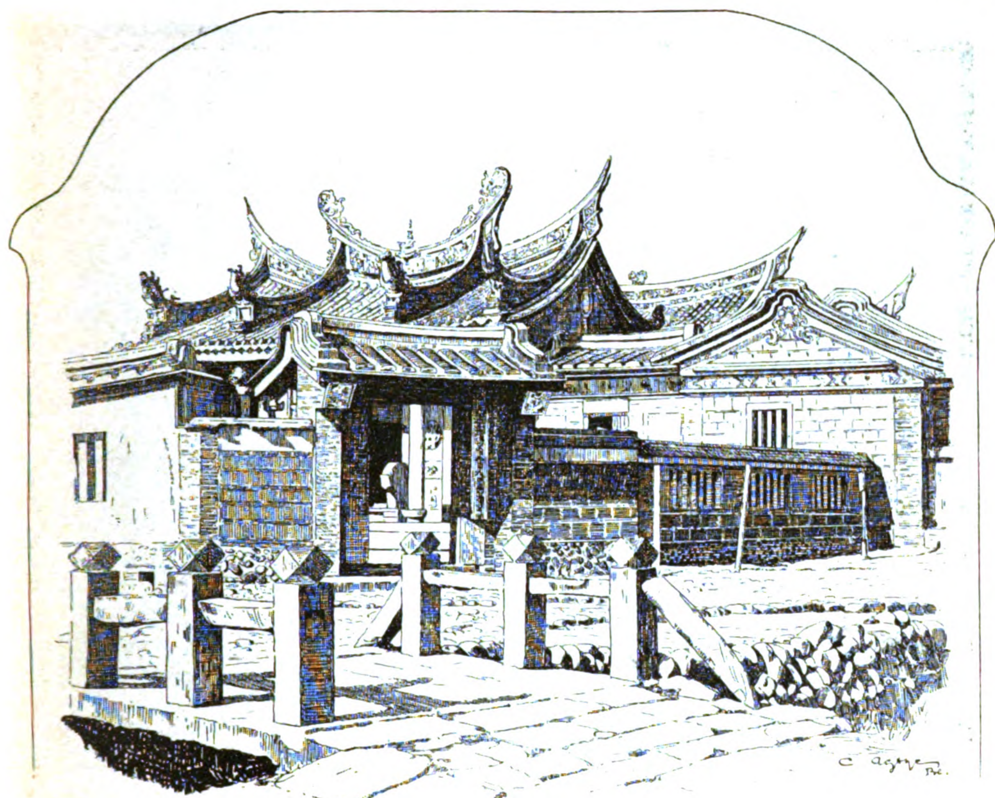
In diesem Punkte hapert es bedenklich. Man sucht das Übel überall, doch scheut man sich, bis auf die Wurzel zu gehen. So wird unendlich viel darüber gestritten, ob es besser sei, statt eines militärischen Generalgouverneurs einen Civilgouverneur an die Spitze der Verwaltung zu stellen. Noch keine drei Jahre stand Formosa unter japanischer Herrschaft, so war bereits der vierte Generalgouverneur unterwegs. Ebenso und noch viel schlimmer ging es mit allen höheren Verwaltungsbeamten der verschiedenen Ressorts zu. Kaum konnte einer einen Einblick in die äußerst verwickelten, thatsächlich sehr schwierigen Verhältnisse gewonnen haben, so wurde er auch schon abberufen, oder er ging von selbst, da er des ewigen Dreinredens der Kolonialabteilung von Tokyo aus, die kürzlich für Formosa aufgehoben wurde und deren Thätigkeit sich nun bloß noch auf Yezo erstreckt, müde war.

Japans Kultur ist zu jung, als daß es auf einmal eine so große Zahl überschüssiger Beamten gehabt hätte, die sowohl in geistiger als auch moralischer Hinsicht reif gewesen wären, als Kolonisationsapostel erfolgreich aufzutreten. So kam es, daß eine große Anzahl bankerotter, verschuldeter oder sonst nicht ganz makelloser Leute, die in Japan selbst kein Unterkommen finden konnten, auf Formosa als Unterbeamte einen Unterschlupf suchten. Niemand will in dem mit Recht verschrienen Klima Formosas sein Leben für nichts und wieder nichts aufs Spiel setzen. So suchten denn die Bedauernswerten, die in einem Jammernest ein in jeder Hinsicht ungesundes und schlechtes Leben führen mußten, darin Ersatz, daß sie aus ihren Stellungen auf unerlaubte Weise, sei es durch Erpressungen, Zollschwindeleien oder Durchstechereien anderer Art, Kapital schlugen.

Der erst im Februar dieses Jahres von seinem Amt zurückgetretene Generalgouverneur Baron Nogi hat zwar den Augiasstall etwas gereinigt. Hunderte von Beamten wurden entlassen, angeklagt, vor Gericht gestellt; neuerdings sollen abermals zahlreiche Entlassungen unlauterer und anrüchiger Elemente ergangen sein. Man scheint auch — und dies sehr zum Wohl des Staatssäckels — zu der Einsicht gekommen zu sein, daß die Hälfte der Beamten auf Formosa genügt. Die Schar unnützer Leute, auf die man, wenn man eine Präfektur oder Unterpräfektur betritt, stößt, soll bald verringert werden.

Sehr viel Geld und manche moralische Niederlage könnten sich die Japaner ersparen, wenn sie den Nationalstolz sowie den seit dem verflossenen Kriege unheimlich angewachsenen Fremdenhaß beiseite thun und eine Anzahl tüchtiger Kräfte von einer in Kolonialdingen erfahrenen Nation einsetzen wollten. Die chinesische Regierung hat mit der musterhaften Einrichtung der Zollverwaltung unter Sir Robert Hart die allerbesten Erfahrungen gemacht. Leider ist wenig Hoffnung vorhanden, daß in absehbarer Zeit eine Wendung der Verhältnisse zum Besseren eintritt, denn das ganze politische System Japans läßt, solange nicht eine gründliche Reform stattfindet, kaum hoffen, daß der Staatswagen ins richtige Geleise kommt.

Jeder vernünftige Japaner ist darüber keineswegs im unklaren, daß das amerikanische Princip, nach dem jeder neue Minister Beamte nach seinem Gutdünken ab- und einsetzen kann, der Korruption Thür und Thor geöffnet hat, daß mit dieser Regierungsmethode in der Verwaltung niemals feste, geregelte Verhältnisse eintreten können. Aber was nützt es, daß begabte Leute auf Regierungskosten nach Europa oder Amerika geschickt werden, um Specialstudien zu machen? Reich an Erfahrungen, als tüchtige Fachleute treten sie in den japanischen Staatsdienst, werden aber vielleicht schon beim nächsten Ministerwechsel — und die sind in Japan häufig wie Erdbeben — ihrer Stellungen



Ehemaliger Sitz eines Mandarinen in Bioretsu.

enthoben und oftmals durch Leute ohne alle Fachkenntnisse ersetzt.

Die politische Mißwirtschaft mit meinem Dolmetscher besprechend, besichtigte ich den von seinem Herrn im Stich gelassenen Besitz. Ein Gang durch diesen brachte in vielfacher Hinsicht Belehrung; denn, wohin man blickte, gewann man die Überzeugung, daß der Geschmack des Chinesen, seine Ansichten über Schönheit, sein ästhetisches Empfinden, sein Wohlbehagen mit dem unseren nie und nimmer in Einklang zu bringen sein werden. So liebt er unter anderem statt eines Gitters oder eines Zaunes Mauern mit fensterartigen Ausschnitten, die die Form von Vasen, Blumen, Schmetterlingen oder Wolken haben (Abbild. S. 121 u. 124). Die Langseiten eines seeartigen Teiches begrenzten in Felder geteilte Mauern. In einzelne dieser Felder waren große, etwa zehn Fuß hohe Vasen ausgespart; darüber befanden sich, in Stuck ausgeführt, Päonien, Lilien und andere Blumen, natürlich in der der Vase entsprechenden Größe. In anderen Mauerfeldern waren in ganz derselben Art eine Fledermaus mit ausgebreiteten Flügeln, ein Blatt, von dem die Struktur, ferner ein Schmetterling, von dem der Körper und die Fühlhörner in Mauerwerk ausgeführt, ausgespart worden.

Seltsamkeiten aller Art sah man in den verschiedenen Höfen der ehemaligen Residenz des chinesischen Nabobs in großer Mannigfaltigkeit, aber es war doch alles harmonisch, in einheitlichem, streng chinesisch klassischem Stil gehalten. Es gab keine monströsen, krankhaften Ausgeburten einer verkrüppelten Phantasie, wie man sie z. B. so zahlreich im Palaste und Garten Pallagonias bei Palermo findet, der bekanntlich schon Goethe entsetzte.

In fußhohen, ummauerten Beeten standen hier ein verkrüppeltes Mumebäumchen, dort grabsteinartige, plattenförmige Felsblöcke, in deren Vorderseite Gedichte eingemeißelt waren, die der Stimmung des Ortes entsprachen.



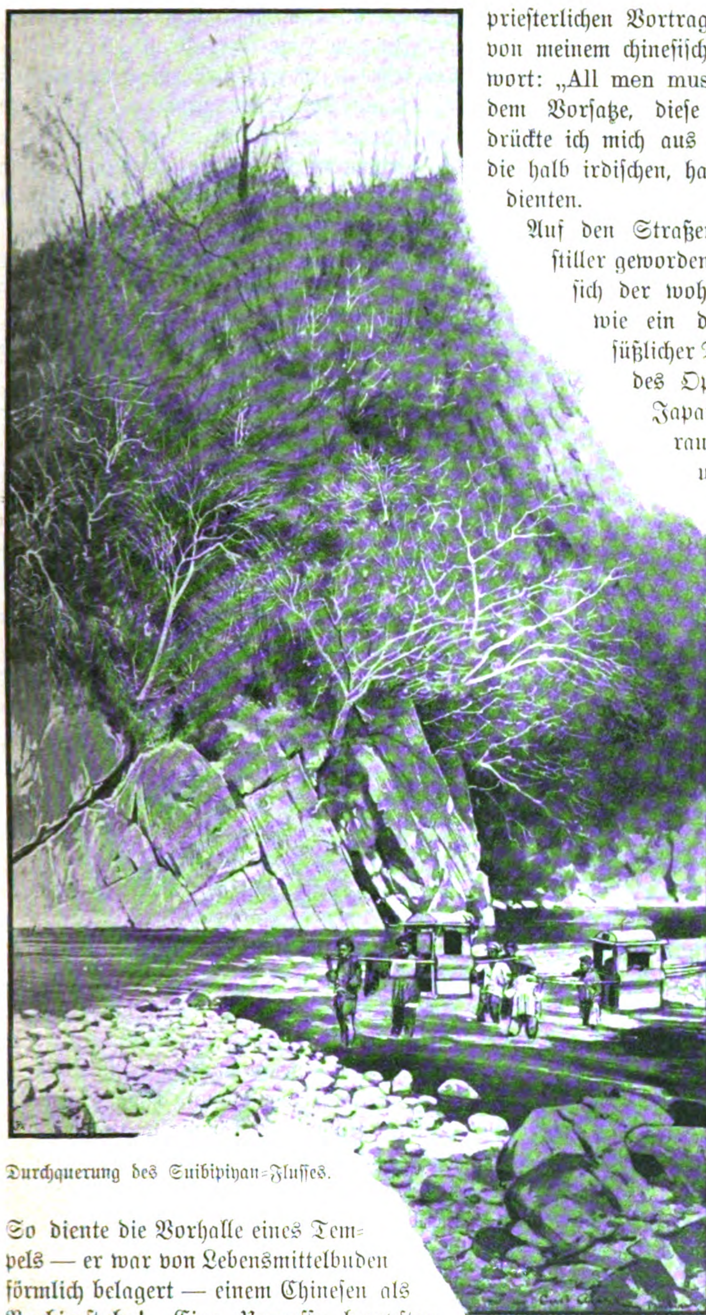
Abstieg zum Suibipiyan-Fluß.

Ein Hof war besonders reich an künstlich entstelltem Baum- und Strauchwerk. Diese verkrüppelte, künstlich zurückgehaltene, zugestutzte Natur erweckte in mir Vergleiche mit den verkrüppelten Füßchen der armen Chinesinnen. Pflanzen und Mädchen wird bei den Chinesen die gleiche Behandlung zu teil: sie können sich beide keines freien Wachstums erfreuen.

Von einzelnen Pavillons aus genoß man mit nichts zu vergleichende stimmungsvolle Bilder, die eigenartige Schönheiten einer unserem künstlerischen Empfinden so fern stehenden Welt widerspiegelten. Sie kann unsere Sinne, unseren Verstand beschäftigen, das Ungewöhnliche kann uns in Erstaunen versetzen, aber nicht erwärmen; es erscheint uns widersinnig und fremdartig.

Noch mehr wollte ich von der Stadt Shinchiku sehen. Deshalb verließ ich das ehemalige Buen retiro des reichen Chinesen und stürzte mich durch die volkbelebten Gassen, um an dem munteren Treiben der geschäftigen Menge Beobachtungen zu machen. Hier wie in anderen Chinesenstädten sah ich bei den Stadtthoren und vor den Tempeln hochgemauerte Öfen stehen. Eine Öffnung in der Mitte dient dazu, um nachgemachtes Papiergeld, mit Gold- und Staniolflecken verzierte Papiere zu verbrennen. Die Erzeugung des sogenannten falschen Papiergeldes hat sich bei den Chinesen zu einem sehr ausgedehnten Gewerbe entwickelt. So sah ich in Bang-ka Dutzende von Geschäften, die sich nur mit der Verfertigung dieses vielbegehrten Artikels beschäftigen. Nach Confucius soll das Verbrennen von Papier nämlich eine den Göttern wohlgefällige That sein; daher verbrennt der Chinese, um diesen seinen Dank abzustatten, sei es bei Abschluß von gewinnbringenden Geschäften oder bei irgend einem Feste, sogenanntes falsches Papiergeld. Auch um den Seelen seiner Angehörigen Unabhängigkeit in der Geisterwelt zu erkaufen, bringt man gern solche Opfer.

Geschäftliches Treiben dicht vor, ja sogar in dem Tempel scheint der Chinese nicht anstößig zu finden; wenigstens läßt er sich in seiner Andacht dadurch keineswegs stören.



Durchquerung des Suibipiyan-Flusses.

priesterlichen Vortrages fragend, erhielt ich von meinem chinesischen Diener Lin zur Antwort: „All men must be good boy.“ Mit dem Vorsatze, diese Lehre zu beherzigen, drückte ich mich aus diesen heiligen Hallen, die halb irdischen, halb himmlischen Zwecken dienten.

Auf den Straßen war es mittlerweile stiller geworden. Die Bewohner gaben sich der wohlverdienten Ruhe oder, wie ein die Luft durchziehender süßlicher Duft verriet, dem Genuß des Opiumrauchens hin. In Japan selbst ist das Opiumrauchen gesetzlich strengstens untersagt. Übertretungen werden sogar mit Gefängnis bestraft. So erinnere ich mich, daß ein in Nagasaki lebender Chinese wegen Opiumrauchens zu mehreren Monaten Gefängnis verurteilt wurde; doch auch der japanische Theehausbesitzer, der diese Leidenschaft duldete, entging der Gefangenschaft nicht. Auf Formosa müssen die Japaner natürlich von solchen Maßregeln abstehen, denn ein dahin zielendes Verbot hätte zweifellos einen Aufstand im Gefolge, ebenso wie in Deutschland ein Erlaß, der den Genuß des Bieres untersagte.

Auch ohne Opium geraucht zu haben, schlief ich, in meine Yadoya zurückgekehrt, bald fest ein, aber die Moskitos machten meinen Träumen bald ein Ende und plagten mich entsetzlich. Ich war froh, als der Morgen dämmerte und unser Zug der Stadt den Rücken gekehrt hatte. Auf einem erhöhten Damme, zwischen überschwemmten Reis- und Schlammfeldern, ging es vorwärts.

So diente die Vorhalle eines Tempels — er war von Lebensmittelbuden förmlich belagert — einem Chinesen als Barbierstube! Eine Unmasse bezopfter Kunden, die sich den Schädel rasieren lassen wollten, lungerte dort umher, bis endlich die Reihe an sie kam. Vier oder fünf Schritte davon entfernt saß in der Haupthalle, bei offenen Thüren, auf einem Podium ein Priester; er las aus einem schmalen, langen Buch der gespannt zuhörenden Menge mit lebhafter Gestikulation vor. Nach dem Inhalt des

Nach einiger Zeit wandte ich mich um und bewunderte staunend das Schauspiel der Morgendämmerung: wie der Riesenkörper eines Ungetüms lagen die Stadtmauern hinter mir; das Thor schien den Kopf zu bilden. Graue, regenfeuchte Wolken, von rotglühenden Streifen durchzogen, lagerten über dem Koloß. Da erhob sich — es war ein Anblick von schauriger Schönheit — der düster glühende Sonnenball wie eine zürnende Gottheit. Dräuend schien er über den Zinnen der Stadt aufzusteigen, diese gleichsam in Flammen setzend. In diesen Augenblicken wurde mir begreiflich, wie in früheren Zeiten abergläubisches Volk solche unheimliche, zufällige Naturerscheinungen als Vorboten großen Unheils, wie Krieg, Pest, Hungersnot, betrachten konnte.

Meine Leute drängten vorwärts; weiter ging es durch Flachland. Laubbäume fehlten dem Landschaftsbilde, doch längs der Straße wuchsen nicht einzeln, sondern, chaotisch ineinander verschlungen, oft undurchdringliche Gruppen bildend, die Stämme der oftmals schraubenartig gewundenen, palmenartigen Pandanen. Wegen ihres unregelmäßigen Wuchses sind die Pandanen besonders interessant. Die teilweise über den Boden ragenden Stelzenwurzeln, die Stämme mit leuchterartig gestellten Ästen, die federbuschartigen Kronen, sowie die ananasähnlichen, aber ungenießbaren Früchte verleihen diesem Baume ein oft phantastisches Aussehen. Die Mannigfaltigkeit der Form ist so groß, daß man sie gar nicht auf einmal übersehen kann (Abbild. S. 125).

Die erste Raststation war Chozan, ungefähr fünf englische Meilen von Shinchiku entfernt; sie bot so recht das Bild eines in der formosanischen Ebene des Westens gelegenen kleinen Ortes. Teils zwischen mächtigen Fikus-, teils zwischen Pandanusgruppen und Malvenbäumen versteckt lagen die ebenerdigen Chinesenhäuser, hier vielfach gemauert. Büffelwagen mit den kolossalen, speichenlosen Scheibenrädern standen neben Pflug und allerlei Ackergeräten in den Gehöften umher (Abbild. S. 128 u. 129). Aus einem Hause dringende, wirr durcheinander schwirrende, zahllose Kinderstimmen verrieten, daß hier eine chinesische Schule sei, in der alle Kinder gleichzeitig laut lernten, wie dies bei allen orientalischen Völkern üblich ist. In dem Hofe eines kleinen Confucius-Tempels — mehrere furchterregende Helden waren auf das Thor gemalt — lag eine alte Kanone am Boden. Auf dieser saßen die Weisen des Dorfes und hielten anscheinend Rat. Außerhalb des Ortes, einsam zwischen Feldern, lag ein chinesisches Frauenkloster; eine alte confucistische Priesterin mit vielen Novizen erging sich in dem eingezäunten Gartenhof.

Westwärts umbiegend, näherte sich die Straße dem Meere; reizende Ausblicke erschlossen sich dem Wanderer. Scharen männlicher und weiblicher kampferduftender Kuli — sie unterscheiden sich im Aussehen fast gar nicht, denn sie sind beinahe gleich gekleidet — liefen mit Hüten aus Bambusbast im Gänsemarsch einher, die ersten Anzeichen, daß wir uns den Kampferdistrikten allmählich näherten. Die Kuli kamen von einer Kampferdestillation, sie trugen teils an Stangen, teils in Blechbüchsen, Kistchen, teils in Säcken Kampfer oder Kampferöl zur nächsten Hafenstation oder zum nächsten Fluß, um die Güter zu verschiffen. Diese ächzende, schwitzende, in gleichmäßigem Hundetrab einhertrottende Menge, der die unter ihrer Last sich biegenden Bambusstangen quietschend den Takt schlugen, verbreitete wieder einmal einen betäubenden Duft. Die Träger halten sich stets ängstlich, Karawanen bildend, aneinander, um vor Überfällen geschützt zu sein. Sie erinnern einen daran, daß man sich den Gebieten nähert, in denen noch täglich, wenn auch nur im kleinen, zwischen Ureinwohnern und habgierigen chinesischen Kolonisten Kämpfe stattfinden.

Die sandigen, oft an die Ostsee gemahnenden Dünen, die ich nun durchzog, waren meist mit hohem Schilf und anderen hochwachsenden Gräsern bedeckt. Es waren neue, teils durch Erderhebungen, teils durch Anschwemmungen des Meeres entstandene Landstriche; denn die Brandung treibt während der Monsunzeit nicht nur vom Meeresgrund aufgewühlte große Sandmassen dem Ufer zu, sondern auch von den steilen Gebirgsflüssen angeschwemmtes Erdreich und Geröll.

Nach mancherlei abenteuerlichen Erlebnissen näherten wir uns endlich den aus Lehmziegeln aufgeführten Stadtmauern Bioretsus

oder Miao-lis (chinesischer Name). Durch ein ganz nach einer Seite hinneigendes Stadtthor, das nächstens in den kühlen Fluten eines vorüberfließenden Baches ein feuchtes Grab finden dürfte, hielten wir unseren Einzug. Zwischen Feldern tauchte auf einmal ein ausgebreiteter Gebäudekomplex mit stark geschweiften Dächern auf. Jedenfalls war er früher die Residenz eines Mandarinen (Abbild. S. 131). Nun aber dient er, mit dazugehörigen Verwaltungs-Gebäuden nebst Wohnungen für die Beamten und dergleichen mehr, den Japanern als Regierungssitz.

Meine über und über mit Kot bespritzten Kuli setzten ihre Bürde bei strömendem Regen ab, was mich nicht nur der Leute, sondern auch meinetwegen freute, da ich in der Sänfte kreuzlahm geschüttelt worden war.

Nach kurzer Rast begann ich bereits am nächsten Morgen um vier Uhr meine Leute aufzutrommeln, packte, kochte mein Frühstück und sandte zu den Sänftenkuli, die vom Polizeiamte aus schon für halb fünf Uhr bestellt waren. Natürlich waren sie nicht pünktlich zur Stelle, so daß wir erst um sechs Uhr bei strömendem Regen auszogen. Trotzdem waren Regierungsbeamte und Polizeioffiziere anwesend, um sich unter tiefen Bücklingen und Ergebenheitsversicherungen zu verabschieden.

Die ganze Welt lag wie in graue Nebellaken gehüllt, erst ganz allmählich zerteilten sie sich. Bewaldete Höhenzüge wurden zu beiden Seiten längs des Weges sichtbar. Der Himmel begann sich ob seiner Unfreundlichkeit zu schämen, und er verzog sein grämliches Gesicht zu einem Lächeln. Auch der Regen ließ an Heftigkeit nach, und bei Katosho, der zweiten Raststation, drang die Sonne siegreich durch das finstere Gewölk.

Nun begann die Kletterei über den Kotazan. Sorglos saß ich in der Sänfte und hatte keine Ahnung, daß mich meine Kuli an senkrecht aufsteigenden und senkrecht abfallenden Felswänden auf schmalstem Wege tragen würden, denn sonst wäre ich wohlweislich ausgestiegen. Die armen Teufel quälten sich fürchterlich, mir aber ward in meiner Sänfte von Minute zu Minute unbehaglicher zu Mute. Auf einmal sah ich, als der Weg eine scharfe Biegung machte, wie meine Sänfte über dem Abgrund baumelte. Dabei stolperte bald dieser, bald jener Kuli, und ich schwebte mehrere Minuten hindurch in der äußersten Lebensgefahr.

Thalabwärts steigend, gelangten wir mittlerweile in das mit Geröll und Schutthaufen bedeckte Flußbett des Suibipiyan (Abbild. S. 132 u. 133), der einer ganz unwirtlichen, noch unbekannten Gegend entspringt und sich in den Koriuke ergießt. Die Natur in dem sich vielfach windenden Thal steigert sich zu hochromantischer Schönheit. Zu beiden Seiten ragen fast senkrecht dichte, noch unberührte Wälder empor, deren Boden reich an Petroleum sein soll. Die Thalsohle wird von dem wildschäumenden Suibipiyan und anderen sich in tummelnder Eile überstürzenden Gebirgsbächen durchzogen.

Eine halbe Stunde, nachdem wir die letzte Furt passiert hatten — was wegen der starken Strömung mit Schwierigkeiten verknüpft war —, stießen wir abseits vom Wege auf die aus zwei Hütten bestehende Ansiedelung „Suibison“ (Suibi heißt Dorf), in der ich die ersten Wilden zu Gesicht bekam.

(Schluß folgt.)





Litterarische Rundschau.

Zu den Besprechungen neuer Goetheschriften im vorigen Heft hier noch ein paar Paralipomena. War Leipzig bereits damals mit zwei hervorragenden Festschriften zum 28. August vertreten, so folgen nun weitere durch Goethes Namen geweihte Städte: Frankfurt, Straßburg und Weimar.

In Weimar haben sich Großherzogliche Bibliothek, Goethe-Nationalmuseum und Goethe-Schiller-Archiv vereinigt, um des Dichters Vaterstadt und dem Freien Deutschen Hochstift **Weimars Festgrüße zum 28. August** (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger) in Gestalt eines würdig und vornehm nach Art der Sophienausgabe ausgestatteten Bandes darzubringen, in dem je ein Vertreter dieser drei Anstalten mit einem Beitrage erschienen ist. Über Johann Caspar Goethes Aufenthalt in Venedig handelt Paul von Bojanowski auf Grund der im Goethe-Schiller-Archiv verwahrten Originalhandschrift des Herrn Rats „Viaggio per Italia fatto nel anno MDCCXL, descritto da J. C. G.“, einer ziemlich umfangreichen, in Briefform gehaltenen Aufzeichnung, die Goethes Vater angeblich für einen Freund, wahrscheinlicher, seiner selbsterzieherischen Art entsprechender, für sich selbst über seine italienische Reise mit saurem Schweiße angefertigt hat. Nicht das Reisebuch an sich ist es, was den Verfasser und, dürfen wir hinzusetzen, uns selbst interessiert, sondern die Persönlichkeit dessen, der es niedergeschrieben hat und sich nun darin spiegelt. Deshalb ist auch aus der in ihrem ganzen Umfange nicht sonderlich fesselnden Darstellung eine bestimmte Episode, eben Goethes Aufenthalt in der Lagunenstadt, herausgegriffen worden, damit die Gestalt des Reisenden sich desto kräftiger von dem Hintergrunde abhebe. Von dem anmutigen Farbenschmelz, von der prächtigen Plastik, mit der Wolfgang Goethe Land und Leute in seiner italienischen Reise zu schildern weiß, haben die Briefe seines Vaters nichts. Aber die einfache Natürlichkeit seiner Erzählung, sein gesunder Sinn und derber Humor sprechen an, und eines hat er doch unverkennbar mit seinem großen Sohne gemein: die Fähigkeit, allen Dingen ein Interesse abzugewinnen und sie lebendig auf sich wirken zu lassen. Durch einen Wall von Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten muß er sich durchwinden. Dann aber kommt er doch noch gerade recht zum Venediger Karneval. Landschaft und Kunstschätze fesseln ihn wenig, desto mehr die Menschen und alles, was für das „Gemein-Interesse“ von Bedeutung ist. Hart und derb geht er mit den Unsitten der Stadt ins Gericht, mit einer gewissen weltmännisch galanten Behaglichkeit verweilt er bei den eleganten Lustbarkeiten der vornehmen Gesellschaft, in die er sich hatte einführen lassen. Unwillkürlich denkt man, wenn man den steif abgemessenen Herrn Rat sich hier so frei und ungezwungen bewegen sieht, an eine hellseherische Bemerkung des Sohnes in „Dichtung und Wahrheit“: „Mein Vater mochte sich auf Reisen und in der freien Welt, die er gesehen, von einer eleganteren und liberaleren Lebensweise einen Begriff gemacht haben, als sie vielleicht unter seinen Mitbürgern gewöhnlich war.“ Auch unter den Künsten belustigt ihn am meisten die geselligste: die Musik, — kein Wunder freilich in Venedig, das damals als der Mittelpunkt des musikalisch-theatralischen Lebens gelten durfte. Dagegen lassen ihn die Kirchen, die Prokuratien, die beiden Arsenale, der Dogenpalast und die Paläste der Adelsfamilien ziemlich kalt; die Neigung für eine gewisse bürgerlich-idyllische Malerei, wie er sie in seinem Verkehr mit Nothnagel, Seekatz, Junker, Trautmann und Schütz an den Tag legte, schlummerte noch. Sonst läßt er seinem Temperament gern einmal die Zügel schießen; namentlich bei der Besprechung gewisser hierarchischer Anmaßungen und kirchlicher Mißstände nimmt er kein Blatt vor den Mund. Unschwer erkennt man schon hier denselben echt deutsch gesinnten, geradsinnigen Charakter, der sich später bei der berühmten Begegnung mit dem „Königslieutenant“ Thoranc nach der unglücklichen Schlacht von Bergen so drastisch bewährte. Ungleich wohler als in den Kirchen und Klöstern fühlt sich Goethe in den Bibliotheken und Buchläden, tiefen Eindruck auf den Frankfurter Bürger machte offenbar auch das Staatswesen der reichen aristokratischen Republik mit ihrer fest im Herkommen wurzelnden Politik, und voll befriedigt zeigt er sich insbesondere von der „Harmonie im Verkehr der Stände miteinander“. Dies nur ganz wenige Stichproben aus dem Inhalt des Goetheschen Reisejournals. Soviel erhellt aber auch wohl

schon aus diesen, daß der ältere Goethe Italien durchaus nicht so philisterhaft, ja banausisch gegenüberstand, wie es nach dem aus einer augenblicklichen üblen Laune geborenen, seit Merck so berüchtigten „Handwerksburschenbrief“ an seinen Freund, den Sekretär des Grafen Seckendorff, scheinen möchte, worin es allerdings heißt: „Man bringt nichts nach Hause als einen Kopf voll Kuriositäten, für welche man insgesamt, wenn man sie in seiner Vaterstadt auf den Markt tragen sollte, nicht zwei bare Heller bekäme.“ Ja, wir werden uns nun doch auch sonst bequemen müssen, das Bild des Herrn Rats hinfort in etwas anderer Beleuchtung zu sehen als bisher, und wenn ich diese in vielen Beziehungen dankenswerte Darstellung Bojanowskis ein paar Wochen früher zu Gesicht bekommen hätte, würde ich Felicie Ewarts letzthin hier angezeigtes Buch über Goethes Vater doch noch etwas günstiger und anerkennender beurteilt haben. Zwar der Hang zum Lehrhaften, der etwas steifleinene Pedantismus und die nüchtern-trockene Anschauung, Eigenschaften, die seit Lavaters Charakteristik von seinem Bilde unzertrennlich sind, finden wir auch hier wieder, aber nirgendswo läßt sich etwa eine Spur von Niedrigkeit der Gesinnung entdecken, von genußsüchtiger Frivolität, von dumpfer Beschränktheit. Dagegen tritt vielmehr eine kernige Natürlichkeit, ein gerader Verstand, ein ruhiges, besonnenes Urteil, eine lautere Rechtschaffenheit, eine lebhafte Aufmerksamkeit für Dinge der öffentlichen Wohlfahrt unverkennbar überall hervor. — Auch der zweite Beitrag des Bandes beschäftigt sich mit Goethes Vater: Dr. C. Ruland, der Direktor des Goethe-National-Museums, geht Des Herrn Rat Haushaltungsbuch (1753 bis 1779) durch, dessen Original 1885 bei der ersten Musterung der Goetheschen Bibliothek gefunden wurde, und vermerkt daraus namentlich alles das, was für die Knabenjahre Wolfgangs von Bedeutung sein kann. Auch hier wird das bisher gar zu sehr grau in grau gemalte Bildnis des Vaters durch einige neue freundliche Lichter aufgehellt. „Selbst die flüchtigen Notizen, die wir dem Hausbuche entliehen haben,“ sagt der Verfasser zum Schluß, „genügen, um den Herrn Rat als den treusorgenden Haus- und Familienvater, als den hochgebildeten, stets noch nach Erweiterung seines Wissens strebenden Mann erkennen zu lassen, von dem der große Sohn nicht nur die Statur und die ernste Führung, sondern auch sehr viele Züge des Wesens und Seins geerbt hat.“ — Der dritte und letzte Beitrag, aus den Schätzen des Goethe-Schiller-Archivs geschöpft und vom Archivar Julius Wahle bearbeitet, führt uns gleichfalls in Goethes Vaterstadt. Und zwar sind die Briefe ausgewählt, die Goethe während seines Frankfurter Aufenthalts in Sommer- und Herbsttagen 1814 an Christiane Vulpius, seine Gattin, in sein Haus am Frauenplan schrieb. Wichtig und wertvoll für Goethes weitere Entwickelung ist aus dem Inhalte dieser bisher ungedruckten, hier nun vereinigten sechs Briefe sein überall hervortretendes Interesse für die alte deutsche Kunst und besonders für die Bestrebungen der Brüder Boisserée, denen er dann während eines Ausflugs nach Heidelberg eifrig nachging. Sonst kann man über Redseligkeit in diesen Briefen nicht klagen. Im Gegenteil, man merkt deutlich, wie der Fünfundsechzigjährige sich bemüht, das Geheimste seiner Seele zu verschließen: Marianne von Willemer, der doch damals sein Herz gehörte, wird nur kurz und beiläufig genannt, von dem dichterischen Ertrag der Wochen ist kaum die Rede. Und doch offenbart sich dann und wann warme Neigung und zarte Sorge für die Gattin und den Sohn, besonders schön und rührend weil so einfach, zum Schluß des letzten Briefes: „Heute Donnerstag d. 20ten gehe ich nach Hanau und bin Dienstag oder Mittwoch, wills Gott in Weimar. Ich freue mich sehr Euch wieder zu sehen. Es ist der Aussenwelt nun genug, wir wollen es nun wieder im Innern versuchen. Lebt wohl und liebt! G.“

Einen anderen Aufenthalt Goethes in seiner Vaterstadt (im Jahre 1797 vom 3. bis 25. August), den längsten, den er seit seiner Übersiedelung nach Weimar überhaupt in Frankfurt genommen hat, macht Ludwig Geiger zum Gegenstand seiner für Liebhaber Frankfurter Geschichte und Verehrer Goethes gleicherweise bestimmten Festschrift **Goethe in Frankfurt 1797.** (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten u. Loening). Die Studie zerfällt in zwei Hauptteile, einen kleineren urkundlichen, der die damals geschriebenen Frankfurter Briefe Goethes, seine Tagebuch-Aufzeichnungen u. s. w. enthält, und einen bei weitem umfangreicheren darstellenden Teil, der versucht, alles in diesen Quellen Erörterte oder Angedeutete zu erklären und so ein genaues Bild der vielseitigen Interessen zu geben, die Goethe damals erfüllten, der Umgebung und der Personen, inmitten deren er sich bewegte. So haben wir denn, wenn wir diese Veröffentlichung Geigers mit dem vorhin erwähnten letzten Beitrage der Weimarer Festschrift vergleichen, zwei längere zusammenhängende Briefsammlungen Goethes vor uns, die den Weg von Frankfurt nach Weimar nehmen. Aber zwischen ihnen liegen siebzehn Jahre, und ein Blick in die verschiedenen Aufzeichnungen genügt, um uns die gewaltige Wandlung zu zeigen, die inzwischen mit Goethe vor sich gegangen ist. Dort, im Jahre 1797, ein allseitiges vertrauliches, aus dem Vollen und Weiten schöpfendes Sichausgeben, in litterarischer, künstlerischer, gesellschaftlicher, familiärer Hinsicht — hier, im Jahre 1814, ein Sichverschließen, eine Zurückhaltung, eine Höhe und Würde, trotz gewisser warmer Wendungen, die die Vertraulichkeit entfernt. Schon rein äußerlich, wenn wir allein auf die Sprache sehen: welcher Unterschied zwischen 1797 und 1814! Dort voll ausströmende Perioden, schön gerundete Sätze, sinnlich erschaute und wiedergegebene Bilder, alles in Leben und Handlung getaucht, daß wir Dinge und Menschen gleichsam mit uns atmen fühlen — hier schon die ersten Anfänge des vielgescholtenen „Altersstiles“: eine die Sache

nur noch andeutende Wortkargheit, eine erhabene Starrheit und Rätselhaftigkeit in gewissen Ausdrücken, in der Wortwahl der Zug zum Typischen, zum Schicklichen, Wohlabgewogenen. Genug, man kann die ganze tiefe Wandlung, die Goethes Wesen um die Jahrhundertwende erfahren hat, an diesen Dokumenten studieren. Dabei darf man freilich nicht vergessen, daß Goethe während der drei Wochen 1797 unendlich viel mehr und Verschiedeneres sieht und erfährt, als während der paar Sommer- und Herbsttage 1814. Politik und Stadtverwaltung, die bildenden Künste, Bühne und Litteratur, Naturwissenschaften und Medizin, Gegenwart und Vergangenheit, die lebhafte Vaterstadt am Main, von der er ausgegangen, und die kleine Landstadt an der Ilm, in der er heimisch geworden, fesselten gleichermaßen seinen Blick, seine Phantasie, seine Feder. Geiger, der bewährte Herausgeber des „Goethe-Jahrbuchs“, ist all diesen Erlebnissen, Stimmungen, Begegnungen, Berührungen und Interessen mit liebevollem Fleiße nachgegangen und hat so in eine Episode Goetheschen Lebens Licht gebracht, die zwar nicht gerade zu den wichtigsten und bedeutsamsten gehört, aber als Überwindung der jugendlichen Stimmung, als Beginn der kontemplativen Periode manche sonst schmerzlich vermißte Aufklärung für Übergänge und scheinbare Gegensätze in Goethes Entwicklung verschafft. Dem Buche sind acht Abbildungen von Frankfurter Örtlichkeiten, Kunstwerken und Personen aus Goethes Kreis beigegeben. — Hinter Frankfurt, Leipzig und Weimar wollte auch Straßburg nicht zurückbleiben. So beschert es uns denn den zweiten unveränderten Abdruck der **Straßburger Goethevorträge** (Straßburg, Karl J. Trüber) und bestimmt ihren ungeschmälerten Ertrag großherzig zum Besten des für Straßburg geplanten Denkmals des jungen Goethe. Eröffnet wird die Sammlung mit einem schön abgerundeten Vortrage Prof. Ernst Martins über Goethes Stellung zur Dialektpoesie und Weltlitteratur, in dem die Darstellung von Goethes Verhältnis zu Voß, Hebel, Grübel, dem Straßburger Arnold, dem Dichter des „Pfingstmontag“, besonders interessieren muß. Dem „jungen Goethe“, der recht eigentlich in Erwins Münsterstadt heimisch, gilt Rudolf Hennings Aufsatz, der im Spiegel der Goetheschen Jugendpoesie zugleich trefflich die gesamte deutsche Litteraturbewegung der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zu erfassen und zu zeigen versteht. Die weiteren Arbeiten des Bandes behandeln „Goethe und Lili“ (Eugen Joseph), „Goethes Philosophie“ (Wilh. Windelband), „Goethe und die Antike“ (Adolf Michaelis), „Goethes Farbenlehre“ (Jak. Stilling) und „Goethes Faust“ (Theobald Ziegler); allen Beiträgen ist eine ansprechende, klare, plastische Darstellung nachzurühmen und eine innere Wärme, die auch den widerwilligsten Hörer und Leser für den Gegenstand gewinnen muß. F. D.

Unter den in den letzten Monaten erschienenen Reisewerken nimmt das zweibändige Werk **Durch Asiens Wüsten**, in dem der kühne schwedische Forscher Sven Hedin über seine dreijährigen Reisen in Pamir, Lop-nor, Tibet und China berichtet, zweifellos eine der ersten, wenn nicht überhaupt die erste Stelle ein. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Was Verwegenheit und Abenteuerlichkeit angeht, so läßt sich dieser Reisebericht nur mit Nansens grandiosem Nordpolwerk vergleichen: wie dort der starre Dämon Eis, so ist es hier die furchtbare feindliche Macht der Wüste, deren siegreiche Überwindung den Lorbeer um die Schläfe des stolzen Helden windet. Noch bunter und bewegter aber spielt sich, wie ohne weiteres einleuchtet, auf diesem Schauplatz, dem verworrensten Völkerlabyrinth, das die Welt kennt, der Zusammenstoß des Europäertums mit dem mehr oder minder civilisierten Barbarentum der Asiaten ab. Unter den Gebieten, die Sven Hedin durchstreift hat, befindet sich eine ganze Anzahl, die von dem Fuße eines Europäers überhaupt noch nicht betreten worden sind; daher der Nimbus des Heroischen und Abenteuerlichen, der das sonst so ernste Buch umgiebt, daher das poetische Gefühl eines naiven odysseushaften Heldentums, dessen man sich beim Lesen manches Abschnittes nicht erwehren kann. Auch solche Empfindungen gehören zu den absterbenden Mächten unseres Gemütslebens; wer weiß, ob man zu Ende des nächsten Jahrhunderts überhaupt noch mit ihnen rechnet. Wir gehen, wie auch der Verfasser mit Recht hervorhebt, in der Geschichte geographischer Entdeckungen einer neuen Epoche entgegen, in der die Pioniere ihre Rolle bald ausgespielt haben und in der die weißen Flecke auf den Karten der Festländer zu einem Nichts zusammenschrumpfen werden. Der Ruhmestitel „er war der erste“, noch vor einigen Menschenaltern in der Länder- und Völkerforschung so beliebt und geläufig, wird dann nur noch einen geschichtlichen Wert haben; aus dem kühnen Vordringen wird ein fleißiges Eindringen werden. Freilich mögen dann erst recht beständig neue Lücken gefunden werden, die auszufüllen, immer neu sich auseinander erzeugende Probleme, die zu lösen sind. Auch für das innere Asien, das lange genug auf den Karten seine jungfräuliche Weiße bewahrt und sich allen Anstrengungen gegenüber als terra incognita behauptet hat, ist nach Sven Hedins Zügen dieser Zeitpunkt, wenn nicht in nahe, so doch in absehbare Aussicht gerückt. Übrig bleiben freilich auch jetzt noch ungeheure Strecken der schwer zugänglichen Wüste Gobi, endlose Flächen des Hochlandes von Tibet. Was für gewaltige Probleme harren hier noch ihrer Lösung! Die Entdeckung neuer Gebirgsketten, Seen und Flüsse, die Auffindung von Spuren einer alten Kultur und von Altertümern, die über die Völkerwanderungen durch Asien Licht

verbreiten können, die Festlegung alter, jetzt verlassener Karawanenwege und schließlich die kartographische Aufnahme einer vollständig unbekannten Gegend: all das zieht den Forscher mit unwiderstehlicher Macht nach diesen fernen Ländern hin. Auch Sven Hedin stand unter diesem Bann wissenschaftlichen Ehrgeizes, und mit dem nie ermattenden Mute, den Forscherglut, Jugendwärme und männliches Kraftbewußtsein verleihen, ist er der gebietenden Stimme gefolgt. Sein Plan ging dahin, ganz Asien von Westen nach Osten, vom Kaspischen Meer bis Peking zu durchqueren und dabei besonders die am wenigsten bekannten Gegenden zu berühren. Jahre hindurch hatte er sich in der Studierstube darauf vorbereitet, um dann 1890/91 eine Rekognoscierungsreise nach dem russischen Turkestan und nach Kaschgar zu unternehmen, um zu untersuchen, ob diese Gegenden sich zur Operationsbasis für ein beschleunigtes Vordringen durch die unbekannten Gebiete eigneten. So vorbereitet und inzwischen durch die Freigebigkeit seines Königs wie zahlreicher Privatmänner finanziell gesichert, unternahm Hedin am 16. Oktober 1893 seine kühne Expedition, über deren beispiellos vielseitige Eindrücke, Erinnerungen und Forschungsergebnisse er nun in den vorliegenden zwei Bänden berichtet. Oder besser: die er schildert und erzählt; denn sein Werk ist ein Muster anschaulicher, spannender und immer von neuem fesselnder kunstvoller Darstellung, ein Werk von so bezwingender Gewalt der Erlebnisse, daß man immerfort das Wort auf der Zunge hat: nur Reisen ist Leben! Dabei verstehen und danken wir es ihm durchaus, daß er unter den wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Reisen eine Auslese getroffen hat und dafür die Schilderung des äußeren Verlaufes der Wanderungen, der Länder, mit denen er in Berührung gekommen, der Abenteuer, die er und seine Leute bestanden, desto ausgiebiger und lebendiger behandelt hat. Dazu kommt noch, daß Sven Hedin wie Frithjof Nansen nicht bloß ein hervorragender Schriftsteller, sondern auch ein tüchtiger Zeichner ist. Für jedes einzelne der über zweihundertsechzig Abbildungen, Tafeln und Karten, die die Schilderung der wichtigen Situationen und Punkte auf der Reise erläutern und beleben, hat der Forscher selbst ein reiches Material an Skizzen und Entwürfen zur Hand gegeben, die dann von schwedischen Künstlern genau nach diesen Vorlagen und Angaben ausgeführt, also keineswegs als mehr oder minder freie Phantasiegebilde zu betrachten sind. So führt uns nun der äußerst lebendige und anregende Text, unterstützt von den mannigfaltigsten Bildern, über Orenburg, Taschkent, Margelan an das „Dach der Welt", nach Pamir, dann weiter nach Kaschgar, an den Fuß des Mustag-ata und auf neuen Bahnen quer durch Pamir, dann zurück nach Kaschgar und nun der Wüste entgegen! Nicht lange, so steigt auch hier das furchtbare Wüstengespenst des Wassermangels empor: die Kamele sterben, Sandstürme umhüllen den Zug tagelang, das letzte Schaf, die letzten Hühner werden geschlachtet, endlich macht sich Sven Hedin mit seinem treuen Begleiter Islam Bay allein auf, um das ersehnte Naß zu finden. Wie sie dann die erste Tamariske entdecken, in den Wald am Ufer des Chotan-dorja gelangen und endlich, endlich nach langem vergeblichem Suchen wieder den ersten erquickenden Wassertrunk schöpfen — das liest sich wie ein kleines Heldenepos und reißt uns mit Herz und Seele hinein in diese moderne asiatische Odyssee. — Der zweite Band ist im wesentlichen den Fahrten durch Tibet und China gewidmet. Die Karawane geht wieder von Kaschgar aus und dringt über Chotan tiefer und tiefer in die Wüste Gobi vor. Eine uralte verschüttete Stadt, ein Pompeji der Wüste, erschließt den Reisenden seine lange vergrabenen Schätze, ein unbekannter Hirtenstamm wird von ihnen entdeckt, die Urwälder des Tarim öffnen sich vor den erstaunten Blicken ... genug, man könnte Seiten und abermals Seiten füllen allein mit den Ortsbenennungen, die uns auf den verschiedenen Expeditionen Sven Hedins begegnen, und doch würde man nur eine ärmliche Vorstellung geben können von dem unendlichen Reichtum an neuen geographischen wie ethnologischen Beobachtungen und den abenteuerlichsten Erlebnissen, der aus diesen beiden Bänden hervorquillt.

Im Vergleich zu den ungeheuren Länderstrecken, die der schwedische Forscher durchquert hat, ist Palästina, das heilige Land Asiens, nur ein kleiner Erdengarten. Und doch, welch gewaltige Geschichte hat sich in seinem engen Gehege abgespielt! Hier haben die vorgeschichtlichen Erinnerungen des Volkes Israel ihre Stätte, hierher pilgerte seine unbezwingliche Heimatsehnsucht aus der ägyptischen Verbannung, hier schlägt es dann für fast ein Jahrtausend seine Hütten auf, um nun jahrhundertelang in ein weltvergessenes Stillleben zu versinken, aus dem erst die beispiellose Bewegung des Christentums es wieder emporreißt. Doch bald weben sich wieder Träume über die heiligen Stätten, denen der Halbmond seinen blutigroten Schein leiht. Da plötzlich taucht es abermals auf und erregt in den Kreuzzügen eine der großartigsten kriegerischen Unternehmungen, die die Menschengeschichte kennt. Kriegerisch und friedlich zugleich; denn diese gewaltigen Expeditionen erst schlagen die kulturverbindende Brücke zwischen Abend- und Morgenland. Und abermals sinkt die Asche des Vergessens über das kleine Land, bis unsere Tage, unter dem Banne eines mächtigen Willens, dem das Ideal eines weltumspannenden Verkehrs, einer realen Belebung toter Schätze der Vergangenheit vorschwebt, sich mit neuem, gesteigertem Interesse ihm zuwenden. Das alles, diese ganze Ebbe und Flut von historischen Geschehnissen, mit mannigfaltigen Ausblicken nach allen Seiten des Kulturlebens, läßt Prof. Dr. H. von Soden, dessen Feder uns erst kürzlich mit Reiseschilderungen aus dem heiligen Lande erfreut hat, in dem hübschen Büchlein **Palästina und seine Geschichte** an uns vorüberziehen, das soeben als

sechstes Bändchen der wissenschaftlich-gemeinverständlichen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ erschienen ist. (Leipzig, B. G. Teubner.) Wir begrüßen in dem Heft eine durch und durch erfreuliche litterarische Erscheinung von großen Zügen, klarer, lichtvoller Darstellung, warmer, dichterisch bewegter Sprache und einer inneren Begeisterung für den Gegenstand, die, ohne sich irgendwie aufzudrängen, den Leser wie auf unsichtbaren Flügeln über Zeit und Raum dahinträgt.

Seit Victor Hehn sein köstliches Buch über Italien geschrieben, hat sich selten wieder jemand so liebevoll und verständnisinnig in den Charakter und die Lebensbedingungen des rätselhaften, widerspruchsvollen und doch so anziehenden Volkes vertieft wie P. D. Fischer, der kenntnisreiche Verfasser der lehrreichen „Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen“. Er hat soeben eine Reihe von Studien über die politischen, wirtschaftlichen und socialen Zustände des Landes unter dem Titel **Italien und die Italiener am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts** (Berlin, Julius Springer) erscheinen lassen, die sich zu den landläufigen enthusiastischen Reiseschilderungen etwa verhalten wie nahrhaftes hausbackenes Brot zu süßen Baisers. Thatsächlich war trotz der Fülle von Einzelschriften, die sich in kritischen Erörterungen über das heutige Italien ergehen und mit Reformvorschlägen eine Verschwendung treiben, als seien es Brombeeren, bis heute immer noch der bittere Ausspruch eines der landeskundigsten Italiener, Cesare Correnti, zutreffend: „Ein Buch, das uns Italien so zeigt, wie es gegenwärtig ist und wie es zu werden im Begriffe steht, besitzen wir nicht.“ Nun wird diese Klage verstummen müssen. Denn Fischers Veröffentlichung ist von Grund aus auf realem Material, auf amtlichen statistischen Angaben aufgebaut, über deren Verwertung ein geschulter praktischer Blick und eine langjährige Vertrautheit mit Land und Leuten gewacht hat. Und doch hat die künstlerische Darstellungsgabe des Verfassers diese rohen Bausteine so dekorativ anzuordnen und zu umkleiden verstanden, daß man eine fast ungetrübte ästhetische Freude an dem Ganzen haben kann. Wohlthuend berührt an dem Buche vor allem der weite Blick, der niemals an Einzelheiten haften bleibt, sondern alles gleich als Metall für den großen einheitlichen Guß ansieht, aus dem dann das schöne, klare Ganze ersteht — das Werk eines Idealisten, aber geschaffen aus einem Geiste, der sich, abhold aller Spekulation, rein an das reale, greifbare Leben der Wirklichkeit hält.

Einen leichteren, ich möchte sagen: novellistischen Zug trägt das neueste Reisebuch Rudolf Lindaus, dessen Erinnerungen „Aus China und Japan“ noch in gutem Gedächtnis sein werden. Diesmal ist er nicht so weit in die Ferne geschweift, sondern beinahe „zu Hause“ geblieben, worunter man freilich sein „Zu Hause“, die Märchenstadt am Goldenen Horn, verstehen muß. Seine **Zwei Reisen** (Berlin, F. Fontane u. Co.) sind eigentlich nur Ausflüge, die der Verfasser von Konstantinopel aus unternommen hat, aber der vornehme Weltmann weiß sie mit seiner geist- und lebensprühenden Plaudergabe so auszubeuten, als wären es Weltreisen in neue, bisher unbekannte Gegenden. Dabei steht hinter dem liebenswürdigen Plauderer immer der ernste, objektive, historisch betrachtende Beobachter, der den Dingen auf den Grund geht und seine unbestochene Kritik an ihnen übt.

Es wäre ein Wunder, wenn heute in einer noch so kurzen Übersicht über Reiselitteratur China nicht vertreten wäre. So liegen denn auch diesmal wenigstens zwei Bändchen vor, die sich mit dem Reich der Mitte beschäftigen. Allerlei kulturhistorische Kapitel hat Ernst Ruhstrat zu einem handlichen Bande vereinigt — **Aus dem Lande der Mitte** (Berlin, Alfred Schall) —, der wesentlich praktische Zwecke der Belehrung verfolgt und in der That schnell und klar über die wichtigsten Zustände und Einrichtungen Chinas unterrichtet. Besonders für Marineoffiziere wird das Buch zu empfehlen sein — freilich nur wenn sie verstehen, manches, was der Verfasser nach englischen Quellen wiedergegeben hat, sich selbst unter deutsche Gesichtspunkte zu rücken.

Der Verfasser, der übrigens fast seit einem halben Menschenalter in China lebt, versucht in einem Kapitel seines Buches auch die chinesischen Religionsverhältnisse darzustellen, und solange man das liest, findet man seine Bemerkungen ganz hübsch und unterrichtend. Nur darf man sich, wie der Referent es gethan, nicht unmittelbar darauf in M. von Brandts Buch **Die chinesische Philosophie und der Staatsconfucianismus** (Stuttgart, Strecker u. Moser) vertiefen, eine auf geschichtlicher Grundlage ausgeführte, breit ausladende Entwickelungsgeschichte der verzwickten chinesischen Religionslehren des Confucius, des Mencius und des Laotse sowie der daraus abgeleiteten staatlichen Moralphilosophie: sonst empfindet man allzu schmerzlich den gewaltigen Unterschied zwischen einer gutgemeinten Dilettanten- und einer gediegenen, wertvollen Gelehrtenarbeit. Schon der Titel des Brandtschen Buches kennzeichnet den geistigen Zwiespalt, der durch die religiöse Weltanschauung der Chinesen geht, und in der That hat denn auch ihre Philosophie seit den ältesten Zeiten zwei Richtungen eingeschlagen, von denen die eine, der Taoismus, ihrer ursprünglichen Gestalt nach als die metaphysisch-theosophische, die andere, der Confucianismus, als eine ethisch-materialistische oder, wenn man will, als eine ethisch-politische bezeichnet werden darf. Was dem Confucianismus das Übergewicht gegeben und ihn schließlich nach mancherlei Anfeindungen zur Staatsreligion erhoben hat, war sein hervorstechendes Verständnis und Interesse für die praktischen Seiten des Lebens, seine do-ut-des-Moral, die tüchtiger Arbeit tüchtigen Lohn verhieß, während der von Laotse vertretene, früh mit buddhistischen Elementen durchsetzte Taoismus in Beschaulichkeit aufging, mit den Trieben und Begierden dieser Welt keine Kompromisse schloß und statt der blanken Bar-

zahlung, auf die der „Weltweise“ aus Kin-fu zu halten wußte, lieber Wechsel auf das „Jenseits“ ausstellte. Dies ist nun ein Begriff, der für Confucius so gut wie gar nicht vorhanden. „Er sprach mit Vorliebe von dem Gewöhnlichen; er sprach von dem, was man durch Thätigkeit und darauf beruhende Kraft, und nicht von dem, was man durch überlegene Macht erreichen kann; er sprach von Zuständen der Ordnung, von menschlichen und nicht von überirdischen Dingen.“ Diesem durch und durch nüchternen Grundzuge des Confucianismus entspricht das persönliche Charakterbild seines geistigen Urhebers. Die Nachrichten schildern ihn als einen griesgrämigen, wenn auch nicht ganz humorlosen Herrn, als einen Peinling in Kleidung, Benehmen und Lebensgewohnheiten, „der alles weiß und alles kann und nie eine Gelegenheit vorübergehen läßt, dem Nächsten sein Besserwissen salbungsvoll zu Gemüte zu führen“, als einen Professor der Geschichte und Moral, der mit den Toten auf erträglichem Fuße steht, weil er sie kritisieren und citieren kann, ohne daß sie ihm widersprechen, der es aber den Lebenden nicht vergiebt, daß die Welt nicht nach seiner Flöte tanzt. Was er hinterlassen, sind Regeln praktischer Weltweisheit, einer hausbackenen Philosophie, die mit der Liebe des Kindes zu seinem Vater beginnt und mit der Liebe des Kaisers zu seinem Volke endigt. Dies letzte Motiv baut dann sein Enkel und Schüler Meng-tsze oder Mencius weiter aus, eine viel härter angelegte Natur und dementsprechend mehr auf das Politische und Sociale bedacht. „Alles für das Volk“ ist sein Hauptsatz, den er mit einer dem Confucius fremden Entschiedenheit vertritt. Im übrigen war auch er nur ein Reformator, kein Neuschöpfer, gerade wie Laotsze, der Gründer der metaphysisch-theosophischen Richtung in der chinesischen Philosophie, des Taoismus. Über die Bedeutung des Wortes „Tao“ hat sich schon mancher Gelehrte den Kopf zerbrochen; man kann es wohl am besten mit dem hellenistischen „Logos“, dem göttlichen Vernunftworte vergleichen, durch welches Gott nach der jüdisch-alexandrinischen Philosophie des Philo die Welt erschaffen haben soll. Jedenfalls läßt sich Laotszes religiöse Theorie am ehesten als eine kosmogonische Idee auffassen, in der das Wasser mit seiner Ruhe und Beschaulichkeit die höchste Stufe darstellt. Diese übersinnliche Abkehr von der Welt, die zudem bald in Adepten- und Nekromantentum ausartete, barg von vornherein den Todeskeim in sich; nur eine kurze Weile trat der Confucianismus etwas zurück, um sich dann desto siegreicher durchzusetzen und unter der jetzt regierenden mandschurischen Dynastie vollends die Gesellschaft zu beherrschen.

Eine so hausbackene Lebensweisheit, durch alle Stände des Volkes verbreitet und auf alle angewandt, kann natürlich nicht ohne Einfluß auf die einheimische Dichtung geblieben sein. Ein Heldenepos, wie es sonst wohl den Morgen eines tapferen Volkes verklärt, hat der Chinese nicht; selbst der abenteuerlich-romantische Feldzug des Generals Li Kuang-li in das Herz Westasiens (um 100 v. Chr.), der für eine chinesische Iliade wie geschaffen gewesen wäre, fand keine andere Verherrlichung als eine dürre prosaische Chronik in den Geschichtsannalen der Han-Dynastie. Das Menschenherz aber mit seinen großen, von Urbeginn gleichen Gefühlen bewährte sich auch hier mit der unwiderstehlichen Kraft des lebendigen Keimes, der den toten Stein sprengt: es sang seine Freuden und Schmerzen während der Tschou-Dynastie (1125 bis 225 v. Chr.) so gut wie in den darauf folgenden beiden Han-Dynastien und in der T'ang-Zeit, und selbst heute, unter der Herrschaft eines poetischen Reglementierbuches, gegen das die Tabulatur der Meistersinger ein wahres Sturm- und Drangevangelium, brechen sich noch immer vereinzelte Naturtöne ungekünstelten Gefühls Bahn, die aller Konvention und Vorschrift spotten. Als solche beredte Probe der chinesischen Lyrik, wenn auch schon aus älterer Zeit, begrüßen wir die **Blüten chinesischer Dichtung**, die A. Forke aus der Ursprache metrisch übertragen und vor kurzem in charakteristischer Ausstattung (mit einundzwanzig Reproduktionen nach chinesischen Original-Pinselzeichnungen) herausgegeben hat. (Magdeburg, H. und R. Faber.) Was hier zum Strauße zusammengefügt ist, sind meistens Liebeslieder, in Situation und Stimmung an die Minnepoesie unserer Ritterzeit erinnernd, und doch im einzelnen wieder so durchaus besonders und eigenartig, daß man als ihre Heimat sofort das Land des Zopfes erkennen muß. Wie in unserer Minnesangszeit verschwimmen auch hier die einzelnen dichterischen Persönlichkeiten im allgemeinen Strome eines volkstümlichen Stoff- und Formenschatzes. Nur eine Individualität hebt sich scharf hervor: Li-Tai-po, der geniale Vagant unter Kaiser Hsüantsung (750 n. Chr.). Er zuerst behandelt ausgesprochene männliche Themata: Jagd und Krieg, kecken Lebensmut und schäumende Becherfreude. Seine Treuherzigkeit erinnert manchmal an Uhland, die knapp geschürzte, sparsame Form seiner Strophen an Martin Greif. Wir setzen zur Probe, zugleich zur Empfehlung der ganzen Sammlung, eins seiner hübschesten Gedichte her, eins, dem wegen seiner „Kürze, Klarheit und Natürlichkeit“ in China selbst besondere Bewunderung gezollt wird:

Mondschein.

Vor meinem Bette
Ich Mondschein seh,
Als wär der Boden
Bedeckt mit Schnee.

Ich schau zum Mond auf,
Der droben blinkt,
Vor Heimatsehnsucht
Das Haupt mir sinkt.

F. D.

Shakespeares Werke, übersetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und L. Tieck. Mit Shakespeares Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und erläuternden Anmerkungen herausgegeben von Dr. Alois Brandl. (10 Bde. in eleg. Leinenband 20 Mk. Leipzig, Bibliographisches Institut). — Brandls Shakespeare-Ausgabe, hier wiederholt nach dem Erscheinen der einzelnen Bände angezeigt, liegt nun vollständig vor. Sie hält bis zum letzten Bande, was der Name ihres Bearbeiters und Herausgebers von vornherein versprach. Ihre Einleitungen heben mit gelehrtem Scharfblick und doch ohne schwerfälligen gelehrten Apparat, der den Genuß der Dichtungen nur stören würde, alles Geschichtliche, Litterarhistorische und Ästhetische hervor, dessen der gebildete Leser bedarf, um die Werke des großen Briten in ihrer ganzen Größe und ursprünglichen Schönheit genießen zu können. Einem reinen, revidierten Texte gehen sorgsam abgewogene, klar und faßlich gestaltete Einleitungen voraus, die alles Wissenswerte aus der verworrenen Shakespeare-Litteratur mit kritischem Fleiße zusammentragen, schließlich aber aus eigener Erkenntnis das klärende und fördernde interpretierende Wort sprechen. Das fördernde, kein diktatorisches — denn das ist das Angenehmste an dieser Ausgabe: sie führt den Leser nur gerade heran an die Gabe des Dichters, räumt alles aus dem Wege, was ihm den Genuß der Dichtungen erschweren oder gar verleiden könnte, im übrigen aber tritt Kritik und Auslegung bescheiden zurück, um nur die Schöpfung des Dichters sich desto reiner und reicher entfalten zu lassen. Darum ist es eine Freude, aus dieser äußerlich und innerlich so durch und durch würdigen Ausgabe die ewigen Dramen des unsterblichen Weltdichters in sich aufzunehmen, wie es eine Freude ist, mit den schönen Bänden seine Bibliothek zu schmücken. F. D.

* * *

Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt von Erich Schmidt und Julius Hartmann. (Stuttgart, J. G. Cotta.) — „Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt," mahnte Lessing, und Uhland, der sich diese Mahnung vollauf zu eigen gemacht, könnte seinerseits hinzusetzen: und von dem, was einem schließlich gut dünkt, nur die kleinere Hälfte veröffentlichen. Wenn irgend einer der neueren Dichter, so gehört er zu jenen „unermüdet zum Bessern arbeitenden Schriftstellern", denen schon Goethe einen „verständigen, fleißigen Litterator" wünschte, der „durch Vergleichung der sämtlichen Ausgaben aus den stufenweisen Korrekturen die ganze Lehre des Geschmacks würde entwickeln können". Uns ist heute dieser gesetzgeberische Ehrgeiz, der überall um Gewinn für die allgemeine Ästhetik sorgt, gründlich ausgeblasen; dafür aber hat unsere fortschreitende philologische Schulung das Forschungsgebiet bedeutend erweitert: neben den „sämtlichen Ausgaben" harren heute der wägenden und vergleichenden Kritik auch die sämtlichen Lesarten, ein dem vorigen Jahrhundert so gut wie unbekannter philologischer Begriff. Im Vollbewußtsein ihrer Kraft haben die beiden „verständigen, fleißigen Litteratoren", denen wir die erste vollständige kritische Ausgabe der Uhlandschen Gedichte verdanken, das ganze weite Arbeitsgebiet mit einemmal umspannt, und es ist erstaunlich, in wie kurzer Zeit sie ihre unendlich mühsame Arbeit bewältigt haben. Erst seit 1896, wo der handschriftliche Nachlaß des Dichters in den Besitz des „Schwäbischen Schillervereins" überging, war eigentlich eine Uhland-Forschung möglich. In schöner männlicher Eintracht reichten sich alsbald Nord und Süd die Hand, um an die Arbeit zu gehen. Es wird uns nicht verraten, wem die Hauptlast zufiel: Erich Schmidt, dem Preußen, oder Julius Hartmann, dem Schwaben; aber wir gehen wohl nicht irre, wenn wir dem, dessen charakteristische Feder in der „Vorbemerkung der Herausgeber" unverkennbar, auch die Rolle des Protagonisten zuerteilen. Gewisse Leute reisen eben schlecht inkognito. Doch es sei! wir dürfen uns an dieser Ausgabe auch freuen, ohne bei jedem Gedichte den verantwortlichen Redakteur zu kennen. Die beiden stattlichen Bände bringen sämtliche lyrische und epische Früchte der Uhlandschen Muse zu Hauf, „ohne Abzug, von der redseligen Frühe bis zum verstummenden Abend", und stellen zugleich die altbekannten Gedichte in ihrem langsam reifenden Wachstum dar. So sehen wir hier den Meister als Lehrling, „der stammelt bevor er spricht, schweift bevor er schreitet, bildert bevor er gestaltet, der in der Wortfülle noch arm ist, um in der Sparsamkeit erst reich zu werden. Sie giebt Denkmäler seiner Entwickelung und mannigfache Proben seiner Selbstkritik. Wir beobachten bis ins kleinste Uhland bei der Arbeit, die ihm oft schwer genug fällt, aber zur reinen Durchbildung der Form verhilft, und lernen aus der Geschichte des Textes Dichterwort und Vers in ihrer Eigentümlichkeit erfassen". — Wir? welche wir? Das Duumvirat J. H. und E. S.? oder wir, die Leser alle? Das letzte möchte ich denn doch, wenigstens hier, wo ich vorwiegend nicht philologisch gebildete Leser im Auge habe, nicht so zuversichtlich behaupten. Auch an diesem Stab noch sind manchem die Wege zu mühsam, „durch die man zu den Quellen steigt". Darum klammern sich unsere Wünsche und Hoffnungen an den „Anderen", dem — laut eigenem tröstlichen Bekenntnis am Schluß der „Vorbemerkung" — von seinen schwäbischen Handschrift-Fahrten außer einer Fülle schöner Erinnerungen an Land und Leute auch reichlicher Gewinn für eine — Uhland-Biographie heimgefolgt ist. F. D.

* * *

Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. Von Houston Stewart Chamberlain. (München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G.). —

„Das neunzehnte Jahrhundert! Das Thema dünkt unerschöpflich; ist es auch. Nur dadurch konnte es ‚gebändigt‘ werden, daß es weiter gefaßt wurde. Das scheint paradox, ist aber wahr. Sobald der Blick lange und liebend auf der Vergangenheit geruht hat, aus der unter so vielen Schmerzen die Gegenwart hervorgegangen ist, schrumpft das große unübersehbare neunzehnte Jahrhundert auf ein verhältnismäßig geringes zusammen; wir haben gar nicht mehr die Zeit, uns bei Einzelheiten aufzuhalten, nur die großen Züge wollen wir fest und klar vor Augen haben, damit wir wissen, wer wir sind und wohin unser Weg geht.“ Aus diesem Bekenntnis im Vorwort seines groß und breit angelegten Werkes über unser scheidendes Jahrhundert verstehen wir, weshalb Chamberlain, der Verfasser der monumentalen Wagner-Biographie, den ursprünglich nur als Einleitung gedachten Teil seiner Arbeit über das neunzehnte Jahrhundert zu einem vollständigen Buche ausgearbeitet hat, von dem schon die beiden ersten bisher erschienenen Lieferungen nicht weniger als 648 Seiten umfassen. In dem ersten Abschnitt führt uns der ungelehrte, aber desto vielseitiger und gründlicher gebildete Verfasser, der nie die großen Zusammenhänge aus dem Auge verliert, das Erbe der Alten Welt vor Augen: hellenische Kunst und Philosophie, römisches Recht und — ab- und ausschließend zugleich — die Erscheinung Christi. Aus dem Völkerchaos, das nun die Welt durchflutet, löst sich endlich befreit und befreiend der Germane. Mit ihm beginnt die eigentliche Geschichte unserer Tage, mit dem Augenblick, wo seine kraftstrotzende Hand das Erbe des Altertums ergreift. Der Germane ist für den Verfasser die einzige schöpferische Kraft unserer neuen Civilisation, wobei freilich nicht aus dem Auge zu verlieren, daß ihm „Germanen“ die verschiedenen nordeuropäischen Völkerschaften heißen, die als Kelten, Germanen im engeren Sinne und Slaven in der Geschichte auftreten und aus denen — meist in unentwirrbarer Vermengung — die Völker des modernen Europa entstanden sind. Und hier offenbart sich der Angelpunkt des Chamberlainschen Unternehmens. Es ist die Erkenntnis von der Rassenbedeutung, von der Macht des Blutes, was ihm sein Gepräge giebt und es trotz aller Verschiedenheit im einzelnen an Graf Gobineaus „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ anknüpft. Aber man sieht schon jetzt: was bei Gobineau pessimistisch, wird bei Chamberlain optimistisch ausgehen: er wird in dem zweiten Teile seines Werkes den Germanen nicht bloß ihre adeligen Verpflichtungen gegenüber der Geschichte, sondern auch ihre adeligen Hoffnungen auf eine höhere, aufstrebende Zukunft zeigen. — Der Verfasser befleißigt sich bei seiner Darstellung einer möglichst ungebundenen Subjektivität, die selten festgeschlossene Bilder giebt, dafür aber desto reicher und häufiger die Goldkörner geistvoller, neuer, selbständiger Gedanken ausstreut. Auf einige davon sei hier wenigstens in aller Kürze aufmerksam gemacht: im ersten Kapitel wird u. a. das Verhältnis zwischen Mensch und Tier, zwischen indischer und griechischer Philosophie besprochen, im zweiten sehr geistreich über den Begriff des Naturrechts gehandelt, im dritten werden in neuer Parallele Christus und Buddha verglichen, im siebenten der Apostel Paulus und Augustus und im Anschluß daran die abweichenden Tendenzen der griechischen, der römischen und der germanischen Religionsauffassungen besprochen, das achte zeigt den nie beizulegenden Antagonismus zwischen dem universalistischen Ideal (Kaiser, Papst) und dem Streben der germanischen Völker nach Bildung unabhängiger Nationen. — Das Wohlthuendste an dem ganzen Werke bleibt die nicht selten an Herder mahnende Universalität der Betrachtung, die reife, durchgebildete Weltanschauung, von der das Ganze, unähnlich dem spezialistischen Zuge unserer Zeit, getragen ist. Mit Spannung und den besten Hoffnungen muß jeder, der die Einleitung genossen hat, dem zweiten und eigentlichen Buche entgegensehen. F. D.

* *
*

Sokrates und sein Volk. Ein Beitrag zur Geschichte der Lehrfreiheit. Von Robert Pöhlmann. Bd. 8 der Historischen Bibliothek. (München, R. Oldenbourg.) — Niemals werden Geschichtsüberlieferungen schärfer und rücksichtsloser geprüft und „berichtigt“ als in Übergangszeiten, wie die unsere eine ist, wo eine neue werdende Weltanschauung gährend die alte zu zerstören trachtet. Auch Sokrates’ Hinrichtung ist vor dieser Revision der Nachwelt nicht sicher gewesen und hat sich gerade in der letzten Zeit wiederholt die Auslegung einer mit Fug und Recht geschehenen Notwehr des Staates gegenüber einem dessen Grundlagen unterminierenden Revolutionär gefallen lassen müssen. Pöhlmann, der Verfasser der „Geschichte des antiken Kommunismus und Socialismus“, wendet sich mit dem Feuer der wissenschaftlichen wie persönlichen Überzeugung gegen diese Auffassung und schlägt sich begeistert für den Sokratischen Wahrheitsdrang in die Schanze. Dabei vergißt der Gelehrte über der Vergangenheit die lebendige Gegenwart nicht, benutzt vielmehr das Bild aus der Antike recht eigentlich, um uns und unserem Staatsleben von heute einen Spiegel vorzuhalten. War Sokrates’ Lehre, weil er kein Freund der demokratischen Staatsordnung, ein für allemal „staatsgefährlich“? gefährdete sie, weil sie dem Interesse der Mehrheit zu widersprechen schien, auch das Interesse des Staats? „Das ist eine Verwechslung der herrschenden Partei mit der Gesamtheit, ein quid pro quo, das aller Geistesfreiheit ein Ende macht.“ — „Mitten in den Glanz athenischer Hochkultur,“ heißt es bei Pöhlmann, „wirft hier die Nachtseite des Menschenlebens ihre düstersten Schatten hinein. Es ist ein Stück echt mittelalterlicher Halbkultur, das sich in dieser Anklage ausprägt, ein Produkt derselben geistigen Roheit, desselben kulturwidrigen Denkens und Empfin-

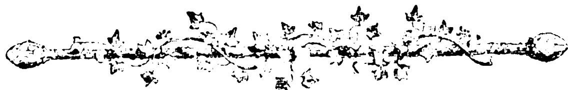
dens, welches in dem Satze des römischen Kirchenlehrers zum Ausdruck kommt: „Ketzer kann man mit Recht nicht nur von der kirchlichen Gemeinschaft ausschließen, sondern auch hinrichten ...‘“

F. D.

* * *

Die Kleinen oder besser: die Erwachsenen für sie, werden in ihren litterarischen Ansprüchen von Jahr zu Jahr unbescheidener. Und das ist gut so, denn nur so kann allmählich mit den Nichtigkeiten und Albernheiten vollendeter Unnatur aufgeräumt werden, die uns lange Zeit für die echte Jugendlektüre galten und mit denen jetzt eben wieder Heinrich Wolgast in der zweiten Auflage seiner beherzigenswerten Schrift **Das Elend unserer Jugendlitteratur** (Hamburg, Selbstverlag; in Kommission bei L. Fernau, Leipzig) scharf ins Gericht geht. Es bleibe dahingestellt, ob wir schon heute wagen dürfen, die von langjähriger Gewohnheit gezogenen Grenzen zwischen den Büchern für die Jugend und denen für Erwachsene für null und nichtig zu erklären und wieder zu den gesegneten Zuständen zurückzukehren, unter denen Goethe groß geworden ist. „Man hatte zu der Zeit,“ erzählt er von seiner Kindheit, „noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen.“ Das bedeutet für unser Jahrhundertende denn doch wohl eine Utopie, die eher im Monde als auf der Erde liegt. Aber worauf wir mittlerweile dringen und auch hoffen dürfen, ist die Erfüllung des von Theodor Storm so nachdrücklich in praktischer Bethätigung aufgestellten Ideals: nur echte Dichter dürfen Jugendschriftsteller sein. Wir werden jeden Versuch, der dieses schöne Traumbild aus einem besseren Zukunftslande wahr zu machen trachtet, mit Freude begrüßen: also auch die **Hamburger Bilder für Hamburger Kinder** (Hamburg, Otto Meißner), kommen sie doch aus Ilse Frapans Dichterwerkstatt, aus der wir uns von vornherein nur Gutes vermuten dürfen. Der Dichterin ist es in diesem lieben Buche wirklich beschieden worden, „noch einmal rückwärts schreitend über die goldene Brücke zu gehen, die in die Kindheit führt,“ und kleine Bilder aus der Großstadt zu geben, die die kleinen Kinderaugen hinlenken auf Formen und Farben und sie — aus sich, nicht mit den Augen der Großen — sehen lehren, was alles Wunderbares und doch Verständliches sie umgiebt. Und nicht bloß die Kinderaugen, auch die Kinderherzen. Überall weiß Ilse Frapan mit zartem Finger daran zu rühren, nicht um sie nur weich, wehmütig oder mitleidig zu stimmen, sondern vor allem um sie zur echten Freude, zur gesunden, fröhlichen Freude am Leben zu erziehen. Die Dichterin geht mit den Kindern hinaus auf die Straße, beobachtet Wetter und Wind, Verkäufer, Arbeiter und Spaziergänger, spürt den Schönheiten der kleinen und großen Natur nach, hockt mit ihnen in den Läden und ihren Herrlichkeiten umher, folgt den wechselnden Jahreszeiten, schifft sich mit ihnen ein, auf Böten und Kähnen, Dampfern und Seglern, steigt mit ihnen in die Keller und in die Dachstuben und setzt sich — vielleicht das Wichtigste von allem — neben ihnen auf die Schulbank, als finge sie selbst soeben erst an, das heilige Abc zu buchstabieren. Manches aus diesen Abteilungen rundet sich der bewährten Erzählerin unwillkürlich zu kleinen Novellen voller Leben und Stimmung, immer aber bleibt die Kinderseele mit ihrer schlichten Gefühlswelt und ihrer naiven Anschauungsart das Herz, mit dem sie fühlt, das Auge, mit dem sie sieht. Dem Buche als Kunstwerk kommt es dabei, wie begreiflich, außerordentlich zu gute, daß die Verfasserin der „Hamburger Novellen“ und „Zwischen Elbe und Alster“ ihre Geschichtchen in der großen norddeutschen Handelsstadt lokalisiert hat; für die deutsche Kinderwelt aber bedauern wir das: ein neutralerer Boden würde dem köstlichen Buche eine weitere Verbreitung sichern.

F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Ein Mutterschicksal.

Novelle
von
Paul Heyse.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Erst als die Oberstin sich draußen auf der Treppe allein sah, blieb sie tief aufathmend stehen. Ein unsäglich bitteres Gefühl völliger Hoffnungslosigkeit überkam sie. Sie hatte so fest auf das Gelingen ihres Plans gerechnet. Sollte sie das Mädchen, das sich ihres Sohnes bemächtigt hatte, doch unterschätzt haben? Oder war's nur eine geschickte Komödiantin, die ihr Spiel erst recht zu gewinnen hoffte, wenn sie sich nur auf das Recht des Herzens steifte und jeden eigennützigen Gedanken mit Entrüstung von sich wies?

Wie dem auch sein mochte, für jetzt war sie die Siegerin geblieben.

In einer dumpfen Betäubung, als ob nun nichts mehr zu retten wäre, schritt die unglückliche Mutter endlich die Treppe hinab und trat aus dem Hause. Der Himmel hatte sich inzwischen getrübt, es fielen schon wieder einzelne leichte Flocken, und ein grauer Nebel schwebte um die Dächer der kleinen Vorstadthäuser. Frau Hildegard aber achtete auf Nichts, was um sie her vorging. Sie zog nicht einmal den Schleier über ihr Gesicht, sondern stapfte mit ihren schweren Schritten, düster vor sich hin starrend, die Straße entlang. Auch als hinter ihr ein Hufschlag über das unebene Pflaster heranklapperte, hörte sie es kaum. Bis der Reiter dicht neben ihr anhielt und sein Ruf: „Guten Morgen, gnädige Frau!“ sie aus ihrem Brüten aufschreckte.

„Sie sind es, Wimpffen?“ sagte sie aufblickend. „Wo kommen Sie her?“

„Ich? Nun, trotz des lieblichen Schmutzwetters habe ich etwas Luft schöpfen und meinem Gaul ein wenig Bewegung machen wollen. Aber Sie, meine Gnädigste — die bekannten ältesten Leute werden sich nicht entsinnen, Ihnen zu so früher Stunde auf der Straße begegnet zu sein, und noch dazu — aus diesem Hause kommend!“

Die Frau war stehen geblieben. „Aus diesem Hause?“ wiederholte sie. „Was wissen Sie von diesem Hause, daß es Ihnen wunderbar erscheint, wenn ich darin etwas zu thun hatte?“

Der junge Offizier schien einen Augenblick verlegen, was er antworten sollte. Er

war nicht gerade ein schöner Mensch, aber die muntere, verwegene Miene in dem hageren Gesicht und das fröhliche Blitzen der kleinen grauen Augen machten doch einen gewinnenden Eindruck. Ein langer blonder Schnauzbart hing ihm über die dünnen Lippen herab, hinter denen sehr weiße, kräftige Zähne schimmerten.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau," sagte er mit etwas gezwungenem Lachen, „ich bin nicht von der Polizei und würde mir nicht gestatten, an Ihren Spaziergängen irgend welche Kritik zu üben. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie in der Wahl Ihres Umgangs sehr exclusiv sind, so daß Sie zu Frau Amanda Eunicke niemals nähere Beziehungen anknüpfen könnten — na, und ihr Fräulein Tochter — aber freilich, da sie seit einer Woche nicht mehr im Laden zu finden ist, hat vielleicht eine Handschuhbestellung — aber ich bitte nochmals zerknirscht um Verzeihung, daß ich mir auch nur zu muthmaßen gestatte — wie geht es Freund Wilhelm, gnädige Frau? Er hat sich seit einiger Zeit rar gemacht und fehlte auch gestern Abend beim Kriegsspiel im Casino."

Die Oberstin sah nachdenklich vor sich hin und antwortete nicht sogleich. Dieser muntere Freund erschien ihr wie ein Bote des Himmels, sie aus ihrer rathlosen Niedergeschlagenheit zu erlösen. So eingeweiht zeigte er sich in die Verhältnisse „dieses Hauses" — wenn noch eine Hoffnung war, ihren Sohn aus den Händen der verführerischen Sirene zu befreien, so war er wohl der rechte Mann dazu.

Sie wußte, daß er ein leichtsinniges Leben führte, wegen ruchbar gewordener Weibergeschichten in streng denkenden Familien keinen Zutritt hatte. Zum Mentor ihres tugendhaften Sohnes aber hatte sie ihn gerade darum gewählt, da Einer, der die Abgründe kannte, einen unerfahrenen jungen Menschen sicherer behüten konnte. Sie hatte ihn schon in Berlin und dann, da sie ihn in der kleinen Garnison wiederfand, in einem feierlichen Gespräch verpflichtet, ihren einzigen Jungen vor den Gefahren und Fallstricken der Jugend zu bewahren. Das hatte er mit einem eigenthümlich ironischen Lächeln angehört, dann aber der besorgten Mutter sein heiliges Versprechen gegeben, nach ihrem Wunsch zu handeln. „Es wird keine schwere Arbeit sein," hatte er lächelnd hinzugefügt. „Sie wissen wohl nicht, gnädige Frau, daß wir diesen Musterknaben schon auf der Kadettenschule wegen seiner jüngferlichen Haltung gehänselt haben. Wir nannten ihn die ‚Nonne'. Ich aber, obwohl ich zum Klosterbruder kein Talent habe, war von Anfang an in diese Nonne verliebt, und da ich weiß, daß er mir seine Freundschaft entziehen würde, wenn er ahnte, daß ich nicht frei bin von allerlei Menschlichkeiten, habe ich mich wohl gehütet, mit meinen wilden Streichen vor ihm zu renommiren."

An dies Alles dachte die Frau, als sie jetzt zu dem flotten Kameraden ihres frommen Sohnes aufblickte. Sofort reifte in ihr ein neuer Entschluß.

„Lieber Wimpffen," sagte sie, „wenn es Ihnen möglich wäre, mich heute Nachmittag auf eine halbe Stunde zu besuchen — ich möchte Ihren Rath, Ihre Hülfe erbitten in einer Sache, die mich sehr nahe angeht, weil es sich um die Zukunft unseres Wilhelm handelt. Sie sagen ihm natürlich Nichts davon. Und wenn Sie heute verhindert sein sollten —"

„Aber durchaus nicht, gnädige Frau. Es wird mir ein besonderes Vergnügen machen — zumal wenn ich dabei erfahre, was den wunderlichen Jungen angewandelt hat. Meine Ehre als Schutzengel ist dabei engagirt, da ich seit einigen Wochen ihn nur noch im Dienst zu sehen bekommen habe, und auch da ließ er von seiner alten Vertraulichkeit Nichts bemerken. Ich werde also, wenn es Ihnen recht ist, so gegen Vier anzutreten die Ehre haben. Jetzt müssen Sie mich entschuldigen, gnädige Frau, wenn ich Sie nicht weiter begleiten kann. Ich muß mich sputen, um zur Kirchenparade noch rechtzeitig einzutreffen."

Er legte, sich leicht verneigend, die Hand an die Mütze und setzte seine braune Fuchsstute in Trab.

Die Frau sah ihm mit einem ruhigeren Gesichte nach und schritt langsam weiter. Nun traf sie auch schon Leute, die auf dem Kirchgang begriffen waren. Aber ihre Stimmung war nicht danach, jetzt eine Predigt über einen beliebigen Text anzuhören, wenn es nicht die Parabel vom verlorenen Sohn

war, dessen Rettung in einem beständigen Streit von Furcht und Hoffnung allein ihr Herz erfüllte.

* * *

Als sie nach Hause kam, hörte sie von der Regine, der Herr Leutnant sei bald nach ihr ebenfalls ausgegangen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Er war sonst gewohnt, das Haus nicht zu verlassen, ohne die Mutter zu begrüßen, außer wenn ihn der Dienst in gar zu früher Stunde nach der Kaserne rief.

Am Sonntag pflegte er regelmäßig mit ihr zusammen zu frühstücken. Das hatte er heute unterlassen, worüber seine alte Wärterin sich schwere Gedanken machte. Der Mutter schien es nicht aufgefallen zu sein. Das steigerte nur noch die ängstliche Sorge der getreuen Seele, ihr Wilhelmchen müsse es arg mit der gestrengen Mama verschüttet haben.

Als er sich aber zur Essensstunde mit ganz heiterem Gesicht einfand und auch die Mutter ihn in gewohnter ernster Freundlichkeit begrüßte, schien ja das Gewitter vorübergezogen zu sein, ohne Schaden gestiftet zu haben. Mutter und Sohn, obwohl Beide zerstreut an einander vorbeiblickten, unterhielten sich über allerhand gleichgültige Dinge. Der weniger Beklommene war offenbar der Sohn. Und das aus gutem Grunde.

Er war am Morgen, als die Mutter ihren frühen Ausgang machte, ihr in gemessener Entfernung gefolgt, um das Ziel, dem sie zustrebte, zu erkunden. Nachdem sie dann das Haus seiner Verlobten verlassen hatte, war er selbst hinaufgestürmt, um zu erfahren, wie dies erste verhängnißvolle Begegnen von Statten gegangen sei.

Das schöne Mädchen trug noch ganz die sittliche Entrüstung zur Schau, in der sie das entwürdigende Anerbieten zurückgewiesen hatte. Die Mutter schien sehr anders darüber zu denken. Sie sah eine Menge Widerwärtigkeiten voraus, wenn die Heirath zu Stande kam, und der Gedanke, durch ein schönes rundes Kapital sich all diese Scherereien abkaufen zu lassen, leuchtete ihrer praktischen Denkart natürlich ein. Ihre Tochter freilich hatte sich bei der ersten Andeutung in diesem Sinne so empört ausgesprochen, daß sie nun mäuschenstill schwieg, als der Herr Bräutigam ihre Tochter leidenschaftlich an seine Brust zog und ihr tausend holde Dinge sagte, weil sie seiner Mutter mit dem ganzen Stolz ihrer liebenden Seele begegnet war. Aufs Neue versicherte er, Nichts in der Welt werde im Stande sein, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen, zumal auch diese neueste Erfahrung ihn überzeugt habe, welch ein hochherziges Weib er in ihr besitzen und wie leicht er an ihrer Seite, wenn die Mutter nicht umzustimmen wäre, ein Leben voll Arbeit und Entbehrung ertragen würde.

Von diesem Besuch indessen nahm er die Hoffnung mit hinweg, daß die Mutter nun auch von dem Charakter seiner Geliebten die beste Meinung gewonnen habe, wie denn auch ihr sonstiges Betragen und ihre vornehme Schönheit ihr habe beweisen müssen, daß von einer Mesalliance hier nicht die Rede sei, auch wenn die Welt und das Offiziercorps sie dafür ansähen.

So hütete er sich wohl, die günstigere Stimmung, die sich offenbar vorbereitete, durch voreilige Fragen oder neue Bitten zu stören, zündete sich, nachdem er die Mutter zur gesegneten Mahlzeit auf die Stirne geküßt, seine beste Cigarre an und ging fröhlichen Muths auf sein Zimmer.

Die Mutter saß noch eine Weile am Tisch, tief traurig, da sie an der heiteren Miene ihres Sohnes erkannte, wie fest er überzeugt war, Alles werde sich noch seinen Wünschen fügen. Es war der erste Schmerz, den sie ihrem Liebling machen mußte. Würde er je einsehn, daß es zu seinem Besten gewesen? — —

Als dann pünktlich zur bestimmten Stunde Wimpffen erschien, fand er Frau Hildegard in ihrem Zimmer auf- und abgehend, während der Kaffeetisch von der Regine eben gedeckt worden war. Die hohe alte Dame streckte dem jungen Offizier beide Hände entgegen.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Sie sind der Einzige, zu dem ich meine Zuflucht nehmen kann. Aber erst setzen Sie sich und nehmen eine Tasse Kaffee."

Sie setzte sich zu ihm und schenkte ihm ein und belud seinen Teller mit großen

Stücken von dem Kuchen, den er, wie sie wußte, gern aß. „Wollen Sie nicht auch rauchen?“ sagte sie dann. „Sie haben doch wohl Ihre Cigarretten bei sich. Geniren Sie sich nicht.“

Er verleugnete sein Cigarrettenetui, heimlich sehr verwundert, daß sie ihn zum Rauchen aufforderte. So viel Freiheiten sie ihrem Sohn und dessen Freunden einräumte, aus ihrem Zimmer war die Cigarre verbannt.

Sie stand dann wieder auf, und eine fieberhafte Unruhe trieb sie umher. „Lieber Hans,“ sagte sie endlich, „ich darf Sie wohl so nennen, Sie sind mir ja wie mein älterer Sohn, da Sie so treu an meinem jüngeren hängen. Nun seh' ich es als eine Art Bruderpflicht an, daß Sie mir ihn retten helfen. Er ist jenem Mädchen ins Netz gegangen, von dem Sie mich heute morgen herauskommen sahen. Sie selbst scheinen Nichts von dieser unglückseligen Liaison geahnt zu haben, und ich vollends — ich fiel aus den Wolken, als er mir gestern Abend das erste Wort davon sagte, und daß er fest entschlossen sei, sie zu heirathen. Sie sehen mich erschrocken an. Auch Ihnen wird es auf den ersten Blick klar sein, daß das unmöglich ist. Diese Mutter mit dieser Vergangenheit, diese Tochter, die er sich aus einem Handschuhladen holen will, auch wenn man ihr nichts Bestimmtes nachsagen könnte, jedenfalls hat sie seit langer Zeit zur Schau gestanden — es ist undenkbar, daß das Offiziercorps zu dieser Heirath seine Zustimmung giebt. Oder sind Sie anderer Meinung?“

Er sah ernst vor sich hin und kaute an einer Spitze seines blonden Schnurrbarts.

„Ich bin über Ihre Mittheilung so bestürzt, liebe Frau Mama, Sie selbst können es nicht viel schwerer nehmen. Wenn er wirklich die Tollheit begeht, natürlich muß er seinen Abschied nehmen, und dann — was sollte dann — Nein, nein, es ist ja auch sonst ganz unmöglich!“

„Ich wußte, daß Sie mir beistimmen würden,“ fuhr die Mutter fort. „Sie haben Recht, ‚auch sonst‘ ist es unmöglich. Er hat sich ausgedacht, auf meinem Gut mit ihr zu leben. Natürlich würde die Mutter sich von ihrer Tochter nicht trennen wollen. Können Sie sich denken, daß ich es nur drei Tage in dieser Gesellschaft aushalten würde? Nicht wegen der Vergangenheit, aber eine solche Frau, so ungebildet, kriechend höflich, wie eine alte Gelegenheitsmacherin — sie mag ja gutherzig sein, ‚das sind sie Alle‘! Und wenn auch die Tochter mehr vom Vater haben mag, gewisse fürstliche Allüren wenigstens im Äußeren — immerhin ist sie das Kind dieser Frau, die als Schwiegermutter meines Wilhelm zu sehen mich geradezu zum Wahnsinn bringen würde.“

Sie ging wieder ein paarmal durchs Zimmer und blieb dann am Tische stehn, den Blick zu dem Bilde ihres Mannes über dem Sopha erhoben.

„Glauben Sie mir, lieber Hans, ich habe schwer mit mir gerungen, mich ernstlich geprüft, ob ich nicht etwa egoistisch genug wäre, meinen Wunsch und Willen auf Kosten seines Glücks durchsetzen zu wollen. Aber Gott ist mein Zeuge, meine eigne tiefe Abneigung gegen diese Frauen würde ich standhaft unterdrücken, wenn ich glauben könnte, das Mädchen wäre die rechte Frau für ihn. Ich würde ihm das Gut überlassen und hier in der Stille mein Leben fortführen und nur zu ihm gehen, wenn es etwas zu taufen gäbe. Von der trostlosen Öde und dem Kummer meines Lebens sollte kein Wort über meine Lippen kommen. Aber eine innere Stimme, die mich nie betrogen hat, warnte mich, als ich bei diesem Mädchen war, gegen ihre verführerischen Künste auf der Hut zu sein. Nicht bloß, daß ich sie, da sie auf meinen Besuch nicht gefaßt war, in einer sehr nachlässigen Toilette traf, ein schmutziges Leihbibliotheksbuch lesend und Confect naschend, das ihr wohl der ‚Bräutigam‘ geschenkt hatte; da gab sie sich wenigstens wie sie war. Hernach aber spielte sie eine Rolle, sehr talentvoll, muß ich ihr zugeben, und auch ihr ‚Abgang‘ war effectvoll. Sie verließ das Zimmer, als ich ihr in der delicatesten Form, nur damit sie eine Mitgift hätte, eine ansehnliche Summe geboten hatte, wenn sie ihrem Verlobten sein Wort zurückgäbe und mit ihrer Mutter in eine andere Stadt übersiedelte. Wenn sie nicht darauf einginge, hätte mein Sohn nicht das Geringste von mir zu erwarten. Ich gestehe, einen Augenblick machte es selbst auf mich Eindruck, daß

sie so empört abbrach. Wenn es ihr mit ihrer Liebe wirklich so Ernst ist, daß sie selbst die Armuth an seiner Seite einem Capital ohne ihn vorzieht —"

„Meine gnädige Frau Mutter," unterbrach er sie, indem er sich aus dem bequemen Sessel langsam erhob, „lassen Sie um Gotteswillen Ihre innere Stimme durch Nichts zum Schweigen bringen, am wenigsten durch eine Theaterphrase von dem Glück der Armuth an der Seite eines Leutnants a. D. Ich will dem Fräulein wahrhaftig nichts Übles nachsagen, ich kenne sie ja auch nur oberflächlich; doch immerhin genug, um zu wissen, was in ihrem schönen Köpfchen vorging, als Sie ihr jenes Anerbieten machten. Sie weiß ohne Zweifel, daß Sie Ihren Wilhelm vergöttern, was Ihnen ja auch von ihm reichlich vergolten wird. Nun, daß eine so zärtliche Mutter mit der Enterbung es nicht ernst meinen könne, nur so einen Schreckschuß damit abfeuern möchte, das sagte sich dies kluge Mädchen sofort, und wenn sie eine noch so große Summe jetzt gleich ausschlägt, ist sie sicher, über kurz oder lang mit ihrem Liebsten das Ganze zu erhalten. Diese ideale Komödie also darf uns nicht täuschen. Und selbst, wenn Fräulein Toni ein weißer Rabe wäre, ein Engel an Uneigennützigkeit — nein, für die Frau unseres Wilhelm ist sie mir tausendmal nicht gut genug. O, meine theure Frau Mama, ich kann Ihnen die Bemerkung nicht ersparen, daß es besser gewesen wäre, Sie hätten Ihre ‚Nonne' nicht in ihren klösterlichen Neigungen bestärkt. Es ist ja wahr, wir ‚Wilde' sind nicht bessere Menschen, aber klügere. In ein solches Netz lassen wir uns nicht hineinlocken — was zum Teufel! Gleich heirathen! Seine ganze Zukunft einem solchen hübschen Ding vor die Füße legen! Nein, gnädigste Frau Mama, da muß ein Riegel vorgeschoben werden — es koste was es wolle!"

„O, mein theurer Freund," rief die Mutter und legte ihm beide Hände auf die Schultern, „Sie geben mir das Leben wieder. Glauben Sie mir, ich wäre daran zu Grunde gegangen, mein alter Kopf hätte es nicht ausgehalten, noch weniger mein altes Herz, das es nicht fassen kann, dies mein einziges Kind in sein Verderben rennen zu sehn. Wenn Sie das verhüten können — aber wie denken Sie sich das? — bei seiner eigensinnigen Verliebtheit, seinem unerschütterlichen Ehrgefühl —? Wenn Sie glauben, mit seinen Sohnespflichten Eindruck auf ihn zu machen —"

„Fragen Sie mich nicht weiter, verehrte Frau," erwiederte der junge Mann mit einem sehr ernsten Gesicht. „Ich würde auch bitten, späterhin nicht zu forschen, wie es mir gelungen sei, ihn von dieser Tollheit zu curiren. Militärische Geheimnisse, wissen Sie, Dienstsachen — kurz, es muß unter uns Pfarrerstöchtern bleiben. Aber daß ich Ihnen den Knaben aus der Schlinge ziehe, darauf dürfen Sie sich verlassen. Ist er jetzt zu Hause?"

„Ich habe ihn nicht fortgehen hören. Seinen Besuch bei dem Fräulein wird er wohl erst Abends machen. Ein empörender Gedanke, ein Sacken, der Sohn des Ehrenmannes dort an der Wand, muß die Dunkelheit abwarten, um sich zu seiner Braut zu schleichen!"

* * *

Als Wimpffen bei dem Freunde eintrat, dessen Zimmer nach hinten hinauslagen, mit einem Blick über kleine Höfe und Gärten, ruhte Wilhelm, in Träume seines Liebesglücks versunken, auf dem Sopha und sprang auf, indem plötzlich ein Schatten über sein Gesicht fiel.

„Guten Tag, Hans," sagte er. „Du warst bei meiner Mutter, Regine hat mir gesagt — sie hält natürlich zu mir, und obwohl sie sonst für dich geschwärmt hat — wenn du dich in eine Verschwörung mit meiner Mama gegen mich einläßest —"

„Darüber bin ich ganz gefaßt," versetzte Wimpffen ruhig. „Wenn sie wüßte, weßhalb wir uns verschwören mußten — wie ich die gute alte Seele kenne, nähme sie in diesem Falle Partei gegen ihr Wilhelmchen. Aber gieb mir Feuer. Ich verständige mich rascher mit dir, wenn ich meine Cigarrette rauche."

„Lieber Hans," sagte der Andere mit einem bitteren Lächeln, „ich glaube den Inhalt deiner diplomatischen Mission genau zu kennen und möchte dir die Mühe ersparen, deinen Athem an eine Sache zu verschwen-

den, die unabänderlich feststeht. Ich weiß Alles, was sich dagegen sagen läßt, daß ich dies Mädchen heirathe. Aber eh ich ihr mein Wort breche, muß Elsaß-Lothringen wieder französisch werden oder der Rhein von Köln nach Mainz bergan fließen."

Wimpffen dampfte heftig aus seiner Cigarrette. Er hatte sich rittlings auf den Stuhl gesetzt, der vor dem Schreibtisch stand. Jetzt nahm er eine Kabinetsphotographie in die Hand, die in einem blanken Rähmchen neben der Mappe stand, betrachtete sie eine Weile und sagte dann:

„Hm! hm! Schade, schade! Ein so reizendes Mädel. Weiß Gott, ich gönnte dem guten Kinde alles Gute. Warum hat sie sich nur gerade in den Kopf gesetzt, Frau von Sacken zu werden?"

„Als ob sie dieser hohen Ehre nicht würdiger wäre, als manches geborene und sogar hochgeborene Gänschen!" sagte der Andere. „Oder wagst du etwa zu behaupten, daß auf ihrem Ruf — sprich dich ganz offen aus. Ich muß dir aber von vornherein bemerken: mit bloßem Klatsch darfst du mir nicht kommen. Den veracht' ich! Der hängt sich an die Unschuldigsten, wenn sie durch ihre sonstigen Eigenschaften den Neid herausfordern. Übrigens — so vorsichtig bin ich doch auch gewesen trotz meiner ‚blinden Liebe', daß ich herumgehorcht habe, ob man irgend etwas Nachtheiliges gegen Toni aufbringen könne. Nichts, als allenfalls, daß sie kokett und vergnügungssüchtig sei. Teufel auch! mit solchen Augen herumzugehen, ohne für eitel verschrieen zu werden, — das bringe mal Eine zu Stande. Und daß sie im vorigen Winter auf ein paar Bälle gegangen ist — oder hast du etwas erfahren, was sie der Liebe eines Ehrenmannes unwürdig machte?"

„Behüte, mein Sohn! Warum soll ein Ehrenmann ein Mädel, dessen Ruf fleckenlos ist, nicht seiner Liebe werth halten? Auch mir ist kein Gerücht zu Ohren gekommen, das für einen jungen Mann, der den Rock Sr. Majestät des Königs trägt, eine Liaison mit dieser schönen Hexe ehrenrührig machte. Aber heirathen, theures Kind, gleich heirathen, den Dienst darum quittiren, seine zärtliche Mutter tödtlich betrüben — eh man das thut, sieht man sich doch das Vorleben seiner zukünftigen Frau Gemahlin ein bischen genauer an!"

„Ihr Vorleben?" lachte Wilhelm auf. „Das Vorleben eines fünfzehnjährigen Kindes? Denn seitdem hat sie ja Berlin verlassen und hier gelebt, wo man ihr nichts Schlimmeres nachsagen konnte, als daß sie Handschuhe verkaufte, um sich nicht von ihrer Mutter, die in so bescheidenen Verhältnissen lebte, füttern zu lassen. Oder weißt du aus ihrer Berliner Zeit irgend etwas von ihr, das gravirender wäre, als etwa eine Backfisch-Schwärmerei für ihren Klavierlehrer?"

Wimpffen warf die Cigarrette weg, die ihm ausgegangen war. Er saß eine Weile, ernst vor sich hin blickend. Was er sagen sollte, wollte ihm schwer über die Zunge.

„Lieber Sohn," sagte er endlich, „bist du überzeugt, daß ich dein wahrer Freund bin? Daß ich's gut mit dir meine?"

„Ich habe [illegible] daran gezweifelt, seit du damals Massow eine Lection gegeben hast um meinetwillen."

„Nun denn — thu mir den Gefallen, jetzt nicht weiter zu fragen, sondern einfach zu glauben, daß ich einen guten Grund habe, wenn ich sage, es ist unmöglich für dich, dies Mädchen zu heirathen."

Wilhelm trat dicht vor ihn hin. „Du wirst begreifen, Hans," sagte er mit bebender Stimme, „daß mir in diesem Falle das Wort eines Freundes nicht genügt, da ich ihr mein Wort gegeben habe. Du mußt schon die Güte haben, dich näher zu erklären."

Wimpffen schwieg und kaute an seinem Schnurrbart. „Vous l'avez voulu, Georges Dandin!" brummte er endlich. „Es thut mir leid, daß du mich dazu zwingst, auch in meinem Interesse. Wenn du es nicht wärst — kein Mensch auf der Welt hätte es von mir zu hören bekommen. Das hatte ich mir gelobt. Dergleichen behält man für sich, wenn man ein honetter Mensch ist. Aber da ich weiß, daß auch du es nicht weiter herumbringen wirst —

„Nun also: es war in dem Winter, ehe du herkamst. Die Väter und Mütter der Stadt hatten uns zu dem Bürgerball eingeladen, im Saal der Ressource — ein mäßiges Vergnügen, kannst du denken. Denn obwohl

du in deiner Eigenschaft als ‚Nonne‘ dich um die Provinzschönen so wenig bekümmert hast, wie um die eleganten Berlinerinnen, — daß die Flora der hiesigen Honoratiorentöchter wenig Reize hat, wirst du nicht bestreiten. Indessen, man nahm vorlieb. Was unsern Tänzerinnen an Grazie und Chic gebrach, ersetzten sie durch das unblasirte Vergnügen, das unsere Liebenswürdigkeit ihnen machte, und Einige auch durch einen gesunden Mutterwitz. So ging der Abend ganz munter hin, und hernach beim Souper — drei Mark das trockene Couvert, das wir als Gäste nicht zu bezahlen hatten — brachte Haugwitz, unser Tischredner, unter großem Beifall den Dank für den angenehmen Abend aus und knüpfte daran die Einladung zu einer Schlittenpartie am nächsten Sonntag, die mit einem Tänzchen im Schützenhaus beschlossen werden sollte. Als einige besorgte Mütter — da nur die Töchter dabei sein sollten — bedenkliche Mienen machten, erklärte der Redner mit großem Nachdruck, er verpfände im Namen des gesamten Offiziercorps sein Ehrenwort, daß die Grenzen der Sitte und des Anstandes streng eingehalten werden sollten, wofür auch die anerkannt moralische Haltung des Regiments Bürgschaft leiste.

„Ohne Beleidigung war die Einladung nicht abzulehnen, wenn auch die Brüder und Vettern der jungen Damen böse Miene zum guten Spiel machten. Die Mädel waren umso dankbarer, und auch die Herren Mütter rechneten wohl im Stillen darauf, im Schützenhause würde sich auch der bekannte kleine blinde Schütz einfinden und Einem oder dem Andern von uns unheilbar ins schwarze Herz treffen.

„Ich hatte zur Tischnachbarin keine Geringere als — Fräulein Toni Eunicke. Sie gehörte zwar eigentlich nicht ‚dazu‘, aber einige ihrer Verehrer vom Civil, zumal ein Assessor vom Kreisgericht, hatten darauf bestanden, daß sie zu dem Bürgerball eingeladen werden mußte. Ohne die ‚unmögliche‘ Mama natürlich.

„Daß ich bis über die Ohren in sie verschossen war, wirst du mir nicht weiter übelnehmen. Sie aber, obwohl sie viel über meine Scherze lachte und auch sonst zeigte, daß ich ihr nicht zuwider war, benahm sich sehr reservirt, ja ein wenig herablassend, wie es einem Kinde der Liebe aus halbfürstlichem Blut einem bürgerlichen Leutnant gegenüber zukam. Das arme Ding! Es kam so wenig aus seiner Dunkelheit hervor. Und doch überstrahlte das Licht ihrer Schönheit, das sie sonst unter den Scheffel stellen mußte, all die besser situirten Philistertöchter im ganzen Saal.

„Natürlich beeilte ich mich, sie zu meiner Schlittendame zu werben, und sie nahm die Einladung mit so unverhohlener Freude und Dankbarkeit an, daß ich ordentlich gerührt wurde. Ich versprach mir ein riesiges Vergnügen davon, so viele Stunden den Ritter dieses reizenden Geschöpfs machen zu dürfen, und mein Wort darauf, lieber Sohn, nicht von fern dachte ich diese Vertraulichkeit zu mißbrauchen. Auch ich nahm es mit dem Gelübde, das Haugwitz in unser Aller Namen abgelegt hatte, völlig ernst.

„Na, die Geschichte verlief denn nun auch in schönster Ordnung. Famose Bahn, die elegantesten Schlitten und besten Gäule, die aufzutreiben waren, brillantes, ganz windstilles Wetter, nur Ein Grad unter Null, erst eine weite Rundfahrt der zwölf oder vierzehn Schlitten durch den verschneiten Gemeindewald und dann Ankunft im Schützenhause, wo für Decoration des Saals, Musik und eine opulente Tafel bestens gesorgt war. Man tanzte bis zur Besinnungslosigkeit, schnitt die Cour, riß die blödsinnigsten Witze, über die unsre unverwöhnten Mädel sich vor Lachen ausschütteten, und bei Tische wurde die Stimmung dank der eminenten Sectbowle dermaßen belebt, daß unser Festordner Haugwitz, seiner Bürgschaft eingedenk, da er sah, daß einige der holden Kinder nichts dagegen gehabt hätten, wenn man schon jetzt zur Ausübung des Schlittenrechts geschritten wäre — na, wie gesagt, der Spaß drohte etwas zu ungebunden auszuarten, und so hob Haugwitz die Tafel auf — obwohl es noch nicht Zwölf geschlagen hatte — und commandirte Antreten zur Rückfahrt.

„Fräulein Toni hatte sich auch hier als eine der zehn klugen Jungfrauen bewährt und mich durch ihre stolzen Blicke in Schranken gehalten, wenn meine Zunge zu taumeln anfing. Nur im Tanzen hatte ich gespürt,

wie viel Feuer, wie viel verhaltene Lebenslust unter der Asche glimmte, und da sie endlich sehr erschöpft und durstig geworden war, hatte sie ihr Glas so oft geleert, als ich es füllte. Dabei kein Wort, daß sie bei nüchterner Besinnung nicht hätte verantworten können. Nur ihre dunklen Augen schwammen in einem seltsamen feuchten Glanz, sie drückte sie von Zeit zu Zeit wie halb träumend zu und öffnete schmachtend den Mund, als ob die rasch athmende Brust nach irgend einer Erleichterung verlangte.

„Aber verzeih, ich will dir das Bild nicht weiter ausmalen.

„Genug, sie lehnte sich ein wenig schwankend auf meinen Arm und bat, da wir aufgestanden waren, ihr ein Glas Wasser zu bringen, das sie auf einen Zug leerte, ohne daß es in ihrem Zustand eine merkliche Änderung machte. Darüber war einige Zeit vergangen, und nachdem ich sie endlich in ihren Mantel gewickelt und um ihr Pelzmützchen, das ihr entzückend stand, einen dicken Shawl geschlungen hatte, sahen wir, als wir zu unserm Schlitten kamen, daß alle Andern schon fortgesaust und wir die Letzten waren.

„Ich hob sie rasch auf das weiche Polster, stieg zu ihr ein und ließ das Pferd austraben. Die Stunde vom Schützenhause bis zur Stadt konnten wir in dem Tempo, das wir einschlugen, in der halben Zeit zurücklegen, wozu ich auch fest entschlossen war. Denn so verführerisch es war, das Tête-à-Tête mit dem reizenden Mädel unter dem sternklaren Himmel möglichst zu verlängern, die tiefe Blässe auf ihrem Gesicht und ein leidender Zug um den Mund, den ich schon bei Tische wahrgenommen, ließ mich wünschen, sie so rasch als möglich bei ihrer Mama wieder abzuliefern, und schlug alle verliebten Regungen nieder.

„Ich zog es denn auch vor, sie mit Conversation zu verschonen, fragte nur zu Anfang einmal, wie sie sich jetzt befinde, und als sie ein leises: ‚Besser!‘ gehaucht hatte, sah ich nur auf den Gaul und die blanke Straße, über die der Strahl der Schlittenlaternen hinglitt. Endlich aber, als ich sie durch die frische Schneeluft hinlänglich ermuntert glaubte, wandte ich mich mit einem Scherz zu ihr hin und erschrak. Sie lag steif ausgestreckt, den Kopf nach hinten gesunken, an meiner Seite, hatte die Augen geschlossen, die Lippen aber, die ganz fahl waren, weit geöffnet, und als ich meine Worte lauter wiederholte, sah ich, daß sie nichts mehr hörte von Allem, was um sie her vorging.

„Sie war ohnmächtig geworden. Schon bei Tische hatte sie mich gebeten, ihr nicht mehr einzuschenken, ihr Herz vertrage es nicht. Ich hatte mit einem frevelhaften Witz geantwortet und sah nun, was ich angerichtet hatte.

„Was war zu thun? Das arme Kind in diesem Zustande ihrer Mama zurückzubringen — unmöglich! Ich selbst aber wußte zu wenig Bescheid mit solchen Sachen, um sie aus der Erstarrung wieder aufzurichten, hatte ja auch keine Hülfsmittel dazu, nachdem mein Versuch, ihr Stirn und Schläfen mit Schnee zu reiben, nichts geholfen hatte.

„Zum Glück sah ich, als ich in heller Verzweiflung um mich her schaute und ein paar Mal laut um Hülfe rief, kaum tausend Schritt entfernt ein Licht schimmern, an dem ich mich sofort orientirte. Die Schneidemühle da neben der Chaussee — wenn ich sie nur erst dort hätte — so war sie geborgen. Also wieder eingestiegen und vorwärts im Galopp.

„Die Leute in dem Hause dort waren aus dem Schlaf aufgeklingelt worden, als die Schlittencavalcade vorbeisauste. Ich hatte nicht lange zu klopfen, so öffnete uns die Frau des Müllers selbst die Thür. Sie begriff sofort, um was sich's handelte, half mir, die leblose Gestalt aus dem Schlitten heben, ins Haus und die Treppe hinauftragen — der Müller, der sich langsamer herausgemacht hatte, leuchtete dazu mit einer Laterne, und so brachten wir das arme Mädel in die gute Stube des oberen Stocks, wo ein breites Sopha stand, das auch sonst schon als Schlafstätte gedient zu haben schien. Wenigstens war es rasch dazu eingerichtet, Decken wurden herbeigeschleppt und die Ohnmächtige bequem darunter gebettet. Eine Magd ward angewiesen, sofort für heißes Wasser zu sorgen. Dann aber bat mich die gute Frau, sie allein mit ihr zu lassen, weil es nöthig sei, das erstarrte Fräulein zu entkleiden, um sie leichter athmen zu lassen.

„Ich gehorchte natürlich und wartete unten in der Gesellschaft des Müllers, die ich mir lieber verbeten hätte, auf die fernere Entwicklung der fatalen Geschichte.

„Es dauerte aber lange, bis die barmherzige Samariterin wieder erschien. Das Fräulein sei bald wieder zu sich gekommen, aber eine Art Fieberfrost, vielleicht auch nur ein Nervenkrampf habe sie geschüttelt, dagegen habe die Frau ihr Tropfen gegeben, die auch bald gewirkt hätten. Nun liege sie zwar noch sehr blaß und matt, aber doch ohne Schmerzen und Beschwerden auf ihrem Lager, versichere, daß sie in Kurzem erholt und fähig sein würde, aufzustehen, daran aber sei nicht zu denken, daß sie noch in der Nacht die Fahrt fortsetzen könne, obwohl sie es dringend verlange, um ihre Mama nicht zu ängstigen. Wenn der Herr Leutnant vielleicht selbst mit ihr sprechen und es ihr ausreden möchte.

„Ich ließ mich natürlich nicht lange bitten und stürmte die Treppe hinauf. Da lag sie mit aufgelöstem Haar schön wie ein Engel auf ihren Kissen, und das Blut stieg ihr in die bleichen Wangen, als sie mich eintreten sah. Ich trat an ihr Lager und ergriff ihre beiden Hände, die sie mir entgegenstreckte. Sie waren kalt und feucht, in ihren Augen aber brannte eine süße, schwärmerische Glut. Sie hielt sie fest auf mich gerichtet, während ich ihr auseinandersetzte, daß es ein Selbstmord wäre, wenn sie vor morgen Mittag aufstände. Sie müsse sich erst völlig von dem bösen Anfall erholen, ich wolle allein nach der Stadt fahren und die Mama beruhigen, daß ihre Tochter hier gut aufgehoben sei. Und dann bat ich sie tausendmal um Verzeihung, daß ich ihr das Glas so oft gefüllt hatte, trotz ihres Abwehrens, und da mir das Herz von Zärtlichkeit und Mitleid überwallte, streichelte ich ihr die Wange wie einem kranken Kinde und gab ihr die zärtlichsten Namen. Eh ich aber Abschied nehme, sagte ich ganz nah an ihrem Ohr, müssen Sie mir doch mein Schlittenrecht gewähren. Oder fühlen Sie sich nicht dazu aufgelegt? Statt aller Antwort schlang sie beide Arme leidenschaftlich um meinen Hals und zog meinen Kopf an ihr Gesicht heran. Unsere Lippen begegneten sich in einem langen Kuß — einem sehr langen, sehr ausführlichen Kuß — einem Kuß in des Worts verwegenster Bedeutung — und als ich eine halbe Stunde später das Zimmer verließ, war mir zugleich so wohl und weh zu Muthe, wie einem bis dahin anständigen Menschen, der einen kostbaren Ring gefunden hat und es nicht übers Herz bringen konnte, ihn liegen zu lassen, statt ihn in die Tasche zu stecken."

* * *

Wimpffen schwieg. Er zog das silberne Etui aus der Tasche und nahm eine Cigarrette heraus. Während er sie anzündete und die ersten Züge that, schielte er zu dem Freunde hinüber, der die lange Erzählung mit angehört hatte, ohne einen Laut von sich zu geben, auf seiner Chaiselongue ausgestreckt, den Kopf in die rückwärts verschränkten Arme gedrückt, die Augen unverwandt auf die Zimmerdecke gerichtet.

Da er zu schweigen fortfuhr, erhob sich der Andere.

„Die Sache ist verjährt," sagte er. „Ich brauche nicht zu versichern, daß ich keiner Menschenseele ein Wort davon gesagt habe. Nachdem ich der Alten meinen Rapport abgestattet hatte, habe ich noch Haugwitz aufgesucht und ihm erzählt, wie ich meine Partnerin krank in der Schneidemühle hätte zurücklassen müssen. Da auch Anderen ihre seltsame Blässe und Aufgeregtheit bei Tische aufgefallen war, kam kein Verdacht auf. Das Fräulein war ja auch am dritten Tage wieder in ihrem Geschäft zu finden und verrieth mit keiner Miene, daß etwas Besonderes vorgefallen war, auch nicht, wenn ihr Der oder Jener von den Kameraden sein Bedauern über ihr plötzliches Erkranken aussprach. Ja, das Mädel hat Charakter. Sie stürbe eher, als sich bemitleiden zu lassen.

„Und ich — wahrhaftig, ich war so verliebt, daß ich sie vom Fleck weg geheirathet hätte. Aber bei meinen Verhältnissen — ein armer aber ehrlicher Waisenknabe, wie ich bin, — und Mama Amanda hätte die Caution ja nicht aufbringen können.

„Also einen Strich darunter und die ganze Sache als ein Wintermärchen angesehen, das in der Wirklichkeit nicht weiterspielen durfte. Freilich, wenn dennoch der Teufel sich ins

Spiel gemischt hätte — aber nein, das geschah nicht. Daß ich dann für mein Vergehen eingestanden wäre, kannst du mir zutrauen.

„Und nun, liebster Sohn, nun habe ich Alles vom Herzen heruntergebeichtet. Was es mich gekostet hat, dir diesen Schmerz machen zu müssen — denken zu müssen, daß ich jemals zwischen dir und irgend einem Herzenswunsch von dir stehen könnte — denn wahrhaftig, wenn das nicht vorgefallen wäre, ich würde es dir keinen Augenblick verdacht haben, um dieses Mädchen die Epauletten abzulegen. So aber — du wirst selbst zugeben müssen — ein von Sacken und eine solche Heirath —

„Aber so sprich doch endlich ein Wort! Bin ich durch diese dumme Geschichte, die ich tausendmal bereut habe, obwohl kein billiger Mensch sie für eine Todsünde halten wird, in deinen Augen so degradirt, daß du mich keines Wortes mehr werth hältst?"

„Lieber Freund," kam es langsam aus dem Munde des regungslos Daliegenden, „du bist sehr im Irrthum. Ich denke nicht schlechter von dir, seit du mir das erzählt hast, vielmehr bewundere ich dich, nein, wirklich! Nur sehe ich, daß du deinen Beruf verfehlt hast."

Wimpffen sah ihn groß an.

„Ja, lieber Freund, du hättest nicht Soldat werden sollen, sondern Dichter, Romanschreiber. Ich kenne ja dein gutes Herz, ich weiß, daß du die größte Verehrung für meine Mutter hast und ihr keine Bitte abschlagen kannst. Da es nun kein anderes Mittel gab, ihren Sohn von dieser verhaßten Heirath abzubringen, hast du diese schöne Novelle erfunden, so aus dem Stegreif, und doch mit einer Menge hübscher Details ausgeschmückt. Das macht deinem Talent alle Ehre, aber du mußt nun schon verzeihen, daß ich trotzdem das Ganze für eine geistreiche Flunkerei halte, an der ich nur das zu tadeln habe, daß du ein unschuldiges Mädchen dadurch böslich verleumdet hast."

Wimpffen runzelte die Stirn. Ein scharfes Wort saß ihm auf der Zunge. Er unterdrückte es aber und sagte mit ruhigem Ernst: „Du bist krank, mein Sohn, am Liebestyphus. Wenn Einer aus dem Fieber spricht, legt man seine Worte nicht auf die Goldwage, sonst — Es ist schon schlimm genug, daß du mich dahin gebracht hast, dir ein Geheimniß preiszugeben, das ewig zwischen mir und jenem Mädchen hätte bleiben sollen. Daß ich zum Dank für meine Freundschaft von dir beschuldigt werde, jenen traurigen Vorfall, der sie in deinen Augen herabsetzen muß, erlogen zu haben, eine solche Niedertracht mir zuzutrauen — aber wie gesagt, du bist nicht zurechnungsfähig. Statt die Sache damit beendet sein zu lassen, seh ich voraus, daß du nun das arme Kind ins Verhör nehmen wirst, und wenn sie, was ich ihr nicht verdenken könnte, Alles ableugnet, bliebe deine Beleidigung freilich auf mir sitzen. Nun, dann weißt du ja, wo ich zu finden bin. Es wäre nicht das erste Mal, daß zwei alte Freunde durch eine Weiberlüge auseinandergekommen sind. Adieu!"

Er nahm seine Mütze und ging. Auf der Treppe blieb er einen Augenblick stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Sacrebleu!" murmelte er in den Bart, „warum war ich ein solcher Esel! Hätt' ich geschwiegen, so würde das vielleicht trotz der beiden Mütter ein glückliches Paar gegeben haben. Aber nein, wer weiß, welcher Zufall uns den fatalen Streich gespielt hätte, die faule Sache dennoch ans Licht zu bringen. Dann hätte er in der That Grund gehabt, mich des Verraths der Freundschaft anzuklagen. ‚Immer grad dör!' sagt Klas Avenstaken. Wer weiß auch so genau, ob ich wirklich der Erste war!"

* * *

Indessen saßen in dem Hause der Vorstadt Mutter und Tochter bei einer kleinen Lampe schweigsam einander gegenüber, Frau Amanda mit dem Ausbessern eines alten Kleidungsstücks beschäftigt, die Tochter ein Buch aufgeschlagen auf dem Tische vor sich, über dessen Seiten hinweg ihr Blick ins Leere starrte.

Seit dem Morgenbesuch der alten Dame war eine Verstimmung zwischen ihnen zurückgeblieben. Die Braut hatte der Mutter das Anerbieten der Frau Hildegard mitgetheilt, und als die praktische Frau ihr leb-

hast zugeredet hatte, es nicht von der Hand zu weisen, ein Sperling in der Hand sei besser als eine Taube auf dem Dache, und mancher zärtliche Anbeter hätte sich über Nacht anders besonnen, war das schöne Mädchen in eine heftige Anklage der Mutter ausgebrochen, die sie nie verstanden und das, was ihr das Heiligste sei, von Anfang an nur als eine gemeine Speculation betrachtet habe.

Aus ihrem Schlafzimmer, in das sie sich schmollend zurückgezogen, war sie nur Mittags herausgekommen, um an dem sehr einfachen Mahl theilzunehmen. Dann wieder, als die Dunkelheit einbrach, da sie Beide nur Eine Lampe hatten.

Nun saß sie in ihre Gedanken verloren, die nicht heiter waren. Sie hatte sich nicht darüber getäuscht, daß es einen Kampf kosten würde, der stolzen alten Dame die Einwilligung zur Heirath abzugewinnen. Auf das, was sie heut früh erfahren hatte, war sie nicht gefaßt gewesen. Auch die Versicherungen ihres Verlobten, als er bald darauf kam, um sich berichten zu lassen, was der Besuch der Mutter für ein Ergebnis gehabt, waren nicht im Stande gewesen, ihre bangen Sorgen zu zerstreuen.

Sie erwartete ihn Abends noch einmal, doch erst um einige Stunden später. Dennoch war es kein freudiges Erschrecken, als sie an der Art, wie jetzt draußen die Klingel gezogen wurde, erkannte, daß er es war, der seinen Besuch verfrüht hatte.

Sie stürzte hinaus, ihm zu öffnen. So dunkel es im Flur war, fiel es ihr doch sogleich auf, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. „Was hast du?“ raunte sie ihm zu, als er sie nicht so leidenschaftlich wie sonst in die Arme schloß.

„Nichts, nichts!“ erwiederte er und küßte sie flüchtig auf die Stirn. „Komm hinein! Ich habe mit dir zu reden, aber allein mit dir.“

Er begrüßte die Mama förmlich, die auf einen Wink der Tochter das Zimmer verließ. Der junge Offizier hatte sich auf das Sopha niedergelassen und strich sich mit der Hand über die feuchte Stirn. Toni sah, daß sein Haar nicht so sorgfältig frisiert war wie sonst, und daß seine Augen von ihr weg durch das Zimmer irrten.

„Sag es nur gleich!“ flehte sie mit erstickter Stimme, „es ist etwas vorgefallen, was uns trennen wird, diese entsetzliche Frau, die mich haßt, nur weil ich dich liebe, hat es durchgesetzt, — o Wilhelm, es ist mein Tod!“

Er zog sie neben sich auf das Sopha.

„Beruhige dich, Herz!“ sagte er, aber mit unsicherer Stimme. „Noch ist Nichts verloren, aber du mußt volles Zutrauen zu mir haben, mir die volle Wahrheit sagen. Nein, die Mutter soll uns nicht trennen. Ich lebe ja mein eigenes Leben. Wenn ich deiner gewiß sein kann —“

Er stockte und hob ihren Kopf in die Höhe, den sie an seine Schulter gedrückt hatte. Nie war sie ihm schöner erschienen, als wie sie jetzt, die Augen in Thränen schwimmend, wie ein Kind, das eine Strafe fürchtet, zu ihm aufblickte.

„Sage mir Eins, meine Geliebte,“ fuhr er, sich gewaltsam bezwingend, fort, „kennst du meinen Freund, Hans Wimpffen?“

Eine tödliche Blässe entfärbte bei diesem Namen ihr schönes Gesicht. Das — das also! Auf Alles hätte sie eine Antwort gefunden, dies Eine, auf das sie nicht gefaßt war, machte ihr das Blut in den Adern erstarren. Nur mechanisch brachte sie über die Lippen, indem sie sich sacht aus seinem Arme loswand: „Dein Freund — Hans Wimpffen?“

„Ja,“ stammelte er, indem er in tiefer Qual auf ihrem Gesicht zu lesen suchte, „mein bester Freund, mein Schulkamerad — ich meine nicht, ob du ihn gesehen hast wie all die Anderen von meinen Kameraden, die dir den Hof gemacht haben — nein, ich will wissen, ob nie Etwas zwischen euch vorgefallen ist, woran du — ungern zurückdenkst.“

Sie schnellte von ihrem Sitz in die Höhe und wehrte heftig den Arm ab, mit dem er sie halten wollte.

„Es ist aus!“ rief sie. „Oh, es ist Alles aus. Geh! verlaß mich, vergiß, daß du mich je geliebt hast — ich hab' es ja gewußt, es konnte nicht dauern — das — das würde ewig zwischen uns stehen! O mein Gott, jetzt auf der Stelle zu sterben, wenn doch die Erde sich unter mir aufthäte — aber Gott ist taub! Er hört nicht den Jammer

eines armen Geschöpfs, das von allen Menschen mit Füßen getreten wird!"

Sie war, sich von ihm losmachend, niedergesunken, ihr Kopf lag auf dem Stuhl, auf dem sie vorhin gesessen hatte, mit beiden Händen suchte sie vergebens die heftigen Thränen zurückzuhalten, die ihr aus den Augen brachen.

Im nächsten Augenblick hörte sie seine Stimme dicht an ihrem Ohr. Er hatte sich zu ihr hinabgebeugt, um sie aufzurichten. Als es ihm nicht gelang, kniete er neben sie hin auf den Teppich.

„Mein armes Kind!" flüsterte er. „Ich klage dich ja nicht an. Auch er hat es nicht gethan. Du warst ja im Fieber, deiner Sinne nicht mächtig. Ich wollte nur wissen, woran ich bin, vor Allem mit ihm. Denn mit dir — da du jetzt nicht einen Augenblick daran gedacht hast, mir die Wahrheit zu verbergen — mit dir kann ich ja nur das tiefste Mitleid fühlen. Nein, meine Geliebte, richte dich auf, glaube an meine Liebe und Treue, und so verzweifelt unser Schicksal scheint, wenn wir nur an einander nicht zweifeln, so wird noch Alles gut werden."

Sie hörte plötzlich zu schluchzen auf und erhob sich vom Boden. „Nichts wird gut werden!" sagte sie dumpf. „All deine Liebe und Treue kann das nicht überwinden. O der Elende! sich meinen irrsinnigen Zustand, in den er selbst mich versetzt hatte, zu Nutze zu machen und, nachdem ich meine Schwäche so schwer gebüßt, jetzt, wo ich's einmal so gut wie Andere zu haben hoffte, jetzt mich durch einen schmählichen Verrath — Aber nein, auch wenn er geschwiegen hätte, du kannst mir glauben, hundertmal lag es mir selbst auf der Zunge. Ich verachtete mich, daß ich nicht die Kraft fand, dir's zu gestehn, ich habe lange mit mir gekämpft, ob ich deine Werbung überhaupt annehmen sollte, dann wurdest du mir von Tag zu Tage lieber, zuletzt konnt' ich nicht widerstehen. Aber nun ist's vielleicht besser so. Du wirst von mir gehen, und wie ich das überwinden soll, fass' ich noch nicht. Aber wenn ich deine Frau geworden wäre — auch das magst du nun hören: daß du den Abschied nehmen und mit mir auf dem Lande leben wolltest, das bestärkte mich in meinem Verschweigen. Wenn ich Den nicht mehr sehen mußte, der mich ins Unglück gebracht hatte, konnte ich hoffen, das Entsetzliche mit der Zeit selbst zu vergessen, nur wie an ein schauerliches Märchen dann und wann daran zurückzudenken. Und doch — ich hätte dich betrogen und deine Güte und Liebe wie eine unverdiente Gnade hinnehmen müssen. So bin ich deinem — Freunde Dank schuldig, daß er es jetzt zur Entscheidung gebracht hat. Und nun laß dich beschwören — verlaß mich gleich! Ich habe so heftige Schmerzen hier an meinem Herzen, ich ertrüge es nicht länger, dein geliebtes Gesicht zu sehen und zu wissen, daß ich es nicht wiedersehen werde!"

Er war, während sie sprach, heftig im Zimmer auf- und abgegangen. Jetzt blieb er vor ihr stehen und sagte, den Arm um ihren Hals legend: „Ja, meine Geliebte, ich verlasse dich jetzt, doch nur um das aus dem Wege zu räumen, was zwischen uns steht. Ich habe dir Treue gelobt. Ich wäre ein feiger Schuft, wenn ich dir mein Wort nicht hielte, weil ein Räuber dich überfallen und deine arglose Jugend mißbraucht hat. Du wirst mich morgen wohl nicht wiedersehen. Aber wenn Alles geht, wie ich hoffe, kehre ich als ein freier Mensch, der all seine Schulden bezahlt hat, zu dir zurück. Bis dahin denke mit ruhigem Herzen an deinen treuesten Freund!"

Er zog sie an sich und küßte ihr Stirn und Augen und zuletzt mit einem langen Kusse den Mund. „Grüß die Mama!" sagte er, schon an der Thür. Da stürzte sie ihm nach und hielt ihn noch einmal mit beiden Armen zurück.

„Du willst dich mit ihm schlagen!" rief sie außer sich. „Leugne es nicht! Nein, nein, du darfst nicht, du sollst nicht — du bist es mir schuldig! Dein Leben gehört mir!"

„Närrchen!" sagte er mit einem stillen Lächeln, indem er sie auf das dichte Haar küßte, „was stellst du dir für Gespenster vor! Ist er nicht mein Freund? Giebt es nicht ganz sichere Mittel, einem Freunde das Schwatzen zu verbieten? Denn freilich muß ich dafür sorgen, daß ihm nicht Anderen gegenüber der Wein einmal die Zunge löst und er dem Ruf meiner Frau einen Makel anheftet. Sei ganz ruhig! Ich liebe dich,

und Niemand soll Macht haben, dich mir vom Herzen zu reißen."

So löste er sich aus ihrer Umarmung und verließ das Haus.

* * *

Er kehrte aber nicht in seine Wohnung zurück, sondern ging ins Casino. Dort war um diese Zeit noch keiner seiner Kameraden anzutreffen. Er fragte auch nach Niemand, ließ sich im Lesezimmer an dem Tische nieder, wo er Papier und Schreibgeräth fand, und warf die folgenden Worte rasch auf ein Blatt:

„Sie hat mir, ohne ihre eigene Schwachheit zu beschönigen, deine Aussage bestätigt. Wenn ich daher auch die Beschuldigung der Verleumdung revociren muß, bleibt doch die andere bestehen, daß du wie ein Schurke an ihr gehandelt hast. Ich werfe dir deine Freundschaft vor die Füße und sehe den Folgen entgegen.

Wilhelm."

Er siegelte das Billet und übergab es einem Kellner, dem er, indem er ihm einen Thaler reichte, die sofortige Besorgung auf die Seele band.

Dann verließ er das Local und ging ein paar Stunden lang durch die dunklen Straßen, rastlos, mit fiebernder Stirn, ohne in der Gedankenflucht, die durch sein Hirn jagte, irgend einen Ruhepunkt zu finden. Als die Kniee ihm endlich den Dienst versagten, trat er in eine kleine Weinstube, wo nur ein paar Gäste ihren Sonntagstrunk zu sich nahmen. Er ließ sich etwas zu essen und eine Flasche Wein geben, bei der er stumpfsinnig, eine Cigarre nach der anderen rauchend, so lange sitzen blieb, bis die Kellnerin ihm bescheiden zu verstehen gab, es sei Mitternacht und außer ihm Niemand mehr im Local zurückgeblieben. Da raffte er sich, wie aus einem Traum geweckt, auf und ging langsam nach Hause.

Die Regine wachte noch und trug ihm das Licht in sein Zimmer. Sie hatte die Frage auf der Zunge, was ihn heute, am Sonntagabend, den er regelmäßig bei der Mutter zuzubringen pflegte, seiner Gewohnheit untreu gemacht habe. Sie sah aber ihren jungen Herrn mit so verstörtem Gesicht, wie geistesabwesend, sein Zimmer betreten und gleich den Brief vom Tische nehmen, der dort auf ihn gewartet hatte, daß sie kein Wort zu sagen wagte und, nachdem sie ihm die Lampe angezündet hatte, mit stillem Seufzen und Kopfschütteln hinausschlich.

In dem Briefe stand:

„Ich hätte es denken können, lieber Sohn, und in der Voraussicht, wie Alles kommen würde, den Mund halten sollen. Vielleicht war meine Auffassung von Freundespflichten ein sentimentaler Unsinn. Gleichviel, nun ist Nichts mehr zu ändern, und du wirst morgen früh weiter von mir hören.

Hans."

* * *

Als die Regine am andern Morgen ihrer Herrin das Frühstück brachte, wunderte sie sich über die ruhige, fast heitere Miene, mit der die Mutter sich erkundigte, wann der Sohn gestern Abend nach Hause gekommen sei. Auch daß es erst nach Mitternacht gewesen, schien ihr eben so wenig aufzufallen, wie daß er ihr am Sonntagabend nicht wie sonst Gesellschaft geleistet hatte. Sie gönnte ihm ein langes letztes Beisammensein mit dem Mädchen, von dem er ja für immer sich trennen sollte. Denn daß Wimpffen ihn dazu gebracht haben würde, bezweifelte sie keinen Augenblick.

Nun ließ er sich freilich nicht wie sonst schon früh bei ihr sehen, um ihr „guten Morgen!" zu sagen. Aber Regine hinterbrachte ihr, „Wilhelmchen" habe Besuch gehabt von ein paar Kameraden, sie hätten lange und lebhaft mit einander geplaudert, dann seien die Herren gegangen und auch „unser Leutnant" habe sein Zimmer verlassen, um frische Luft zu schöpfen. Er habe es wohl nöthig gehabt, da er ein wenig blaß ausgesehen habe, was nach der späten Schlafensstunde kein Wunder sei.

Alles bestärkte die Mutter in ihrem festen Glauben, daß die Gefahr abgewendet, der Sohn ihr erhalten sei. Und er selbst, als er sich Mittags bei ihr einfand, machte sie darin nicht irre. Er war still und offenbar

zerstreut, aber voll zarter Aufmerksamkeit für sie, während sie zusammen bei Tische saßen. So auch am Abend. Sie sprachen nur von gleichgültigen Dingen. Doch war in all ihren Reden ein Unterton von warmer Hingebung Eines zum Andern. Als er ihr endlich „gute Nacht!“ sagte, hielt sie seine Hand fest und sah ihm liebevoll ins Auge. „Mein guter Sohn,“ sagte sie, „ich muß es dir doch aussprechen, wie deine stille, männliche Ergebung in deine Pflicht und dein Schicksal mich rührt. Du weißt, ich war immer stolz auf dich. Heute bin ich es mehr als je, weil ich weiß, wie hart dich's ankommt zu thun, was ich von Anfang an als das Wünschenswertheste für dich angesehen habe. Wenn ich dir habe wehthun müssen, verzeih es mir. Es geschah nur aus derselben Liebe, die mich sonst angetrieben hat, dir nichts zu versagen, was dich glücklich machen konnte.

„Mutterchen,“ sagte er und heftete den Blick trübsinnig zu Boden, „ich danke dir für all deine Liebe. Ich weiß, du hast keinen andern Gedanken gehabt, so lange ich auf der Welt bin, als das Glück deines Sohnes. Du kannst Nichts dafür, daß wir über das, was zu meinem Glück dienen möchte, verschiedener Meinung sind. Hoffen wir, daß wir uns auch diesmal zuletzt wieder versöhnen. Und wie es auch kommen möge, zürne mir nicht! Es ist mir Schweres auferlegt, Gott helfe mir, ich kann nicht anders.“

Er umfing die Mutter und küßte sie mit einer ungewohnten Rührung. Dann ging er auf sein Zimmer.

In dieser Nacht fand die Frau lange nicht den Schlaf, der ihr sonst immer treu blieb. Doch keine Sorge hielt sie wach. Sie war fest überzeugt, daß ihr Liebling, wenn es ihn auch hart angefaßt hatte, bald wieder der Alte sein würde. Aber sie gab sich in ihrem Brüten lange dem Siegesgefühl hin, das sie beglückte, dem stolzen Bewußtsein, die Stärkere geblieben zu sein, sie mit ihren grauen Haaren gegenüber der schwarzlockigen Fremden, die ihr den einzigen Besitz, der ihr das verwittwete Leben noch theuer machte, hatte entreißen wollen. Sie hatte dieses Mädchen mit der Leidenschaft ihrer mütterlichen Eifersucht gehaßt. Jetzt fühlte sie fast ein Mitleid mit der Überwundenen, deren ganzes Verbrechen gewesen war, ihren Liebling geliebt zu haben. Sie sann darüber nach, wie sie es anstellen könnte, ihr den Verlust trotz ihrer Weigerung zu vergüten. Bei der Mutter, das wußte sie, würde sie ein leichteres Spiel haben. Wieder könnte vielleicht Wimpffen den Vermittler machen. Auch diese nachträgliche Großmuth schmeichelte ihr, und mit einem befriedigten Aufathmen, wie wenn ihr der letzte Stein von der Brust gefallen wäre, schlief sie endlich ein.

* * *

Am andern Morgen, schon in aller Frühe, wurde sie durch eine ungewöhnliche Unruhe im Haus und auf der Straße geweckt. Ihr war, als hätte sie einen Wagen unten anfahren hören, auf der Treppe kamen Leute herauf, sie hörte es deutlich, obwohl die Stimmen gedämpft klangen. Dann wurde die Klingel an ihrer Wohnung gezogen, ebenfalls behutsam, die Thüre ging draußen auf, was hatte das Alles zu bedeuten?

Noch immer ahnungslos stand sie rasch auf und warf sich in ihre Kleider. Als sie sich aber der Schwelle ihres Zimmers näherte, wurde die Thür aufgerissen, und die Regine stürzte herein mit wirrem Haar und völlig entgeistertem Gesicht.

„Bleiben Sie hier, Frau Obersten,“ schrie sie, „Sie dürfen nicht hin — o du grundgütiger Gott, so was Schauerliches — Wilhelmchen, unser liebes Wilhelmchen —!“

Sie war auf den Boden vor der Mutter hingesunken und klammerte sich an die Falten ihres Kleides, ihre Jammerrufe immer von Neuem ausstoßend.

Die alte Frau war bei dem Namen ihres Sohnes zusammengefahren und hielt sich mit äußerster Anstrengung aufrecht. „Laß mich!“ herrschte sie die Jammernde an. „Geh aus dem Wege! Was ist — mit Wilhelm?“

In diesem Augenblick trat der Regimentsarzt ein, ein ernster Mann in mittleren Jahren. Sein erster Blick belehrte ihn, daß er zu spät kam.

„O meine verehrte Frau Oberstin,“ stammelte er, „warum hat man es mir nicht

überlassen — diese furchtbare Nachricht so ohne Vorbereitung — folgen Sie mir wenigstens jetzt — sammeln Sie erst Ihre Kräfte — nein, ich darf Sie nicht zu ihm lassen, stützen Sie sich auf mich — sehen Sie, Sie wanken, ich beschwöre Sie, lassen Sie sich dort erst zu dem Sopha führen —"

Er trat an sie heran und wollte sie stützen. Sie schüttelte seinen dargebotenen Arm energisch ab, richtete sich hoch auf und schleuderte ihm einen gebieterischen Blick zu. „Niemand komme mir zu nah!" rief sie. „Ich bin kein Kind, ich bin eine Mutter, eine Mutter kennt ihre Pflicht und findet ihren Weg. Zurück!"

Und die stöhnende Alte mit dem Fuße fortstoßend, schritt sie über die Schwelle und ging hochaufgerichtet den Corridor entlang, der zu dem Zimmer ihres Sohnes führte. Ein paar von den Hausbewohnern, die sich mit theilnehmender Neugier eingedrängt hatten, erschraken, da sie die gespenstische Miene sahen, mit der die alte Dame an ihnen vorbeischritt, als ob sie Nichts um sich her wahrnähme. So trat sie bei ihrem Sohne ein.

Er ruhte, mit seinem Mantel bis an die Schultern zugedeckt, auf seinem Bette, das Gesicht entfärbt, aber still und friedlich, die halbgeöffneten Lippen umspielte sogar ein schwermüthiges Lächeln. Durch das geöffnete Fenster drang eine milddurchsonnte Luft herein, und in den Höfen und Gärten unten erklangen Stimmen des morgendlichen Lebens.

Neben dem Lager hatte eine Dame gekniet, die im Hause wohnte und gute Freundschaft mit der Mutter gehalten hatte. Als sie diese selbst jetzt eintreten sah, erhob sie sich lautaufweinend und wollte auf sie zu eilen, sie zu umarmen. Die Mutter aber blieb noch an der Schwelle stehen, hob den Finger und legte ihn dann an den Mund. „Still!" flüsterte sie. „Er schläft. Stören Sie ihn nicht. Er hat viel Aufregendes durchgemacht. Die Ruhe ist ihm zu gönnen. Gehn Sie hinaus! Nur seine Mutter soll bei ihm wachen. Wenn er aufwacht, soll er keine fremden Gesichter sehen."

Sie setzte sich auf den Stuhl neben dem Bette und sah ihrem stillen Liebling unverwandt ins Gesicht. Draußen im Corridor hörte man unterdrücktes Weinen und wispernde Stimmen. Der Arzt hielt Wache, daß Niemand diese Todtenfeier störte.

Dann aber erklang draußen ein kräftiger Schritt, der Oberst des Regiments trat ein, ein hoher graubärtiger Herr mit einem martialischen Gesicht. Als er den jungen Todten erblickte, dem er wie all seine Offiziere sehr geneigt gewesen war, und die regungslose Gestalt der Frau seines alten Freundes, übermannte ihn die Erschütterung so sehr, daß er eine Weile still in sich hinein weinte. Dann nahm er sich zusammen, trat auf die Mutter zu und sagte, seine Worte mühsam herausbringend:

„Eine furchtbare Heimsuchung, meine theure gnädigste Frau! Ich habe es nicht glauben wollen, als mir die Meldung gemacht wurde. Und noch jetzt — ich kann es nicht fassen, ich glaube den eigenen Augen nicht. Dieser herrliche junge Mensch, ein so zärtlicher Sohn und so hoffnungsvoller Offizier, und Niemand kann sich denken, wie es dahin kommen konnte. Sein eigener intimster Freund — daß er in der tiefsten Verzweiflung ist, wer kann es anders von ihm erwarten, er hat ja einen edlen, ritterlichen Charakter. Zweimal hat er ja auch in die Luft geschossen — erst als die Kugel seines Gegners dicht an seinem Ohr vorbeisauste — es ist ja menschlich, daß ihm da das Blut überwallte — wer läßt sich gern wehrlos über den Haufen schießen — aber wie er nun, ohne lange zu zielen, losdrückte — o meine gnädige Frau, meine arme Freundin, wenn Ihr theurer Gemahl das hätte erleben müssen —"

Die Rührung überwältigte ihn wieder. Er zog sein Tuch aus der Tasche, schneuzte sich heftig und drückte es vor die Augen.

Da hörte er auf einmal die Frau ganz ruhig sagen: „Ja, wissen Sie denn nicht, hochwürdiger Herr, warum die arme Nonne aus dem Kloster entsprungen ist? Es war ein so gutes frommes Kind, aber mein Gott, wer kann es ihr verdenken? Die Ordensregel war gar zu streng. Ich selbst hatte keine Ahnung, ich hätte ja sonst eine mildere Observanz zugelassen, aber weil ich sonst eine gute Hand hatte, die Jugend im Zaum zu halten — nun ist das Unglück einmal geschehen. Ich werde mich nie wieder auf

dergleichen einlassen, zur Oberin bin ich doch für immer verdorben — nun, wie es Gottes Wille ist! Amen!"

Der alte Kriegsmann starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an. Es lief ihm kalt über den Rücken, als er sie diese wunderlichen Worte mit ganz sanfter Stimme langsam aussprechen hörte. Er warf dem Arzt, der leise zu ihm eingetreten war, einen bangen Blick zu und wandte sich dann wieder an die Frau.

„Ich weiß nicht, meine gnädigste Frau, wovon Sie reden. Kennen Sie mich denn nicht!?"

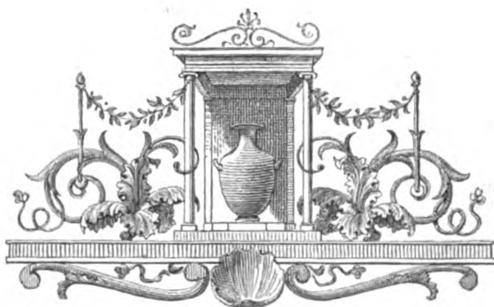
Sie sah mit einem mitleidigen Kopfschütteln zu ihm auf.

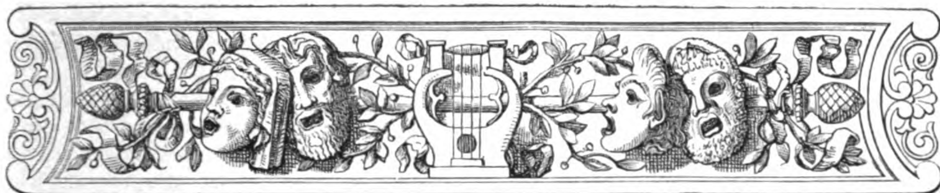
„Wie sollte ich Sie nicht kennen, Hochwürden?" sagte sie. „Habe ich Sie doch erst vergangenen Sonntag predigen hören. Vorgestern hatt' ich eine Abhaltung. Nun, darum bin ich keine schlechtere Christin geworden, ich kenne noch alle zehn Gebote, auch das: ‚Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es dir wohl gehe und du lange lebest auf Erden.' Mein Wilhelm hat das auch immer befolgt, und darum wird er ja auch den Lohn der Seligkeit ernten. Wenn Sie das junge Paar zusammengeben, Herr Hauptpastor, sagen Sie ihm, daß die Mutter ihn und seine schöne Braut gesegnet habe. Mein Sohn hat gut gewählt, ich muß das jetzt zugeben. Bei der Hochzeit werde ich freilich nicht zugegen sein können; ich habe kein hochzeitliches Kleid. Denn so schwarz, wie Sie mich hier sehen, darf die Mutter des Bräutigams ja nicht kommen, und ich habe, seit ich Wittwe geworden bin — Aber das ist ja gleichgültig, am Segen liegt Alles. Und jetzt empfehle ich mich den Herren, ich habe hier ja Nichts mehr zu thun und muß für die Aussteuer sorgen."

Sie stand ruhig auf, verneigte sich würdevoll und schritt langsam aus dem Zimmer, ohne sich nach dem Todten noch einmal umzusehen.

„Gehen Sie ihr nach, Doctor," flüsterte der Oberst in tiefer Bewegung, „sonst geschieht noch ein Unglück. Sie wäre im Stande —"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Meine Kunst ist hier machtlos, und es ist auch keine Gefahr. Die gütige Natur sorgt dafür, daß bei einem übermäßigen Schmerz die Empfindung erlahmt. Noch gnädiger wäre es freilich, eine so verarmte Mutter könnte an gebrochenem Herzen sterben. Leider aber ist diese sanfteste aller Todesarten nur auf der Bühne und in Romanen zu finden."





Briefe von Carl Maria von Weber
an Hinrich Lichtenstein.

Herausgegeben
von
Ernst Rudorff.

II.

Weber an Lichtenstein.

Du hast sehr recht, mein Herzens Bruder, daß ein Brief auf der Stelle beantwortet so recht warm Alles hinlegt und deutet — und ich würde gewiß es ebenso mit Deinem so liebevollen Brief vom 26ten Novbr. 1814 gemacht haben, wenn ich nicht den Tag vor seinem Empfang den 3ten Decbr. mich ins Bett gelegt hätte, und ein derbes reumatisches Fieber mit Erbrechen und fürchterlichen Kopfschmerzen mich lange Zeit darin festgehalten hätte. Das Böhmerland ist für mich ein wahres Spital geworden, und das peinlichste für mich ist, daß ich immer lange Zeit nach dieser Krankheit einen so angegriffenen Kopf habe, daß ich weder lesen noch schreiben darf und also in vollkommener Unthätigkeit verbrüten muß. —

Was Du mir schriebst, ist ganz aus meiner Seele gesprochen, — aber wenn auch mein Kopf und Herz Dir in Hinsicht der Gefühle Recht giebt, so befiehlt mir doch die Klugheit erst ein ruhiges sicheres Brod abzuwarten ehe ich mit Bestimtheit zu Werke gehe. hat es sich bis dahin bewährt und erprobt so will ich mich glüklich preisen, und noch einmal so rasch und lebenslustig arbeiten und Schaffen. —

Von meiner Anstellung ist alles still. — die Zeitungen sprechen von Spontini. Brühl läßt nichts von sich hören. — die Zeit muß das auskochen. von Phillipsborn habe ich unterdeßen einen Brief von Wien aus erhalten, worin er noch sehr bestimmt von meiner Angelegenheit spricht und sich auf der Rükreise deshalb einen Tag bei mir aufhalten will. —

So weit hatte ich den 31ten Januar geschrieben als ich gestört wurde. Seitdem habe ich einige unglükliche Tage verlebt, wo ich auf dem Punkt stand, Prag ganz zu verlaßen und in die Welt hinaus zu steuern. ich hatte mich mit meinem Umgange mit der B . .,* meiner ehrlichen Absicht im Innern bewußt, so ruhig hingehen laßen, ohne auf das Geschwäzze der Menschen und die Ungewißheit meiner Aussichten viel Rükficht zu nehmen, als ich wohl sollte. Diese Ideen aber brachen bey Ihr endlich mit verdoppelter Gewalt hervor, und erzeugten die peinlichsten Tage meines Lebens. — ich **kann** nicht von meiner Ueberzeugung abgehen. mein Weib, muß **mir** gehören, nicht der Welt. ich muß sie ernähren ohne Nahrungssorgen. Kein Teufel von einer Mutter pp darf dazwischen stehn. daß man darin Mangel an Liebe findet, kannst Du denken, aber so weit soll mich nie die Leidenschaft bringen mit Ueberzeugung, um der frohen Gegenwart willen, nach dem gewißen folgenden Elende des ganzen Lebens zu greiffen. Wer bürgt für Ihre ewige Liebe unter dem folgenden Kummer und Sorgen, die mich auch unangenehm und mürrisch machen würden. — Seit gestern nun ist Sie etwas ruhiger geworden. Sie sagt sie jähe ein, daß Sie sich und mich um Etwas das nicht zu ändern ist, gequält hätte. Sie liebt mich zu sehr um mich laßen zu können, und ich muste ihr heilig versprechen, nicht um Ihretwillen Prag zu verlaßen, weil dieß Sie wahrhaft unglüklich machen könnte. — ich bin also nun in einer sonderbaren Stimmung; diese ewigen Zweifel an mir, obwohl ich sie nicht verargen kann, — machen nicht den besten Eindruk auf mich, und doch liebe ich Sie zu sehr, um Ihr wehethun zu können, ja auch

* Caroline Brandt, Webers spätere Gattin.

ich würde keinen frohen Augenblik mehr leben. ich stelle also alles der Zeit und dem Schiksale anheim.

Verzeihe lieber Bruder, daß ich Dir so vorwinsle, aber Du bist die einzige Seele, die mich zu ganz versteht, und die ich vertrauend liebe.

Nun so viel noch Zeit ist zu anderen Sachen.

Den 23ten November war Romberg's Concert wo er viel Geld, sein Spiel aber nicht vielen Beyfall fand. deinen Gruß konnte ich ihm nicht mehr bestellen, denn er reißte den 30ten von hier nach Gotha mit einer Ladung Briefe und Instruktionen von mir versehen.

Vor einigen Tagen zeigte er mir ganz kurz an, daß er wirklich mit tausend Thaler angestellt sey und drei hundert Thaler für seinen jezigen Aufenthalt erhalten habe. er geht jezt nach Hamburg und im May tritt er seinen Dienst an. Es freut mich herzlich ihn versorgt und den Herzog gut bedient zu wißen.

Nun wurde ich krank, und konnte kaum mich bis zu meinem Concert den 6ten Januar etwas erholen. ich machte darin drei von den Körnerschen Liedern die furore machten. Der junge Mühlenfeldt kam an, und gab Concert, das leider schlecht ausfiel. auch wollte sein Spiel nicht behagen, troz seiner wirklich sehr ausgezeichneten Fertigkeit. es that mir herzlich leid, ihn unzufrieden wegreisen zu sehen, da ich doch alles mögliche für ihn gethan hatte.

Nun sind meine Neuigkeiten zu Ende. Grüße alle Bekannte auf's beste von mir, besonders die Koch und Jordan's, entschuldige mein Nichtschreiben, ich kann wahrhaftig nicht, besonders da durch meine Krankheit meine Geschäftscorrespondenz wieder so sehr angewachsen ist. Schreibe mir bald wieder und behalte lieb deinen ewig treusten Bruder

Prag d. 4ten Februar. 1815. W:

Weber an Lichtenstein.

(Prag März 1815)

Geliebter Bruder!

Wie unendlich freudig mich Dein lieber Brief vom 7ten hujus überraschet hat kann ich Dir nicht genug sagen, der Tag an dem ich das Glük meines geliebten Freundes erfuhr, rechne ich wahrhaft unter die froheſten und schönsten meines Lebens. — Du dreymal Glüklicher, der Du es aber auch dreymal verdienst glüklich zu sein. Deine Wahl hat meinen vollkommensten Beyfall, und Du wirst Dich mancher gleichen Aeußerung in unsren einsamen Abendstunden erinnern. etwas genirt es mich nur die Wiederholung dieser nicht mehr denken zu können, aber ich bin auch im Glük meiner Lieben glüklich, und bin zufrieden wenn Alles um mich her froh und zufrieden ist, wenn ich gleich noch schwankend und unsicher auf dem Lebens Meere treibe.

So wie ich Deine Victoire* beurtheile und Dich kenne, werdet ihr in einem herrlichen Vereine leben. Du mit Deiner in den Lebens Stürmen errungenen Männlichkeit, ruhig auf Kopf und Herz sich stüzend, der Du aus allem noch ein heiteres Gemüth gerettet hast, Sie voll heiteren Sinnes, unverdorben, hellen Blik's, rasch auffaßend, wahrlich es müste gar nichts mehr mit rechtem zugehen, wenn ihr nicht einander beglükend glüklich wäret. daß Du ihr meine herzlichsten Grüße und Theilnahme sagst, versteht sich .... (unleserlich)

Der Barometerstand Deiner Bekannten pp. hat mich sehr lachen machen, ja ja, so habe ich sie mir gedacht. So eine Haupt Revolution in den Hoffnungen, Ahndungen, Gewohnheiten pp. bringt aber heilsame Gewißheiten an's Licht, und man geht dann mit sichereren und erprobten Schritten vorwärts. Es freut mich sehr daß Malchens** rechtlicher Sinn sich auch hier bewährt hat, möge Sie doch endlich auch einmal Ruhe finden.

Meinen Brief vom 4ten wirst Du nun erhalten haben. ich bin seitdem wieder etwas ruhiger, aber nicht froher geworden, und werde es wohl nie ganz werden. Es fehlt meiner Lina an dem Vertrauen zu mir, das allein der Liebe wahre Stüzze ist. Sie hält mich für mehr klug, als gut. Mein Gott — es gehört viel Verstand dazu recht gut, recht gut zu sein, weil es manchmal so aussieht als käme man für den Augenblik mit Schlechtigkeit weiter, es ist aber nicht wahr, denn das hält nicht Stand und nur das wahrhaft Gute und Edle hält aus bis Jenseits. — ich kann noch immer nicht arbeiten — und das ist schlimm.

Ueber meine Berliner Verhältnisse kann ich gar nichts sagen, als — thut was Ihr könnt und glaubt das gut ist. ich höre weder von B(rühl) noch sonst Jemand etwas. die Zeitungen sagen Spontini engagirt.

Schreibe bald wieder wenn Du kannst, Du Glüklicher und glaube daß vielleicht Niemand so warmen Antheil nimmt, und Dein Glük so zu würdigen weiß als Dein ewig

treuer Bruder W.

Grüße alle Bekannte.

Sey nicht böse über meine Kürze, aber konnte um keinen Preiß den Posttag vorbeygehen laßen, an dem ich Deinen Brief erhielt. addio.

---

* Lichtensteins Braut war Victoire Hotho. Ihre Mutter, eine geborene Girard, gehörte der französischen Kolonie in Berlin an; daher die französische Form des Namens „Victoire“.

** Amalie Sebald.

Weber an Lichtenstein.

Auch nur wenige Worte kann ich Dir lieber Bruder, auf Deinen freundlichen aus dem Singe-thee herausgerufenen erwiedern, da eine Eintönige Thätigkeit einen Tag wie den andern bezeichnet. Es ist mir unendlich wohlthuend, Dich so froh und glüklich zu wißen, und ich denke recht, recht oft an Dich und Deine liebe victorisirende Victoria, der ich herzlich für ihre theilnehmenden Worte danke.

Wie es mir geht wird Dir Kysting erzählen, wenn er anders gesprächicher von Prag als Berlin kommt, denn seit den 4 bis 5 Tagen, die er hier ist, habe ich beynahe gar nichts näheres von meinen Berliner Freunden durch ihn erfahren. Doch war er mir eine sehr frohe Ueberraschung, denn es ist ein braves biederes Haus. Von Brühl konnte ich so etwas erwarten, und sehe es auch ein, daß gegenwärtig nicht der Zeitpunkt ist sich mehr auszubreiten als das höchstnothwendige erheischt. ich möchte recht gern etwas großes schreiben, aber die verfluchten Dichter laßen mich so im Stiche, ich bitte Dich auch Gubiz wenn Du ihn siehst an mich zu errinnern.

Troz meinem fortwährenden Husten, befinde ich mich doch um vieles beßer, und kann doch arbeiten, so daß ich nicht nur bald alles an Schlesinger abzuliefern, sondern auch noch mehreres zu leisten hoffe, wobey eine dritte Sonate Dmoll, Ddur, wohl zuerst vorkommen möchte.

Allen Unterschriebenen bezeuge meinen besten Dank für Ihre Errinnerung. Die böse Koch wollte also nicht mitunterschreiben? dafür muß Sie heute noch eine Straf Predigt bekommen. Ich habe glaube ich den 14ten Febr. an Dich zulezt geschrieben, den 17ten gab ich mit Hornstedt Concert welches ungeheuer voll war. den 8ten hujus gab ich die Wette sehr gut, sie gefiel aber — gar nicht, obwohl die Singenden Personen und das Orchester alles mögliche thaten. die Musik ist zu breit und schwer.

Die neusten Zeit Ereignisse drükken alles ungemein darnieder und unsere Geld Verhältniße besonders hemmen jede freye Disposition. ich weis noch gar nicht, ob und wie ich diesen Sommer meinen Urlaub benuzzen werde, ich habe eine Idee nach München, wohin ich vielfältig eingeladen bin, aber wer kann jezt auf ein paar Monate Voraus bestimmen was er thun will.

Nun lebe wohl lieber Bruder, und vergiß im Genuß deines Glükes Deinen innigst theilnehmenden treusten Bruder Weber nicht.

Grüße an Alle.

Prag den 19ten Aprill 1815.

Weber an Lichtenstein.

(Abschrift.)

Mein theurer lieber Bruder!

Daß Du mir noch nicht geschrieben, ist zwar unserem Abkommen gemäß ein Trost für mich, indem es mir als Beweiß Deiner Gesundheit dienen soll, aber beruhigender wären mir doch ein paar Worte von Dir selbst gewesen. Mir geht es gut bis auf eine Menge Dinge, die sich jezt zusammenhäufen, wozu die Anwesenheit mancher Concertgeber, Mlle Schmalz à la tête, viel beyträgt.

Neues ist mir nichts paßirt, als daß ich zur Abwechslung wieder einmal eine Dose von unserm allergnädigsten Kaiser mit seiner Chiffer in Brillanten erhalten habe. Der Zwek dieser Zeilen ist übrigens Dir in aller Eile zu sagen, daß ich hoffe Anfangs 8br in Berlin einzutreffen, und daß Du mit der unter uns festgestellten Ehrlichkeit und echten Offenheit mir sagen sollst ob ich bei Dir wohnen soll, oder ob Du so gut sein willst mir sonst wo ein stilles Stübchen zu miethen. ich will vier Wochen in Berlin arbeiten, kein Concert geben, und meine Erholungsstunden meinen Freunden weihen. also bitte ich Dich mir bis Ende 7br hierher oder nach Dresden postrestant zu schreiben — was Du über mich beschloßen hast. Du weißt wohl daß ich nicht leicht einen Andern so fragen würde, aber ich weis Du wirst es mir unumwunden sagen und bestimmen, da ich natürlich weder Dich und Deine liebe gute Frau im geringsten geniren möchte, noch auch selbst gestört sein möchte.

Von Lauska habe ich einen gar lieben Brief erhalten, den ich leider jezt unmöglich beantworten kann, sage ihm nur nebst 1000 Grüßen, daß Fanny Wiebeking viel gesunder ist, und man ganz ihre Herstellung hofft, zur Freude aller Guten. Alles erdenkliche herzliche an Deine liebenswürdige brave Victoire und Grüße an Deine lieben Eltern und allen Freunden von Deinem ewig

unveränderlichen Freunde u. Bruder
C. M. von Weber.

Prag d. 13ten 7br 1816.

Weber an Lichtenstein.*

Lieber Bruder!

Du hättest wohl alle Ursache böse zu sein, wenn ich nicht darauf rechnen könnte, daß Du nur zu gut weist wie es Einem gehen kann, wenn man

* Diesem Briefe war der mehrmonatige Aufenthalt Webers in Lichtensteins Hause vorausgegangen, dessen dieser in seinen Aufzeichnungen erwähnt.

in so einen Strudel von neuen Verhältnißen gestürzt wird, denen auf Lebenszeit sichere und angenehme Grundlagen zu geben, man vom Anfang nichts verabsäumen darf, was dazu beitragen kann. Zudem nahm meine Lage hier gleich in den ersten Tagen so eine seltsame Wendung, daß ich durchaus erst gerne abwarten wollte, Dir irgend etwas bestimmtes darüber schreiben zu können. da dieses aber bis jezt unmöglich ist, so will ich doch lieber die Feder ergreiffen als Deinen gerechten Unwillen verdienen. Vor allem laße Dir und Deiner lieben Hausfrau, die ich herzlichst grüße, den besten wärmsten Freundesdank für Eure liebevolle Aufnahme und Pflege darbringen, es gehören diese drei schönen in ruhiger Arbeit, umgeben von lieben theilnehmenden Wesen, verfloßenen Monate, zu denen wenigen Lichtpunkten meines Lebens, die für so manches herbe und bittre entschädigen und trösten müßen. Dank, innigen Dank dafür, und möge ich einst vergelten können. Für den gehörigen Kontrast war sogleich bei meiner Ankunft gesorgt. nach einer recht glüklichen Reise (auch die Nacht hindurch,) kam ich den 13ten Nachmittags hier an und den 16ten wollte ich schon wieder abreisen. Die Herrn Italiener laßen natürlich Himmel und Hölle los, um mich und die ganze deutsche Oper zu vertreiben. Sie finden aber an mir einen harten Kloz, der dergleichen Dinge durchschaut, sich nicht leicht verleiten läßt, und auf eigenen Füßen so fest steht, daß er sein Recht ruhig vertheidigen und behaupten kann, die Details sind zu weitläufig und ärgerlich um sie wieder zu erzählen, kurz, ich bin vor der Hand noch ziemlich frei, obwohl ich schon dem Personale, König und Hof präsentirt bin. Wenn man mir meinen Vertrag nicht ohne Beschränkung erfüllt, so verlaße ich in einigen Monaten Dresden wieder, und ziehe in die Welt. Mir scheint aber, es wird nicht dazu kommen, und man meine billigen Foderungen eingehen. Du kannst gar nicht glauben wie viel zu thun ist, nicht nur daß noch gar nichts vom Notenschreiber bis zur ersten Sängerin da ist, sondern jeder Schritt wird mit 1000 Schwierigkeiten verkabalirt. Die Proben haben schon angefangen und Joseph soll meine erste Oper sein. Dabei habe ich noch nicht einmal Zeit finden können auszupakken, und lebe in einer mir ganz unerträglichen Unordnung. Außer der Geschäftswelt habe ich aber alle Ursache mit meinem Empfange zufrieden zu sein, der ganze Hof, die Minister und Gesandten überhäuffen mich mit Artigkeiten und Einladungen, die freilich viele Zeit kosten, aber vor der Hand ihr Gutes haben. in dem ganzen Wesen und Treiben erblikke ich abermals meinen alten Stern, der mich nichts ohne die grösten Schwierigkeiten erringen läßt, nun — Ende gut, alles gut, die Zeit wird's lehren und zwar in Bälde, und mein nächster Brief wird Dir bestimteres sagen und erzählen können. Grüße an das Elterliche und die Verwandtenhäuser, aus bestem Herzen, — an Lauskas, die gute Koch, Wollank ppp bitte ich Dich recht sehr, von und nach allen Seiten auszurichten, und zu entschuldigen wenn ich jezt unmöglich noch Partikular schreiben kann. Hofmann* soll mir die Arie aus Undine schikken, sonst kommt die Rezension gar zu spät nach Leipzig.

Gott erhalte Euch gesund und froh, und wenn ihr das leztere gehörig seid so gedenkt des armen Entfernten, dem gar nicht sehr behaglich zu Muthe ist, in ewiger Rüstung und Defensive dasteht, und gar zu gern an Euch zurükdenkt. Behalte mich lieb und denke oft an Deinen Dich treu liebendsten Freund und Bruder

Weber.

Dresden d. 23ten Januar 1817.

Weber an Lichtenstein.

Du kannst gar nicht glauben mein guter theurer Bruder, wie sehr mich Deine lieben Briefe, die ich den 25ten Januar und 4ten Februar erhielt, erfreut und erquikt haben. Besonders der erste, weil ich gar nicht hoffen konnte, von Euch eher etwas zu hören als bis ich geschrieben hatte, welches mir in der ersten Zeit, von Außen und Innen unmöglich war.

Obwohl in Geselligkeits Taumel, stehe ich doch wieder so isolirt da als jemals, und so ein Freundes Zeichen ist wohlthätiger Balsam und Erheiterung. Vor allem muß ich Dir berichten daß die erste deutsche Oper Joseph den 30ten Januar sehr gut gegangen und mit dem grösten Enthusiasmus aufgenommen worden ist. den 2ten Februar desgleichen bey brechend vollem Hause wiederholt. Vor der ersten Vorstellung sagte der König Wenn es heute nur erträglich geht, hat Weber schon sehr viel geleistet. Mit jedem Akte stieg seine Verwunderung und Zufriedenheit, und am Ende sagte er daß es seine Erwartungen sehr weit übertroffen habe. Uebrigens stehe ich noch immer auf dem Sprunge, und diene als musikalischer Volontär. Es zweifelt aber Niemand an der Ausgleichung dieser sonderbaren Begebenheit, nur ich glaube nicht eher als bis schwarz auf Weiß sehe. Du hast sehr richtig bemerkt, daß dergleichen Stürme gut sind. Meine Festigkeit und Ruhe hat mir bis jezt schon die allgemeine

* Der bekannte Schriftsteller E. T. A. Hoffmann (1776 bis 1822), der auch eine Oper „Undine“ komponiert hatte. Partitur und Orchesterstimmen des Werkes wurden bei dem Brand des Berliner Schauspielhauses 1817 vernichtet.

Liebe und Achtung gewonnen, ich werde mit der grösten Auszeichnung durchaus behandelt, meine Untergebenen sind voll Eifer und Lust, und die Bösen fürchten mich. Den Muth verliehre ich nie, aber daß ein solches Leben eben nicht sehr angenehm sein kann, ist klar, und der Kontrast mit meinem wahrhaft poetischen Aufenthalt in Berlin ist schneidend.

Ich lege Dir hier bei was ich in 3 zusammengehörigen Aufsäzzen dem Publicum gesagt habe, und was seine vollkommenste Wirkung gethan hat, in jeder Rüksicht. lies es nach Tische in Deinem Ruhestündchen auf dem Sopha (ich sehe Dich im Geiste da liegen) und theile es dann Hoffmann, Wollank pp mit. Der mittelste Aufsaz war schon in Prag mit wenigen localen Aenderungen benuzt.

Wenn Ihr lieben Freunde des Entfernten gedacht habt, so that er es gewiß nicht weniger, und thut es täglich und stündlich. Wie unbehaglich fühle ich mich an dem Wirthstische, und wie verlaßen muß ich meinen Kaffee brauen.

Dem dreihundertsten Singethee hätte ich wohl beiwohnen mögen. Die Koch wird sich gefreut haben, und das Brautpaar — — ob es wohl zärtlich war? — Nun, Glük auf den Weg, mir ists recht. Der Tod der armen Pölchau hat mich sehr frappirt, und der arme Mann muß trostlos sein. Deine liebe Victoire, die ich recht herzlichst grüße, wird wohl klug genug sein, sich dadurch nicht ängstigen zu laßen, und die erste Pflicht, Erhaltung ihrer frohen Laune zum Heil und Gedeihen des Wesens unter dem Herzen, nicht darüber verabsäumen.

Das Gedeihen meiner Werke stärkt und erheitert mich. soeben habe ich fünf Briefe aus Prag erhalten, die mir die wahrhaft enthusiastische Aufnahme der Silvana den 2ten Februar in Prag melden. Alle Musikstükke wurden applaudirt, mehrere Da capo gerufen, nach der Oper die Brandt herausgerufen, und dann erst noch Vivat Weber geschrien. Dieß hat mir viele Freude gemacht, da es ganz ohne mein Zuthun sich geboten hat, und ich mich dadurch schön für die Liebe und Sorgfalt belohnt fühle, die ich während meiner Direktion den Arbeiten Anderer weihte.

Ich bin noch immer mit meinem Hauswesen nicht in Ordnung, was mich sehr plagt, aber die Zeit wird mir wahrhaft gestohlen, und meist durch unnüzze Besuche die ich jezt noch nicht abweisen kann. habe auch noch kein Pianoforte.

Auf Dein Urtheil über die Rittertreue bin ich begierig, und freue mich übrigens des guten Erfolgs der vielleicht wieder etwas Leben in das Theater Wesen bringt.

Baron Poise und Legrand aus München laß Dir doch bestens empfohlen sein, es sind ein paar brave talentvolle Menschen, und meine Freunde.

Alles Erdenkliche an das Elterliche Haus, Lorks pp und alle Freunde und Bekannte. Seid froh und glüklich und gesund. Das leztere bin ich gottlob auch, das übrige wird sich finden. Ich umarme Dich von Herzen und bin wie immer

Dein Weber.

Dresden d. 6ten Februar 1817.

[Einlage in den vorigen Brief.]

Abend-Zeitung. Nro: 25.

Mittwoch den 29ten Jenner 1817.

An die kunstliebenden Bewohner Dresdens.

Indem die Bewohner Dresdens durch die huldvolle Vorsorge und bewährte Kunstliebe ihres erhabenen Monarchen, vermöge der vor sich gehenden Gründung einer deutschen Opern-Anstalt; eine schöne Bereicherung ihres Lebensgenusses erhalten sollen; scheint es dem Gedeihen der Sache zuträglich, ja vielleicht nothwendig, daß derjenige, dem die Pflege und Leitung des Ganzen derzeit übertragen ist, die Art, Weise und Bedingung zu bezeichnen sucht, unter welcher ein solches Unternehmen ins Leben treten kann.

Es tritt des Menschen Herzen das näher, was es gründen, wachsen und fortschreiten sehen kann. Es wird ihm das lieber und werther, was es auch in seinen Theilen und Bau beobachten lernt; und was soll ihn zunächst freundlicher ansprechen, als das Treiben und Wirken der Kunst: das schöne Erzeugniß des erhöhten Lebens, zu dem jeder Einzelne im Volke eine unsichtbar mitwirkende Triebfeder ist, und sich auch als solche gewiß fühlt.

Es ist daher sogar den Verwaltern des ihnen anvertrauten öffentlichen Kunst-Schatzes Pflicht, dem Publikum zu sagen, was es zu erwarten und zu hoffen habe, und in wie fern man auf freundliche Aufnahme und Nachsicht von seiner Seite rechnen müsse.

Leicht und schnell sind große Erwartungen erregt, schwer ist es, vermöge der Natur der Sache, selbst nur gerechte Forderungen zu befriedigen.

Die Kunstformen aller übrigen Nationen haben sich von jeher bestimmter ausgesprochen, als die der Deutschen. In gewisser Hinsicht nämlich. — Der Italiener und Franzose haben sich eine Operngestalt geformt, in der sie sich befriedigt hin und her bewegen. Nicht so der Deutsche. Ihm ist es rein eigenthümlich, das Vorzügliche aller Uebrigen, wißbegierig und nach stetem Weiterschreiten verlangend an sich zu ziehen: aber Er greift alles tiefer. Wo bei den andern es meist auf die Sinnenlust einzelner Momente abgesehen ist, will Er ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk,

wo alle Theile sich zum schönen Ganzen runden und einen.

Hieraus folgt nach der Ansicht des Verfassers, daß die Aufstellung eines schönen Ensembles die erste Nothwendigkeit ist.

Hat eine Kunstdarstellung es erreicht, in ihrem Erscheinen nichts störendes mitgebracht zu haben, so hat sie schon etwas verdienstliches — das Gefühl der Einheit — bewirkt. Dieses ist durch Eifer, Liebe zur Sache und richtige Benutzung der dabei beschäftigten Kräfte zu erreichen.

Schmuck, Glanz und Enthusiasmus werden einer Kunstanstalt nur durch ausgezeichnete hohe Talente verliehen. Diese sind in der ganzen Welt selten. Bewahrt und festgehalten wo sie sind, sind nur die Zeit, und der Segen, der jedem menschlichen Beginnen allein Gedeihen bringen kann, im Stande, diese in der Folge zu verschaffen. Wenn daher jetzt von Eröffnung der deutschen Opern-Vorstellungen die Rede ist; so können solche nur als Versuche zur Bildung eines Kunstkörpers einestheils betrachtet werden, anderntheils als Mittel, fremde Talente darin erscheinend, würdigen und kennen zu lernen, und endlich als eröffnete Laufbahn zur weitern Kunstbildung.

Was mit den schon vorhandenen Mitteln geleistet werden soll, empfehle ich der freundlich nachsichtsvollen Güte des richtenden Publikums. Durch die spätere Bereicherung des Personales wird nicht nur manches schon gegenwärtige Vorzügliche zweckmäßig an seinen Platz gestellt, im vortheilhaftesten Lichte erscheinen, sondern überhaupt dann erst ein planmäßiger Gang in Hinsicht der Wahl der Opern und deren abwechslende Folge, sich auf Musikgattung und scenische Tendenz beziehend — eintreten können, der dem Publikum das Beste aller Zeiten und Orte mit gleichem Eifer wiederzugeben suchen soll.

Um die Anschaulichkeit dieses Willens den Kunstfreunden näher zu bringen, hoffe ich durch nachfolgende Notizen, die jedesmal dem Erscheinen einer neuen Oper vorangehen werden, wenigstens mein Verlangen an den Tag zu legen, das Gute so weit zu fördern als meine Kräfte es erlauben, und möge mir dabei der Wunsch nicht verargt werden, dies nicht gemißdeutet, sondern mit Liebe aufgenommen zu sehen.

Dresden d. 27ten Januar 1817.

Carl Maria von Weber.

Weber an Lichtenstein.

(Abschrift.)

Lieber Bruder!

In der eiligsten Eile, melde ich Dir daß so eben all meine Angelegenheiten aufs schmeichelhafteste in Ordnung gebracht sind, und daß ich also nun in aller möglichen Form Königl: Sächs: Kapellmeister und Director der königl: Deutschen Oper bin. Du freust Dich gewiß auch recht sehr daß ich nun ruhig arbeiten kann, und meine Sache gehörig verfochten habe. —

Überbringer dieses, ein recht braver Flötenspieler, artiger Mann und hübscher Liedersänger zur Guitarre, H. Keller aus Stuttgart, empfehle ich Dir zugleich, ihn wenigstens mit Romberg bekannt zu machen.

Alles Erdenkliche an Deine liebe Victoire, das ganze Elterliche Haus und alle Bekannte

von Deinem treuen Bruder Weber.

Dresden 10. Febr. 1817.

Weber an Lichtenstein.

Heil, Glük und Seegen Dir glüklichem Vater, und Gesundheit und Gedeihen dazu auch der lieblichen Mutter und dem derben Mägdlein. Glaube es wohl daß so ein theures Liebes Pfand schmerzlich errungen werden muß, ist einem dafür aber auch gewiß die höchste Freude im Leben. Laß mich nur bald wieder hören wie es geht. daß ich so lange nichts hören ließ ist wirklich ganz begreifflich, denn's ist beinah unmöglich gewesen wegen überhäufter Geschäfte und Reisen.

Hab meine gute Lina überrascht. bin den 22ten März hier nach der Oper weggefahren und den 23ten in Prag Abends angekommen, die Freude könnt ihr euch denken. Da gab's nun so viel zu bereden für die neue Haushaltung, auch manche andere Visiten zu schneiden, daß ans schreiben nicht zu denken war. Den 28ten dirigirte ich auf das ersuchen der Stände meine Silvana bei gedrängt vollem Hause, und wurde mit wirklich unbeschreiblichem Jubel empfangen das Klatschen wollte gar kein Ende nehmen. Zwei Musikstükke wurden wiederholt, und das Ganze ging vortrefflich, mit Liebe gegeben. den 1ten Aprill reiste ich wieder ab hieher, blieb den 3ten um Geschäfte zu ordnen, und gieng den 4ten nach Leipzig, wo ich den 8ten im Concert spielte, und meinen Kampf und Sieg aufführte. nach dem Concert sezte ich mich in den Wagen und war den 9ten schon hier zur Vorstellung der Oper Adelina, in der Herr und Mad: Weixelbaum mit großem Beifall auftraten. Ich bin wirklich selten so bedrängt gewesen wie jezt, und ihr müßt schon mit ganz kurzem Lebenszeichen vorlieb nehmen. Heute ist Yngurd zum erstenmale, bin begierig wie er gefällt. Deinen lieben Brief vom 8ten März habe ich den 15ten erhalten. Daß Dir die Athalia so wohlgefallen ist mir recht lieb, denn ich halte sie auch gar werth. Das Körnersche Msc. hat Gubitz. Die Stühle wurden bei Mossons ausgespielt, ich weis selbst nicht genaueres bis jezt davon.

So viel des Neusten. übrigens bin ich recht gesund und ziemlich heiter. beiße mich brav herum, aber es fügt sich auch alles recht ordentlich und mit Lust. Wenn ihr die Abendzeitung läset, würdet ihr oft Auffäzze von mir finden, der knappe Buchhändler schikt mir nicht mehr Exemplare, sonst bekämst Du immer eines. Den 1ten Aprill hat meine gute Brandt ihren Contract gekündigt, und zu Michaeli hoffe ich Sie mit Gottes Hülfe heim zu führen. ich sehne mich recht darnach, von meinen Geschäften mich immer in eine stille heitre Häuslichkeit flüchten zu können. Oft und mit Liebe haben wir Eurer gedacht, und herzliche Grüße soll ich bestellen. Gestern war Joseph, deutsch. Weixelbaum gab ihn, und ein Bassist: Genast aus Weimar den Jakob, recht brav. Hoffentlich werden alle Drei engagiert. da ich vermuthe, daß die gute Koch jezt öfters bei Deinem Frauchen ist, so bitte ich dich ihr die Einlage zu geben. Nun lebe wohl geliebter Bruder, glüklicher Vater, ich grüße aufs innigste die Mutter Deines Kindes, dabei auch das ganze Hothosche Haus mit allem was drum und dran hängt, Lauska's pp.

Lebe gesund und behalte lieb

Deinen Weber.

Dresden d. 14ten Aprill 1817.

Weber an Lichtenstein.

Mein vielgeliebter Bruder!

Welch eine große herzliche Freude hast Du mir durch Deinen liebevollen Brief vom 10ten May gemacht. Seit lange hat mich nichts so innig und rührend ergriffen, als dieser so schön ausgesprochene Beweiß deiner Liebe und deines Vertrauens. Der himmel wird uns Alle davor bewahren, daß ich je von meinem väterlichen Rechte über die kleine Marie* Gebrauch machen müßte, aber ich kann ehrlich die Hand auf's Herz legen und den dort Oben zum Zeugen anrufen, daß es mir theuer und werth gleich einem eigenen Kinde sein soll. den 18ten werde ich im Geiste bei Euch sein, und meinen Herzlichsten Seegen zum Gedeihen des holden Wesens aussprechen. Soll etwas von meinem Wesen über daßelbe kommen, so sei es der wahre reine Wille zum Guten, und der Welt und Kunst zu nüzzen, deßen ich mir mit vollster Ueberzeugung bewußt bin. bisher habe ich aus wahrer Religion, und im ganzen Gefühl der hohen Pflicht die sich mit dieser Ehrenlast eint, sie stets von mir zu halten gesucht, aber hier fühle ich mich wirklich dazu berufen, da mein Herz mit Freuden der Pflicht Vorschriften erfüllen helfen wird. Ich umarme Dich und die treffliche Mutter mit wahrer Brudertreue, ihr vielgeliebten Gevattersleute.

Meinen sehr verehrten Mitgevattern meine achtungsvollsten Grüße, und Sie möchten gerne den Entfernten in ihren Kreis aufnehmen.

Du wirst ganz froh sein, daß Deine gute Victoire wieder auf dem Zeuge ist, denn in einer Haushaltung, wo man schon einmal an der lieblichen Frau Leitung derselben gewohnt ist, ist es gar arg und mangelhaft wenn sie fehlt. Gott erhalte Mutter und Kind die Gesundheit, das ist das Erste und Beste. Bald kommen nun alle die Klippen der Zahnwerdung pp. Freue mich auch darauf, so einen Menschen sich nach und nach entwikkeln zu sehen. Muß etwas ganz eigenes und wirklich unbeschreibliches sein.

Die armen Treutlerschen Brautleute dauern mich recht. das lange Warten ist auf jeden Fall eine böse Sache, ist auch bei mir hohe Zeit, daß es ein Ende nimmt. Meine gute Lina wird herzlichen Antheil an Eurem Glüke nehmen, ich schreibe ihr Morgen davon.

Mir geht es übrigens außer vieler Arbeit recht gut. Mein Geschäftsgang ist in der besten Ordnung und geht mit Lust und Liebe. in wenigen Tagen wird die treffliche Sängerin Grünbaum aus Prag, die bey uns den grösten Enthusiasmus erregt hat (wie billig) auch zu Euch nach Berlin kommen. ich glaube Dir Freude zu machen, wenn ich sie Dir empfehle.

Jezt gehe ich bald an die Composition einer neuen Oper. überhaupt hoffe ich den Sommer über viel zu arbeiten, sobald nicht mehr so viele Gastrollen kommen, und der Stamm meines Opern Personales sich mehr formirt. bis hieher ist wirklich schon viel geschehen. seit dem 13ten Jan: wo ich hier ankam und vierzehn Tage die ich weg war, also in 3½ Monat im Ganzen ist einstudirt und gegeben worden: Joseph, das Hausgesinde, Fanchon, die Savoyarden, Ostade, Helene, Joh. von Paris, das Lottoloos und Uebermorgen: Blaubart.

Nun muß ich schließen. Grüße mir alle meine Freunde auf's beste, vorzüglich Dein Elterliches Haus, pp. Ich umarme Dich und Deine liebe Victoire auf's herzlichste, Gott schenke Euch und meinem kleinen Pathchen den Seegen, den Euch aus Grund der Seele wünscht

Euer Ewig treuer Freund, Bruder und Gevatter

Carl Maria von Weber.

Dresden d. 15ten May 1817.

---

* Marie Lichtenstein war ungewöhnlich musikalisch begabt und wuchs zu einer in der Berliner Gesellschaft um ihres schönen Klavierspiels wie ihrer sonstigen Vorzüge willen sehr gesuchten Persönlichkeit heran. Nach ihrer Verheiratung jahrelang leidend, bewährte sie sich bis zu ihrem am 1. Mai 1890 erfolgten Tode als das Muster einer durch Tapferkeit der Seele, Güte des Herzens, reiche Fülle lebendiger geistiger Interessen ausgezeichneten Frau.

Weber an Lichtenstein.

Mein vielgeliebter Bruder!

Ich benuzze die Gelegenheit durch H. Stümer* Dir ein paar exzellente Briefe zu Deiner Sammlung zu schikken.** Gern hätte ich Dir auch recht ordentlich dazu geschrieben, Stümer's Abreise kommt mir aber zu schnell über den Hals, und ich kann nur ein paar Worte eiligst zusammen krazzen. Daß Du, Deine liebe gute Hausfrau, und mein Pathchen wohl sind, habe ich zu meiner großen Freude ausführlichst von Geheimrath Welper und Jordan erfahren, die ich hier sprach und die eben zu einer großen Kirchen=Musik die ich dirigirte kamen.

Mein guter Bruder! Vielleicht führt mich das Schicksal doch noch zu Euch, denn Graf B(rühl) hat schon an mich geschrieben und mir den Tod des braven wakkern Gürlich*** angezeigt nebst daraus folgendem Antrag. Es ist übrigens immer eine schwere Wahl, denn ich muß mein Kunst Verhältnis doch vor allem wägen. Mein Herz dürfte ich nicht erst fragen, doch wäre ich auch sehr ungerecht, über das geringste hier klagen zu wollen, viel Liebe und Achtung kommt mir entgegen von allen Seiten. — Wie Gott will!

Ich küsse und umarme Dich und die Deinigen aufs herzlichste. Grüße Alle und behalte lieb Deinen Dich unveränderlich

treu liebenden Bruder Weber.

Dresden d. 2ten July 1817.

Weber an Lichtenstein.

Mein vielgeliebter Bruder!

Meinen Brief nebst zwei Beilagen wirst Du durch H. Stümer hoffentlich erhalten haben. Heute sende ich Dir durch Freund Hellwig abermals ein Scherflein zu Deiner Sammlung, das wahrlich nicht schlecht ist. Möchte Dir gerne allerley erzählen und sagen, geht aber nicht recht. Mein Leben windet sich einförmig zwischen häufigen und anstrengenden Geschäften hin. Die haben denn meiner Gesundheit auch eine kleine Ohrfeige gegeben. Laborire an ewigem Halsweh, Hämorhoiden, Magen, Kopf pp, wie es so alle dem viel sizzend und mit voller Seele arbeitenden Volke geht. je nun, man trägt sein Theil. Hr. J. P. Schmidt hat mir schon sehr vorläufig gratulirt zur Berliner Capellmeister-Stelle, ich werde ja sehen, was ich nun vom Grafen Brühl für eine Antwort bekomme, oder ob die Sache wieder so in Nebel zerfließt, wie die vorigen Male. Wie Gott will. so sehr mich mein Herz zu Euch zieht, so sehr befiehlt mir der Kopf ohne überwiegende Vortheile, die dann erst das Gleichgewicht herstellen, Dresden nicht zu verlassen. Von meinem guten Lork* habe ich Euer Aller Wohlsein mit Freuden vernommen. So bald etwas bei mir entschieden ist, melde ich Dir es gleich. Mit Jedem Tage sehe ich gerne die Zeit herannahen, die mich mit meiner guten Lina verbinden soll. Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß ich so ein liebendes Wesen um mich habe, die verdamten Junggesellen=Gewohnheiten nisten sonst zu fest, und machen hypochondrische langweilige lästige Menschen aus uns.

Grüße herzlichst Deine gute liebe Hausfrau und mein kleines Pathchen, so wie Alle die sich meiner erinnern wollen, und behalte lieb

Deinen ewig treuen Freund

v. Weber.

Dresden d. 10ten July 1817.

Weber an Lichtenstein.

Dresden d. 2ten August 1817.

Mein theurer Bruder!

Endlich einmal ein Lebens und Antheils Zeichen das mir Freude machte. Meine fortwährende Kränklichkeit, viele Arbeit, Verdruß, und Unbehaglichkeit durch diese fortwährende Ungewißheit meiner Tage erzeugt, haben mich krittlicher und empfindlicher als sonst gemacht, ich gestehe also ehrlich, daß es mir fast wehe gethan hat, daß auch nicht ein Einziges von Euch Allen mir durch ein paar Zeilen einen Beweis von Theilnahme oder Wunsch gab, und daß es mich ein wenig verstimte, doch nur augenbliklich und gegen meinen Willen. aber Du weißt ja wohl, daß dem reizbaren Künstler Volk wie den Weibern, immer das Gefühl mit dem Kopfe davonzulaufen sucht und nur mit Mühe gezügelt werden kann. Nun, dadurch ist mir denn die Sache am Ende fast nur ein Geschäft geworden. Der Brand** kann allerdings Einfluß haben, doch ist es nicht wahrscheinlich, da Brühl sehr in mich drang, und die Sache trieb, auch den 20ten schon an den König zur Sanction abgeschickt hatte, ohne noch recht mein eigentliches Ja Wort zu haben, welches ich mir vorbehielt erst nach der Rükkunft meines Chefs (der verreißt war) auszusprechen. ich laße nun wie immer Gott walten, und glaube, der wird schon alles zum Besten lenken; Meinen Brief durch Stümer und Hellwig wirst Du er=

* Stümer war Tenorist an der Berliner Oper.

** Lichtenstein hatte eine große Sammlung komischer Briefe.

*** Augustin Gürlich war Kapellmeister in Berlin.

* Lichtensteins Schwager.

** Brand des Königlichen Schauspielhauses. In dem an seiner Stelle von Schinkel erbauten neuen Schauspielhause erlebte bekanntlich der „Freischütz“ als erste Oper zugleich seine erste Aufführung.

halten haben, und nun auch manches Mündliche durch den Geh: Rath Welper. So bald ich von Brühl Nachricht erhalte, schreib ich Dir sogleich den Inhalt. Hier habe ich alle Anträge nebst meiner Antwort vorgelegt und erwarte was man darauf sagen wird. Der König hat durch den Minister den Grafen Vizthum sagen laßen, er wünsche sehr mich zu behalten und man solle alles thun dieß zu bewerkstelligen — wollen nun sehen was draus wird. Auf jeden Fall werden sie nun hier aber auch glauben daß mit dem Brande auch mein Antrag in Rauch aufgegangen sein, und ich klein zugeben müße. Das habe ich aber nicht nöthig, da ich weder damit stolzirt noch Foderungen darauf gegründet habe. Was Du übrigens von später und glänzenderm Ruf sprichst, verstehe ich nicht. Brühl hat mir 2300 Thl., Reisegeld, drei Monat Urlaub bewilligt, beßer werden sie mir es schwerlich jemals bieten und sollte Gürlichs Stelle anderst besezt werden, so möchte wohl nicht so bald einer so gefällig sein zu sterben.*

So viel ich kann, arbeite ich mit Lust an meiner neuen Oper,** und werde wohl einmal was daraus schikken. Eine rechte Freude habe ich über meiner lieben Gevatterin Gewinn. Es geschieht nur selten, daß meine Hand einen Glükszug thut. Grüße Sie herzlichst von mir, der Himmel segne meine kleine Marie und die Eltern. Die Grüße an meine Lina werde ich bestens bestellen. Ende Sept: segle ich nach Prag. ich kann wohl sagen mit rechter Sehnsucht. Je mehr die Welt auf mich eindrängt und fodert, je mehr drängt es mich zu der Zufluchtstätte stiller Häuslichkeit. Daß übrigens mein Streben in der Welt wirkt, sehe ich aus dem immer wachsenden Andrang von Anträgen, Fragen, Foderungen und Vertrauen aller Art. — seit fünf Wochen habe



Webers Sommerwohnung in Hosterwitz bei Dresden.

ich Halsweh, bade, freße Pillen und gurgle. Meine Opern Anstalt geht langsam vorwärts. Nun lebe wohl mein vielgeliebter Bruder, schikke mir bald den August aus Mtp.* u. behalte lieb Deinen Dich innigst liebenden Freund

Weber.

* Die Angelegenheit zerschlug sich bald darauf, da der König Gürlichs Stelle vorläufig nicht wieder besetzen wollte.

** Gemeint ist der „Freischütz", dessen Textbuch Weber im Februar 1817 von Fr. Kind erhalten hatte.

Weber an Lichtenstein.

Nach vielem Verdruß, Aerger, Erwartung und Arbeit aller Art, muß ich noch vor meiner Reise ein paar Worte mit Dir, mein Herzlieber Bruder plaudern. Statt den 1ten Oktbr. in Prag zu sizzen und zu heyrathen, muste ich auf unbestimmte Zeit alles verschieben, weil die Vermählungs Feyerlichkeiten unsrer Prinzeßin Marianne mich hier hielten. dazu nebst dem Getös aller Handwerker um mich herum, bei der neuen Einrichtung (von Grund aus) meiner Wohnung, eine neue große Kantate schreiben die beinah eine Stunde dauert, also eine halbe Oper. — Denke Dich in meine Lage. das ist nun überstanden, und hoffentlich gut. Den 28ten ist die Vermählung, den 29ten die Kantate, und den 30ten sizze ich im Wagen,

* Lichtensteins Bruder August lebte in Montpellier.

fahre nach Prag und heyrathe den 4ten Novbr., wo Ihr unsrer gedenken mögt, so wie wir gewiß es Eurer thun. von da geht's weiter nach Mannheim, Mainz pp. Ende Decbr. bin ich wieder zu hause. Dem Herrn Geh: Rth Welper empfiehl mich bestens, entschuldige mein Stillschweigen, und versichere die möglichst pünktliche Besorgung seines Auftrages. Du hast unterdeßen freudigere Abhaltung gehabt, und ich hätte sie wohl theilen mögen.

Mit unserer gänzlichen Vereinigung ist also nun nichts geworden. Du glaubst noch an die Zukunft, — ich nicht mehr. Wollen uns desto öfter besuchen. Auch gefalle ich mir Gott sey Dank täglich mehr hier, mein Geschäfts Gang wird ruhig, wirkend und erfreulich. was will ich mehr. Etwas vollkommenes ist ja hienieden nicht. Was macht meine Maria und ihre liebe gute Mutter? Hoffentlich alles frisch und munter, 1000 herzliche Grüße an Sie und die ganze liebe Familie.

Die Einlage gieb gütigst ab, und verzeihe mein konfuses Gekrazze, aber's geht nicht anderst. Vielleicht gewinne ich auf der Reise Zeit zu einem Lebens Zeichen. ich hoffe sie soll mir gut anschlagen, denn ich habe Erholung sehr nöthig. Gott segne Dich und die Deinigen, bleibt gesund und froh und behaltet lieb

Euren treuen Weber.

Dresden d. 22ten Oktbr. 1817.

Weber an Lichtenstein.

Mein lieber Bruder!

Es ist lange her daß ich nicht brieflich mit Dir geplaudert habe. aber es gieng nicht, und Du weißt ja am besten auch wie das zugeht. Nun aber ein bischen Ruhe in mein Leben und Treiben getreten ist, in so fern nämlich als mich nichts peinigend drängt, kann ich mir die Freude nicht versagen, Dir altem treuen Gevattersmann und Deiner lieblichen Hausfrau auch von meinem Glük zu reden und Mancherley zu erzählen.

Den 22ten Oktbr 17. schrieb ich Dir glaube ich zum leztenmale. Den 29ten wurde endlich meine Cantate zur Vermählung der Prinzeßin Marianne aufgeführt, und der 30te sah mich schon im Wagen zu meinem Bräutlein eilend, das ich auch den 31ten zwei Meilen von Prag mir entgegenkommend fand. — der 4te Novbr. war der wichtige Tag, der uns beide zu einer neuen Lebensbahn weihte. Unsere Trauung gieng auf höchst einfache und rührende Weise vor sich. Ich hatte alle Musik pp. verbeten, desto überraschender ergriff es mich als in dem Augenblik wo der sehr brave Geistliche eine treffliche Rede begann, ein feyerlicher Männer Chor von der Orgel herab schallte, und den Eindruk des Augenbliks ungemein erhöhte. Meine ehemaligen Choristen hatten sich diese Freude nicht wehren lassen, und der Beweiß so fortdauernder Anhänglichkeit erfreute mich sehr. Ein fröhliches Mahl, mit wenigen Freunden beschloß den Tag und den 5ten pakte ich schon Mutter und Tochter in den Wagen. Die Reise über Karlsbad, Bamberg, Würzburg p:p nach Mannheim, wo wir den 10ten ankamen, war sehr angenehm und heiter. Der Abschied von der Mutter mit mehr Faßung als ich hoffen durfte. Sie lebt geliebt und gut bey ihrem Sohne. Von da gieng's nach Darmstadt und Mainz. Das war der einzige bittere Punkt meiner Reise. mit dem liebevollsten Herzen wie ich es vor sechs Jahren von Mannheim mitnahm, kam ich nach Mainz zu Gottfried Weber,* und fand leider nicht mehr ganz denselben, überhäufte Geschäfte, isolirt stehen, hatten ihn in sich selbst befangen, und wir konnten nicht so aufthauen und die alte Zeit zurükrufen, wie ich es gehofft hatte. Es that mir recht von Herzen wehe, ich hatte mich so sehr darauf gefreut. — — Nach sechs verstimmt verlebten Tagen, gieng ich nach Darmstadt zurük, wo ich nach mancherley überwundenen Hindernißen den 1ten December Concert mit Erfolg gab. Einer dringenden Auffoderung zu Folge reißte ich nach Gießen und gab den 5ten da Concert. Ward sehr erfreulich aufgenommen, und unterhielt mich gut. Von da hatten wir heillose Wege bis Eisenach, wurden in der Nacht umgeworfen, ohne, Gott sey Dank, den geringsten Schaden zu nehmen, und die Wartburg mit ihrer herrlichen Aussicht und Errinnerungen machte alles wieder vergessen. In Gotha empfing mich der Herzog mit gewohnter Freundlichkeit und ich spielte bey Hofe. in Weimar sah ich ein schlechtes Trauerspiel Semiramis, und in Weißenfels machte ich die persönliche Bekanntschaft des Theater-Napoleons Müllner, bey dem ich einen sehr intereßanten Tag verlebte. Leipzig wurde nur durchflogen, denn mein junges Weibchen hatte große Sehnsucht in ihr Haus, und den 20ten Dec. betraten wir es zur freudigsten Ueberraschung meiner guten Lina, alles schon so vollkommen geordnet und eingerichtet zu finden. Die Reise war etwas Herrliches. Wir konnten uns vollkommen und ungestört aussprechen, ich ihr den künftigen Kreiß ihrer Bekannten ausführlichst so beschreiben, daß ihr nichts fremd erschien und Sie alle Verhältniße kannte.

Viele verhaltene Geschäfte, Visiten pp. stürzten nun auf mich ein. Viel Verdruß wurde mir bereitet, und ich war ein paar mal auf dem Punkt

---

* Gottfried Weber, 1779 bis 1839, Musiktheoretiker und Komponist.

meinen Abschied zu fodern. Endlich war alles redlich durchgekämpft, und nun scheint es ruhiger zu sein. In diesem Gewirre drängte mich noch die Nothwendigkeit dem Könige eine Meße* zu schreiben. Eine Arbeit die ich mit Liebe begann, erfüllt von der Größe meines Gegenstandes, und im Bestreben in dieser Gattung nichts gewöhnliches oder mittelmäßiges zu liefern. Anhaltende Anstrengung ließ mich diese Arbeit den 1ten März vollenden, die den 8ten zum ersten male und den 24ten zum zweiten male gegeben wurde. Die allgemeine Sensation und Theilnahme die sie erregte, war mir ein schöner Lohn. und der Brillanten Ring den mir der König übergeben ließ, konnte mich deßhalb erfreuen, weil vor mir kein in seinen Diensten stehender Kapellmeister sich einer ähnlichen Auszeichnung zu erfreuen hatte.

In dieser stürmischen und Arbeitsvollen Zeit konnte ich recht den Werth des häuslichen Glükes einsehen lernen, das der Himmel mir beschieden hat. Ein stets fröhlicher und heitrer Sinn der meine wunde Seele pflegte und aufrichtete, diese innige Theilnahme und mittragen von Freude und Schmerz, ist mit nichts zu vergleichen. Das Andenken an das Künstlerleben meiner Lina ist so in ihr erloschen, daß es uns beiden oft unbegreifflich scheint. Die wahre Bestimmung des Weibes in seiner schönen Häuslichkeit tritt mit seinem vollsten Rechte hell hervor, und ich hätte es nie erwartet daß meine Lina in so kurzer Zeit eine so thätige einsichtsvolle sparsame Hausfrau werden würde, die Küche und Markt mit Lust und Liebe behandelt.

Diese innere Ruhe hat mir denn nun auch Gesundheit und heiteren Sinn gegeben, der mich manches bittere gern und leicht ertragen läßt. und kein Tag vergeht an dem ich nicht den Entschluß seegne meine Lina dem Theater zu entreißen. Auch Sie gefällt sich hier sehr. Wir leben in einem Kreise geistvoller und guter Menschen, haben bey gebührender Einschränkung unser Auskommen, und genießen freundliche Theilnahme der Königlichen Familie. Zu dem bleibt mir die schöne Hoffnung meine lieben entfernten Freunde auch zuweilen sehen zu können, und somit wäre es wohl Unrecht, nicht Manches unangenehme übersehen zu wollen, das sich ja doch überall auch findet. Den schönsten Freuden sehe ich auch noch im Laufe dieses Jahres entgegen, und die Gesundheit die meine gute Lina dabey genießt, ist mir Trost und Beruhigung für Sie. Drum kommt und besucht bald einmal Eure Webersleute in dem freundlichen Naturbegabten Dresden.

Eine Menge Gastspieler zur Rekrutirung meiner Deutschen Oper beschäftigen mich jezt. Ende Juny aber gedenke nach Pillnitz auf's Land ziehen zu können, und fünf bis sechs Wochen blos meiner Erholung und Compositionen leben zu dürfen. Meine Oper die Jägersbraut* ist zur Hälfte entworfen und soll künftigen Winter in die Welt treten. hoffentlich führt dieses Ereigniß mich auch in Deine Arme lieber Bruder. Unsere italienische Oper siecht an Altersschwäche, und es scheint nichts zu ihrer Verjüngung zu geschehen. Die Kirchen Musik ist feyerlich und grandios, obwohl wir an einige Gattungen gebunden sind.

Nun muß ich schließen, mein lieber Alter. Gott schenke Dir und Deiner herzlieben Victoire Gesundheit mit dem kleinen Mariechen, an Zufriedenheit kann's Euch dann nicht fehlen. Grüße herzlich das liebe Elterliche Haus,. Lauska's Wollank, Welpers pp. von uns Beyden, und gedenkt freundlich Eurer Euch innigst treu ergebenen Freunde

Carl und Caroline Weber.

Dresden d. 14ten May 1818.

Die Einlage sey so gütig zu besorgen. Da fällt mir noch meine Cantate ein. Sey so gut sie mir nebst der Uebersezzung durch die Koch zu schikken. ich habe hier einige musikalische englische Freunde.

Weber an Lichtenstein.

Seit ungefähr vierzehn Tagen genieße ich einer Ruhe, wie sie mir seit Jahren nicht zu Theil geworden ist. Ich lebe auf dem Land in herrlicher Natur und einer friedlichen Stille die mir erlaubt einmal ganz mir selbst und meinem inneren Treiben zu leben, ohne alle Augenblike durch Besuche, Anfragen pp. gestört zu werden. Ich wollte Du könntest das auch einmal schmekken, Du eben so wie ich in Deiner Zeit Zerbrökelter, der jeden Augenblik zur Arbeit nur ängstlich stehlen muß. Hoffe hier was Rechtes zu Wege zu bringen, und besonders mir Alles angefangene vom Halse zu schaffen. Da gehört es denn zu meiner Erholung mit meinen Lieben zu plaudern, und das will ich nun mit Dir thun, da mir Dein lieber Brief vom 9ten May gar viel Stoff zur Freude gegeben hat. — Ich wuste es wohl, daß Ihr den 4ten Novbr. unserer gedenken würdet, und solche Gewißheit ist eine förmliche Geistes-Näherung, die Berge und Thäler überfliegend uns gleichsam die Hände zu reichen erlaubt. 1000 Dank Euch und Gott dafür, daß es so ist. Glüklich bin ich, und ganz neu=

* Webers große erste Messe in Es-dur. Es gehörte zu den Verpflichtungen der sächsischen Hofkapellmeister, von Zeit zu Zeit eine Messe zu komponieren.

* Der „Freischütz" sollte anfänglich „Die Jägersbraut" genannt werden.

gierig darauf, wie mir als Vater zu Muthe sein wird. Die Gesundheit meiner geliebten Lina, die wirklich außerordentlich ist, macht mich schon ganz furchtlos für den entscheidenden Augenblik. Glüklich preise ich Euch bey dem Gedeihen meines Pathchens, und wünsche mir gleiche Ruhe und Festigkeit zur Erziehung meines zu hoffenden Wesens. Deine Ansichten dabey sind (wie gewöhnlich bey uns) ganz die Meinigen.

Der September bringt Dir neue Freuden, mir der Dezember. Diese Verschiedenheit der Zeit aber wird uns die Freude uns zu sehen wohl zu Waßer machen. Ich kann weder glauben daß meine Oper so bald vollendet sein könnte, noch — daß sie so schnell zur Aufführung in Berlin käme. Deine vorhabende große Reise wird dich wohlthätig durcheinander schütteln. So etwas ist immer heilsam, und das Schwerste nur die Trennung vom geliebten Weibe. Beim Rükwege hoffe ich aber, ihr werdet in Dresden bei Weber's einsprechen.

Mit dem nach Berlin kommen ist es so eine Sache, mir scheint fast — nun ist es zu spät, es müßte sich seltsam hier oder dort fügen, man kann über so etwas nicht bestimmt absprechen, aber es müßte jezt viel, sehr viel von Berl: Seite geschehen um mich dazu zu bestimmen. Warum dieß troz meiner gewiß großen Liebe zu meinen Freunden dort, ist hier zu weitläufig zu erörtern, mündlich einmal davon, und Du wirst mir Recht geben. Die Marsch Idee ist so übel nicht, kömmt übrige Zeit, soll dazu wohl Rath werden. Vom Grafen Brühl muß ich es aber dankbar anerkennen, wie lebhaft Er jede Gelegenheit ergreifft mit mir in Berührung zu kommen und zu bleiben. Durch Ihn kommt ihr schneller dazu meine Meße zu hören, als ich es wohl mit dem besten Willen selbst hätte zu Stande bringen können, da sie Eigenthum des Königs ist, und man etwas eifersüchtig auf dergleichen hier sieht. Sie wird nächstens in der Garnisonkirche gegeben werden, und Du kannst Dir ja nun mit meiner Bewilligung die Partitur dann auf einige Zeit vom Grafen Brühl geben laßen, um sie mit unsern Freunden am Clavier zu verzehren. Der Zufall hat gewollt daß ich sie den Holländern zu hören geben konnte. Wer wird sie wohl dirigiren in Berlin? Ich habe mit Fleiß nichts darüber geäußert. Erst heute habe ich auch wieder eine Arbeit für Brühl vollendet. Eine Arie für Mad: Milder in die Lodoiska von Cherubini zum 3ten August. Es ist sünd' und Schade, daß sie die herrliche von Cherubini nicht singt, doch begreiffe ich, daß sie gar nicht für ihre Stimmlage paßt. Sollte es denn einmal was Eingelegtes sein, so war's doch beßer daß es ein Deutsches Herz, das den Meister hoch ehrt, wagte, als daß so ein italienisches lirum larum seine Gewäßer in diesen Gewürzwein goß.

Wenn ihr meine Meße hört, so gedenkt meiner in Liebe, denn sie kam ganz aus meinem Herzen, und ist des Besten was ich geben kann. Könnte mancherley drüber sagen, bin aber zu faul dazu. hört sie.

Die Cousine Girard soll uns bestens willkommen seyn, und ich bitte Dich bey dieser Gelegenheit der holden Mutter meine freundlichen Grüße zu sagen, — wenn sie nehmlich hieher kommt, weis ich aber wann sie in Dresden ist, so hole ich sie wohl auch heraus.

Künftigen Samstag erwarte ich die gute Koch; die soll mir was rechts erzählen.

Was wird aus der Sing-Akademie werden? Ist doch jammerschade ein so herrlicher Verein. —

Nun lebe wohl, recht herzlich wohl. Meine Frau grüßt mit mir auf's innigste die Deine, Deine lieben Eltern, und alle Freunde. Bleibt gesund und liebt Euren

treuen Weber.

Hosterwitz nächst Pillnitz
bey Dresden d. 8ten July 1818.

Weber an Lichtenstein.

Mein lieber Bruder und liebe Frau Gevatterin!

Das war eine harte Periode für mich, Ihr lieben Freunde, in der für mich alles todt war, außer meiner nächsten Umgebung und Pflicht. Den 22ten Decbr. 1818 gebahr mir meine gute Lina nach unsäglichen Leiden eine gesunde Tochter. War aber dann in sehr gefährlichem Zustande; versuchte es vierzehn Tage unter den größten Schmerzen zu stillen, es gieng nicht. 2—3 Ammen wurden gewechselt — — stille davon, es ist vorüber. wenn ich dann so bis 11—12 Uhr bei meiner Frau Kranken Bette den Schmerz in mich gesogen hatte, mußte ich noch in meine Arbeits-Stube und arbeiten. Den 17ten und 24ten Januar endlich wurde meine neue Missa* mit Erfolg aufgeführt. Seit dieser Zeit, bin ich aber so gänzlich abgespannt, daß ich zu nichts aufgelegt, mich dem gänzlichen Müßiggang hingab. Da ich nun diesen sehr haße, so hilft er mir auch nicht viel. Nun aber ist Weib und Kind auf den Beinen, und ich werde wohl auch wieder drauf kommen, auf die geistigen nehmlich, denn auf den anderen hat mich Gott wunderbar erhalten bei all' dieser Anstrengung, Sorge und Unruhe.

Eine große Freude hat mir Deiner lieben Frau Brief durch die Versicherung gemacht, daß Ihr

* Diese zweite Messe komponierte Weber als „Jubelmesse“ zur goldenen Hochzeit des sächsischen Königspaares.

alle heiter und wohl seid. Ist denn gar keine Hoffnung Euch einmal hier zu sehen? und wie steht es mit Deiner großen Reise? ich sizze ziemlich fest, vor der hand. Schenkt der Himmel mir aber den Sommer über viel gute Gedanken, vollende ich meine Oper und einiges andere gehörig, so will ich gar nicht für einen kleinen Ausflug stehen.

Mit tausend Dank erkenne ich der Frau Gevatterin Versprechen unsere Compositionen* auszutauschen, aber einer braven Hausfrau bleibt dazu keine Zeit, und ich möchte sie auch gar gerne als meine quasi Schuldnerin ansehen, wenn das nehmlich möglich wäre, nach dem vielen Schuldwesen, in das mich Eure Liebe und Sorgfalt von jeher versenkt hat. Das will ich dann als ehrlicher Mann schuldig bleiben, wegen des Unvermögens es zurük zu zahlen.

Ich hätte Dir noch so viel zu sagen, lieber Bruder, daß ich nichts mehr zu schreiben weis. ist doch ein traurig Surrogat der Gänsekiel, besonders wenn man sich lange nicht gesehen hat, und die Lebensbahnen so verschieden in die Welt hineinlaufen. Was ich so ungefähr treibe und mache, erfährst Du ja wohl, und das Detail läßt sich kaum erzählen, man muß es miterleben.

Ich werde suchen Anfangs May wieder auf das Land ziehen zu können, ich brauche Erholung, und da arbeitet sich's herrlich in der ganz stillen freyen Natur.

Schlesinger und ich zerren an einem großen Handel wirklich wie ein paar Juden. ich habe nicht mehr Lust meine Arbeiten zu verschleudern, und er will gerne viel gewinnen. ich habe viel Pläne vorräthig, gebe der Himmel nur auch glükliche Ausführung.

Bärmann** ist nach London gereißt und wird über Hamburg und Berlin zurükkommen. Der König von Bayern hat ihm Zulage gegeben und versorgt seine Kinder. — so sind sie nicht Alle — — —

Nun liebe Gevattersleute lebt wohl, meine Frau vereinigt ihre besten Grüße mit den meinigen auch an die ganze uns so liebe Familie, und vergeßt nicht Eure Euch herzlichst

treu ergebenen Freunde Weber.

Dresden d. 8[ten] Februar 1819.

* Weber hatte „Frau Professorin Victoire Lichtenstein geb. Hotho" ein Liederheft op. 54 gewidmet und es ihr „am 7[ten] December 1818", wie seine Handschrift auf dem gedruckten Titelblatt bezeugt, zugeschickt. Dem Dank dafür scheint die Empfängerin das Versprechen einer Handarbeit hinzugefügt zu haben.

** Heinr. Joseph Bärmann (1784 bis 1847), berühmter Klarinettvirtuose, für den Weber unter anderem sein Klarinettkonzert komponierte.

Weber an Lichtenstein.

Nein! mein vielgeliebter Bruder, unter uns bedarf es keiner Auffrischung, und kein unterbrochener Briefwechsel kann uns eine Unterbrechung unserer Treue und Anhänglichkeit befürchten lassen. Wir theilen ja Beide das Looß täglich mehr der Welt zu verfallen, und da muß denn immer zunächst die uns persönlich näher liegende Freundes Verbindung scheinbar darunter leiden, und je mehr man in den großen Strudel gezogen wird, desto einsamer wird es ganz in der Nähe. Doppelt wohlthuend ist dann auch ein Freundes Wort, und so hat mich das Deinige unendlich erfreut, weil es mir wahrhaftig nicht in Sinn gekommen war, es jezt schon zu erwarten. Wie viel 1000 Dinge umschlingen den von einer solchen Reise Zurükgekehrten. Wie viele in der Fremde angeknüpfte Fäden sind festzuhalten, wie viel Angehäuftes zu beseitigen, wie viel zu ordnen, wie viel zu berichten — das kenne ich. daher doppelt Dank Dir, lieber Bruder, für Deinen Brief, der mir so viele Freude dadurch machte, daß er mich Deines innern und äußern Wohlbefindens versichert. In die 4 Pfähle meines Hauses ziehe auch ich mich täglich mehr zurük, und bin darinnen sehr glüklich. So erträgt sich auch alles äußere Ungemach leicht, dessen ich wohl mancherlei habe, aber eben nicht mehr als jedes Verhältniß in der Welt bieten würde.

Was freue ich mich darauf einmal recht mit Dir mich aussprechen zu können. Meine Ankunft in Berlin ist noch gänzlich unbestimmt, da H. Spontini mit seiner Olimpia meiner Jägersbraut in den Weg tritt. Meine Oper ist nun verschoben und ich kann noch nicht mit Gewißheit bestimmen wann sie sein wird. wahrscheinlich gegen den Herbst zu. Deine herzliche Auffoderung bei Dir zu wohnen, kann ich dießmal nicht annehmen, da ich es Beer's habe heilig versprechen müßen dießmal bei ihnen zu wohnen. Das soll uns aber nicht hindern fleißig beisammen zu sein, und Du erlaubst mir Dein Haus zur Stadt Niederlage.

Gestern habe ich Meyerbeer's neuste Oper: Emma di Resburgo italienisch gegeben. Sie wurde mit Enthusiasmus aufgenommen. ich fürchte daß dieß in Berlin nicht so der Fall sein wird. Wir sind hier ganz italienisirt. Mir blutet das Herz zu sehen wie ein Deutscher Künstler mit eigener Schöpfungs Kraft begabt, um des leidigen Beyfalls der Menge willen, zum Nachahmer sich herabwürdigt. Ist es denn gar so schwer, den Beifall des Augenbliks, ich sage nicht — zu verachten, aber doch nicht als Höchstes anzusehen? — Kannst Du zufällig meinen Aufsaz über Meyerbeer in der Abendzeitung lesen, so thue es.

übrigens bitte ich Dich, dieß nur Dir gesagt sein zu laßen. um der braven Eltern willen, und in der Hoffnung, daß Meyerbeer selbst von seiner Verirrung zurükkehrt.

Mit meiner Gesundheit geht es bis auf einen ziemlich heftigen Husten recht gut. auch meine Caroline nimmt an Kräften und Heiterkeit zu.

Ich werde bald einige Stükke meiner Oper im Klavierauszuge nach Berlin schikken, damit ihr das Dings vorher ein bischen kennen lernt.

Nun alles weitere auf's mündliche. welch' herrliches Wort.

Meine Frau grüßt vor allem mit mir Deine liebe Victoire. Dann empfiehl mich den verehrten Eltern und allen Freunden auf's beste. Dir wie immer treue Liebe und Bruderkuß

von Deinem Weber.

Dresden d. 27ten Januar 1820.

Weber an Lichtenstein.

Mein theurer Freund und Bruder!

Mein heutiger Brief soll, nebst herzlichem Bruderkuß und Handschlag zuvor, Dir blos, bei Deinen vielen Geschäften auch noch welche für mich auf den Hals laden, und dafür will ich mich mündlich im 8br recht herzlich bedanken. Das lange Verzögern mit der Vollendung Eures neuen Theaters hat mich gezwungen, meine Reise vorher zu machen.

Ich werde also den 25ten July von hier über Leipzig nach Halle, Göttingen, Hanover, Braunschweig, Bremen, Oldenburg, Hamburg, Lübeck, Koppenhagen gehn. Meine Bitte an Dich geht also nicht nur dahin daß Du so gütig sein sollst mir selbst Briefe an diese Orte zu geben, sondern mir auch noch welche im Kreise Deiner Bekannten und Freunde zu verschaffen. Namentlich bitte ich Dich, Deine verehrten Schwiegerältern, denen ich mich achtungstvollst zu empfehlen bitte, in meinem Nahmen darum zu ersuchen. so auch durch Freund Kielemann, Schikler's, Beneke pp., item was Du für gut und mir ersprießlich achtest. In Braunschweig gedenke ich eigentlich gar kein Concert zu geben. denn auch die Jahreszeit (Anfangs August) ist ungünstig, ich besuche es blos um meiner Frau die Freude zu machen, Ihre Mutter wiederzusehen die um diese Zeit mit ihrem Sohne da eintrifft. Sollten aber doch einige Braunschweiger ein Concert wünschen, nun so kann es ja vorbereitet werden, und ich in wenig Tagen expedirt sein. denn meine Zeit ist knapp zugemessen.

Von meiner Gesundheit und anderen Dingen mündlich. Auch bitte ich Dich mich bei Wollank pp. zu entschuldigen, daß ich nicht schreibe, ich kann es aber wahrlich nicht mehr. Du weißt was es sagen will die Vorbereitungen zu so einer Reise zu machen. Mit Gottes Hülfe treffen diese Zeilen Dich und die Deinigen gesund, meine Frau grüßt mit mir Herzlichst, und ich bin immer und ewig Dein treuer

Freund und Bruder Weber.

Dresden d. 21ten Juny 1820.

Zu Deiner Erleichterung habe ich Dir meine Reiseroute ein paarmal zur Vertheilung beigelegt.

Weber an Lichtenstein.

Das erste Gefühl was ich bei Erblikung Deiner lieben Schriftzüge hatte, war tiefe Beschämung. Wie lange war es meine Pflicht — aber auch wahrlich mein Vorsaz — Dir zu schreiben, und Dir für so manche gar liebe Bekanntschaft und frohe Stunde zu danken, die ich auf meiner Reise durch Deine Empfehlungen genoßen. Vor allen darf ich da nur des herzbraven Hofmeisterschen* Paares, Deiner trefflichen Mutter gedenken. Aber — Du weißt ja wie das geht. vor der Reise geht's kaum, während der Reise gar nicht, und nachher fast noch weniger. auch dacht' ich von Woche zu Woche nach Berlin zu kommen, und da wieder auf alte Weise mich recht mit Dir ausplaudern zu können. und nun — da mir dieß durch Deine Güte wieder ganz so lächelt, wie ich mir es am liebsten dachte, — geht's wieder nicht. —

Beer's haben nehmlich unterdeßen ihre Einladung so dringend und herzlich wiederholt, Alles schon bis in's Detail besorgt und mir geschrieben, daß ich — der ich ohnedieß die gute Koch nur auf den Fall, daß es damit nichts wäre, vorläufig sich nach einem Quartier umzusehen bat — wirklich feindlich aussehen würde, wenn ich es nicht angenommen hätte. ich habe ohnedieß diesen guten Leuten einmal recht wehe thun müssen, durch das Zurüksenden eines schönen Geschenkes — so daß ich jezt weiter gar keine Einwendung machen durfte. Mein Trost dabei ist, daß wir nicht im Thier Garten, sondern in der Bähren-straße wohnen werden, und also als ehrliche Nachbarsleute fleißig zusammenkommen können. Also 100000 Dank Dir und Deiner lieben guten Victoire von uns beiden, daß ihr uns habt beherbergen wollen, und zwar ganz in der Weise, wie es uns Allen die Flügel frei gelaßen, und wir nur die Annehmlichkeit des Zusammenseyns hätten genießen können.

Was meine Unzufriedenheit betrifft, so komme

---

* Lichtensteins Schwester war an den Abt Hoffmeister in Braunschweig verheiratet, dessen Sohn August nachmals Webers Patenkind Marie Lichtenstein heiratete.

ich nach und nach dahinter, daß so lange ich es noch warm und ehrlich mit der Sache meyne, — sie sich wohl nicht heben wird. Da ich nun von mir hoffe nicht auch ein Schlingel zu werden, so wird sie mich wohl in's Grab begleiten. — —

Ich glaube es gern, daß ihr aus Manchem im Freyschütz nicht klug werden konntet. Es sind Dinge darin, die in dieser Weise noch nie auf der Bühne waren. die ich daher ohne das mindeste Anhalten an schon Vorhandenes gänzlich aus meiner Phantasie schaffen mußte. Gott gebe nun daß ich das Rechte getroffen.

Es freut mich sehr auch von Dir zu hören, daß Dir Preziosa durchaus gefiel. es ist ein guter Vorläufer für den Freyschütz, denn es war doch manches Gewagte drin, nach gewöhnlicher Handwerks Ansicht.

Nach Graf Brühl's leztem Briefe wird das Theater den 20ten May eröffnet. ich komme daher wahrscheinlich schon Ende Aprill nach Berlin.

Was Du über die Grillen der Weiber sagst, ist sehr wahr, und man kann oft die besten nicht zusammenbringen. Das erfahre ich oft. Aber hier war es wahrhaftig auch ein Sinn und ein Schmerz, und meine Alte kann sich noch gar nicht zufrieden geben, daß sie nicht bei Euch wohnen soll.

Nun genug für heute. bald liege an Deinem treuen Bruderherzen. ich kann Dir gar nicht genug sagen, wie ich mich darauf freue. Innigst grüßt meine Lina mit mir Deine Victoire und Dich.

Gott erhalte Euch froh und behaltet lieb
Euren treuen Weber.

Dresden d. 26ten März 1821.

Weber an Lichtenstein.*

Dein lieber Brief vom 4ten Oktbr. hat mich sehr freudig überrascht, da ich so bald noch nicht auf Nachricht von Dir gehofft hatte. ich weiß wie es geht wenn man so zurückkommt, und Du hast glühende Kohlen auf mein reuiges Haupt gesammelt. Das Kranksein Deiner armen Victoire in Leipzig war ja recht fatal, hätte Sie das lieber noch bei uns abgemacht, so hätten wir euch doch ein paar Tage länger gehabt. Es war mir recht einsam und leer zu Muthe wie Ihr weg wart. Stehe gar zu allein hier. Die mancherley Dienst Verdrießlichkeiten, die schon bei Deiner Anwesenheit gährten, haben einige tüchtige Explosionen verursacht; nun ist die Luft wieder rein und klar vor der Hand, nur muß ich es immer hinterher bezahlen. Seit acht Tagen hüte ich das Zimmer. Gestern habe ich mir einen Backzahn ausreißen lassen. Sobald ich nur wieder ein bischen Ruhe habe geht es auch schon wieder, und in den acht Tagen habe ich ein paar recht frische lustige Musikstükke in die drei Pintos* gemacht, denen man hoffentlich die Zahn Operation nicht ansehen soll.

Die Geschichte mit Spontini ist merkwürdig. Wenn Du erfahren kannst wie Brühl sich dabei nimmt, so schreibe mir es doch. Gott kann ich danken daß der Freyschütz so weit ist. in Wien gehen sie aber schön mit ihm um; vom Hörensagen habe ich daß man zwei Kleinigkeiten herausgestrichen habe, nehmlich blos den Samiel und das Kugelgießen! — ! — ! Wenn ich nun auch gleich hinschreibe, komme ich doch wahrscheinlich mit meiner Protestation zur Aufführung zu spät. Nun, etwas müßen sie doch substituirt haben. Gott gebes gnädig — auf Sonnenschein folgt Regen.

Die Koch hunze mir tüchtig aus, daß Sie mir gar nicht geantwortet hat; ich weiß nicht woran ich bin mit meinem Bilde, im Laufe 8br muß ich es noch haben.

Mit Lina geht es ziemlich gut, nächstens wird ihr etwas Blut abgezapft, wofür sie großen Respect hat. Sie grüßt herzinnigst mit mir Dich und Deine liebe gute Victoire. Hellwig ist krank — wahrscheinlich giebt er die Regie ab. sage aber den Seinigen noch nichts davon.

Alle Freunde grüße herzlichst und behalte lieb
Deinen Dich innigst liebenden W.

Dresden d. 18ten Oktbr. 1821.

Weber an Lichtenstein.

Wie viel muß man wohl zu thun haben, mein herzlieber Bruder, wenn man nicht einmal dazu kommen kann die freudigsten Ereignisse Denen zu erzählen, von deren wahrer Theilnahme man überzeugt ist. Die Wiener Correspondenz hat sich wie eine Meeresfluth über mich ergoßen und alle anderen vor der Hand verschlungen.

Ich spare mir alles erzählen und lege Dir hier Original-Briefe bei, (die ich mir zurük erbitte) aus denen Du, und Die, denen Du es mittheilen willst, alles am besten ersehen könnt. ich füge nur hinzu, daß die Oper bis jezt 7 mal bei gleichgefülltem Hause und jedesmaliger Wiederholung anderer Musikstükke gegeben ist. Ich schikke Dir Spaßes halber Briefe der verschiedensten Art mit.

Von dem neuen Pächter Barbaya bekam ich schon nach den ersten drei Vorstellungen den An-

* Inzwischen hatte am 18. Juni 1821 die erste Aufführung des „Freischütz" in Berlin unter unerhörtem Jubel, wie bekannt, stattgefunden.

* „Die drei Pintos", unvollendet gebliebene Oper Webers.

trag eine Oper eigends für Wien zu schreiben, und sie im Laufe künftigen Sommers da aufzuführen. Nun schenke nur Gott Kraft, und es geht alles gut, fast zu gut um mich nicht zu ängstigen. Briefe wie Dein lezter sind mir wahre Herzstärkung und Beruhigung: ich faße dadurch Vertrauen zu mir selbst, und gehe meinen Weg fort ohne mich durch das was links und rechts geschieht irren zu laßen. Habe innigen Dank dafür.

Bernhard Romberg war zwei Tage hier. geht nach Wien, Polen pp., kömmt in einigen Monaten nach Berlin.

Meine Lina hatte vor vierzehn Tagen einen tüchtigen Schrek, wurde darauf sehr krank, und ich stand viele Angst aus. Nun ist Sie aber Gottlob recht wohl, im vierten Monate sind wir, also ist die gefürchteste Periode vorüber. Gott helfe weiter.

Die Koch grüße bestens. Das Bild ist wohlbehalten angekommen und wird sehr ähnlich gefunden. ich werde ihr nächstens schreiben.

Endlich fangen die Leute hier auch an stuzzig zu werden, und ich muß Allerhöchstem Willen gemäß den Freyschützen aufführen. Er soll die erste Oper nach Neujahr sein. ich wollte, der Kelch wäre schon an mir vorübergegangen. — Nun, ich konnte nicht länger ausweichen. Nun, lieber Bruder bitte ich Dich Namens unsrer Direction um einen solchen Adler mit Flügeln zum an- und abmachen, wie der lezte in Berlin. aber so bald als möglich. auch habe die Güte mir den Preiß bald wissen zu laßen.

Spohr lebt seit vier Wochen hier und will ein Jahr bleiben um seine Töchter im Gesang zu bilden. Im lezten Abbonnement Concert der Kapelle spielte ich mein neues Conzertstük mit ungeheurem Beyfall. Da geben wir nun recht ordentlich ganze Simphonieen pp.

Wie eigentlich in Berlin nun die Theater Verhältniße stehen, kann ich noch nicht recht erfahren. ich glaube die Betheiligten wißen es selbst nicht recht woran sie sind.

Verzeihe mein confuses Geschreibsel. Grüße Deine liebe gute Victoire herzlichst von meiner Lina und mir, auch alle unsere Freunde und behalte lieb

Deinen alten treuen Weber.

Dresden d. 3ten Decbr. 1821.

Schikke mir doch die Adresse von dem guten Bier.

Arien und Gesänge

der

romantischen Oper:

Der Freischütz.

In drei Abtheilungen.

Dichtung von F. Kind.

Musik von C. M. v. Weber.

Berlin, 1821.

Titel des für die erste Aufführung des „Freischütz" in Berlin gedruckten Textbuches in Faksimile.

Weber an Lichtenstein.

Noch einen Augenblik suche ich zu erhaschen, um Dir vor meiner Reise nach Wien (den 8ten oder 10ten Februar, auf vier Wochen) zu schreiben und Dir für Deinen lieben lezten Brief vom 22ten Dec. 21 zu danken. Wenn das neue Jahr so fortfährt mich mit Gutem zu überschütten und das Böse eben so schnell vorüber führt, so kann ich mir Glük wünschen.

Für den Adler danke ich bestens. Er hat schon zweimal sehr schön gespielt. schreibe mir nun aber ordentlich was er kostet.

Den 26ten ist hier der Freyschütz zum ersten mal gewesen. und das hier unerhörte und nie dagewesene ist geschehen. Er gieng aber auch vortrefflich. nach dem ersten Act fand ich im Orchester einen Lorbeerbaum, mit Blumen Kranz, Sonett pp, und das Publikum applaudirte mir entgegen. am Ende rief es mich stürmisch heraus. repetirt wurde der Jägerchor. Den 28ten sah ihn der König, und ließ mir die schönsten Dinge sagen.

Das war gut, aber schlimm war, daß meine arme Lina ein so heftig entzündliches Fieber bekam, daß sie den 25ten Ader lassen mußte, und also die erste Vorstellung nicht sah. Nach jedem Akt schikte ich ihr Rapport durch Couriere. jezt geht es wieder ganz gut.

Brühl hat mich ungemein durch ein nachträgliches Honorar von vierzig Friedr'd'or überrascht. ich kann nicht genug sagen wie das mich freute.

In Wien steigt der Beyfall immer fort. ebenso in Leipzig wo man mir nach der fünften Vorstellung ein Vivat brachte.

Mit H. Sp(ontini) führe ich eine kuriöse Correspondenz. Der Mann ist wirklich ob seiner reizbaren Empfindlichkeit zu bedauern.

Schlesinger hat mir zu Weyhnachten vier schöne silberne Leuchter geschikt. hat mich auch sehr gefreut.

Die Wiener haben mir höchst anständige Bedingungen gemacht. ich gehe jezt blos hin, um das Sänger Personal kennen zu lernen, für das ich schreiben soll. Bis zum 7br soll die Große Oper fertig sein. so lange ruhen die Pintos. Das Gedicht halte ich für höchst ausgezeichnet das mir Helmina von Chezy dazu gemacht hat. Die Oper heißt **Euryanthe**. Es fehlt also nichts als die Kleinigkeit, daß ich sie ordentlich mache.

Personen:

Ottokar, regierender Graf	Hr. Rebenstein.
Cuno, gräflicher Erbförster	Hr. Wauer.
Agathe, seine Tochter	Mad. Seidler.
Annchen, eine junge Verwandte . .	Mlle. Joh. Eunike.
Caspar, erster } Jägerbursche	Hr. Blume.
Max, zweiter } Jägerbursche	Hr. Stümer.
Samiel, der schwarze Jäger	Hr. Hillebrand.
Ein Eremit . . .	Hr. Gern.
Kilian, ein reicher Bauer	Hr. Wiedemann.
Eine Brautjungfer	Mlle. Reinwald.
Brautjungfern.	
Jäger und Gefolge.	
Landleute und Musikanten.	
Erscheinungen.	

Faksimile des Personen-Verzeichnisses im ersten Freischütz-Textbuch.

Nun, hat Gott so weit geholfen, wird er mich auch nicht stekken lassen.

Nun muß ich schließen denn die Post geht. Wundere Dich nicht über das rapsodische dieses Briefes; aber ich werde alle Augenblike gestört, und meine Reise macht mir den Kopf auch toll. Grüße alle meine Freunde auf's herzlichste. ich umarme Deine treffliche Victoire in Gedanken nebst den Kindern. Lina grüßt mit mir. Gott erhalte euch alle, und gedenkt gerne und oft

Eures treuen Weber.

Dresden d. 31ten. Januar 1822.

Weber an Lichtenstein.

Kund und zu wißen Jedermann dem daran gelegen, daß meine geliebte Carolina mir den 25ten Aprill, Vormittags nach elf Uhr einen Sohn gebohren hat. Alles gieng so glüklich wie möglich. Meine Frau stillt selbst, der Junge zieht gehörig, und beide sind frisch und munter.

Den 27ten erhielt er in der heiligen Taufe die Namen: Phillip, Christian, Maximilian Maria, und wird Max gerufen werden. Die Mutter grüßt alle Freunde aufs herzlichste.

Hier mein lieber Bruder hast Du die schönste Neuigkeit die ich Dir schreiben konnte. Seit meiner Rükkunft den 26ten März von Wien, hätte ich wohl Zeit gefunden Dir schreiben zu können, aber ich war noch drei Wochen unwohl, und dabei von der finstersten Melancholie die mich zu allem unfähig machte. auch sollte ich nach des Arztes Willen nichts thun, und eben dieß machte mich wieder verdrießlich. Nun geht es Gottlob etwas beßer. Sobald meine Frau kann, ziehen wir nach Hosterwitz, und da hoffe ich soll die reine Luft und Ruhe mir die Gesundheit wiedergeben, und auch Gedanken zu meiner Euryanthe, die zum Herbst fertig sein soll, wo aber wohl ein arger Spätherbst draus werden wird.

Von den fünf Wochen in Wien, habe ich beinah die Hälfte zugebracht ohne Jemand sprechen zu können. ich bekam einen so heftigen Husten, und Krampf im Kehlkopfe, daß man eine Luftröhren Entzündung fürchtete. Da nun die Leute sich anstellten als ob der Welt Heil an meinem Leichnam hinge, so wurde ich wohl auch über die Gebühr gehätschelt und ängstlich versorgt. und die herzensguten theilnehmenden Wiener zeigten mir wirklich außerordentliche Liebe dabei. Das was die Leute alle erfahren wirst Du ja auch gehört haben, und ich brauche Dir es nicht zu erzählen. Der verdammte Freyschütz wird seiner Schwester Euryanthe schweres Spiel machen, und manchmal bekomme ich fliegende Hizze wenn ich daran denke, daß der Beyfall eigentlich nicht mehr steigen kann. — Nun, wie Gott will. ich thue was ich nicht laßen kann wie ich immer gethan, und schaue nicht rechts noch links, sondern auf das mir selbst gestekte Ziel.

Für Heute Punktum. ich bitte Dich schönstens allen meinen Lieben in Berlin die Ankunft des Mosje Max (oder Maz wie ihn meine Frau heißt) zu verkünden. ich umarme Dich und Deine liebe Victoire und die Kleinen herzlichst, und bin mit alter Treue und inniger Liebe

Dein Weber.

Dresden d. 28ten Aprill 1822.

Schlesinger wird Dir acht Thaler für den Adler auszahlen. bitte aber um eine auf Theater Casse gestellte Quittung.

Graf Brühl an Lichtenstein.

Ew: Wohlgeboren

benachrichtige ich hierdurch ganz ergebenst, daß die funfzigste Vorstellung des Freischützen binnen einem Zeitraume von achtzehn Monaten Sonnabend den 28ten Decbr. statthaben wird. Ich habe Ihrem Wunsche gemäß dem Logenmeister Lehmann aufgetragen die ganze rechte Seite des Balcons im zweiten Range für Ew: Wohlgeboren zu notiren und können Sie die acht und dreißig Billets schon am nächsten Mittwoch hier im Büreau in Empfang nehmen laßen. Es freut mich gar sehr, daß Ew: Wohlgeboren zu Ehren unsres wackern Weber ein Fest veranstalten wollen, denn er verdient diese Auszeichnung in jeder Hinsicht, möchte er doch an diesem Tage hier seyn, und den Triumpf genießen können sein geniales Kunstwerk selbst zu dirigiren. Sollten seine Freunde nicht auch dafür sorgen, dem Publico durch einen Zeitungs Artikel kund zu thun daß diese funfzigmalige Wiederholung nicht etwa in einem Zeitraum von vielen Jahren, sondern in achtzehn Monaten stattfindet.

Einige heftige Widersacher des Freischützen, welche nur der modernen Hochtragischen Musik Gerechtigkeit wiederfahren lassen und den Weberschen Freischützen in die Pfanne hauen behaupten zwar, es sey nichts als der Teufelsspuk welcher die Leute anlocke; indeß kann ein solcher theatralischer Knalleffekt hier in Berlin nicht funfzig wohlbesetzte Vorstellungen herbeiführen.

Empfangen Ew: Wohlgeboren die Versicherung der ausgezeichneten Achtung und freundlichsten Ergebenheit

Berlin d. 18ten Decbr. 1822. **Brühl.**

Weber an Lichtenstein.

Das ist nun einmal wahr und ausgemacht, daß alle wahren Beweise von fortwährender Theilnahme und Liebe stets von Euch meine lieben Freunde in Berlin kommen. ich kann Dir nicht

genug sagen lieber Bruder was Dein Brief mir für Freude gemacht hat. ich war so exaltirt, daß wenn ich bestimmt gewußt hätte ob den 20ten die Sache vor sich gieng ich mich wahrhaftig in den Wagen gesezt hätte, und den Abend so unverhoft in Eure Mitte getreten wäre. Ich konnte mir das so schön ausmalen, daß ich nur mit großer Ueberwindung von dem Gedanken loskomme.

aber Erstlich, stelle Dir vor, daß ich seit vier Wochen der einzige dienstfähige Kapellmeister bin, da Morlachi und Schubert krank liegen, und ich also allen Dienst in allen Zungen thun muß. Zweitens wäre es die Hauptpointe daß mich Niemand in Berlin eher zu sehen bekäme, als bis ich an den Jagorschen Tisch treten könnte, und — wie leicht könnte dieß vereitelt werden bei denen vielen Zufällen, die eine theatralische Vorstellung zu fürchten hat. Am Ende käme ich gar nicht einmal ins Theater selbst, nehmlich unbemerkt, und bemerkt zu werden vermeide in dergleichen Gelegenheit auf's angelegentlichste, weil es gar zu leicht als ein nach Prunk Haschen aussehen könnte was meiner Natur in den Tod zuwieder ist. also fahre hin, Du schöner Traum, deßen Ausmalen ich mir immer nicht versagen kann, und in dem ich mich recht eigentlich wiege. Ich lege Dir hier einige Worte bei, die ich Dich bitte den Versammelten vorzulesen. ich weis noch nicht was ich sagen werde, und bin wahrlich recht verlegen darum, da mir das Herz so voll ist. Für große öffentliche Ehrenbezeugungen habe ich ein ziemlich durables Fell bekommen, aber Beweise wahrer Liebe machen mich wirbeln, und ich glaube dann nie so recht ordentlich es (zu) sagen wie mirs um's Herz ist; und so ist es auch, das Rechte bringt man nicht heraus.

Das ungewöhnliche dieses Beyfalls, muß mir auch billig ungewöhnlich bange für die Zukunft (machen), wenn der Jubelgreis nur nicht vor der Zeit alt wird. Komisch war es, daß man mir einige Stunden vor Eingang Deines Briefes eine Berliner Rezension über den Freyschütz zuschikte, wo es mir gar übel ergeht. Darauf kam aber Dein Brief wo es mir gar zu gut geht. Was anderweitige Anerkennung von höheren Ortes betrifft, so glaube ich nicht daran. ich weiß nicht woran es liegt, aber ich glaube ich habe kein Glük bei den Großen dieser Erde.

Gerne bestätige ich unser sämtliches Wohlseyn. Max nimmt herrlich zu, und hat vor vierzehn Tagen seinen ersten Zahn bekommen. Der verehrte Herr Bruder sticheln aber etwas, und meynen ich würde wohl einige Aber anhängen? Du hast wohl recht theurer Freund, wenn Du mich eine unzufriedene Seele nennst. Dein lezter trefflicher Brief vom May enthält inhaltsschwere Worte, die so treffend sind, daß meine Lina ganz ernstlich darauf drang ich sollte ihn alle Morgen durchlesen. Das habe ich nun zwar nicht so buchstäblich gehalten, aber oft habe ich ihn gelesen, und eben so viel beruhigenden Trost als Ermuthigung dadurch empfangen. Gewiß bin ich ein von Gott mit vielem Glükke überschütteter Mensch. Nur zwey Dinge betrüben mich gewiß mit Recht. Meine gar zu schwankende Gesundheit, und mein Alleinstehen hier in jeder Hinsicht. Seit meinen bedeutenden Erfolgen habe ich manche betrübende Erfahrung in meiner Umgebung machen müßen, und das thut so wehe. — In Berlin selbst in Wien würde ich gewiß das doppelte arbeiten wie hier, und zwar mit der größten Leichtigkeit, weil freudiger Trieb und Anregung da nicht fehlen. Hier muß ich alle Lust rein aus mir saugen, und daß sie dann seltener erscheint ist doch wohl natürlich. Der Aufenthalt in Pillnitz den ganzen Sommer, hat Weib und Kind und auch mir recht wohl gethan. Das leztere ist wahrhaft zu verwundern da ich alle Wochen (oft acht bis neun Mal) in die Stadt fahren mußte, dabei meistens Abends nach dem Theater wieder nach Hause, so daß es wahrlich oft Strapaze war. Die den ganzen Sommer und noch jezt fortdauernde Krankheit Schuberts zwang mich dazu. Darunter litt natürlich die arme Euryanthe am meisten. Jezt kamen die Feyerlichkeiten zur Vermählung des Pr: Johann dazu, wo Morlachi schnell erkrankte, so daß ich ein Hof Concert ohne Probe übernehmen mußte, und seine eigene Cantate die er zu dieser Feyer componirt hatte. Schon früher hatten wir uns Gottlob verständiget, und der Eifer, mit welchem ich ihm hier meine Theilnahme bewies, scheint die Ruhe von dieser Seite begründet, und dadurch meine hiesige Existenz unendlich verbeßert zu haben. Der Himmel erhalte es dabey. Damit mir nun bei diesen täglich acht bis neun Stunden füllenden Arbeiten nicht etwa gar noch Euryanthe einfiele, mußte ich auch sieben Musikstükke zu einem Festspiele von Robert componiren. Dafür hat mir mein gnädigster König einen schönen Brillantring geschenkt, die Aufführung meiner Oper aber für diesen Winter unmöglich gemacht. Im März kommen die Italiener wieder nach Wien, mit denen mag ich nicht caramboliren; ich habe also das Ganze bis zum Herbst 1823 verschoben. Unterdeßen hat man mir auch angetragen eine Oper für London zu schreiben.

Du siehst, daß es mir nicht an Gelegenheit fehlte, durch Vielschreiberey dummes Zeug zu liefern, ich lasse mich aber nicht irren und warte auf die gute Stunde. Von künftigem Sommer hoffe ich viel, in der schönen Natur, und ungestörter Ruhe, wenns wahr ist. —

Der Dichter und Theater Regisseur Treitschke in Wien hat eine sehr bedeutende Schmetterling Sammlung. Er wünscht mit Dir in Tausch,

Kauf pp. zu treten. ist es Dir erwünscht, so schicke mir was Du allenfalls an ihn schreiben willst.

Du kannst denken wie begierig ich auf Deinen nächsten Brief bin. bis zum 20ten kann dieser nicht in Berlin sein, da er erst den 19ten Abends abgeht.

Meine Lina grüßt bestens mit mir Victoire und die Kinder. Es ist mir sehr lieb Dein Urtheil über die Logiersche* Methode zu hören, da man aus dem hin und her Geschrey doch nicht das Rechte herausfindet.

Nun Gott zum Gruß und genug für heute, ich umarme Dich dankbarst gerührt mit vollem Herzen, und bin wie immer und immer

Dein Weber.

Dresden d. 18ten Decbr. 1822.

[Einlage in den vorigen Brief.]

Weber an die Berliner Freunde.

(Abschrift.)

Wenn je der Wunsch zu billigen war, des Fortunatus Wunschhütlein zu besizzen, so konnte er gewiß Niemand weniger verargt werden, als mir Armen, Reichen, — wegen dem Grund seiner Verzweiflung Beneidenswürdigen.

Durch eine Reihe von Jahren, habt Ihr theure Versammelte, mir so zahllose Beweise inniger Theilnahme, liebender Nachsicht und treuer Freundschaftswärme gegeben, habt den wohl oft wunderlichen Kauz so gerne gehätschelt, ermuthiget, erhoben und ihm die rauhe Bahn zu ebnen gesucht, daß er es wohl für eine seiner schönsten Freuden auf Erden halten durfte, den Abend den Ihr seinem Andenken weiht, durch des Wunschhütleins Macht eine Stunde in Eurer Mitte hausen zu dürfen, um in seiner treuen Umarmung Euch fühlen, und in seinen Augen lesen lassen zu können, wie über alles wohlthuend ihm diese Erneuerung so manchen unvergeßlichen Abends ist, der einwirkend auf sein ganzes Seyn war.

Da es nun aber nichts hilft, daß ich singe: „wenn ich ein Vöglein wär" —, oder „Samiel hilf" rufe, welches ich vollends gar für nichtig halte; so weiß ich doch, daß ich der Fortunatus — wenn auch ohne Wunschhütlein — bin. Denn man zeige mir noch einen Weber, der solche billige und ihn liebende Kaufherrn hat, als ich, die mit dem Herzen empfangen, was das Herz gegeben, und die somit auch aus diesen wenigen Zeilen den innigen Dank, und die unwandelbare Treue für Sie herausfühlen werden, die kein Wort und kein Ton wieder zu sagen im Stande sind, die nur das Leben bewährt, und auch nur mit ihm von mir scheiden werden.

Und nun mein Lebewohl aus der Ferne, indem es mich unwiderstehlich dazu drängt, Euch mit Matthison zuzurufen:

Fühlt Ihr beim seligen Verliehren
in treuer Freundschaft Zauberband,
ein lindes geistiges Berühren,
wie Zephirs Kuß an Lipp und Hand,
und wankt der Kerze flakernd Licht,
das ist mein Geist, o zweifelt nicht.

Carl Maria von Weber.

Dresden, d. 18ten December 1822.

Weber an Lichtenstein.

Du kannst glauben lieber Bruder daß ich die größte Lust hätte, die lieben Freunde so zu überraschen und mir einen gewiß unvergeßlichen Abend zu bereiten. Es geht aber nicht, Morlachi und Schubert sind noch krank, ich habe daher auch wahrscheinlichst das Neujahrs=Concert bei Hofe, welches ich wenigstens jezt schon anordnen muß. und außerdem täglich zweimal sollennen Kirchendienst. Im Geiste bin ich gewiß bei Euch. und punkt zehn Uhr werde ich hier mit meiner Lina des ganzen Freundes Kreises Gesundheit trinken.

Meinen guten lieben Romberg grüße mir Herzlichst. Bleibt Er einige Zeit in Berlin? oder was hat er sonst vor?

Glaube es wohl daß sich Wiedersacher finden. ist auch natürlich. Der Teufelsspuk macht mich selbst oft irre, und wenn nicht ehrenwerthe Männer mir mit Zufriedenheit die Hand drükten, so dächte ich selbst Musje Samiel mache die Sache allein.

ich erwarte hier Fischer zu jeder Stunde. Er gedenkt den übrigen Winter in Berlin zuzubringen.

Meine Lina und Max sind wohl. ich so ziemlich: Sehr freue ich mich auf Deine Relation und was überhaupt paßirt.

Hoffentlich bekommst Du Uebermorgen schon diese Zeilen. daher kannst Du den lieben Versammelten noch den frischesten, innigsten Gruß bringen Ihres fernen dankbaren Bruders. Gott behüte Dich und die Deinigen.

Ewig Dein Weber.

Dresden d. 26ten Decbr. 1822.

Weber an Lichtenstein.

Das war ein schöner Jahresschluß, mein theurer Bruder! der mir mit Deinem lieben Briefe vom 29ten Decbr. 22 an einem ganz ungewöhnlichen Posttage kam. Du hast mich so ausführlich und detaillirt unterrichtet daß ich den Abend recht mit euch durchleben konnte, was ich denn auch durch wiederholte Lesung Deines Briefes schon einigemal gethan habe. Wie zu vielem Danke bin ich allen meinen Freunden durch diese Liebesbezeugung auf's neue verpflichtet. Aber wem mehr, oder besser, so viel, als Dir, mein vielge=

* Logier (1777 bis 1846), Erfinder einer Methode zu mechanischer Ausbildung im Klavierspiel mittels des Chiroplasts.

liebter Freund. Ich weiß nur zu gut, welcher Zeitaufwand und rastlose Thätigkeit dazu gehört, selbst bei der größten Bereitwilligkeit von allen Seiten, so etwas zu Stande zu bringen, und zwar so, daß alle zufrieden sind, und ganz ungetrübt man sich der Freude hingeben kann. Ein Anderer als Du, brächte das aber auch nicht zu Stande.

Gott lohn es Dir mit gleicher Freude an den Deinigen, wozu ich mich stark zähle als gewiß in Liebe Dir zunächst stehend.

Es war schade, daß die neue Decoration nicht fertig wurde, und dadurch das Ganze den Character einer öffentlichen Feier verlohr. aber freilich einem Ballet muß alles weichen. ich bin überzeugt daß Brühl sehr unzufrieden darüber war.

Seit Empfang Deines Briefes habe ich zwei Posttage vorbeigehen lassen, um Dir vielleicht von Brühl etwas mittheilen zu können. Er hat mir aber noch nicht geschrieben, und wird es nun, wohl auch nicht mehr thun.

Der Jägerchor wird in Breslau stets auf diese Weise ausgeführt. Es mag sich allerdings recht nervig ausnehmen.

Das Lied von Spiker ist recht schön, ich lege Dir hier ein paar Zeilen an ihn bei. Freue mich innig daß mein kleiner Zuruf so herzlich aufgenommen wurde. Er kam wenigstens gewiß aus dem Herzen.

Auf das Kielemannsche Lied bin ich sehr begierig, alles was Er macht trägt den unverkennbaren Stempel einer so pikanten als geistvollen Liebenswürdigkeit.

Ich verlebte den 28ten mit Proben, einem recht angenehmen Diner bei Gr: Kalkreuth und Abends in einem verruchten Concerte der Mad: Czeka aus Prag, das mit der Ouvert. des Freyschützen anfieng, und in dieser Hinsicht mich nach Berlin führte. Dann saß ich Abends still mit meiner Lina allein, und gedachte Eurer in Liebe.

Vor und nach dem Neujahr ist dann eine entsezliche Zeit, und jezt hoffe ich wieder etwas Ruhe zu gewinnen, und mit neuer Kraft an die verlassene Euryanthe zu gehen.

Die Wiener haben sich darein ergeben, sie diesen Winter nicht zu erhalten, und der August ist zu meiner Hinreise bestimmt um sie Ende 7br in Szene gehen zu lassen.

Mit Spontinis Aufführung der Olimpia in W(ien) ist es auch in weitem Felde. sie schreiben mir darüber daß sie fürchten das Kärntnerthor Theater um sieben Achtel vergrößern zu müssen. — —

Ich weiß nicht wer mir gesagt hat, Du reisest nach München. Kannst Du denn gar nicht wieder einmal Dresden berühren?

Wenn Robert noch nicht bei Dir war, so wird er kommen. Er hat mir's hier versprochen Dir zu erzählen von meinem Treiben und Leben. Er ist ein guter und sehr geistvoller Mensch.

Nun lebe wohl für heute. Muß in die Kirche. Lina und ich umarmen Euch herzlichst. Max hat seinen zweiten Zahn zum Neujahr gebracht und ist gesund. Gott erhalte Deinem Hause auch vor allem Gesundheit, und behaltet lieb Euren ewig treuen dankbaren Weber.

Dresden d. 6ten Januar 1823.

Weber an Lichtenstein.

Ich beeile mich Dir mein lieber Bruder anzuzeigen, wie man in Deutschland seine Komponisten belohnt und aufmuntert. Den 9ten erhielt ich einen Brief vom Grafen Brühl, der unter vielem Freudlichen, und der Sendung der Kostüme des Freyschütz auch folgendes enthielt:

„Um indeß diese Gelegenheit nicht vorüber gehen zu laßen, Ihnen stets meine thätige Freundschaft und Anerkennung an den Tag zu legen, ersuche ich Sie, mir sogleich eine Quittung über „Hundert Thaler" als nachträgliches Honorar für den Freyschütz bei der funfzigsten Aufführung deßelben übersenden zu wollen." —

Hierbei folgt nun meine Antwort in Abschrift. Ich glaube fest, daß der Graf gewiß viel Gutes für mich im Sinn hatte. Aber nicht durchdringen konnte, und vielleicht jezt nur diesen Brief und dieß Anerbieten mir schreiben ließ, um Anderen zu zeigen, was aus solcher Geringschätzung hervorgehen müße.

Sollte man es nicht verschwören in Deutschland Opern zu schreiben? ich bin nun begierig, was weiter geschieht. ich glaube, ich bekomme keine Antwort mehr und die Sache ist abgemacht. Das anständigste was geschehen konnte, war, wenn man mir die Einnahme des funfzigsten Abends schikte, oder die Erneuerung des ersten Honorars. Jezt ist das freilich Alles nicht mehr thunlich. ich bin überzeugt, daß Du nur den zwekmäßigsten Gebrauch von dieser Mittheilung machen wirst, und empfehle Dir daher eben so wenig Verbreitung als Verschweigung derselben. Ich kann nicht läugnen sehr verstimmt dadurch zu sein. Alles ist gesund in meinem Hause. Grüße Victoire herzlichst von mir und Lina.

Dein treuer W.

Dresden d. 14ten Jänner 1823.

[Einlage von Webers Hand in den Brief an Lichtenstein.]

Weber an Graf Brühl.

Hochgeehrter Herr Graf,

Allerdings hat mir Hr. Professor Lichtenstein die Beweise der mich innig erfreuenden und rührenden Theilnahme meiner Freunde erzählt, und dabei ausdrüklich gerühmt mit welcher Vorsorge und Güte Sie mein innig verehrter Herr Graf

Sich dabei in jeder Weise gezeigt, und das Ganze durch Ihre Gegenwart geschmückt haben. Empfangen Sie dafür, und für die zierliche Weynachts Gabe der Kostüme* meinen herzlichsten besten Dank. Werden Sie nun aber nicht zürnen und mich wohl gar dünkelhaft schelten wenn ich Sie bitte die Summe von 100 Thaler ablehnen zu dürfen? Ich bin es seit Jahren so gewohnt geworden in Ihnen mehr den echten Freund der Kunst, alles Guten und Schönen und der Meinigen — als wie den Vorsteher einer Königlichen Anstalt zu sehen, daß ich nothwendig aus dem Herzen zu Ersterem sprechen muß. Er möge mich bei dem Lezteren vertreten. Offenherzig bekenne ich daher daß mich dieses Anerbieten tief geschmerzt hat. Bei der Oeffentlichkeit die leider jezt in der Welt Allem Begleiter ist, kann es nicht fehlen daß auch dieß bekannt würde.

Denken Sie Sich einen Artikel folgenden Inhalts. — „Die in achtzehn Monaten stattgefundene funfzigmalige Wiederholung des Freyschütz wurde von unserer geehrten General-Intendanz öffentlich bezeichnet. Dieser in den Annalen des Theaters so seltene Fall, verdiente auch eine besondere Auszeichnung, zumal, da dem Vernehmen nach diese funfzig vollen Häuser der Kasse einen Ertrag von 30 000 Thaler gebracht haben sollen. Man hat daher dem Komponisten ein Geschenk von 100 Thaler angewiesen. — — Dieß ist also der Lohn — würde man sagen — die Auszeichnung, die ein deutscher Komponist, der Kapellmeister eines benachbarten Königshauses, — in Verhältnissen lebend die ihn über Geldsorgen erheben — von der ersten deutschen Königlichen Kunstanstalt, von dem das vaterländische Talent so warm beschüzenden Director derselben erlangen kann, wenn er einen bisher unerhörten Erfolg erreicht hat. — — Ich, der ich Ew: Hochwohlgeboren Gesinnungen für mich persönlich kenne, weiß wohl, daß dieß nicht Ihnen zuzuschreiben ist; daß Sie troz aller Macht und Ansehens, sich auch Verhältnissen beugen müssen, und nach Ihrem Willen, Ihrer Einsicht, mich gewiß eben so in Verlegenheit gesezt haben würden durch das Uebermaaß Ihrer Güte, als es jezt Gegentheils geschieht durch das, zu dem Sie Sich veranlaßt fanden. Aber was soll ich denen täglich mich mündlich und schriftlich Bestürmenden Anfragen pp., das Freyschütz-Jubiläum betreffend, entgegen stellen? —

Das freundliche Wort von Ihnen, das Bewußtsein Ihrer Liebe für mich, war mir genug. Wenn nichts Anderes geschah, lag es gewiß nicht an Ihrem Willen; und dabei wollen wir es lassen, so will ich es betrachten, so will ich Jedem antworten. Ich bin nun einmal ein Deutscher. was ist da zu erwarten. Möchten Sie doch, mein innig verehrter Herr und Freund, in meiner Seele lesen können, und die todten kalten Buchstaben nicht mißverstehen. Stets wird Dank und Liebe für Sie in mir leben.

Meine vielen Dienstgeschäfte und die Abwesenheit der Fr. v. Chezy haben Euryanthe so zurükgesezt, daß sie erst im Sept. in Wien in Szene gehen wird.

Ob nun diesen Sommer auch daneben die drei Pinto fertig werden, hängt von den Eingebungen des gütigen Himmels ab. Zur Aufführung während des Sommers ist wohl nichts von mir zu bringen, da ich die Pintos zuerst meinem verehrten Königshause vorführen muß. Sobald etwas vollendet ist, zeige ich es natürlich Ew: Hochwohlgeboren an. ppppp.

Dresden d. 13ten Januar 1823.*

* Graf Brühl hatte an Weber Darstellungen der Berliner Freischützkostüme geschickt.

* Dieser Brief blieb ohne Antwort vom Grafen Brühl.

Frau von Weber an Lichtenstein.

(Dresden) d. 7ten Nov. (1823).

Verehrter Freund!

Gestern erhielten wir hier Kuhns Freymüthigen, und ich kann wohl sagen ich habe lange nicht so gelacht als über die schöne Nachricht von dem gänzlichen Durchfallen von Weber's Oper in Wien. Schon das der Corespontent meinen Profetischen Geist muß gehabt haben (denn Kuhn muß die Nachricht ehr gehabt haben als die Oper gegeben war) machte mir Spaß, aber daß bey einen der **glänzensten Erfolge** er vom gänzlichen Durchfallen spricht, macht ihn über alle Maßen lächerlich. Das Sie verehrter Freund meines guten Mannes, die Nachricht mag sehr betrübt haben kann ich mir denken, und um Sie völlig zu beruhigen schike ich Ihnen hier einen Brief von Wien mit und die Abendzeitung, woraus Sie sehen werden daß von nichts weniger die Rede war als von Durchfallen. Es thut mir leid den guten Freunden Webers die Freude zu verderben, aber diesmal mögen sie ihr Mitleid noch sparen, und Herr Kuhn mag künftig in verbreiten falscher Nachrichten weniger schnell sein, wenn er nicht wie diesmal will ausgelacht werden.

In ein paar Tagen hoffe ich meinen guten Mann wieder zu umarmen, dann wird er auch gewiß eilen Ihnen selbst alles mitzutheilen. Ich hätte es auch nicht gewagt ihm vorzugreifen wenn mir nicht die Besorgniß gekommen wäre, das Webers Freunde von der falschen Nachricht irregeleitet, sich über ein so gänzliches Mißlingen betrübten. Ich bitte daher allen denen die freunt-

Willkommen!

Dem Königl. Sächs. Kapellmeister

Herrn

Carl Maria von Weber,

bey Seiner Rückkunft dargereicht

von den Mitgliedern des Hoftheaters.

Willkommen hier, o Meister,
Bey Freunden und Verehrern,
Den Glucks und Mozarts Geister
Stolz nennen ihren Sohn.

Auf, feyert hoch in vollen Jubeltönen
Den Trefflichen, den Lorbeerkränze krönen.
Er kehrt zurück in seiner Heimath Land,
Es reicht ihm Lieb und Achtung hier die Hand.
Und treu bleibt er uns hier!
Heil sey der Kunst! Heil, Weber, Dir!

Faksimile des Gedichtes, das Weber bei seiner Rückkehr von Wien nach der ersten Aufführung der „Euryanthe“ im Dresdener Hoftheater überreicht wurde.

lichen Theil an Weber nehmen die frohe Nachricht mitzutheilen.

Das Sie und Ihre liebe Frau und Kinder sich recht wohl befinden mögen hoffe und wünsche ich von Herzen. Mein kleiner Max war in Webers Abwesenheit recht unwohl, aber es geht nun wieder ganz gut. Auch Weber hat sich in Wien einer guten Gesundheit erfreut. Ihre liebe Frau bitte ich herzlich, mich doch einmal mit ein paar Zeilen zu erfreuen, damit ich sehe, sie habe die

Weberin nicht ganz vergessen. Allen unsern Freunden bitte ich mich zu entfehlen und besonderst die gute Koch herzlich zu grüßen.

Und Sie verzeihen mir wohl, daß ich Sie mit meinem gekritzel belästige um der guten Nachricht willen die ich Ihnen von Ihrem Weber mittheile. Erhalten Sie ihm ferner Ihre Liebe und Freundschaft, und übertragen Sie einen kleinen Theil davon auf seine Frau Lina v. Weber.

Können Sie sich die Wiener Theater-Zeitung verschaffen so finden Sie in №: 130 und 131 den Erfolg noch ausführlicher beschrieben, auch ein paar recht hübsche Gedichte an Weber. —

Weber an Lichtenstein.

Obwohl ich auch heute nur unter tausend Stöhrungen dir werde wenig schreiben können, so kann ich es doch vor mir selbst nicht mehr verantworten, mein herzlich und innigst geliebter Bruder, länger zu schweigen. Aber eben weil ich Dir immer gerne recht ausführlich und ordentlich schreiben wollte, geschah es gar nicht. Laß Gnade vor Recht ergehen, und glaube alles, nur das nicht, daß je meine Liebe zu Dir einen Augenblik schwächer in meiner Brust leben könnte. Deine Theilnahme, Dein Beyfall steht mir so hoch, daß er mich wahrhaft erhebt und belebt vor tausend anderen glänzend sich zeigenden Dingen.

Meiner Frauen Brief hat sich mit Deinem gekreuzt. Wie sie hier die saubere Nachricht im Freymüthigen las, dachte sie sich gleich Dein Entsezzen, und eilte Dich zu beruhigen. Den andern Tag erhielt sie Deinen Brief, und den 10ten kam ich selbst. ich habe in Wien vier Vorstellungen der Euryanthe erlebt, wovon ich drei dirigirte. Mit jeder stieg die Theilnahme und der Beyfall des Publicums, das schon anfieng einzelne Stellen häufig herauszuheben. Der Jägerchor wurde alle Abende dreimal gesungen. immer einige Sänger nach ihren Musikstükken hervorgerufen. Ich nach jedem Akte. ja sogar in der vierten Vorstellung die Kreuzzer dirigirte, und ein ganz anderes Publikum war, (Allerheiligen) wurde ich aus dem Logen Winkel wo ich zuhörte, herausgestöbert, und mußte nach jedem Akte erscheinen, überströmt vom Sturmgebrause der Bravos, so daß ich in diesen vier Vorstellungen **vierzehn mal** herausgerufen wurde.

Den ersten Abend spielte die Oper bis gegen zehn Uhr (von sieben Uhr an), die andern, wo ich Einiges in den Recitativen gekürzt hatte, bis 9¾. Daß der Neid sein Haupt heftig erhebt, kannst Du denken. Er scheut die Lüge nicht. so hatte man nach Prag geschrieben, die Oper hätte bis 11 Uhr gedauert u. s. w. Alle Musikstükke, die den ersten Abend nicht vollkommen anerkannt wurden, erhielten die folgenden Vorstellungen vollen Beyfall. Siebzehn Gedichte der besten Köpfe Wiens, bewiesen mir die wahre Theilnahme aller Guten. Was mir die besten Meister, wie Weigl, Gyrowetz, Seyfried, Abée Stadler, Mosel pp. sagten, läßt sich nicht wiederholen weil es mich so hoch stellt, daß ich noch roth werde, wenn ich daran denke.

Man erzählt mir hier die wunderlichsten Dinge von Spontini, der sich so bemüht haben soll auszusprengen daß Euryanthe total durchgefallen sey. Auch ein Streit zwischen ihm und Brühl über die Aufführung derselben. schreibe mir doch, was Du Gewißes darüber weißt. Ich glaube, daß diese Oper in Berlin erst ihre ganze Anerkennung finden wird,* obwohl es nicht möglich ist den Enthusiasmus dafür höher zu treiben als in Wien geschehen ist. Ich werde Dir sogleich einen Klavierauszug schikken, ich habe nur Einen fertig von Wien mitgenommen, und den brauchen wir hier, da die Oper binnen drei bis vier Wochen noch heraus soll. Die Liebe mit der sie in Wien studirt wurde, die Anhänglichkeit und Eifer der Sänger, Chöre und Orchester, geht über alle Beschreibung.

Auch hier hatte man mir heute eine rührende Freude bereitet. Wie ich zur Probe der Preziosa ins Theater gehe empfängt mich Hellwig ganz feyerlich, und führt mich auf die Bühne, wo ein Tusch mich empfängt, und das gesammte Schauspiel, Sänger deutscher und italienischer Oper, Chöre und Kapelle in zwei Reihen aufgestellt sind. Ich muß mich auf einen Stuhl sezzen, werde bekränzt, Blumen regnen. Die ersten Verse des beiliegenden Gedichtes wurden nach dem Chor aus dem Titus gesungen, die lezten nach dem Schlußchor der Euryanthe. Dieser für Dresden ganz unerhörte Beweis von Liebe und Achtung hat mich sehr ergriffen.

In Prag habe ich den 8ten die funfzigste Vorstellung des Freyschützen dirigirt unter unglaublichem Jubel. da ich nun Weib und Kind gesund fand, so kann ich wohl mich vor Tausenden beglükt fühlen. Das immerwährende Treiben meines Lebens ist aber so angreiffend daß ich am Ende mehr erschöpft als erquikt bin.

Nun lebe wohl für heute, nächstens mehr und ruhiger, wenn alle Stöhrungen vorüber sind. Die Theater Zeitung schikke mir gelegentlich zurük.

Meine Frau grüßt mit mir Victoire herzlichst, und alle Freunde. Ewig mit treuster Liebe

Dein Weber.

Dresden d. 13ten Nov. 1823.

* Thatsächlich brachte erst die Berliner Aufführung der „Euryanthe" einen wirklich durchschlagenden Erfolg, eine volle Würdigung der Oper.

(Schluß folgt.)

S. M. Schulschiff „Niobe“
salutiert die Kaiserstandarte.

Unter der Kriegsflagge.

Von



II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Seinem Ende neigt sich das Jahrhundert. Aber während sein Anbruch sehen mußte, wie die Sonne Preußens, verhüllt von düsteren Wolken, niederging vor dem neuen Sterne, der blutrot von Westen emporstieg, so erblickt es, zur Rüste gehend, Krone und Reich der Hohenzollern wieder schimmern in dem alten unvergleichlichen Glanze, wie einst in den Tagen des großen Friedrich — und doch ganz anders: denn den Träger der alten Kleinodien schmückt ein neues Sinnbild größerer und weit umfassenderer Macht als seine Vorgänger an der Königskrone Preußens.

Aus tiefem Felsenschacht des Kyffhäusers ist die alte, lange von den Raben umkreiste Kaiserkrone wieder ans Licht gehoben, den Herzen des Volkes der sehnsüchtige Traum von Jahrhunderten in ungeahnte Erfüllung gegangen, Dornröschen ist erwacht, und das alte schwäbische Geschlecht, das von seinem Adlerhorst in die Nordmark hinausgezogen, das den Kurhut der Brandenburger und die Königskrone der Preußen sich errungen, ihm ist die deutsche Kaiserkrone zu eigen geworden.

Handel und Wandel hatten zu Beginn des Jahrhunderts tief daniedergelegen, unter der Faust des Korsen hatte das Land aus tausend Wunden geblutet, und bis über die

Mitte des Säkulums hinaus war deutscher Name und deutsches Wort draußen in weiter Welt nicht hoch im Ansehen. Aber mit der Gründung des Reiches, mit dem Eintritt geordneter Verhältnisse und unter dem Frieden bürgenden Schutze des scharfen, sieggewohnten Schwertes festigte sich das nationale Gefühl, hob sich der Unternehmungsgeist in kaufmännischen Kreisen, und erstarkte in raschem Wachstum eine vaterländische Industrie und Technik, wie sie in den ackerbautreibenden Einzelstaaten deutscher Zunge vor ihrer Vereinigung kaum geahnt werden konnte. Die Ziffer der Bevölkerung blieb dauernd in kräftigem Steigen und wies seit den achtziger Jahren eine jährliche Zunahme von mehr als ein Prozent auf. Tausende und Abertausende Deutscher, welche daheim nicht in genügendem Maße ihr Brot fanden, zogen auf deutschen Schiffen und unter deutscher Flagge über den Ocean, um sich drüben einen neuen Wirkungskreis zu schaffen. Die rastlose Fortentwickelung der Technik fand ergiebigen Boden in den weiten Kohlen- und Eisenbezirken des Deutschen Reiches, sie ließ Fabriken und Werkstätten in drängender Folge in den mächtig wachsenden Industriecentren sich erheben, sie zog aus den Reihen ländlicher Arbeiter, denen Ackerbau und Viehzucht nicht mehr genügende Beschäftigung und auskömmlichen Lohn gewährten, immer größere Scharen zu sich hinüber. Und mit der Zunahme der Produktion unserer heimischen Industrie hielt auch das Wachstum des Absatzgebietes gleichen Schritt; der deutsche Kaufmann, der rührig und unternehmungslustig früher unter fremder, heute unter deutscher Flagge hinauszog, eroberte sich durch Fleiß und Geschicklichkeit im Anpassungsvermögen an das Bedürfnis seiner überseeischen Abnehmer, durch Gediegenheit und angemessene Preislage seiner Ware bald den gebührenden Platz auf dem amerikanischen Markte wie auf den großen Handelsplätzen Asiens und Afrikas. Besonders in Nordamerika schuf die große Masse der Einwanderer deutscher Sprache ganze Städte und Gemeinden, die sich ihre Eigenart und die heimische Zunge treu bewahrten. Der Zug der Auswanderung aber und der mächtig fortschreitende Export deutscher Ware, gefertigt aus importierten fremdländischen Rohprodukten mannigfachster Art, förderten naturgemäß in gleichem Maße das Wachstum der jenem Zwecke dienenden deutschen Handelsmarine, welche heute, am Ausgange des Jahrhunderts, nach Zahl und Tonnengehalt die zweitgrößte der ganzen Welt darstellt — der Tüchtigkeit ihrer großen Oceandampfer nach aber selbst von der englischen unerreicht ist. Fahren doch heute unter deutscher Flagge neunzehn Dampfer von mehr als 10000 Tons, während England an solchen nur neun, Amerika nur vier besitzt — von sämtlichen anderen Nationen verfügt nicht eine einzige über ein Schiff von solcher Größe!

Der Wert unseres Generalseehandels beziffert sich heute auf ungefähr 10 Milliarden Mark, der Wert der deutschen Seehandelsschiffe an und für sich, d. h. ohne Ladung, beträgt etwa 400 Millionen, ihre Leistungsfähigkeit ist auf etwa 4 Millionen Tonnen zu veranschlagen, eine Ziffer, die das Vierfache derjenigen von 1871 beträgt. Die Zahl der Dampfer hat sich seit dem genannten Zeitraum nahezu verzehnfacht, über zwei Drittel davon gehören der Nordseeflotte als der hauptsächlich dem transoceanischen Verkehr dienenden, an. Im Verkehr der heimischen Häfen fallen heute etwa 55 Prozent der deutschen Flagge zu, während den gesamten fremden Flaggen nur noch 45 Prozent eignen, unter denen die englische mit 37 Prozent die zweitgrößte Bedeutung besitzt. Der gesamte Schiffsverkehr in deutschen Häfen ist von 13 Millionen Tons im Jahre 1871 auf etwa 30 Millionen gewachsen. Wie sehr der Handel Deutschlands in seiner Zunahme das Wachstum der Bevölkerung während des gleichen Zeitraumes überholt hat, zeigt sich am besten in der Thatsache, daß die Bevölkerung seit dem Jahre 1871 um 30 Prozent, der Außenhandel dagegen um 60 Prozent zugenommen hat. Die Höhe der Ziffer deutschen Kapitals, welches in ausländischen industriellen Unternehmungen, in Handelshäusern und Plantagenbesitz angelegt ist, läßt sich nicht ohne weiteres übersehen. An nachweisbaren Werten stecken allein in Afrika, Mittel- und Südamerika über 1½ Milliarden Mark: die finanzielle Wartung solcher Interessen führte

naturgemäß an vielen Stellen des Auslandes zur Gründung deutscher Bankinstitute, vorwiegend in Südamerika, neuerdings auch in starkem Maße in Ostasien. Nebenher gehen unzählige Handelsniederlassungen heimischer Firmen in fast allen außerdeutschen Ländern Hand in Hand mit der Errichtung von Faktoreien in den noch uncivilisierten Absatzgebieten des weiteren Auslandes.



Wilhelm II., Deutscher Kaiser, König von Preußen.

Wenn man schließlich die Beteiligung der hauptsächlichsten Handelsstaaten an dem gesamten Welthandel vergleichend betrachtet, so zeigt sich die erfreuliche Thatsache, daß Deutschland die stärkste Entwickelung des Handels aufzuweisen hat. Während Großbritannien im Jahre 1860 noch 25 Prozent des Welthandels in der Hand hatte, besitzt es heute nur noch 17 Prozent, Frankreich ist von 11 Prozent auf 8 Prozent gesunken, die Vereinigten Staaten von Nordamerika weisen eine geringe Steigerung von 9 Prozent auf 10 Prozent auf, Deutschland dagegen ist von 8 Prozent auf 12 Prozent Anteil am Welthandel gestiegen.

Die Steigerung des deutschen Handels hat aber doch auch ihre sehr ernsten Seiten, wenn man bedenkt, daß unter den Einfuhrartikeln das Getreide eine große Rolle spielt. Die geringe Zunahme des Ackerbaues auf heimischem Boden hat nicht entfernt standgehalten mit dem wachsenden Bedürfnis der gewaltig steigenden Bevölkerungsziffer. Die Folge dieses gesteigerten Brotbedarfs hat es mit sich gebracht, daß heute neben einer eigenen Produktion von nicht ganz 8 Millionen Tons des Inlandes eine Korneinfuhr von 2 Millionen Tons aus dem Auslande erforderlich ist: 20 Prozent unserer gesamten Bevölkerung sind somit schon in Friedenszeiten auf außerdeutsche Brotzufuhr angewiesen. In dieser Thatsache liegt der Schwerpunkt unserer Besorgnisse beim Hin-

blick auf den unverhältnismäßig geringen Schutz, den die kleine Kriegsmarine der außerordentlich großen Handelsmarine Deutschlands im Ernstfalle wird angedeihen lassen können. Denn man darf nicht vergessen, wie das oben erwähnte ungünstige Verhältnis sich im Kriegsfalle noch dadurch steigern wird, daß durch Einberufung fast aller brauchbaren Arbeitskräfte dem Ackerbau seine wertvollste und unentbehrlichste Stütze entzogen wird; Aussaat und Ernte werden sich demgemäß während eines Feldzuges ganz erheblich verringern müssen. Andererseits wird aber auch die Einfuhr von draußen mindestens ebenso bedenklichen Beschränkungen unterworfen werden. Auf erhebliche Hilfe aus den uns befreundeten Staaten, insbesondere dem kornreichen Balkan- und Donaugebiet, wird man sich nicht allzusehr verlassen können, denn in einem europäischen Kriege werden jene Staaten ihr Getreide selber brauchen; die großen Seethore aber, durch welche heute amerikanisches Korn uns zufließt, wird der seemächtige Gegner mit äußerster Energie uns zu sperren bemüht sein. Der Zugang zu unseren Nordseehäfen durch den Kanal oder um die Nordspitze Großbritanniens herum bedarf keines allzu großen Aufgebots von schnellen Kreuzern zu seiner Bewachung, und die kleinen neutralen Staaten Holland und Belgien dürften auch unter ihrer neutralen Flagge kaum im stande sein, für Deutschland bestimmtes Getreide unangefochten in der erforderlichen Menge über See einzuführen. Man kann vielmehr mit Sicherheit darauf rechnen, daß in künftigen Kriegen nicht nur Pulver, Waffen und militärische Ausrüstungsstücke aller Art, sondern in gleichem Maße auch Ernährungsmittel unter den Begriff der Contrebande fallen werden; ist doch schon Frankreich in seinen Feldzügen gegen China mit dem Reis, dem Hauptnahrungsmittel jenes Landes, in gleicher Weise verfahren. Gelingt es also unserem Gegner, uns an der verwundbarsten Stelle unseres heutigen wirtschaftlichen Daseins, d. h. in unserem Überseehandel, „effektiv“ von dem transatlantischen Verkehr abzuschneiden, so steht zu erwarten, daß eine Hungersnot selbst bei den glücklichsten Erfolgen der Landarmee uns zwingen könnte, mitten im Siegeslauf einen Frieden zu schließen, der uns nicht nur moralisch der Früchte unserer Waffenerfolge beraubte, sondern voraussichtlich unsere Flagge für lange Zeit von den Meeren verschwinden und unseren nationalen Wohlstand aufs tiefste sinken lassen würde.

Diese Betrachtungen lehren eindringlich, wie wichtig es ist, schon in Friedenszeiten für eine dem Umfange und der Bedeutung des Seehandels entsprechende Rüstung zur See zu sorgen. Gerade in dieser Beziehung, was den verhältnismäßigen Aufwand an Mitteln zum Schutze des Seehandels anlangt, steht Deutschland unter allen Großstaaten leider an letzter Stelle. Während England 3,5 Prozent seines Handelswertes zum Schutze desselben für die Marine ausgiebt, Frankreich zu gleichem Zwecke 5,2 Prozent, Italien 6,1 Prozent, die Vereinigten Staaten 6,5 Prozent und Rußland sogar 7,5 Prozent verwendet, beträgt der Schutzaufwand Deutschlands für seinen gewaltigen Seehandel nur 2,2 Prozent — selbst nach Inkrafttreten des neuen Flottengesetzes! Unsere Kreuzerflotte, welche im Jahre 1880 nach der Englands und Frankreichs die drittgrößte war, steht heute nur noch an fünfter Stelle, und die eigentliche Schlachtflotte ist von der dritten sogar auf die sechste Stelle gesunken!

Aber der alte Wahrspruch, Gott sende den Deutschen zur rechten Zeit den rechten Mann, sollte sich auch diesmal wieder bewahrheiten.

Früh, schon in jugendlichem Alter, hatte sich in dem Kaiser das Interesse für die See und alles, was mit ihr zusammenhing, geregt; die Liebe zum Wassersport, zum Rudern und Segeln lernte er auf den heimischen Gewässern der blauen Havelseen; mit der Kriegsmarine verband ihn tiefes Interesse seit der Einstellung seines jüngeren Bruders, des Prinzen Heinrich, in die Seeoffizierslaufbahn, und gemeinsam mit diesem konnte er zu wiederholten Malen den Dienst der Marine am Lande und auf hoher See aus eigener Anschauung kennen lernen. Gleich der erste Tagesbefehl, den der junge Herrscher nach seinem Regierungsantritt an die Marine richtete, wies darauf hin, wie warm sein Herz für dies jüngere Glied in dem Rüstzeuge unserer nationalen Verteidigung

schlug, und die Folgezeit erbrachte in einer Reihe froher und ernster Erinnerungstage wiederholt den Beweis, daß der kaiserliche Kriegsherr den Ausbau unserer maritimen Wehrfähigkeit als die ihm von der Geschichte gestellte Lebensaufgabe betrachte, wie die Ausgestaltung unserer Landarmee und die



Heinrich, Prinz von Preußen, Contre-Admiral.

Schärfung ihres Schwertes trotz alles Parteihaders jener politisch unklaren Zeit die Mission seines erlauchten Großvaters gewesen war. Wilhelm II. sieht jenseits der Grenzen des Jahrhunderts den Kampf um die Weltstellung des Deutschen Reiches voraus, das sich nicht mehr mit der errungenen Großmachtstellung unter den Völkern Europas begnügen darf, wenn es wirtschaftlich fortleben und an nationalem Vermögen erstarken will; wenn es die führende Rolle, die es auf technischem und kommerziellem Gebiete immer mehr erringt, in ihrem Fortbestande dadurch sichern will, daß es seine europäische Vormachtstellung ausgestaltet zu einer Weltmachtstellung, welche der jungen Flagge den gebührenden politischen Einfluß in allen überseeischen Fragen gewährleistet. Und die Erkenntnis, daß unsere wirtschaftliche Lage trotz des augenblicklich unleugbar großen materiellen Aufschwungs doch von Jahr zu Jahr für den Fall eines Krieges eine ungünstigere werde, wenn nicht das Vorhandensein einer starken Kriegsflotte jede Störung des Friedens unwahrscheinlich macht, hat den Kaiser folgerichtig dazu bewogen, mit eiserner Konsequenz seinem Ziele zuzusteuern.

zahlreiche Äußerungen offiziellen und privaten Charakters, persönlichste Bethätigung in dieser hochaktuellen Tagesfrage durch selbstgehaltene Vorträge oder Vorführung selbst entworfener Skizzen und graphischer Darstellungen beweisen schlagend, daß ihm der größte Anteil gebührt, wenn nach heißen parlamentarischen Kämpfen endlich für die Weiterentwickelung unserer Marine der schon längst notwendige gesetzliche Boden geschaffen wurde durch die Annahme eines Flottengesetzes, welches nicht nur den Ausbau eines ziffernmäßig abgegrenzten Bauprogramms, sondern vor allen Dingen den rechtzeitigen und regelmäßigen Ersatz der einzelnen Schiffe je nach Maßgabe ihrer dienstlichen Abnutzung wie auch ihres technischen Veraltens gesetzlich festlegt.

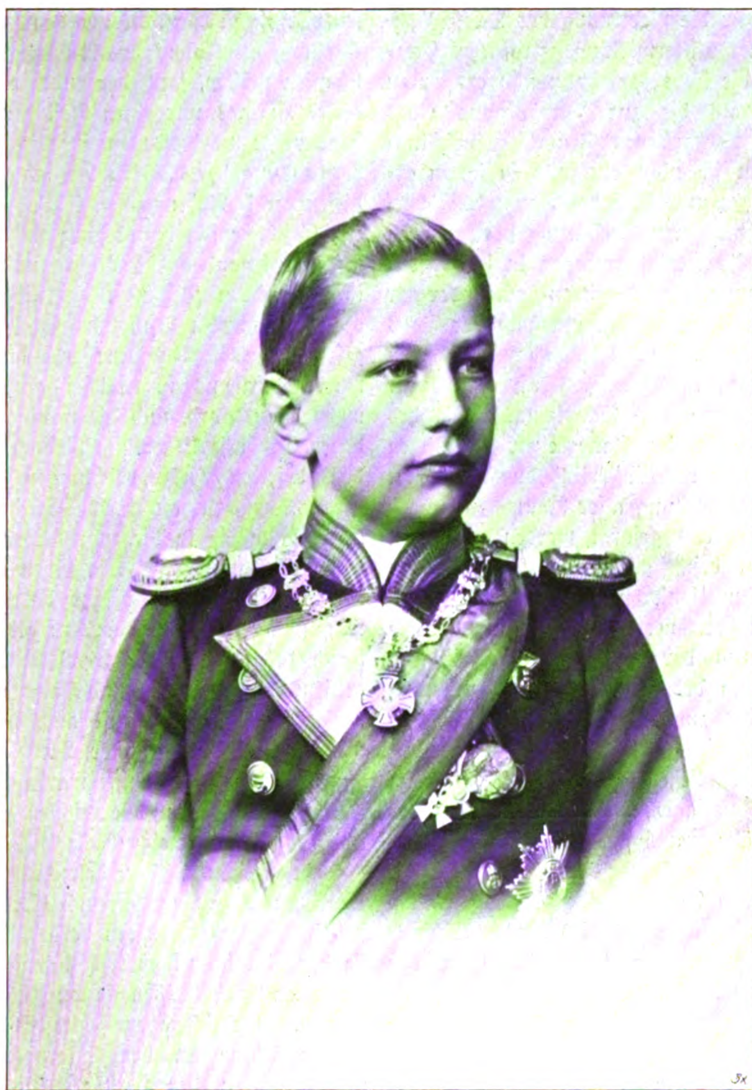
Neben den geschilderten nationalen und handelspolitischen Erwägungen hatten noch andere Faktoren dazu beigetragen, mit dem bisherigen System alljährlicher Etatsbewilligungen endgültig zu brechen. Diese Gründe lagen in dem Ausbau der fremden Kriegsmarinen, in der hierbei im Auslande gewonnenen Klärung technischer Fragen über die zweckmäßigste Konstruktion moderner Kriegsschiffstypen und in ihrer Erprobung im scharfen Feuer der chinesisch-japanischen Seeschlacht am Yaluflusse.

Das Kriegsmittel, welches, obschon in den meisten Marinen seit einer kürzeren oder längeren Reihe von Jahren heimisch, hier zum erstenmal in glänzender Weise seine Daseinsberechtigung darthun konnte, war das der Schnellfeuergeschütze. Die jüngeren Bauten fremder Marinen, besonders auch der neuentstandenen japanischen, hatten den Schnellladegeschützen mittleren Kalibers bereits hohe Bedeutung eingeräumt, welche sich schon äußerlich in eigenartiger Konstruktion der zu ihrer Aufstellung erforderlichen Decksaufbauten und in ihrer etagenweisen Anordnung charakteristisch ausprägt. Die technische Eigenheit solcher Geschütze mittleren und kleineren Kalibers, im Gegensatz zu den schweren Schiffsgeschützen während der immerhin kurzen Momente des Passiergefechtes eine größere Anzahl von Schüssen abgeben zu können, befähigt sie nicht nur zur Zerstörung feindlicher Decksaufbauten, ungenügend gepanzerter Geschützstände, nebst Kommando-, Steuer- und Signalelementen, sondern macht sie in erster Linie zu einer furchtbaren Waffe gegen die gefürchteten Torpedobootsangriffe.

Die Erfahrungen, welche in den drei größeren Seegefechten unseres Jahrzehntes, nämlich am Yaluflusse, bei Cavite und vor Santiago, gemacht worden sind, decken sich in den meisten Punkten und haben besonders den Beweis erbracht, daß die Konstruktionsprincipien unserer Neubauten durchaus richtige sind.

Eine nicht nur im Inlande, sondern insbesondere auch von französischen Fachleuten und Seeoffizieren viel erörterte Frage, ob nicht in den Panzerkreuzern das eigentliche Kriegsschiff der kommenden Zeit zu erblicken sei, hat gerade in diesen Kämpfen ihre erschöpfende Lösung gefunden. In der Seeschlacht am Yaluflusse haben nach dem Verlust der übrigen chinesischen Schiffe zwei beim Vulkan in Stettin aus deutschem Material erbaute Panzer von dem Typ unserer „Sachsen“-Klasse eine ganze Reihe von Stunden hindurch das Feuer von sieben modernen japanischen Kreuzern ausgehalten, und mit Erfolg: die Japaner waren schließlich, da sie trotz einer unverhältnismäßig hohen Aufwendung von Munition die chinesischen Panzer nicht zum Streichen der Flagge bringen konnten, gezwungen, das Gefecht abzubrechen und in See zu gehen. In der Seeschlacht bei Cavite kämpften gepanzerte Schiffe der Amerikaner gegen hölzerne oder nur teilweise geschützte spanische Schiffe. Vor Santiago standen sich moderne amerikanische Linienschiffe und ebenso moderne spanische Panzerkreuzer gegenüber. Der taktische Ausgang der beiden letzterwähnten Schlachten ist noch zu lebendig in aller Erinnerung, um einer erneuten Darstellung zu bedürfen: bei allen drei Gelegenheiten ist der Erfolg schließlich demjenigen Schiffstyp zugefallen, welcher den kräftigsten Panzerschutz besaß. Die oft ins Treffen geführte Schnelligkeit trat diesem Faktor gegenüber zurück. Und nicht nur die Wasserlinie bedarf eines ausreichenden Panzerschutzes in Gestalt eines Vertikalgürtels, sondern in gleicher Weise fordert die Erhaltung der offensiven Kraft des Schlachtschiffes, namentlich seiner Artillerie, ausgiebigsten Panzerschutz. Wenn auch natur-

gemäß ein solcher in erster Linie der schweren Artillerie wie bisher zu teil zu werden hat, so tritt nunmehr mit zunehmender Bedeutung der Schnellladegeschütze auch für diese die Forderung ausreichenden Schutzes hinzu, len des Schiffes und seiner Armierung führen. Endlich aber erscheint es im Hinblick auf die Gefahr, welche durch das Einschlagen eines feindlichen Geschosses in die Torpedoräume erwächst, durchaus geboten, solche nach



Adalbert, Prinz von Preußen, Leutnant zur See.

wenigstens gegen das Granatfeuer eines entsprechenden feindlichen Kalibers. Nicht weniger wichtig aber als der Schutz der artilleristischen Kampfmittel samt ihrer Bedienungen ist auch der der Gefechtsleitung des ganzen Schiffes nebst allen hierzu gehörigen maschinellen Anlagen, welche von dem Kommandoturm zu den einzelnen Tei- Möglichkeit unterhalb der Wasserlinie anzuordnen. Da, wo aus technischen Gründen Lancierrohre über Wasser, wie am Heck, nicht zu umgehen sind, wird der Gefahr der Explosion eines in das Rohr eingesetzten Torpedos durch möglichst spätes Aufsetzen der Pistole auf den Torpedokopf vorzubeugen sein.

Hinsichtlich der Verwendung von Holz für Decksbeplankungen und Innenbauten zeigen die Katastrophen auf den chinesischen Schiffen, daß dieses Material wegen seiner hohen Feuersgefahr überhaupt aus dem modernen Kriegsschiffsbau ausscheiden muß. Abgesehen von der für die Bedienung des Schiffes gefährlichen Splitterwirkung getroffener Holzteile ist die Feuersgefahr um so ernster zu nehmen, als die zur Bewältigung eines Brandes vorhandenen Feuerlöscheinrichtungen, wenn sie nicht ebenfalls in ihrem gesamten Netze unterhalb des Panzerdecks verlaufen, der sicheren Zerstörung preisgegeben sind. Größere Wassermengen in besonderen Gefäßen unter Deck bereit zu stellen oder gar eine dünne Wasserschicht oberhalb der Decks eintreten zu lassen, nützt nach praktischen Erfahrungen nur wenig. Daß endlich zur Gewährleistung der Schwimmfähigkeit des Schiffes selbst im Falle einer ernstlichen Verletzung in der Wasserlinie durch möglichst weitgehende Teilung aller Räume unterhalb des Panzerdecks gesorgt werden muß, hat sich erneut bestätigt; freilich kann auf ein sicheres Funktionieren des Schottensystems nur dann gerechnet werden, wenn sämtliche Wände trotz der dadurch herbeigeführten Erschwerung des inneren Dienstes undurchbrochen bis zum Panzerdeck hinaufgeführt werden. Daß alle Erfindungen zum selbstthätigen Schließen der Schottthüren im Ernstfalle versagen, dafür bieten zahlreiche Unglücksfälle traurigster Art, sogar bei größeren modernen Handelsdampfern, noch bis in die letzten Tage unwiderlegliche Beweise.

Mehr noch aber als dies für den Schiffsbau hochinteressante Ergebnis technischer Natur jener beiden letzten Kriege interessieren die aus ihnen zu ziehenden Folgerungen taktischer und organisatorischer Art. In dieser Beziehung ist besonders der spanisch-amerikanische Feldzug lehrreich.

Beide Staaten besaßen beim Ausbruch des Krieges eine Flotte; wenn auch die amerikanische Marine nach Zahl und Tüchtigkeit von vornherein die stärkere war, so ist die endgültige Niederlage der spanischen Flotte dennoch in erster Linie nicht auf diesen Umstand, sondern vielmehr darauf zurückzuführen, daß sie nicht **kriegsfertig** war. Wie weit diese Mißwirtschaft ging, ist erst nach dem Feldzuge im vollen Umfange bekannt geworden. Obwohl die Lage in Westindien schon seit langem keinen Zweifel darüber lassen konnte, daß Spanien nicht nur mit den Insurgenten um Kuba, sondern vielmehr mit der hinter ihnen stehenden nordamerikanischen Republik um den Preis seiner Stellung als Kolonialmacht überhaupt werde kämpfen müssen, fand der endliche Ausbruch dieses Krieges nur einen Teil der nach der Flottenliste vorhandenen spanischen Schiffe verwendungsbereit. Und wie sah es auch auf diesen aus! Auf manchen fehlten die schweren Geschütze überhaupt ganz und gar, auf anderen befanden sich Rohre und Lafetten in derartigem Zustande, daß sie gar nicht oder doch nur in bestimmten Stellungen abgefeuert werden durften; auf den meisten waren durchaus unzureichende Munitionsmengen an Bord, und die wenigen vorhandenen Geschosse ließen sich vielfach weder mit den defekten Heißvorrichtungen aus den Granatkammern an Deck befördern, noch ordnungsmäßig in die zugehörigen Geschützrohre einführen! Die Maschinen und Kessel waren fast nirgends bisher durch spanische Mannschaften bedient worden: als mit Ausbruch des Krieges die fremdländischen Ingenieure, Maschinisten und Heizer austraten, versagte der Schiffsdienst auch nach dieser Richtung in bedenklichster Weise. Die im Dienst gehaltenen Schiffe waren seit langer Zeit nicht gedockt und erreichten demzufolge nicht entfernt ihre eigentliche Geschwindigkeit — ein Umstand, der besonders bei dem kläglichen Durchbruchsversuch Cerveras den spanischen Panzerkreuzern verderblich wurde, da die feindlichen schweren Linienschiffe unter normalen Verhältnissen sie kaum hätten jagen können. Endlich aber fehlte es der spanischen Flotte an dem allernotwendigsten Existenzmittel: der **Kohle**. In neutralen Häfen dürfen nach dem internationalen Recht während der Dauer der Feindseligkeiten Kohlenergänzungen nur in beschränktem Maße und nach bestimmten Regeln stattfinden; entfernt sich somit eine Flotte weiter von den heimatlichen Häfen, als es ihr durch das Fassungsvermögen ihrer Bunker bedingter Aktionsradius gestattet, so ist sie zur Ergänzung ihrer Kohlenvorräte entweder auf eigene, schon in Friedenszeiten angelegte



Am Steuer S. M. S. „Mars“.

und befestigte Kohlenstationen draußen oder aber auf die Mitführung besonderer Kohlendampfer angewiesen. Daß eine große Schlachtflotte nicht mehr der Mitführung einer ganzen Anzahl von Specialschiffen, die nicht für den Kampf bestimmt sind, entraten kann, hat der letzte Krieg ebenfalls gezeigt. Der Troß einer auf weitere Unternehmungen hinausgehenden Flotte wird nicht nur Kohlenschiffe für die Feuer, sondern auch Destillierschiffe für die modernen Wasserrohrkessel enthalten müssen; zur Aufnahme von

Verwundeten werden besondere Hospitalschiffe erforderlich, und die technischen Verletzungen der Schiffe selbst und ihrer vielfachen Mechanismen können nur dann auf schnelle provisorische Wiederinstandsetzung rechnen, wenn ihnen die Hilfe besonderer Werkstattschiffe zu teil wird. Daß endlich auch an den Nachschub von Munition und Verpflegung durch besondere Fahrzeuge gedacht werden muß, versteht sich von selbst.

Alle diese Hilfsmittel moderner Seekriegführung, deren Schwierigkeit mit der Verlegung des Kriegsschauplatzes in einen anderen Weltteil naturgemäß erheblich zunimmt, fehlten den Spaniern vollständig. Die wenigen von ihnen für solche Zwecke angekauften Handelsdampfer wurden dank der Lässigkeit und Kopflosigkeit ihrer ganzen Verwaltung überhaupt nicht mehr rechtzeitig in stand gesetzt, während die Nordamerikaner eine verhältnismäßig große Zahl solcher Hilfsfahrzeuge einstellten und im Verlauf der Operationen aus ihrem Besitz großen Nutzen zogen.

In operativer Hinsicht endlich haben die drei alten Grundsätze aller Kriegführung zu Lande und zur See lediglich von neuem ihre Wahrheit erwiesen: 1) Energische Offensive gegen den Hauptteil der feindlichen Kräfte, ohne sich von diesem Ziel durch billige Nebenerfolge abwendig machen zu lassen; 2) Konzentration aller irgendwie verfügbaren Kräfte für diesen Hauptzweck und Zusammenhalten derselben ohne jede Zersplitterung; 3) Ausnutzung der gewonnenen Überlegenheit durch rücksichtslose Verfolgung mit den letzten noch irgend verfügbaren Mitteln, um ein Entkommen von Teilen der feindlichen Streitkräfte zur Retablierung auf ihrer heimatlichen Basis auszuschließen.

Die fehlerhaften strategischen Maßnahmen der spanischen Kriegsleitung, wenn man von einer solchen überhaupt sprechen darf, haben sich bitter gerächt; daß sie auch taktisch von vornherein überall unterliegend in die Entscheidung eintrat, wurde bereits erwähnt. Unwiderleglich geht aus allem hervor, daß nur das Linienschiff mit kräftiger moderner Artillerie und starker Panzerung in allen vitalen Teilen den einzig und allein entscheidenden Faktor in der Schlacht bildet. Verbunden aber mit möglichster technischer Vollkommenheit desselben muß der höchste nur erreichbare Ausbildungsgrad seiner Besatzung sein; je geringer an und für sich die Seemacht eines Staates ist, um so mehr hat sie die Pflicht, ihren numerischen Mangel durch möglichste Vollkommenheit ihrer wenigen Kriegswerkzeuge und möglichst vollendete Handhabung derselben zu ersetzen. Nur durch weitgehende Indiensthaltungen eines so großen Teiles der gesamten Seestreitkräfte, als es die vorhandenen Mittel irgendwie gestatten, und durch unablässige sorgsamste Schulung des artilleristischen und technischen Personals in eiserner Disciplin kann es erreicht werden, daß eine kleine Seemacht, wie die deutsche, zu einem politischen Faktor heranwächst, mit welchem auch Seemächte ersten Ranges ernstlich zu rechnen gezwungen sind.

Sehen wir nun, in welcher Weise das neue deutsche Flottengesetz von 1898 seiner Aufgabe gerecht wird.

Die Aufgaben unserer Flotte sind heute noch fast dieselben, wie sie vor fünfundzwanzig Jahren in dem alten Flotten-Gründungsplan Stoschs aufgezählt wurden, nur daß zu jenen drei Punkten heute der Schutz unserer Kolonien als vierter hinzutritt. Im einzelnen freilich ist der Rahmen ihrer Aufgaben gegen jene Zeit ganz erheblich gewachsen; daß der schon damals in erster Linie geforderte Schutz unseres Seehandels gemäß seiner oben skizzierten gewaltigen Entwickelung während des verflossenen Vierteljahrhunderts wesentlich höhere Anforderungen an unsere Kreuzerflotte stellt, leuchtet ohne weiteres ein. Aber der ziffernmäßig erheblich erhöhte Bedarf an solchen Auslandskreuzern erheischt in folgerichtiger Konsequenz auch das Vorhandensein einer entsprechend stärkeren, heimischen Schlachtflotte, deren Existenz erst jenen detachierten leichten Streitkräften den moralischen Rückhalt für eine energische Interessenvertretung im Auslande gewährt. Unsere eingangs geschilderte, im Laufe des letzten Jahrzehnts eingetretene Abhängigkeit vom Auslande hinsichtlich der Korneinfuhr gestaltet diese erste Aufgabe unserer Marine aber noch zu einer wesentlich schwierigeren, denn sie verlangt von ihr gebieterisch die Freihaltung jener Zufuhr-

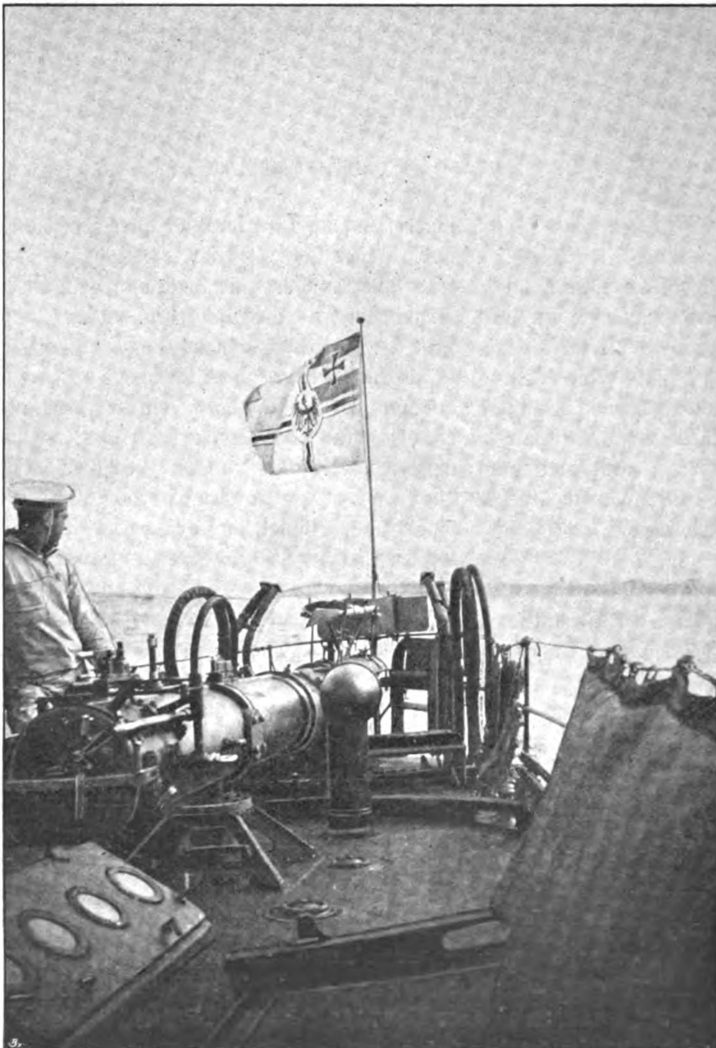


Offiziersmesse.

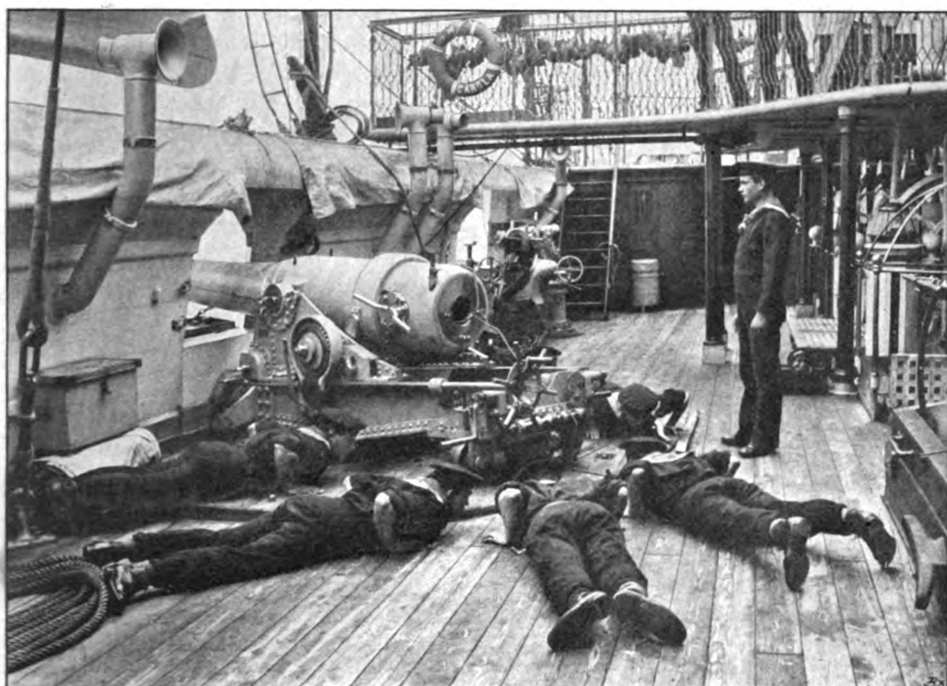
straßen über See, auf welche unsere wirtschaftliche Lebensfähigkeit begründet ist. So bildet bereits dieser erste Punkt im wesentlichen eine Machtfrage, und seine Lösung hängt einzig und allein davon ab, ob unsere Flotte die nötige Stärke besitzt, um unserem für die Volksernährung und damit auch für die Kriegsführung zu Lande unentbehrlichen Seehandel den nötigen Schutz zu gewähren.

Die zweite Aufgabe unserer Flotte ist nach wie vor die Verteidigung der heimatlichen Küsten. Der Umstand, daß in den letzten drei Kriegen, besonders in dem französischen Feldzuge, auch ohne die Existenz einer entsprechend starken Flotte keine einzige feindliche Unternehmung größeren Stils gegen unsere Seegrenzen zur Ausführung gekommen ist, hat vielfach zu der falschen Voraussetzung geführt, als sei dieser Umstand den nautischen Verhältnissen unserer Küsten zu danken. In weiten Kreisen war und ist man noch heute der Ansicht, daß eine gut organisierte lokale Küstenverteidigung, unterstützt durch entsprechend befestigte Anlagen und die beweglichen Kräfte einiger Küstenpanzer und Torpedoboote vollständig ausreichen würde, um nach Entfernung aller Seezeichen und Feuer eine Brandschatzung unserer Küstenplätze oder eine Landung feindlicher Truppenmassen auszuschließen. Man übersieht hierbei jedoch gänzlich, daß unsere zukünftigen Gegner ihrer Aufgabe in ganz anderer Weise gewachsen sein werden, als es die französische Flotte 1870 war, welche ohne jede Kenntnis unserer Gewässer, ohne das erforderliche Kartenmaterial, zum Teil sogar nicht einmal im Besitze der notwendigsten artilleristischen Ausrüstung in See ging, angesichts unserer Küste auf Grund sich widersprechender Direktiven der obersten Kriegsleitung ziellos ihre Zeit vergeudete, um endlich unter dem niederschmetternden Eindruck der sich jagenden Niederlagen der französischen Landarmee thatenlos in die Heimatshäfen zurückbeordert zu werden. Alle diese Verhältnisse haben sich seitdem gewaltig geändert; russische sowohl wie französische Geschwader können von ihren nächsten Kriegshäfen binnen vierundzwanzig Stunden vor dem benachbarten deutschen Küstengebiet erscheinen, und weder eine örtlich feste, noch im oben erwähnten Sinne bewegliche Küstenverteidigung vermag sie zu hindern, mit ihren zehn Kilometer weit tragenden Schiffsgeschützen die blühenden deutschen Handels-

städte an der Nord- und Ostsee in rauchende Schutthaufen zu verwandeln. Daß unsere Gegner sich auf das ernsthafteste mit solchen Plänen beschäftigen, dafür haben wir in den Auslassungen des Admirals Aube überzeugende Beweise. Aber nicht nur Flottenunternehmungen gegen Küstenstädte stehen uns bevor, sondern wir können auch mit derselben Bestimmtheit erwarten, daß unsere Gegner den Besitz ihrer Reedereien an großen, modernen Oceandampfern auf Grund genau festgelegter Friedensvorbereitungen für Truppentransporte größten Stils gegen die deutsche Nordfront ausnutzen werden. Und selbst wenn solche nicht direkt an der deutschen Küste ins Werk gesetzt werden sollten, so steht ihnen hierfür in politisch günstiger Lage das dänische Jütland zur Verfügung, von woher eine Invasion seit der Erbauung des Kaiser-Wilhelm-Kanals doppelt unangenehm empfunden werden müßte. Die Bereitstellung einiger Divisionen zum Schutze unserer Küsten aber würde nicht nur bei einem Kriege nach zwei Fronten unserem Feldheer bedeutende Kräfte entziehen, sondern auch trotz der günstigen Anlage unserer Küstenbahnen kaum die Gewähr rechtzeitigen Auftretens an dem bedrohten Punkte bieten. Das außerordentlich große Truppenfassungsvermögen moderner Seedampfer in Verbindung mit ihrer Schnelligkeit gestattet ihnen überraschende Massenausladungen an Orten, welche die Küsten-Schutztruppen mit der Eisenbahn in gleicher Zeit und in gleicher Zahl schwerlich erreichen. Vermögen doch zum Beispiel vier Postdampfer vom Typ der „Barbarossa“-Klasse des Norddeutschen Lloyd oder der „P“-Klasse der Hamburg-Amerika-Linie eine vollständige mobile Division mit einer Geschwindigkeit von 26 km in der Stunde zu befördern!


Schwenkbares Lancierrohr an Deck eines Torpedobootes.

Solche Truppenlandungen größeren Stils sind für den Gegner aber erst dann ausführbar, wenn es ihm gelungen ist, unsere eigene Schlachtflotte zu schlagen oder doch in ihren



Deckung im feindlichen Feuer beim Passiergefecht.

Häfen zu blockieren; solange unsere Panzerflotte noch ganz oder mit Teilen ihre Bewegungsfreiheit in den heimischen Meeren besitzt, wird selbst ein mit erheblicher Überlegenheit auftretender Gegner kaum den Versuch wagen, eine große Flotte von Transportdampfern, ausgerüstet mit den wertvollsten Mitteln für die Kriegsführung zu Lande, zur See aber vollständig wehrlos, der Gefahr der Vernichtung durch feindliche Kriegsschiffe preiszugeben. Ehe nicht der Gegner durch entscheidende Niederkämpfung unserer Seestreitkräfte die Herrschaft über unsere Meere sich errungen, ist die Blockade keine effektive; seine oberste Kriegsleitung wird vor Beginn etwa geplanter Operationen gegen unsere Nordflanke unbedingt die möglichst rasche Vernichtung unserer kleinen Hochseeflotte als erstes Ziel mit allen Mitteln anstreben.

So bleibt denn unbestritten auch in dem engeren Rahmen der Küstenverteidigung an und für sich wiederum eine möglichst starke und jederzeit verwendungsbereite Flotte moderner Linienschiffe der wichtigste und schließlich allein entscheidende Faktor. Da natürlich eine solche bewegliche Küstenverteidigung auch heute, nach der Vollendung des Kaiser-Wilhelm-Kanals, nicht ohne weiteres im stande sein wird, an allen bedrohten Punkten rechtzeitig zu erscheinen, so müssen diejenigen Punkte der Küste, welche strategisch und kommerziell besondere Bedeutung besitzen, in stand gesetzt werden, mit eigenen lokalen Verteidigungsmitteln den Gegner so lange aufzuhalten, bis die Schlachtflotte die Entscheidung herbeiführen kann. In erster Linie kommen hierfür sechs Punkte in Betracht: die drei Kriegshäfen Danzig, Kiel und Wilhelmshaven, die Mündungen der Elbe und Weser und endlich Helgoland. Besonders die vier letzten, in dem südöstlichen einspringenden Winkel der Nordsee verhältnismäßig nahe beieinander gelegen, werden zweifellos von vornherein den Hauptteil der feindlichen Kräfte vor sich erscheinen sehen, und der ebenfalls in den genannten Schutzrayon einmündende Nord-Ostsee-Kanal gestaltet diesen Teil unseres Küstengebietes zu einem für den Gegner höchst erstrebenswerten Besitz. Daß aber die Anlage auch der modernsten Küstenbefestigungswerke im Verein mit Sperren der verschiedensten Art, kleineren Küsten-Panzerfahrzeugen und leich-

ten Torpedobooten, niemals imstande sein wird, einer energisch angesetzten Forcierung auf längere Zeit hinaus zu widerstehen, dafür haben praktische Friedensversuche, welche in den letzten Jahren bei allen größeren Seemächten in kriegsmäßiger Weise durchgeführt sind, unwiderlegliche Beweise erbracht. Ein Tag, wie der von Eckernförde, wird nicht wiederkehren; die einem modernen Linienschiffe innewohnenden Kampfmittel befähigen es in überlegener Weise zu artilleristischer Fernwirkung gegen die festliegenden Küstenforts, während es selbst jenen nur ein verhältnismäßig kleines und bewegliches Ziel bietet. Stützpunkte zur Ruhe und zum Übernehmen von Kohlen (Abbild. S. 199), Wasser und sonstigen Kriegsbedürfnissen aus den mitgeführten Troßfahrzeugen bieten sich in der Nordsee an den friesischen Inseln oder in der Nähe der jütländischen Küste, in der Ostsee an zahlreichen Punkten der deutschen Küste selbst, sowie unter dem Schutz der dänischen Inseln in genügender Anzahl. Wenn wir nicht beim Ausbruch des Krieges über eine Kampfflotte verfügen, welche in sich selbst stark genug ist, dem für je eines der beiden deutschen Meere bestimmten Teile der gegnerischen Flotte eine Schlacht anbieten zu können, dann ist es lediglich eine Frage der Zeit, wann aus der Blockade unserer Küsten dem Gegner auch der Besitz der wichtigsten, noch so gut befestigten Küstenpunkte zufällt.

Die dritte Aufgabe unserer Marine, die Entwickelung ihres eigenen Offensivvermögens, erwächst nun unmittelbar aus der eben geschilderten zweiten. Der ihr zu Grunde liegende Gedanke ist ebenso alt wie der Flottengedanke selbst; schon in den Bauplänen der sechziger und siebziger Jahre wurde von leitender Stelle sowohl wie in den Parlamenten in klarer Weise betont, daß der altpreußische bewährte Geist eigener Initiative, der in allen Kriegen zum Ausdruck gekommene Angriffsgedanke auch in unserer kommenden Kriegführung zur See den gebührenden Platz finden müsse. Hinsichtlich unserer Kriegführung zu Lande ist es jedem Deutschen in Fleisch und Blut übergegangen, daß die beste Verteidigung immer und überall der Hieb bleibt: und wenn die Vorbereitungen unserer Heeresleitung zum möglichst frühen Hinübertragen des Krieges in Feindesland hinein überall als ganz selbstverständlich und das einzig Richtige betrachtet worden sind, so sollte folgerichtig auch bei dem Ausbau unserer Flotte die Entwickelung ihres Angriffsvermögens den maßgebenden Gesichtspunkt bilden.

Es ist nicht zu verkennen, daß fast zwei Jahrhunderte lang der Blick unseres Volkes von der See abgewandt war; daß nicht nur mangelnde Kenntnis der See selbst und ihrer Bedeutung als der breitesten Handels- und Heerstraße überhaupt, sondern auch das Fehlen eines großen Seekrieges zwischen europäischen Großmächten seit den Tagen Napoleons und Nelsons dazu beigetragen haben, der Neubelebung einer zeitgemäßen und energischen Marine-Politik ernstliche Schwierigkeiten zu schaffen.

Es muß als ein nicht nur wünschenswertes, sondern durchaus erreichbares Ziel im Auge behalten werden, daß der Ausbruch des nächsten Krieges unsere Flotte in einer Verfassung antrifft, welche ihr gestattet, unverzüglich, gleich in den ersten Tagen nach ausgesprochener Mobilmachung, in der nötigen Stärke und Zusammensetzung ausgerüstet ihre Heimatsbasis verlassen zu können, um den Angriff, ehe noch der Gegner an unsere Küsten herankommen kann, über See an seine Thore zu tragen. Umfassende Friedensvorbereitungen, wie sie in ihrer hohen Bedeutung für eine rasch einsetzende Aktion im ersten Beginn der Feindseligkeiten zu Lande längst erkannt und gewürdigt werden, dürften auch unsere Geschwader befähigen, in ähnlicher Weise möglichst schnell in die Kriegsformation übergehen und die erforderlichen Ausrüstungs- und Auffüllungsarbeiten in so kurzer Frist beendigen zu können, daß ihr überraschendes Auftreten westwärts von Wilhelmshaven oder ostwärts von Kiel und Danzig den vielleicht noch nicht fertigen Gegner zwingt, sich angesichts seiner eigenen Heimatshäfen und unter dem ungeheuren moralischen Eindruck einer solchen kaum erwarteten deutschen Offensive schlagen zu müssen.

Nach welcher Richtung hin und gegen wen einst unsere Flotte diesen ersten Stoß über See wird führen müssen, das steht dahin; mehr und mehr schwinden mit dem Ablauf



Kohlenübernahme auf S. M. S. „Kurfürst Friedrich Wilhelm“.

des Jahrhunderts die alten nationalen Gegensätze zwischen den europäischen Festlandsmächten, und die großen wirtschaftlichen Wettkämpfe der kommenden Zeit lassen schon heute erkennen, daß es höchst reale Güter sein werden, die den Preis künftiger Existenzkämpfe großer Welthandels-Nationen bilden müssen.

Es ist nicht anzunehmen, daß ein solcher Kampf uns ohne Bundesgenossen treffen

wird; alte Gegensätze werden mehr und mehr zu Grabe getragen, und in immer weiteren Kreisen bricht sich auch jenseit der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle die Erkenntnis Bahn, daß Deutschland, der bei weitem am mächtigsten emporblühende Handels- und Industriestaat der Gegenwart, auch in der Zukunft berufen sein wird, an der Spitze des gesamten festeuropäischen Anteils am Welthandel sich auszuwachsen zum ernstesten Wettbewerber um das früher unbestritten englische Seemonopol. Aber ein Zusammenschluß der europäischen Festlandsmächte auf der Basis einer großen Zollunion wird erst dann aus einem kommerziellen zu einem politischen Machtfaktor ersten Ranges, wenn dieser Bund auch in seiner kriegerischen Rüstung zur See mächtig genug dasteht, um jeden Eingriff oder unberechtigten Anspruch von anderer Seite her erfolgreich zurückweisen zu können.

Der größte und furchtbarste Feind, den England je besessen, Napoleon, hat schon versucht, einen ähnlichen Gedanken zu verwirklichen: daß er nicht zur That wurde, lag lediglich daran, daß seiner mächtigen Faust, die das Schwert so unwiderstehlich zu führen verstand, der scharfe Dreizack Neptuns fehlte.

Daß das Imperium der angelsächsischen Rasse auf den Oceanen kampflos gebrochen wird, ist kaum zu hoffen; man hat jenseit des Kanals die Annäherung der Kontinentalmächte mit einem Appell an die blutsverwandte nordamerikanische Republik beantwortet, und es ist nicht zu bezweifeln, daß letztere in ihrer neuesten Entwickelungsphase einen Faktor bildet, dem rasches Wachstum und aufmerksamste Beachtung diesseit und jenseit der Meere überall sicher ist.

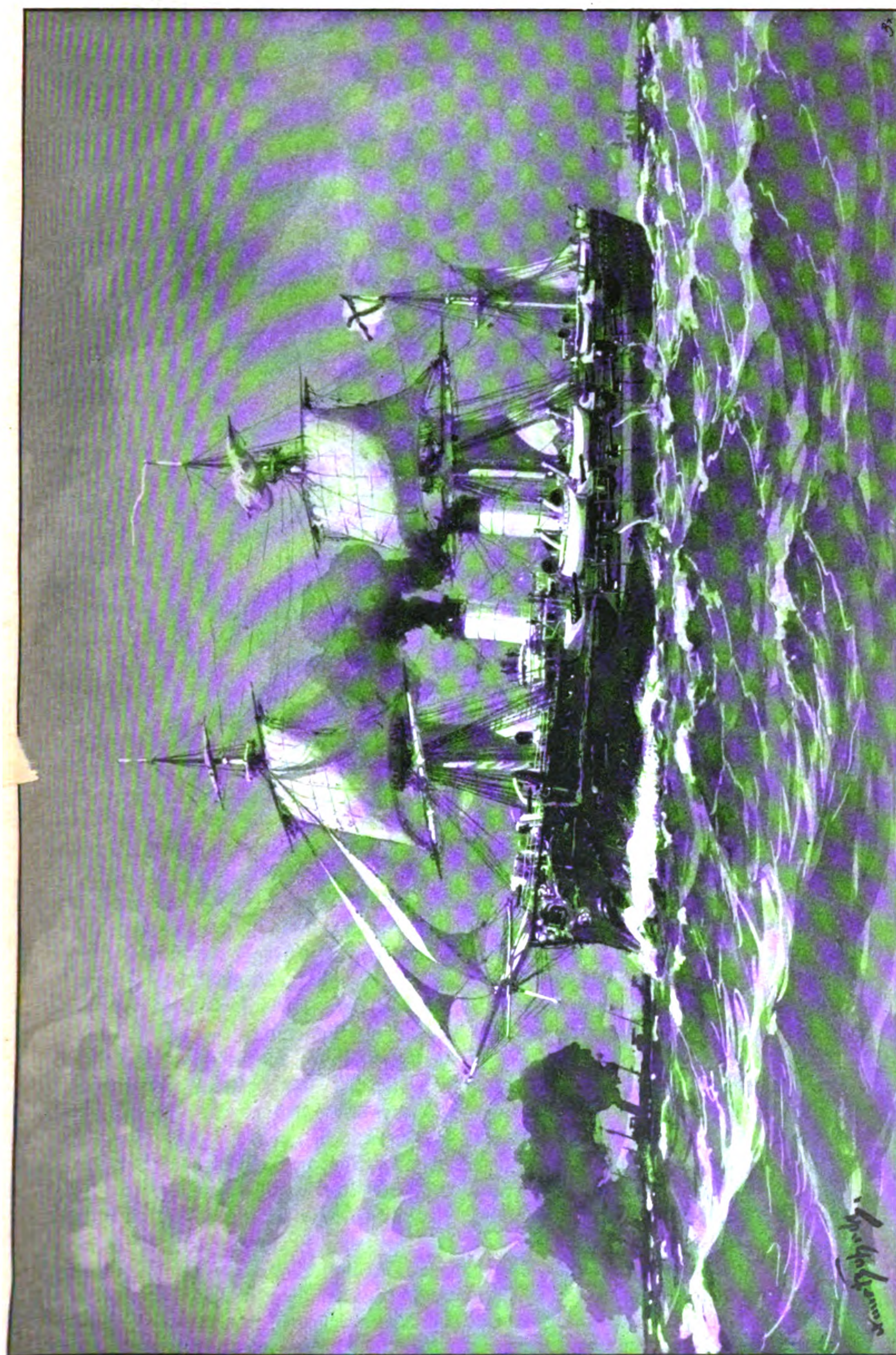
Noch ein dritter Teilnehmer aber erwächst dem englisch-amerikanischen Bündnis im fernen Osten: das Inselreich des Mikado, welches zielbewußt und energisch, ohne jede Rücksicht auf die gewaltige Höhe der Kosten seiner Rüstung, sich nach der Schöpfung einer nach preußischem Muster organisierten trefflichen Landarmee nunmehr eine Kriegsflotte erbaut, die durch ihren Bestand an ausnahmslos modernen Schlachtschiffen allererster Größe, Bewaffnung und Panzerung schon heute gegenüber allen bei der Aufteilung Chinas beteiligten Mächten die uneingestandene, aber thatsächliche Suprematie besitzt.

Und so kommen wir aus der Betrachtung der offensiven Zukunftsaufgabe unserer Flotte von selbst auf ihre vierte und neueste Aufgabe: den Schutz der überseeischen Besitzungen des Deutschen Reiches.

Wie schon bei der Besprechung des Schutzes, den unser Seehandel und unsere Kauffahrteiflotte erheischt, ausgeführt wurde, tritt auch in dem Rahmen dieser Auslandsthätigkeit unserer Marine mehr und mehr das Bedürfnis hervor, außer einem Bestande moderner großer und kampffähiger Kreuzer solchen Aktionen durch Beigabe einzelner Linienschiffe selbst den erforderlichen Nachdruck zu verleihen. Wenn auch politische Reibungen in den überseeischen Gebieten niemals endgültig durch die dort stationierten Schiffe und Schutztruppen entschieden werden, sondern in allen ernsteren Fällen der Besitz eines Kolonialreiches und eines blühenden Seehandels lediglich und allein von der großen Entscheidung auf dem eigentlichen Haupt-Kriegsschauplatz in der Heimat abhängig bleibt, so wird man dennoch auf den hauptsächlichsten Brennpunkten unserer Überseepolitik in einem größeren Kreuzergeschwader der Anwesenheit einiger für den Kampf befähigten Panzerschiffe nicht entraten können, deren jedesmalige Hinaussendung bei Verwickelungen mit überseeischen Staaten von den Heimatshäfen aus zu zeitraubend und kostspielig wäre.

Während nun der Flottengründungsplan von 1873 eine Zahl von vierzehn Linienschiffen als Mindestmaß dessen bezeichnete, was das Deutsche Reich zur Wahrung seiner Stellung gegenüber den damaligen Flotten anderer Staaten brauchte, wurde in dem neuen Flottengesetz von 1898 ein Mehr von fünf weiteren Linienschiffen, also neunzehn im ganzen verlangt. Diese Zahl neunzehn setzt sich zusammen aus einem Flotten-Flaggschiff, sechzehn Geschwader-Panzern, nämlich vier Divisionen zu je vier Schiffen, und endlich zwei Schiffen als Material-Reserve.

Langjährige eingehende Versuche taktischer Art haben zur vorläufigen Festlegung dieser Zahlen geführt, ein Hinuntergehen beispielsweise auf eine geringere Schiffszahl innerhalb der einzelnen Divisionen — etwa drei nach



Russischer Panzerkreuzer „Rjurik" geht von Kronstadt nach Ostasien in See.

französischem Muster — würde nach fachmännischen Erfahrungen den Gefechtswert der Flotte ganz erheblich verringern; eine Vergrößerung der Zahl aber würde einheitliche Leitung der zum Gefecht rangierten Schlachtflotte von einer Stelle aus unmöglich machen.

Man darf nicht außer acht lassen, daß sich in der so zusammengesetzten Flotte im Jahre 1903 noch fünf Panzerschiffe befinden werden, welche keineswegs als vollwertige Linienschiffe angesehen werden können. Es sind dies die vier Fahrzeuge der „Sachsen"-Klasse, welche bis zu diesem Zeitraum bereits das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreichen, und die kleine, nur minderwertigen Gegnern gewachsene „Oldenburg". Man kann wohl mit Recht voraussetzen, daß die in den zwei darauf folgenden Jahren für diese Schiffe auf Stapel zu setzenden Ersatzbauten große moderne Linienschiffe sein werden, von mindestens gleichem Gefechtswert wie die jetzt im Bau befindlichen „Kaiserschiffe".

Die gesetzliche Bemessung der Lebensdauer der einzelnen Schiffsklassen überhaupt, und zwar mit fünfundzwanzig Jahren für Linien- und Küstenpanzer, zwanzig Jahren für große und fünfzehn Jahren für kleine Kreuzer, bildet ein sehr wesentliches und für die Erhaltung des gefechtsfähigen Sollbestandes der Flotte außerordentlich wichtiges Moment.

Dieser Schlachtflotte von neunzehn Linienschiffen erwächst alsdann für Kämpfe in dem Bereich unserer heimischen Meere noch eine gewisse Unterstützung in den acht früher geschilderten Küstenpanzern der „Siegfried"-Klasse, zumal wenn letztere durch den beabsichtigten Umbau in den Stand gesetzt sein wird, mit ihren Kohlenvorräten längere Zeit hindurch die See zu halten.

Der Bestand der Kreuzerflotte, welcher 1873 auf dreiundvierzig Schiffe, Kreuzer und Avisos zusammengerechnet, normiert war, soll nach dem neuen Gesetz leider nur zweiundvierzig Schiffe erreichen, von denen zwanzig die Auslands-Kreuzerflotte bilden, während die übrigen zweiundzwanzig den Aufklärungs- und Sicherungsdienst bei der Schlachtflotte versehen werden.

Die Gesamtzahl der vorgesehenen zweiundvierzig Kreuzer soll sich zusammensetzen aus zwölf großen und aus dreißig kleinen Kreuzern, erstere als gepanzerte und kampffähige, letztere als geschützte und zu besonders hoher Fahrtleistung befähigte Schiffe konstruiert.

Betrachten wir nunmehr die für die Durchführung des neuen Flottenplanes gewählten Schiffstypen etwas eingehender.

Nach der Vollendung unserer bisher stärksten Schlachtschiffe, der „Brandenburg"-Klasse, war bekanntlich eine Reihe von Jahren hindurch kein erstklassiger großer Panzer bei uns auf Stapel gesetzt. Aus den inzwischen in anderen Marinen zur Ausführung gelangten neuen Typen und aus der Anpassung an die besonderen Verhältnisse, sowohl unserer Werften, wie auch unserer Küsten und Häfen, entstand endlich der im folgenden zu skizzierende neue Typ eines modernen deutschen Linienschiffes, von dem man ohne Überhebung behaupten darf, daß ihm offensive und defensive Kampfmittel solcher Zahl und Stärke zu eigen sind, wie kaum irgend welchen auswärtigen Kriegsschiffbauten derselben Größe und Art.

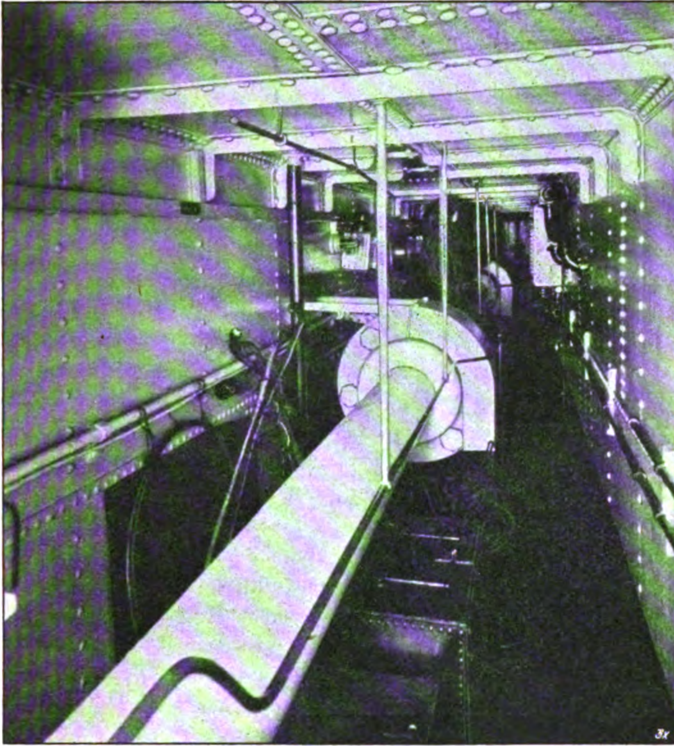
Die der Konstruktion dieser neuen deutschen Kriegsschiffe zu Grunde zu legenden Größenabmessungen waren durch die Abmessungen der vorhandenen Docks ebenso sehr beeinflußt, wie durch die innezuhaltende Forderung, daß ein mittlerer Tiefgang von nicht ganz 8 m dabei nicht überschritten werden dürfe. So entstand ein Schiffskörper, welcher bei einer Länge von 115 m, 20,4 m Breite und 7,85 m Tiefgang ein Deplacement von 11130 Tons besitzt.

Als erstes Fahrzeug dieser Klasse lief am 1. Juli 1896 das Linienschiff „Kaiser Friedrich III." nach nur sechzehnmonatiger Bauzeit auf der Kaiserlichen Werft zu Wilhelmshaven ab. 1897 folgte „Kaiser Wilhelm II.", im Frühjahr 1899 „Kaiser Wilhelm der Große", denen sich am 18. Oktober 1899 ein vierter Panzer, auf der Werft von Blohm u. Voß in Hamburg, auf Stapel anschließen wird, so daß damit die erste Division gleichartiger Schiffe des neuen Kaisertyps vollzählig ist.

Das Baumaterial dieser Schiffe ist bester deutscher Stahl; seine Panzerung besteht aus dem berühmten, in seiner Widerstandsfähigkeit bisher unerreichten Kruppschen Spe-

cialstahl. Der Panzergürtel umläuft vier Fünftel der Schiffslänge von vorn, besitzt 2 m Breite und eine Dicke von 30 cm, die sich nach den Schiffsenden auf die Hälfte verjüngt. Der kurze Hinterteil des Schiffes ist nur durch ein starkes gewölbtes Panzerdeck von 7,5 cm Dicke geschützt. Das Panzerdeck des übrigen Schiffskörpers besitzt eine Stärke von 6,5 cm und stützt sich auf die Oberkante der Gürtelpanzerung. Hierzu kommt schließlich noch ein besonderes Splitterdeck von 20 mm.

Die Armierung der „Kaiser"-Klasse zeigt große Unterschiede und Fortschritte gegenüber früheren Bauten; sie setzt sich zum erstenmal, sowohl in unserer wie überhaupt in allen Marinen, lediglich aus Schnellfeuergeschützen zusammen, sogar bei der schweren Artillerie. Diese besteht aus vier 24 cm-Geschützen in zwei gepanzerten Drehtürmen, welche über der Kiellinie des Schiffes vor und hinter einer mittleren Citadelle aufgestellt sind. Diese Citadelle trägt eine außerordentlich zahlreiche Mittel-Artillerie: nämlich zwölf 15 cm-Kanonen in gepanzerten Einzel-Kasematten und sechs 15 cm-Kanonen in gepanzerten Drehtürmen; die Klein-Artillerie endlich setzt sich zusammen aus zwölf 8,8 cm-Kanonen mit Schilden, zwölf 3,7 cm-Maschinen-Kanonen und zwölf 8 mm-Maxim-Gewehren.



Wellentunnel.

Die Torpedo-Armierung besteht aus sechs 45 cm-Rohren, von denen ein Bugrohr und vier Breitseitrohre unter Wasser, ein Heckrohr über Wasser liegen.

Die ganz eigenartige Aufstellung der zahlreichen Geschütze auf diesem Typ prägt sich schon äußerlich in den Formen des hohen und kräftigen Vorschiffes und der Decksaufbauten aus; ein mächtiger vorderer Gefechtsmast mit drei übereinander liegenden gepanzerten Marsen verleiht der ganzen Erscheinung nach obenhin einen wuchtigen Abschluß.

Das in anderen Marinen mehr oder minder glücklich verkörperte Problem günstigster Aufstellung der einzelnen Geschütze hat hier eine nirgend anderswo in gleich

mustergültiger Weise erreichte Lösung gefunden: zur Herbeiführung eines möglichst großen Bestreichungswinkels, welcher allein schon für die beiden schweren Panzertürme 270 Grad beträgt, hat man die Geschütze in mehreren Etagen angeordnet, und zwar derart, daß die in der höher gelegenen Ebene befindlichen mehr nach der Mittschiffslinie gerückt sind, während die darunter befindlichen Kanonen weiter vorgeschoben derart aufgestellt sind, daß auch sie mindestens 130 Grad, zum größeren Teil sogar 180 Grad des Horizonts beherrschen. Maßgebend für die Aufstellung auch der Mittel-Artillerie war von vornherein der Gesichtspunkt, den Schiffen ein möglichst kräftiges Bugfeuer zu verleihen, so daß thatsächlich außer dem schweren vorderen Turm acht 15 cm-Geschütze sich bei der Einleitung des Artillerie-Angriffs während der Annäherung an den Gegner bethätigen können. Das Breitseitfeuer gestattet beiden großen Panzer-Drehtürmen und je neun Mittelgeschützen die Beteiligung, während das Heckfeuer wiederum dem Bugfeuer gleichkommt.

Dieser außerordentlich gewandte Einbau der Artillerie in Verbindung mit dem Umstand, daß sämtliche Geschütze von den kleinsten bis zu den größten als Schnelllader konstruiert sind, gestaltet diese neuen deutschen Linienschiffe zu einem ganz hervorragend kampfkräftigen Offensivmittel, von dem man im Hinblick auf die in unserer Marine zu hoher Vollkommenheit gelangte Schießausbildung die besten Leistungen im Ernstfalle erwarten kann.

Sehr ähnlich dem eben geschilderten Linienschiff ist der neue große Panzerkreuzer „Fürst Bismarck". Seine Abmessungen und sein Deplacement sind fast dieselben wie bei der „Kaiser"-Klasse, seine Bestückung weist ebenfalls vier 24 cm-Geschütze in gepanzerten Drehtürmen auf, die Mittel-Artillerie besteht aus zwölf 15 cm-Kanonen, zur Hälfte in Panzerkasematten, zur Hälfte in leichten Panzerdrehtürmen, wozu noch eine Klein-Artillerie von zehn 8,8 cm-Schnellfeuergeschützen mit Panzerschilden, zehn 3,7 cm-Maschinenkanonen und acht Maxim-Gewehren kommt. Auch die Torpedo-Armierung ist dieselbe wie bei den Linienschiffen. Die Stärke der Panzerung ist naturgemäß eine etwas geringere; der Gürtel ist 20 cm stark und verläuft nach dem Vorder- und Hintersteven auf 10 cm, das Panzerdeck ist an den Schiffsenden 30 mm, auf der Citadelle 50 mm stark und ruht auf der Oberkante des Seitenpanzers. Ein vorn und hinten eingebautes Unterwasser-Panzerdeck besitzt 50 mm, ein Splitterdeck 20 mm Dicke.

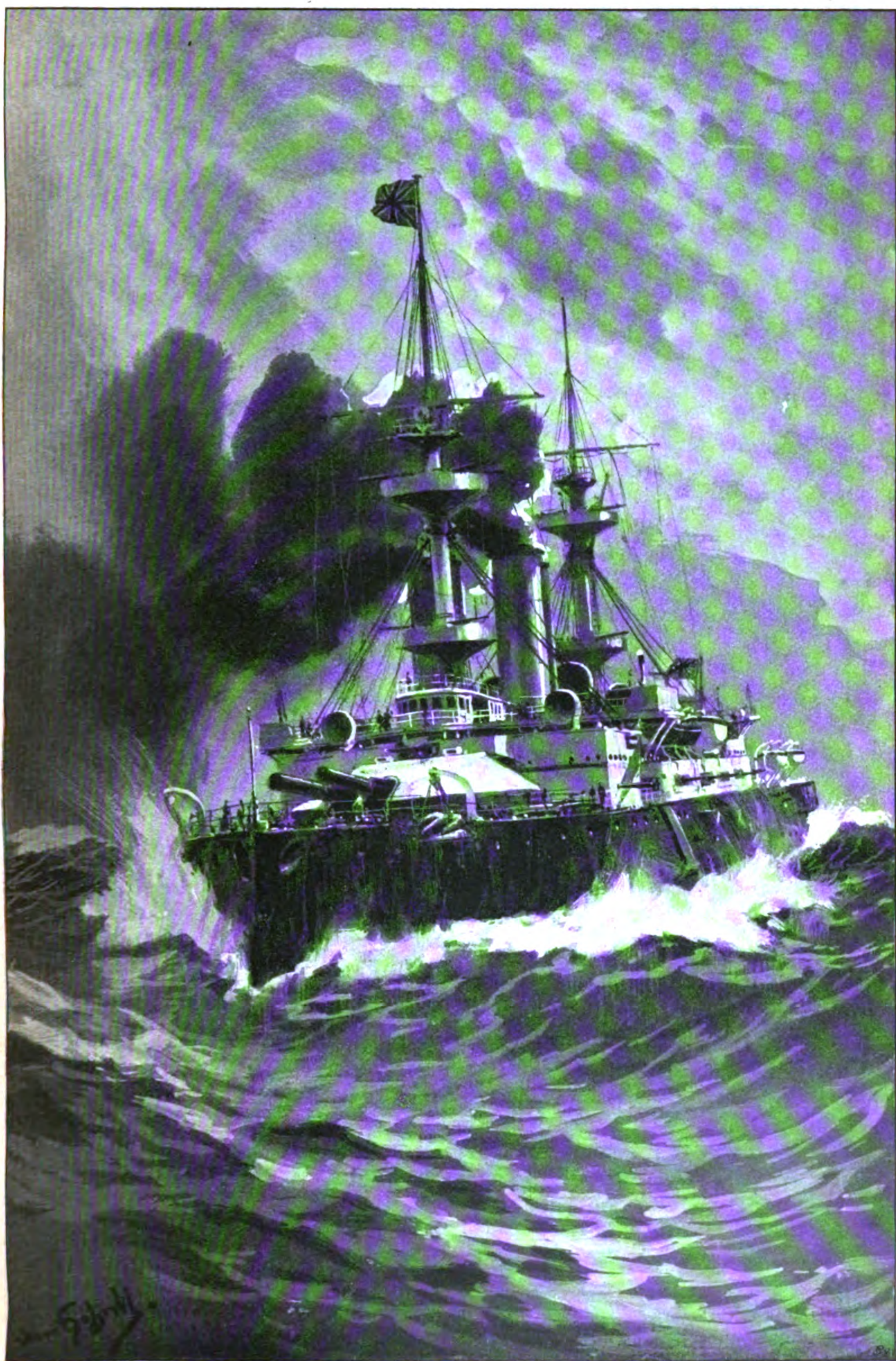
Die bei der Panzerung gegenüber den Linienschiffen erzielte Gewichtsersparnis kommt der Maschinenanlage des Panzerkreuzers zu gut: während die Schlachtschiffe achtzehn Seemeilen Geschwindigkeit bei einem Kohlenvorrat von 650 Tons erreichen, läuft „Fürst Bismarck" über neunzehn Seemeilen und besitzt infolge eines Vorrats von 1000 Tons Kohlen einen bedeutend größeren Aktionsradius.

Die Aufstellung der Artillerie ist ebenfalls der auf den Linienschiffen sehr ähnlich; etagenweise Anordnung und Aufstellung in vorspringenden Türmen oder Eckkasematten mit einspringendem Winkel gewährleisten auch hier ein äußerst wirksames Rundfeuer. Das Bug- und Heckfeuer wird von je zwei 24 cm- und acht 15 cm-Schnellfeuer-Geschützen, das Breitseitfeuer von den vier schweren und sechs mittleren Geschützen gegeben.

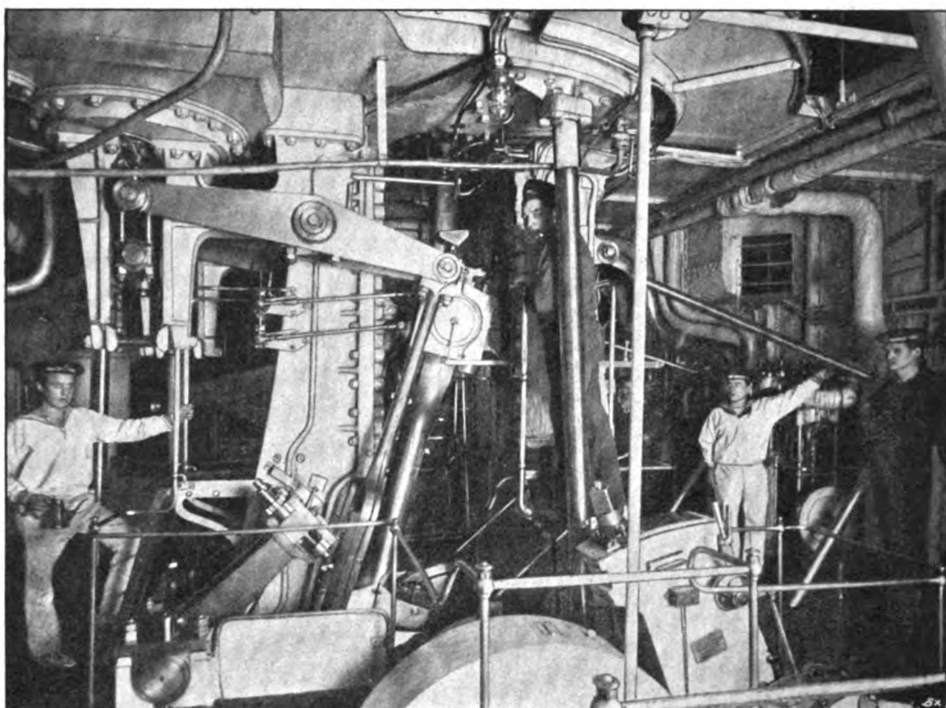
„Fürst Bismarck" ist ein Panzerkreuzer, welcher in gleicher Weise wie unsere modernen Linienschiffe dem Konstruktionstalent deutscher Schiffbauer hohe Ehre macht; beide Typen brauchen den Vergleich mit den besten gleichzeitigen Erzeugnissen fremder Marinen in keiner Weise zu scheuen.

Der vielgerühmte russische Panzerkreuzer „Rjurik" (Abbild. S. 201) trägt seine schwere Artillerie — vier 20 cm-Geschütze — in vier Einzeltürmen, vorn und achtern je ein Turm davon an Steuer- und Backbord gelegen: die aus sechzehn 15 cm- und sechs 12 cm-Schnellfeuer-Geschützen bestehende Mittel-Artillerie bildet eine gemeinsame große Batterie auf dem Oberdeck und kann sich beim Bugfeuer mit nur zwei Geschützen beteiligen.

Die beiden größten englischen Panzerkreuzer „Terrible" und „Powerful" besitzen nicht einmal einen eigentlichen Panzergürtel, sondern nur ein kräftiges Panzerdeck und gepanzerte Drehtürme für die schweren und mittleren Geschütze. Von ersteren führen sie



Englisches Turmschiff „Royal Sovereign“ peilt Start-Point.



Maschinenraum eines kleinen Kreuzers.

nur zwei 23 cm-, von letzteren zwölf 15 cm-Geschütze; wenn auch eine Anordnung in zwei Etagen übereinander vorhanden ist, so ist sie doch wiederum vorwiegend nur auf Breitseitfeuer zugeschnitten. Trotz dieser geringeren Kampfeigenschaften unserem „Fürst Bismarck“ gegenüber besitzen diese englischen Kreuzer ein um fast 4000 Tons größeres Deplacement.

An großen Linienschiffen ausländischer Flagge sind wohl von den Kieler Tagen her noch in aller Erinnerung die englische Panzerschiffs-Division der „Royal-Sovereign“-Klasse (Abbild. S. 205), das gewaltige französische Flaggschiff „Hoche“ (Abbild. S. 209) und der imposante italienische Geschwaderpanzer „Sardegna“ (Abbild. S. 211). Führt eine maritime Machtversammlung im zwanzigsten Jahrhundert wiederum Kriegsfahrzeuge aller Nationen in einem Hafen zusammen, dann wird der Blick fremder Seeoffiziere mit Staunen und Neid die deutsche Kriegsflagge von den Toppen eines Geschwaders flattern sehen, dessen Schiffe den besten Erzeugnissen anderer Nationen vollkommen ebenbürtig zur Seite stehen.

Hat so die technische Entwickelung der Neubauten für die heimische Schlachtflotte erfreuliche Fortschritte aufzuweisen, so ist auch die Zahl der vorwiegend für den Auslandsdienst bestimmten großen Kreuzer durch die fünf Panzerdeckkreuzer der „Hertha“-Klasse erheblich verstärkt. Von diesen fünf Fahrzeugen, welche bei einem Deplacement von nicht ganz 6000 Tons und 18,5 Seemeilen Geschwindigkeit eine schwere Artillerie von zwei 21 cm-Kanonen in je einem gepanzerten Drehturm, sowie eine Mittel-Artillerie von acht 15 cm-Kanonen in gepanzerten Einzelkasematten und leichteren Drehtürmen aufweisen, liefen 1897 „Freya“, „Hertha“ und „Viktoria Luise“ vom Stapel, „Vineta“ und „Hansa“ folgten im nächsten Jahre. Heute gehören „Hertha“ und „Hansa“ bereits als Ersatz für die zurückbeorderten Kreuzer „Kaiser“ und „Prinzeß Wilhelm“ dem ostasiatischen Kreuzergeschwader an; die drei anderen sind bis auf weiteres als Führerschiffe von Aufklärungsgruppen bei der heimischen Schlachtflotte verwendungsbereit.

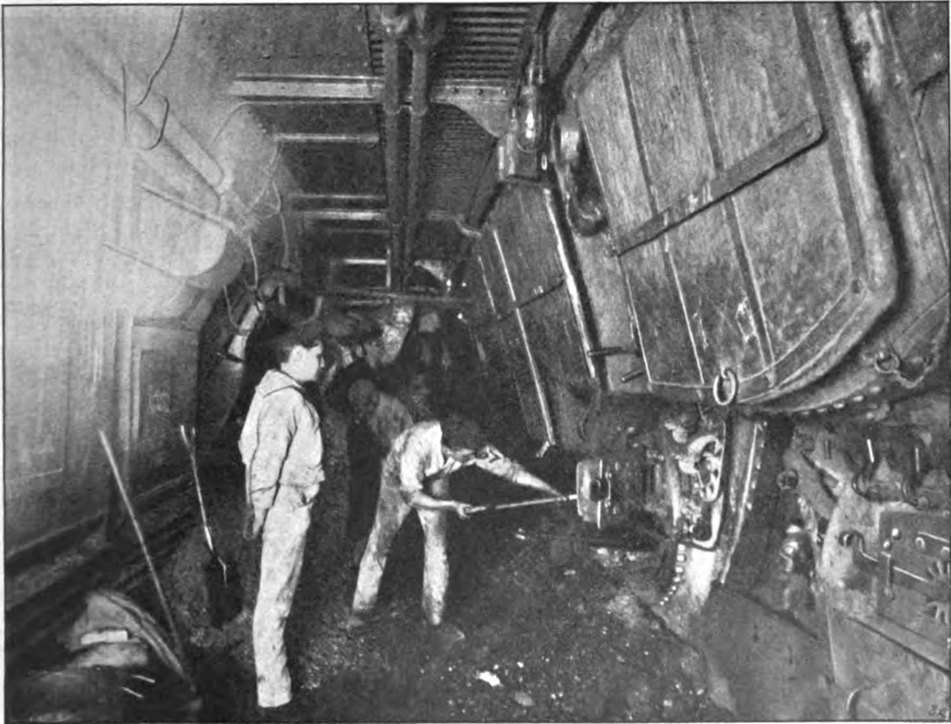
Man geht wohl nicht fehl in der Voraussetzung, daß die durch das Flottengesetz vor-

gesehenen weiteren Neu- und Ersatzbauten großer Kreuzer im Hinblick auf ihre besonderen Aufgaben und ihre voraussichtlichen Gegner als reine Panzerkreuzer gebaut werden; wenn vielleicht auch dieser neue Typ nicht ganz die Größe des „Fürst Bismarck“ zu erreichen braucht, so wird er doch jedenfalls die „Hertha“-Klasse um ein bedeutendes an Tonnage übertreffen müssen, um außer der für den modernen Kreuzer anzustrebenden Geschwindigkeit von über zwanzig Seemeilen auch genügenden Panzerschutz und kampffähige schwere und mittlere Artillerie besitzen zu können.

Von den für den Stationsdienst im Auslande geplanten kleinen Kreuzern ist im Sommer 1899 der erste auf der Weserwerft vom Stapel gelaufen und „Niobe“ getauft worden; seine Konstruktion gleicht im wesentlichen derjenigen der gleich großen „Gazelle“, welche bei einer Fahrgeschwindigkeit von neunzehn Seemeilen und einer Armierung von zehn 10,5 cm-Schnellfeuer-Geschützen ein Deplacement von 2800 Tons hat. Ein geringer Panzerschutz in Form eines 50 mm-Stahldecks erhöht den Gefechtswert dieser kleinen Schiffe im Vergleich zu früheren ähnlichen Bauten.

Bei diesen für den Auslandsdienst bestimmten Fahrzeugen ist endlich noch der neuen „Iltis“-Klasse zu gedenken; von diesen vier Schiffen, welche beinahe die doppelte Größe ihrer Namensvorgänger und demgemäß wesentlich bessere Seeeigenschaften aufweisen, befindet sich bereits „Iltis“ (Abbild. S. 214) in Ostasien, „Jaguar“ in der Südsee; die beiden anderen gehen in Danzig ihrer Vollendung entgegen.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß in den vorstehend skizzierten neuen Schiffstypen unserer Marine eine der schwierigsten Fragen moderner Schiffsbau-Technik zu lösen versucht wird: nämlich das Problem der Wasserrohrkessel, mit deren Einführung die deutsche Marine am entschlossensten von allen vorgegangen ist. Der Besitz eines leichten Kesselsystems, welches in möglichst kurzer Frist nach erfolgtem Anheizen hochgespannte Dämpfe zu liefern im stande ist, wird ein außerordentlich wertvolles taktisches Moment in künf-



Vor den Feuern einer Kesselgruppe.

tigen Seekriegen bilden. Endgültige Klärung über den Wert der mannigfachen Kesselklassen, welche heute in Erprobung stehen, können erst langjährige praktische Erfahrungen herbeiführen; im allgemeinen sind die neuen deutschen Kreuzer gänzlich mit Wasserrohrkesseln, die Linienschiffe nur für ein Drittel mit solchen und für zwei Drittel der erforderlichen Dampfkraft mit Cylinderkesseln ausgerüstet. Maßgebend für letztere Anordnung war die Erwägung, daß schwere Panzerschiffe im allgemeinen nur mit geringer Marschgeschwindigkeit gehen, wozu die Hälfte ihrer Cylinderkessel ausreicht; der zweite Satz derselben dient zur Abwechselung, um die gebrauchten Kessel reinigen zu können. Das Drittel der Wasserrohrkessel endlich, welche so wie so größeren Kohlenverbrauch erheischen, bleibt im allgemeinen unbenutzt bis auf solche Momente, wo möglichst rasch zur äußersten Leistung der Maschinen hinaufgestiegen werden soll.

So zeigt denn, dank der Annahme des Flottengesetzes, sowohl in organisatorischer wie in nautisch-technischer Beziehung der Wiederaufbau unserer Flotte ein durchaus erfreuliches Zukunftsbild; wenn auch nicht verkannt werden darf, daß die numerische Bemessung ihres Sollbestandes gegenüber den gewaltig anwachsenden Seeinteressen des Deutschen Reiches eine äußerst bescheidene genannt werden muß, so bietet doch andererseits die gesetzliche Fixierung dieser Ziffern durch fortlaufende Ausführung von Ersatzbauten die Gewähr dafür, daß ein erneutes Hinuntersinken unter diesen minimalen Stand nicht wieder eintreten wird, wie es leider in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert der Fall war: die nach dem Flottenplan vom Jahre 1873 festgesetzte Zahl von vierzehn Schlachtschiffen wurde erst im Jahre 1892 erreicht, blieb als solche jedoch nur bis 1895 bestehen, um dann infolge Fehlens jeglichen Nacherſatzes im Jahre 1898 auf nur noch sieben kampffähige Linienschiffe herabzusinken. Eine jetzt eintretende Mobilmachung würde elf Hochseepanzer an den Feind bringen können, von denen jedoch nur die vier Schiffe der „Brandenburg“-Klasse und die zwei von der „Kaiser“-Klasse bis jetzt fertigen als wirklich vollwertig und jedem Gegner ebenbürtig zu rechnen sind. Bei der immerhin langen Zeit von drei bis vier Jahren, welche vergehen von der Kielstreckung eines großen modernen Kriegsschiffes bis zu dem Tage seiner Indienststellung, darf man nicht außer acht lassen, daß beim Ablauf des Flotten-Sexennats zwar sämtliche vorgesehenen Linienschiffe auf Stapel gesetzt, die Vollendung der beiden letzten hierzu gehörigen Bauten aber allerfrühestens im Herbst 1905 zu erwarten ist — einem Zeitpunkt also, an welchem die vier Fahrzeuge der „Sachsen“-Klasse bereits sämtlich wieder ihre Altersgrenze erreicht oder sogar schon um Jahre überschritten haben. Der Ersatz dieser Division durch moderne Neubauten ist programmmäßig derart vorgesehen, daß sie vollzählig kaum vor dem Frühjahr 1909 der Schlachtflotte angehören kann; aber auch zu diesem Zeitpunkt befindet sich dann noch immer die kleine „Oldenburg“ in dem Flottenbestande, welche erst 1910 durch ein vollwertiges Linienschiff ersetzt sein wird.

Es würde zu weit führen, nachzuweisen, wie auch in den Klassen der großen und kleinen Kreuzer in dem ersten Jahrzehnt des kommenden Jahrhunderts leider noch eine übergroße Zahl nach heutigen Begriffen veralteter und daher durchaus minderwertiger Schiffe sich befindet — man muß hoffen, daß die richtige Erkenntnis vom Wert einer Kriegsflotte durch die herben Lehren der Gegenwart mehr und mehr Gemeingut des Volkes werde, und daß die Überzeugung von dieser Wahrheit folgerichtig dazu führe, aus der Mitte des Parlamentes heraus der Regierung zunächst eine Abkürzung der weitgesteckten Lebensfristen der einzelnen Schiffsklassen und fernerhin eine Erweiterung der von ihr allzu gering bemessenen Stärkezahlen auf Grund eines neu aufzustellenden Flottenbauplanes anzubieten.

Wie schon an anderer Stelle erwähnt, muß eine kleine Marine wie die deutsche den allergrößten Wert darauf legen, einen möglichst hohen Bruchteil ihres geringen Schiffsbestandes schon in Friedenszeiten dauernd in Dienst zu halten, um dadurch im Ernstfalle in der denkbar kürzesten Zeit die gesamte Flotte in den verwendungsbereiten mobilen Zustand überführen zu können.

Demgemäß findet sich in dem Flottengesetz die Bestimmung, daß zur Bildung von ak-



Französisches Schlachtschiff „Hoche“, scharfe Schießübung abhaltend.

tiven Formationen bei der heimischen Schlachtflotte dauernd in Dienst zu halten sind ein Flottenflaggschiff und das erste Geschwader, bestehend aus zwei vollzähligen Linienschiffs-Divisionen nebst zwei Aufklärungsgruppen von je einem großen und drei kleinen Kreuzern; als Stammschiffe für Reserve-Formationen, nämlich das zweite Geschwader und das Küstenpanzer-Geschwader, sollen dauernd in Dienst gehalten werden eine Linienschiffs-Division, eine Küstenpanzer-Division und zwei Aufklärungsgruppen von je einem großen und zwei bis drei kleinen Kreuzern; außerdem zum gleichen Zwecke, aber nur für die Dauer von zwei Monaten, zwei weitere Linienschiffe oder Küstenpanzer.

Außer den erwähnten Indiensthaltungen sind naturgemäß noch eine größere Anzahl von Torpedofahrzeugen, Schulschiffen der verschiedensten Art, Kanonenbooten und Specialschiffen, teils für die ganze Dauer des Jahres, teils nur für eine Reihe von Monaten, zu aktivieren.

Sorgfältigste Friedensschulung einer Flotte in ihren umfangreichen und schwierigen Aufgaben ist die beste Bürgschaft für richtiges und erfolgreiches Handeln im Kriege; zahlreiche Beispiele aus der Geschichte, nicht am wenigsten die Niederlage Spaniens in jüngst verflossener Zeit, lehren aufs eindringlichste, daß der Besitz einer Kriegswaffe nichts nützt, wenn man sie nicht zu führen versteht.

Strategie und Taktik zur See berühren sich näher und greifen enger ineinander über als bei der Kriegführung zu Lande. Der Aufklärung in großem Sinne, der Festlegung eines bestimmten Operationsplanes und der Vorführung der Streitkräfte nach dem voraussichtlichen Kriegsschauplatze wird in vielen Fällen die taktische Entscheidung des Kampfes selbst sehr bald folgen; die Eigenart der Verhältnisse bei uns, welche eine schnelle und rechtzeitige Vereinigung der Flottenteile im Osten oder Westen gewährleistet, und der verhältnismäßig kurze Weg von diesem Versammlungsraum nach demjenigen eines nicht in gleicher Frist mobil gewordenen und schlagfertigen Gegners lassen erwarten, daß eine Entscheidung zur See bei weitem früher eintritt, als dies im allgemeinen zu Lande möglich ist, wo sich während und nach der Mobilmachung ein an die vorhandenen Verkehrsstraßen und -mittel in räumlichen und zeitlichen Grenzen gebundener strategischer Aufmarsch vollziehen muß, bevor die erste taktische Entscheidung erfolgen kann.

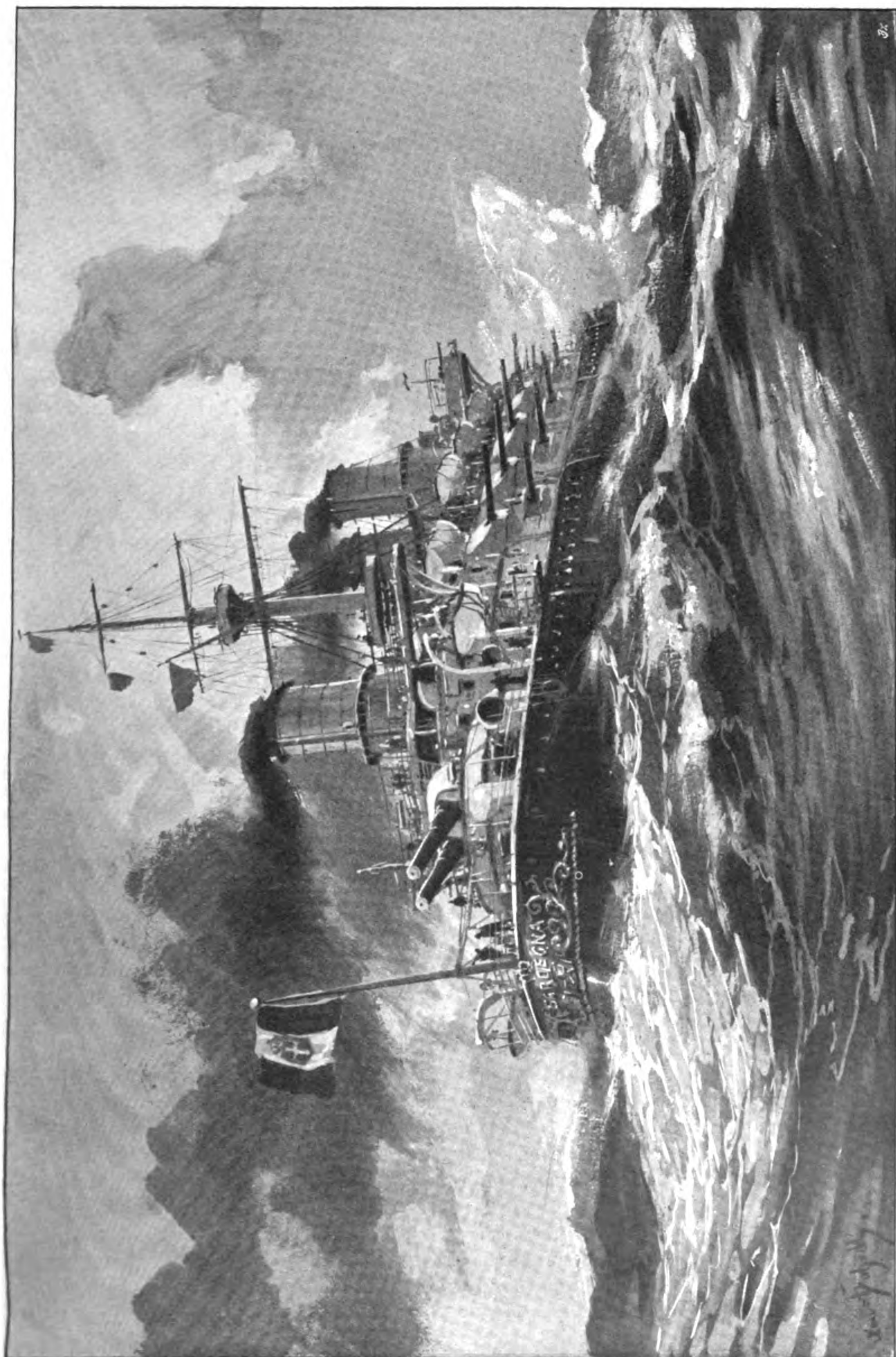
Die Aufklärung ist Sache der Kreuzer und leichten Schiffe; sofort zu Beginn der Feindseligkeiten hinausgesandte Aufklärungsgruppen, thunlichst unter Führung eines Panzerkreuzers, welcher befähigt ist, nötigenfalls mit Gewalt sich einen Einblick in den Ort und die Zusammensetzung der feindlichen Flotte zu verschaffen, sind dazu bestimmt, der eigenen Flottenleitung möglichst früh diejenigen Unterlagen zu liefern, welche im Verein mit den schon in Friedenszeiten in Erfahrung gebrachten Nachrichten über den feindlichen Kriegsplan für die Wahl des eigenen Entschlusses maßgebend sind. Bei einem Kampfe nach zwei Fronten wird diese erste Thätigkeit der strategischen Aufklärung eine um so schwierigere, als es gilt, durch rechtzeitig angesetzte Offensive den Vorteil der inneren Linie auszunutzen und die Vereinigung der beiden gegnerischen Flotten zu verhindern.

Große Wichtigkeit ist im Hinblick auf diese Aufgabe der Pflege und Ausbildung des Nachrichtendienstes zuzumessen; als Mittel hierfür kommen außer der direkten Überbringung von Meldungen durch schnelle kleine Kreuzer oder Torpedoboote noch Brieftauben und drahtlose Telegraphie in Betracht; auch die Luftschiffahrt wird voraussichtlich unter günstigen Verhältnissen eine bemerkenswerte Rolle spielen können.

Tritt nun die Schlachtflotte ihren Vormarsch an, so bedarf sie der leichten Seestreitkräfte weiterhin für die Marschsicherung während der Bewegung und als Vorposten während der Ruhe.

Die Formation der Schlachtschiffe auf dem Marsche in einer oder mehreren langen Linien ist naturgemäß eine ganz andere als während der Versammlung auf engerem Raume zur Ruhe oder vor dem Gefecht; jede unnötige Inanspruchnahme ihrer Besatzungen sowohl wie ihrer Kohlenvorräte würde ihre Gefechtskraft in durchaus unerwünschter Weise herabsetzen.

Die Art und Weise, wie diese taktische Sicherung der rangierten Schlachtflotte jeweils zu erfolgen hat, ist abhängig von der



Italienischer Geschwaderpanzer „Sardegna“ in der Straße von Bonifacio.

Nähe und Stärke des Feindes, der eigenen Absicht und endlich den See- und Witterungsverhältnissen; immer muß es das Bestreben der Vorposten sein, einen möglichst großen Seeraum unter Kontrolle zu halten. Sie bestehen aus einer breit ausgespannten Kette von Torpedobooten vor der Front, mit weit zurückgebogenen Flanken. Um diese Linie widerstandsfähiger gegen Durchbruchsversuche feindlicher Aufklärungsschiffe zu machen, wird sie in gewissen Abständen durch Kreuzer verstärkt.

Auch hier spielt naturgemäß der Nachrichtendienst eine außerordentlich wichtige Rolle. Kaum ein anderes Gebiet der Seekriegswaffen weist daher eine so große Zahl der verschiedenartigsten Hilfsmittel für einen einzigen Zweck auf wie das des Signalisierens. Optische und akustische Methoden gehen Hand in Hand mit elektrischen Vorrichtungen zur Übermittelung von Meldungen und Befehlen über Wasser. Bei Tag werden in erster Linie Flaggensignale in Anwendung gebracht, für welche es außer dem in Friedenszeiten gebräuchlichen internationalen Signalbuch einen besonderen geheimen Kriegskodex giebt, der in gewissen kurzen Zwischenräumen zur Verhütung seines Bekanntwerdens neu aufgestellt wird. Um ihn bei Schiffsunfällen nicht etwa in unberufene Hände fallen zu lassen, ist er in Bleideckel eingebunden, die das sofortige Untersinken dieses wertvollen Dokuments bewirken sollen.

Optische Tagsignale werden ferner noch durch Gefechts-Semaphore oder Morsezeichen mit Winkflaggen gegeben (Abbild. S. 213). Zur akustischen Zeichengebung dient in erster Linie die Sirene, welche besonders bei Nebel ein unersetzliches Hilfsmittel bildet.

Für das Signalisieren bei Nacht giebt es dann noch das Morsen mit dem elektrischen Scheinwerfer, ferner den mit einem System buntfarbiger Laternen arbeitenden Kaselowskyschen Zeichentelegraph und endlich besondere pyrotechnische Raketen- und Sternsignale.

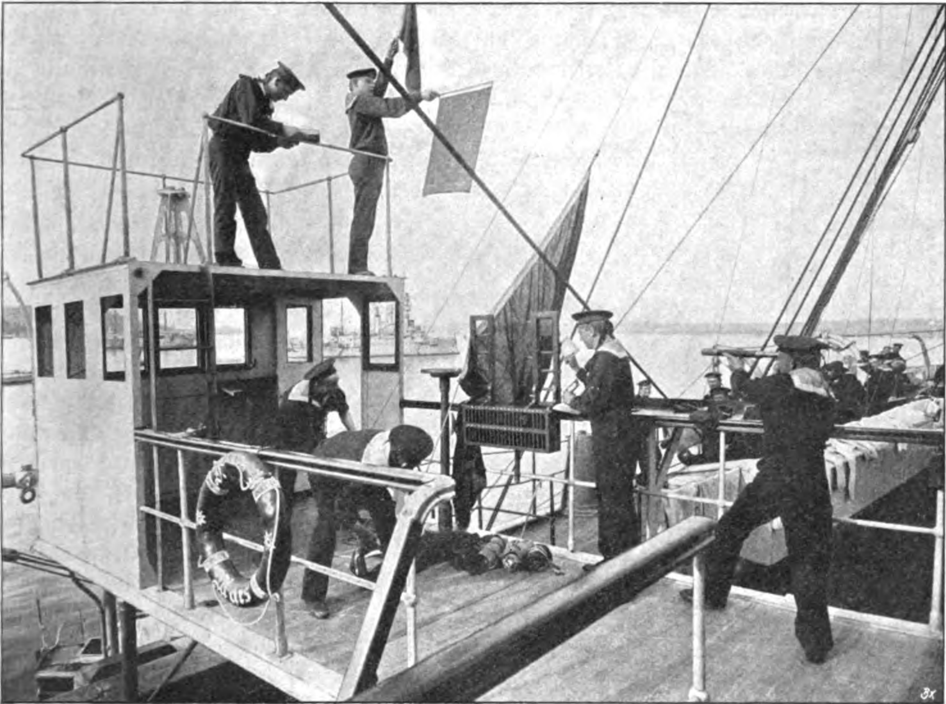
Dieser ganze Signaldienst erfordert dauernde fleißigste Schulung und ein hervorragend intelligentes Material an Signalgasten. Aber auch die direkte Nachrichten-Übermittelung durch ein von den Vorposten mit äußerster Fahrt zum Flaggschiff zurücklaufendes Torpedoboot ist schwieriger, als man glaubt, und das Überwerfen des an ein Stück Kohle gebundenen Briefbeutels von Bord zu Bord erfordert große Gewandtheit.

Außer dem unmittelbaren Melde- und Sicherungsdienst können dem vorgeschobenen Gürtel leichter Streitkräfte indessen je nach der Lage auch taktische Gefechtsaufgaben von dem kommandierenden Admiral erteilt werden: von ihm müssen die Führer der Aufklärungsgruppen bestimmten Befehl erhalten, ob und wie weit sie sich in ein Gefecht einlassen dürfen — ein Fall, der stets eintreten wird, wenn es gilt, den Gegner festzuhalten oder ihn durch ein Ausweichen in seitlicher Richtung dazu zu verleiten, sich mit seinen schnellen Schiffen auf diesen Simulaker zu werfen und dadurch den zurückbleibenden Teil wertvoller Kräfte zu berauben.

Man ersieht aus Vorstehendem, daß die These Mahans, nur Panzerschutz und Artillerie seien von Wert für Schlachtschiffe und Kreuzer, für die zweite Schiffsklasse nicht ohne weiteres zutrifft, sondern daß bei diesen noch ein dritter Faktor, die Schnelligkeit, von der höchsten Bedeutung bleibt.

Ist nun der Augenblick gekommen, wo die eisernen Würfel fallen sollen, so setzt sich die Flotte in Gefechtsformation.

Welche Taktik hierbei die beste Ausnutzung der drei Offensivmittel des modernen Panzerschiffes — Artillerie, Torpedo und Ramme — gestattet, darüber gehen die Ansichten in den verschiedenen Marinen auseinander. Das Ziel des Kampfes: möglichst schnelle Niederkämpfung des Gegners — verlangt die Annahme einer Formation, die sich auf weitgehendste Ausnutzung der Artillerie schon während des Annäherungsgefechtes gründet. In den Seegefechten früherer Epochen, wo das Breitseitfeuer den ausschlaggebenden Faktor in artilleristischer Hinsicht bildete, bestand diese Gefechtsformation ausschließlich in der langen Kiellinie; sie bot dem Gegner als Ziel während der Annäherung nur die Breite des vordersten Schiffes, und ihr Führer war bestrebt, so zu manövrieren, daß er dem feindlichen Geschwader die Luvseite abgewann. Wenn nun auch das Passieren des Gegners über Wind seit der Einführung des Dampfes als Triebmittel an Bedeutung verloren



Signalisieren mit Winkflaggen.

hat, so ist es dennoch zum Freikommen aus dem Pulverrauch noch immer wertvoll.

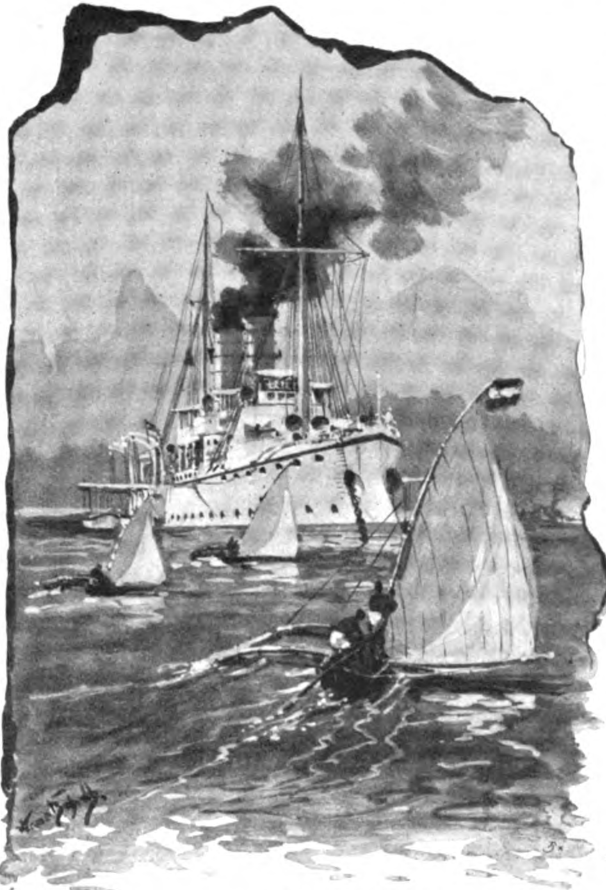
Soweit bekannt, ist die Angriffsform der englischen Marine noch heute die Linie; die Russen operieren vorzugsweise mit einer doppelten Kiellinie, wie einst Nelson bei Trafalgar; Frankreich bevorzugt eine gewisse Gruppentaktik, jede Gruppe aus einem Panzer und zwei Kreuzern bestehend, doch lassen die bei Seemanövern und in der Litteratur hervortretenden Meinungsverschiedenheiten erkennen, daß diese Frage bei unseren westlichen Nachbarn noch keineswegs geklärt ist.

In der deutschen Marine ist man der Ansicht, daß jede Linien-, Staffel- oder Keilformation weder genügendes Fernfeuer, noch hinreichende Beweglichkeit und Handlichkeit gestattet; eingehende jahrelange Versuche haben zu der Annahme einer Formation geführt, welche beiden Forderungen in ausgiebigster Weise gerecht wird und unseres Wissens noch in keiner anderen Marine eingeführt ist. Ihre Bildung entzieht sich aus naheliegenden Gründen der Besprechung.

Vorbedingung für eine Erfolg verheißende Schlachtentaktik ist die Zusammensetzung einer Flotte aus möglichst homogenen Schiffen. Die Geschwindigkeit und Manövrierfähigkeit eines Verbandes richtet sich immer nach dem langsamsten und am schwersten drehenden Fahrzeug. Das Innehalten der Abstände bei Evolutionen ist für Schiffe verschiedener Größe deshalb viel schwieriger, weil kleinere Schiffe bei Fahrtänderungen ihre Geschwindigkeit bedeutend rascher verlieren als große und daher bei Wendungen, zumal in der Aufregung und dem Pulverdampf des Gefechtes, leicht in die Gefahr kommen, von dem eigenen Hintermann gerammt zu werden.

Der denkbar accurateste und schnellste Übergang von einer Formation in eine andere ist bei der Kürze der einzelnen Phasen künftiger Seegefechte genau von der gleichen Wichtigkeit, wie bei einer Kavalleriedivision in der Landschlacht. Nur das unbedingt planmäßige Zusammenwirken aller Teile in mustergültiger Ordnung wie auf dem Exerzierplatz, nur die konsequente Wahrung des festen Zusammenhalts durch sofortiges Aufschließen, wenn eine Lücke in der Gefechtsreihe entsteht, wird auch einem kleineren Geschwader

in den meisten Fällen zum Siege über das größere, aber solch eiserner Disciplin entbehrende, verhelfen. Mit Recht wird darum bei uns von leitender Stelle aus neben der Schießausbildung dem reinen Frontexercitium die höchste Beachtung zu teil.


Kanonenboot „Iltis“ zu Anker vor Hakodate.

Neben diesen Dienstzweigen aber erfordert der komplizierte Organismus eines modernen Kriegsschiffes ausgiebige Friedensübung seiner Besatzung auch in technischer Hinsicht.

Trotz aller Vervollkommnung und Ausdehnung des Panzerschutzes muß dennoch im Ernstfall mit einer Reihe von Gefechtsstörungen gerechnet werden, wie sie besonders in dem auf das Annäherungsgefecht folgenden Nahgefecht unausbleiblich sind.

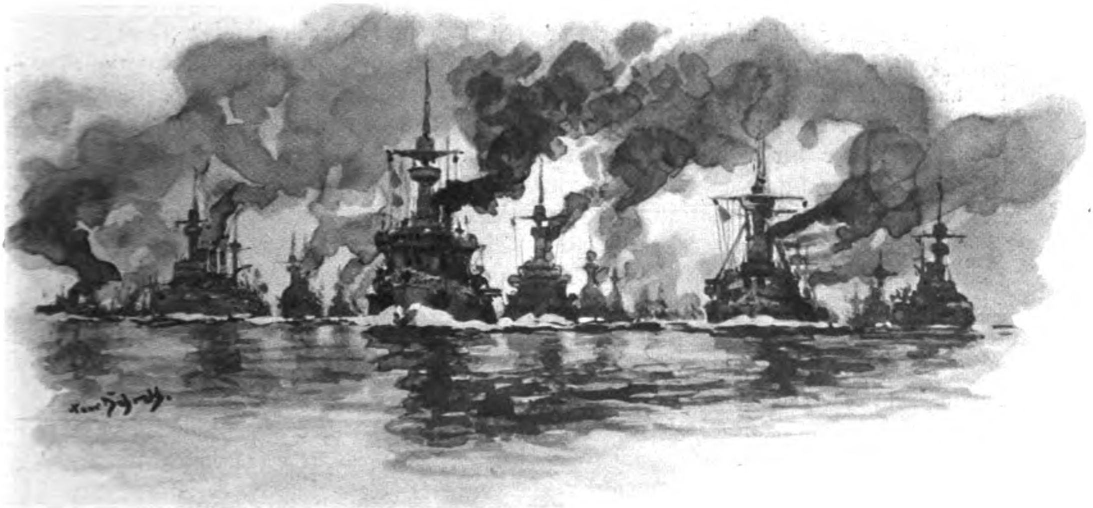
Bei dem Kommandanten, dessen Aufenthalt der gepanzerte Kommandoturm ist, laufen alle Fäden des großen Mechanismus zusammen; seine Befehle und Anordnungen pflanzen sich fort durch die vier wichtigsten Unterorgane: den ersten Offizier, den Artillerie-, den Navigations- und den Torpedooffizier. Während dem ersten Offizier als Vorgesetzten der ganzen an Bord befindlichen Besatzung das Requisitionsrecht über die gesamte Bemannung zusteht, hat er im Gefecht sein Hauptaugenmerk auf thunlichste Beseitigung aller Gefechtsstörungen zu richten, wie sie durch feindliche Geschosse, Torpedotreffer oder gar Rammstöße herbeigeführt werden. Wassermachende Verletzungen der Außenhaut, Brände im Schiffsinneren, zerstörte Signal- und Ruder-Leitungen, zerschossene Schornsteine und Decksaufbauten verlangen, soweit überhaupt Abhilfe möglich, einen umsichtigen energischen Leiter und ein in diesen Arbeiten schon im Frieden eingehend geschultes Personal.

Die drei anderen Chargen sind in ihrem besonderen Dienstbereich vollauf in Anspruch genommen; einheitliche Leitung des Feuers — wegen der gleichmäßigen Annäherung beider Flotten bis zum Herankommen auf etwa zwei Kilometer nach einem ebenso eigenartigen wie einfachen Verfahren geregelt — äußerste Aufmerksamkeit auf die Signale des Admiralsschiffes und die Durchführung befohlener Evolutionen — diese oft unter den schwierigsten Verhältnissen, mit eingekuppeltem Notruder oder gar mit den Maschinen selbst steuernd — endlich beim Passieren der feindlichen Linie auf kürzesten Abstand rechtzeitiges Ausstoßen der Torpedos aus den Unterwasserrohren — alle diese in kurze, rasch aufeinanderfolgende Gefechtsmomente sich zusammendrängenden Handlungen stellen an Offiziere und Mannschaften die unbedingte Anforderung sorgsamster Friedensausbildung, wenn sie im Kriege nicht versagen sollen.

Die Grundlage solcher Friedensthätigkeit unserer Marine ist durch den gesetzlichen Indiensthaltungsplan gegeben; das ernste unausgesetzte Interesse, welches der Allerhöchste Kriegsherr selbst und ebenso sein erlauchter, dereinst zur Führung unserer Flotte berufener Bruder, der Prinz-Admiral, an der Entwickelung und Schulung unserer Seemacht nehmen, birgt die beste Gewähr, daß sie im Ernstfalle trotz ihrer Kleinheit die Prüfung mit Ehren bestehe.

Nicht die Zahl der Schiffe, sondern der Geist ihrer Besatzung ist es schließlich, was den Wert einer Flotte ausmacht; noch sind unserer jungen Marine keine Tage beschieden worden, die ihrer Flagge gleich unverwelklichen Lorbeer und unsterblichen Ruhm gebracht wie den sieggewohnten alten Feldzeichen der Armee. Aber die eiserne Disciplin und die freudige, opferwillige Hingabe an den Dienst des Vaterlandes, in unerschütterlicher deutscher Mannentreue bis zum Tode, leuchten aus vielen Kämpfen in fremden Erdteilen, wie auch gegen den bittersten Feind des Seemannes, die Elemente, als prophetisches Wahrzeichen in kommende Zeit hinüber.

Möge unser Volk mehr und mehr seine große Aufgabe erkennen — möge im langsam aber sicher wachsenden Nationalbewußtsein das Verständnis für Seegewalt und Seemacht immer tiefer sich gründen — möge das heranwachsende deutsche Geschlecht mit immer glühenderer Begeisterung die weitsichtige Seepolitik unseres Kaisers fördern — bis die Sonne dereinst aufgeht über jenem großen Tage, da von den Toppen mächtiger deutscher Orlogsschiffe über der rauschenden See auswehen wird das Signal: „Große Fahrt — Ran an den Feind!“





Im gewohnten Geleis.

Roman

von

Ossip Schubin.

II.

Die Luft war kalt und die Sonne war krank — Marie fror beständig innerlich und äußerlich.

Das dauerte viele Monate so, man glaubte schon, sie würde der Mutter nachsterben. Aber die Jugend siegte schließlich über das Leid.

Die pekuniären Verhältnisse waren indessen derart traurig geworden, daß Baron Berg sich genötigt sah, seine Ausgaben nach allen Seiten hin einzuschränken, weshalb er eines schönen Tages in großer Verlegenheit Miß Smith, Maries Gouvernante, mitteilte, daß er leider nicht mehr in der Lage sei, seiner Tochter eine Erzieherin zu halten.

Aber die Engländerin verzichtete auf jedes weitere Honorar und blieb in Sanssouci.

Es war ein Glück für Marie. Sie hatte jahrelang kaum einen anderen Umgang. Die Folgen ihrer Einsamkeit wurden eine starke Verinnerlichung ihres Wesens und ein Hang zur Überspanntheit. Sie hatte etwas mehr gelernt als andere junge Mädchen und unberechenbar mehr gelesen. Sie war noch nicht hübsch — versprach es aber zu werden, und sie hatte einen großen Durst nach Glück, der sich in den verschiedenartigsten Ansprüchen äußerte. Den Traum, den alle jungen Mädchen träumen, einem geliebten Mann den Himmel auf Erden zu bereiten, träumte sie nicht.

Die Ehe ihrer Eltern, die nicht nur von Anfang an eine Liebesehe gewesen, sondern es auch bis zum letzten Atemzuge der armen Baronin Berg geblieben war, hatte sie von allen sentimentalen Illusionen abgeschreckt. Sie hatte nur eine Sehnsucht — aus all der Enge ins Freie — aus dem Dunkel ans Licht — aus der Kümmerlichkeit in ein großes glänzendes Leben hinein!

Die Not, die einengende, drückende, verdunkelnde, lag über Sanssouci, dessen heiterer Name in dieses Sorgenwirrsal wie eine bittere Ironie hineinklang.

Einem bösen, jede Hoffnung brachlegenden Genius gleich, kauerte sie um das Schlößchen, alle Auswege versperrend.

Es war die Not mit geflickten Schuhen und ausgewaschenen Kleidern, die demütigende, erniedrigende Not, die einen von dem

Verkehr mit seinesgleichen abschließt — nirgends ein lichter Strahl — das Gefühl, als ob man in einem enger und enger werdenden, finsteren Gang weiterkriechen müsse, bis zum Erfrieren, Ersticken oder Verhungern — das Gefühl des Lebendigbegrabenseins.

Seiner unbeholfenen, passiven Natur gemäß keines Aufschwungs fähig, dazu durch seine verwöhnende Kavalierserziehung verweichlicht, durch die Nachsicht seiner Frau erschlafft, äußerte sich der einzige Versuch des Freiherrn, die Sachen zurechtzurücken darin, daß er sich einem ganz unvernünftigen Sparsystem hingab. Er verabschiedete alle seine höheren Beamten, um die Regie einzuschränken, aber anstatt die fehlenden durch Anspannung seiner eigenen Kräfte zu ersetzen, streckte er sich auf seinen Diwan aus, brütete über sein trauriges Geschick und ließ die niedrigen Diener in unbeaufsichtigter Dummheit oder Gewissenlosigkeit wirtschaften und faulenzen, wie sie wollten.

Nur an den Samstagen im Sommer, den Tagen, wo die Auszahlung stattfand, schwang er sich zu einer Vorspiegelung unheimlicher, phantastischer Thätigkeit empor. Hinter einem mit Kleingeld belasteten Tisch saß er auf der Terrasse von Sanssouci und folgte, in Ermangelung des heroisch abgeschafften Verwalters, den Tagelöhnern eigenhändig den Lohn für ihre Wochenleistung aus.

Auf den Stufen der Terrasse hockten mit abgespannten Gesichtern und sonnverbrannten Händen die Tagelöhner und Tagelöhnerinnen — und auf der steinernen Balustrade, welche die Terrasse umschloß, grinsten steinerne Kobolde und Zwerge, allerhand an versteinerte Hofnarren erinnernde stilvolle Ungeheuer, höhnisch und belustigt um den letzten der Bergs herum. Manchmal amtierte er im Schlafrock und zu anderen Malen in einer verschlissenen Husarenuniform.

Was am schrecklichsten war an diesen Samstagen, das war die Aufregung, die ihnen voranging, dieses hilflose, auf den letzten Augenblick hinausgeschobene Haschen und Suchen nach barem Gelde. Alles, was in Sanssouci veräußerlich war, Maries von ihrer Mutter ererbter Schmuck, ein paar alte Bilder und des Barons vertrocknetes Riemen- und Sattelzeug — alles wurde nach und nach für die Samstage geopfert.

Als alle Citronen um ihn herum ausgequetscht waren, that sich der Freiherr nach ergiebigeren Geldquellen um. Der Getreidehändler des nächsten Ortes trat in seine Rechte. Er verlangte sehr hohe Prozente, aber er war von einer fast unerschöpflichen Gefälligkeit.

Von Zeit zu Zeit kaufte er dem Freiherrn, immer noch aus Gefälligkeit, ein Stück Feld ab oder ein Stück Wald. So verschleuderte der Freiherr nach und nach alles, was von seinem Gute abtrennbar war, um einen Spottpreis.

Er hatte nie rechnen können und bildete sich etwas darauf ein. Er war überhaupt sehr zufrieden mit sich, führte alle seine pekuniären Unbequemlichkeiten auf den Umstand zurück, daß er immer ein anständiger Mensch gewesen war, und nannte sich, da er überhaupt die Gewohnheit hatte, in der dritten Person von sich zu reden, mit Vorliebe den „letzten Ritter“ — manchmal den „letzten Kavalier“.

Und die Not wurde immer ärger. Aber manchmal schien die Sonne doch zwischen die alten Lindenkronen hinein, welche Sanssouci umschatteten. Die Regenbogen reichten bis zur Erde, und wilde Blumen schmückten die verwahrlosten Rasenplätze. Der Sturm rauschte über blühende Akazien hin, und die ganze Luft um Sanssouci herum duftete nach Träumen.

Wenn nur nicht der Winter gewesen wäre, der öde, zusammenkrampfende Winter — und der windige, kotige Herbst!

Der Sommer war immer schön in Sanssouci — aber die kalte Jahreszeit war nicht zum Aushalten traurig.

In den letzten Jahren vor Maries Heirat knauserte der Baron sogar mit Heizmaterial. Um Holz zu ersparen, heizte er mit den alten Rokokomöbeln.

Ein Zusammenbruch der gräßlichen Wirtschaft wurde täglich erwartet. Marie sehnte sich danach wie nach einer Befreiung.

Manchmal dachte sie daran, Schauspielerin zu werden. Sie hatte schon das halbe Gretchen und die ganze Jungfrau von Orleans auswendig gelernt. Aber sie hatte doch das Gefühl, daß aus dem allem nichts werden würde, daß es ihr an dem rechten Talent fehle.

Die einzige Kunst, zu der sie ebensoviel Neigung als Befähigung besaß, war die Musik. Sie scheute kein Opfer, um sich darin zu vervollkommnen. Zweimal in der Woche fuhr sie nach Prag, um Klavierstunden bei einer vorzüglichen Lehrerin zu nehmen.

Eine Stunde zu Wagen, eine Stunde Bahn und dann noch das Zufußlaufen in der Stadt! Aber sie war tapfer. Es focht sie nichts an. Die Musikstunden waren der Fleck blauen Himmels in ihrem von Sorgen verfinsterten Leben.

Ein Tag kam, an dem Baron Berg erklärte, die Klavierstunden und das Hineinfahren in die Stadt sei ein Luxus, den sie sich „vergehen lassen müsse“.

Ihr war's, als hätte man neben ihr das letzte Licht ausgelöscht. Von nun an tappte sie gänzlich im Dunkeln.

Und wie einem plötzlich Erblindeten zauberte ihr die von nun an gänzlich auf sich selbst angewiesene Phantasie die herrlichsten Bilder vor. Ihre Mutter hatte ihr oft von der Pracht ferner Länder, von den wundersamen Kunstschätzen Italiens, von den durch tropische Vegetation erhöhten Reizen der Architektur in Südspanien, von dem dämonischen Blendwerk der französischen Hauptstadt erzählt, Herrlichkeiten, die sie nur flüchtig als junges Mädchen kennen gelernt. Sie hatte Marie erläuternde Bilder gezeigt.

Die Bilder hatten sich Maries Seele eingeprägt, sie glitten vor ihrem Auge hin wie eine Fata Morgana, in der köstlich reine Quellen unter schattenden Palmen hinrieseln — vor den Augen eines Verdurstenden.

Sie war wie ein feuriges junges Tier, das man mit einem Strick an einen Pflock festgebunden hat.

Sie riß und zerrte an dem Strick, ungeduldig zu Anfang, als noch die Verzweiflung im Kampf mit der Hoffnung war. Dann aber ging auch das zu Ende, eine gänzliche Stumpfheit war über sie gekommen, ein gleichgültiges, von einem Tag zum anderen Hinleben, als sich plötzlich die Sachlage änderte, und zwar durch eine Schwester des Barons Berg, die als ein gutmütig geschäftiger Deus ex machina in der Gegend auftauchte.

Sie war eine der wenigen Angehörigen des Barons Berg, die sich nicht von ihm zurückgezogen hatten. Er hatte nämlich nie versucht, von ihr Geld zu borgen. Und als Graf Rinkberg zum Obersten befördert und in eine von dem Schlößchen Sanssouci kaum eine Stunde entfernte Garnison versetzt worden war, lag nichts vor, was dem Verkehr der Schwäger verstimmend entgegengetreten wäre.

Die Oberstin nahm sich sofort Maries an, that, was sie konnte, sie „aufzumischen“, versuchte natürlich auch Marie zu verheiraten. Damit aber ging es nicht so flott von statten, als es die gutmütige Oberstin eigentlich gehofft. Im „Regiment“ fand Marie keinen Anklang. Die Offiziere fanden sie zu ernst, zu gescheit, sie war ihnen, wie sie sich ausdrückten, „zu hoch“.

Außerdem hatte sie kein Vermögen, und wenn man schon eine uneigennützige Dummheit beging, so beging man sie lieber für eine üppige und ungebildete Müllerstochter, die man kompromittiert hatte und für die man sich schließlich nach Ostgalizien versetzen ließ.

Außer der Zukunft Maries machte der gutmütigen und lebenslustigen Oberstin nur noch ein einziger Umstand Sorge, und zwar ihre täglich zunehmende Korpulenz. Sie hatte einmal eine so schöne Figur gehabt.

Ihr Arzt, den sie wegen ihrer sich bedenklich ausbreitenden Körperfülle zu Rate zog, schlug Marienbad vor, und dorthin begab sie sich und zwar in Gesellschaft ihrer Nichte. Und seltsam, Marie, die bei dem Offizierkorps in Bukow gar keinen Erfolg gehabt hatte, für die man bei den kleinen Regimentsfesten hatte Tänzer anwerben müssen, damit sie nicht sitzen blieb, wurde hier der Mittelpunkt einer interessanten Gesellschaft — ja, die Gräfin Rinkberg verdankte ihrer Nichte bald das Entgegenkommen von in- und ausländischen vornehmen Persönlichkeiten, welche sich sonst nie um die gutmütige, aber ziemlich gewöhnliche Oberstin bekümmert hätten. Herren und Damen wunderten sich über den Geist und die Haltung der Nichte einer Tante, welche trotz ihres Titels so ganz den Typus der einfachen, in Provinzgarnisonen herumsiedelnden Offiziersfrau hatte.

Unter den Persönlichkeiten, mit welchen sich Marie besonders gut unterhielt, war ein

älterer Herr, ein Diplomat, der eine große Stellung unter seinen Standes- sowie Berufsgenossen einnahm und mehr als einmal bestimmend in die Weltgeschichte eingegriffen hatte.

Er machte opinion publique für das junge Mädchen, indem er in Gegenwart aller maßgebenden Persönlichkeiten behauptete, etwas Ähnliches an Geist, Bildung, Lebhaftigkeit der Interessen, Anmut der Erscheinung und Gesundheit des Charakters, Unverdorbenheit der Phantasie sei ihm noch gar nicht vorgekommen.

Man fing an, sich nach den Eltern Maries zu erkundigen, die berühmte Fürstin X. erinnerte sich sogar, daß Maries Mutter eine weitläufige Cousine von ihr gewesen war, daß sie sie als Mädchen sehr gut gekannt, worauf sie Marie und die Oberstin, nachdem letztere ihre Kur glücklich überstanden hatte, nach ihrem wenige Bahnstationen von Marienbad entfernten Schloß einlud.

Hier war Marie in ihrem Element. Während die Oberstin inmitten dieses raffiniert ausgeklügelten Komforts, dieser mit jedem künstlerischen Reiz ausgestatteten Umgebung ihre berühmte widerstandsfähige gute Laune verlor und ärgerlich bald über dies, bald über das lamentierte, fühlte sich Marie wohl wie ein junger Fisch, den man, nachdem er sich längere Zeit aussichtslos auf dem Grase herumgequält, endlich ins Wasser geworfen hat.

Die Großmut der Tante und ihr eigener, fast unbegreiflich guter Geschmack hatten ihr den entsprechenden Toilettenrahmen für ihre in dieser Umgebung täglich herrlicher aufblühende Schönheit geliefert.

Sie wurde gefeiert, auf Händen getragen. Etwas im Hintergrund ihrer anderen vielfachen Verehrer, wohlwollend aufmunternd, aufmerksam beobachtend, hielt sich Graf Rheinsberg.

Nach vierzehn Tagen war der Zauber vorbei.

Marie saß mit ihrer Tante im Eisenbahncoupé. Die Oberstin atmete auf — wie korpulente Persönlichkeiten aufatmen, nachdem sie sich eines zu engen Korsetts entledigt haben.

„Na, ich bin froh, daß es vorbei ist," sagte sie; „ich freu mich auf meinen Schlafrock und mein Stück Rindfleisch mit Sardellensauce!"

Marie sagte nichts.

Und nun folgte eine böse Zeit. Die Stumpfheit — die letzte Zuflucht der Hoffnungslosen — war Marie benommen. Sie fühlte jeden Nadelstich in ihrer Existenz. Sie haderte gegen ihr Schicksal mit einer Bitterkeit, die sich bis ins Unwürdige verlor.

Und wenn die nicht nur gutmütige, sondern durch und durch edle Miß Smith ihr Vorstellungen darüber machte, so brach sie in Thränen aus, schämte sich, ohne die Kraft in sich finden zu können, ihrer Unzufriedenheit Einhalt zu thun.

Da, an einem unfreundlichen Septembertag, einem Tag, an dem der kalte von Regengüssen durchstrichene Wind zwischen einer sich in Kot auflösenden Erde und einem hinter Wolken verborgenen Himmel hinstrich, kam Marie aus Prag zurück, wo sie ein paar notwendige Besorgungen gemacht hatte. Ganz erdrückt von einer Last der verschiedentlichsten Pakete stieg sie aus. Sie konnte unmöglich alles selber tragen. Ein Packer half ihr. Der Wind fuhr ihr in ihren dünnen, zerknitterten, ausgewachsenen Mantel hinein.

Zu hübschen Sommer- und Abendtoiletten hatte die Großmut der Tante gereicht — aber vor der Anschaffung neuer Winterkleider war sie stehen geblieben.

Zwei Offiziere mit gelb paspelierten braunen Paletots, Bekannte aus dem Regiment ihres Onkels, grüßten sie, ohne sich ihr zu nähern. Vielleicht waren sie zu zartfühlend dazu ... Marie schämte sich unsinnig, das war kindisch von ihr — aber natürlich. Hinter der Station saß Baron Berg in einem über und über mit Kot bespritzten Phaethon — auf dem Bock ein Kutscher mit rot aufgedunsenem Gesicht, Flecken an seinem drapfarbenen Paletot und Grünspan an den Knöpfen.

Baron Berg verhandelte von seinem Wagen aus heftig mit dem Getreidehändler, welcher diesmal Schwierigkeiten machte und auf die Vorschläge des Gutsbesitzers nicht mehr eingehen wollte. Berg war übellaunig und aufgeregt, er fuhr Marie an, als er sie mit ihren Paketen erblickte. Die Pakete wurden irgendwie in dem Wagen

untergebracht und auf dem Kutschbock, wie's gerade ging.

Beschämt kroch Marie in den Wagen, drückte sich in den geringen Raum zurück, den der umfangreiche Pelz ihres Vaters ihr frei ließ, ein Kleidungsstück, das er so sehr liebte, daß er es jedes Jahr einen Monat zu früh aus der Kiste ziehen ließ, wo es den Sommer über in Kampfer und Insektenpulver einbalsamiert lag.

Der Packer verlangte ein Trinkgeld — Marie hatte nichts mehr, und der Freiherr forderte ihn auf, zum Teufel zu gehen. Die Unterredung mit dem Getreidehändler spann sich fort.

„Ist das Ihr letztes Wort, Herr Baron?“ rief der Händler.

„Ja!“

„Dann bleibt's auch bei meinem, ich bin nur ein armer Geschäftsmann, aber ein gewissenhafter — und wenn der Herr Baron ...!“

Er hatte die Hand auf das Kotleder gestützt und steckte seinen zugleich gierig und unterthänig grinsenden Kopf in den Wagen hinein.

Der Baron ließ zufahren, der Händler prallte mit dem Dach des Wagens zusammen und fiel der Länge nach in eine Pfütze.

„Um Gottes willen!“ rief Marie.

„Geschieht ihm recht, dem Hund,“ grollte der Baron, indem er sich selbstzufrieden den Schnurrbart streichelte.

Er freute sich offenbar darüber, dem Geschäftsmanne einen Schimpf angethan zu haben. Er gefiel sich in seiner Rolle als „letzter Ritter“.

Der Wagen rempelte gegen einen Prellstein. Baron Berg merkte, daß der Kutscher betrunken war. Er machte ihm heftige Vorwürfe — der Betrunkene antwortete. Es kam zu einem lauten Wortwechsel, bei dem der Freiherr dem Kutscher verschiedene Ochsen und Schweine an den Kopf schleuderte, schließlich aber dem Rüpel gegenüber immerhin den kürzeren zog, da ihm dieser die Zügel hinwarf und mit den in slavischer Sprache herausgeplärrten Worten: „Die schöne Equipage kann sich der Herr Baron selber kutschieren!“ vom Bock heruntersprang.

Baron Berg bestieg nun selber den Kutschbock in seinem mit einem flatternden Kragen ausgestatteten und mit Biber ausgeschlagenen Bojarenpelz und seiner mottenzerfressenen Bibermütze.

Die Scene trug sich auf dem Marktplatz zu, gerade vor dem Offizierskasino — die beiden Offiziere, welche Marie bereits am Bahnhof salutiert hatten, gingen vorüber und lächelten. Marie hätte unter die Erde sinken mögen.

Endlich kam man zu Hause an. In der schlecht verwahrten, von Zuglüften durchschnittenen Wohnung konnte sich Marie nicht erwärmen. In ein dickes Tuch eingehüllt, saß sie Miß Smith gegenüber an dem Mittagstisch, während ihr Vater die mitgebrachte Posttasche durchstöberte.

Obgleich ihm die Post fast nie etwas anderes als die eingelaufenen Rechnungen und die Zeitung brachte, harrte er dem Postsack doch stets mit derselben Spannung entgegen, prüfte dessen Inhalt mit derselben Aufmerksamkeit, als ob er darin die Nachricht zu finden erwarte, daß er das große Los gewonnen habe.

„Ein Brief für dich,“ sagte er, indem er, verdrießlich über die sich alle Tage erneuernde Enttäuschung, den Postsack wegwarf. „Von wem?“

Marie kannte die Schrift nicht. Etwas unruhig riß sie den Brief auf. „Graf Rheinsberg,“ murmelte sie, die Unterschrift entziffernd. Dann begann sie zu lesen. Plötzlich wurde sie erst rot, dann weiß.

„Was ist dir?“ fragte der Vater.

Sie legte die Hand an die Stirn. „Nichts, nur — Graf Rheinsberg fragt mich, ob ich mich entschließen könnte, seine Frau zu werden.“ — —

Sechs Wochen später wurden sie getraut, Marie von Berg und Wilhelm Graf Rheinsberg, in der kleinen Kapelle im Park von Sanssouci, und zwar an einem kalten Novembertag, kurz vor dem Advent. Ein paar Blätter klammerten sich noch verzweifelt an die Äste, wehrten sich gegen den Herbststurm, der die Bäume her- und hinbog. Aus einer bleigrauen Wolke fielen Schneeflocken, die den Weg zur Erde nicht finden konnten.

Marie stand in ihrem Schlafzimmer vor einem alten, blinden Stehspiegel, der alles schief zog, hinter ihr die Tante und die alte

Kammerjungfer, die ehemals ihre Kinderfrau gewesen war. Das Brautkleid wollte nicht sitzen, Tante und Kammerjungfer zupften daran herum. Marie ließ sie gewähren, warf nur hier und da einen Blick in den Spiegel, um sich über das Resultat ihrer Anstrengungen zu unterrichten, zuckte die Achseln und murmelte: „Sonderbar.“

„Was soll sonderbar sein?“ fragte die Tante.

„Daß Graf Rheinsberg mich heiraten will,“ erwiderte Marie. Sie sprach von ihrem weißhaarigen Bräutigam als Graf Rheinsberg bis an die Stufen des Altars.

„Und warum soll das sonderbar sein?“ fragte etwas ärgerlich die Tante. Auf ihren Lippen schwebte es: „Viel sonderbarer finde ich, daß du ihn heiraten willst.“ Diese Bemerkung aber verschluckte sie.

„Warum es mir sonderbar vorkommt?“ murmelte Marie. „Weil ich nicht begreife, was ihm an mir gefallen kann.“

„Was ihm an dir gefallen kann?“ wiederholte die Tante. Und wieder drängten sich eine Menge Bemerkungen auf die Lippen der älteren Frau, und wieder schwieg sie, weil sie fühlte, daß, wenn sie einmal anfing zu reden, sie zu viel sagen würde.

Hinter Tante und Kammerjungfer stand Miß Smith in einem uralten, dünnen, raschelnden, grauen Seidenkleid, das nach Kampfer, Lavendel und Moder roch, und wischte sich verlegen ganz kleine Thränen von beiden Seiten ihrer scharf geschnittenen Nase herab.

„Child, child, don't believe, what that wretched glass tells you,“ rief sie ihrer Schülerin zu — „you look most interesting — und in kurzer Zeit wirst du eine Schönheit sein!“

Maries Augen leuchteten auf. „Ach, wenn's nur wirklich der Fall wäre, Miß Smith!“ rief sie. „Schön sein, reich sein, reisen, die Welt kennen lernen! ah! Wer von uns hätte wohl geglaubt, daß mir ein solches Glück noch beschieden sein sollte!“

Die Erzieherin und die Tante wechselten einen Blick und blieben beide stumm.

Die Erzieherin und die Tante schämten sich beide für Marie.

Marie erriet ihre Empfindung nicht einmal. Sie dachte nur, die beiden alten Damen verübelten es ihr, daß sie nicht sentimental that und weinte über den Abschied.

Wie sollte sie sich grämen über den Abschied von zu Hause?! Sie sah sich um ... und da bemerkte sie plötzlich vieles, was schön war und an dem sie bis dahin achtlos vorübergeblickt — die reizende Form des Zimmers mit seinen abgerundeten Ecken und seinem halb gewölbten Plafond, die Malereien an den Wänden, blaue Gitter, an denen sich Rosenknospen emporzogen, die großen Thüren aus geschnitzter brauner Eiche — die Fensternischen aus demselben Material. Die Malereien an den Wänden waren verblaßt und von mancherlei häßlichen Kräklern verunstaltet — das Eichenholz an Thüren und Fensternischen war wurmstichig. Aber es war doch schön und stimmungsvoll — und — mit einemmal heimelte es Marie an. Nur einen Augenblick zog's über ihr Herz hin wie ein kalter Schauer — dann, durch eine der dunkel vertäfelten Fensternischen, blickte sie hinaus in die märchenblaue Ferne, die sie zwischen den im Herbstwind zitternden Ästen der alten Linden aufschimmern sah — nichts Deutliches, nur etwas zauberisch Duftverwischtes, über dem das Gold eines schönen Herbstsonnenstrahles lag ...

In dem Augenblick hörte man Wagen rollen.

Der Bräutigam kam von der Bahn. Miß Smith, vor Aufregung bebend, trat an ihre Schülerin heran, küßte sie eilig und murmelte: „God bless you child!“

Die Tante machte ihr das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn.

Es pochte an ihre Thür. Der Vater war's. „Marie, bist du fertig?“ rief er, „Rheinsberg ist da, und der Pfarrer wartet schon.“

Gäste waren keine gekommen — nur die Trauzeugen — Graf Rinkberg und Graf Miroslaw für Marie — zwei ganz gleichgültige, fremde Menschen, von denen Marie längst die Namen vergessen hatte, für den Bräutigam.

„Ja, gleich,“ erwiderte Marie mit einer ruhigen, zuversichtlichen Stimme.

„Nur einen Augenblick,“ bat die Kammerzofe.

Plötzlich fühlte Marie einen scharfen Stich im Kopf. Sie stieß einen kurzen Schmerzens-

laut aus. „Was machst du denn, Pepi?“ rief sie.

„Ach, Baronesse! ich habe nur den Brautkranz festgesteckt — es ist stürmisch draußen, ich dachte, er könnte herunterfallen!“ entschuldigte sich die treue alte Person.

„Der fällt nicht herunter — ich glaube, du hast ihn angenagelt,“ meinte Marie humoristisch. „Es thut mir ja weh!“ Marie hätte ihn gern umstecken lassen. Aber die Zofe weigerte sich.

„Besser er thut weh, als er fällt herunter!“ meinte sie, und Marie fügte sich.

Mit hocherhobenem Kopf und unbefangenem Blick kam sie dem Bräutigam entgegen, der mit den Zeugen und Baron Berg in dem freskenbemalten Kuppelsaal stand, und zwar um einen Tisch herum, auf dem sich zwischen zwei Tellern Biskuits etliche Weingläser und eine Flasche Bordeaux befanden.

Baron Berg rühmte diesen Bordeaux als etwas ganz Besonderes. Marie merkte, daß sowohl die Trauzeugen als auch der Bräutigam nur daran nippten und den Wein unter irgend einem Vorwand wegstellten. Und plötzlich kam ihr ein rasendes Mitleid mit dem vierschrötigen Vater, der alles verkehrt gemacht hatte im Leben — der bei ihrer Hochzeit erschien in einem fadenscheinigen Überrock mit glänzenden Nähten und seinen Gästen Wein vorsetzte, auf den er stolz war, und den sie nicht trinken konnten.

In die Kapelle betrug der Weg vom Schlößchen aus nur fünfzig Schritt, aber die fünfzig Schritt mußten gegangen werden. Man hatte Bretter gelegt vom Schloß bis zur Kapelle und über die Bretter Teppiche. Es war kalt, Marie trug um die Schultern einen Hermelinkragen, der noch von ihrer Mutter stammte. Seltsamerweise hatte sie, die doch ihrer Vergangenheit ohne jegliche Gefühlsduselei gegenüberstand, nichts von den Sachen anthun wollen, die ihr der Bräutigam geschenkt, ehe sie seinen Namen trug.

Es war kalt draußen, und die Besorgnisse der alten Kammerjungfer um den festen Halt des Brautkranzes zeigten sich gerechtfertigt. Der Wind that, was er konnte, um den Kranz vom Kopfe der jungen Braut zu reißen, aber der Kranz saß fest, und der Schleier wehte hinter Marie her, wie von einem unsichtbaren Schutzengel getragen, der ihn von jeder schmutzigen Erdenberührung fern hielt.

Die weiße Schleppe trug Marie selbst. Von allen Seiten drängten sich die Leute aus den naheliegenden Dörfern, um die Baronesse in die Kirche gehen zu sehen. Marie war stets gut gewesen gegen die Armen. Noch am Tage zuvor hatte sie den Kindern aus der Umgebung ein Fest gegeben, ihnen verfrühte Christbäume angezündet. Die Oberstin fragte sich, ob die schlanke, junge Dame, die so unbefangen neben dem alten Bräutigam in die Kirche schritt, dieselbe war wie das junge Mädchen von gestern, das voll warmherziger Zärtlichkeit kleine Bälge auf den Arm genommen hatte, damit sie sich selber das Zuckerwerk vom Christbaum langen sollten.

„Pan bůh požehnej!“ klang es von allen Seiten, und Marie lächelte den anhänglichen, wohlbekannten Gesichtern zu. Aber plötzlich überkam sie etwas Sonderbares. ... Die Blicke, welche die Tante mit Miß Smith gewechselt, hatte sie nicht enträtselt. Aber auf den naiven Gesichtern ihrer Armen stand das Mitleid zu deutlich, als daß sie es nicht hätte lesen können. Und da schlich ihr's ganz langsam durch die Adern wie eine Unruhe — eine Angst. Ehe sie sich dessen versah, kniete sie bereits vor dem Altar. Der Sturm rüttelte an den Fenstern — eine große Kälte drang von allen Seiten in die kleine Kirche hinein. Marie fror bis ins Mark. Auf die Fragen, die der Priester an sie richtete, antwortete sie wie im Traum. — —

Das bindende Wort war gefallen — der Priester sprach seinen Segen.

Von draußen durch den sausenden Sturm tönte ein Vokalquartett — eine Aufmerksamkeit, welche der sehr musikalische Schulmeister des nächsten Dorfes für die Tochter des Barons Berg in Scene gesetzt hatte. Sie machten einen eigentümlichen und rührenden Eindruck, die dünnen, herben, aber frischen Stimmen, die so rein und tapfer in den zerstörenden Herbstlärm hineinsangen, und Marie fing plötzlich an zu weinen. Sie richtete den Blick auf eines der schmalen Kirchenfenster, und hinter den kleinen, durchsichtigen Scheiben sah sie braune Bäume,

die ihre kahlen und dürren Äste in die finsteren Wolken streckten, und sie erinnerte sich plötzlich, daß sie die Bäume gesehen hatte, blütenbeladen, duftumweht. Ja, das war im Frühling gewesen — der war vorüber.

Aber er würde wiederkommen ... wiederkommen. Eine harte, anklagende Stimme in ihr sagte ihr, daß der Frühling wiederkommen würde für die Bäume draußen — für ihr Herz nie mehr. Das war vorbei. Und sie selbst war schuld, sie hatte es nicht besser gewollt.

Vorbei! ... ein für allemal vorbei! ... Mit einer Art Furchtsamkeit hob sie die Augen zu ihrem ihr nunmehr angetrauten Gemahl. Er war ein schöner Mann, schlank wie eine Tanne, von vollendeter Haltung, mit geistreichen, hellen blauen Augen, aristokratischem Profil und grauem Vollbart. Aber er war sechzig Jahre alt. Sie sagte sich, daß sie immer eine Stütze an ihm finden, daß sie würde stolz sein können auf ihn ...

Aber es war doch der Winter, dem sie sich angetraut hatte.

— — — — — — — — — — — — — —

Miß Smith sowohl als die Gräfin Rinkberg machten beide betrübte Gesichter, als sie dem Wagen nachblickten, der mit den Neuvermählten auf die Bahn rollte. Was sollte daraus werden? — —

Die Sache entwickelte sich besser, als man es hätte erwarten können.

Derjenige, der um Jahre später am meisten darüber staunte, daß ihm das Kunststück gelungen, war Graf Rheinsberg selbst.

* *
*

Ich habe wahrlich unverschämtes Glück gehabt, pflegte er sich späterhin selber des öfteren zu sagen, wenn er an seine Trauung mit dem jungen Mädchen in der kleinen, verfallenen Kapelle gedachte.

Mit zu dem Glück gehörte, daß seine spät auflodernde Leidenschaft von kurzer Dauer war. Wenn sich dieselbe weitergeschleppt hätte, so wäre Marie vielleicht trotz aller Charakterfestigkeit nicht im stande gewesen, ihre Existenz würdig durchzuführen.

Die Ehe hatte ihr sehr unangenehme Überraschungen geboten.

Von einer strengen, prüden, alten englischen Vestalin überwacht, im übrigen eine von jenen herben, in sich abgeschlossenen Naturen, denen die geschwätzigste Geschlechtsgenossin keine vertraulichen Mitteilungen zu machen gewagt, war sie schwindelfrei und blind durchs Leben gewandert und schließlich zweiundzwanzig Jahre alt neben dem grauhaarigen Staatsmann an den Altar getreten, ohne eine Ahnung davon zu haben, zu was sie die Ehe verpflichtete.

Wenn sie jünger gewesen wäre, hätte ihre Tante gewiß nicht verfehlt, sie aufzuklären — so nahm diese an, daß es nicht nötig sei. Die ersten Zeiten nach Maries Heirat gehörten infolgedessen nicht zu ihren glücklichsten. Da sie aber in altmodisch sittlichen Traditionen aufgewachsen und im übrigen keine ungesund grüblerische Natur war, so nahm sie ihr Los hin, wie es genommen werden mußte, ohne sich unnötige Gedanken darüber zu machen, und fast, ehe sie sich dessen versah, war der Druck von ihr genommen — die unglückliche Ehe hatte sich in eine sehr glückliche Freundschaft verwandelt, eine Freundschaft, die mit jedem Jahr inniger wurde und beiden Teilen von Tag zu Tag mehr innerliche Befriedigung bot.

Von da an genoß Marie nicht nur unbefangen alle Vorteile, welche Rheinsbergs glänzende Stellung ihr einräumte, nein, sie freute sich immer verständnisvoller an dem Verkehr mit dem ungewöhnlich geistvollen Manne, sie fühlte sich gehoben durch seine Sympathie, spannte alle Kräfte an, um die gute Meinung, welche er von ihr hegte und welche sie übertrieben fand, zu rechtfertigen.

Aus der glänzenden europäischen Hauptstadt,. wo er eine sehr hohe diplomatische Stellung eingenommen, führte ihn der Dienst des Vaterlandes nach Berlin zurück.

Die Berliner haben eine Vorliebe für alles Exotische. Marie wurde mit Begeisterung aufgenommen, gefeiert, gehätschelt, bewundert. Man war neugierig, in welcher Weise sie die ihr gebotene Gastfreundschaft erwidern würde. Die Neugier wurde befriedigt und allgemeiner Beifall gezollt. Der Salon der Gräfin Rheinsberg war einfach ein Unikum, ein Mittelpunkt nicht nur aller hervorragenden Männer und vornehmen Frauen ihres eigenen Kreises, sondern auch

Sammelpunkt aller Berühmtheiten. Junge Künstlerinnen fanden bei ihr Stütze und Anregung — junge Künstler und Litteraten fanden bei ihr zugleich einen Sporn und — einen Zügel. Man konnte Berühmtheiten kennen lernen, ohne aus dem innersten Kern der guten Gesellschaft herauszutreten. Es war merkwürdig — zu merkwürdig! Die Mitglieder der guten Gesellschaft fanden den Salon Rheinsberg nicht zu excentrisch und die Künstler nicht zu flach. So etwas konnte nur die Gräfin Rheinsberg zusammenbringen, behaupteten die Freunde der schönen Frau. Dort, wo Marie Rheinsberg herrschte, blieb alles in jenen Grenzen, welche die Schönheitslinie um all ihr Thun und Lassen zieht. Nie wurden unter ihren Augen jene Begeisterungsorgien gefeiert, durch welche andere Weltdamen ihre künstlerischen Sympathien entheiligen lassen. Jeder Mann wußte, daß er seine häßlichen Wünsche und Triebe vor ihrer Thür lassen mußte, ehe er bei ihr eintrat, gerade wie er wußte, daß er verpflichtet war, sich den Schmutz von den Stiefeln zu putzen, falls er zufällig zu Fuße gegangen war und den Straßenkot bis vor ihre Schwelle geschleppt hatte. Aber zugleich wußte ein jeder, daß für ein fein zugeschliffenes Witzwort, eine halsbrecherische Paradoxe Marie das empfänglichste Publikum war. Jeder gab sein geistig Bestes, wenn er mit ihr zusammenkam.

Sie hatte ein herrliches Leben. Daß doch etwas fehlte bei all dieser Herrlichkeit, empfand sie nicht, und welchen Preis sie dafür gezahlt, hatte sie längst vergessen, es war ihr nicht eingefallen, daß andere Leute daran denken konnten, überhaupt je daran gedacht hatten. — —

Das hämische Raubtierlächeln Verös Mischkas und die zartfühlende List ihres jungen Vetters, welcher die Worte des Zigeuners frei übersetzt hatte, um ihr eine Demütigung zu ersparen, hatten sie eines anderen belehrt. Heute zum erstenmal hatte sie erfahren, daß es Menschen gab, die sie bedauerten, und Menschen, die sie beinahe verachteten.

Der Zorn stieg ihr in die Wangen. Wie durfte sich jemand das erlauben? dachte sie. Mochte ihr Mann fünfzig, mochte er hundert Jahre älter sein als sie selbst, niemand hatte darüber mit den Wimpern zu zucken, sie hatte ja stets ihre Pflicht gethan. Da kam ihr plötzlich etwas sehr deutlich zum Bewußtsein: daß sie ihre Pflicht durchführen mußte bis zum äußersten — bis zum letzten Atemzug, wenn sie nicht ihrer eigenen Verachtung zum Opfer fallen wollte.

Aber es war ja nicht schwer, ihre Pflicht zu thun — eine Versuchung erschien ihr unwahrscheinlich, eine Niederlage unmöglich.

Und doch, was war das für ein beklemmendes, zusammenkrampfendes Gefühl, als ob sie irgendwo in einem Kerker eingeschlossen sei. Es war ein schöner, großer Kerker — aber es war doch ein Kerker, und die Mauern, welche der Luxus um sie gezogen, waren höher als die, welche die Not um sie aufgerichtet hatte in Sanssouci. Aus der Not hatte es ein Entrinnen gegeben — aus dem Luxus gab es keins.

* * *

In den Tagen, die auf den Spitalbazar folgten, sah Marie Rheinsberg jedesmal, wenn sie von ihrer Nachmittagsspazierfahrt heimkehrte, mit ganz besonderer Aufmerksamkeit die indessen eingelaufenen Visitenkarten durch. Die Visitenkarte, die sie erwartete, stellte sich im Laufe der korrekten Frist ein und wurde mit einer Dinereinladung erwidert.

Es war ein ganz kleines Diner, zu dem Marie Rheinsberg ihren Vetter einlud — nur sechs Personen — eine Dame von der österreichischen Botschaft, die mit Marie befreundet und deren Mann gerade auf Reisen war — Gräfin Olga Ronitz — außerdem eine geniale, kürzlich von ihrem Mann geschiedene Klavierspielerin und ein Historiker mit klassischem Profil und einer berühmten Vergangenheit.

Der Historiker imponierte Hans am meisten; er hatte im Laufe seiner Studienzeiten den Namen desselben stets nur mit Andacht ausgesprochen — der Ruhm des Geschichtschreibers, der in Berlin eigentlich nur mehr ein Nachruhm war, grünte in Österreich noch frisch.

Nach kurzer Zeit lenkte der Hausherr Ronskys Aufmerksamkeit von dem Historiker ab. Es ließ sich nicht leugnen, daß Graf Rheinsberg interessanter als der Gelehrte war.

Hans hatte sich mit heftigen Vorurteilen gegen den alten Herrn zu Tisch gesetzt. Wenn er eine Verachtung gegen junge Mädchen hegte, die es über sich gewinnen konnten, alte Lebemänner zu heiraten, so empfand er auch eine recht ausgiebige Abneigung gegen die alten Sünder, welche sich bereit zeigen, die Vergnügungssucht der herzlosen, aber schließlich häufig recht unerfahrenen Mädchen auszunützen.

Merkwürdigerweise war es ihm, nachdem er eine halbe Stunde mit Rheinsberg beisammen gewesen war, nicht mehr möglich, seine auf breiter theoretischer Basis ruhenden Gehässigkeiten festzuhalten.

Er hatte einen Greis zu sehen erwartet, in dem ein Wüstling versteckt war, den Greis hatte er gefunden, den Wüstling nicht — sondern statt des Wüstlings einen sehr geistreichen, außerordentlich unterrichteten alten Herrn, der offenbar im höchsten Maße fördernd auf die intellektuelle Entwickelung seiner jungen Frau gewirkt haben mußte und in einem durchaus edlen Freundschaftsverhältnis zu ihr stand.

Mit seiner Antipathie gegen den Mann fiel auch seine Verachtung der Frau.

Anregend war das kleine Diner im höchsten Maße. Die Konversation bewegte sich auf geistigen Höhen, die in Österreich nur in ganz besonderen Verhältnissen erklommen werden und auf denen sich Hans nicht mit voller Schwindelfreiheit behaupten konnte.

Natürlich wollte er sich nicht verblüffen lassen und seinen Mann stellen. Er brachte das Gespräch auf sein Steckenpferd, die sociale Frage — er sprach über weitläufige Weltverbesserungen, die notwendig wären und mit denen er in Österreich anfangen wollte. Kopfschüttelnd hörte ihm Graf Rheinsberg zu, und als Ronsky von einer Radikalkur der kranken Civilisation sprach, fing er an zu lächeln.

„Allen Respekt vor Ihrem jugendlichen Ungestüm, aber ich glaube an keine Radikalkur des Weltalls und der Civilisation. Ich glaube, daß beide an einer durchaus unheilbaren, durch einen Fehler im Schöpfungsplan entstandenen Krankheit leiden.“

„Ja, aber wir können doch nicht einfach stehen bleiben und der Ausbreitung des Übels ruhig zusehen!“ rief Ronsky.

„Im Gegenteil müssen wir unser möglichstes thun, die Ausbreitung des Übels einzudämmen,“ entgegnete Graf Rheinsberg.

„Aber wenn Sie an keine Heilung glauben?“ sagte kopfschüttelnd Ronsky.

„Mein Gott ... Heilung! ... Es giebt viele unheilbare Leiden, die ein langes Leben nicht ausschließen. Die Krankheit unserer socialen Zustände gehört dazu. Man muß einfach trachten, durch Palliative die Schmerzen der unheilbaren Krankheit zu lindern. Das ist meine Ansicht!“ erklärte Rheinsberg.

„Ich teile ganz Ihre Ansicht, Excellenz,“ erklärte der Geschichtsforscher. „Ich bin immer für Palliative. Schon die alten Ägypter ...“

Ein Diener, der ihm ein besonders vorzügliches Hummersoufflé reichte, unterbrach seine Betrachtungen über die alten Ägypter.

„Die sociale Frage kann überhaupt nicht gelöst werden ohne Hilfe der Religion,“ begann Hans von neuem.

„Ach, laßt unseren Herrgott aus dem Spiel, wenn es sich um die Staatskunst handelt,“ erklärte Graf Rheinsberg. „Hier auf Erden muß man schauen, wie man ohne ihn fertig wird.“

„Ich wundere mich, daß eine solche Weltanschauung Sie nicht mutlos gemacht hat, Excellenz,“ bemerkte Hans. „Ich begreife nicht, daß Sie überhaupt so tapfer für das Wohl Ihrer Mitbürger gearbeitet haben, wenn Sie der Menschheit und unserem ganzen Leben keine tiefere Bedeutung beimessen.“

Graf Rheinsberg zuckte die Achseln. „Ein Zahnschmerz hat auch keine tiefere Bedeutung,“ erklärte er, „deswegen wird doch jeder demjenigen dankbar sein, der ihn von dieser Qual befreit. Unsere ganze Existenz ist eine Reise aus dem Dunkel ins Dunkel — aber was schadet's, daß man nicht genau weiß, wo man ankommt. Immerhin ist es gut, den vielen Reisenden, die den Schwindel mitmachen müssen, die Reisebedingungen so angenehm als möglich zu gestalten. Daran müssen alle vernünftigen Menschen arbeiten. Die Religion hat damit nichts weiter zu thun. Die ist eine Sache für sich und soll nicht in socialpolitische Probleme hineingezogen werden, um uns die Lösung zu erleichtern, oder vielmehr eine Scheinlösung herbeizuführen.“

„Diesen Standpunkt möchte ich nicht einnehmen im Leben,“ warf Hans ein, „ich kann nicht existieren ohne ein Ideal, und für mich ist die Religion der große Jungbrunnen aller Ideale, wenn nicht deren Urquell!“

Er hörte sich reden, seine volltönende Phrase gefiel ihm. Als er sich aber nach Beifall umsah, begegnete sein Blick nur gleichgültigen oder spöttischen Gesichtern.

Mit einemmal fing Marie an zu lachen, ganz leicht, eher gutmütig.

„Dürfte ich Sie fragen, wodurch ich Ihre Heiterkeit erregt habe, gnädigste Cousine,“ wendete er sich nicht ohne Empfindlichkeit an sie.

„Sie scheinen so fest davon überzeugt, der einzige hier anwesende Idealist zu sein,“ entgegnete sie ihm; „zufällig ist mein Mann auch einer, aber er hat den stummen Idealismus.“

„Das ist der einzig echte,“ erklärte der Historiker. Es war das erste kluge Wort, das im Laufe des Diners von seinen Lippen gefallen war. Berühmte Schriftsteller geben sehr selten etwas umsonst.

Und Hans schwieg; er fühlte sich plötzlich sehr jung, sehr grün, sehr unbedeutend. Er war noch nie in die Schranken gewiesen worden, und seine erste Erfahrung nach dieser Richtung hin war ihm nicht angenehm. Aber er war doch zu wohl erzogen, sich seinen Verdruß anmerken zu lassen. Seine Selbstbeherrschung wurde ihm nach Tisch durch besondere Liebenswürdigkeit Maries gelohnt. Übrigens gewann er durch seine nachträgliche Haltung ihre Sympathie.

Ehe er sich empfahl, teilte sie ihm mit, daß sie hoffe, ihn nun öfters zu sehen. Auf seine Frage, ob sie keinen Empfangstag habe, erwiderte sie, das sei nicht der Fall. Bei Tage sei sie überhaupt selten zu treffen, aber des Abends sei sie oft zu Hause und würde sich sehr freuen, wenn er sich einfinden wollte.

„Ich werde es jedenfalls sehr bald versuchen,“ versicherte er, und sein Blick war so einschmeichelnd, seine Stimme klang so warm, daß Marie darüber vergaß, daß er bei Tisch Dummheiten gesagt hatte.

Als die Gäste gegangen waren und Marie sich mit ihrem Gatten allein befand, fragte sie ihn, was er von ihrem Landsmann halte.

Rheinsberg erwiderte hierauf: „Was soll ich von ihm halten — er ist, soweit ich zurückdenken kann, von allen Österreichern, mit denen ich je zusammen gekommen bin, der erste, der Phrasen gemacht hat. Übrigens lege ich ihm keine besondere Wichtigkeit bei.“

„Seine Landsleute scheinen anderer Meinung zu sein,“ entgegnete ihm Marie, „er hat glänzend studiert, gilt in Österreich für eine geistige Leuchte und ist die Hoffnung der konservativen Partei ...“

„Die arme konservative Partei!“ seufzte Graf Rheinsberg. Hierauf fügte er hinzu: „Übrigens erklärt mir das, was du sagst, vieles. Er ist ein wenig Charlatan wie alle Propheten, das heißt wie alle Menschen, die unter dem Bewußtsein leiden, von der Mitwelt überschätzt zu werden — schade ... Nun ich's überlege, abgesehen von seinen kindischen Wichtigthuereien, hat er etwas Sympathisches an sich. Es spricht für ihn, daß er dir deinen Klaps nicht heftiger verübelt hat. ... Hm! ... ein hübscher Mensch ist er, und ich habe selten ein so einnehmendes Organ gehört. Er wäre wie geschaffen, auf Volksversammlungen zu wirken, die Massen zu rühren; aber — die Massen zu lenken, wenn sie aufgerührt sind — das wird er nie im stande sein!“

Bald darauf schieden die beiden. Marie war ein wenig unzufrieden mit ihrem Mann — sie fand, daß er ihren Landsmann und Vetter zu streng beurteilte.

* * *

Das Diner war am 2. April gewesen. Auf den 10. fiel Marie Rheinsbergs Geburtstag. Sie wurde an diesem Tage zweiunddreißig Jahre alt.

Der Geburtstag wurde immer sehr festlich gefeiert, die junge Frau mit Geschenken überschüttet.

Die Feier blieb diesmal aus, da der alte Graf, durch einen Gichtanfall an seinen Lehnstuhl gefesselt, keine Gäste um sich versammeln konnte. Die Geschenke waren glänzender als gewöhnlich.

Inmitten des Aufbaues stand ein Kuchen mit zweiunddreißig brennenden Wachskerzen besteckt. Das erste, was Marie that, nach-

dem sie den Geburtstagstisch in Augenschein genommen hatte, war — die Kerzchen auszulöschen. Aus seinem Lehnstuhl heraus beobachtete sie Graf Rheinsberg neugierig — mit einer Neugierde, in die sich eine Spur von Unruhe mischte.

Marie hatte sonst immer eher mit ihrem Alter geprahlt, heute schien es sie zu ärgern, daß man ihr die Zahl ihrer Jahre ins Gedächtnis gerufen hatte.

Von dem Geburtstagskuchen schweifte ihr Blick zu den umliegenden Gegenständen — einem rosig schimmernden Perlenhalsband und einer Last von alten venetianischen Rosenspitzen zwischen einem Wald von frischen Blumen. Marie hatte Vorliebe für Schmuck und alte Spitzen. Heute aber hielt sie sich nur kurz bei der Betrachtung dieser Kostbarkeiten auf und ging sofort zu den Blumen über.

Wie viele Blumen und wie schön! Keine müdgereisten italienischen Blumen, sondern deutsche Rosen, Gardenien und Maiglöckchen, im Glashaus getrieben freilich. Immer und immer wieder beugte sie sich über die zartgefärbten Blüten und atmete deren Duft. Der Duft stieg ihr zu Kopf, es kam über sie wie eine holde Betäubung — die Betäubung, in der die Träume gedeihen.

Den ganzen Tag hatte sie, die energische Marie Rheinsberg, etwas Schleppendes in ihrem Gang und halbverschlossene, an der Wirklichkeit vorbeisehende Augen. Sie war müde und konnte es doch nirgends lange aushalten — nicht auf diesem Fleck noch auf jenem. Und wenn sie unten das Thor gehen hörte, sah sie sich um.

„Fehlt dir etwas, Marie?“ fragte Graf Rheinsberg.

„O nichts ... nichts ... nur ein wenig Frühlingsfieber,“ murmelte sie.

Er wiederholte das Wort sehr nachdenklich, zweimal hintereinander ... „Frühlingsfieber ... Frühlingsfieber!“

„Es ist immer so, wenn der Frühling zu bald kommt, da macht er einen matt!“ sagte sie.

„So — findest du?“ erwiderte der Graf. „Ich finde, der Frühling wirkt am aufreizendsten, wenn er sich verspätet hat. Dann kommt er plötzlich und blüht zu stark!“

Da sie hierauf nichts antwortete, begann er nach einer Weile von neuem und diesmal mit einer etwas ärgerlichen Stimme: „Du littest doch sonst nicht an derlei Nervositäten; ich habe es bis jetzt nie gemerkt, daß der Frühling einen Eindruck auf dich macht!“

„Es war auch in den letzten Jahren niemals der Fall,“ gab sie ihm ganz unbefangen zurück, „es ist das erste Mal, seitdem ich ein junges Mädchen war, daß ich das Frühlingsfieber spüre!“

Der Graf sagte nichts mehr. Er wendete sich dem Kamin zu und fing an das Feuer zu schüren.

Marie war es zu heiß gewesen, sie hatte die Fenster öffnen lassen.

Ihm war kalt. — —

Im Laufe des Nachmittags fragte sie den Grafen, ob er etwas dagegen habe, wenn das Diner um eine Stunde vorgeschoben würde. Olga Ronitz, dieselbe, welche Hans Ronskys erstes Diner in der Wilhelmsstraße mitgemacht, hatte soeben bei ihr anfragen lassen, ob sie nicht mit ihr ein Konzert besuchen wolle, und zwar ein Mühlen-Konzert. Mühlen sang zum letztenmal in dieser Saison.

Der Graf hatte nichts dagegen, er hatte nie etwas dagegen, wenn sich Marie unterhalten wollte.

So fuhr sie in das Konzert. Es wurde in der Singakademie gegeben. Mühlen sang den ganzen Abend, und sein musikalischer Zwillingsbruder, Hans Schmidt, begleitete ihn.

Raimund von Zur Mühlen stand damals in seiner vollen Blüte und war im reinsten Sinn des Wortes die klingende Seele seiner Zeit.

Seine Stimme war voll und stark dabei, von wunderbarer, sich jedem Gefühl anschmiegender Ausdrucksfähigkeit. Durch seinen ganzen Gesang schwebte der unwiderstehliche Reiz eines starken subjektiven Empfindens, das doch (und hierin birgt sich das Geheimnis des echten Künstlertums) von einer unbestechlichen Selbstkritik tyrannisch im Zaum gehalten wurde.

In jedem echten Genie steckt ein Autokrat, der seine Begabung unbarmherzig knechtet.

Dieser Autokrat steckte auch in Mühlen, und er zog um die ganze Glut und Leidenschaft, um den Schmerz und den Jubel seiner Leistung jene unerbittliche Schönheits-

linie, deren Übertretung für Marie ein unverzeihliches Verbrechen war — vielleicht das einzige unverzeihliche.

Fast alles, was er sang, hatte auf den Frühling Bezug. Er sang die „Alten Laute“ von Schumann, er sang Rubinsteins abgedroschenes, weil so wunderschönes: „Es blinkt der Tau in den Gräsern der Nacht“, er sang Tschaikowskys: „Warum ... ach, warum sind die Veilchen so blaß!“ — und wie er alles wach gesungen, was die Menschenherzen im Frühling unruhig macht, endigte er mit zwei traurigen, die Hoffnung und Sehnsucht zum Tode verurteilenden Liedern, dem wundersamen Lied von Brahms:

Ach, fänd ich doch den Weg zurück,
Den schönen Weg ins Kinderland!
Ach, warum suchte ich das Glück,
Und ließ der Mutter Hand!

und einer minderwertigen Komposition von Tosti, die er aber mit so erschütternder Gewalt zum Ausdruck brachte, daß kein Auge trocken blieb. Ridona mi la calma, ridona mi la calma! lauteten die letzten Worte.

Es war still in dem Konzertsaal wie in einer Kirche, und die Männer und Frauen lauschten wie auf eine Offenbarung — besonders die Frauen. Sie waren dem großen Künstler dankbar dafür, daß er alles in die Welt hinausgesungen, gejauchzt und geklagt hatte, was sie empfanden und was sie verschweigen mußten.

Nachdem die letzten murmelnden Worte von Ridona mi la calma verklungen waren, blieben die Menschen einen Augenblick still, dann brauste ein endloser Beifallssturm durch den Saal — ein Beifallssturm, der zugleich dankte und verlangte. Die Menschen wollten sich noch nicht zufrieden geben, sie wollten nicht mit einem traurigen Eindruck von dem Sänger scheiden.

Sie riefen ihn immer und immer wieder zurück. Und endlich that er ihnen den Willen.

Mit dem ganzen Schmelz seiner von heftiger Empfindung warm gesungenen Stimme jauchzte er's ihnen zu, das Lied von Henning von Koß, das mit den Worten schließt: „Mach deine Arme auf, damit es Frühling werde ...“

Da dankten sie ihm ein letztes Mal und gingen ihrer Wege, schöner konnte es doch nicht mehr werden.

Unten in der zugigen Vorhalle harrte Marie mit der sie begleitenden Dame des Dieners, der ihnen den Wagen melden sollte. Marie war zerstreut. Ihr Blut pochte noch nach dem Rhythmus der verklungenen Lieder.

Auf die enthusiastischen Ausrufungen der Bekannten, die an ihr vorüberkamen, auf die: „Das war wieder einmal fabelhaft — wunderbar — herrlich!“ — antwortete sie nur mit einem zerstreuten Kopfnicken, und als eine ganz besonders fanatische Enthusiastin — eine bekannte Sportsdame und Wagnerschwärmerin — ausrief: „Das war geradezu niederträchtig schön!“ lächelte sie nur, ohne sich ausführlicher zu äußern.

Da trat der Diener im hellen drapfarbenen Mantel, den Hut knapp neben dem Ohr haltend, an seine Herrschaft heran und meldete den Wagen. Die beiden Damen traten hinaus.

Die Luft war lind und roch nach Veilchen.

„Olga!“ wendete sich Marie an ihre Begleiterin, „wenn wir noch eine Rundfahrt durch den Tiergarten machten, ehe wir nach Hause zurückkehren?“ Und die Freundin war's zufrieden.

Marie gab dem Diener den entsprechenden Befehl. „Aber es ist ausgemacht, daß wir beide schweigen,“ erklärte sie hierauf der Freundin in ihrer etwas despotischen Art, der sie jedoch so viel Liebenswürdigkeit beizumischen verstand, daß sie ihr niemand übelnahm.

Und so rollten sie denn schweigend aus der dumpfen Stadt in den Tiergarten, über den der Frühling seine ersten durchsichtigen grünen Laubschleier zu breiten begann. Man konnte weder die Blätter noch die Farbe erkennen, nur daß die Umrisse der alten Baumriesen weich und verschwommen zu werden begannen, sah man.

Hier und da warf eine Laterne ihre gelben Strahlen in die Bäume und zeigte genau den Stand der Dinge, sonst erschien der ganze Tiergarten unter dem sternbesäten und von einer noch schmalen Mondsichel beleuchteten Himmel fiederig, silberig, grau. Der Stadtlärm tönte herüber, verstärkt durch die Wohllaute der Frühlingsluft. Es klang wie rastloses Meeresbrausen, in das sich das Geläute ferner Kirchenglocken mischt.

Aus der Erde dampfte ein feuchter aufreizender Geruch von üppiger, ans Licht hinausdrängender Fruchtbarkeit, huschende Schatten glitten zwischen den Bäumen dahin, manchmal hörte man einen Kuß.

Die Freundin Maries sagte: „Unerhört!“ Es war das einzige Wort, durch welches sie das ihr feierlich auferlegte Stillschweigen brach. Sie hatte es durchaus nicht zurückhalten können.

Marie sagte gar nichts. Die leise hingleitenden Schatten unter den frühlingstrunkenen, der Blüte entgegenstrebenden Bäumen stimmten sie nachdenklich. Wer mochten sie sein, die sich küßten? Irgend ein Handwerker mit einem Dienstmädchen, das sich für eine halbe Stunde frei gemacht hatte; ein kleiner Commis mit einer Ladenmamsell; eine schlecht erzogene, alleinstehende Lehrerin mit einem zufällig aufgelesenen Schatz — Leute, für die Marie im gewöhnlichen Leben, trotz ihrer überquellenden theoretischen und praktischen Humanität, eine Art Mitleid empfand, das mit der Verachtung sehr nahe verwandt war — Menschen, die bei näherer Betrachtung, und jeder einzeln genommen, gar nichts Interessantes oder Anziehendes an sich hatten, aber die ihr doch momentan überlegen waren. Sie waren fähig, in dem großen Wahn aufzugehen — dem Wahn, der sie einen für den anderen in Engel verwandelt hatte und die Erde in ein Paradies.

Und dieser Wahn war das Glück. Und plötzlich — den Zusammenhang zwischen ihrer früheren Unruhe und dem Gedanken hätte sie selber nicht zu finden gewußt — fiel ihr der junge österreichische Vetter ein. Acht Tage waren verstrichen, seitdem er bei ihr zu Mittag gegessen, und seither war er noch nicht erschienen, hatte von ihrer freundlichen Aufforderung, an einem etwaigen freien Abend bei ihr vorzusprechen, noch keinen Gebrauch gemacht ... Vielleicht hatte er noch keinen freien Abend gehabt ... vielleicht hatte er es ihr nachträglich verübelt, daß er von ihr abgeklapst worden war.

Solche kleine Verletzungen wirken manchmal nach ... der Heroismus, mit dem man sie anfänglich einsteckt, hält nicht vor. Es war auch unnötig gewesen, ihn lächerlich zu machen — das ... im übrigen ... was ging er sie an. Nur ...

Vor dem Palais Rheinsberg angelangt, forderte Marie ihre Freundin auf, mit ihr hinaufzukommen und eine Tasse Thee zu trinken.

Aber die Freundin lehnte ab.

„Es war ja ausgemacht, daß du noch zu uns hinaufkommst, Olga — mein Mann freut sich auf dich,“ behauptete Marie.

„Als es ausgemacht war, stand unsere Tiergartenspazierfahrt noch nicht auf dem Programm,“ erklärte Olga. „Die Theestunde ist vorüber — adieu, ein andermal! Wenn du sehr lieb bist, borgst du mir deinen Wagen zum Nachhausefahren!“

Das verstand sich natürlich von selbst. So schieden die Freundinnen. Während Marie die hell erleuchtete, nach gebranntem Lavendelwasser riechende Treppe hinaufstieg, hörte sie zu ihrem großen Erstaunen Klavier spielen. Es tönte aus der Bibliothek her, in welcher sie ihren Gatten verlassen hatte — der Bibliothek, in welcher sie sich mit Vorliebe aufzuhalten pflegte und in welcher auch ein Bechsteinscher Flügel stand.

Ganz deutlich hörte sie's — jemand spielte mit unbeholfenen Fingern halblaut den Trauermarsch aus der „Eroika“.

Sie trat ein. Ihr Mann hatte seinen Platz neben dem Kamin verlassen. Aber jemand anders befand sich in der Bibliothek. Von dem Flügel aus auf sie zu kam Hans Ronsky.

Ein maßloses Erstaunen malte sich auf ihren Zügen. Er verbeugte sich lächelnd, etwas verlegen, worauf er sich beeilte, seine Anwesenheit oder, wie er es nannte, sein „Solo-Gastspiel“ in der Bibliothek zu erklären.

„Eine ganz so unbeschreibliche Frechheit, wie Sie es zu vermuten scheinen, steckt nun doch nicht dahinter,“ erklärte er. „Als ich vor einer Weile hier ankam, traf ich Graf Rheinsberg noch auf, und wir plauderten sehr lebhaft miteinander. Dann wurde er müde — wollte sich aber nur unter der Bedingung zurückziehen, daß ich mich, wie er freundlich verlangte, als Verwandter benehmen und einfach Ihre Rückkehr abwarten sollte — Sie und Ihre Freundin müßten gleich ankommen, behauptete er.“

„Ach! ... es war sehr nett von meinem Mann, Sie dazubehalten — aber wie Sie

sehen, ist die Freundin mir treulos geworden," erklärte Marie. Als er aber hierauf nach seinem Hut greifen wollte, entgegnete sie ihm: „Seien Sie nicht thöricht, ich bin kein ängstlicher Backfisch, sondern eine sehr vernünftige Frau — eine Frau, die heute zweiunddreißig Jahre alt geworden ist —" fügte sie nicht ohne Überwindung hinzu, und dabei warf sie einen Blick nach dem Nebentisch, auf dem zwischen Maiglöckchen und Rosensträußen der Kuchen mit den zweiunddreißig Lichtern stand.

„Nebenbei bin ich eine hungrige Frau," fügte sie hinzu, „ich werde sofort Thee trinken und mich freuen, wenn Sie mir dabei Gesellschaft leisten wollen."

Dann nahm sie in dem Lehnstuhl Platz, den ihr Mann eben verlassen hatte. Ronsky setzte sich ihr gegenüber. Um weniges später tranken sie Thee und plauderten ungezwungen und lebhaft.

Für heute hatte er auch jede Spur von Pose und Prätension abgestreift, im Gegenteil zeigte sein ganzes Wesen etwas einschmeichelnd Einfaches, Bescheidenes, Knabenhaftes, fast Kindliches, das sehr für ihn einnahm.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie so musikalisch sind," sagte Marie unter anderem, auf seinen klassischen Klaviervortrag anspielend.

„Ich liebe alle Künste," sagte er.

„Rather a sweeping assertion," lachte sie, und dann mit gutmütiger Bosheit fügte sie hinzu: „Sie lieben alles, was den idealen Inhalt des Lebens vermehrt!"

Ihre Augen begegneten einander. Er fing an zu lachen.

„Die Parodie ist Ihnen vortrefflich gelungen," meinte er, „aber die Bosheit ist Ihrer nicht wert — Sie haben mich neulich ganz genügend abgetrumpft."

„Eigentlich haben Sie recht!" gab Marie zu, „und denken Sie, es hat mir nachträglich leid gethan, Ihnen den kleinen Klaps versetzt zu haben!"

„Klein?" wiederholte Hans und zog humoristisch die Brauen in die Höhe.

„Klein oder groß — er hat mich gereut," fuhr Marie fort. „Ich dachte mir, Sie hätten mir ihn doch übel genommen, und der Umstand, daß Sie so lange zögerten, bei uns zu erscheinen, sei auf meine Bemerkung zurückzuführen."

„Allerdings in gewissem Sinn," erklärte Hans lächelnd, „aber nicht darauf, daß Sie mir die Rüge erteilt, sondern darauf, daß ich sie verdient hatte."

„Ja, wenn Sie die Sache so auffassen wollen, da werden wir sehr gute Freunde sein!" erklärte Marie und reichte ihm die Hand.

„Sie müssen mir helfen, Ihrer Freundschaft würdig zu werden," sagte er ernst, indem er die weiße Hand an seine Lippen führte.

Wenn er, was seine politischen Führerfähigkeiten betraf, gegen die Meinung, welche seine Standesgenossen davon hegten, zurückstehen mochte, so besaß er hingegen ein Talent, das noch lange nicht genug anerkannt war — das Talent, sich bei Frauen einzuschmeicheln.

„Wir wollen sehen, was sich thun läßt," erwiderte sie gerührt.

Und er fuhr fort, auf sich zu schimpfen, was häufig die geschickteste Art ist, sich in ein glänzendes Licht zu stellen.

„Ich habe mich neulich doch gräßlich patzig gemacht," sagte er. „Wissen Sie, Gräfin, die Tonart, in welcher bei Ihnen die Konversation geführt wird, war mir neu. Sie waren alle so schrecklich gescheit, da wollte ich mich auch etwas bemerklich machen. Wie es ausgefallen ist, haben Sie mit erlebt."

„Ach, es war nicht so arg!" versicherte sie ihm. „Und außerordentlich komisch war mir's nur zuzuhören, wie mein Mann Ihnen Opposition machte — wie er mit Nüchternheiten renommierte aus Widerspruchsgeist."

„Das hatte ich eben nicht begriffen," sagte Hans mit komischer Treuherzigkeit, „jetzt kommt mir das ungewöhnlich dumm von mir vor. Was ist Graf Rheinsberg doch für ein merkwürdiger, großartiger Mann! Sie glauben gar nicht, wie viel neue Lichter mir aufgegangen sind in der halben Stunde, die ich mit ihm verplauderte, ehe Sie kamen. Es freute mich auch, Gelegenheit zu haben, mein Peccavi ihm gegenüber abzubeten. Wir sind sehr gut auseinander gegangen!"

„Das scheint, sonst hätte er Sie nicht aufgefordert, mich zu erwarten.“

„Er ermutigte mich, wie schon gesagt, dazu, mich ganz als Verwandter zu fühlen in seinem Hause,“ begann Hans mit Nachdruck. „Aber ich warte natürlich noch Ihre Erlaubnis dazu ab.“

„Es soll mich freuen ... Hans,“ sagte sie. „So heißen Sie doch,“ und dann setzte sie hinzu: „ich heiße Marie.“

Indem schlug die Uhr am Kamin Mitternacht.

Marie stand auf. „Wollen Sie es Ihrer Cousine sehr verübeln, wenn sie Sie jetzt hinauswirft?“ fragte sie lächelnd. — „Auf Wiedersehen!“ fügte sie hinzu, und er wiederholte: „Auf Wiedersehen!“

Dann war er fort. Marie stieg die Treppe hinauf in ihr Schlafgemach. An der Thür ihres Mannes blieb sie stehen. Durch das Schlüsselloch drang Licht — sie pochte leise an die Thür.

„Wer ist's?“ tönte es von drinnen.

„Ich, Marie!“

„Sehr willkommen!“

Marie trat ein. Durch Kissen hoch aufgestützt, lag Graf Rheinsberg in seinem Bett und las. Als seine Gattin eintrat, legte er das Buch weg. „Es ist sehr freundlich von dir, daß du dich noch hereinbemühst, mir gute Nacht zu wünschen,“ meinte er.

„Ich wäre schon längst gekommen,“ erklärte sie, „aber du hattest mir unten einen Besuch zurückgelassen, dem ich mich widmen mußte. Ich habe ihn soeben fortgeschickt.“

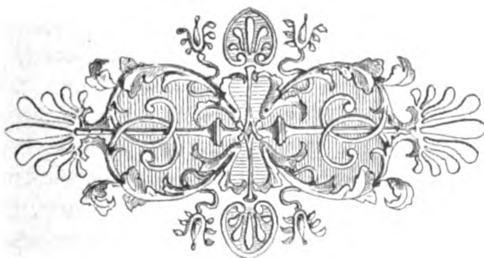
„Ah! ... Hoffentlich hat er dich nicht gestört,“ bemerkte Rheinsberg, „ihm schien schrecklich darum zu thun, dich noch zu sehen ...“

„Er ist ein komischer Kindskopf,“ lachte Marie.

„Ja, das ist das Sympathischste an ihm,“ murmelte der alte Graf. „Der unbewußte Charlatan war heute ganz verschwunden, und an seine Stelle war ein famoser Junge getreten. Ich hab ihn entschieden ein wenig zu hart beurteilt. ... Ich hoffe, wir werden recht viel von ihm sehen. Hm! Aber eine Regeneration des österreichischen Staatswesens erwarte ich noch immer nicht von ihm. Einer, der seinen Namen mit fetten Buchstaben in die Weltgeschichte schreibt, ist er nicht!“

„Du magst recht haben ... Gute Nacht!“ Damit verschwand Marie. Diese letzte Bemerkung ihres Mannes fand sie unnötig.

(Fortsetzung folgt.)





Eduard Mörike.

Von

Paul Kannengießer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wahre Kunst wurzelt im Leben, und echte Poesie ist immer Wahrheit und Dichtung zugleich. Daher erscheint es durchaus natürlich, daß der gewaltige Umbildungsprozeß, der unser heutiges Kulturleben in seiner Tiefe und Weite aufrührt, auch die Kunst ergriffen hat und namentlich in unserer schönen Litteratur nach freier, kraftvoller Ausgestaltung strebt. Aber je tiefer die Gärung, um so langsamer die Klärung. Zunächst befinden wir uns noch in einer Sturm- und Drangperiode, und die Dichtung unserer Modernen trägt unverkennbar die Züge einer mit sich selbst noch nicht zur Klarheit gelangten Übergangszeit, gewiß in hohem Grade merkwürdig für jeden, der das zukunftsfreudige Ringen seiner Zeit mit aufmerksamer Hingabe verfolgt, aber wenig anziehend für den, der vor den Bedrängnissen des Daseins beim Dichter Befreiung und Erhebung sucht. Wer der Erquickung bedarf, wer nicht allein beobachten und kennen lernen, sondern genießen will, sieht sich vor der Hand doch immer noch auf die besten Erzeugnisse der Vergangenheit zurückgewiesen oder hält sich an das mancherlei Gute, das auf ruhigerem Erdreich und in milderer Umgebung auch heute noch bei uns erfreulich gedeiht.

Damit sei auch der Versuch gerechtfertigt, von neuem auf die Dichtungen des bereits vor mehr als zwanzig Jahren aus dem Leben geschiedenen Eduard Mörike hinzuweisen; denn gerade uns dürften diese Gaben früherer Jahrzehnte besonders willkommen sein. Im vollsten Sinne menschlich empfunden und doch eigenartig geprägt, wahr und schön zugleich, stehen sie in der Reihe jener Kunstwerke, die nie veralten, und die ursprüngliche Frische, die sie durchströmt, der zarte Duft, den sie atmen, die sonnige Heiterkeit, die sie verklärt, und nicht zum wenigsten ihre ungezwungene Anmut verleihen ihnen für unsere Zeit noch einen besonderen Wert.

Und doch beschränkt sich ihre Anerkennung bisher auf verhältnismäßig enge Kreise. Auch Mörike gehörte zu jenen „Schwaben im Winkel“, die abseits von dem litterarischen Kampfgetümmel ihrer Tage, still auf sich selbst zurückgezogen, in der Dichtkunst die Verklärung des eigenen Daseins suchten, und ohne Frage hat in jenen polemisch so bewegten Jahrzehnten — man denke nur an Heinrich Heine und an die politische Lyrik der vierziger Jahre! — gerade der Mangel an kräftig hervortretenden Zeitbeziehungen, so wenig er den Wert seiner Leistungen schmälern konnte, ihren Erfolg beeinträchtigt. War doch auch die Persönlichkeit, die sich bescheiden hinter ihnen barg, in ihrer Schlichtheit wenig geeignet, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu ziehen. Mörikes Leben verlief geräuschlos und in den einfachsten Bahnen; nirgends führt es hinaus in die großen Verhältnisse der Welt, nirgends bietet es das dramatische Schauspiel leidenschaftlicher Kämpfe.

Geboren am 8. September 1804 in dem schwäbischen Ludwigsburg als Sohn eines Arztes, kam Eduard Mörike, dessen träumerisches Wesen schon frühzeitig seinen Lehrern



(Nach einer Lithographie aus dem Verlage der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Leipzig.)

auffiel, nach dem Tode seines Vaters als zwölfjähriger Knabe in das Haus eines hochgestellten und wohlgesinnten Verwandten nach Stuttgart und begann zwei Jahre später, mehr durch Verhältnisse als durch inneren Beruf zum Geistlichen bestimmt, in dem romantisch gelegenen Urach als Seminarschüler die Vorbereitungen auf seine theologische Laufbahn, die er im Tübinger Stift zum Abschluß brachte. Nach achtjährigem Vikariate in einer ganzen Reihe anmutiger Flecken seines Heimatlandes hielt er, begleitet von seiner Mutter und einer innig geliebten Schwester, als Pfarrherr seinen Einzug in Cleversulzbach, ein unweit von Weinsberg gelegenes Dörfchen; aber schon neun Jahre später zwang andauernde Kränklichkeit den noch nicht Vierzigjährigen zur Niederlegung seines Amtes. Zu Mergentheim, wo er mit wenig Erfolg Genesung suchte, fand er die Lebensgefährtin in der Tochter einer mütterlichen Freundin, Margareta von Speth; hauptsächlich um die Vereinigung mit ihr zu ermöglichen, entschloß er sich im Jahre

1851 zur Übernahme der Lehrstunde für Litteraturgeschichte an einer Töchterschule Stuttgarts, verzichtete aber nach fünfzehn Jahren gesundheitshalber auch auf dieses kleine Amt und verbrachte den Rest seines Lebens in behaglicher Muße zuerst in Lorch, dann in Nürtingen und schließlich wieder in Stuttgart, wo er am 4. Juni 1875 verschieden ist.

Kein Zug dieses bescheidenen Lebens deutet, wie man sieht, auf ein ungemessenes Streben ins Weite. Auch die Wanderlust, die Mörike in jüngeren Jahren eigen war, führte ihn nur selten und niemals weit über die Grenzen seines Schwabenlandes hinaus. Um so entschiedener aber weist, wenn wir seinem Bilde näher treten, alles an ihm in die Tiefe. Mörike war Gemütsmensch — darin liegt die Begrenzung und Schwäche, aber auch die Stärke seines Wesens. Diese wunderbare Seele war so eigen entwickelt, so kräftig bestimmt, daß sie alles irgendwie Verwandte in ihr innerstes Wesen hineinzog und ihm den Stempel ihrer Eigenart aufdrückte, zugleich aber auch so fein, so empfindlich zart besaitet, daß sie sich vor allem Fremdartigen und zwangvoll Andringenden ängstlich zusammenzog und verschloß. Dies Mimosenhafte seiner Natur erklärt uns auch die seltsame Weltflucht Mörikes, sein Fernstehen vom Markte des Lebens und seine ausgesprochene Abneigung gegen alles, was sich selbstbewußt der Menge zeigt. Daher auch während seiner Tübinger Stiftsjahre die gänzliche Verleugnung studentischen Gebarens und sein ganzes Leben hindurch die Ablehnung jedes gesellschaftlichen Zwanges. Damit hängt auch das Unbehagen zusammen, mit dem der junge Pfarrgehilfe die Pflichten des Berufes auf sich lasten fühlte; die Sonntagspredigt ängstigte ihn schon am Mittwoch wie ein Gespenst. Selbst seine Kränklichkeit kam ihm in dieser Hinsicht nicht ungelegen; denn ihr verdankte er einen längeren Urlaub, den er zu wiederholten, freilich ergebnislosen Anstrengungen benutzte, ein seinen Neigungen entsprechenderes Wirkungsfeld zu finden. Was ihn allmählich doch mit seinem Amte aussöhnte, war die beschauliche Lebensweise, die es ihm vergönnte und an der er auch in seinen späteren Jahren festhielt.

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locket nicht mit Liebesgaben,
Laßt dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Das sind Verse eines Einsiedlers. Und doch war Mörike der Welt, die er mied, nicht gram und nichts weniger als ein Menschenfeind. Von seinem stillen Winkel aus beobachtete er das menschliche Treiben mit aufmerksamer Teilnahme, und so geflissentlich er der Neugier aus dem Wege ging, empfand er doch ein inniges Freundschaftsbedürfnis. Er suchte nicht, aber ließ sich gern von solchen finden, die ihm wahlverwandt erschienen. Merkwürdig ist es, wie er schon als Jüngling die wenigen, denen er sich aufschloß, in seinen Kreis zu bannen und für seine Neigungen zu gewinnen wußte, die freilich den Träumer seltsam genug verraten. Denn wie er schon während seiner Uracher Seminarzeit gern in wilder Bergeinsamkeit seinen Gedanken nachgehangen, so pflegte er auch als Tübinger Student mit wenigen Auserkorenen sich an irgend ein entlegenes Lieblingsplätzchen, eine Brunnenstube oder ein Weinberghäuschen, zurückzuziehen, um hier, selbst gegen das Tageslicht sorglich abgeschlossen, bei Kerzenschein sich in die Welt Homers oder Shakespeares zu versenken, und lieber noch in die Gebilde der eigenen Phantasie. Namentlich mit seinem Freunde Ludwig Bauer, der, selbst ein echtes Poetenherz, sich ganz wunderbar in Mörike einzuleben verstand, trieb er allerhand phantastische Kurzweil; aber sie nahmen die Sache ernst und behandelten sie fast methodisch. Sie ersannen sich ein Nirgendheim, eine weltfern im Ocean gelegene Insel, die sie Orplid benannten, mit wunderlichen Licht- und Nachtgestalten bevölkerten und mit allem ausstatteten, was ihnen reizend erschien. Dies Fleckchen Phantasiewelt wurde ihnen zur zweiten Heimat; hier weilten sie miteinander betrachtend, ergänzend, Altes und Neues sinnreich verknüpfend, bis endlich das Ganze hell und deutlich vor ihnen dalag wie ein Stück erlebter Geschichte. Eben diese Lebendigkeit und Klarheit ist für Mörikes Einbildungskraft bezeichnend; noch in späteren Jahren fiel er durch das Bestreben auf, Abstraktes sich immer gleich in einem Bilde anschaulich zu machen. Überhaupt war

seine Natur bei aller schwärmerischen Anlage viel zu gesund und gediegen, um sich in Nebelgestalten zu verflüchtigen, und seinem Zug zum Übersinnlichen und Geheimnisvollen hielt ein kräftiger Sinn für die Wirklichkeit das Gleichgewicht. Dieser Träumer war zugleich Realist.

Erdenleben, laß dich hegen,
Uns ist wohl in deinem Arm!

singt er in einem seiner schönsten Gedichte. Sein Realismus war sonniger Art, und der Frohsinn und der anmutsvolle Humor, mit dem er während seiner Tübinger Stiftsjahre, unterstützt durch ein ausgesprochen mimisches Talent, seine Freunde zu bezaubern wußte, verliehen auch noch in späteren Jahren seiner Persönlichkeit einen heiteren Schimmer. Diesen frohen und gesunden Wirklichkeitssinn stärkte Mörike an dem Studium der alten Klassiker, von denen er seine Lieblinge, Theokrit, Anakreon und die römischen Elegiker, teilweise selbst ins Deutsche übertragen hat; seine kräftigste Nahrung aber zog er aus der innigen Betrachtung der Natur. Sie fesselte ihn nicht bloß durch die abwechselungsreiche Schönheit ihres Gewandes, sondern er versenkte sich auch andachtsvoll in ihre Seele. Sie war ihm ein lebendiges Ganzes, und er suchte dies Leben zu erfassen in seinen mannigfaltigsten Regungen, im Zuge der Wolken, im Plaudern der Bäche, wie in der träumerischen Stille der Nacht, in all dem geheimnisvollen Weben ihrer Kräfte. So lebte er mit ihr zusammen, Seele mit Seele, im trautesten Verkehr.

Im rüstigen Alter hat Mörike gern zum Wanderstabe gegriffen; aber die ganze Art seiner Naturauffassung lud mehr noch zu sinnendem Verweilen ein.

Am Waldsaum kann ich lange Nachmittage,
Dem Kuckuck horchend, in dem Grase liegen.

Dieser Hang zu ruhigem Genusse lag auch sonst in seinem Wesen. Er liebte die Muße, und seine äußeren Verhältnisse und eine sehr bescheidene Lebensweise begünstigten diese Neigung. Als Pfarrer in Cleversulzbach durfte er seiner Gesundheit wegen schon im zweiten Amtsjahre den größeren Teil seiner Geschäfte auf die Schultern eines Gehilfen legen, und das Lehramt in Stuttgart stellte auch nur geringe Ansprüche an ihn; seit 1866 verfügte er völlig frei über seine Zeit und seine allerdings durch Kränklichkeit geschwächte Kraft.

Theodor Storm erzählt in seinen „Erinnerungen an Mörike“, daß dieser ihm einst bei einem Besuch, den er dem älteren Freunde in Stuttgart machte, den Rat erteilt habe, über dem Dichten ja das Leben nicht zu versäumen, und er hat seine Mahnung selbst nur allzusehr beherzigt. Man darf sagen, er hat zu leben verstanden und sich wirklich so recht ausgelebt, nicht in der Weise des Kraftmenschen, sondern in seiner gemütlichen, bequemen Art, im harmlosen, fast kindlichen Genusse all des Schönen, das Natur und Kunst vor offenen Menschensinnen ausbreiten. Und welch ein Glanz von Poesie ruht auf diesem Dasein! Von seiner Persönlichkeit fließt ein Gefühl von Behaglichkeit noch auf den späteren Beobachter über, der ihr aus zeitlicher Ferne zuschaut in ihrem Heim, in Garten, Feld und Wald, bei all ihrem scheinbar so zersplitterten und spielenden Treiben: wie er bald sich in die Schöpfungen der alten Klassiker vertieft, bald hingerissen dem meisterhaften Klavierspiel seines Freundes Hartlaub lauscht oder stundenlang in die Betrachtung eines altertümlichen Holzschnittes versinkt, um dann sich wieder liebe- und verständnisvoll niederzubeugen zu dem Kleinleben der Natur, in drolligem Verkehr mit allerhand Getier, das er um sich versammelt hat, unerschöpflich in sinnreichen Einfällen, mit denen er seine Umgebung zu überraschen und namentlich die Kinder seiner Freunde und später seine eigenen beiden Mädchen zu entzücken weiß; wie er eine Anzahl artiger Fertigkeiten in Ernst und Scherz auszuüben versteht, besonders ein nicht unbedeutendes Zeichentalent; wie er auf dem Kirchhof von Cleversulzbach das verfallene Grab von Schillers Mutter wieder herrichtet und mit einem schlichten Steine schmückt, in den er selbst den Namenszug kunstfertig eingemeißelt hat, und wie in diesem ganzen Sein und Thun sich schlicht und ungesucht ein echtes Dichterherz bekundet, ein liebenswürdiges Zeugnis von der Heiterkeit der Kunst. „Wenn ich an dich denke,“ schreibt ihm einmal Freund Bauer, „ist mir's, wie wenn ich im Shakespeare gelesen hätte; ... die

Poesie des Lebens hat sich mir in dir verkörpert."

Gleichwohl ist der Ertrag dieses poesievollen Daseins nur bescheiden gewesen. Vier mäßig starke Bände, dazu der erst von Hermann Kurz vollendete Text zu einer kleinen Märchenoper „Die Regenbrüder", die Ignaz Lachner in Musik gesetzt hat, und schließlich eine von Rudolf Krauß vor wenigen Jahren veröffentlichte Sammlung von Gelegenheitsgedichten, sie enthalten, abgesehen von den früher erwähnten, auch nur spärlichen Übersetzungen antiker Lyriker, alles, was Mörikes Dichtergabe der Mit- und Nachwelt beschieden hat. Und kaum hat er auch an diese gedacht.

Keinen Lorbeer will ich, die kalte Stirne zu schmücken;
Laß mich leben und gieb fröhliche Blumen zum Kranz!

fleht er auf dem Krankenbette zu seiner Muse. Er dichtete nicht für den Ruhm, sondern zu seinem Vergnügen, wenn ihn auch die Hoffnung beseelen mochte, daß er mit dem, was er in des Herzens Drang, zum Schmuck und Trost des eigenen Daseins gesungen hatte, mehr als Vergängliches geleistet habe. Wie urgewaltig dieser Drang zu Zeiten auch hervorbrach, er vermochte doch die bequeme Natur unseres Dichters nur selten in jener andauernden Steigerung aller Kräfte zu erhalten, aus der Schöpfungen von großer Anlage und energievoller Durchführung hervorgehen, und selbst die wenigen umfangreicheren Werke, zu denen er sich aufgelegt gefühlt, verraten durch ihren Mangel an festem Gefüge, daß sie ihren Ursprung mehr einer Reihe glücklich erregter Stunden als dem anhaltenden Zustande höchster geistiger Spannung verdanken.

Auch das Feld seines Schaffens ist in enge Grenzen eingeschlossen. Wie ihm selbst die Neigung zu thatenfrohem Eingreifen in das Leben abging, so führt auch seine Dichtung nicht hinein in den Kampf des Lebens; sie ringt nicht mit den großen Fragen der Menschheit und drängt sich nicht kraftbewußt in die Reihen ihrer Führer. Mörike ist bei allem Gedankenreichtum kein Ideendichter und trotz seines mimischen Talentes kein Dramatiker gewesen. Aber er hat auch seine Grenzen geachtet und sich mit wenigen anspruchslosen Ausnahmen auf die Gebiete beschränkt, auf die seine ganze Naturanlage ihn hinwies, die Lyrik und die mehr oder weniger lyrisch gefärbte Erzählung. In dieser Beschränkung aber ist er Meister. Wenn er der gebietenden Stunde gehorchte, so war er wirklich auch voll glühender Begeisterung, und sie strömte in seine Dichtungen hinein mit einer wunderbar ursprünglichen Kraft und dem ganzen Zauber einer ungekünstelten und doch vollendeten Form. Er dichtete nicht, um Wirkungen zu erzielen, und nichts lag ihm ferner als tendenziöse Darstellung. Ihm war es Bedürfnis, „der Schönheit immer flüchtige Erscheinung und alles Erdenlebens liebe Fülle

Unter goldnen Leierklängen
Fest, auf ewig festzuhalten."

Und wenn er weltentrückt am Waldsaum träumt und die ganze Anmut und Lebendigkeit der Natur auf sich wirken läßt, dann strömen ihm Empfindung und Gedanke ganz ungesucht zum wohlgeformten Gedichte zusammen,

Und des Sonetts gedrängte Kränze flechten
Sich wie von selber unter meinen Händen,
Indes die Augen in der Ferne weiden.

Besonders aber abends, wenn er sich beim freundlichen Kerzenlichte still auf sich selbst besinnt, da schlägt die weihevolle Stunde des Dichters; da wird ihm das Erlebte zum Gesang:

Deines Tages reiche Fülle,
Ganz empfindest du sie erst,
Wenn du in der nächt'gen Stille
Einsam dich zur Muse kehrst.

Mörike war Gelegenheitsdichter im besten Sinne des Wortes; seine Dichtungen sind der inneren Nötigung entsprungen. Auf fremden Wunsch und auf Bestellung hat er nicht gedichtet. Nur zur Feier der Enthüllung von Schillers Standbild in Stuttgart stiftete er eine Kantate, und hier konnte er allerdings auch mit ganzer Seele dabei sein:

Der in die deutsche Leier
Mit Engelstimmen sang,
Ein überirdisch Feuer
In alle Saiten schwang;
Der aus der Muse Blicken
Selige Wahrheit las,
In ew'gen Weltgeschicken
Das eigne Weh vergaß;
Ach, der an Herz und Sitte
Ein Sohn der Heimat war,
Stellt sich in unsrer Mitte
Ein hoher Fremdling dar.

150.

Cop.

Früh im Wagen.

Es graut vom Morgenreif
In Dämmerung das Feld,
Da schon ein blasser Streif
Den fernen Ost erhellt;

Man sieht im Licht bereits
Den Morgenstern vergehn,
Und doch am Fichtenwald
Den vollen Mond noch stehn:

So ist mein scheuer Blick,
Den schon die Ferne drängt,
Noch in das Schmerzensglück
Der Abschiedsnacht versenkt.

Dein blaues Auge steht
Ein dunkler See vor mir,
Dein Kuß, dein Hauch umweht,
Dein Flüstern mich noch hier.

An deinem Hals begräbt
Sich weinend mein Gesicht,
Und Purpurschwärze webt
Mir vor den Augen dicht.

Die Sonne kommt! – sie scheucht
Den Traum hinweg im Nu,
Und von den Bergen streicht
Ein Schauer auf mich zu.

Faksimile eines Mörikeschen Gedichtes (1846).
(Aus dem Handschriftenschatz des Goethe-Schiller-Archivs in Weimar.)

Doch stille! Horch! Zu feierlichem Lauschen
Verstummt mit eins der Festgesang: —
Wir hörten deines Adlerfittichs Rauschen
Und deines Bogens starken Klang!

Ergreifender aber als diese sind doch die wenigen, dem Grab von Schillers Mutter geweihten Distichen, mit denen er bereits zwei Jahre früher, nur der Einladung des eigenen Herzens folgend, seinen großen Landsmann gefeiert hat:

Nach der Seite des Dorfs, wo jener alternde Zaun dort
Ländliche Gräber umschließt, wall ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel; es kennen die ältesten Greise
Kaum ihn noch, und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.
Jegliche Zierde gebricht und jedes deutende Zeichen;
Dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose! dich find ich allein statt anderer Blumen;
Ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz! entzünde dich herrlich
Am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frau'n eben den Marmor ihm auf.

Zahllos sind dagegen die Widmungen an Freunde und Freundinnen, die Gedichte und Verslein, mit denen er namentlich die heiteren Vorgänge in ihrem und dem eigenen Familienleben ausschmückte und die vom Dichter teilweise aufs zierlichste geschrieben oder auch wohl in selbstgeformte Töpfe eingebrannt, von den Empfängern oder ihren Nachkommen noch heute als kostbares Vermächtnis aufbewahrt werden. Sie entsprechen ganz seinem eigensten Bedürfnis, alles, was ihn umgab, durch Poesie zu verklären, und die sinnige Art, mit der er hier die Umstände durch das Gefühl erhöht und auch dem Kleinen und Zufälligen eine bedeutende Seite abgewinnt, verleihen doch manchen dieser Tändeleien einen höheren Wert. Eine Anzahl von ihnen ist daher auch ganz mit Recht in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen worden. Als wahrhaft großer Dichter aber, der die Herzen in seinen Bann zu zwingen weiß, zeigt er sich doch erst da, wo er ausspricht, was ewig und allerorten in der Menschen Brust sich regt, oder wo er Menschenleben und Menschenschicksal vor uns ausbreitet.

Im Jahre 1832 erregte der damals achtundzwanzigjährige Pfarrgehilfe zum erstenmal das Aufsehen weiterer Kreise durch einen „Maler Nolten“ betitelten Roman, den er selbst bescheiden als Novelle bezeichnete. Es war die Zeit der untergehenden, aber längst noch nicht unwirksam gewordenen Romantik; auf der Bühne behauptete sich immer noch die Schicksalstragödie, und erst kürzlich war durch Justinus Kerners „Seherin von Prevorst“ das Interesse für die Nachtseiten der menschlichen Seele neu belebt worden: unter solchen Einflüssen hat auch unser Dichter den tief bei ihm eingewurzelten Trieb zum Wunderbaren und Geheimnisvollen in seinem Erstlingswerke zur Entfaltung gebracht. Sein Roman ist ein Schicksalsroman, insofern das Geschick zweier Liebenden, des jungen Malers und seiner Verlobten Agnes, einer Försterstochter, durch dunkle, unbeugsame Mächte bestimmt wird; sie erscheinen hier verkörpert in der Person einer umherschweifenden und beider Lebensweg mehrmals kreuzenden Zigeunerin, der unheimlichen Nebenbuhlerin des Mädchens. Eine ahnungsvolle, bängliche Stimmung umfließt die Handlung, und die Katastrophe wird von seltsamen Offenbarungen verborgener Seelenkräfte begleitet. Man empfindet es, wie dieser düster romantische Faden aus dem innersten Gemüt des Dichters herausgesponnen ist. Aber eben weil er hier wie überall sein Eigenstes gegeben, hat er seiner Natur entsprechend durch die Geschichte auch noch einen anderen Faden hindurchgezogen und mit dem ersten zu einem kunstvollen Gewebe verflochten, nämlich einen psychologischen. Jene Schicksalsmacht greift nicht mit roher Hand von außen in den Lebensgang der Menschen ein, sondern wirkt als eine auf die Seelen einströmende magische Kraft, die keineswegs deren Selbständigkeit aufhebt, sondern sie nur ihrer eigenen Anlage gemäß nach der einen, vorherbestimmten Richtung in Bewegung setzt, sie zu Handlungen treibt, die unaufhaltsam und verhängnisvoll nachwirken, und sie zuletzt für Stimmungen empfänglich macht, aus denen die Katastrophe mit Notwendigkeit hervorgeht.

Erst nachdem Agnes ihr zartfühlendes Gemüt schon lange mit Zweifeln gequält, ob sie in ihrer Einfachheit dem aufstrebenden Geiste ihres Verlobten auch genüge, tritt ihr zum erstenmal jene Zigeunerin mit der Weissagung in den Weg, daß sie nicht jenem, sondern einem anderen gehören werde. Erst

die so geschaffene innere Verwirrung drängt die Braut zu einem Benehmen, das den Schein der Untreue gegen sie wecken muß und den Maler, der fern in einer kleinen Residenz eine vielverheißende Laufbahn betreten hat, zum Abbruch des Verhältnisses bestimmt. Dieses wird jedoch von einem wohlmeinenden Freunde Noltens, einem wunderlich genialen Schauspieler, hinter seinem Rücken und unter seinem Namen, mit geschickter Nachahmung seiner Handschrift — ein freilich bedenklicher Punkt! — brieflich so lange fortgesetzt, bis dieser das Gemüt des ahnungslosen Mädchens wieder hinreichend beruhigt und den Freund genugsam vorbereitet glaubt, um ihn in das Geheimnis seiner frommen Täuschung einzuweihen und der Geliebten wieder in die Arme zu führen.

Zarter und rührender ist selten etwas geschildert worden als hier das Wiedersehen der beiden Liebenden auf dem alten, lenzumwobenen Kirchhof von Agnes' Heimatsdörfchen. Und ebenso vollendet ist dann später die Darstellung des verhängnisvollen Augenblicks, wo Nolten nach langem Ringen endlich unter dem feierlichen Eindruck einer Gewitterstimmung seiner Braut das drückende Geheimnis seiner einstigen Untreue und des falschen Briefwechsels offenbart, um vor der nahen Hochzeit volle Klarheit zwischen ihr und sich zu schaffen. Der Dichter hat im Verlaufe seiner Erzählung das Gemüt des Mädchens in seinen feinsten Regungen so wahr und überzeugend vor uns entfaltet, daß wir jenem Geständnis mit steigender Besorgnis lauschen und den seelischen Zusammenbruch der jäh Betroffenen als eine innere Notwendigkeit empfinden. Der Zustand dieses holden, auch in seiner geistigen Umnachtung noch wie eine Lichtgestalt einherschreitenden Wesens ist mit einer Meisterschaft geschildert, deren nur ein vollendeter Seelenmaler fähig ist, und seine Wirkung auf das in seinen Fugen erschütterte Gemüt des Malers wird uns so eindringlich dargestellt, daß wir schließlich den Tod, in den er angesichts der aus dem Brunnen gezogenen Leiche der Geliebten flüchtet, als die hier einzig mögliche Erlösung vom Übel begreifen. Freilich, daß es so kommen mußte, daß wir den Anstoß zu diesem Schicksal doch nicht in den Leidenden selbst, sondern außer ihnen zu suchen haben, das fordert unseren Widerspruch heraus und ruft einen Mißklang hervor, der durch all das Thränenvolle des Schlusses peinlich hindurchdringt. Ja, dieses Peinliche wird noch gesteigert durch die siegende Kunst, mit der jene Hauptgestalten in ihrer ganzen Liebenswürdigkeit vor uns hingezaubert sind. Und leibhaftig wie sie stehen fast alle die mannigfaltigen Personen dieser merkwürdigen Erzählung vor uns; wir erkennen, hier ist ein echter Dichter, der seine Gestalten nicht begrifflich denkt, sondern lebendig schaut.

Und in welch stimmungsvolle Umgebung weiß er sie hineinzustellen! Welch beseelte und immer in den Ton der Handlung einklingende Landschaftsgemälde! Dazu eine Fülle sinniger Betrachtungen und treffender Bemerkungen, die von dem Verständnis zeugen, mit dem der weltscheue Verfasser doch ins Leben hineingeschaut. Das Ganze aber ist in eine ungemein schmiegsame, immer durchsichtige und wohllautende Sprache gekleidet. Nur leidet die künstlerische Form des Aufbaues durch die mehrfache Einschaltung rückwärts blickender Episoden, welche die Handlung hemmen und die Aufmerksamkeit teilen, eine Willkür, die wir wohl nicht mit Unrecht auf die früher erwähnte behagliche Art des Dichters und seinen Mangel an dauernder Spannung der Kräfte zurückführen und die er auch sonst in seinen umfangreicheren Darstellungen geübt hat.

Deren Zahl ist nun freilich nur gering, und keine kommt an Größe der Anlage dem Erstlingswerke gleich. In Prosa hat er nur noch einige Novellen und Märchen geschrieben, hier aber auch in wenigem viel geboten, so namentlich in der entzückenden Erzählung „Mozart auf der Reise nach Prag“. Eine rein erdichtete Begebenheit wird hier so wahr und fesselnd berichtet und die Persönlichkeit des großen Tonkünstlers mit so kongenialem Verständnis und in so heiterer Anschaulichkeit hingestellt, daß wir meinen, er habe sein artiges Abenteuer wirklich erlebt und wir erlebten es mit ihm. Und diese Lebenstreue verleugnet Mörike auch da nicht, wo er uns aus der Sphäre menschlicher Erfahrung in seine duftige Märchenwelt hinauslockt. In anmutig-

ster Weise versteht er Menschentreiben und Feenweben miteinander zu verknüpfen und so die angenehmste Täuschung hervorzubringen. Besonders sei die humorvolle Geschichte vom „Stuttgarter Hutzelmännlein“ empfohlen, die trotz ihres schwäbischen Farbentons und des Anklingens an die heimatliche Volkssprache auch jenseit der württembergischen Grenze Verbreitung verdiente. Mit köstlicher Laune ist hier erzählt, wie Sepp, der Stuttgarter Schustergeselle, vom koboldartigen Hutzelmännlein mit einem unvertilgbaren Hutzelbrot und zwei Glücksschuhen ausgestattet, in seiner freudigen Aufregung den einen Schuh mit dem eines zweiten, für andere Füße bestimmten Glückspaares verwechselt und nun auf seinem empfindlich ungleichen Paare in allerlei Abenteuer läuft, bis er endlich unter höchst ergötzlichen Umständen in die Arme des vom Hutzelmann für ihn erkorenen Mädchens, der Besitzerin des zweiten ungleichen Schuhpaares, geführt wird. In diese Handlung ist auch die von Moritz von Schwind in einer Sonderausgabe anmutig illustrierte „Historie von der schönen Lau“ eingefügt, einer Donaunixe, die von ihrem grämlichen Gemahl in den Blautopf, einen krystallklaren Quell bei Blaubeuren, auf so lange verbannt ist, bis sie fünfmal von Herzen gelacht hat. Auch sonst fehlt es nicht an seltsamen Episoden; alles atmet hier Poesie, und die Nixen und sonstigen Wunderwesen treten zu den Menschenkindern in so harmlos traulichen Verkehr, daß sie von diesen auch die menschliche Lebenswärme annehmen und wir unwillkürlich der Goetheschen Verse gedenken:

Märchen, noch so wunderbar,
Dichterkünste machen's wahr.

Mit dem urwüchsigen schwäbischen Humor aber, der das Ganze würzt, geht's einem, wie mit dem Hutzelbrot; beide munden auch außerhalb Schwabens.

In gebundener Rede besitzen wir von Mörike nur eine größere Dichtung erzählender Art, die herrliche Idylle vom Bodensee, in der die ihm eigene glückliche Verbindung von schalkhafter Laune und beweglicher Einbildungskraft aufs wirksamste zur Geltung kommt. Leider läßt auch hier der Aufbau zu wünschen übrig: wohl herrscht Einheit der Stimmung, aber keine Einheit der Handlung. Das Ganze klafft in zwei Teile auseinander, die nur durch eine gemeinsame Hauptfigur, den Fischer Martin, locker verbunden werden. Die Gestalt dieses sein ganzes Leben lang auf Schabernack sinnenden Kauzes ist aber auch vortrefflich gezeichnet, und besonders lustig zu lesen ist es, wie der schon hoch Betagte den Schneider Wendel hänselt. Erst nämlich weiß er ihm listig glaubhaft zu machen, daß in dem Turme eines halbverfallenen Klosterkirchleins noch, von aller Welt vergessen, die kostbare Glocke hange, und nachdem er so den sündhaften Samen in das begehrliche Schneiderherz gestreut, schleicht er sich heimlich zum Kirchlein, erklettert trotz seiner siebzig Jahre rüstig den längst schon stiegenlos gewordenen Glockenstuhl und befestigt in seiner Mitte geschickt „den Speck, um die diebischen Ratzen zu fangen“. In der Nacht rückt richtig Wendel mit seinem Gesellen gar fürsichtiglich und nicht ohne Gruseln heran, und mit Leiter und Blendlaterne ausgerüstet, strebt er erwartungsvoll aufwärts.

Doch kaum hatte der Schneider beim streifenden Scheine des Lichtes
Flüchtig erblickt, was im Stuhl dort Zweifelhaftes herabhing,
Als ihm der Mut einsank, und jetzo, näher getreten,
Starreten beide mit offenem Mund. Denn, ach, statt der Glocke
Schwebt' ein Ungeheuer von Hut, dreieckig, am Stricklein!
Nicht ein solcher fürwahr, wie er Sonntags während der Predigt
Hinter dem Sitze des Schultheiß hängt, andächtiger Stille:
Noch wie der Schäfer ihn hat am festlichen Tage des Wettlaufs
Auf dem Gröninger Markte, geziert mit farbigen Nesteln;
Nein, wie im Acker der Landmann ihn aus der werdenden Furche
Unter der Pflugschar ziehet hervor und ihn wirft in den Graben:
Gelb vom Regen gewaschen der Filz und gedörrt an der Sonne,
Löcherig, ohne Gestalt, ein Auswurf seines Geschlechtes.

Das feierliche Maß des Hexameters, in dem die Erzählung daherfließt, steigert noch die komische Wirkung. Jedoch keineswegs bloß auf diese hat Mörike es abgesehen, und nicht mit Unrecht bezeichnet er seine Dichtung als Idylle. Denn er hat wirklich ein Bild gemalt von dem Leben und Treiben des Fischervölkleins am Seegestade; in das übermütige Gelächter der Burschen und das Kichern der Dorfschönen klingen die tiefen

Töne von Menschenlieb und Menschenleid hinein, und über dem Ganzen schwebt ein wundersamer Duft landschaftlicher Stimmung. Eben damit bekundet er sich als den geborenen Lyriker, und in dieser Eigenschaft hat er überhaupt sein Bestes geboten, mag sein Gefühl sich nun in der behaglichen Breite idyllischer Schilderung ergießen, mag es kraftvoll gedrungen hervorbrechen im volkstümlichen Liede oder im kunstvollen Gesange.

Weniger eindrucksvoll sind seine Balladen: die Gestalten, die hier mehr angedeutet als ausgeführt die Stimmung vermitteln sollen, verkörpern zu wenig die uns unsichtbar umdrängenden Mächte; sie wurzeln nicht im Sagenbewußtsein des Volkes, sondern sind Kinder seiner eigenen spielenden Phantasie; daher treffen sie in unserem Vorstellungsvermögen auch nicht auf die Voraussetzungen, unter denen sie uns mit wenigen Strichen lebendig und fühlbar gemacht werden könnten, und die zweifellos ästhetische Wirkung dieser Dichtungen ist nicht auch in gleichem Grade gemütvoll.

Wie ganz anders wirkt dagegen die prächtige kleine Idylle vom alten Turmhahn! Hier wird uns alles greifbare Wirklichkeit und leitet die Stimmung des Dichters in unmittelbarster Weise auf uns über. Es ist der alte, abgediente Wetterhahn des Kirchturms von Cleversulzbach, den der junge Pfarrer einst vor der Vernichtung bewahrt und auf dem Ofen seines Studierzimmers aufgestellt hatte; er begleitete ihn auch, da er von jenem Zimmer auf immer Abschied nahm, als ein lieber Zeuge seines traulichen Lebens im Pfarrhause. Dieses Leben gestaltete sich nach Jahren in der Erinnerung zum hellen, sonnigen Bilde, mit den mancherlei Zuthaten, mit denen ein sehnsuchtsvolles Gemüt sich die Vergangenheit ausschmückt, und es war ein überaus glücklicher Griff des Dichters, im Geist den biederen Turmhahn wieder auf den Ofen des Studierzimmers zu stellen und mit dessen Augen alles, was die alten Räume Anheimelndes erfüllte und umgab, in gemütvoller Harmlosigkeit zu betrachten. Dazu stimmt auch vortrefflich die schlichte, treuherzige Sprache der Hans Sachsischen Knittelverse:

Zu Cleversulzbach im Unterland
Hundertunddreizehn Jahr ich stand.

Überhaupt ist Mörike ein Meister in der Kunst, für die mannigfaltigsten Stoffe immer die ansprechendste Form zu finden, ganz besonders in seinen lyrischen Gedichten. Mit spielender Leichtigkeit, die ihn aber nie zu virtuosenhafter Spielerei verführt, weiß er Rhythmus und Reim sich dienstbar zu machen, und die Musik seiner Sprache hat einen unwiderstehlichen Reiz. Dazu kommt die wirkungsvolle Einheit der Stimmung, die seine Dichtungen bis in ihre kleinsten



Das Mörike-Denkmal in den Mörike-Anlagen am Fuße der Silberburg in Stuttgart.

Teilchen durchdringt, die gesättigte Farbe des Ausdrucks und die lichte Klarheit seiner Bilder.

Frühling läßt sein blaues Band
Wieder flattern durch die Lüfte;
Süße, wohlbekannte Düfte
Streifen ahnungsvoll das Land.
Veilchen träumen schon,
Wollen balde kommen.
— Horch, von fern ein leiser Harfenton!
Frühling, ja du bist's!
Dich hab ich vernommen!

Das ist ein echtes Frühlingslied, von dem wirklich die Frühlingsahnung auch in die Herzen der Leser einzieht.

Und welche Mannigfaltigkeit von Empfindungen offenbart sich in dieser Formenfülle und welch ein Reichtum an Situationen! Mit Entzücken gewahrt man, wie hier die Einbildungskraft sich auf das gefälligste mit dem Gefühl verbindet, um alles, was aus dem bewegten Inneren des Dichters hervordringt, sogleich durch Anknüpfung an bestimmte Gegenstände oder Lebenslagen in innigste Beziehung zur Außenwelt zu setzen; so ist Mörikes Lyrik immer lebendigste Gegenwart, immer Poesie und immer Wahrheit! Mit gleicher Treue weiß sie die verschiedensten Empfindungen und Empfindungsgrade wiederzugeben, von der einfachsten, leisesten Regung bis zum überschwenglichen Vollgefühl der gehobenen Seele. Man vergleiche nur die innigen Gedichte „An eine Äolsharfe" und „Auf eine Christblume" mit der schwungvollen „Herbstfeier" oder den herrlichen Strophen „Mein Fluß"! Hier eine Ursprünglichkeit und Kraft des Gefühls, die uns so wohlthuend umfängt wie die Wellen eines frischen Bades, und dort wieder eine unnachahmliche Zartheit in Empfindung und Darstellung, die uns lieblich wie Blütenduft anweht. Überall aber bewegt sich unser Dichter mit einer vollendeten Anmut, die namentlich auch seinen scherzhaften Gedichten einen eigenartigen Reiz verleiht. Wie allerliebst ist z. B. „Die Storchenbotschaft":

Des Schäfers sein Haus und das steht auf zwei Rad,
Steht hoch auf der Heiden, so frühe wie spat;
Und wenn nur ein mancher so'n Nachtquartier hätt!
Ein Schäfer tauscht nicht mit dem König sein Bett.

Und käm ihm zu Nacht auch was Seltsames vor,
Er betet sein Sprüchel und legt sich aufs Ohr;
Ein Geistlein, ein Herlein, so lustige Wicht,
Sie klopfen ihm wohl, doch er antwortet nicht.

Einmal doch, da ward es ihm wirklich zu bunt:
Es knospert am Laden, es winselt der Hund;
Nun ziehet mein Schäfer den Riegel — ei schau!
Da stehen zwei Störche, der Mann und die Frau.

Das Pärchen, es machet ein schön Kompliment,
Es möchte gern reden, ach, wenn es nur könnt!
Was will mir das Ziefer? — ist so was erhört?
Doch ist mir wohl fröhliche Botschaft beschert.

Ihr seid wohl dahinten zu Hause am Rhein?
Ihr habt wohl mein Mädel gebissen ins Bein?
Nun weinet das Kind und die Mutter noch mehr,
Sie wünschet den Herzallerliebsten sich her.

Und wünschet daneben die Taufe bestellt:
Ein Lämmlein, ein Würstlein, ein Beutelein Geld.
So sagt nur, ich käm in zwei Tag oder drei,
Und grüßt mir mein Bübel und rührt ihm den Brei!

Doch halt! warum stellt ihr zu zweien euch ein?
Es werden doch, hoff ich, nicht Zwillinge sein? —
Da klappern die Störche im lustigsten Ton,
Sie nicken und knixen und fliegen davon.

Ähnlich wirken „Begegnung", „Jedem das Seine", „Scherz", „Der Kanonier", „Waldplage" u. a. In solchen Dichtungen spiegelt sich ein heiterer Sinn und in allen eine kerngesunde Seele wieder, die nichts gemein hat mit schwächlicher Empfindsamkeit und frei von grämlicher Verbitterung ist.

Immerdar durch Thränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Und sie bleibt rein und keusch auch in den herausfordernden Lagen, in die der launige Übermut des lebensfrohen Dichters sich wohl hineinwagt. Sie wirbt nicht um Gunst und stellt sich nicht in eitler Selbstgefälligkeit dar. Mörikes Muse bleibt immer das Götterkind. Sie trägt auch die Weihe jener göttlichen Kunst der Hellenen, und nicht nur der klassischen Gewandung wegen, in der sie gern einherschreitet: es ist ein Zug innerer Verwandtschaft, der sie mit der heiteren Sinnlichkeit und Anmut der antiken Welt verbindet.

Man hat Mörike mit Recht den klassischsten der schwäbischen Dichter genannt. Aber derselbe Sänger, der in kunstvollen Strophenformen, der Menge schwerlich erreichbar, „den echten Tau der alten Kunst mit reiner Opferschale schöpft" und bewundernd zu dem Dichter der „Iphigenie" aufblickt, läßt auch Lieder ertönen von echt deutschem Gehalt und wahrer, schlichtester Volkstümlichkeit. Sie erfreuen sich auch weiterer Verbreitung, so vor allem die Romanze von Schön-Rohtraut: „Wie heißt König Ringangs Töchterlein?", die Klage des verlassenen Mägde-

leins: „Früh, wenn die Hähne krähn“, und das Lied der Agnes aus dem Roman: „Maler Nolten“:

Rosenzeit! wie schnell vorbei,
Schnell vorbei
Bist du doch gegangen!
Wär mein Lieb nur blieben treu,
Blieben treu,
Sollte mir nicht bangen u. s. w.

In dieser glücklichen Mischung antiken und germanischen Wesens liegt wohl die Hauptbedeutung unseres Dichters. Durchaus germanisch aber und modern im Gegensatz zur Empfindungsweise der alten Klassiker ist gerade das reizvollste Element der Mörikeschen Lyrik, das Naturgefühl, von dem sie getragen wird, vor allem die wunderbar ergreifende Symbolik, mit der sie die Natur zum Wiederschein des eigenen Inneren macht. Sie befähigt ihn auch, Stimmungen zum Ausdruck zu bringen, die sonst weit mehr im Machtbereiche der Musik liegen. Hiervon nur noch ein Beispiel.

Wer hätte nicht schon jenen inneren, schwankenden Zustand empfunden, wo nach dem lauten, geschäftigen Treiben des Tages das Gemüt in der feierlichen Stille und Einsamkeit der Nacht Ruhe sucht vor den wechselnden Eindrücken, die es bestürmt haben, und wo doch unaufhörlich in ihm die Erlebnisse und Stimmungen der verflossenen Stunden wieder nachklingen, fürwahr, so recht ein Vorwurf für einen Tonkünstler! Aber vermöge ihrer sinnigen Symbolik und ihrer ungemein wirkungsvollen musikalischen Malerei zeigt sich auch Mörikes Lyrik ihm gewachsen. Man lese das Gedicht „Um Mitternacht“:

Gelassen stieg die Nacht ans Land,
Lehnt träumend an der Berge Wand,
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn;
Und kecker rauschen die Quellen hervor,
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Das uralt alte Schlummerlied,
Sie achtet's nicht, sie ist es müd;
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,
Der flücht'gen Stunden gleichgeschwungnes Joch.
Doch immer behalten die Quellen das Wort,
Es singen die Wasser im Schlafe noch fort
Vom Tage,
Vom heute gewesenen Tage.

Eine so stimmungsvolle und wohlklingende Lyrik lädt ganz unwillkürlich zum Gesange ein, und in der That ist eine beträchtliche Anzahl Mörikescher Lieder, besonders solche, die in der Art des Volksliedes Gefühl und Lage mehr andeuten als ausführen, in Musik gesetzt worden, einzelne wie „Schön-Rohtraut“, „Jung Volker“, „Jägerlied“, „Agnes“, „Das verlassene Mägdlein“ u. a. drei-, viermal und öfter. Neben weniger bekannten Namen, wie Hetsch und Kauffmann, die Mörike persönlich nahe standen, sind auch Schumann, Franz, Brahms und Hugo Wolf, dieser allein mit mehr als fünfzig Nummern, vertreten. Die Flügel des Gesanges haben diese Lieder auch in die weite Ferne getragen, obschon es gerade solchen in Bezug auf den Dichter wohl nicht selten wie den Singvögeln ergeht, denen man gerne lauscht, ohne zu fragen, woher sie kommen.

Im ganzen steht aber doch die Thatsache fest, daß Mörikes eigenartiges und hochbedeutendes Talent, das ihn namentlich als Lyriker in die erste Reihe stellt, bisher nicht die verdiente Anerkennung gefunden hat; auf ihre Ursachen wurde schon zu Anfang dieser Darstellung hingewiesen. Übrigens hat auch des Dichters eigene Zurückhaltung und seine mit dem Alter zunehmende Bequemlichkeit einigen Anteil daran. Es ist begreiflich, aber auch bedauerlich, daß dem gegen die Außenwelt und ihre Anregungen abgeschlossenen Manne mit der Zeit die schöpferische Kraft versiegte, obwohl er seine Lebensfrische sich bis an sein Ende bewahrt hat. Seine letzte Erzählung, „Mozart auf der Reise nach Prag“, erschien 1856; seitdem beschränkte sein episches Talent sich auf die übrigens wohlgelungene Umarbeitung seines Erstlingswerkes „Maler Nolten“, die er aber nicht völlig zum Abschluß gebracht, die vielmehr erst sein feinsinniger Freund Julius Kleiber nach seinem Tode druckfertig hergestellt hat. Auch der lyrische Ertrag der späteren Jahre ist nur gering, darunter freilich einiges noch von hoher Schönheit, so besonders die „Bilder aus Bebenhausen“ (1864). Das letzte Jahrzehnt seines Lebens hat nur noch eine Anzahl von Gelegenheitsgedichten eingebracht, in ihrer sinnigen und gemütvollen Art den Empfängern und Empfängerinnen gewiß willkommene Gaben, aber schwerlich geeignet und auch nicht darauf berechnet, für den Dichter in weiteren Kreisen zu werben.

So ist denn die Gemeinde, die sich um Mörike scharte, verhältnismäßig klein gewesen; aber sie hielt auch um so fester zu ihm, und unter ihnen finden wir die Besten ihrer Zeit. Keineswegs allein Schwaben, die von jeher zu schätzen gewußt, was Gutes bei ihnen im Lande wächst: zu Uhland, Kerner, David Strauß, dem er schon während seiner Tübinger Studentenjahre als das Modell eines Dichters erschien und auch später immer als ein ganzer Dichter, „jeder Zoll ein Dichter", galt, zu vielen anderen älteren und jüngeren Sängern, Künstlern und Gelehrten seines engeren Vaterlandes gesellten sich aus anderen Teilen Deutschlands von den Alten z. B. Tieck, von den Jüngeren u. a. Heyse und Storm. Dieser trat auch in brieflichen Verkehr mit Mörike und pries ihn dankbar als einen derjenigen, die auf die Ausbildung seines Talentes einen besonderen Einfluß geübt hätten. Theodor Mommsen grüßte ihn in einem schönen und leider nur wenig bekannten Sonett als „des reichen Liedersommers letzte Rose, erblühend im geheimsten Thal von Schwaben"; Mörikes Landsmann und persönlicher Freund Fr. Th. Vischer aber sprach an seinem Grabe die verheißenden Worte: „Sie wird wachsen, diese Gemeinde, sich erweitern zu Kreis um Kreis; Bund um Bund wird sich bilden von Einverstandenen in deinem Verständnis."

Und er hat wahrgesagt! Die Nachwelt scheint dem Dichter allmählich gerechter werden zu wollen. Beredter noch als das Denkmal, das ihm fünf Jahre nach seinem Tode in Stuttgart errichtet worden und seine Entstehung doch zumeist noch jenem engeren Kreise verdankt, der schon dem Lebenden Verehrung zollte, spricht dafür die Thatsache, daß zu den fünf Auflagen, die Mörikes Gedichte bei seinen Lebzeiten erfuhren, seitdem acht neue hinzugetreten sind (1898 die dreizehnte). Und nicht bloß die Gedichte, auch Mörikes „Gesammelte Schriften", die in vier Bänden bei G. J. Göschen (Stuttgart) erschienen sind, erfreuen sich einer wachsenden Verbreitung. In demselben Verlage ist der „Mörike-Storm-Briefwechsel" erschienen, herausgegeben von Jakob Bächtold, ein schönes, menschlich wie litterarhistorisch gleich wertvolles Denkmal der engen Herzensbeziehungen, die beide verwandte Dichter miteinander verbanden.

Auch die Litteraturgeschichte beginnt entschiedenere Stellung zu unserem Dichter zu nehmen: eine Reihe tüchtiger kleiner Einzelschriften und Aufsätze wirkt für seine Verbreitung und fördert das Verständnis seiner Eigenart; ein Teil seines Briefwechsels ist von berufenen Händen allmählich ans Licht gezogen, und hoffentlich wird der so immer reicher anwachsende, aber noch zerstreute Stoff in einem der nächsten Jahre auch zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung vereinigt.

Man darf wohl annehmen, daß eben der Umstand, der Mörike einst hauptsächlich den Eingang in das größere Publikum versperrte, der Mangel an zeitgeschichtlicher Färbung, seiner Verbreitung jetzt weit eher förderlich wird. Denn eine solche Färbung, wie lebhaft sie auch auf die unmittelbare Gegenwart wirken mag, verblaßt im Wechsel der Zeiten und erschwert nicht selten späteren Geschlechtern das Verständnis für das Wesentliche; auch die stimmungsvollsten Gesänge jener politischen Lyriker, die die zarten Klänge der Mörikeschen Harfe zu ihrer Zeit mächtig übertönten, haben ihren Reiz für uns doch nur so weit bewahrt, als sie auf dem bleibenden Grunde des rein Menschlichen ruhen, und eben dieses hat in zeitloser Form und unvergänglicher Schönheit durch Mörikes Dichtungen Ausdruck gefunden.





Begrüßung vor dem Kanteibiyo-Tempel in Tanran.

Streifzüge durch Formosa.

Von

Adolf Fischer.

II.

Längs der Grenze des Wildengebietes befinden sich mehrere Ansiedelungen von Hakkas; es sind dies aus Kanton stammende Leute, die unter der Mandschu-Dynastie nach den südlich gelegenen Provinzen Chinas, so auch nach Fukien, zahlreich auswanderten. Doch wurden sie überall als Hakkas, das heißt „Fremde", mit Härte behandelt und konnten keinen festen Fuß fassen. So wanderten sie massenhaft nach Formosa aus, wo sie vielfach in den Kampferdistrikten anzutreffen sind und gleichsam als stets mutig vordringende Pioniere der chinesischen Kultur betrachtet werden können. Sie sind es, die hauptsächlich den Handel mit den Wilden vermitteln, wobei sie sich natürlich nie zu ihrem Nachteil verrechnen. Sie liefern den Wilden Salz, Pulver, Waffen, Stoffe und allerlei Flitterkram. Mehrfach kommt es vor, daß Hakkas, um in gutem Einvernehmen mit ihren Kunden zu leben, ein Wildenmädchen heiraten. Sie sind dann auch sicherer, nicht von ihren Vettern um einen Kopf kürzer gemacht zu werden.

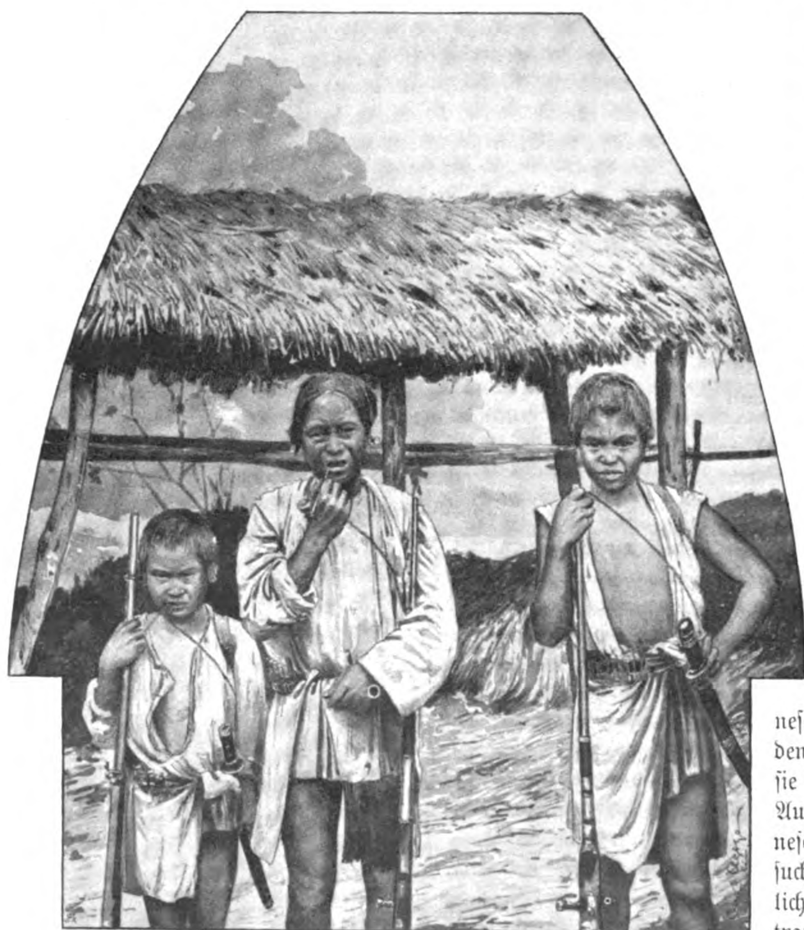
In einem Winkel einer am Abhang angebauten Hütte fand ich drei wildwüchsige Gesellen lungern (Abbild. S. 246), die Waffen neben sich liegen hatten. Der eine mochte ein Mann von vierzig Jahren sein; seine Gefährten waren ein zwanzigjähriger und ein fünfzehnjähriger Bursche, die sich an Struppigkeit und Unsauberkeit gegenseitig zu überbieten schienen.

Sie gehörten dem Chin-huan-Stamme an, also einem von den vielen unzusammenhängenden Wildenstämmen, die im Centralgebirge Formosas, an dessen Ausläufern, sowie an der Ostküste wohnen. Die Chin-huans sind unabhängig, kulturfeindlich und nicht unterworfen, im Gegensatz zu den Pepowans, den Halbwilden, die meist in der Ebene, sowie in den Vorgebirgen und einzelnen

Hochebenen des Centralgebirges hausen. Sie haben sich scheinbar den Chinesen unterworfen und tragen sogar Zöpfe; trotzdem aber liegen sie vielfach mit ihren Unterdrückern in blutiger Fehde. Die Chin-huans, also die Ganzwilden, deren Gebiete an die Grenzmarken der Civilisation stoßen — man behauptet, vier Zehntel Formosas seien noch ganz in ihren Händen —, haben unausgesetzt Kämpfe mit den Chinesen zu bestehen, die ihnen, sei es durch List, sei es durch Gewalt, immer mehr Land zu entreißen und sie auf jede Weise auszubeuten suchen.

Es spielte sich eben in Formosa dasselbe Schauspiel ab wie in Amerika und allenthalben, wo uncivilisierte Völker dem Ansturm einer mächtigen, auf sie eindringenden Kultur allmählich erliegen oder gänzlich aufgerieben werden. Da heißt es biegen oder brechen.

Der Kampf zwischen den Ureinwohnern und den viel später einwandernden Chinesen hatte zur Folge, daß die ersteren immer mehr aus den fruchtbaren Ebenen des Westens, die sie im siebzehnten Jahrhundert zur Zeit der Holländer noch größtenteils inne hatten, verdrängt wurden. Heute sind dort die Chinesen unumschränkte Herren des Landes, dank eines langsamen, aber ungemein zähen Kampfes, den die einzelnen Kolonisten, nicht aber eine mächtige Regierung und deren Truppen gegen die Wilden führten. Nur noch einzelne Pepowanansiedelungen befinden sich zerstreut in der Ebene, obwohl sich auch diese immer mehr nach dem Gebirge zu ziehen. Infolgedessen stoßen die Pepowans mit den Chin-huans zusammen. Letztere sehen diese als Feinde an und hassen sie nicht minder als die Chinesen. Die japanische Regierung ist, soweit es möglich, bemüht, den Privatfehden der Chinesen und der Wildenstämme zu steuern; sie will diese vor der Ausbeutung der Chinesen schützen und versucht auf alle mögliche Weise das Vertrauen der Ureinwohner zu gewinnen.



Leute vom Chin-huan-Stamme.

Die drei ersten Exemplare von Chin-huans, die mir zu Gesicht kamen, waren mit Flinten bewaffnet, langrohrigen Chinesenflinten mit gebogenem Schaft, mit Ornamenten aus Messingnägeln

verziert. An barbarischer Häßlichkeit ließen die Kerle wahrhaftig nichts zu wünschen übrig; ja — daß ich's gestehe — sie wirkten auf mich mehr tierisch denn menschlich in ihrem Aussehen, ihrem unheimlich lauernden, mißtrauischen Blick; sie hatten nichts, das für sie einnahm. Die beiden jüngeren trugen das Haar kurz abgeschnitten; der ältere hingegen trug es lang, in der Mitte gescheitelt, hinten in einen Knoten aufgebunden. Um die Schulter hing ihnen, nach rückwärts baumelnd, ein primitives Pulverhorn und eine Lunte; auch hatten sie eine solche unten an das Schloß der Flinte gebunden. An der Seite baumelte ihnen an einem Gürtel aus geflochtenem Rohr ein kurzes Schwert. An einem schmutzstarrenden Ledergurt staken aus dünnem Bambusrohr verfertigte Patronen. Auf dem Arm hatten sie allerhand Schnörkel tättowiert, auf der Stirn, vom Haaransatz bis zur Nasenwurzel, etwa zwanzig Centimeter lange Striche in Schwarzblau, und ebensolche auf dem Kinn. Gerade diese Kinnverzierungen gelten als äußerst bedeutungsvoll; es sind Ehrenzeichen, die der Chin-huan nur mit Genehmigung des Häuptlings vermehren darf und die nur durch Tapferkeit im Kriege gegen einen feindlichen Stamm oder durch Erbeutung von Chinesenköpfen erworben werden können. Der jüngste der drei Wilden hatte im Gesicht noch keine Tättowierung; diese Ehre soll ihm erst bei Erlangung der Mannbarkeit zu teil werden.

Als leidenschaftliche Raucher haben die Wilden stets ihr Pfeifchen im Munde, dessen Kopf aus einer ausgehöhlten, komisch geformten Bambuswurzel besteht, die zuweilen hübsch mit Metallplättchen beschlagen ist.

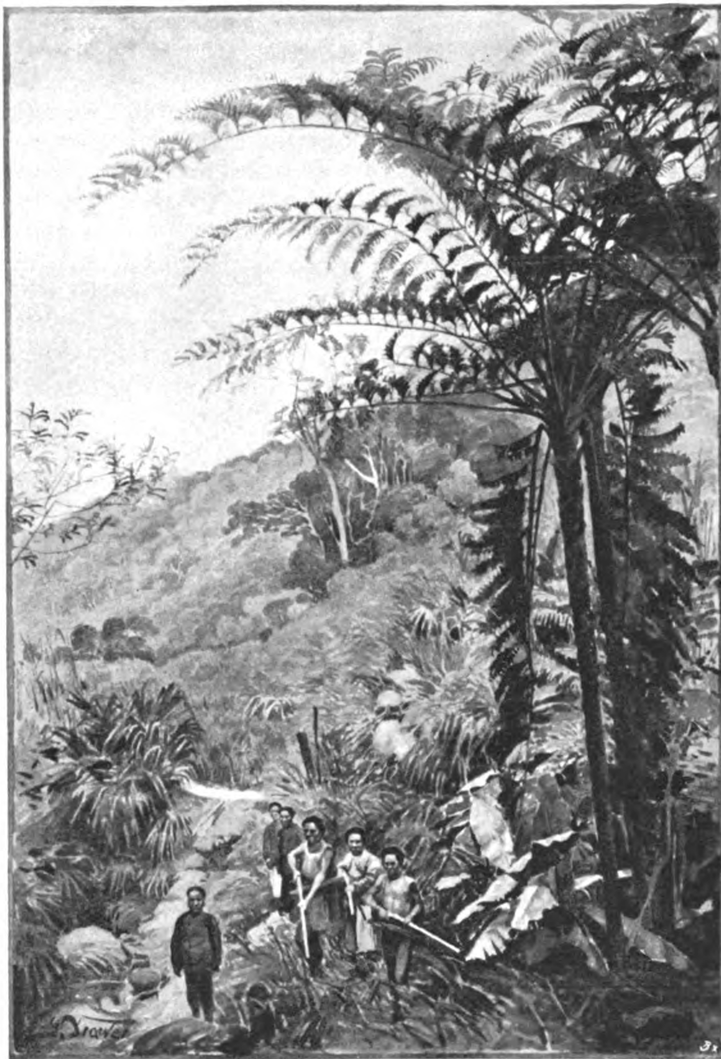
Eine Eigentümlichkeit der Wilden des Nordens darf man außer der Sitte des Tättowierens in dem Brauch erkennen, die Augenzähne zu entfernen. Die dadurch entstehenden Zahnlücken



Tättowiertes Chin-huan-Weib, Frau eines chinesischen Wildendolmetsch.

sollen beim Laufen und Steigen das Aus- und Einatmen der Luft erleichtern; doch wird man es mir nicht übelnehmen, wenn mir diese seltsame Begründung nicht recht stichhaltig erscheinen will.

Mehrere hundert Schritte oberhalb der ersten Hütte stand ein Chinesenhaus. Davor befand sich ein mit Bambusmatten überdeckter Vorplatz, unter dem ein mit glühenden Kohlen gefüllter Lehmofen stand. Er diente jedenfalls zum Erhitzen des Eisens beim Schwertfegen; gelten doch die Hakkas allgemein als vortreffliche Schwertfeger. Um das Feuer kauerten am Boden zwei Wilde und ein kleines Mädchen von sechs oder sieben Jahren, das mächtig schmauchte. Die Frau des Hakka-Mannes, die wie eine Chinesin gekleidet war, hatte merkwürdigerweise



Im Urwalde.

den, den Hakkas, die sie mit allen Mitteln zu bekämpfen und auszubeuten suchen, in steter Fehde leben. Tao ist daher schon sehr häufigen Überfällen der erbitterten und blutdürstigen Chin-huans ausgesetzt gewesen. Trotz der Wachthäuser, die auf einigen Hügeln im Thale liegen, und von denen aus stets beobachtet wird, ob Chin-huans in Sicht sind, trotz vieler Streifzüge der Gendarmen längs der Grenze werden dennoch oftmals Chinesenköpfe geholt.

Nachdem wir uns notdürftig gestärkt hatten, zog es mich zu dem nahegelegenen Bukonsho, dem Wilden-Civilisierungs-Departement hin, das gerade mehrere Dutzend Wilde beherbergte.

In einem mauerumschlossenen Hofe des Bukonsho lagerten die Chin-huans um ein Feuer, über dem sie Mais, Hirse oder süße Kartoffeln kochten. Aus großen Schalen schlürften sie mit Behagen chinesischen Samschu, ein dem Branntwein, dem Sake der Japaner ähnliches, wenn auch minderwertiges Getränk. Dann aß die wilde Bande mit den Händen aus einer großen Schüssel oder von einem Brett. Dazwischen drehten sie von dem Reis- oder Hirsebrei mit den Fingern Ballen, die sie dann gierig verschlangen. Männer und Weiber, groß und klein rauchten dabei ohne Unterlaß Cigaretten oder Tabak, die ihnen vom Bukonsho nach Wunsch geliefert werden.

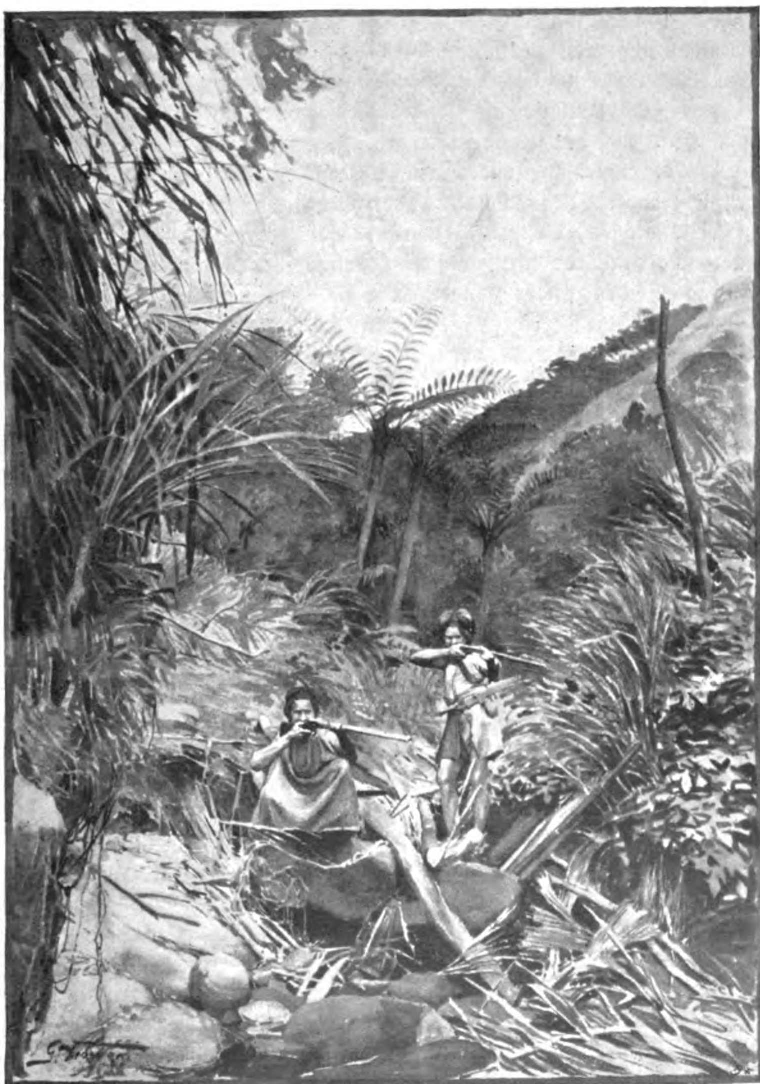
den ausgesprochenen Typus einer Süditalienerin.

Nach flüchtigem Austausch gewisser Höflichkeiten drängte meine ungeduldige Begleitung wieder zum Aufbruch. Erst nach einstündiger Wanderung in dem fruchtbaren Thal längs des Suibipihan erreichten wir das auf einem Hügel gelegene, von einem Bergkranz umschlossene Tao oder Taiko, wie es auf japanisch heißt.

Das heute von Hakkas bewohnte Tao war vor kaum zehn Jahren noch eine Ansiedelung der Chin-huans, die in die Berge der nächsten Umgebung zurückgeworfen wurden. Kein Wunder, daß sie mit ihren Fein-

Wenig respektvoll schrien die von der Kultur noch gänzlich unberührten Naturkinder die Beamten des Bukonsho an, tranken ihnen zu oder forderten sie auf, mit ihnen, Wange an Wange, Mund an Mund, den Arm um den Nacken des anderen geschlungen, gleichzeitig eine Kürbisschale bis auf den Boden auszuleeren. Diese Art der Verbrüderung soll ein Zeichen hoher Freundschaft sein und dem damit Beglückten die Sicherheit gewähren, daß ihm nie etwas Schlimmes von den Wilden dieses Stammes zustoßen werde. Solche in der Trunkenheit geschlossenen Kneipfreundschaften haben aber in Wahrheit nicht mehr Wert als die Schwüre und Freundschafts-Beteuerungen bezechter Kneiper in civilisierten Ländern. Trotz hundertmaligem Verbrüderungstrunk haben die Wilden schon oftmals Dolmetscher aus den Bukonshos oder befreundete Chinesen, mit denen sie Tauschhandel trieben, geköpft. Auf mich machten die Wilden beiderlei Geschlechts einen widerlichen, bestialischen Eindruck; sie schienen mir tückischer, habgieriger, grausamer Gemütsart zu sein. Ich habe wenig Vertrauen, daß diese wilden Tieren ähnlichen Kreaturen, an denen ich wenig Menschliches entdecken konnte, je der Kultur gewonnen werden können. Es dünkt mich auch, daß die Japaner nicht den richtigen Weg eingeschlagen haben, um zum Ziele zu gelangen, indem sie Fraß und Völlerei der Wilden unterstützen, anstatt diesen wahrhaft tierisch auftretenden Leidenschaften mit aller Macht zu steuern.

Nach vielem und langem Zureden des Bukonsho-Direktors gelang es mir, mehrere Leute des Ataiyal-Stammes, die in dem Dorfe Teinansei wohnen sollen, zu photographieren — freilich, da ich keinen Mo-



Auf dem Wege nach Tshun-taw-te.

mentverschluß mit mir führte, nur halb. Wohl zehnmal entwischten mir die Kerle, besonders der Häuptling, der eine Art Jockeymütze aus geflochtenem Rohr auf dem Kopfe trug, oder er beugte sich im entscheidenden Augenblick vorwärts, um zu sehen, was wohl aus der Linse meines Apparates geflogen käme. Zum Beweis, daß ihm keine Gefahr drohe, mußte sich der Bukonsho-Vorsteher neben ihn stellen, dann erst traute er mir.

Obgleich die Leute von Geldeswert keine Ahnung haben, so sind sie doch habgierig und fliegen auf alles Geldähnliche zu wie die Elstern auf einen glänzenden Gegenstand. Unter einem Silberdollar — Papiergeld erscheint den Wilden wertlos — wollte sich der Häuptling nicht photographieren lassen, denn schon lange war es sein Wunsch, eine so große Silbermünze als Medaillon an einer Kette um den Hals zu tragen. Die anderen begnügten sich mit je einem Zehn-Senstück; nur ein Unterhäuptling oder Dorfrat verlangte das Doppelte, da er es für unter seiner Würde hielt, auf eine Stufe mit den anderen gestellt zu werden.

Besonders die Weiber gebärdeten sich furchtbar habgierig und zudringlich. Von meinem japanischen Dolmetscher wollten sie ohne Unterlaß für zehn Sen den Winterrock, von mir für dieselbe Summe Uhr und Kette kaufen. Freilich muß man zu ihrer Entschuldigung anführen, daß ihre Sitten und Gewohnheiten zwischen ihnen und den Männern wenig Unterschied machen. Schwere Feldarbeiten, Holztragen, Zerstoßen des Reises oder der Hirse, Wasserholen besorgt das bei den Chin-huans viel kräftigere, breitschulterige, gesunder als die Männer aussehende sogenannte „schwache Geschlecht“. Nur was die Kleidung angeht, scheinen die Frauen auch hier einen Vorzug vor den Männern zu genießen. Durchweg wenigstens waren sie bei der feuchten und kalten Witterung reichlicher bekleidet als die Männer, die meist nur ein kurzes Hemd aus grobem Hanfgewebe trugen. Um ihre Waden hatten sie Gamaschen gebunden; auch trugen sie Jacken, teils enganliegende kurzärmelige, teils weitärmelige Chinesenjacken. Ihre Röcke, die bis zu den Knöcheln reichten, bestanden teils aus Hirschfellen, teils aus Hanfgeweben, die mit roten Bändern benäht oder auch mit einfachen Mustern bestickt waren. Die Ornamente, mit denen sie die Borden ihrer Kleider verzieren, haben meist die Form von Dreiecken; oberhalb und unterhalb derselben ziehen sich je vier bis fünf Parallellinien hin.

Von der barbarischen Sitte des Tättowierens haben sich auch die Chin-huan-Weiber nicht freigehalten. So scheußlich unserem Schönheitsgefühl diese Verunzierung erscheint, ich muß doch gestehen, daß die Tättowierung den Gesichtern der Wildenweiber eher gut als schlecht steht und ihnen etwas Charakteristisches verleiht, das zu Landschaft und Umgebung nicht übel paßt. Sobald ein Mädchen heiratsfähig geworden ist, nehmen dessen Eltern an dem armen Geschöpf, nachdem es noch vorher tüchtig gefüttert worden, so daß es mehrere Tage ohne Nahrung aushalten kann, die grausame Procedur vor. Das Gesicht schwillt nämlich durch das Tättowieren derart an, daß es dem armen Opfer unmöglich ist, die nächsten Tage nach der Tättowierung Nahrung zu sich zu nehmen. Der Vorgang ist folgender: Mittels geschwärzten Fadens werden Parallellinien markiert, die sich bogenförmig von einem Ohr zum anderen erstrecken, Wangen sowie die Gesichtsteile unterhalb der Nase bis zum Kinnende bedecken, die Lippen jedoch freilassen. Fünf bis sechs spitze, nadelartige Dornen eines Strauches werden an ein Stäbchen gebunden und damit das bandartige Muster — es ist meist dasselbe, mit dem sie die Borden ihrer Kleider verzieren — eingemeißelt. Die dieser Procedur Unterzogene soll fürchterlich bluten. Mittels eines Holzschabers aus Bambus wird das Blut entfernt; die tättowierten Stellen werden alsdann mit Ruß aus Holzkohle eingerieben, wodurch das Blut gestillt wird. Nachdem die Wunden geheilt sind, erscheinen die Tättowierungen dunkelblau gefärbt, um nie mehr zu verschwinden (Abbild. S. 247).

Das Familienleben der Chin-huans soll trotz dieser und anderer Bestialitäten ein wohlgeregeltes sein; die Männer sollen ihre Frauen und Kinder sehr gut behandeln. Untreue der Frauen — sagte man mir — sei etwas beinahe Unbekanntes.

Doch noch einiges über das Aussehen der Wilden. Die Chin-huan-Männer trugen auf

dem Rücken einen rucksackartigen Netzbeutel, der verschiedensten Zwecken dient, so z. B. zur Aufnahme von Lebensmitteln, allerlei Gebrauchsgegenständen, die sie mit sich führen, zur Bergung von Jagdbeute oder aber auch von Chinesenköpfen, wenn sie vom Glück besonders begünstigt sind. In eigens dazu ausgeweiteten Ohrläppchen trugen Männer sowohl wie Frauen als Zierat etwa vier Centimeter lange, einen bis zwei Centimeter breite Bambuspflöcke. Bei den Weibern war dieser seltsame Schmuck oftmals mit roten oder grünen Wollbüscheln oder auch durch eingeritzte Ornamente verziert. Die Chinhuans beiderlei Geschlechts behängen sich ferner gern mit Halsketten aus Perlmutter, aus Glas, aus Achatstücken, Karneol und anderem Flitterkram. Um den Oberarm trugen manche Männer Jaderinge, wahrscheinlich Andenken an geköpfte Chinesen. Das breite, zwei Fuß lange, messerartige Schwert tauschen sie gleich ihrem Schmuckkram von den Chinesen ein. Es hängt an einem Gürtel, zuweilen nur an Schnüren um den Leib. Griff und Scheide dazu verfertigen sie selbst. Die Schwertscheide besteht meist aus Bambus. Sie bedeckt nur die untere Seite des Schwertes, die obere umschließen Metallklammern oder auch durchbrochene und getriebene Messingbeschläge. Pfeil und Bogen sind augenscheinlich nur wenig mehr in Gebrauch, hingegen Feuerwaffen in allen Abstufungen, von der langrohrigen, krummschaftigen Chinesenflinte bis zum Mausergewehr.

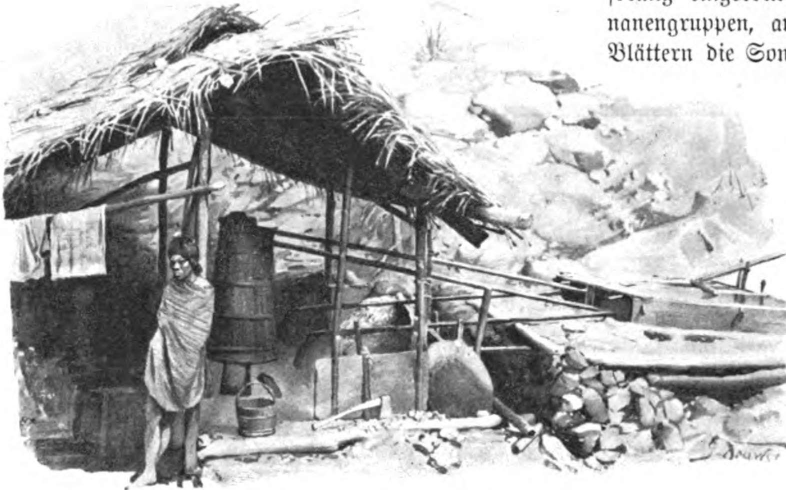
Die biederen Ureinwohner Formosas lassen den Hinterladern Verbesserungen eigener Art zu teil werden. Nicht nur hier, sondern später auch anderenorts machte ich die Beobachtung, daß Visier und Korn am Flintenrohr als etwas Störendes betrachtet, daher abgeschlagen werden. Hinsichtlich der Treffsicherheit dürften die wilden Schützen dafür aber auch mit den Tirolern kaum in erfolgreichen Wettbewerb treten können. Die Chin-huans schießen aber auch wohlweislich nur, wenn sie ihrem Ziele ganz nahe sind. So wurde mir erzählt, daß der Wilde, der auf ein Opfer lauert, das durch den Wald gezogen kommt, sobald es seine Nähe erreicht, absichtlich auf einen dürren Zweig tritt. Durch das dadurch hervorgebrachte Geräusch erschreckt, bleibt der Wanderer unwillkürlich stehen und sieht nach der Richtung, aus der der Schall kommt. Diesen Augenblick benutzt der listige Meuchelmörder, um seinen Feind niederzuschießen. Heroismus, sieht man wohl, liegt diesen Leuten nicht gerade im Blute. Dem offenen Kampfe gehen sie aus dem Wege und ziehen es vielmehr vor, ihre Widersacher meuchlings zu überfallen, einem Feinde tage-, ja wochenlang aufzulauern, bis sich eine günstige Gelegenheit bietet, ihm von hinten den Speer oder eine Kugel in den Leib zu jagen. Nach vollbrachter That wird schnell der Kopf abgesäbelt, in das rucksackartige Netz geworfen, und unter höllischem Freudengeschrei rennt und klettert der mörderische Feigling wie ein gehetztes Tier die unwirtlichen Abhänge hinan, wohin ihm niemand folgen kann. In seinem Dorfe wird er dann natürlich unter Triumphgeschrei wie ein Held empfangen und gefeiert.

* *
*

Kaum hatte ich den nächsten Morgen gefrühstückt, so kam auch schon ein bewaffneter Polizist, eine halbe Stunde später ein Gendarm, zu mir, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen. Aber nicht ihrer persönlichen Teilnahme verdankte ich diese rührende Fürsorge, sondern Spionage führte die Leute her, das merkte ich sofort. Ohne viel Umschweife ließ ich denn auch, ärgerlich wie ich war, durch meinen Dolmetscher erklären, daß es mir höchst lästig sei, wie ein Verbrecher bewacht zu werden. Der Polizeioffizier erwiderte gelassen, daß er von Bioretsu aus Befehl erhalten habe, mich nicht aus dem Auge zu lassen, und daß mich stets ein bewaffneter Polizist oder Gendarm begleiten würde. Man witterte also einen Spion in mir, auch ich war ein Opfer des Spionenfiebers geworden, das die Furcht vor Rußland gezeitigt hat. Was blieb mir übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen!

Mein lebhafter Wunsch war es, eine Kampferhütte zu besuchen und auf alle Fälle, da ich nun einmal im Gebiet der Kampfergewinnung war, einen Blick in die schon so manchem Chinesenkopf verhängnisvoll gewordenen Wälder zu thun.

Und ich setzte meinen Willen trotz aller Spionenriecherei durch, freilich mußten wir nach Suibison, etwa fünfviertel Stunden von Tao aus, längs des schönen, tiefgrünen, sich



Kampferofen im Wildengebiet.

vielfach windenden Suibipihon-Flusses, dessen Ufer von üppigster Vegetation eingerahmt waren, zurück, wo der mir bereits bekannte Hakka wohnte. Er bewaffnete sich, nahm drei mit Schwertern und Flinten bewaffnete Chin-huans, die gerade bei ihm waren, als Bedeckung mit, und so zogen wir nun gegen Tshun-taw-kē, zur Kampferhütte.

Als wir dicht an die Bergabhänge kamen, mußten wir ein Bambushaus, in dem zwei japanische Soldaten Wache hielten, passieren. Ohne Notiz von ihnen zu nehmen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken, ging ich an ihnen vorüber, woraus sie den Schluß ziehen mochten, daß ich Erlaubnis hätte, ins Wildengebiet einzudringen; jedenfalls rührte sich keiner, und unbehelligt zog unsere kleine Karawane fürbaß. Der Pfad machte mittlerweile eine scharfe Biegung nach links. Wie mit einem Ruck befanden wir uns inmitten einer wildromantischen, unwirtlichen Natur. Ein schwindelnder, oftmals ausgewaschener und ausgebrochener Pfad zog sich längs steil abfallender Felswände eines Seitenthales hin. Nach einer guten halben Stunde zweigten wir nach rechts ab. Nun kletterten wir steil aufsteigende, romantische Schluchten hinan, in denen unsere Augen sich an einer Vegetation entzückten, so reich und üppig, wie man sie sich sonst nur unter den Tropen vorstellen kann.

Riesige Baumfarne (Abbild. S. 248) mit herrlichen Federkronen und teils noch schneckenförmig eingerollten Wedeln, Bananengruppen, auf deren weichen Blättern die Sonnenstrahlen tänzelten, der von ihnen herabtropfende Tau aber die darunter stehenden Blattpflanzen netzte, prachtvolle Schmetterlinge, Jahrhunderte alte, stolze Bäume mit glänzenden grünen, lederartigen Blättern, Schlingpflanzen, die sich wie Schlangen von Baum zu Baum wanden, prächtige Orchideen, fünf Meter hohe Gräser mit Büschelkronen, gigantische Blattpflanzen mit pfeilförmigen Blättern vereinigten sich mit tausend anderen Kindern der tropischen Flora zu einem bezaubernden Naturschauspiel, das mich, dem die Tropenwelt doch nichts Unbekanntes war, von neuem in Erstaunen und Bewunderung setzte.

Ab und zu hielt ich, hingerissen von dem Anblick, inne und gab mich dann ganz der Betrachtung dieser herrlichen Naturwunder hin. Doch die Führer, die wenig Sinn für derlei ästhetische Genüsse haben mochten, gönnten mir wenig Ruhe; sie trieben mich an, weiter zu klettern, und so zogen wir ein ausgewaschenes, felsiges Flußbett aufwärts (Abbild. S. 249). Zahlreiche umgestürzte, ausgehöhlte Baumkolosse lagen quer darüber; krystallklar rieselte die Flut zwischen lieblichen Mimosen, Bambussträuchern und zarten Gräsern.

Bald hatten wir unser Ziel erreicht. Linker Hand befand sich der ebenso einfache wie malerische Kampferofen (Abbild. S. 252 u. 253). So friedlich der Platz aussah, waren doch vor kaum zwei Wochen erst ganz in der Nähe zwei Kampferarbeiter von den

Wilden geköpft worden, und wie ich später hörte, wurden wenige Tage nach unserer Anwesenheit sogar drei Arbeiter dort enthauptet.

Die Gewinnung des Kampfers ist ein äußerst einfaches Verfahren.

Von dem Könige der Wälder Formosas, dem stolzen und ziemlich schnell wachsenden Kampferlorbeerbaum mit lorbeerartigen Blättern, dessen Umfang oft über zwanzig Fuß beträgt und dessen Stämme, wo sie leicht zu befördern sind, als wertvolles Bauholz verwandt werden, wird durch Destillation der Kampfer gewonnen. Zur Kampfergewinnung taugen nur saftige Stämme, vor allem die Wurzeln, nicht ausgetrocknete, spiere Bäume. Auf einem etwa vier Fuß hohen Lehmofen, der mit Holz gespeist wird, ruhen ein oder mehrere Eisenkessel, die mit Wasser gefüllt werden. Auf diesen Kesseln steht je ein tubenartiger, etwa fünf Fuß hoher Holzcylinder mit durchlöchertem Boden, durch den die Wasserdämpfe von unten eindringen. Die Holzcylinder werden bis oben mit etwa drei Centimeter langen, einen halben Centimeter dicken Kampferholzstückchen gefüllt, hierauf zugedeckt und allenthalben mit Lehm luftdicht verschmiert. Die kampferhaltigen Dämpfe ziehen sich sodann durch ein oben im Cylinder angebrachtes, etwa elf Fuß langes Bambusrohr in einen kastenartigen, sechs Fuß hohen, luftdichten Behälter, der in fließendem Wasser steht, und setzen sich darin krystallartig an. Durch ein höher gelegenes, mit leiser Neigung nach abwärts laufendes Rohr träufelt immer etwas Wasser in den Kessel, um das verdampfende Wasser zu ersetzen. Dies ist sehr notwendig, denn die Holzstückchen werden vierundzwanzig Stunden dem Destillationsprozesse ausgesetzt. Etwa einen Monat währt es, bis die Niederschläge die Kiste mit Kampfer gefüllt haben.

Kaum ein zweites Beispiel dürfte in der Weltgeschichte zu finden sein, daß das Produkt einer Pflanze so sehr auf die Gestaltung der Verhältnisse eines Landes einwirkte, wie dies der Kampfer auf Formosa that. Seit Jahrhunderten werden die Urwälder im Inneren Formosas wegen ihrer stolzen, königlichen Bäume, die für die Habgier der Menschen eine mächtige Anziehungskraft ausübten, aufgesucht, andererseits von den Wilden mit zäher Erbitterung verteidigt. Schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts suchte die chinesische Regierung, die sich damals nur um den Westen und Norden der Insel, doch nicht um den Osten kümmerte, um ihre Verwaltungskosten teilweise zu decken, Nutzen aus den Kampferwäldern zu ziehen,



Wilde bei der Kampferhütte.

indem sie ein Kampfermonopol einführte, dessen Umgehung mit unmenschlicher Härte bestraft wurde. Wer damals unerlaubt einen Kampferbaum fällte, hatte sein Leben verwirkt, wenn er ertappt wurde. Im Jahre 1720 wurden mehr als zweihundert Menschen dieses Vergehens halber hingerichtet.

Diese übergroße Strenge führte zu ernsten Aufständen. Die Folge war, daß die Kampfergewinnung frei gegeben, jedoch der Handel mit Kampfer zum Monopol erhoben wurde. Es konnte nun jeder Chinese auf eigene Rechnung und Gefahr hin in die Wälder dringen und mit List oder Gewalt versuchen, zu seinem Ziele zu gelangen.

Das grausame Vorgehen der chinesischen Hakkas gegen die Ureinwohner, alle die blutigen Fehden ignorierte oder, richtiger gesagt, billigte stillschweigend die chinesische Regierung.

Diese Zustände währten hundertundfünfzig Jahre. Sie fanden erst 1868 mit der Aufhebung des Kampfermonopols teilweise ein Ende. Um ihre Einnahmen auf Formosa zu erhöhen, hat die japanische Regierung neuerdings beschlossen, vom Juli 1899 ab das Kampfermonopol einzuführen; sie erwartet davon schon im ersten Jahre einen Reingewinn von einer halben Million Yen.

Bekanntlich wurden schon 1860 die Europäer in vier Hafenplätzen Formosas zugelassen, die zuerst von den Mandarinen, die das Kampfergeschäft, als sehr einträglich, an sich gerissen hatten, das Pikul für sechzehn Yen kauften, während diese den Produzenten nur sechs Yen für den Pikul bezahlten. Um den Mandarinen nicht den ganzen Vorteil in die Taschen fließen zu lassen, umgingen die Europäer das erst 1868 aufgehobene Monopol, kauften direkt von den Produzenten mit der Begründung, daß sie durch die in Peking abgeschlossenen Handelsverträge keineswegs an das Monopol der Mandarine gebunden wären. Dies Vorgehen änderte die Lage der Europäer mit einem Schlage.

So lange die Europäer den Mandarinen viel zu verdienen gaben, waren sie ungemein beliebt und wurden auf jede Weise gefördert. Dann aber wandte sich das Blatt, Haß und Feindschaft wurde gegen die Europäer gepredigt, sie wurden auf jede Weise schikaniert. Diese Feindseligkeiten veranlaßten 1868 den englischen Konsul Gibson, ein in den chinesischen Gewässern manövrierendes Geschwader vor Tainan-fu zu rufen, was dem damaligen chinesischen Gouverneur nicht wenig Furcht einjagte. Unverzüglich versprach er, alle Feindseligkeiten gegen die Fremden strengstens zu untersagen und das Kampfermonopol aufzuheben. Die Taitos (Kreisintendanten), die den Europäern am meisten zugesetzt hatten, wurden abgesetzt. Für die Europäer folgten nun friedliche Zeiten.

* * *

Als ich von Tao aufbrach, hellte sich das Wetter zum Glück bald auf. Nicht lange währte es, so erreichten wir nach steilem Aufstieg Kampferwaldungen. Später wanderten wir lange auf dem Grat eines Gebirgszuges, dann durch schier undurchdringliche Dschungeln, durch die nur kümmerliche Pfade gebahnt waren.

Die Gebirge, die sich zu unserer Linken hinzogen, waren, wie mir die Soldaten erzählten, gänzlich unbekannte Gebiete, in denen noch die Chin-huans als unumschränkte Herren hausen. Wie lange noch wird es währen, bis die bisher von den Japanern ängstlich respektierten Schranken fallen werden? Vor fünfviertel Jahren versuchte der japanische Major Fukabori mit etwa zwanzig Mann durch unbekannte Gebiete von Westen nach Norden zu ziehen, doch nicht ein einziger Teilnehmer der kühnen Expedition kam je wieder zum Vorschein.

Zerstreut erblickten wir hier und da eine Pepowan-Behausung, von der Rauch aufstieg. Es waren von den Chinesen aus dem Flachlande Vertriebene, die sich hier ansiedelten und der Natur neuen Besitz abzuringen versuchten. Höher ansteigend ging es durch dichte Wälder. Wie Schiffstaue schlangen sich die Schlingpflanzen, besonders die Schlingpalme (Calamus draco), von Baum zu Baum. Schluchtenartig verengte sich das nun von den zusammenrückenden, sich windenden Bergzügen geschlossene Landschaftsbild. Jahrhunderte alte, vermodernde Baumkolosse, die nun Würmer- und Käferspeise waren, lagen quer über dem schmalen Pfad. Mit Rottang beladene Kuli klommen stöhnend und schwitzend, begleitet von chinesischen

Flurschützen, die sie vor Überfällen schützen sollten, bergauf und bergab. Ein wildes Durcheinander von Bäumen, Sträuchern, Riesenfarnen, Bananen, Schmarotzer- und Kletterpflanzen phantastischster Form machte den Eindruck, als ob eine Pflanze die andere erdrücken oder verdrängen wollte, als ob die Erde nicht imstande wäre, all diesen schwellenden Reichtum zu tragen.

Durch diese überreiche, wilde, das Auge verwirrende Natur ging es mehrere Stunden. Auf einmal aber — welch seltsamer Kontrast! — traten wir auf ein flaches, kahles Plateau, Rekisuipiyan geheißen, nüchtern, langweilig, ein geradezu ideales Paradefeld.

Über eine halbe Stunde mochten wir über die billardartige Hochebene marschiert sein, als wir etwa tausend Fuß unter uns — das Plateau fiel äußerst steil, fast senkrecht ab — die Borioke-Ebene erblickten. Auf den ersten Blick wäre man versucht gewesen, sie für einen See zu halten, denn sie besteht aus Tausenden von überschwemmten Reisfeldern. Wie Inseln ragen daraus, von grüngefiederten Bambushainen umschlossen, Chinesenansiedelungen hervor.

Es mußte gerade ein Fest gefeiert werden, denn zu uns empor, durch den blauen Äther dieser durchsonnten Welt, drangen die schrillen Töne der Klarinette, dumpfe Gongklänge, Böllerschüsse und Raketenschwärmer, das Geschrei des feiernden Volkes. Wie ein Ameisenzug nahm sich die kribbelnde und wibbelnde Menge des Festzuges von oben aus; auf schmalem Pfade schlängelte sie sich durch die überschwemmten Reisfelder, um in einem Bambushain, aus dem man stellenweise die geschweiften Dächer eines Tempels ragen sah, zu verschwinden.

Auf losen, sehr steil treppenartig übereinander geschichteten Steinen erfolgte unser Abstieg in die Ebene. Erbarmungslos brannte und sengte die Sonne; sie that zuviel des Guten! Nach Schatten lechzend, zogen wir nun, von vier bewaffneten Polizeisoldaten begleitet, auf schmalen Dämmen zwischen den überschwemmten Reisfeldern dahin und hielten nach einer halben Stunde Marschierens unseren Einzug in Tanran, einem aus etwa zweihundert Häusern bestehenden Ort.

Dort wurden wir in den Kanteibiyo-Tempel geführt, der dem berühmten chinesischen Helden Kanu — die chinesische Geschichte und Sagenwelt ist ja überreich an solchen — geweiht ist. Der Tongchong (Bürgermeister) Sesai begrüßte mich im Namen des Ortes und dankte für die Ehre meines Besuches. Diesen historisch bedeutsamen Augenblick ließ ich begreiflicherweise, auf daß er kommenden Geschlechtern nicht entschwinde, von meinem japanischen Dolmetscher aufnehmen (Abbild. S. 245).

Und nun ging es zu Tische. Ein zweifelhafter Genuß! Noch nie hegte ich besondere Schwärmerei für saure, halb verfaulte Eier, grausig fettes Schweinefleisch und schlecht geputzten, unsauberen Reis, und so blieb ich bei diesen lukullischen Genüssen, für die mein Lin schmatzend seinen Mann stellte, kühl bis ans Herz hinan. Als Dessert oder Kompott wurde unbestimmbares, in Wasser gekochtes Grünzeug aufgetragen. Bezahlung wollte man von mir um keinen Preis annehmen, man betrachtete die Angelegenheit durchaus als Ehrensache. Nach langem Drängen meinerseits wurde ich doch endlich eine Yen los mit der Bitte, dafür Räucherwerk zu kaufen, um den Helden zu ehren, in dessen heiligen Hallen wir Schutz und Speisung fanden.

Kaum hatten wir das gastliche, wenngleich keineswegs einladende Tanran hinter uns, so näherten wir uns dem steinigen, mit Schutt und Geröll übersäten Flußbett des Borioke. Zaghaft schlängelten sich hier mehrere Chinesen heran; sie hatten denselben Weg wie wir zurückzulegen und schlossen sich nun dicht an meine Leute an. Ängstlich versicherten sie, man habe hier in der Nähe heute morgen Wilde gesehen, die es jedenfalls auf Zöpfe abgesehen hätten. Scheuen Blickes lugten sie nach einer Stelle, wo vor kaum sechs Wochen drei ihrer Bekannten um einen Kopf kürzer gemacht worden waren. Gleichzeitig hörten wir von dem auf einem nahen Hügel befindlichen Wachthaus her die Warnungstrommel.

Diese Wachthäuser sind zwanzig bis dreißig Fuß hohe, schilfbedachte Bambusgerüste. Darauf steht der Wächter; er trommelt auf einem in Brusthöhe horizontal hängenden Stück Bambus mittels Bambusschläger (Abbild. S. 257). Den Wanderer soll dieses Getrommel ermahnen, auf der Hut zu sein,

den Wilden aber anzeigen, daß man sie gesehen hat und nicht unvorbereitet ist. Viel Zweck haben meiner Ansicht nach diese Wachttürme nicht. Meist lauern die Wilden ihren Opfern im Morgengrauen auf, wenn noch dichte Nebel über Wald und Flur liegen; zudem sind sie, wie auch die Chinesen, an das fortwährende Getrommle gewöhnt, das, sobald jemand in Sehweite des Wächters kommt, ertönt.

Wir zogen weiter bergauf, bergab; oftmals verließen wir die Ufer des Boriefe, um später, wenn das Thal eine Wendung machte, wieder zurückzukommen.

Mehrstündiges Wandern führte uns in die fruchtbare Ebene von Tansikak. Musterhaft gepflegte, terrassenförmig übereinander aufgebaute Reisfelder, die sich die Hügelgelände hinanziehen, sind dort ebenso wohl kultiviert wie irgendwo in Japan. Die künstliche Bewässerung ist dieselbe wie dort: es wird von einem höher gelegenen Bach oder Fluß ein Kanal abgegraben, der das oberste Feld unter Wasser setzt und dann abfließend allmählich alle tiefer liegenden Felder überschwemmt. Unterhalb des am tiefsten gelegenen Feldes läuft das Wasser in einem Graben als Bach weiter.

Inmitten der schlammigen Reisfelder, den Strahlen einer versengenden Sonne ausgesetzt, knieten die Bauern, auf eine Hand gestützt, während sie mit der anderen den Schlamm umrührten und den Dünger um die Wurzeln der Reissetzlinge zu legen suchten. So sah ich hier und vielfach anderwärts die Chinesen vom Morgen bis zum Abend hocken, eine Arbeit, der in diesem Klima der japanische Landmann — die Erfahrung hat es gelehrt — fast ohne Ausnahme unterliegt. Ich sah denn auch auf Formosa nicht einen japanischen Ackerbauer; Beamte, die ich deswegen befragte, versicherten, daß alle Versuche durch die Malaria vereitelt worden seien.

Nach mehrtägiger Wanderung, auf der wir Tansikak, Sekkoshō und Koroton berührten, erreichten wir endlich Taiwan, das nach dem Jahre 1885 zur Hauptstadt Formosas ernannt oder, richtiger gesagt, erst geschaffen wurde.



Theater im Palais Lin-sho-dos in Atammu.

Nachdem nämlich 1885 Formosa zur selbständigen Provinz erhoben worden war,

wurde Taiwan, das zum Sitz des Vicekönigs und der Hauptverwaltung für ganz Formosa bestimmt war, gegründet. Riesige Flächen wurden abgesteckt, Mauern aufgeführt, ausgedehnte Regierungsgebäude erbaut, um — nie benutzt zu werden; denn sehr bald stellte es sich heraus, daß der von lauter Reisfeldern umgebene Ort sehr



Wachtturm an der Grenze des Wildengebietes.

ungesund, zudem überhaupt unpraktisch gelegen war. So führte die neue Residenz, die den Namen der Provinz tragen mußte (Taiwan ist der chinesische Name für Formosa und bedeutet „aufsteigende Bai") von vornherein ein Scheindasein.

Erst unter den Japanern gewann Taiwan Bedeutung. Es wurde gleichsam die Hauptstadt für Mittel-Formosa, bekam eine Präfektur, einen Gerichtshof, wurde Sitz einer großen Garnison u. s. w. Die von den Chinesen erbauten, bis vor kurzem unbenutzten, riesig ausgedehnten Verwaltungsgebäude werden gegenwärtig von über hundert japanischen Beamten bewohnt.

So sehr mir die japanische Kultur, die hier Platz gegriffen hatte, imponierte, es gelüstete mich doch, einmal wieder europäisch zu essen; und da man mir sagte, da und da gebe es in Taiwan ein Speisehaus, wo man für die Regierungsbeamten europäisch koche, so lud ich auch mich dort zu Gaste. In der ersten Etage dieses sogenannten Restaurants befand sich der Speisesaal. Aber der von Bambusbalken getragene Fußboden schwankte dermaßen unter meinen Tritten, daß ich ernstlich durchzubrechen fürchtete; ein endlos langer Tisch reichte vom einen Ende des Saales zum anderen; das darüber gebreitete Tischtuch war eine Musterkarte der Saucenreste der letzten Wochen. Also auch hier des Ekelhaften in Überfülle.

Nach langer Überlegung faßte ich den heldenhaften Entschluß, mir ein Beefsteak braten zu lassen, und beschwor die Leute, möglichste Reinlichkeit dabei zu beachten. Hunger ist der beste Koch, und ich muß sagen, daß ich trotz der unappetitlichen Umgebung nicht übel einhieb.

Aber doch war ich froh, am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang den Ort verlassen zu dürfen. Bald kamen wir in Atanmu

an, einem Dorfe, das der Sitz eines der reichsten Chinesen Formosas, Lin-sho-dos, ist.

Mit einem Empfehlungsschreiben an diesen chinesischen Krösus betrat ich den ausgedehnten, ummauerten, ebenerdigen Gebäudekomplex durch eines der großen, mit reich vergoldetem Schnitzwerk verzierten Thore. Die kühn nach aufwärts geschweiften Dächer der Thorwege hatten einen fast überreich mit bunten Blumen, Rankenwerk und Drachen verzierten First. Auf die Flügelthüren aber waren in Überlebensgröße, in sehr schöner, vornehm und harmonisch wirkender Farbenzusammenstellung chinesische Helden gemalt. Hatte man den ersten großen Hof überschritten, so gelangte man durch eine kreisrunde Thüröffnung in einen zweiten. Dort sah man rechter Hand die Rückseite des Theaters; diesem gerade gegenüber, die Rückseite des Hofes abschließend, befand sich die offene Empfangshalle.

Durch einen der zahlreich umherstehenden dienstbaren Geister wurde mein Schreiben dem Hausherrn, der krank daniederlag, überbracht. An seiner Statt kam, den Vater entschuldigend, Lin-sho-shun, sein ältester Sohn, ein vornehm aussehender, hoch aufgeschossener Jüngling von neunzehn Jahren. Trotz seiner Jugend war er seit sechs Monaten glücklicher Ehemann. Der Chinese heiratet überhaupt jung — daher die kinderreichen Familien —, besonders eilig aber hat es der vornehme, begüterte Chinese. Er kann den Augenblick nicht erwarten, einen Stammhalter zu haben, was ihm die beruhigende Gewißheit giebt, daß ihm im Falle seines Ablebens die üblichen Totenopfer gebracht werden, die ihm erst die Ruhe im Jenseits sichern.

Lin-sho-shun war in hellila-fliederfarbige Seide gekleidet; seinen Kopf bedeckte die bekannte krempenlose Chinesenmütze mit rotem Knopf aus ineinander verschlungenen Seidenschnüren. Über dem Rücken baumelte ihm ein langer, wohlgepflegter Zopf, der bei uns der Stolz einer jeden Jungfrau gewesen wäre.

Mein Lin machte den Dolmetscher. Er war stolz und fühlte sich, denn er hatte die Fäden der Unterhaltung in seiner Hand; er wußte, ohne seine Sprachkenntnisse war es mit der ganzen Unterhaltung nichts. In seinem Pigdin-Englisch übersetzte er dem jugendlichen Hausherrn meine Fragen, und es gehörte oftmals eine hervorragende Sehergabe dazu, aus dem Kauderwelsch, das er mir antwortete, den richtigen Sinn zu finden.

Auf einige Augenblicke erschien auch der leidende Hausherr, ein Mann von kaum vierzig Jahren. Er war gekleidet in ein erbsengrünes seidenes Oberkleid und in blauseidene Hosen. Auf dem Kopf trug er eine Mütze wie die seines Sohnes. Nach dem üblichen Tshin-Tshin (Guten Tag) bat ich den freundlichen Mann, sich meinetwegen nicht stören zu lassen und sein Lager wieder aufzusuchen, wenn er sich noch nicht ganz wohl fühle. Trotzdem ließ er es sich nicht nehmen, mich zum Mittagessen einzuladen, dankte für meinen Besuch und entfernte sich erst hierauf unter vielen Artigkeitsbezeigungen.

Der Aufforderung seines Sohnes folgend, machte ich mit diesem einen Gang durch den weitläufigen Gebäudekomplex. Durch Hallen und Höfe wandelnd, kamen wir in einen hofartigen Garten, der von allen Seiten von ebenerdigen Gebäuden eingeschlossen war; es waren die Wohnräume der Frauen des Hauses. Die Damen selbst — wie viele es waren, mochte ich nicht fragen, obwohl der Chinese in diesem Punkt lange nicht so empfindlich ist wie der Türke oder Araber — bekam ich nicht zu Gesicht.

Der wie von einem Geometer abgezirkelte Garten bestand aus ummauerten Beeten. Jede Pflanze schien der natürlichen Entfaltung ihres Wachstums beraubt zu sein. Große, flache Eisenpfannen, in denen nelkenartige Pflanzen sich zu langweilen schienen, waren reihenweise aufgestellt. Dann gab es kunstlose Holzgerüste, um die sich das Laub alter Weinstöcke ranken sollte, und dergleichen Dinge mehr.

Man führte mich hierauf durch Zimmer mit mäßig bemaltem Getäfel, von denen nur eines dekorativ wirksame Malereien auf schwarzem Grunde aufwies. Einen anderen Raum schmückte ein sehr lebendig gemalter Kakemono. Er stellte einen mit einem Rosenkranz in den Haaren geschmückten bezechten Alten dar, der wie ein betrunkener Bacchant aussah. Die Wirkung des Ganzen wurde jedoch durch die brutal rot und blau getupfte Wand, an der er hing, zerstört.

Besonders stolz schien Lin-sho-shun auf seinen ungefähr fünf Minuten von seiner Residenz gelegenen Garten zu sein. Obgleich ich nach dem Geschauten gar nicht mehr lüstern war, ihn zu sehen, so schien es ihm doch Freude zu machen, mir sein Paradies zu zeigen. Die Sonne strömte eine wahrhaft mörderische, glutofenartige Hitze aus; trotz des Tropenhelmes brannte mir der Kopf, und ich atmete auf, als wir das Eden Lin-sho-shuns endlich erreicht hatten.

Wie alle Chinesen, so hatte auch er eine besondere Vorliebe für Teiche, diese Brutanstalten zahlloser Mückenscharen, auch hier fehlte also ein solcher nicht. Auf dem Wasser schwamm eine mit gewölbtem Dach überdeckte, schwerfällig aussehende Lustbarke. Sie war für den Tümpel, der sie trug, unverhältnismäßig groß und nahm sich darauf nicht viel besser aus als eine große Nußschale in einem Glase Wasser. Ein großer, mehrstöckiger, pagodenartiger Pavillon in echt chinesischem, überladenem Stil teilte den Garten in zwei Hälften. Auch hier sah das Auge, wohin es blickte, mehr buntes Mauerwerk als Blumen, oder wenigstens nie Blumen ohne störendes Beiwerk. Man muß eben Chinese sein, um daran Geschmack zu finden! In Reihen stand dicht gedrängt, wie bei einem Handelsgärtner, dem es an Platz mangelt, Blumentopf an Blumentopf, nirgends ein freies Walten der Natur, alles wie in spanische Stiefel eingeschnürt.

Zuletzt führte mich mein Wirt zum Allerheiligsten, dem Ruhm und Stolz seines Gartens, einer schneeweißen, sternförmigen Blume mit kamelienähnlichen Blättern, deren Duft allerdings wunderbar war. Sie hieß auf chinesisch Hansho und soll japanisch Gansho genannt werden, was „das Lächeln einer Hofdame“ bedeutet.

In der prächtigen und schattigen Empfangshalle war inzwischen bereits der Tisch gedeckt worden. Die Halle — ihr Gebälk reich mit Schnitzwerk, Darstellungen aus der chinesischen Mythologie, verziert — macht einen wirklich pompösen, orientalisch fürstlichen Eindruck. Den Hintergrund sowie alkovenartige Ausbuchtungen zu beiden Seiten schließen erhöhte, mit Matten bedeckte Sitze ab; sie sind offenbar für Würdenträger und Personen bestimmt, die besonders ausgezeichnet werden sollen. Der Halle gegenüber liegt das Theatergebäude, ein nur zu diesem Zwecke bestimmter phantastischer, aus dem Ganzen herausfallender Bau (Abbild. S. 256). Seine Dachenden schweifen sich noch viel stärker, als dies sonst üblich, und das reichgeschnitzte, bunt bemalte oder vergoldete Gebälk, sowie die Brüstung der balkonartig heraustretenden Bühne, auf der es weder Vorhang noch Coulissen giebt, machen einen überaus reichen Eindruck. Die Bühne ist etwa sechs Fuß über dem Erdboden erhaben. Vorn am Geländer der Brüstung befinden sich sechs kniende Figuren — sie sollen Holländer aus dem siebzehnten Jahrhundert darstellen — die als Fackelträger dienen. In der Hinterwand sind drei durch Vorhänge verdeckte Thüröffnungen eingelassen, die den Schauspielern zum Auf- und Abtreten dienen.

Wir setzten uns zu Tische. Lin-sho-do hatte die Tafel europäisch decken lassen, und einer seiner beiden Köche, der etwas europäisch kochen konnte, hatte alle seine Kunst aufgeboten. Einige Dutzend Flaschen mit allen möglichen und unmöglichen Getränken — zu letzteren gehörte der sogenannte japanische Wein, ein süßliches, gefärbtes, unnatürliches Zeug, das nie einen Weinstock sah — wurden mir präsentiert, damit ich die Auswahl träfe. Das geratenste schien mir noch japanisches Bier, auf deutsche Art gebraut, und Cognac.

Man begann zu servieren. Und bald bemerkte ich mit Schrecken, daß sich der junge Lin-sho-shun, so nett und sympathisch er sonst war, bei Tische nach europäischen Begriffen unmöglich benahm. Er ließ ein ganzes Arsenal unartikulierter Töne los; er schneuzte und räusperte sich, hustete und spukte unaufhörlich höchst geräuschvoll — als ob er durch den Zauber dieser Laute die fehlende Tafelmusik ersetzen wollte — und das in Tücher, die er neben sich liegen hatte. War ein Tuch genügend benutzt, so wusch es alsbald ein hinter dem Sessel des Herrn stehender Diener in heißem Wasser aus und überreichte es in noch dampfendem Zustand seinem Gebieter zu erneutem Gebrauch.

Zwischen den einzelnen Gängen langte man sich aus einer großen Schüssel, die inmitten des Tisches stand, Zuckerrohr und Bananenstücke, deren Schalen man ohne viel

Umstände kurzer Hand unter den Tisch warf, so daß der Fußboden bald aussah, als ob dort Schweine ihre Mahlzeit eingenommen hätten. Doch ich will nicht ungerecht sein! Entstand beim Servieren eine Kunstpause, so wurden die umherliegenden vegetabilischen Reste von Dienern zusammengefegt und beseitigt. So gilt doch auch hier das Sprichwort: Ordnung ziert das Leben!

Es gab Süßes und Saures und vor allen Dingen Suppe zu Beginn, in der Mitte und zu Ende des aus nicht weniger als zwanzig bis dreißig Gängen bestehenden Mahles. Pokuliert wurde tüchtig; wir dürften mindestens den Gewinn eines großen Kampferbaumes verkneipt haben, was mir freilich, da Lin-sho-do die größten Kampferwälder Formosas besitzt, den Appetit noch nicht zu verderben brauchte. Das beste Gericht der Mahlzeit bestand zweifellos aus Mandarinen, in der Größe von Orangen, die ein herrliches Aroma hatten und auf der Zunge fast wie Butter zerschmolzen.

Zum Schluß des Mahles ließ mir Lin-sho-do seine Photographie überreichen. Gerührt und von dem reichlich genossenen japanischen Bier in heitere Stimmung versetzt, kletterte ich nach freundlichem Abschied in meine Sänfte.

Ich überspringe einige Stationen, die nicht besonders Interessantes bieten. Als wir Kishito verlassen hatten, führte uns unser Weg zunächst über ein großes, dicht mit Schilf bestandenes Hochplateau mit dem fruchtbarsten Boden. Urbar gemacht, wird diese Ebene dereinst ein ergiebiger Landstrich werden, der Tausende ernähren kann. Steil fiel der Wald zu den Ufern des Ukē-Flusses, der sich in den Taitoke-Fluß ergießt, ab. An Pfählen, die an beiden Ufern eingerammt waren, hing eine Brücke aus Rottangseilen (s. untenstehende Abbild.). Da sie zerstört war — ob durch Elementar- oder andere Ereignisse, weiß ich nicht —, konnte man nicht hinübergehen, sondern mußte an dem aus Rottangseilen bestehenden Geländer, das heil geblieben war, hinüberklettern. Die Sänften- und Gepäckkuli dagegen waren gezwungen, einen großen Umweg zu machen, um eine leidlich passierbare Furt zu finden. Wir erwarteten sie bei einem Wachtturm, wie ich ihn bereits vorher beschrieben habe.

Lange ging es nun den wildrauschenden, schäumige Wellen schlagenden Hōkoke entlang, der recht wie ein ungebändigtes Gebirgswasser einhertollt. Zwischen steil aufsteigenden, mit üppig tropischer Vegetation bedeckten Ufergeländen stürzte in stürmischer Eile das grünliche, schäumende Gewässer dahin, das sich durch Felsblöcke, die ihm den Weg zu versperren schienen, trotzig Bahn brach. Wahrhaft imposant und in dekorativer Hin-



Brücke aus Rottangseilen.

sicht von kaum zu überbietender Wirkung waren manche Felsschluchten, die mit saftig grünen, pfeilförmigen, langstieligen Blättern von Riesengröße förmlich austapeziert erschienen; von feinster malerischer Wirkung aber einzelne vom Blitze getroffene, ganz verkohlte Stämme, an denen sich feine, zierliche Schlingpflanzen liebevoll hinanrankten.



Chinesisches Rasthaus bei der Militärstation von Hokoke.

Der Charakter der Landschaft wurde immer wilder, der Pfad unwirtlicher. Wir mußten mehrere Berge hinauf- und hinabklimmen, die so steil abfielen, daß die armen Kuli die größte Mühe hatten, die leeren Sänften hinüberzuschaffen.

Gegen Mittag erreichten wir abermals ein Hochplateau, das, dereinst in Kulturland verwandelt, wie das von Kishitō, von ungeheurem Wert sein müßte. Am Ende desselben standen zwei Rasthäuser für die Kuli (s. vorstehende Abbild.), die dort bei einem Auskocher sich stärkten und für wenige Sen Unmassen von mit braunem Zucker gekochtem Reis verschlangen.

Gegenüber lag eine aus Lehm erbaute Militärstation, Hokoke, die einer Compagnie Soldaten als Garnison diente. Chinesen hatten weit davon entfernt begonnen, das hohe Schilf niederzubrennen. Ein mächtiges Feuermeer raste schier unaufhaltsam mit Windeseile vorwärts. Die züngelnden Flammen versengten knatternd, als ob mit Tausenden von Gewehren geschossen würde, alles, was sie nur erreichen konnten. Sie fegten rasend über die Ebene, als plötzlich der Wind umschlug und die Flammen in die Richtung der mit Schilf gedeckten Militärstation trieb. Die Gefahr, daß diese in kurzer Zeit von den Flammen erfaßt und eingeäschert würde, war groß. Alle Soldaten wurden alarmiert, das Schilf in der Umgebung der Kaserne niederzusäbeln und schleunigst wegzuschleppen. Den vereinten Anstrengungen gelang es endlich, mit dem äußersten Aufgebot der Kräfte, die drohende Gefahr abzuwenden.

Nach diesem ernsten Schauspiel genoß ich, zu den Kulihütten zurückkehrend, einen neuen urkomischen Anblick: eine Geisha, die mit ihrer Begleiterin in der Raststation angekommen war, machte im Freien, unter dem Vordache der Hütte, Toilette. Die Schöne war auf einer Geschäftsreise nach Polisha begriffen; es war zweifelsohne ihre löbliche Absicht, den dort vereinsamten Offizieren und Beamten den Aufenthalt durch Gesang, heitere Scherze und Entfaltung aller ihrer Reize zu versüßen. Aus ihrem Lacköfferchen langte sie einen Spiegel, den Paradekimono und den schönsten Obi heraus. Sie wollte jedenfalls bei ihrem Erscheinen verblüffen. Mit Hilfe ihrer Dienerin legte sie die seidenen Kostbarkeiten an: künstliche Blumen wurden kokett ins Haar gesteckt, der Röte der Wangen mit Hilfe des Schminkdöschens nachgeholfen und künstliche Augenbrauen ganz fein gezogen; denn diese werden bekanntlich rasiert und dürfen nur die Dicke eines Striches haben, um für schön zu gelten. Das wilde Rauschen des Hōkokē, das Klopfen der

Bambusstäbe von den nächsten Warnungstürmen her bildeten einen seltsamen Kontrast zu der sich drollig putzenden Geisha, die zu dieser Wildnis so wenig zu passen schien wie ein Rokokofigürchen zu einem Urwalde.

Wenige Minuten hinter der Station ging es mehrere tausend Fuß sehr steil den Yamata-yama hinan, ein Weg, den während des Krieges die japanischen Truppen gebaut hatten, der aber doch nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten und Mühsale zu passieren war. Genußreich wurde die Wanderung erst, als unsere Karawane auf dem Rücken des Yamata-yama anlangte, wo wir in den herrlichen Wäldern vor den brennenden Sonnenstrahlen Schutz fanden. Der Weg hielt sich fast immer eben; mehrere Schritte abseits davon war es kaum möglich, sich durchzuwinden, so dicht verschlungen war das Dickicht. Zu beiden Seiten der Straße erstreckte sich völlig unberührter Urwald. Umgestürzte vermodernde Baumriesen versperrten den Weg. Jahrhunderte alte ehrwürdige Kampferbäume schienen mit ihren Wipfeln bis in die Wolken zu reichen (Abbild. S. 263); um ihre Kronen zu erspähen, mußte man sich schier den Hals ausrecken; Rottangseile hingen schlangenartig herab (Abbild. S. 265). Um diese wieder schlangen sich breitblätterige, kronenbildende Orchideen, die frei schwebend sich wie Luster an einer Kette ausnahmen.

Wie unsagbar reich die Natur dort ist, wie aus allen Poren der Erde, auf allen Stämmen und Zweigen Farne, Gräser, Schling- und Schmarotzerpflanzen wuchern, wie eine Vegetationsschicht die andere zu überdecken, zu erdrücken sucht — das ist großartig, überwältigend, fast unheimlich!

Zwei Stunden währte es, bis wir den herrlichen Waldweg durchschritten hatten, dann traten wir auf eine große Ebene, die linker und rechter Hand von ansehnlichen Höhenzügen eingeschlossen war; im Hintergrund aber ragten stolz hohe Berge empor. Vom Waldessaum bis Polisha hatte man noch eine gute Stunde durch die noch wenig bebaute, erst gegen Polisha zu etwas von Pepowans bevölkerte Ebene zu gehen.

Gegen Dunkelwerden kam ich nach Polisha, einem etwa vierhundert Chinesenhäuser zählenden Orte mit ungefähr zweitausend chinesischen und hundert japanischen Einwohnern, zudem einer Garnison von sechshundert Mann.

Dem stark an Malaria leidenden Polizeioffizier, der ganz von Kräften war und mitleiderregend aussah, übergab ich mein Empfehlungsschreiben. Er war von meinem Kommen bereits verständigt worden und wies mir in einem Häuschen, das auf einen kleinen, stillen Hof des Polizeihauses mündete, zwei Zimmerchen an; eines bezog ich, eines mein Dolmetscher. Man brachte mir herrliche, wohlschmeckende Bananen, auch glühende Kohlen, und suchte mir auch sonst allerlei Freundlichkeiten zu erweisen; doch bat ich, daß man sich nicht weiter meinetwegen bemühen möge, da ich Konserven mithätte, die mir mein Lin über dem Feuer koche.

Auch der Unterpräfekt stellte sich mir freundlichst zur Verfügung; auf mein Ersuchen ging er in die Kaserne und fragte, ob ich dort die Pepowan-Truppen, die die Japaner neuerdings nach dem Muster der französischen Freiwilligentruppen in Annam errichtet haben, besichtigen dürfe. Mit einer bejahenden Antwort kam er alsbald zurück. Von ihm sowie von einem Polizeioffizier begleitet, ging ich zur Kaserne, wo man mich nun in einen großen länglichen Raum führte, der in zwei Hälften geteilt war. Auf dem erhöhten Boden kauerten je vierzig Pepowans, halbcivilisierte Wilde, die bereits den Chinesenzopf trugen.

Diese Freiwilligentruppe bestand aus einer Compagnie — zwei andere giebt es an der Ostküste —; sie wurde erst vor drei Monaten probeweise gegründet und aus ackerbautreibenden Pepowans der Umgebung zusammengestellt. Ihr Dienst währt von achteinhalb morgens bis zweieinhalb Uhr nachmittags, dann dürfen sie wieder nach Hause gehen und ihren Geschäften obliegen. Die Leute verpflichten sich, vier Jahre Dienst zu thun; als Entgelt erhalten sie acht Yen monatlich, wofür sie sich aber auch verpflegen müssen. Die Uniform dieser barfuß gehenden Truppe besteht aus einem blauleinenen, weitärmeligen, bis zu den Knien reichenden Chinesenkittel mit roten Verschnürungen über der Brust; er wird von einem schwarzbraunen Ledergürtel zusammengehalten. Als Abzei-

chen tragen sie auf dem Ärmel einen handbreiten roten Streifen; die Kopfbedeckung ist eine graue Mütze, an der hinten und vorn zum Schutz gegen die Sonne ein Schirm angebracht ist. Wie täglich, war an



Kampferbäume.

diesem Tage von achteinhalb bis neuneinhalb Uhr vormittags Instruktionsstunde, in der den Leuten etwas Japanisch beigebracht wird, da sie nur chinesisch mit Resten ihrer eigenen Sprache vermengt sprechen.

Von dem Unterrichtsraum nach dem Offizierszimmer zurückkehrend, bemerkte der Hauptmann, daß die Japaner an den Pepowans Truppen heranziehen wollten, wie es die Russen mit den Kosaken gethan hätten. Er stellte an mich alle möglichen Fragen über Rußland, die sibirische Eisenbahn, kurz er suchte mich in jeder Hinsicht auszuholen, wozu die Japaner im allgemeinen mindestens ebensoviel Talent haben wie zum Verschweigen. Dabei sah er mich von der Seite oftmals lauernd, fast hämisch an. Im übrigen gab er sich sehr gemessen und war von geradezu eisig höflicher Kälte. Auf meine

Frage, ob ich von den Pepowan-Truppen eine photographische Aufnahme machen dürfe, wich er aus. Zufälligerweise ließ ich — ich weiß nicht mehr bei welcher gleichgültigen Gelegenheit — die Bemerkung fallen, dies oder das sei in der deutschen Armee so und so. Der Hauptmann stutzte und fragte meinen Dolmetscher: „Ja, ist denn der Herr kein Russe?" Ich verneinte dies, die anderen ebenfalls. Nun war der gute Mann wie ausgewechselt; er entschuldigte sich bei mir vielmals, daß er mich die ganze Zeit über für einen Russen gehalten habe. Hätte er gewußt, daß ich Deutscher sei, so würde er freundlicher gewesen sein. Ich tröstete ihn über das Mißverständnis mit der Bemerkung, daß es keinesfalls meine Schuld sein würde, wenn ich zufälligerweise als Unterthan des Zaren auf die Welt gekommen wäre.

Inzwischen war die Instruktionsstunde der Pepowans zu Ende gegangen; die Leute marschierten nun auf den Exerzierplatz, und dort mußte ich über eine Stunde lang Parade abnehmen. Die Unteroffiziere führten mir in kleinen Abteilungen ihre Mannschaft vor und gaben sich alle Mühe, mit Ehren zu bestehen.

Der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß die Mannschaft für die kurze Dauer von drei Monaten ganz außerordentlich gut gedrillt war und alle Bewegungen mit großer Genauigkeit ausführte. Zudem sah man es den Pepowans an, daß sie mit Lust und Liebe bei der Sache waren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Japaner, die einstweilen nur Versuche mit mehreren Compagnien machten, dieses Freiwilligensystem, das auch den großen Vorzug der Billigkeit hat, in größerem Maßstabe ausbilden werden.

Als der Major auf den Exerzierplatz geritten kam, wurde ich ihm vorgestellt. Er lud uns alle in eine nahegelegene Lehmhütte — es war das Offizierskasino —, um eine Tasse Thee zu nehmen. Und nun ging die Fragerei los. Ob die Deutschen in Kiautschou ebensolche Truppen heranzögen? Ich: „Dazu haben wir kein Recht, denn wir haben das Land nur von China gepachtet." Hierauf mißtrauisches, ungläubiges Lächeln. Wieviel deutsche Soldaten schon in Kiautschou wären, wieviel noch hinkämen, ob Prinz Heinrich bald nach Deutschland zurückreise? Kurz, alle möglichen Fragen stellten die wißbegierigen Japaner an mich, von denen ich mit dem besten Willen nicht die Hälfte hätte beantworten können. Schließlich: „Ja, warum hat denn Deutschland eigentlich Kiautschou besetzt?" — Ich: „Um einen Kohlenplatz zu haben, falls Deutschland einmal mit einer europäischen Macht in Verwickelungen gerät; denn sonst könnte es geschehen, daß das in den ostasiatischen Gewässern befindliche Geschwader gar nicht heimfahren kann." Abermals mißtrauisches, ungläubiges Lächeln.

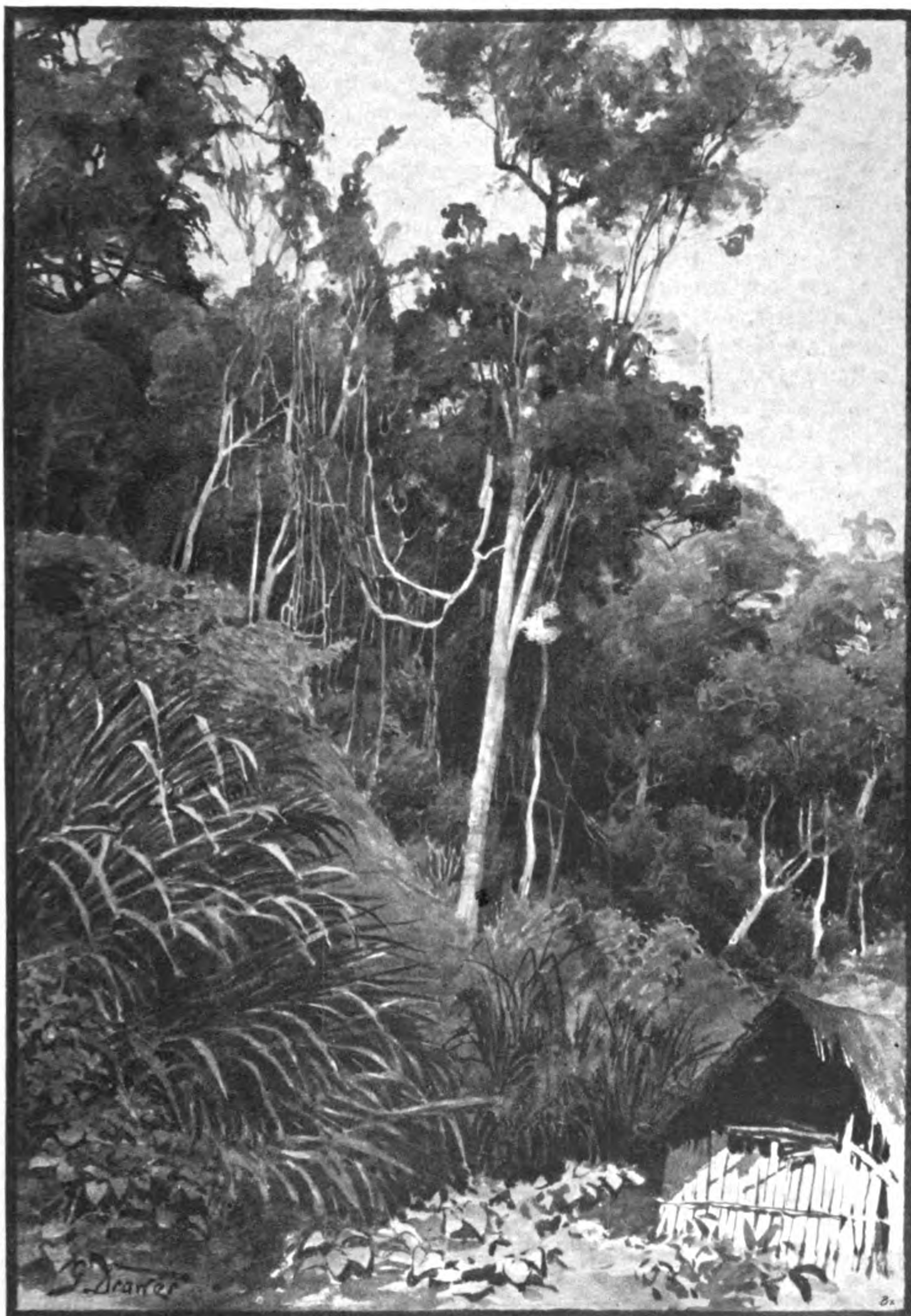
Mit den besten Wünschen für die fernere gedeihliche Entwickelung der Pepowan-Truppen, auf daß sie einst Japan gute Dienste leisten möchten, verabschiedete ich mich vom Offizierkorps. Komplimente ihrerseits sowie Wünsche für eine fernere glückliche Reise beendeten den Besuch.

Auf dem Wege zu meinem Quartier begriffen, begegnete ich meinem Diener, der mich bat, ins Bukonsho zu kommen, da mich der Direktor erwartete. Gern folgte ich dieser freundlichen Aufforderung.

Shigetoro Nagano, ein Mann in den dreißiger Jahren, ehemaliger Offizier, ist gegenwärtig Direktor des Bukonsho in Polisha. In seiner Stellung hatte er schon vieles erlebt und auf seinen Streifereien in die Wildengebiete mehr als einmal in Lebensgefahr geschwebt. Er schenkte mir liebenswürdig den ganzen Tag und gab mir mit größter Bereitwilligkeit wertvolle Aufschlüsse über Verhältnisse, Bräuche und Lebensgewohnheiten der Wilden um Polisha, die er so gut und genau wie kein zweiter kennt. Aber nicht nur seine deshalb höchst zuverlässigen Mitteilungen, sondern auch seine an Ort und Stelle oft mit Lebensgefahr gemachten Zeichnungen von Geräten, die mit der Sitte des Kopfabschneidens in Beziehung stehen, ferner seine Sammlung von Kleidungsstücken, Geweben, Waffen u. s. w. waren für mich ganz außerordentlich interessant.

Da Polisha die Grenze zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen bildet, so unterstehen dem dortigen Bukonsho Wilde beiderlei Stämme.

Die nördlichen Wilden, von den Chinesen Hotuban genannt, tättowieren sich; sie nennen sich selbst Alan oder Kalan, werden aber von den südlichen Wilden Kadan oder Kana-



Von Rottang umschlungene Bäume bei einer verlassenen Kampferhütte im Urwalde.

ban geheißen. Die südlichen Wilden, die Namban, tragen im Gesicht keine Tättowierungen. Sie selbst nennen sich Mazeganshu oder Mazeatsuan, werden jedoch von den nördlichen Wilden Machina oder Matena genannt.

Die Wilden um Polisha leben teils von Jagd, teils von Fischfang; auch etwas Ackerbau treiben sie an den Bergabhängen, wobei sie sich einer aus einem Stück Holz geschnitzten Harke bedienen.

So tief auch die Wilden in kultureller Hinsicht stehen mögen, so soll ihr Familienleben glücklicher und geordneter sein als das mancher sogenannter Kulturvölker. Männer und Frauen sollen sich gegenseitig streng die Treue bewahren, Frauen und Kinder von den Männern die liebevollste Behandlung erfahren.

Wie ich mich selbst bei den Leuten, die abends aus den Bergen gekommen waren, überzeugen konnte, gebrauchen sie vorwiegend keine Feuerwaffen, sondern bedienen sich noch des Pfeils und Bogens. Die Mädchen erlernen das Weben, Spinnen und Getreidestampfen; auch das Holzschneiden und Wassertragen gehört zu ihren Verrichtungen. Sobald sie in das heiratsfähige Alter treten, werden sie, wenigstens bei den nördlichen Stämmen, von ihren Eltern ebenso tättowiert, wie ich es bereits bei den Wilden, die um Tao leben, beschrieben habe. Bei Hochzeiten finden stets große Trinkgelage statt. Das junge Paar bezieht meist eine neue Hütte, die Brautnacht aber verbringt es bis zum Morgengrauen auf einem davor errichteten Gerüst.


Takanan.

Die Hütten der Wilden sind äußerst primitiv. An zwei in die Erde eingerammte Pfosten werden zwei Balken, die mit einem Ende auf dem Erdboden stehen, befestigt, während das andere Ende auf dem Pfosten ruht. Dach sowie Seitenwände bestehen aus Bambus, aus Rottanggeflecht oder darübergelegtem Schilf. Da die Bewohner das Feuer in den Hütten nie ausgehen lassen, diese aber keine andere Öffnung als die Thür haben, so soll es drinnen derartig rauchen, daß das Atmen dem Ungewohnten eine Unmöglichkeit ist. Götterbilder, wie man sie z. B. bei den Wilden Süd-Formosas, bei den Paiwans, trifft, findet man bei den dortigen Bergbewohnern nicht, obwohl sie auch an einen Berggott und viele Geister glauben, denen sie alle möglichen Eigenschaften beilegen.

Weder Priester noch Ärzte sind hier heimisch. Das medizinische Amt ruht in den Händen alter Weiber, die Beschwörungen sowie allen möglichen und unmöglichen Hokuspokus vor dem Kranken aufführen.

Seltsam mutet die bei diesen Stämmen übliche Bestattungsweise der Toten an. Innerhalb der Hütte wird der Leichnam an einem am Gebälk befestigten Seil aufgezogen und dann darunter eine Grube gegraben; ist dies geschehen, schneidet man das Seil durch, so daß der Leichnam hineinfällt. Alsdann wird das Loch mit Erde bedeckt. Sobald der Boden unter der Hütte mit Leichen angefüllt ist, verlassen die Bewohner die Behausung, um sich an einem anderen Platze ein neues Heim zu gründen. Gräber werden oftmals auch außerhalb des Hauses, so auf den anstoßenden umzäunten Höfen gegraben, doch versieht man sie nie mit Steinen oder sonstigen Abzeichen, denn die Lebenden wollen sich nicht der Verstorbenen erinnern. Man kann sich hiernach vorstellen, daß der den Ahnenkultus über alles heilig haltende Chinese die Wilden als uncivilisierte Bestien betrachtet und verachtet, zumal da sie zu den eifrigsten und gefürchtetsten Kopfjägern zählen. Sie gebrauchen, wenn sie auf die Jagd ziehen, einen roten, netzartigen Sack mit Achselbändern, an dem ein Chinesenzopf hängt.

Shigetoro Nagano zeigte mir auch einen Takanan (s. vorstehende Abbild.); so nennen die Wilden den Zierat, der, wie die Nagahatas

in den buddhistischen Tempeln, vom Gebälk herabhängt. Vom Dachbalken hängt ein aus Bambus geflochtener Ring — er hat einundeinhalb bis zwei Fuß im Durchmesser —, von dem viele, etwa fünf Fuß lange Fäden herabbaumeln, auf die kreisrunde, zolldicke Stücke des Markes der Aralia papyrifera aufgereiht sind. Unten, am Ende der Fäden, sind vielfach Muschelstücke angebracht. Unter diesem baldachinartigen Schirme hängt der Kopfsack; mehrere aufgelöste Chinesenzöpfe sind daran befestigt.

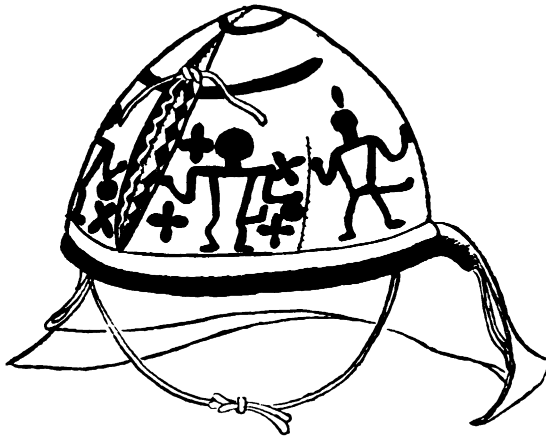
Solange ein erbeuteter Chinesenkopf frisch ist, wird er auf einem zu diesem Zweck bestimmten, etwa vier Fuß hohen Pflock mit herausragendem Stachel aufgespießt und sein Mund mit einer Batate geschmückt. Bei dem zur Feier des erbeuteten Kopfes gegebenen Freudenfeste wird Samschu in den Mund des Chinesenkopfes gegossen, wobei man der Manen des Verstorbenen gedenkt.

Über dem Kopfe hängt, wie über dem Netze, ein Schirm aus Aralia papyrifera. Die Chinesenköpfe baumeln später meist als Schmuck von der Decke im Inneren der Hütte herab, die kahlen Schädel hingegen werden vor oder in der Nähe der Hütte auf Gerüsten aus Bambus in einer oder zwei Reihen übereinander aufgestellt.

Wie mir mein Gewährsmann versicherte, war es mit großen Gefahren für ihn verknüpft, Abbildungen dieser auf die Kopfjagd bezüglichen Gegenstände zu erhalten. Nur verstohlen gelang es ihm, die Takanans abzuzeichnen. Hätten die Wilden das bemerkt, er würde die Hütte schwerlich lebend verlassen haben.

Die Kleider der Wilden, die bis oberhalb der Knie reichen — die Ärmel gehen nur bis zum Ellenbogen —, sind meist aus Hanfgeweben verfertigt. Der bunte Besatz ihrer Festkleider wird aus scharlachroten und dunkelblauen gezupften, von Chinesen eingetauschten Wollstoffen gestickt. Auch kleine aus Horn geschnitzte Perlen sowie Metalltroddeln nähen sie sich zur Verschönerung an den Besatz.

Gegen Abend kam noch eine Zahl sogenannter südlicher Wilder angezogen; sie trugen langes, im Nacken zusammen gebundenes Haar; die Augenzähne hatten sie ausgebrochen, doch zeigten die Männer keine Tättowierungen im Gesicht. Seltsam waren, an die Kappen deutscher Landsknechte erinnernd, die Kopfbedeckungen (s. vorstehende Abbildgn.): helmartige Lederkappen mit Nackenberge, oftmals mit Figuren bemalt oder oben in einem mit Federn geschmückten Knopf endigend.





Lederkappen Wilder mit eingeritzten Ornamenten und Figuren.

Geldeswert kannten sie nicht; sie bedienten sich der Münzen nur als Schmuck. Auch bei ihnen aber besteht die Sitte des Freundschaftantrinkens, vor der ich mich jedoch begreiflicherweise zu drücken suchte. Um ein offenes Feuer lagernd, kochten sie darüber in einer großen Pfanne Hirse, die sie dann später mit den Händen aus einer flachen Holzschüssel langten. Der Häuptling würzte das Mahl dadurch, daß er ab und zu von einer getrockneten Hirschkeule Stücke abriß und an seine Leute verteilte. Mit flachen Schalen schöpften sie aus einem großen, mit Samschu gefüllten, waschschüsselartigen Gefäß. Da sie gierig und in großen Massen tranken, so waren sie bald berauscht und schliefen ein.

Nur mit leichtem Gepäck machte ich mich am nächsten Tage mit meinen Leuten, begleitet von zwei Polizeisoldaten, zu Fuß nach dem Suisha- oder Drachensee auf, der auch nach dem in den Jahren 1627 bis 1631 auf Formosa weilenden, verdienstvollen holländischen Missionar Candidus „Candidus lake“ genannt wird.

Nach einstündigem Marsch begann der Aufstieg; mein hasenfüßiger Lin, den Schreckgespenster verfolgten und der seinen Zopf schon irgendwo am Dachgebälk einer Wildenhütte baumeln sah, geriet wieder einmal in Angst, als der Weg sich schluchtenartig verengerte und ein Polizeisoldat erzählte, daß hier vor zwei Monaten zwei Chinesen ihrer Köpfe beraubt worden seien.

Längs des Pfades standen vielfach uralte Shitan-Bäume von imposantem Wuchs; dann zog sich der schmale Pfad, nachdem wir über Paßhöhen steigend über ein liebliches Plateau gegangen waren, durch mit Farnen und Schlingpflanzen bewachsene Schluchten.

Nach mehrstündigem Bergauf- und Bergabwandern, vorbei an Hügeln mit sehr schlecht gehaltenen Theeanpflanzungen, erblickten wir die Ufer des lieblichen Drachensees zu unseren Füßen. Die westlichen Ufer mit den dahinter sich erhebenden Gebirgszügen sind die imposantesten der Landschaft, sie dürften gewiß achttausend Fuß Höhe erreichen, da der Drachensee selbst schon drei- bis viertausend Fuß hoch liegt. Sanfte Höhenzüge — verschwenderische, unberührte Vegetation, ein wahres Pflanzenmeer bedeckte sie — schließen den See von allen Seiten ein. Nichts als Grün, wohin das Auge blickt. Ausgehöhlte, unbehauene Kampferstämme werden, ohne Kiel und Steuer, als Boote benutzt und vermittels lanzettenförmiger, kurzer, freier Ruder fortbewegt. Nur in Kaschmir, am Jhelam-Strom bei Srinagar, sowie auf den dortigen Seen sah ich einst ganz ähnliche Ruder; doch waren diese etwas breiter, mehr herzförmig. Wie erstaunte ich nun, inmitten Formosas einer ähnlichen Ruderform und Art des Ruderns zu begegnen! Die größten der plumpen Boote können bei zwanzig Personen fassen; doch nur langsam schleppen sich diese kiellosen Fahrzeuge durch die grünlich gelben, lehmigen Fluten des untiefen Sees, dessen größte Wassermengen westwärts abfließen.

Auf den ersten Blick ist nicht der ganze See zu übersehen; ein Inselchen liegt vor seinem länglichen südlichen Arm und trennt ihn scheinbar in zwei Hälften. Am schilfbedeckten Strande bestieg ich einen ausgehöhlten Kampferstamm; die überragenden Büsche und Bäume spiegelten sich im See, der von zögernden kleinen Wellen durchkräuselt war. Inmitten desselben begegneten wir einem kleinen Kampferkahn, in dem der Bürgermeister ruderte. Sobald er hörte, daß ich bei ihm absteigen wollte, machte er mit seinem Boot schnell Kehrt und verschob seine geplante Reise nach Polisha. Dicht am nordöstlichen Ufer des Sees, mit hübschem Blick auf ihn, liegt das große Gehöft meines patriarchalisch aussehenden, doch verschmitzt dreinschauenden Chinesen, des reichsten, ja eigentlich einzigen wohlhabenden Mannes der Umgebung. Es besteht aus einem gemauerten, doch schilfbedeckten Mittelbau und zwei Seitenflügeln und wird von drei Seiten von Bambusgebüschen und einem rohgezimmerten, mannshohen Zaun eingerahmt. Düngerhaufen, eine Tenne, auf der Getreide gedroschen wird, Hühner, Gänse, Schweine in Massen, ein Tümpel, in dem Büffel baden, Heuschober, sowie birnenförmige Rechen, an denen die Garben und das Heu hängen, erweckten in mir Erinnerungen an die Bauerngehöfte der Heimat.

Aber der Bauer selbst und das Innere des Hauses waren wenig erbaulich und weit davon entfernt, Behagen zu erwecken. Ein dumpfer, muffiger, süßsäuerlicher Geruch

verschlug mir den Atem beim Eintreten; was mein Auge sonst erblickte, war auch nicht danach angethan, das einmal hervorgerufene Gefühl des Ekels zu verscheuchen. Als Schlafgemach wurde mir eine Vorratskammer angewiesen, in der eine Holzpritsche stand; oben in der Mauer war eine Öffnung angebracht, die jedoch ängstlich mit Holzbalken verbarrikadiert war, damit ja kein Sonnenstrahl oder gar frische Luft eindringe.



Der Bürgermeister vom Suisha-See und sein Bruder.

Mein gastlicher Wirt, der alte Chinese, und sein Bruder (s. vorstehende Abbild.), zwei wunderbar malerische Typen mit famosen alten Chinesenschädeln, bemühten sich unausgesetzt, mir alle Liebe zu erweisen — um ein reiches Geschenk zu erhalten, beileibe nicht etwa aus Menschenliebe! — aber sie hatten so widerwärtige Lebensgewohnheiten, schneuzten sich unaufhörlich mit der Hand, räusperten, husteten, spukten und rülpsten um die Wette, daß auch dem Hungrigsten der Appetit vergehen konnte. Der Herr des Hauses wollte mir nämlich in der Küche eine Mahlzeit herrichten lassen, aber ich protestierte energisch dagegen, indem ich erklärte, nur Selbstgekochtes zu essen; ich habe das denn auch dort thatsächlich zur Wahrheit gemacht. Über einem mit glühenden Kohlen gefüllten Hibachi kochte ich mir im Hof entweder eine Konservensuppe, einen Fisch oder ein in Stücke geschnittenes Huhn; an Zuschauern fehlte es mir dabei nie.

Der Aufforderung des alten Chinesen folgend, mußte ich, um nicht als gar zu unhöflich zu erscheinen, dem in der Mitte des Gebäudes gelegenen Hauptraum, in dem den

Ahnen geopfert wurde, einen Besuch abstatten. Die Mauern dieses Staatsgemaches waren mit Lehm verkleidet, der Mittelbalken der Decke mit roter und grüngrauer Farbe bemalt. Darauf stand in der Mitte in Goldbuchstaben ein Segensspruch. An der Rückwand, dem Eingang gegenüber, hing ein Kakemono der Göttin Kwanon, ein anderer mit dem Bilde der Göttin Tenjiosego, der Mutter des berühmten chinesischen Seeräubers Koxinga, der im siebzehnten Jahrhundert die Holländer von Formosa vertrieb und dann dort selbst regierte. Andere Kakemonos stellten einen weißbärtigen Erdgott, eine nahrungspendende Gottheit, dar; zwei kleine, schmutzige Kakemonos, mit Sprüchen bemalt, flankierten sie. Vor diesen Wandbildern standen mit zahlreichen Ahnentafeln bedeckte Tische, davor in Stühlchen sitzende, angezogene Puppen, Götter und Göttinnen.

Die dem Chinesen weitaus heiligsten Gegenstände sind bekanntlich die Ahnentafeln; sie enthalten nach chinesischem Glauben eine der drei Seelen des Verstorbenen. Eine flieht, so heißt es, in die Geisterwelt, eine ruht im Grabe, die dritte aber umschwebt ihr altes Heim. Diesem Glauben zufolge entspringt der so ausgebildete und keineswegs der Poesie entbehrende Gräber- und Ahnentafelkultus.

In der Ahnentafel, einem kaum drei Zoll breiten, einen Fuß hohen Stück Holz mit niederem Fußgestell, auf dem der Name des Verstorbenen steht, nimmt die Seele ihren Aufenthalt. Dem ältesten Sohne liegt es ob, den Ahnen die täglichen Opfer zu bringen, die die Seelen vor Notdurft im Jenseits schützen. Wird sie dagegen vernachlässigt, irrt sie ruhelos, von Hunger und Durst gepeinigt, umher und bestraft ihre pflichtvergessenen Hinterbliebenen.

Jeden Abend konnte ich den Alten in Suisha beobachten, wie er Sake und Reis in Schälchen auf den Ahnenaltar stellte und darauf nachgemachtes Papiergeld verbrannte, um den Geistern im Jenseits ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Aber auch außerhalb der Halle stellte der pflichtgetreue Sohn jeden Abend auf ein hohes Tischchen Reis und Sake und zündete dazu Weihrauch an.

Unter den Puppen vor den Ahnentafeln stellte die größte den göttlich verehrten Koxinga dar; Weihrauch entströmte Bronze- und Thongefäßen, in denen aufrecht stehende Weihrauchstäbe brannten. In anderen Behältern staken schmutzige Fähnchen, Geschenke für Götter, die Genesende spenden; kleine Votivtäfelchen, auf denen die Schenkungsurkunde geschrieben steht, enthalten den Namen des Stifters.

Als seltsamster Gegenstand der Ahnenhalle, an deren Wänden auch allerlei Fetische angebracht waren, durfte wohl eine an einem Strick hangende Kugel angesehen werden, aus der zwei Zoll lange Nägel zu Dutzenden hervorragten. Das Ganze war mit roten Stricken umwunden und sah wie ein Morgenstern aus. Vergeblich zerbrach ich mir den Kopf über die Bedeutung dieses seltsamen Gegenstandes. Auf mein Befragen erfuhr ich endlich, daß, sobald ein Familienmitglied schwer erkrankt, ein heiliger Mann, ein „Priester“ geholt wird, der sich unter Beschwörungen damit geißelt, bis sein Blut in Strömen herabrinnt. Genest der Kranke, so wird allein dem Priester infolge dieser Procedur die Heilung zugeschrieben; seiner harrt alsdann reiche Belohnung.

Auf Truhen längs der Wände der Ahnenhalle erblickte ich außerdem allerlei Hausrat untergebracht; links vom Altar standen auf etagenartigem Gestell aus Bambus geflochtene Schwingen, gefüllt mit Reis und Hirse. An der gegenüberliegenden Wand klebten rote längliche Zettel; es waren an meinen Wirt ergangene Einladungen zu Theatervorstellungen, die er ebenso pietätvoll aufhob wie bei uns junge Damen ihre Tanzkarten.

An der Decke hing eine reich bemalte, große Sänfte, in der am 16. Januar (nach dem chinesischen Kalender), dem Fest des Koxinga, die auf dem Tische stehende Puppe, sein Götzenbild, spazieren getragen wird.

Nach dieser nicht ganz mühelosen Besichtigung des Ahnensaales bestiegen wir ein primitives Boot und fuhren nach dem Südende des Sees, um das Dorf der Tsui-chuan, der sogenannten „Wasserwilden“, zu besuchen, die keine Kopfjäger mehr sind und nur im Falle der Notwehr, oder um sich für erlittene Unbill zu rächen, einen Chinesenkopf holen, im übrigen aber wie vor Urzeiten leben.

Die Fahrt über die spiegelglatte Fläche des Sees, in dem sich die überreiche Vegetation der bergigen Ufer spiegelt, die un-

endliche Ruhe, die nur selten durch den Schrei eines im Waldesdickicht verborgenen Affen oder den Flügelschlag eines Silberreihers gestört wurde, lud zu Träumereien, zu stillem Sinnen ein. Es waren unvergeßliche Stunden, die ich auf diesem schönen weltentlegenen See verlebte!

Als wir in die Nähe des Wildendorfes Seki-in kamen, begegneten wir einem Kahn, gleich dem unserigen; darin stand, mit einem Dreizack bewaffnet, ein Wilder, der Fische spießte. Ihn bekleidete eine ärmellose Jacke aus Hirschfell, er trug langes, bis auf die Schultern herabfallendes Haar; um die Stirn gleich einem Diadem ein rotes Band, das mit Muscheln und Metallstücken besetzt war.

Das Dorf Seki-in erhebt sich dicht über dem steil aufsteigenden Ufergelände; wunderbar malerisch zwischen Bananen, hohen Bambusgesträuchen und prächtigen Bäumen liegen mehrere Dutzend Schilfhütten zerstreut.

Über der Eingangsthür hangen eine Anzahl Affenschädel (Abbild. S. 272), denen bekanntlich die Macht zugeschrieben wird, böse Geister zu vertreiben. Sie scheinen den frommen Spruch oder die Heiligenbilder zu ersetzen, die uns von dem Eingang vieler Tiroler Bauerngehöfte grüßen.

Jedes kleine Gehöft ist von einem bis zur Schulter ragenden Zaun umgeben; dicht dabei steht ein offener Stall für die Büffel. Die Vorratskammer befindet sich entweder unter dem meist überragenden Schilfdach neben dem Eingang des Hauses, oder es sind auf Pfeilern fünf bis sechs Fuß über der Erde ruhende Häuschen, die im Gehöft stehen.

Unter den Jünglingen sah ich schöne Gestalten, eine verhaltene Schwermut schien ihnen eigen zu sein. Ich fand junge Männer — und ich erstaunte nicht wenig darüber — die etwas Weiches, Träumerisches in ihren von langen Wimpern beschatteten Augen hatten. Die Haare trugen sie meist lang, über der Stirn abgeschnitten, hinten in einen Knoten aufgebunden oder bis zu den Schultern herabfallend. Die Männer fand ich nicht tättowiert, wohl aber die Weiber, die etwas sehr Scheues, Zaghaftes an sich hatten, wie das Wild im Walde.

Nach dem Dunkelwerden kamen auch die Wilden vom Südende des Sees in mehreren Booten herzugerudert (Abbild. S. 273). Sie kauerten sich im Kreise um ein offenes Feuer im Hofe, und als man ihnen ein großes, krugartiges Thongefäß voll Samschu brachte, fingen sie sofort an, es im Nu mit höchst einfachem Bambuslöffel auszuschöpfen. Dazu begannen sie mit nasaler Stimme immer in dem gleichen Tonfall zu singen, temperamentlos und monoton; aber als die Lebensgeister erst angefacht waren, regten sich die Füße bei Fackelschein zu wildem Tanze um das Feuer: ein höchst phantastisches, wildromantisches Schauspiel.

Etwas erhöht sitzend, sah ich auf die tanzenden Gruppen herab. Vor mir lag der See; die in geisterhaftes Dunkel gehüllten Berge schlossen ihn im Hintergrund ab. Das Fest gestaltete sich zu immer schaurigerer Schönheit; alle Empfindungen und Instinkte, die in diesen Naturmenschen unbewußt lebten, schienen die wirbelnden Gestalten zu durchbeben, alle Schranken schienen durchbrochen, alle Leidenschaften entfesselt zu sein. Wild flatternd sausten die mantelartigen Überwürfe durch die Luft, als die leidenschaftlich erregte Gruppe, mit verschränkten Armen einen Kreis bildend, unter rhythmischem Geheul gleichzeitig gegen das düster glimmende, ab und zu auflodernde Feuer vor- und dann wieder zurücksprang. Inzwischen angezündete Bambusfackeln erleuchteten den Platz; die phantastischen Sprünge der dabei im Kreise sich bewegenden Menge gingen in wildestes Rasen über. Im glühenden Dunkel der rauchenden Fackeln beobachtete ich eine von leidenschaftlicher Freude erfaßte, stürmisch dahinsausende, schrille Jubelschreie ausstoßende Schar, die wie von Dämonen besessen erschien. Das war keine harmlos heitere Ausgelassenheit, keine sinnenfrohe Karnevalsfreude, die da zum Durchbruch kam, wie etwa bei unseren Volksfesten oder öffentlichen Belustigungen; diese zügellosen Temperamentsergüsse hatten etwas Schreckenerregendes. Eine bestialische, wildbacchantische Lebenslust schien die von Leidenschaft verzerrten Gestalten zu bewegen, bis sie endlich, von physischer Ermattung überwältigt, halb bewußtlos zu Boden fielen.

Als die Erschöpften wieder zu Atem kamen, tranken sie mit doppelter Begierde, und nun begannen Ringkämpfe zwischen den chinesischen Ackerbauern und den Wilden von

Seki-in. Der Sieg neigte sich bald auf diese, bald auf jene Seite, doch gewannen zuletzt meist die katzenartig gewandten Wilden die Oberhand über die scheinbar stämmigeren Gestalten ihrer Gegner. Als sich die Ringenden — der Sieg war entschieden, wenn der zu unterst Liegende mit beiden Schultern den Boden berührt hatte — auf der Erde wälzten oder sich gegenseitig mit dem Aufgebot aller Kräfte niederzuwerfen suchten, da wurde mir auf Augenblicke angst und bange: ich fürchtete, daß aus dem Spiel Ernst werden und es zwischen den vom Trinken und Tanzen erhitzten Wilden und den Chinesen zu einer blutigen Schlägerei kommen möchte. Die Hausmutter schien derselben Ansicht zu sein, denn händeringend stolperte sie mit ihren verkrüppelten Fußstümpfen über den Hof und bemühte sich, die Ringenden zu trennen.

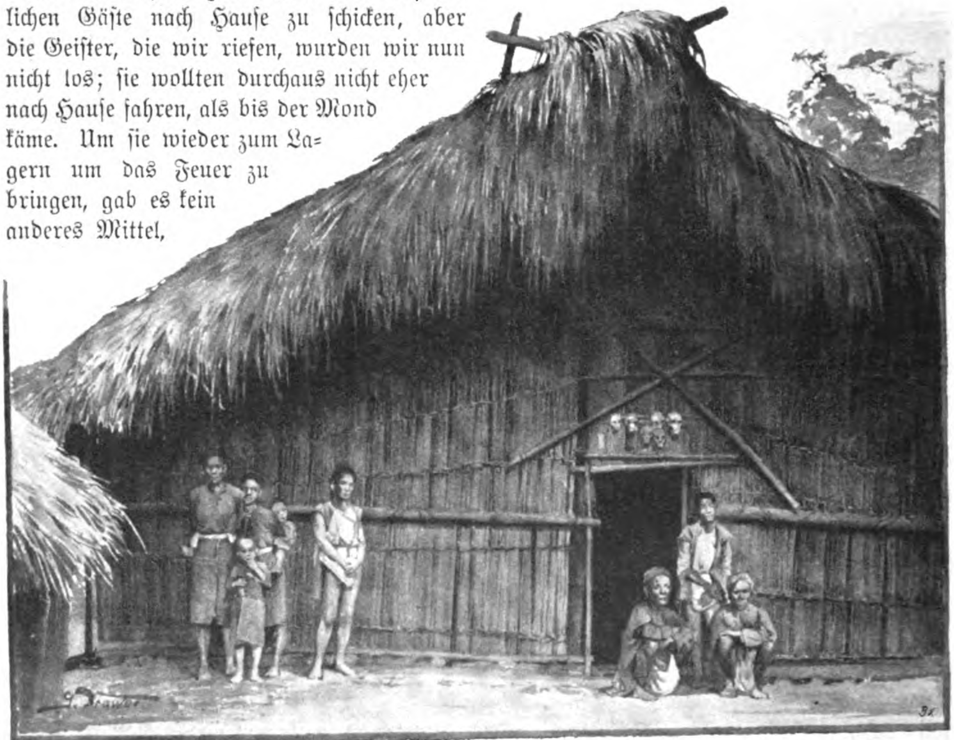
Wir versuchten gemeinsam, die unheimlichen Gäste nach Hause zu schicken, aber die Geister, die wir riefen, wurden wir nun nicht los; sie wollten durchaus nicht eher nach Hause fahren, als bis der Mond käme. Um sie wieder zum Lagern um das Feuer zu bringen, gab es kein anderes Mittel, als sie mit einer neuen Auflage Samschu zu traktieren.

Endlich, endlich tauchte das sehnlichst erwartete Himmelsgestirn über den Bergen auf — mit ähnlichen Empfindungen hatte ich es noch nie erwartet —; die Bewohner von Seki-in schifften sich ein, und unter dem weithin vernehmbaren Geplätscher ihrer Ruder entschwanden sie in horizontaler Ferne in den vom Mond versilberten zarten Nebeln meinen Blicken.

Eine wundervolle Ruhe lag nun über der üppigen Landschaft, verklärt durch den Mond, dem milde Fluten keuschen Lichtes entströmten ...

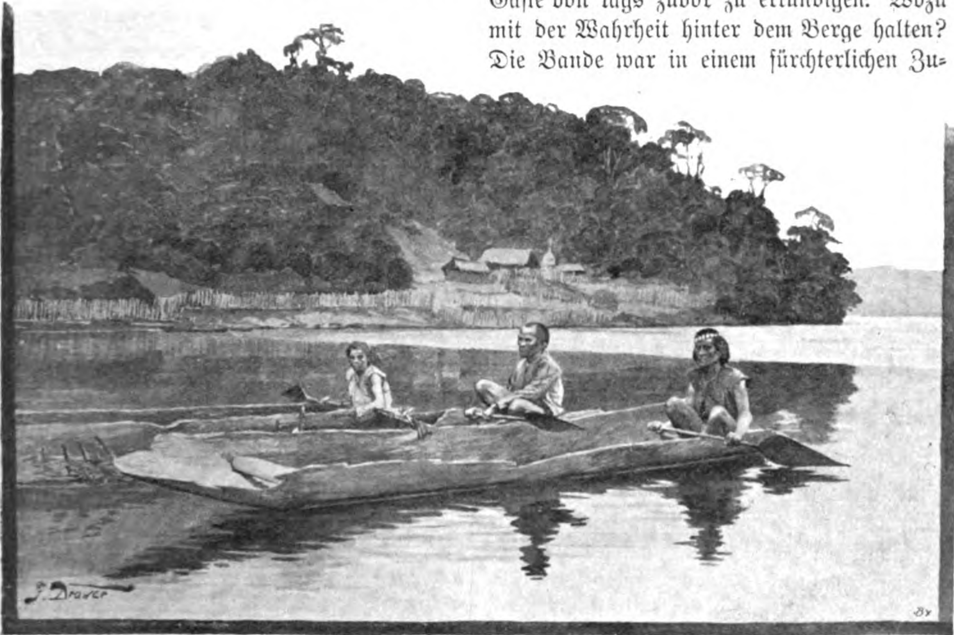
Nur wenige Stunden Ruhe waren mir auf meiner Pritsche gegönnt, denn schon bei Nebelgrauen fuhren wir in der Morgendämmerung nach dem Südende des Sees. Vorher aber zündete der mich begleitende Hausherr noch Räucherstäbchen vor dem Ahnenaltar an und sprach ein kurzes Gebet.

Lotosblätter schwammen auf dem Spiegel des Sees, der vielfach von den schönen, fein gezackten, zarten Blättern der Hishi-Pflanze, deren Nüsse ein beliebtes Nahrungsmittel sind, bedeckt war. Nur langsam glitt unser Kahn auf der bräunlichgrünen Flut dahin; ich versuchte die zahlreichen Schlingpflanzen, die sich wie Haare aus der Tiefe auftauchen-



Hütte des Häuptlings in Seki-in.

der Nixen anfaßten, zu haschen. Träume umspannen mich, und die schwimmenden Gärten, halb unter Wasser stehende Strecken



Wilde aus Seki-in auf dem Suisha-See.

lockeren Erdreichs, durch die Kanäle ziehen und die die Wilden von ihren Kähnen aus bepflanzen, leisteten dieser phantastischen Stimmung nur noch Vorschub.

Über Paßhöhen bald bergauf, bald bergab, durch Schluchten, in denen tropische Vegetation wuchernd sproßte und die Bambusse, diese segensvollste, nützlichste aller Grasarten der Erde, von Riesengröße zeugten, ging nun unser Marsch — da war es eine wahre Erlösung, als sich endlich das elende Nest Tosha zeigte. Und laut jauchzte ich auf, als ich vollständig ausgepumpt nach einer weiteren Stunde wieder das südliche Ufer des Suisha-Sees erreichte und das dort harrende primitive Boot erblickte.

Kaum hatten wir es erreicht, so streifte ich die klatschnassen Kleider und Wäsche ab, und mit halbem Leib im Wasser, mich an das Boot haltend, ließ ich mich durch die kühlenden Fluten schleifen. So wie ich in meinem chinesischen Gehöft einzog, wandelten einst Adam und Eva im Paradiese.

Schnell machte ich darauf Toilette, kochte ab und fuhr nach dem Südende des Sees, um mich nach dem Befinden meiner lieben Gäste von tags zuvor zu erkundigen. Wozu mit der Wahrheit hinter dem Berge halten? Die Bande war in einem fürchterlichen Zustand; alle, Männlein und Weiblein, waren voll süßen Samschus. Der See, die ganze Landschaft vom Abendsonnengold in verklärtem Glanze strahlend, schien zu beschaulicher Betrachtung, zu friedlichen Träumereien wie vom lieben Gott geschaffen; aber die wilden Damen störten mich darin, sie waren ekelhaft aufdringlich in ihrer Trunkenheit.

Eben war ich im Begriff, in mein Boot zu steigen, als der Häuptling, vielleicht der Betrunkenste von allen, ein großes Stück rohes, blutendes Kuhfleisch in der Hand, auf mich zugetaumelt kam. Es sollte eine Ehrengabe sein, die er mir zugedacht hatte! Nun hatte ich vollends genug; ohne Abschied stieß ich vom Lande, hinaus in den bereits mit leichtem Abendnebel sich überziehenden See. Der Mond stand noch am Himmelszelt, zarte Nebel, wie Rauchwolken, zogen über die Spiegelfläche des Wassers, als ich Abschied nahm von dem malerischsten Fleckchen, das ich auf diesem grünen Eilande je geschaut hatte.



Hanauisch-Indien.

Ein alter deutscher Kolonisationsplan für Cayenne.

Von

Reinhold Günther.

(Nachdruck ist untersagt.)

Der große Krieg, welcher Deutschlands Gaue dreißig lange Jahre hindurch verwüstete, hatte eine allgemeine Verarmung hinterlassen. Von ihrem wirklichen Umfange können wir uns heute, trotz aller kulturgeschichtlichen Studien, nicht leicht mehr einen Begriff machen. Nur in Umrissen ist es möglich, ein Bild von jenen Zuständen zu entwerfen, die zwischen 1650 und dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts im Reiche herrschten.

Die bäuerliche Bevölkerung und mit ihr auch die Grundbesitzer adeliger Abkunft lebten in den drückendsten Verhältnissen, oft genug so kümmerlich, daß sie freiwillig die heimatliche Scholle verließen. Das selbständige Bürgertum und mit ihm die alte Wohlhabenheit der reichsfreien Städte war verschwunden. Engherzige Zunftverfassungen vernichteten die letzten Überbleibsel des einstigen großartigen Gewerbefleißes und des erweiterten Betriebes der Handwerke. Der Verkehr im Lande, gehindert durch die Unsicherheit und den Verfall der Straßen, bestand lediglich im bescheidensten Umfange. Mit der Fremde konnte kein Wettbewerb unterhalten werden; denn deren Grenzen blieben fest verschlossen für alle Gegenstände, welche man selbst zu erzeugen vermochte.

Die übergroße Zahl der fürstlichen Machthaber benutzten die wenigen, ihnen zu Gebote stehenden baren Mittel, um einen höfischen Aufwand zu treiben, der keineswegs mit dem wirklichen Besitze in rechtem Einklang stand und zudem nur wenigen Bruchteilen der Heimat zu nutze kam.

Der fühlbare Mangel an leicht gangbaren Tauschwerten ließ die abenteuerlichsten Pläne reifen. Selbst der Große Kurfürst hoffte durch die Alchemie das notwendige Gold zur Hebung seiner Macht gewinnen zu können. Während er jedoch auch nach dieser Richtung hin niemals über die ihm zur Verfügung stehenden Mittel hinausgriff oder gar einer thatsächlichen Verschwendung sich zuwendete, geschah das oft genug von anderen deutschen Fürsten jener Zeit.

Neben der Goldmacherei findet sich nicht allzu selten die Bestrebung, in fernen Erdteilen, sei es im Westen von Afrika oder in Südamerika, eine Kolonie zu gründen, aus der man ungezählte Schätze zu ziehen gedachte. Verlockende Beispiele gab es genug: Spanien galt trotz aller seiner Verluste als ein Reich, dessen große Flotten unausgesetzt das Gold von Peru und das Silber von Mexiko herbeiführten; den Aufschwung, welchen die Niederlande seit der Gründung der „Ostindischen Compagnie“ und Großbritannien durch die Erwerbung seiner überseeischen Besitzungen gewonnen, vermochte man ohne weiteres festzustellen. Warum sollten deutsche Regierungen nicht ebenso glücklich sein? Die Bedingungen, welche zur Durchführung von Kolonisationen notwendigerweise zu erfüllen bleiben, waren jener Zeit völlig unbekannt. Glaubte man doch selbst hundert Jahre später ganz ernstlich, Handel und Wandel mittels einfacher bureaukratischer Erlasse nach Belieben regeln zu können.

So entvölkert Deutschland auch war — es zählte um 1670 kaum sieben Millionen

Bewohner — die Stimmen fehlten nicht, welche behaupteten, es sei zu wenig Platz im lieben Vaterlande. Staatsmänner und Gelehrte priesen die Auswanderung als das vollkommenste Mittel gegen die Armut der Massen. Ja, es ereignete sich im siebzehnten Jahrhundert, daß man „Kolonisten“ gegen klingende Entschädigung ungefähr in der nämlichen Weise an englische und niederländische Faktoreien abtrat, wie man um 1780 die Regimenter für den Kriegsdienst dem britischen Löwen zur Verfügung stellte.

Fremde Abenteurer, denen der Beruf eines gewöhnlichen Goldmachers zu wenig einträglich und zudem zu gefährlich erschien, wußten sich die Neigungen der deutschen Regierungen zu nutze zu machen. Die Börse in Amsterdam aber unterstützte gern die mehr oder weniger schwindelhaften Anträge, mit welchen jene „Projektenhändler“ den geldbedürftigen Fürsten im Reiche als Versucher nahten.

Da war unter anderen Leuten, die goldene Berge versprachen, wenn man sie in ihren großartigen Kolonisationsplänen unterstützen wollte, der niederländische Admiral Gyssel. Er stand lange in Diensten der ostindischen Matschappy, überwarf sich jedoch mit den kaufmännischen Leitern der Gesellschaft. Sein Versuch, ein neues Unternehmen dieser Art zu begründen, mißlang vollständig, obwohl der Statthalter Wilhelm III. von Oranien auf seiner Seite stand. Gyssel, mit unendlichen Prozessen beladen, mußte die Niederlande verlassen, um in den Staaten des Großen Kurfürsten ein Asyl zu suchen, das ihm auf die Empfehlung des Statthalters hin auch in dem brandenburgischen Amtshause Lenzen gewährt wurde. Von hier aus ist Gyssel zwischen 1660 und 1670 unermüdlich thätig gewesen, die verhaßten Handelsherren zu Amsterdam auf das empfindlichste zu schädigen. Er wußte vor allem den kaiserlichen Hof für seine Pläne zu interessieren. Indem er in umfangreichen Aktenstücken die Berechnung aufstellte, daß allein aus den habsburgischen Erbstaaten von 1602 bis 1662 an zwanzig Millionen Thaler für ostindische Waren in die Niederlande geflossen seien, behauptete er, es wäre leicht, diese Summen nicht nur der Heimat zu erhalten, sondern mit ihnen die immer leeren kaiserlichen Kassen zu füllen. Er schlug vor, jede Handelsverbindung mit der ostindischen Matschappy zu verbieten und die Einfuhr der benötigten Waren auf dem Karawanenwege über Aleppo und Venedig zu bewerkstelligen. Hand in Hand mit diesem mehr als seltsamen Plane, der mit einem kühnen Federzuge die gesamte Ordnung des Welthandels umwerfen wollte, ging das lockende Versprechen, mit einem Grundstocke von dreihunderttausend Thalern innerhalb acht knapper Jahre sieben Millionen aus indischen Spezereien zu gewinnen.

So unsinnig diese Behauptung uns heute erscheint, damals fand sie den besten Glauben. Der Kaiser, der Große Kurfürst, die bayerische Regierung standen in engstem Verkehr mit Gyssel. Der Markgraf von Baden wurde von der Wiener Hofburg abgeordnet, um in Amsterdam und Hamburg den Umfang der dortigen Handelsbeziehungen genau zu erkunden und in Lenzen mit dem alten Gyssel eine letzte Rücksprache über dessen Vorschläge zu treffen. Ja, man ging noch weiter! Nicht nur eine Deutsch-Ostindische, sondern auch eine Westindische Gesellschaft sollte begründet werden, und weil es an dem nötigen ersten Betriebskapital mangelte, wollte man zunächst einige gewinnbringende Kolonien in Amerika gründen. Freilich war man darüber verschiedener Meinung, ob der benötigte Landbesitz von den Generalstaaten oder vom Könige von England besser erworben werde. Bayern unterhandelte zwischen 1662 und 1664 mit der niederländisch-westindischen Gesellschaft um Überlassung eines Küstenstriches in Guyana, dann seit 1665 mit England um eine Kolonie in Virginien. Aber es stellte sich bald heraus, daß die beiden von München nach London geschickten Agenten — sie hießen Specthauer und Müller — dort zusammen mit dem Kanzler Heyde lediglich argen Betrug verübten, und daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei.

Die bayerische Regierung glaubte jedoch einen anderen Mann zu besitzen, der alles zu stande bringen könnte, und so entsendete sie diesen, den Dr. Johann Joachim Becher*

* Geboren 1635 zu Speier, um 1658 zum Katholicismus übergetreten, dann Professor in Mainz. Hierauf in Wien, später kurfürstlich bayerischer Leibarzt. Zuletzt unstet in Mainz, Würzburg, Harlem und London lebend, starb er 1682 in der englischen Hauptstadt.

nämlich, im Frühjahr 1669 nach Amsterdam, damit er die abgebrochenen Verhandlungen wegen der Kolonie in Guyana wieder aufnehme. Becher scheint unterwegs von Gläubigern, deren er unendlich viele besaß, hart angefaßt worden zu sein. Jedenfalls gelangte er auf seiner diplomatischen Reise nur bis Frankfurt, wo er Ende Mai 1669, infolge der Leerung seiner Kasse, einen erzwungenen Aufenthalt nahm. Hier in der alten Krönungsstadt lächelte jedoch dem gelehrten Abenteurer das Glück in sonderlicher Art. Er fand nämlich einen hohen Herrn, der allen Projektenmachern gern Gehör schenkte, und der selbst schon längst mit dem Gedanken umging, sich in fremden Erdteilen ein „Schlaraffenland“ zu erwerben. Es war dies der junge regierende Graf zu Hanau, Friedrich Kasimir.

Becher ist in seiner Art eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der damaligen deutschen Gelehrtenwelt gewesen, ein Mann von unzweifelhaft genialen Anlagen, dem die Wissenschaft hohe Ehren zollen würde, wenn er selbst sich nicht in den Ruf eines unverbesserlichen Schwindlers gebracht hätte.* Er verstand es vortrefflich, mit fürstlichen Persönlichkeiten umzugehen, und ausgestattet mit ebenso glänzender Überredungsgabe wie mit thatsächlichen Kenntnissen, gelang es ihm leicht, den unerfahrenen Grafen Friedrich Kasimir für seine Pläne zu gewinnen. Daß er dabei die bayerische Regierung schmählich in dem ihm entgegengebrachten Vertrauen hinterging, kümmerte Becher herzlich wenig. München lag hinter ihm, und er mochte vorläufig nicht die geringste Lust haben, zu seinen dortigen Gläubigern zurückzukehren, während er in Frankfurt einen neuen Herrn fand, der ihn mit Geld versah und die Absicht äußerte, größere Summen für das phantastische Projekt einer deutschen Kolonie in Guyana auszuwerfen.

Genug, die Sache wickelte sich rasch ab. Becher empfing eine Bestallung als gräflich hanauischer Geheimrat, es wurden ihm ein „Gesandtschafts-Kavalier“, ein „Sekretär“ sowie zwei Bediente zugeteilt, das Reisegeld natürlich nicht zu vergessen. Außer einer feierlichen Vollmacht nahm er ferner noch mehrere kostbare Geschenke aus der Kunstkammer zu Hanau mit, um sie den Direktoren der Westindischen Gesellschaft zu überreichen. Am 22. Juni 1669 reiste Becher mit Gefolge von Frankfurt ab, am 1. Juli traf er in Amsterdam ein, um bereits am 22. August einen Vertrag nach Hanau zu bringen, der dem Grafen „einen Strich Landes zusprach zwischen dem Orinoko und dem Amazonenfluß gelegen, dreißig holländische Meilen längst der See, und hundert Meilen Landwärts, oder so viel mer als die Colonien mit der Zeit und Weil werden besetzen und cultiviren, oder ihnen Nutzen bringen können“.

Becher, über den genugsam ungünstige Meinungen in Frankfurt, wo man ihn gut kannte, umliefen, war auch in Hanau „verschrien“ worden. Jetzt kehrte er triumphierend von Amsterdam in die stille Residenz zurück, die sich bereits als Hauptstadt einer mächtigen überseeischen Besitzung fühlte. Der 22. August 1669 war wohl Bechers schönster Lebenstag, denn er feierte mit fürstlichen Ehren den Einzug in Hanau. Die Glocken läuteten, der Graf ritt ihm mit glänzendem Gefolge entgegen, die Bürgerschaft paradierte, die Böller donnerten und bei dem prächtigen Bankett auf dem Schlosse brachte Becher die „Gesundheiten der Generalstaaten“ aus, während zugleich hundert Kanonenschüsse fielen. Dann unterzeichnete der Graf den Vertrag, und es wurde „wieder dapfer getrunken“.

Die bösen Frankfurter aber lachten weidlich über den „König im Schlaraffenland“ und trieben „dergleichen ungereimte Flegelsbossen mer“. Becher reiste deshalb nach Frankfurt, um den „Lästermäulern das Maul zu stopfen, und damit die Sache in Deutschland besser gekannt würde“. Mit anderen Worten, er schrieb geschwind ein Buch,* das

---

* Seine chemisch-physikalischen Lehren sind die Vorläufer der „phlogistischen“ Theorie Stahls gewesen, die bis auf Lavoisier allgemeine Geltung fand. Becher führte auch zuerst den Kartoffelbau in Deutschland ein, erfand die Verkokung der Steinkohle und gab praktische Anleitungen heraus für die Benutzung des Steinkohlenteers. Er war einer der ersten Chemiker des siebzehnten Jahrhunderts.

* Der Titel des jetzt selten gewordenen Werkes lautet: „Gründlicher Bericht von Beschaffenheit und Eigenschafft, Cultivirung und Bewonung, Privilegien und Beneficien deß in America zwischen dem Rio Orinoque und Rio de las Amazones an der vesten

seinem Texte nach zwar nicht in Frankfurt, sondern in Sachsenhausen entstanden sein muß. Für diesen Eifer begabte ihn der Graf Friedrich Kasimir mit einer Medaille im Gewicht von zweihundert Dukaten und einem Hause in Hanau. Der Doktor Becher erlangte aber noch mehr! Er bekam von dem fabelhaften Kolonialbesitz drei Meilen an der Küste und „hundert holländische Meilen Landwärts ein, oder so tief man kommen kan“. Wir werden gleich sehen, daß er damit ein wertvolles Werkzeug zu weiterem Fortkommen gewann.

Vorerst jedoch einige Worte über die soeben erwähnte „Deduktion“ Bechers, die in ihrer Art ein prächtiges Beispiel der deutschen gelehrten Streitschriften des siebzehnten Jahrhunderts giebt. Der Verfasser nimmt den Mund gehörig voll, wenn er erklärt: „Es ist ein großmütiges, hochnotwendiges, Deutschland hochnützliches Vornemen, in Indien einige Colonien zu fundiren, und die Indischen Negocien Deutschland zum Besten zu promoviren, welches sich Se Exc. der Graf von Hanaw zu exequiren proponiret hat. Diese Sache geht die Wolfart des ganzen Deutschlands an. Aber einige hochdeutsche Stubenbrüder, denen Indien ein Böhmisches Dorf ist, tadeln es, und sagen, die W Ind. Compagnie liege in den letzten Zügen; und so ein Werckh auszufüren, sei keine Sache eines Grafen, sondern eines Königes. ... Was Ihro Hochgräfliche Ecc. von Hanaw anbelangt, davon seynd solche Canalien zu reden viel zu gering. Der Effect weisets, daß Se. Ecc. gute und böse Consilia, wenn Sie wollen, unterscheiden können.“ Über die Gründe, welche die „hochgräfliche Excellenz“ bewogen hätten, das „Indische Mittel“ zu ergreifen, bezeichnet Becher die Sorge um Abzahlung der aus den vergangenen Zeiten auf der Grafschaft ruhenden Schulden. Zudem solle vielen Tausend armer bedrängter Deutscher „ein Asylum bereitet werden, wohin sie ihre Zuflucht nemen, und vor den rauhen Gewittern des Deutschlandes in Sicherheit stehen können“.

Das „Asylum“ — es ist die heutige französische Strafkolonie Cayenne gemeint — wird denn auch vom Doktor Becher in den verlockendsten Farben gemalt. Indien wäre, meint er, ein weit besseres Land als Deutschland. Es sei gesünder; die Indier würden so alt, daß sie vor Alter endlich umfielen. In Deutschland wäre das Land teuer, in Indien habe der Graf dreitausend Quadratmeilen umsonst bekommen. In Deutschland wüchsen nur armselige Früchte, Korn und Wein; in Indien gebe es Zucker, Ingwer, Tabak, Indigo, Orseille und dergleichen mehr, alles Dinge, für die die Holländer schweres Geld zahlten. In Europa herrsche „Luxuri“, in Amerika könne man für drei Thaler in Glaskorallen ein ganzes Jahr aufs beste leben. Die Arbeit würden Neger besorgen, an denen man täglich einen halben Thaler verdiene, obwohl man ihnen weder Wohnung noch Unterhalt zu geben brauche und obwohl die schwarzen Sklaven Stück um Stück für achtzig Thaler zu haben wären. Mit zehn Thalern Anlage habe mancher schon in Indien zehn und mehr Tonnen Goldes gewonnen.

Über „die Manier und Weg, wie die Indische Sache mit Nutzen von der hochdeutschen Nation möge gethan werden“, meint Becher: Die erste Sorge müsse es sein, das Land aus seiner Wildheit zu ziehen. Unten an der Küste sei es zum Reisbau, weiter oben aber zum Zuckerbau sehr geeignet. Um zu kolonisieren, bleibe vor allem zu beachten, daß man die Indier und ihre Weiber nicht belästige, eine Festung anlege und durch die Eingeborenen den Wald roden lasse, was diese für ein paar Glaskorallen herzlich gern thun würden. Nachher müsse man sich ganz auf den Zuckerbau werfen, aber auch das Kultivieren der notwendigsten

---

Küst in der Landschafft Guiana gelegenen, sich 30 Meil wegs breit an der See und 100 Meil wegs an die Tieffe erstreckenden strich Landes, welchen die Edle privilegirte West Indische Compagnie der vereinigten Niederlanden, mit Authentischer Schrifftlicher ratification und permission der Hochmögenden Herren Staaten General An den Hochgebohrnen, gegenwärtig regirenden Herrn, Herrn Friederich Casimir, Grafen zu Hanaw, Rieneck, Zweybrücken, Herrn zu Müntzenberg, Liechtenberg und Ochsenstein, Erbmarschalln und Obervogt zu Straßburg, Wie auch an das gesämmtliche Hochgräfliche Hauß von Hanaw mit allen regalien und jurisdictionen, ewig und erblich, unter gewissen in dieser Deduction publicirten Articuln den 18. Julii 1669 cedirt und überlassen hat. Jedermänniglichen, absonderlich aber denen welchen daran gelegen, zum nachricht und gefallen in Truck gegeben. Sampt einer außführlichen Landkarten, darinnen man die Gelegen- und Beschaffenheit des herrlichen Landes klärlich sehen kan. Gedruckt zu Francfurt, In Verlegung Wilhelm Serlins. Anno 1607“. (Soll natürlich 1670 heißen).

Lebensmittel nicht vergessen. Anfangs dürften nur etwa fünfhundert Ansiedler hinüber reisen: Geistliche, Doktoren, Barbiere, Handwerker aller Art, Soldaten, Bauern und Bergleute. Die Leutchen müßten auch beweibt sein, sonst gäb's leicht disordre. Anfangs Mai segele man von Amsterdam ab, und im August wäre man in Hanauisch-Indien. Jede Überfahrt koste auf den Kopf hundert Thaler, und um die notwendigen dreitausend Kolonisten in sechs Jahren hinüber zu bringen, müßten dreihunderttausend Reichsthaler in der Bank zu Amsterdam hinterlegt werden. Becher antwortet auch auf alle möglichen Einwendungen gegen das Unternehmen. Hier sollen nur zwei Beispiele der betreffenden Gegenreden folgen.

„Es ist weit über Meer, kan leicht ein Unglück geschehen. Antwort: Diese Objection liegt den Kunkelstuben-Junkern zum meisten im Gemüt. Es ist Wunder, daß sich die Deutschen so vor den Versaufen fürchten, da sie doch so gerne saufen, und der Hochdeutschen ihr Leben lang mer in Wein als in der See versoffen. Die Indische Hanawische Landtschafft ist nur 1000 Meilen von Amsterdam: so weit reist der Holländer lieber zu Wasser, als zu Lande von Amsterdam nach Nürnberg. In 30 Jaren ist kein dahin gegangenes Schiff verunglückt. Diese Reise ist auch lange so gefärlich nicht, wie die nach der Ostsee. In längstens 3 Monaten ist man da: ist dann das so eine große Zeit von Haus und auf der Reise seyn? ...

„Diese Indische Lande sind eine Chimaera, ein Schlaraffenland, ein Reich im Mond, ein Königreich auf dem Papier. Antwort: Die so sprechen, sind lose Spottvögel, wenns auch gleich Doctoren wären. Auf dem Papier blos mußte man dieses Land nach Hanau tragen; denn in natura hätte es in ganz Deutschland nicht Raum. Daß es so ein Land in America gebe; daß es ein herrliches auserlesenes Land, in sofern also ein Schlaraffenland, sei; leren alle W. Indischen Bücher. Solche Leute verstehen die Landkarte nicht. Solche unglaubige Thomas mögen selbst hinreisen, und die Finger in die Erde stecken. Aber was soll der Kuh Muscaten? es dienet ihr wol Haberstroh.

„Und so viel zur Widerlegung der Einwürfe wider Indien. Wer solches nun nicht begreifen kan; der muß sich besser ins Tollhaus nach Amsterdam als nach Westindien schicken. Und die wider besser Wissen und ihr eigen Gewissen, aus Neid und Mißgunst gegen diese Westindische Sache, solche verachten, um andere Liebhaber zu divertiren, und die selber nichts Guts zu tun begeren, dennoch das Gute hinteren; die gehören eher ins Raspelhaus nach Amsterdam, als nach Westindien. Die aber auf dieser Sachen Grund sehen, und selbigem mit Rath und That beistehen; die seind werth, daß sie entweder in Person, oder in Effecten diese Indische Lande genießen; und solche seind durch diese Deduction hiezu freundlich und allein eingeladen. Wohlan dann, dapfere Deutschen! machet, daß man in der Mapp neben Neu Spanien, Neu Franckreich, Neu England, auch inskünftige Neu Deutschland finde."

Der Doktor Becher, dem ja in „Neu-Deutschland" sechshundert Quadratmeilen Landes als erbliches Lehensgut zugesprochen, nannte sich jetzt Herr von Aperwakisch-Indien und wußte der bayerischen Regierung begreiflich zu machen, daß es vollständig genügen würde, vorerst diese Kolonie zu besiedeln. Er scheint auch mit seinen Gläubigern in der bayerischen Hauptstadt ein für ihn günstiges Abkommen getroffen zu haben, denn schon im Februar 1670 war er wieder in München. Von hier aus ließen er und ein anderer Industrieritter holländischen Ursprungs, der sich Gerard Goris nannte, eine Aufforderung ergehen, um Leute einzuladen, welche Familien auf ihre Kosten in das herrliche Land überführen wollten. Kurze Zeit nachher, am 2. April 1670, schlossen beide mit dem kurbayerischen Kammerherrn Grafen von Bercucy einen entsprechenden Vertrag, wonach er sich verpflichtete, vorläufig hundert Familien anzusiedeln gegen das Recht, zwei landständische Stimmen in dem künftigen Hohen Rate von Hanauisch-Indien zu besitzen. Am 12. Februar übertrug Kurfürst Ferdinand I. von Bayern an Becher ein fürstliches Privilegium auf die Dauer von zwanzig Jahren für Errichtung von Zuckerraffinerien in den Wittelsbachschen Erblanden.

Der Graf von Hanau jedoch wurde vom Unglück verfolgt. Am 27. September 1669 hatte er ein Schreiben an den Kaiser ge-

richtet, worin er betreffs der habsburgischen Staaten um einen Freibrief für die aus den hanauischen Kolonien kommenden Waren bat. Der Antrag gelangte gar nicht in die kaiserliche Kanzlei, weil die hanauischen Räte selbst „das Werckh am kaiserlichen Hofe beschrien hatten“. Die hanauischen Agnaten waren nämlich nachgerade stutzig geworden; denn Friedrich Kasimir ließ sich unterdessen noch mit einem anderen Abenteurer ein, der nicht weniger Kosten verursachte als der Doktor Becher.

Es war dies ein Mensch, der sich Bengt Skytte nannte, ein in Schweden verfolgter Reichsrat sein wollte, und der bereits am brandenburgischen Hofe eine nicht allzu ehrenhafte Rolle gespielt hatte.* Skytte brachte den Grafen dazu, daß dieser eine Gelehrten-Republik „Sophopolis“ in Hanau errichten wollte, in der auch Becher eine Hauptbeschäftigung zufallen sollte. Skytte und Becher spielten denn auch unter einer Decke und ließen den Grafen für die „Sophopolis“ einen Wachskünstler Namens Daniel Neuberger aus Regensburg nach Hanau einladen. Der brachte einen guten Teil seiner Sammlung mit, und Skytte setzte es bei dem Grafen durch, daß er die verschiedenen Spielereien für die schöne Summe von neuntausend Thalern ankaufte. Um den Neuberger zu bezahlen, ward das Amt Rotheim dem Landgrafen von Homburg (Georg Christian I.) versetzt. Diese Handlung und die Sorge, daß die westindische Kolonie den Hausbesitz noch mehr schmälern würde, brachte die Agnaten dazu, daß sie eine Kommission einsetzten und für den regierenden Grafen eine Obervormundschaft bestellten.

Natürlich fiel damit der ganze schöne Plan, ein hanauisches Indien zu gründen, in sich zusammen; Becher und Skytte verschwanden von diesem Schauplatz ihrer Thätigkeit. Becher hat sogar nachmals in seinen „Politischen Discursen“ ein unverfrorenes Geständnis abgelegt, daß er den Grafen schmählich hintergangen habe. So schreibt er: „Ich wußte zwar wohl, daß der Hr. Graf von Hanau, entweder aus Mangel der Mittel, oder Abratung seiner Befreundte, oder aus eigner Variation, diese Westindische Sachen nicht fortsetzen oder werckstellig machen würde. Ich wußte zwar wohl, daß eo ipso, wenn der Hr. Graf von Hanau solches Werckh unter seinem Namen annimmt, es mer in Discredit als Reputation kommen werde; dieweil an dem Hanauischen Hofe jemalen unterschiedliche Unordnungen vorgangen, welche supponiren würden, daß selbiger Hof sich kaum selbsten, will geschweigen, ein so schweres weit entlegenes Indisches Werckh, würde guberniren … Derentwegen es schiene, als ob zum wenigsten ich mit ihme, Hrn. Grafen, und dann auch mit dem Indischen Werckh, nicht wol gehandelt hätte, daß ich so ein ungleiches Paar vermält und zusammen gebracht habe. Darauf nun muß der Leser wissen, daß ich weit ein tiefers Absehen in dieser Sach gehabt: *dann eine wunderliche Sach* hat auch einen wunderlichen Herrn haben müssen. Wobei mir genug gewesen, obgleich auf diese Weis, und bei diesem Herrn, nimmermer ein Effect zu hoffen wäre, *gleichwol dadurch die Sach in ganz Deutschland bekannt worden*; und diejenige solche gelesen, welche sonsten nicht einmal darvon hören wollen …“

Angesichts dieser Erklärung darf man wohl sagen, daß Becher nichts weiter mit seinen Kolonisationsplänen zu erreichen trachtete, als was er auch wirklich gewann: die große goldene Medaille, das Besitztum in Hanau, die Titel als „Gesandter“, „Geheimrat“ und „Herr von Aperwake“. Größere Summen baren Geldes flossen überdies in seine Tasche.

Ein Deutsches Westindien entstand übrigens noch einmal auf dem Papier. Um 1725 versuchte ein Franzose, der sich Kapitän Tenier nannte, den Landgrafen von Hessen-Kassel, Karl I., zu einer kolonialen Gründung am Orinoco zu bestimmen. Es blieb jedoch bei den Vorverhandlungen, weil der hessische Schatz völlig leer war.

Jedenfalls mag man es noch als einen glücklichen Zufall bezeichnen, daß in Kassel wie fünfzig Jahre zuvor in Hanau die baren Mittel fehlten, um Landeskinder ins Blaue hinein über das Meer und ins Elend zu führen.

* Das hat Wilibald Alexis freilich nicht gehindert, die Figur mit einem prächtigen Kolorit in seinem geschichtlichen Roman „Dorothee“ auszustatten und zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften umzuwandeln.



Litterarische Rundschau.

Unter den naturwissenschaftlichen Erscheinungen, die sich in den letzten Monaten auf unserem Büchertische angesammelt haben, mögen den Reigen einige hervorragende Abbildungswerke eröffnen. Zunächst verdient hier Erwähnung ein neuer Band der bereits einmal rühmlichst besprochenen neuen Ausgabe des alten Naumannschen Vogelwerkes (Naumann: **Naturgeschichte der Vögel Mitteleuropas**) aus dem Verlage von Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhaus. Der Band, der in der planmäßigen Reihenfolge der Lieferungen den fünften bildet, aber nach dem Erscheinen des zweiten und sechsten als dritter ausgegeben wird, behandelt die Raubvögel; er bringt 75 Tafeln in der von früher bekannten vorzüglichen Ausführung nebst 326 Seiten des durchgesehenen und unserer gegenwärtigen Kenntnis gemäß berichtigten Wortlautes in Vollbogen-Größe. Der Preis beträgt, der außergewöhnlichen Stärke dieser Lieferung entsprechend, etwa das Doppelte des bisherigen, ist aber, wie dort, in Ansehung des Gebotenen niedrig zu nennen. Wir benutzen die Gelegenheit, um noch einmal dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß das prachtvolle Werk nach seiner Vollendung recht bald in das Eigentum aller größeren öffentlichen und Vereinsbüchereien übergehen möge, denn für solche ist es nicht bloß billig, sondern auch wohlfeil zu nennen, während der einzelne freilich in vielen Fällen auch jetzt noch an dem Anschaffungspreise für das Ganze wird Anstoß nehmen oder nehmen müssen. Dennoch glauben wir, daß sich auch unter den Freunden der Vogelwelt recht viele finden werden, die, wenn sie erst einmal Einblick in einen dieser Bände erhalten haben, gern das ganze Werk, sonst aber wenigstens den einen oder anderen, ihre besonderen Lieblinge berücksichtigenden erwerben werden. Namentlich in letzterem Sinne seien auch Forstbeamte, Landwirte, Geistliche, Landlehrer, sowie alle sonstigen Vogelfreunde auf das Buch aufmerksam gemacht. Die Verlagshandlung liefert auch Aufbewahrungsmappen und Einbände zu entsprechendem Preise. — Ein Unternehmen ganz neuer Art begegnet uns in einem zweiten Großbogen-Werke, worin uns Ernst Haeckel, der bekannte Jenaer Naturforscher — der aber auch, was nicht so allgemein bekannt, ein Künstler auf dem Gebiete der Malerei ist — **Kunstformen der Natur** vorführt. Haeckel unternimmt es in diesen Tafeln nebst zugehörigem Wortlaute, die verborgenen Schönheiten der gesamten Lebewelt ans Licht zu ziehen und zum Gemeingute zu machen, wobei er, wie es in dem Wesen der Sache liegt, in erster Reihe die Schätze des Meeres und des Wassertropfens unter dem Schauglase zu heben beflissen ist. In der That sind ja die reizvollen und ungeahnt mannigfaltigen Formen, die sich hier dem Auge enthüllen, den weitesten Kreisen noch so gut wie unbekannt, und es ist wohl ein Verdienst, die Welt der Kunstfreunde und ausübenden Künstler, vor allem aber das Kunstgewerbe, auf sie hinzuweisen. Das Werk ist zunächst auf fünf Lieferungen zum Preise von je drei Mark berechnet, denen aber für den Fall entsprechender Abnahme eine zweite Reihe von gleicher Ausdehnung folgen soll. Jedes Heft enthält zehn lose Tafeln nebst Begleitworten; in den uns vorliegenden (1 und 2) finden wir Formen aus den verschiedenen Abteilungen von Urtierchen und Urpflänzchen, aber auch Darstellungen von Schwämmen, Quallentieren und Korallen, Schlangen- und Haarsternen, Meerestangen u. s. w. teils in Schwarz-, teils in oft wundervollem Farbendruck — man vergleiche etwa die Nummern 8 und 17 —, wie sie den bekannten Leistungen des Verlages (des Bibliographischen Institutes zu Leipzig) auf diesem Gebiete entsprechen. Im übrigen sei bemerkt, daß sich Haeckel nicht auf bloße Auswahl und Zusammenstellung der in seinen eigenen und anderen schwer zugänglichen Fachwerken bereits vorhandenen Abbildungen beschränkt, sondern auch zahlreiche neue aus dem Schatze seiner auf Reisen entstandenen Handzeichnungs-Sammlungen hinzugefügt hat. Es wäre mit Freuden zu begrüßen, wenn es ihm gelänge, sein Unternehmen im weiteren Umfange des entworfenen Planes zu Ende zu führen. Nur nebenbei möchte ich noch darauf hinweisen, daß sich Haeckel in den erläuternden und die Namen bringenden Begleitblättern auch wieder als der erfolgreiche deutsche Sprachschöpfer bewährt, den seine Leser längst in

ihm kennen — obgleich er vor Jahren, offenbar mißverständlich, eine bekannte Erklärung gegen den Sprachverein mit unterzeichnet hat, dessen Ehrenmitglied er vielmehr zu sein verdiente. Namen wie Strahlinge, Geißelhütchen (Peridineen), Wimperlinge, Kammerlinge, Schachtellinge, Staatsquallen u. s. w., die man einfacher und treffender kaum bilden könnte, sind Haeckels geistiges Eigentum und stellen dauernde Bereicherungen unserer Muttersprache dar, die sich auch im wissenschaftlichen Schrifttume bereits festes Bürgerrecht erkämpft haben. — Als alte Bekannte begrüßen wir ferner abermals die Marshallschen **Naturgeschichtlichen Bilder-Atlasse** aus demselben Verlage. Mit den nunmehr vorliegenden beiden Bänden — Fische, Lurche und Kriechtiere sowie Niedere Tiere — hat die gesamte Reihe ihren Abschluß gefunden. Bezüglich der Kerfe ist in dem letzten Atlas bei der Auswahl die Erwägung maßgebend gewesen, daß über diese Tiergruppe zahlreiche und von den eigentlichen Sammlern auch stark benutzte Einzelwerke vorhanden sind, so daß hier vor allem die dort meist noch nicht genügend vertretenen Darstellungen aus dem Leben Aufnahme gefunden haben.

Zu den eigentlichen Büchern und Schriften übergehend, will ich zunächst einiger Werke gedenken, welche größere naturwissenschaftliche Gebiete für einen weiten Leserkreis zusammenfassend und allgemein verständlich behandeln. Als Bestandteil ihrer unter dem Namen „Hausschatz des Wissens" bekannten Sammlung bietet uns die Verlagsbuchhandlung von J. Neumann zu Neudamm ein Werk über Steinkunde: **Das Mineralreich** von Dr. Georg Gürich. Soweit es der Gegenstand zuläßt, erkennt man auch in diesem Falle das bei der ganzen Sammlung hervortretende Streben der Verlagshandlung, den Wortlaut der Bücher trotz geringem Preise möglichst zahlreich durch Abbildungen zu erläutern, welche freilich nicht mit denen des Bibliographischen Institutes verglichen werden können. Immerhin erfüllen sie im allgemeinen ihren Zweck, und dies gilt gerade bei vorliegendem Bande einschließlich der Bunttafeln, auf die man sonst oft lieber zum Vorteile des Ganzen verzichten möchte. Es ist das um so erfreulicher, als ja in der Steinkunde vielfach die farbige Darstellung gar nicht zu entbehren ist, falls die Bilder überhaupt Zweck haben sollen. Gürich behandelt seinen Stoff gründlich und ansprechend und wird den Belehrung Suchenden, der an der Hand seines Buches von den Anfängen an möglichst weit in sein Forschungsgebiet eingeführt werden möchte, nirgends im Stiche lassen. — Der gleichen Reihe wie das genannte Werk gehört die **Länder- und Völkerkunde** des bekannten Geographen Dr. F. W. Paul Lehmann an, von welcher uns der erste Band: Europa, vorliegt. Der Verfasser, für dessen wissenschaftliche Zuverlässigkeit sein Name bürgt, hat es verstanden, den Stoff geschickt und anschaulich zu gliedern und in gefälliger Form darzustellen, so daß man gern auch längere Zeit in seinem Buche liest, ohne das Gefühl der Ermüdung zu haben, wie es sich bei Werken ähnlichen Inhaltes so leicht einstellt; er weiß überall Schilderung und Plauderei auf dem Grunde wissenschaftlicher Genauigkeit zu verschmelzen und berührt auch Gebiete, die, wie etwa das Hauptstück von der „Deutschen Treue", sonst übergangen zu werden pflegen. Gerade diese Betrachtungen verleihen dem Buche einen erfreulichen Zug frischen Lebens und sind nicht am wenigsten angethan, ihm auch das naturwissenschaftliche Gepräge zu erhalten, auf Grund dessen seine Besprechung hier ihre Stätte findet. Mit großem Geschick sind die sehr zahlreichen Abbildungen, namentlich auch die der Volksgestalten und Volkstrachten, ausgewählt; nur kann ich mich bezüglich der Ausführung auch hier des Eindrucks nicht entschlagen, daß für landschaftliche Vorwürfe die Wiedergabe durch Autotypie heutigen berechtigten Ansprüchen gegenüber durchaus versagt. Die bunten Tafeln erscheinen mir nicht als eine Zierde des Bandes, und zu bedauern finde ich den Mangel eines Sachweisers.

In das Gebiet der Himmelsforschung führt uns **Die Sternkunde**, gemeinfaßlich dargestellt von R. H. Blochmann (Stuttgart, Verlag von Strecker u. Moser), die sich zur Aufgabe gesetzt hat, dem nicht fachgelehrten Leser ihr Gebiet so weit zu erschließen, als man wirklich schon beim Laien Anteilnahme und Verständnis dafür voraussetzen kann. Hervorzuheben ist in Anbetracht des Preises die hübsche Ausstattung des Buches; dagegen hätte der Verfasser recht wohl — besonders im Hinblick auf die reifere Jugend, der er sein Werkchen vorzugsweise zugedacht hat — etwas sparsamer mit der Verwendung gänzlich überflüssiger Fremdwörter verfahren können, die sich manchmal wie ein falscher Sternenregen über den Leser ergießen. — Den Wundern des Weltalls stellt Dr. Hermann J. Klein in einem neuen Bande allgemein verständlich geschriebener Unterhaltungen **Die Wunder des Erdballes** (Leipzig, Eduard Heinrich Mayer) gegenüber, eine natürliche Erdkunde in der an dem Verfasser bekannten leichtflüssigen und liebenswürdigen Darstellungsart. — In neuer (vierter) Auflage endlich begegnet uns Carus Sternes bekanntes Werk **Werden und Vergehen** (Berlin, Gebrüder Borntraeger), seiner Zeit der erste und zwar hervorragend gelungene Versuch, die Entwickelungsgeschichte des Weltalls zusammenfassend darzustellen. Wir werden auf die neue Auflage noch zurückkommen, sobald sie vollständig vorliegt; die bis jetzt ausgegebenen beiden Lieferungen lassen erwarten, daß der Verfasser wie die Verleger alles gethan haben, um das Werk auf der Höhe wissenschaftlicher und künstlerischer Vollendung zu halten.

Auf höchst eigentümliche und urwüchsige Weise wird dem Unkundigen endlich das Gebiet der edlen Scheidekunst und Scheidekunde schmackhaft gemacht durch das Büchlein **Aus der Werkstätte der Natur** von Professor H. Orschiedt (Berlin,

Schall u. Grund). Während der Verfasser nämlich Versuche anstellt und die nötigen wissenschaftlichen Erläuterungen dazu giebt, würzt er seine Darstellung durch vielfach eingestreute, wenn es nicht anders geht, auch bei den Haaren herbeigeholte Betrachtungen, Schwänke, Lebenserinnerungen und dergleichen, die zuweilen etwas, manchmal aber auch gar nichts mit dem Gegenstande zu thun haben und ihn uns im ganzen als einen biederen, ernst-schalkhaften, frischen Naturburschen der Wissenschaft lieb gewinnen lassen. So knüpft er an die Besprechung der „Karbonate“ eine erbauliche Geschichte von einer Verwechselung dieser kohlensauren Verbindungen mit den als „Karbonaden“ bekannten Schweinerippchen durch die Leiterin einer „wissenschaftlichen Kochschule“ an; er warnt vor der Verwechselung der chemischen mit den genealogischen „Basen“, und bei der Besprechung des Schießpulvers und des Sprengöls — aber auch noch an zahlreichen anderen Stellen — bricht sich bei ihm wahrhaft explosionsartig eine urkräftig frische, sprudelnde Vaterlandsliebe Bahn, die ihn unter anderem zu einem zornigen Erguß über die Gegner der stehenden Heere, der Flottenvermehrung u. s. w. hinreißt. Wir werden ihn uns wohl als einen von seinen Schülern hochverehrten, im rechten Wechsel bald ernsten, bald heiteren Lehrer der Jugend vorzustellen haben, wie wir uns zur Gesundung unseres Volkstums recht, recht viele wünschen mögen, sein Buch aber als eine Reihe von Vorträgen, wie er sie wirklich vor den höheren Gymnasialklassen zu halten pflegt. Alles in allem: das persönlichste Buch, das mir jemals auf naturwissenschaftlichem und gar auf chemischem Gebiete vorgekommen ist; schon allein als solchem wünsche ich ihm so viele Leser und Freunde wie möglich!

Gemeinverständliche Belehrung in etwas kleinerem Umfange bieten uns die Bändchen eines neuen Sammelunternehmens, welches der Verlag von B. G. Teubner zu Leipzig unter dem Namen **Aus Natur und Geisteswelt** veranstaltet. In guter, handlicher und dauerhafter Ausstattung werden uns hier Darstellungen enger begrenzter Erkenntnisgebiete, zumeist aus der Feder bekannter Gelehrter, geboten. Die meisten der Verfasser haben dabei die Form freier Vorträge gewählt, wie sie zum Teil auch vorhergegangen sind; das ganze Unternehmen verdankt wohl sein Entstehen der Volkshochschulen-Bewegung. Von den Nummern naturwissenschaftlichen Inhaltes behandelt eines, verfaßt von Prof. Dr. Blochmann, das wichtige chemische Hauptstück von **Luft, Wasser, Licht und Wärme**; in einem anderen, auf das ich die Aufmerksamkeit ganz besonders lenken möchte, giebt uns Prof. Dr. H. Buchner zu München, der Begründer der neuesten Anschauungen über die Gärung, eine kleine, sehr übersichtliche und leicht verständliche **Gesundheitslehre**, und das dritte bringt eine Darstellung von **Bau und Leben des Tieres**, verfaßt von Dr. Wilhelm Haacke. Die kleinen Werke sind auch in wöchentlichen Lieferungen zu beziehen. — Aus der altbekannten „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge“, begründet von Rudolf Virchow und Fr. von Holtzendorff, liegen vier neue Hefte naturwissenschaftlichen Inhaltes vor: Hermann Dekker: **Die Schutz- und Kampfmittel des Organismus gegen die Infektionskrankheiten**; E. Roth: **Über blütentragende Schmarotzer-Pflanzen**; F. Höck: **Der verändernde Einfluß des Menschen auf die Pflanzenwelt Norddeutschlands**; und Otto Thilo: **Die Augen der Tiere.**

Einige andere neue Erscheinungen tragen ein strenger wissenschaftliches Gepräge, was aber zumeist nur vom Inhalte, nicht von der Form gilt. Es sind hier vor allem zwei ältere Werke zu erwähnen, welche in neuem Gewande erscheinen. Zum erstenmal bietet uns die Verlagshandlung von Friedrich Vieweg u. Sohn zu Braunschweig eine deutsche Ausgabe des berühmten Werkes Johann Tyndalls: **Die Gletscher der Alpen**; es ist erfreulich, daß an diesem Werke, welches in der Geschichte der wissenschaftlichen Alpen-Erforschung einen Markstein bildet, auch jetzt außer der Sprache nichts geändert ist. Es wäre wohl ein recht fraglicher Gewinn gewesen, wenn man es, wie so oft in ähnlichen Fällen beliebt wird, dem heutigen Zustande des Wissens und den jetzigen Anschauungen „anzupassen“ versucht hätte. Der erste Teil entfaltet in seinen Schilderungen der Erlebnisse und Beobachtungen, die den großen englischen Forscher auf seine Anschauungen über Gletscherbildung führten, den vollen Reiz der Darstellung, die Tyndall eigen war; der zweite giebt dann ausführlich ihre wissenschaftliche Begründung. — Ein fast vergessenes Werk Gustav Theodor Fechners hat die Verlagshandlung von Leopold Voß zu Hamburg und Leipzig wieder in Erinnerung gebracht durch Veranstaltung einer neuen Auflage von dessen **Nanna** oder Über das Seelenleben der Pflanzen, mit einer Einleitung von Kurd Laßwitz. Mir selbst, der ich mich mit dieser Frage besonders beschäftigt und selbst schon vor Jahren Abhandlungen darüber veröffentlicht habe, war das Vorhandensein des Fechnerschen Werkes bisher unbekannt geblieben, ein Umstand, der sich freilich zur Genüge daraus erklärt, daß Fechners eigentliches Arbeitsgebiet auf einem ganz anderen Felde lag und die fachliche Pflanzenforschung wohl seinerzeit nur einen gewöhnlichen Einbruchsversuch geargwöhnt hat. Bei der vorgeschrittenen Erkenntnis unserer Tage dürfte es dankbarerem Verständnisse in der wissenschaftlichen und philosophischen Welt begegnen als in jenen, da die Anschauungen des Verfassers den meisten noch zu fremdartig erschienen. Schon als vorbildliches Meisterwerk einfach schöner Darstellung hat das Buch seine jetzige Auferstehung reichlich verdient.

Völlig fachgelehrten Gepräges endlich ist der uns vorliegende stattliche Band, den Dr. Alexander Dedekind unter der Aufschrift **Ein Beitrag zur Purpurkunde** (Berlin, Mayer u. Müller) veröffentlicht. Er richtet seine Darlegungen selbst durchgängig und ausschließlich an „den gelehrten

Leser", und dieser wird zweifellos eine Fülle von Anregung sowie von Stoff zum Forschen und Nachdenken in ihnen finden. Im übrigen wird nur der seinen vollen Wert zu schätzen vermögen, der den Gegenstand nicht bloß vom naturwissenschaftlichen, sondern, gleich dem Verfasser selber, in erster Reihe vom philologischen Standpunkt betrachtet und daselbst zu Hause ist; im Grunde ist das Werk für den Specialisten der „Purprologie" geschrieben, und seine Beurteilung gehört in die demnächst zu erwartenden purprologischen Fachblätter. Demgemäß trägt es als Eingangsschmuck das Bildnis Heinrichs von Lacaze-Duthiers, des „Nestors der Purpurforscher", und besteht in seiner zweiten Hälfte aus der Wiedergabe von Briefen und Abhandlungen fremden Ursprunges, deren größter Teil sich als eine Reihe von Neuausgaben selten gewordener Quellenwerke darstellt. Das Ziel Dedekinds ist, die Urbedeutung des Wortes Purpur aufzuhellen, welche er in dem Begriffe des Bewegten, Unruhigen gefunden zu haben glaubt. — Eine anspruchslose Einzeluntersuchung ganz anderer Art bringt uns die kleine Abhandlung von Pastor Fr. Lindner: **Die preußische Wüste einst und jetzt** (Osterwiek a. Harz, A. W. Zickfeldt), als Fachschrift in erster Linie für den Vogelkundigen berechnet, im ganzen aber für jeden, der den innerhalb Preußens gelegenen Streifen echten Wüstenlandes — die Kurische Nehrung — mit allen seinen Eigentümlichkeiten kennt und liebt oder eingehend kennen zu lernen wünscht.

Dem Gebiete der Physik gehört die Fortsetzung einer in ihren Grundgedanken schon früher (Januarheft d. J.) besprochenen Schrift von Professor K. W. Zenger: **Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1889** (Prag, Selbstverlag; in Vertrieb bei Fr. Rivnač) an, welche die Ansichten des Verfassers über die elfjährige Wiederkehr der Witterungserscheinungen auf der Erde auf ein weiteres Zeitrechnungsjahr anwendet und seine Vorhersage für 1899 giebt. — Zum Teil auf ähnlichem Grunde und in Übereinstimmung mit Falb führt Karl Schultz seine „Neuerungen und Ergänzungen zum Weiterbau der meteorologischen Theorien" in einem eben erschienenen kleinen Büchlein über **Die Ursachen der Wettervorgänge** (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag) ins Feld, das unter anderem auch eine neue Anschauung über die Entstehung des Tierkreislichtes enthält. — Völlig der Darstellung eigener Ansichten und Lehrmeinungen, deren Beurteilung aber nur in physikalisch-chemischen Fachblättern möglich ist, sind ferner zwei mit zahlreichen Tafeln ausgestattete Bände von A. Turner (beide bei Theodor Thomas, Leipzig, erschienen) gewidmet; der eine hat **Das Problem der Krystallisation**, der andere **Die Kraft und Materie im Raume** zum Gegenstande. Wie die Aufschrift besagt, liegt das zweitgenannte Werk bereits in fünfter, veränderter Auflage vor. — Da wir einmal bei den Erscheinungen physikalischen Inhaltes sind, so sei hier anhangsweise auch einer Abhandlung über das **Elektrotechnische Institut der Großherzoglichen Technischen Hochschule zu Karlsruhe** gedacht, die der Leiter dieser Anstalt, Professor E. Arnold, soeben herausgegeben hat, und die eine ausführliche, durch Abbildungen reichlich erläuterte Beschreibung ihres Baues und ihrer inneren Einrichtungen enthält (erschienen bei Julius Springer, Berlin, und R. Oldenbourg, München).

Eine ganz andere Gruppe bilden einige neue Erscheinungen, die sich mit der Anwendung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse auf Landwirtschaft und Gartenbau befassen. Hier verdienen besondere Erwähnung zwei kleine Schriften aus der Feder des als Fachmann rühmlichst bekannten Freiherrn Heinrich von Schilling: **Die Schädlinge des Wein- und Obstbaues** und **Allerlei nützliche Garteninsekten**, beide in zweiter Auflage bei Trowitzsch u. Sohn, Frankfurt a. O., verlegt, und beide nach Inhalt, Ausstattung und Preis als Volksbücher bester Art auf ihrem Gebiete, beruhend auf liebevoller Beobachtung der Natur und eingehender, langjähriger Erfahrung, zu bezeichnen. Ähnlich Gutes läßt sich von einem Büchlein über den **Gesamten Vogelschutz** des Freiherrn Hans von Berlepsch (Verlag von Fr. Eugen Köhler, Gera-Untermhaus) sagen, worin sich der Verfasser besonders mit der Frage der Beschaffung wirklich zweckmäßiger, den Bedürfnissen der einzelnen Vogelarten entsprechender Nistkasten beschäftigt, wie er sie selbst auf Grund fünfundzwanzigjähriger Beschäftigung mit ihren Lebensgewohnheiten erdacht und erprobt hat. Das Werk ist Eigentum des „Deutschen Vereins zum Schutze der Vogelwelt", dem der Verfasser uneigennützig alle seine Rechte abgetreten hat; die Verlagshandlung hat es reich mit kleineren Farbentafeln nach dem eingangs besprochenen Naumannschen Vogelwerke ausgestattet und den Preis zum Zwecke weiter Verbreitung möglichst niedrig bemessen, auch zur Erzielung eines umfassenden Vogelschutzgesetzes gleichzeitig eine englische, französische, italienische und schwedische Ausgabe veranstaltet. — Auf dem Gebiete des Obstbaues endlich beschert uns der vorhin genannte Frankfurter Verlag noch ein kleines Werk von Johannes Böttner, dem Leiter der Zeitschrift „Praktischer Ratgeber im Obst- und Gartenbau", über **Das Buschobst**, von dem Verfasser als schnell lohnende Obstzucht nach vereinfachtem Verfahren bezeichnet. — Der bloßen Freude am Schönen in der Natur und zugleich der wissenschaftlichen Liebhaberei und der Wissenschaft selber hinwiederum dient Erich Wockes wertvolles Werk: **Die Alpenpflanzen in der Gartenkultur der Tiefländer** (Berlin, Gustav Schmidt). Der Verfasser, jetzt Obergärtner am Botanischen Garten von Zürich, der bis vor kurzem an der gleichen Berliner Anstalt eine langjährige, fruchtbare Thätigkeit entfaltet und daselbst die bekannte Alpenanlage erbaut hat, giebt in diesem Leitfaden für Gärtner und Gartenfreunde seine Erfahrungen und ein sehr gründliches botanisches Wissen zum besten, so daß sein Buch bald den Rang eines Quellenwerkes einnehmen dürfte; besondere Her-

vorhebung in dieser Hinsicht verdienen die in einem eigenen Hauptstücke zusammengestellten Berichtigungen oft verwechselter und falsch bestimmter Arten und irrtümlicher Herkunftsangaben. — Ausschließlich der künstlerischen Seite des Gartenbaues gewidmet ist ferner eine in dem gleichen Verlag erschienene Abhandlung von H. R. Jung und W. Schröder: **Das Heidelberger Schloß und seine Gärten in alter und neuer Zeit und der Schloßgarten zu Schwetzingen**, mit vier Lageplänen und fünfunddreißig Abbildungen, das einem neuen unter der Gesamtbezeichnung „Rheinische Gärten“ erscheinenden Unternehmen angehört.

An der Spitze der mit der Heilkunde in Beziehung stehenden Schriften möge ein Buch mehr persönlichen Inhaltes Platz finden. Unter dem Namen: **Zwischen Ärzten und Klienten** hat der italienische Professor G. B. Ughetti Erinnerungen eines alten Arztes herausgegeben, die jetzt in berechtigter deutscher Übersetzung von Dr. Johann Galli (Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller) vorliegen. Das Buch ist zunächst wohl nur für die Berufsgenossen des Verfassers bestimmt; dieser weiß aber seinen Gegenstand in so anregender und liebenswürdiger, oft freilich auch von scharfer Spottlaune gewürzter Art darzustellen und viele allgemeinwichtige Verhältnisse so treffend und offen zu beleuchten, daß wir seinen Plaudereien mit Vergnügen von Anfang bis zu Ende folgen und ihm für Belehrung und gewonnene Selbsterkenntnis dankbar sind, auch wenn wir nur zu dem „leidenden“ Teile seiner Leserschaft gehören. Auf jeden Fall sind sie in hervorragendem Grade geeignet, die rein menschlichen Beziehungen zwischen dem Arzte und dem, der Heilung sucht, in das rechte Licht zu rücken. — **Die Kurorte und Heilquellen des Großherzogtums Baden** behandelt Dr. H. Oeffinger in einer ausführlichen Zusammenstellung für Ärzte und Heilbedürftige (Baden-Baden, Sommermeyers Verlag), die uns in siebenter Auflage vorliegt, ein Zeichen, daß sie im ganzen ihren Zweck erfüllt. Der Beschreibung der einzelnen Heilorte geht eine Einleitung voraus, welche allgemeine Ratschläge enthält, und zwar nicht nur für Kranke, sondern auch für lediglich Erholung Suchende, so daß sich das Buch in gewissem Sinne auch als eine Art Reiseführer darstellt. Dem federleichten Gepäck, das der Verfasser mit Recht dem eigentlichen Wanderer empfiehlt und auf ein Hemd sowie ein Paar Socken — „bei längerer Tour wohl auch ein Paar leichterer Hausschuhe“ — beschränken möchte, wäre ich freilich geneigt, mindestens noch einige Taschentücher, vielleicht auch einen Kamm und eine Zahnbürste hinzuzufügen. Seinen Reisegrundsatz: „Einer allein ist immer langweilig“, vermag ich nicht ganz zu teilen; in dieser Beziehung ist die jeweilige Persönlichkeit allein maßgebend. Es kommt eben darauf an, was einer an sich selbst hat; und auch Erholungsreisen lassen sich oft mit der liebevollen Erforschung von Land und Leuten verbinden, wobei bekanntlich jede eigentliche Reisegesellschaft mehr hinderlich als förderlich zu sein pflegt, wie dies schon Meister Wilhelm Heinrich Riehl in seinem altberühmten Wanderbuch so treffend begründet hat. — **Über Wasserkuren im Rahmen der wissenschaftlichen Heilkunde** veröffentlicht Dr. Sarason „zeitgemäße Betrachtungen“ (Leipzig, Otto Borggold), und der Wiener Primararzt Dr. Joseph Hermann ergeht sich in **Rückblicken und offenen Worten über die Errungenschaften der Medizin im neunzehnten Jahrhundert** (Teschen und Leipzig, Eduard Feitzinger), welche sich hauptsächlich gegen alle Arten Impfung und gegen die Quecksilberheilungen richten. Bezüglich der Spaltpilze vertritt der auf ein langes Leben zurückschauende Verfasser, der seine Ansichten im Tone warmer Überzeugung und inniger Menschenliebe vorträgt, die Anschauung, daß sie nicht die Erreger, sondern unbedingt die Erzeugnisse der Krankheit seien. Wir müssen die sachliche Beurteilung der beiden Schriftchen dem Leser selbst überlassen und uns hier im wesentlichen auf die Anzeige beschränken. — Ähnliches gilt von einer Abhandlung **Über familiäre Irrenpflege** von Dr. Konrad Alt, (Heft 7,8 der „Sammlung zwangloser Abhandlungen aus dem Gebiete der Nerven- und Geisteskrankheiten“, Halle a. S., Karl Marhold); im übrigen verdient wohl jeder fachmännische Beitrag zu dieser Frage in unserer Zeit die größte Beachtung. — Eine **Anleitung zur Verständigung über die Vivisektionsfrage** (zweite Auflage), herausgegeben von der Abteilung München des Weltbundes gegen die Vivisektion, vermehrt abermals die Reihe der Schriften zu dieser nicht zur Ruhe kommenden Angelegenheit.

Mit dem Gebiete des Hypnotismus und verwandter Erscheinungen beschäftigen sich drei neue Werke, deren hier nur vorläufig Erwähnung gethan werden kann und denen wir noch eine besondere Besprechung vorbehalten müssen, zumal das eine, die **Geschichte des Lebensmagnetismus und des Hypnotismus von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart** von H. R. Paul Schroeder (Leipzig, Arwed Strauch), ein auf zwölf Lieferungen berechnetes Werk, uns bisher nur zur Hälfte vorliegt. Vollständig ist dagegen bereits das gleichfalls in Lieferungen ausgegebene, umfassende Buch Dr. Alfred Lehmanns: **Aberglaube und Zauberei von den ältesten Zeiten an bis in die Gegenwart** (Stuttgart, Ferdinand Enke); und von Rudolf Müllers Werk **Das hypnotische Hellsehexperiment im Dienste der naturwissenschaftlichen Seelenforschung** ist der zweite Band erschienen, worin der Verfasser „das normale Bewußtsein“ behandelt. — Auch dem Gebiete der Elektricitätslehre gehört ein umfassendes Werk an, auf dessen Anzeige wir uns vorläufig beschränken müssen; es sind die zwei Bände, betitelt: **Materialistisch-hypothetische Sätze und Erklärung des Wesens und der Kraftäußerungen des elektrischen Fluidums**, von F. Ph. Stögermayr (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag).

Den Schluß der heutigen Betrachtungen mögen einige Zeitschriften und zeitschriftenähnliche Erscheinungen machen. **Unter dem Namen**

Hertha führt sich eine neue Wochenschrift für Pflanzen- und Blumenfreunde, Aquarien-, Terrarien- und Vogelliebhaber ein, herausgegeben von Kriele und Adolff (Vertriebs-Verlag der F. L. Mattigschen Buchhandlung, Altona). Die uns zugegangene Probenummer beschäftigt sich u. a. mit dem Grafen Alfred von Waldersee, dessen Bildnis sie bringt, als Freund und Förderer der Blumenpflege; von dem übrigen Inhalt nennen wir: „Ein Spaziergang im März", „Über das Begießen", „Unsere besten Zimmerpflanzen", „Einfache Heizvorrichtung für Zimmer-Treibhäuschen", „Fort mit dem Goldfischglas!" — Der **Deutsche Tierfreund**, illustrierte Monatsschrift für Tierschutz und Tierpflege, herausgegeben von Dr. Rob. Klee und Prof. Dr. Wilhelm Marshall (Leipzig-R., Karl Meyers Graphisches Institut) ist in seinen dritten Jahrgang getreten, wovon uns Heft 1 und 3 vorliegen. Das Blatt nimmt grundsätzlich einen maßvollen Standpunkt ein und steht auf dem Boden des Verbandes der Tierschutzvereine des Deutschen Reiches. — Unter dem Titel „Hochschul-Vorträge für jedermann" (Leipzig, Dr. Seele u. Co.) giebt Professor W. Marshall außerdem eine neue Folge zwangloser Veröffentlichungen heraus, wovon Heft 10 die **Wanderungen der Tiere** behandelt. — Von den **Pädagogischen Abhandlungen**, herausgegeben von W. Bartholomäus (Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung), sind drei neue Hefte erschienen, deren Inhalt sich zum Teil mit naturwissenschaftlichen Fragen und naturwissenschaftlichem Unterrichte beschäftigt. — Schließlich bringt sich uns mit einigen Probeheften auch die altbewährte, von Professor Dr. Friedrich Umlauft zu Wien herausgegebene Monatsschrift **Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik** (Wien, A. Hartlebens Verlag) wieder in Erinnerung, welche jetzt bereits in ihrem einundzwanzigsten Jahrgange steht. Th. J.

Von der hier schon einmal gerühmten Sammlung „Klassiker der Philosophie" (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag [E. Hauff]) sind inzwischen zwei neue Bände erschienen. Der eine behandelt **Immanuel Kant** und ist von Friedrich Paulsen verfaßt. Das Buch zeigt alle Vorzüge seines Schöpfers in hellstem Licht. Paulsen hat ein bewundernswertes Geschick, philosophische Lehren in die einfachste und verständlichste Fassung zu bringen, wobei freilich ein Verlust an Tiefe und Reiz nicht immer zu vermeiden ist. Er hat außerdem eine Art, die Dinge mit ruhiger Freundlichkeit zu betrachten, die jüngeren Lesern und philosophischen Anfängern ungemein wohl thun muß. Aber so liebenswürdig und bedächtig Paulsen vorgeht, so entschieden, ja draufgängerisch wird er, wenn es sich um geschichtliche Thatsachen handelt, die mit der Gegenwart und mit den eigentlichen Lebensfragen keinen Zusammenhang zu haben scheinen. Dergleichen thut er kurz ab, weil es für ihn keine Bedeutung hat. Dagegen besitzt er viel Geduld und Geschick für den Nachweis der persönlichen Antriebe, die Kants Philosophie in Bewegung gesetzt und erhalten haben. Er zeigt uns die innersten Motive und die letzten Zielpunkte seines Philosophierens, obwohl sie vielfach unwillkürlich, ohne Bewußtsein wirksam gewesen sind; daher hat er dem Metaphysiker Kant, gegenüber dem bisher von der Geschichtschreibung bevorzugten Erkenntnistheoretiker Kant, zu seinem Recht verholfen. Fügen wir noch hinzu, daß die Darstellung auf einer sehr genauen Kenntnis des weitschichtigen Materials beruht, aber niemals in Kleinigkeitskrämerei verfällt, so glauben wir das Wesentlichste von dem gesagt zu haben, was sich sagen läßt, ohne berichtend und urteilend auf den Inhalt des Werkes einzugehen. — Geringer an Umfang, aber nicht geringer an Wert ist der über **Aristoteles** handelnde Band, den Hermann Siebeck geschrieben hat. Da die Darstellung sehr knapp gehalten ist, so wäre es wohl angebracht gewesen, die ausführlicheren Werke über griechische Philosophie, insbesondere über Aristoteles, in systematischer Zusammenstellung dem Leser namhaft zu machen; auch hätte der Verfasser die Bescheidenheit nicht so weit zu treiben brauchen, daß er seine vortreffliche „Geschichte der Psychologie" verschwieg. Zur Sache selbst ist zu bemerken, daß Siebeck in sehr dankenswerter Weise Vergleichungen aristotelischer Lehren mit den heutigen Anschauungen heranzieht und zum Schluß die Philosophie des Aristoteles ruhig prüft und in ihrem geschichtlichen Fortleben schildert. Richtig hebt er das geschichtliche Verdienst hervor: Aristoteles gab das erste umfassende System der Wissenschaft und ermöglichte gerade durch den Versuch eines Abschlusses die reiche, sich immer mehr zerlegende Weiterarbeit. — Von der gleichfalls schon früher erwähnten **Allgemeinen Geschichte der Philosophie** Paul Deussens liegt jetzt des ersten Bandes zweite Abteilung vor. (Leipzig, F. A. Brockhaus). Sie enthält die Philosophie der Upanishads, schildert zum erstenmal mit der nötigen Gründlichkeit jenen kühnen Idealismus, der allmählich abblaßte durch Anpassung an die Überlieferung und an den natürlichen Empirismus. Den Höhepunkt dieser Philosophie bezeichnen die Sätze, daß das erkennende Subjekt selbst unerkennbar ist und daß es eine Welt außer unserem Bewußtsein für uns nicht geben kann. An Deussens Darstellung sind besonders zu rühmen die Klarheit und die sehr eingehende, die Übersicht erleichternde Gliederung.

Kenner der Philosophiegeschichte werden bemerkt haben, daß die eben erwähnten leitenden Sätze der Upanishads einigen Grundzügen des Kantischen Kriticismus verwandt sind. Es ist daher kein großer Sprung, wenn wir uns jetzt zu zwei Schriften aus der Speciallitteratur über Kant wenden. Die erste ist von P. Salits verfaßt und führt den etwas weitschweifigen Titel:

Darstellung und Kritik der Kantschen Lehre von der Willensfreiheit, mit einem geschichtlichen Rückblick auf das Freiheitsproblem. (Rostock, Druck von Adlers Erben.) Der Verfasser ist offenbar ein Anfänger und daher nicht eben geschickt in Anordnung und Ausdruck; aber er zeigt doch so viel Talent, daß seine Arbeit hier erwähnt werden durfte. Reifer erscheint die zweite Schrift, obgleich auch sie der erste Versuch ihres Autors ist: M. Wartenberg, **Kants Theorie der Kausalität**, mit besonderer Berücksichtigung der Grundprincipien seiner Theorie der Erfahrung. (Leipzig, Hermann Haacke.) Doch können wir auch hier ein grundsätzliches Bedenken nicht unterdrücken. Die Litteratur über Kant ist nachgerade zu einem Umfang angewachsen, daß es kaum noch möglich ist, Interesse an ihr zu behalten und das Wertvolle von dem Wertlosen zu sondern. Wer über Einzelheiten der Kantschen Philosophie zu forschen und zu schreiben unternimmt, sieht sich einer zweifachen Gefahr gegenüber: entweder muß er ein paar Jahre auf die Lektüre dessen verwenden, was andere vor ihm über den betreffenden Punkt geschrieben haben, oder er riskiert, früher Gesagtes, ja vielleicht schon Widerlegtes noch einmal vorzubringen. Auf alle Fälle sollte man jetzt die Erkenntnistheorie Kants in Frieden lassen; seine Metaphysik und namentlich seine Ethik versprechen noch eher einige Ausbeute. Um wie viel fruchtbarer ist, allein schon durch die Wahl des Themas, Braunschweigers sorgsame Untersuchung über die **Lehre von der Aufmerksamkeit in der Psychologie des achtzehnten Jahrhunderts.** (Leipzig, Hermann Haacke.) Im Anschluß an Dessoirs „Geschichte der neueren deutschen Psychologie“ wird hier eine einzelne seelische Funktion in der Auffassung des achtzehnten Jahrhunderts erörtert und dabei nicht nur ein geschichtlich, sondern gelegentlich auch sachlich wertvolles Material zu Tage gefördert. — Auf jenes Werk Dessoirs greift auch an mehreren Punkten eine Broschüre zurück, welche am 24. Februar 1899, als am hundertjährigen Todestage Lichtenbergs, veröffentlicht wurde: **Georg Christoph Lichtenberg als Psychologe und Menschenkenner.** Von Friedr. Schäfer. (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.) Lichtenberg gehörte zu jenen praktischen Psychologen, die statt mit Empfindungen, Associationen und dergleichen sich mit dem Charakter und seinen allgemeinen, sowie individuellen Unterschieden beschäftigen. In der theoretischen Psychologie sind wir während des verflossenen Jahrhunderts ein gut Stück vorwärts gekommen, in dieser Beziehung jedoch ist kein Fortschritt zu bemerken, und das meiste von dem, was Lichtenberg über die Menschen gedacht und ausgesprochen hat, wirkt noch heute frisch und wahr. Wenn Schäfer seine Absicht ausführen und die „empirische Charakterpsychologie“ als Ganzes einmal behandeln sollte, müßte er freilich einige Untersuchungen der letzten Jahre zu Rate ziehen, die ihm, wie es scheint, unbekannt geblieben sind. — Da einmal von Lichtenberg die Rede, sei zugleich hingewiesen auf das Jubiläumsbuch **Aus Lichtenbergs Nachlaß** (Weimar, Herm. Böhlaus Nachfolger), in dem Albert Leitzmann mit großer Sachkenntnis und wohlgeschulter philologischer Kritik bisher unbekannte Aufsätze, Gedichte, Tagebuchblätter und Briefe des heute wieder so modernen Schriftstellers zum erstenmal veröffentlicht hat. Dem Buche ist ein Bildnis Lichtenbergs beigegeben, das als bestes aller bisher bekannten gelten darf, zumal da es uns mehr den abgeklärten, in die Geheimnisse der Natur und des Seelenlebens hineinschauenden Forscher als den beißend spottenden Satiriker sehen läßt.

Daß über die Griechen des Altertums und ihre Philosophie noch etwas Neues ausfindig gemacht werden könnte, sollte man füglich bezweifeln. Und doch haben Forschungen der letzten Jahre gezeigt, wie weit auch Zellers großes Werk von einem Abschluß entfernt ist. Aus Jakob Burckhardts Nachlaß und von Theodor Gomperz haben wir umfassende, durch Usener und Rohde mehr specielle Studien empfangen, die griechisches Wesen und Denken in einem neuen Lichte zeigen. Ihnen reiht sich Wilhelm Bender an mit seinem jüngst erschienenen Buch: **Mythologie und Metaphysik.** Die Entstehung der Weltanschauungen im griechischen Altertum. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.) Der bisher nicht genügend beachtete Zusammenhang zwischen Mythos, philosophischer Weltanschauung und philosophischer Wissenschaft wird hier des genaueren untersucht und bis in einzelne Lehrsätze hinein verfolgt. Das Gebotene verdient lebhafteste Anerkennung, doch scheint uns manches Wichtige nicht genügend berücksichtigt, so die Beziehung zur Kunst, insbesondere zum Epos — die Bedeutung der Völkergedanken und der den Temperamenten entsprechenden metaphysischen Grundmotive — und die Geheimlehren. — Von diesem sehr gelehrten und systematischen Werk wenden wir uns zu einer Sammlung popularphilosophischer Essays. In der uns vorliegenden Verdeutschung, die in Fr. Frommanns Verlag in Stuttgart erschienen ist, führt sie den Titel: **Der Wille zum Glauben.** Verfasser ist William James, gegenwärtig wohl der einzige amerikanische Philosoph, der einen Weltruf besitzt. Kein Geringerer als Paulsen hat das Geleitwort geschrieben und mit schöner Deutlichkeit Eigenart und Vorzüge dieser Erweckungsreden zur Philosophie gekennzeichnet. James verbindet in seinen Anschauungen zurückhaltende Vorsicht mit glaubenskräftiger Entschiedenheit: er ist zunächst sehr skeptisch und kritisch, um dann mit um so größerem Vertrauen einen Idealismus zu vertreten. Er verteidigt die Berechtigung religiösen Glaubens und des Willens als des lebensbestimmenden Momentes in uns; diese seine Meinung aber ruht auf positivistischer Grundlage. Die einzelnen Vorträge und Aufsätze sind überschrieben: Der Wille zum Glauben; Ist das Leben wert, gelebt zu werden? Das Nationalitätsgefühl; Das Dilemma des Determinismus; Der Moralphilosoph und das sittliche Leben. Die Übersetzung ist mit Rücksicht auf die

großen Schwierigkeiten vortrefflich zu nennen, doch hätte sie wohl noch freier sein und manche uns unverständliche Anspielungen und Citate durch Anmerkungen erläutern können. — Ein anderes Werk zur Ethik, das wir unseren Lesern recht herzlich empfehlen möchten, trägt den zunächst vielleicht abschreckenden Titel: **Kosmodicee.** Von Anton Ölzelt-Newin. (Wien, Franz Deuticke.) Der Inhalt aber ist sehr einfach, jedermann verständlich und naheliegend, denn es handelt sich um die Frage nach dem Glück, um das Recht zu träumen, zu hoffen und sich zu freuen. Der Verfasser hat die Vieldeutigkeit und Schwierigkeit des Problems vortrefflich herausgearbeitet. Schon der einzelne, so führt er aus, weiß nicht mit Sicherheit, ob sein vergangenes Leben mehr Lust oder Unlust enthielt, noch weniger vermag er es von anderen Menschen zu sagen, am wenigsten von der Menschheit. So bleibt bloß die Frage, ob nicht gewisse Glücksfaktoren in der Menschenentwickelung im Wachsen sind, Faktoren, von denen mit größter Wahrscheinlichkeit zu sagen ist, daß sie mit dem Glück parallel gehen oder es sogar bedingen. Diese Faktoren sind die sogenannten höheren Freuden: die ethischen, intellektuellen und ästhetischen, und eines der wichtigsten Mittel zu ihrer Erlangung, der Reichtum; sie machen Unglück wenigstens unwahrscheinlich und sind das einzig mögliche Maß für das Glück. Es wird nun untersucht, wie diese vier Momente in Europa während der letzten zwei Jahrtausende sich entwickelt haben, und zwar nicht in der Form historischer Detailforschung, sondern in großen Zügen. Den unzweifelhaftesten Beweis für das moralische Besserwerden der Menschheit findet der Verfasser in der Geschichte des Beweisverfahrens, des Strafvollzuges und des Strafrechtes.

Endlich erwähnen wir noch zwei litterarische Unternehmungen, die von den Psychologischen Gesellschaften Deutschlands begründet sind. Von den „Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung" ist im vorigen Jahr das elfte Heft erschienen: **Methodologische Beiträge zu psychophysischen Messungen** (auf experimenteller Grundlage) von Dr. Arthur Wreschner. (Leipzig, J. A. Barth.) Dies Buch ist von der Fachkritik allgemein als eine durch Genauigkeit der Versuche und Schärfe der theoretischen Verwertung hervorragende Leistung bezeichnet worden. Aus dem Kreise des Berliner Psychologischen Vereins ist kürzlich die **Zeitschrift für pädagogische Psychologie** hervorgegangen. (Herausgeber: Ferd. Kemsies; Verleger: Hermann Walther in Berlin.) Die bisher vorliegenden Hefte verdienen lebhafteste Anerkennung und erlauben die günstigste Voraussage für die Zukunft der jungen Zeitschrift; wir wünschen ihr, daß sie von Lehrern und gebildeten Eltern nicht nur gelesen, sondern auch durch Beiträge unterstützt werden möge. D—r.

Adalbert Stifters Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Rudolf Fürst. (Leipzig, Max Hesses Verlag.) — Der Zug zum Innerlichen und Intimen, der heute unseren künstlerischen Geschmack wesentlich bestimmt, mag uns neben dem unvergleichlich höher stehenden Norddeutschen Theodor Storm, dessen Wertschätzung jetzt erst recht sich zu entfalten beginnt, auch den natursinnigen Sohn des Böhmerlandes, den vortrefflichen Stimmungsmaler Adalbert Stifter, von neuem nahe bringen. Seit im vorigen Jahre die Schranken des Buchhändler-Privilegs gefallen sind, darf er vielleicht auf einen zweiten Frühling hoffen und auf eine Erweiterung seiner bisher recht stillen und engen Gemeinde zu einer stattlichen Gemeinschaft. Als erste Frucht dieser neuen Belebung begrüßen wir mit Freuden die vorliegende Ausgabe, zwei handlich, gefällig und würdig ausgestattete Bände, begleitet von Bildnis, Faksimile, Denkmalsabbildung und einer abgerundeten, alles Wissenswerte aus Leben und Dichten in ansprechender Form mitteilenden Einleitung des berufenen Herausgebers. Auch Stifter gehört zu denen, die wie Jean Paul nur mit einem bescheidenen Teil ihres litterarischen Gepäcks auf die Nachwelt kommen werden; das hat auch der Herausgeber beherzigt und dementsprechend nur eine Auswahl geboten. Trotz Nietzsche, der den Stifterschen „Nachsommer" ebenbürtig neben Goethes und Kellers Prosa gestellt hat, werden wir den dreibändigen Roman nicht vermissen; denn hier wird neben aller hübschen Kleinmalerei, neben der frommen „Andacht zum Unbedeutenden" doch gar zu sehr der Mangel des zusammenhaltenden Atems einer dichterischen Seele empfindlich. Desto ungestörter dürfen wir uns dafür aber an den hier ungeschmälert mitgeteilten „Studien", an den „Bunten Steinen" und den „Erzählungen" erfreuen, mit denen sich unsere recht für Hand und Haus bestimmte Ausgabe verständnisvoll begnügt. F. D.

* * *

Wie sich's bei einem Geburtsjubiläum von selbst verstand, hat Weimar bei der Feier des letzten Goethe-Jubiläums der Vaterstadt Frankfurt neidlos den Vorrang gelassen: nicht nur in den festlichen Veranstaltungen, die am Main fast eine ganze Woche währten und über die alte Krönungsstadt wieder einen Schimmer alten Glanzes breiteten, sondern auch in den litterarischen Gaben, die dem Unsterblichen dort wie hier dargebracht wurden. Unter allen Festschriften und Gedenkblättern, die zum 28. August dieses Jahres veröffentlicht sind, behauptet die, leider nur etwas spät erschienene, **Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier**, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer), zweifellos den ersten Platz. Sie ist am kostbarsten ausgestattet und bringt die wertvollsten litterarischen und künstlerischen

Beiträge zu Goethes Leben. Moriz von Schwinds poetische Allegorie „Goethes Geburt“, von Prof. Otto Donner = von Richter ausgeführt, in duftiger Heliogravüre hier wiedergegeben, eröffnet den gewichtigen Band: ein stimmungsvolles Präludium, wie es sinniger für solche Huldigung der dankbaren Vaterstadt für ihren größten Sohn nicht gefunden werden konnte. Den Reigen der Abhandlungen eröffnet Veit Valentin mit einer Darstellung der „Beziehungen Goethes zu Wilhelm von Diede“, die von sechs bisher ungedruckten Briefen des Dichters begleitet ist. Reichsfreiherr Wilhelm Christoph von Diede, der letzte männliche Sprosse seines Geschlechtes, der seinen Lebensabend auf Schloß Ziegenberg bei Nauheim verbrachte, war ein leidenschaftlicher Garten= und Parkliebhaber und tauschte als solcher mit Goethe, der gerade sein Gartenhäuschen an der Ilm mit Anlagen zu schmücken bemüht war, gärtnerische und architektonische Anregungen aus. Daraus entspannen sich dann auch persönliche gesellschaftliche Beziehungen, die zu wiederholten Begegnungen der beiden Männer führten und vielleicht in den „Wahlverwandtschaften“ eine poetische Nachwirkung hinterlassen haben. Wenigstens meint Valentin nicht ohne eine gewisse Wahrscheinlichkeit, daß Ziegenberg — immer unter Voraussetzung der bei Goethe selbstverständlichen Verwebung von Wahrheit und Dichtung — als das Urbild des Romanschauplatzes in Betracht kommen kann. Auch wenn das nicht so geradehin der Fall, ein idealer Zusammenhang zwischen dem Schauplatz der „Wahlverwandtschaften“ und Ziegenberg besteht gewiß, wodurch denn Goethes Beziehungen zu Diede in der That, wie Valentin sagt, „einen krönenden und verklärenden Abschluß erhielten.“ Ein ähnliches Thema behandelt der zweite Aufsatz, von Dr. Heinrich Pallmann (München); er verfolgt die Beziehungen der Familien Goethe und Bethmann und weiß namentlich über die Entstehung des Rauchschen Modells zum Frankfurter Goethe=Denkmal viel Interessantes beizubringen. Die umfangreichste und vielleicht lohnendste Untersuchung des Bandes stammt aus der Feder einer Dame: Frau Elisabeth Menzel, übrigens, wie unsere Leser wissen, eine treue Mitarbeiterin der „Monatshefte“, behandelt das Verhältnis des jungen Goethe zum Frankfurter Theater, das sie mit äußerst gewandter Darstellungskunst vor uns lebendig werden läßt. Eng an die Seite stellt sich diesem Aufsatz Dr. O. Heuers Beitrag „Goethe und seine Vaterstadt,“ eine Arbeit, welcher es bei ihren mannigfaltigen Vorläufern zwar nicht mehr beschieden sein kann, viele neue Wege zu gehen, welche aber von den alten Pfaden aus oft lohnende Seitenwege einschlägt, die zu frischen Quellen und auf grüne Weide führen. Außerdem bleiben noch zu erwähnen zwei kurze Abhandlungen über den „Erdgeist in Goethes Faust“ (von Dr. Robert Hering) und über „Zwei Bilder aus Goethes Jugendzeit“ (von Alex. Freiherrn von Bernus), sowie ein Lebensabriß Friedrich Georg Goethes, des Großvaters Wolfgangs (von Dr. R. Jung). — Von auserlesener Kostbarkeit sind die Abbildungen der Festschrift! Nicht weniger als zwanzig ganzseitige Lichtdrucktafeln erläutern, beleben und schmücken den Inhalt, dazwischen schlingt sich dann noch ein ganzes Gewinde allerliebster, sinnig erdachter und zierlich ausgeführter Kopfleisten und Schlußstücke, die nicht wenig zur festlich=harmonischen Stimmung des Lesers beitragen. Genug: Frankfurt hat mit dieser Gabe seinem großen Sohne eine litterarische Votivtafel aufgerichtet, welche beiden, dem Stifter wie dem Gefeierten, alle Ehre macht und als eine wertvolle Bereicherung jeder Goethe=Bibliothek überall willkommen geheißen werden wird.
F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin=Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig.**



Im gewohnten Geleis.

Roman
von
Ossip Schubin.

III.

In dieser Nacht schob Marie ihren Kopf lange schlaflos über die Kissen hin und her.

Irgend etwas an den Kissen war ihr nicht recht.

Durch den feinen Irisduft des spitzenumsäumten Battistes drang der Geruch salziger Essenzen, welche alle Stadtwäsche verdirbt.

Sie war sich dessen noch nie früher bewußt geworden — heute spürte sie ihn deutlich.

Und zugleich kam ihr ein Wunsch, ein so seltsamer Wunsch, sich nur noch einmal ausstrecken zu dürfen in ihrem harten, schmalen Bettchen in Sanssouci — nur noch einmal auf dem nach Waldluft und Tau duftenden derben Linnen auszuruhen.

Erst gegen Morgen schlief sie ein. Sie hatte einen sonderbaren Traum.

Ihr träumte, daß ihr ein Paar großmächtiger Flügel gewachsen wären — mit denen schwebte sie zwischen Himmel und Erde durch eine duftgesättigte Frühlingsnacht. Unter ihr breitete sich ein wundersamer Garten aus mit blühenden Bäumen, in denen versteckt Nachtigallen schlugen, über ihr wölbte sich, von tausend Sternen durchglitzert, der dunkelblaue Nachthimmel. Es zog sie hinunter zu dem blühenden Garten, aber wie sie sich auch bemühte, ihn zu erreichen — es war vergeblich. Immer höher und höher trugen sie die Flügel zu dem dunklen Himmelsgewölbe empor, an dem die Sterne glitzerten, und je höher sie die Flügel trugen, um so kälter wurde ihr.

Der blühende Garten wurde undeutlich grau — er versank wie eine Fata Morgana. Nur aus weiter Ferne hörte Marie die Stimme der Nachtigall ... dann erwachte sie.

Es war recht merkwürdig. Unten in dem alten Garten, der sich hinter dem Palast in der Wilhelmstraße ausbreitete, schlug die Nachtigall wirklich.

Das war, seit Marie den alten Palast bewohnte, noch in keinem Frühling geschehen.

Ihr wurde recht seltsam zu Mut, als ob ihr eine große Freude den Atem benommen

hätte, eine Freude, aus der ein großer Schmerz herauswuchs.

Obwohl es noch recht früh war, hielt sie es nicht mehr aus im Bett. Sie klingelte der Kammerjungfer, die, nicht gewohnt zu dieser Morgenstunde gestört zu werden, mit einem mürrischen Gesicht eintrat. Marie verlangte ihr Bad, verlangte besonders kaltes Wasser. Sie tauchte unter in das kalte Wasser, sie kleidete sich rascher an als sonst. Während die Kammerjungfer ihr sodann das reiche Haar strählte, irrte ihr Blick etwas unstät in ihrem Schlafgemach umher und fiel dabei auf ein in altertümlich gepreßtes Leder gebundenes Buch, das sie gestern von ihrem Gatten geschenkt bekommen hatte.

Zuerst als sie es auf ihrem Geburtstagstisch entdeckt, hatte sie es für ein Erbauungsbuch gehalten. Graf Rheinsberg hatte ihr lachend versichert, als solches sei es auch gedacht. Wie sie es aber aufschlug, stellte es sich heraus, daß es lauter leere Blätter enthielt. Da erklärte ihr Rheinsberg: „Wenn Durchschnittsmenschen sich erbauen wollen, so müssen sie mit ihren Seelen in fremde Gedanken hineinschlüpfen. Du aber bist zu eigenartig geraten, um dich — besonders in den Momenten, wo du das Bedürfnis fühlst, dich zu sammeln — einem fremden Denken unterzuordnen. Darum habe ich dir das Buch geschenkt, damit du jedesmal, wenn du das Leben ernster, tiefer fühlst als gewöhnlich, deine Stimmung in einen Gedanken läutern, den Gedanken in einen Satz einfangen und mit dem entsprechenden Datum auf eines der leeren Blätter niederschreiben mögest. Es wird deine Art sein zu beten."

Sie schlug das Buch auf. Sollte sie heute beginnen? ... Sie trachtete ihrer Stimmung auf den Grund zu kommen — dann schauderte ihr davor ... Dennoch tauchte sie die Feder ein. Einen Augenblick ließ sie sie über dem Papier schweben, dann schrieb sie mit festen, energischen Zügen auf die erste Seite ihres Erbauungsbuches:

„Das Glück ist nicht die Hauptsache im Leben. Die Hauptsache im Leben ist, vor niemand die Augen niederschlagen zu müssen — weder vor einem Menschen, noch vor einer Erinnerung!"

Berlin, 11. April 188..

Sie trocknete das Blatt sorgfältig und schloß das Buch.

Ihr Herz klopfte heftig, sie hatte das Gefühl, als ob sie ein Todesurteil unterschrieben habe.

Das war ja Unsinn, sagte sie sich — und wieder versuchte sie sich über ihre Stimmung klar zu werden, und wieder schauderte ihr davor.

Unten sang noch immer die Nachtigall in den kaum ergrünten Frühlingsbäumen, die nicht blühen konnten, weil sie von zu hohen Mauern beschattet waren.

* * *

Hans Ronsky saß unterdessen in seinem kleinen Wohnzimmer Unter den Zelten und schrieb ebenfalls, aber nicht in ein Erbauungsbuch, sondern an seine Schwester Leontine, und zwar folgendermaßen:

Meine liebe Leontine!

Herzlichen Dank für dein Schreiben. Du fragst mich, ob ich bereits die berühmte Gräfin Rheinsberg kennen gelernt habe, die du in längst vergangenen Zeiten gekannt hast, als sie noch Marie Berg hieß und bettelarm war.

Nun ja, ich habe sie kennen gelernt, schließlich konnte ich nicht gut anders, und dann war ich ja auch neugierig.

Hm! Daß ich mit einer ausgiebigen Portion Antipathie an diese Bekanntschaft gegangen bin, weißt du.

Der alte Mann, der das junge Mädchen heiratet, ist mir im allgemeinen ebenso widerwärtig wie das junge Mädchen, das sich heiraten läßt.

Aber diese zwei Menschen können nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden, das habe ich nach sehr kurzem Verkehr mit ihnen festgestellt.

Er ist der geistreichste Mann, mit dem ich je gesprochen habe; das fällt schwer in die Wagschale neben einer so begabten Natur wie Marie.

Denn sie ist begabt, zu begabt für eine Frau, die nie aus Reih und Glied herausgetreten, nie so zu sagen von ihrem Jahrhundert als Genie abgestempelt worden ist. Wie soll ich sie beschreiben?

Sie ist so schön, daß man ihr beinahe ihren Geist verzeiht — beinahe, aber nicht ganz. Man möchte ihr doch etwas weniger helle Augen wünschen.

Es muß ja für sie selber traurig sein, die Menschheit immer in diesem grellen Magnesiumlicht zu sehen, das ihre Augen ausströmen, und für die Menschen, die das Licht auf sich fühlen, ist es schließlich auch nicht angenehm.

Gegen mich ist sie sehr gnädig — sie hat, denke ich, wirklich warme Sympathien für mich — aber über diese Sympathien hinüber beurteilt sie mich doch — und das ist und bleibt — wie soll ich mich ausdrücken — erkältend, ja manches Mal macht es mich nervös, fast ungeduldig.

Und trotzdem ist sie reizend; sie ist wie ein anregendes Buch, das einem zu denken giebt, auf welcher Seite man es auch aufschlägt.

Unwillkürlich fragt man sich: Hat sie je mit sich zu kämpfen gehabt? ... ist ihr Verstand eine Defensiveigenschaft, die sie nur ausgebildet hat, um ihr Herz besser zu bewahren?

So, wie er jetzt ist, dieser Verstand, würde er auf der Bresche stehen bleiben, selbst nachdem ihr Herz vor der Leidenschaft kapituliert hätte.

Es schwindelt einen bei der bloßen Vorstellung, daß man von so einer Frau geliebt werden könnte.

Natürlich, lockend wär's! — berauschend, nach mehr als einer Hinsicht ... und doch ... nein, ich wünsche es mir nicht ...

An diesem Punkt seines Briefes stockte Ronskys Feder. „In was für Betrachtungen verlier ich mich?" fragte er sich ... „was erlaube ich mir für indiskrete, wahnsinnige Vermutungen? Geliebt werden von Marie Rheinsberg ...!" Er fing an herzlich zu lachen ... Dann las er seinen Aufsatz durch, wollte ihn erst zerreißen, überlegte sich's aber, der Stil gefiel ihm — er bewunderte seine Leistung.

So faltete er den beschriebenen Bogen sorgfältig zusammen, um ihn mit dem Datum versehen in seiner Briefmappe zu bewahren als zeithistorisches Dokument, das ihm in künftigen Zeiten Aufschluß über längst vergangene Stimmungen geben sollte. Er verlor sich in Gedanken.

Hierauf machte er sich daran, einen neuen Brief an seine Schwester zu verfassen — einen Brief, in dem er, von allen psychologischen Betrachtungen absehend, die Einrichtung der Rheinsbergschen Wohnung sehr genau beschrieb — dazu noch zwei von Maries Toiletten und das Menu des Diners, zu dem er eingeladen gewesen war.

Diesen Bericht stattete er mit einer schönen Unterschrift aus und sandte ihn sofort auf die Post.

* *
*

Die Berliner Gesellschaft hatte etwas zu reden — sehr viel zu reden hatte sie.

Marie Rheinsberg hatte eine Flirtation, Marie Rheinsberg, die sich sonst nur mit den hervorragendsten Staatsmännern und wissenschaftlichen oder künstlerischen Kapazitäten abgab, hatte eine Flirtation — mit einem jungen Mann, dem man in Berlin vorläufig noch nichts Besonderes nachzurühmen wußte als seine angenehmen Manieren und sein hübsches Gesicht.

Wann man auch bei ihr vorsprechen mochte, immer traf man den jungen Ronsky bei ihr — behauptete die Gesellschaft. Das war natürlich eine Übertreibung — die aber, wie die meisten Übertreibungen, aus einem Körnchen Wahrheit herausgewachsen war.

Wenn man ihn nicht immer bei Rheinsbergs traf, so traf man ihn dort doch sehr oft. Von dem Herrn wie der Dame des Hauses gleich wohlgelitten, kam und ging er, wie's ihm beliebte.

Man hatte ihn bei Rheinsbergs nicht nur aufgefordert, sich als Verwandter zu fühlen — man behandelte ihn auch als solchen, und in dem Winter, der auf sein Bekanntwerden mit Marie Rheinsberg folgte, war er bereits ganz das „Kind vom Haus".

Wenn Rheinsbergs empfingen, so half er immer ein wenig die Honneurs machen, und wenn Rheinsbergs ein Diner gaben, so schickte ihn Marie zu Schmidt Unter den Linden, um den Blumenschmuck zu bestellen.

Sie überließ in solchen Fällen häufig alles seiner Eingebung. „Machen Sie Ihre Sache gut," pflegte sie zu sagen — „und beeilen

Sie sich." Andere Weisungen gab sie ihm nicht mit auf den Weg. Gewöhnlich machte er seine Sache sehr gut, da er, wie viele Österreicher, unter den mancherlei Luxuseigenschaften, welche ihm die Natur geschenkt, auch die des guten Geschmacks ins Leben mitbekommen hatte. Aber zu anderen Malen wurde er geneckt und ausgelacht. Ob er geneckt, ob er gelobt wurde, immer befand er sich gleich wohl in dem reizenden alten Palais in der Wilhelmstraße — dem Palais im Barockstil mit den seltsam verschnittenen Buchsbaumbüschen in dem Hofraum, den nach der Straße zu ein altertümliches Eisengitter abschloß, und mit den alten Ulmen in dem Garten, der sich vor der Hinterseite des Gebäudes ausbreitete — den alten Ulmen, die so hoch und schmal hinaufwuchsen in ihrem vergeblichen Bemühen, über die hohen Mauern und die noch höheren Häuserrücken hinüber den Sonnenschein zu sehen.

Obwohl Hans von seinem altklugen und theoretischen Standpunkt aus die Exklusivität der österreichischen Gesellschaft eigentlich immer als etwas Unzeitgemäßes zu verurteilen pflegte, hatten ihm doch die sich frei gehen lassende Vornehmheit, sowie der verwöhnende, herzliche, vertrauliche Ton der Wiener Gesellschaft, in der jeder den anderen kannte, und in die kein Fremder je den Einlaß fand, sehr gefehlt.

Seitdem er in dem Salon Rheinsberg heimisch geworden war, fehlte ihm nichts mehr. Die lustige Tratsch-Konversation mit den Vettern und Basen lernte er gern missen für das, was ihm bei Rheinsbergs geboten wurde.

Seit jenem denkwürdigen Debut bei seiner Cousine, wo's ihm zum erstenmal in seinem Leben sehr klar gemacht wurde, daß er nicht der einzige gescheite Mensch in Berlin und den umliegenden Ortschaften sei, hatte er fortgefahren, ähnliche demütigende aber nützliche Entdeckungen zu machen.

Marie wußte es so zu veranstalten, daß selbst die Demütigungen nicht ohne Reiz waren, wenn sie von ihr kamen. Im übrigen überstürzte sie nichts. Nur ganz allmählich erweiterte sie seinen Horizont und leitete Licht in seine Seele — in alle Ecken und Winkel, wo es früher dunkel gewesen war, besonders in dem Winkel der Selbsterkenntnis.

Vor fremden Zuhörern fing er an sehr vorsichtig zu werden; vor ihr ließ er sich noch zu begeisterten Auslassungen hinreißen. Er sprach nicht mehr von seinen Idealen, wie er überhaupt nicht mehr so viel von sich und seinem Standpunkt und seinen Ansichten sprach; aber von der socialen Frage, von der Notwendigkeit, die Welt zu verbessern, von der Schändlichkeit, dieser Aufgabe gegenüber die Hände in den Schoß zu legen, sprach er noch immer.

Marie wunderte sich manches Mal über die Naivetät, mit welcher er Plattheiten, die sie längst als überwundenen Standpunkt oder als eingebürgerte Gemeinplätze erkannt hatte, wie große Wahrheiten vorbrachte, die er wähnte entdeckt zu haben.

Und da erinnerte sie sich, daß er aus einer Welt stammte, an deren Grenze „große Wahrheiten" als Schmuggelware zurückgewiesen werden; nur ganz kleine, schwache Portiönchen werden manches Mal durchgeschmuggelt, und wer sich so ein Portiönchen zu eigen machte, der dachte, er habe wer weiß was Wunderbares gefunden.

Lachend machte Marie ihn darauf aufmerksam. Er stutzte einen Augenblick, dann lachte er auch und meinte, sie habe recht — er wolle sich bessern. Und er besserte sich. Nur wurde er dabei noch konfuser — beunruhigend konfus.

Aber es wehte ein Zug so frischer, echter junger Begeisterung durch die große Konfusion, so ein aufrichtiges Trachten nach allem Schönen, womit man die ganze Welt beglücken konnte.

Was daraus werden würde? Manches Mal blickte Marie in den Kamin, in dem die lodernden Flammen so mächtig aus den großen Holzscheiten herausprasselten. Ganz allmählich wurden sie kleiner, stiller und stiller, dann ... nichts übrig von ihnen als ein wenig knisternde rote Glut, die langsam, kaum daß man den Übergang merkt, in graue Asche versinkt.

Wenn das Gespräch am allerinteressantesten war, verabschiedete sie ihn gewöhnlich unter dem Vorwand, daß sie müde sei.

Aber wenn er gegangen, blieb sie noch längere Zeit in der Bibliothek, die Augen

auf die Feuerstätte gerichtet, in der von den mächtigen Flammen nichts übrig geblieben war als Asche.

* *
*

Der Herbst ging vorbei und der Winter. Hans Ronsky war immer gleich wohlgelitten im Rheinsbergschen Hause — aber die Berliner Welt machte die Bemerkung, daß sich absolut nichts geändert habe in den Beziehungen zwischen Hans Ronsky und Marie Rheinsberg — und die Welt von Berlin hatte sich wahrlich auf eine leidenschaftliche Zuspitzung der Sachlage gefaßt gemacht. Aber nein, es war eben nur eine Flirtation! Nach einiger Zeit meinte die Welt, es sei vielleicht nicht einmal eine Flirtation, nur eine gegenseitige verwandtschaftliche Sympathie — gar nichts dahinter — so urteilte die Welt.

Die Welt urteilt fast immer falsch in solchen Dingen, nimmt ernst, was nicht ernst zu nehmen ist, und geht über tiefer liegende Dinge hinweg.

Am allerirrtümlichsten beurteilte Olga Ronitz, Maries Freundin, die Situation. Sie bildete sich ein, daß Hans Ronsky sich in einer hoffnungslosen Leidenschaft für Marie verzehre.

Diese Ansicht schöpfte sie aus dem Umstand, daß Hans immer so große Augen machte, wenn sie irgendwo erschien — und so große Phrasen, wenn sie verschwunden war.

Sie war keine tiefe Psychologin, die Gräfin Ronitz, aber eine gute Seele war sie. Sie sagte einem jeden das, von dem sie wähnte, daß es ihm Vergnügen machen würde, und sie dachte, es würde Marie Vergnügen machen, wenn sie ihr gegenüber die Schwärmerei Hans Ronskys betonte.

„Wie er dich vergöttert, der arme Teufel!“ begann sie einmal, da sie auf einen Sprung in das Palais Rheinsberg gekommen war, um mit Marie eine Wohlthätigkeitsangelegenheit zu besprechen. „Er läßt dich ja nicht aus den Augen, wenn du irgendwo erscheinst, und es amüsiert mich jedesmal, zuzusehen, wie er die Gelegenheit abpaßt, sich dir nähern zu können. Er hat Augen und Ohren für niemand anderes, wenn du mit ihm sprichst. Er liebt dich rasend!“

„Er liebt mich gar nicht!“ entgegnete Marie herb. „Er kultiviert nur meine Bekanntschaft, weil er mit mir über die sociale Frage reden kann. Ihn interessiert ja überhaupt nichts als die sociale Frage.“

* *
*

Graf Rheinsberg, welcher sich in diesem Winter viel wohler fühlte als im verflossenen Jahr, kehrte kurz nach diesem Gespräch von einem Ausgang nach Hause zurück. Bereits im Flur tönte ihm eine kräftig gespielte Fuge von Bach entgegen. Er erkannte den Anschlag seiner Frau. Sie spielte mit fast zornig betontem Rhythmus und ohne jegliche Vortragsschattierung.

Er wußte, daß sie immer damit anfing, Bach zu spielen, wenn sie eine große Unruhe in sich bekämpfte.

Was konnte sie heute aufgeregt haben? fragte er sich.

Als er die Thür der Bibliothek öffnete, in der sich der Flügel befand, ließ sie die Hände von den Tasten gleiten und hörte, etwas verdrießlich über die Störung, auf. Er trat auf sie zu, betrachtete sie nachdenklich, dann mit wohlwollendem Lächeln, aber forschendem Blick fragte er: „Hat dich etwas geärgert, Marie?“

„Was fällt dir ein, über was sollte ich mich geärgert haben?“ fragte sie.

Ihre Stimme klang gereizt, und zwischen ihren schön geschwungenen Brauen zeichnete sich eine gerade, scharfe Falte.

„Nun, kleine Anlässe findet man immer,“ bemerkte Graf Rheinsberg, worauf er von dem Flügel hinweg auf den Kamin zuging, wo er sich in seinem Lieblingsfauteuil niedersetzte und eine Zeitung aufnahm. Aber anstatt zu lesen, blickte er abwechselnd auf die schöne, junge Frau an dem Flügel und auf die großen, von rasch zehrenden Flammen umloderten Holzklötze im Kamin.

„Stör ich dich?“ fragte sie ihn einmal über ihre Schultern hinüber, ohne im Spiel innezuhalten.

Er erwiderte: „Nicht im mindesten,“ und fuhr fort in die Flammen zu starren. Sie aber fuhr fort Bach zu spielen.

Er horchte aufmerksam.

Sie spielte ungleich, bald rasch, bald stockend. Graf Rheinsberg hatte gar nicht geahnt, daß die Musik des ehrwürdigen Johann Sebastian so leidenschaftlich klingen könne.

Was nur in ihr vorgehen mochte?

Nach und nach wurde ihr Spiel weicher — zum Schluß rauschten die Töne melodisch fließend dahin, wie ein Strom, dessen Fluten sich keine Hindernisse mehr entgegenstellen. Mit einer harten heroischen Fuge hatte sie angefangen, sie beendigte ihr Spiel mit einem träumerischen Menuett.

„Das hat wohlgethan!“ rief sie, indem sie von dem Flügel aufstand und sich in einen Lehnstuhl ihrem alten Freund gegenübersetzte. „Ich hatte mich nämlich doch geärgert!“ fügte sie hinzu. Sie schien zu erwarten, daß er sie nach dem Grunde ihres Ärgers fragen würde; da er es unterließ, begann sie von selbst: „Über Olga Ronitz hab ich mich geärgert. Sie schwatzt manchmal so dummes Zeug, wirft mir immer meine Eroberungen vor ... man muß sich ärgern!“

„Ach! Olga Ronitz kann man überhaupt nicht ernst nehmen. Aufrichtig gesagt, habe ich mich oft darüber gewundert, daß du dir gerade die zur Freundin ausgesucht hast,“ bemerkte lächelnd der Graf.

„Freundin ...?“ Marie zuckte die Achseln. „Freundin ist ein großes Wort,“ sagte sie. „Sie ist mir bequem. Sie mischt sich in nichts, was sie nichts angeht. Ich bitte dich, sie ist mir nützlich. Eine Frau braucht man doch von Zeit zu Zeit.“

„Gewiß, und du hast merkwürdig wenig intime Freundinnen unter deinen Altersgenossinnen,“ sagte etwas nachdenklich der Graf.

„Soll das ein Vorwurf sein, Wilhelm?“ Sie stieß den eisernen Schürhaken zwischen die Holzklötze in die Feuerstelle.

„Durchaus nicht!“ beeilte der Graf sich zu versichern. „Es ist nur charakteristisch für deine gerade, gesunde, selbständige Natur, die sich von aller unnötigen Mitteilsamkeit, allen vertraulichen Sentimentalitäten und konfusen Herzensergüssen instinktiv fernhält. Ein interessanter Ideenaustausch ist zwischen dir und den meisten jungen Frauen ausgeschlossen, sie sind dir nicht gewachsen. Mit den bedeutenden älteren Damen stehst du ja ausgezeichnet, was mich freut. Nein, nein, Marie, deine Lebensführung ist tadellos.“

Marie saß etwas vorgebeugt auf einem niedrigen Sitz, den Ellbogen auf den Knien, die Wange in die Hand gestützt.

„Ich bin froh, daß du damit zufrieden bist,“ sagte sie, „ich hoffe, daß ich dir nie Grund geben werde, zu klagen.“

„Wer denkt daran, Marie?“

Sie schwiegen beide eine Weile, dann legte sich Graf Rheinsberg die Hand an die Stirn: „Das nennt man Gehirnschwund ... nun, c'est de mon âge. Ich wußte die ganze Zeit, daß ich dir etwas mitzuteilen hatte. Aber erst wollte ich dich in deiner Bach-Orgie nicht stören — dann vergaß ich die Sache wieder. Ronsky, mit dem ich vor einer Stunde auf der österreichischen Botschaft zusammengekommen bin, bat mich, dir zu sagen, daß er heute abend nicht bei uns speisen kann ... du erwartetest ihn doch ...“

Marie hatte sich nämlich wie geistesabwesend über die Augen gefahren ... „Ja, richtig,“ sagte sie, und in etwas gezwungen scherzhaftem Ton setzte sie hinzu: „Ich hatte sogar Mandarineneis für ihn bestellt ... Nun, und warum kommt er nicht, hat er etwas Amüsanteres gefunden?“

„Den Verdacht hat er um dich nicht verdient,“ erwiderte mit etwas malitiösem Lächeln Graf Rheinsberg. „Jedenfalls ist er unbegründet. Ronsky ist telegraphisch nach Venedig berufen worden, wo sein Bruder, wie er mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt hat, in einem Duell schwer verwundet worden ist. ... Der arme Konrad! seit er verheiratet ist, hat er immerfort Duelle gehabt. Es war vorauszusehen, daß ihm eines davon einmal den Rest geben würde.“

„Konrad? ... Wer ist Konrad?“ Gräfin Marie Rheinsberg schob nachdenklich die Brauen in die Stirn. „Ich wußte gar nicht, daß Hans einen Bruder hat.“

„So! ... Das hat er dir nie mitgeteilt? Er ist in seinen Mitteilungen dabei stehen geblieben, daß er ‚keine Schwester hat, nur eine Stiefschwester‘“ — trotz seiner siebzig Jahre gelang es dem alten Staatsmann

vortrefflich, den sentimentalen Ton des jungen Diplomaten nachzuahmen oder vielmehr zu karikieren — „eine Stiefschwester, die ihn nicht versteht, dafür um so mehr quält mit Liebe und Bevormundung.“

„Seine Stiefschwester hat er allerdings erwähnt,“ bemerkte Marie, „aber es ist seltsam, wie er dir auf die Nerven fällt, der arme Hans!“

„Ich finde es viel seltsamer, daß er bei den langen Gesprächen, in denen er sich so sehr mit dir gefällt, nicht die Zeit gefunden hat, dir etwas von den wichtigsten Ereignissen in seiner Familie mitzuteilen,“ erwiderte Graf Rheinsberg trocken. „Er scheint vollauf damit zu thun gehabt zu haben, von sich selber zu reden.“

„Da verleitet dich deine Antipathie doch zu einem falschen Urteil,“ erwiderte etwas gereizt Marie. „In den langen Gesprächen, in denen er sich, wie du soeben andeutest, mit mir gefällt, spricht er mit mir fast nur über die sociale Frage, wie ich heute Gelegenheit hatte auch Olga Ronitz mitzuteilen.“

„Hm! Meiner Ansicht nach beschäftigt er sich mit der socialen Frage nur so intensiv, weil er ‚unbewußt überbewußt‘ das Gefühl hat, daß ihn die Beschäftigung in ein schönes Licht stellt.“

„Meinst du?“ murmelte Marie. Sie hatte einen Fächer aufgenommen und hielt ihn aufgespannt zwischen sich und die Kaminglut.

Graf Rheinsberg beobachtete sie aufmerksam. Durch den Schatten, welchen der Fächer auf ihr Gesicht warf, glaubte er zu sehen, wie sie errötete. Ein Verdacht, der ihm bisher als gänzlich ausgeschlossen erschienen war, streifte ihn plötzlich wie ein nasser, kalter Fittich.

Indessen sagte Marie in einem fremden Ton, den ihr alter Freund wohl bei ihr kannte, den sie jedoch noch nie ihm gegenüber angeschlagen hatte: „Das ist ein Punkt, über den wir nun einmal verschieden denken, und da wir uns schwer darüber einigen werden, so teile mir lieber mit, was es mit dem wichtigen Familienereignis, das Hans mir verschwiegen, auf sich hat.“

„Die Sache ist einfach genug,“ erwiderte der Graf. „Konrad Ronsky, der ältere Bruder deines Vetters — eigentlich ein Stiefbruder, Sohn derselben Mutter wie seine Schwester Leontine —, hat sich seinerzeit mit einer russischen Cocotte verheiratet, und zwar beiläufig einen Monat früher, ehe die besagte Dame mit einem Kind niedergekommen ist, das er für sein Kind hielt und wahrscheinlich noch hält. Sein Vater, der alte Ronsky, ein beschränkter Kopf, aber gerader Charakter, behauptete das Gegenteil. Hierauf strich er den Sohn aus seinem Herzen und verbot ihm den Fuß über seine Schwelle zu setzen.

Konrad, der natürlich infolge seiner bedauerlichen Heirat aus der Carriere treten mußte, führt seither ein ziemlich trauriges Dasein, an allen Orten, wo die Halbwelt mit der großen Welt fraternisiert. In die wirklich gute Gesellschaft ist es ihm nie gelungen seine Gattin einzuführen. Infolgedessen hat seine Lieblingsbeschäftigung darin bestanden, auf diese Gesellschaft zu schimpfen und mit geschmackloser Spitzfindigkeit alle etwaigen Schwächen und Verirrungen, welche dort vorkommen, über welche aber die Gesellschaft aus Gründen, die ihr zu beurteilen freistehen, den Mantel christlicher Liebe breitet, ans Tageslicht zu ziehen. Man behauptet sogar, daß er manches Mal seine Entdeckungen in demokratische Zeitungen einrücken ließ.“

„So, das muß ja ein recht sympathisches Individuum sein,“ murmelte Marie verächtlich.

„Ach, im Grunde ist er nicht schlechter als hundert andere — ein schöner, eleganter Mensch, sehr warmherzig, aber ein undisciplinierter Charakter, heftig und schwach. Als ich nach Petersburg kam, war er noch in der Carriere; ich hatte ihn recht gern. — Das Weib hat ihn ruiniert.“

„So, das Weib hat ihn ruiniert?“ murmelte Marie, und ein eigentümlicher Schauder durchbebte ihre Stimme, fast, als fühle sie sich einem großen Geheimnisse gegenüber, vor dessen Enthüllung ihr graute, während sie doch nicht vermochte, ihre Neugierde davon loszureißen. „Das Weib hat ihn ruiniert. Ich möchte doch wissen, welcher Art die Frauen sind, für welche die Männer ihre ganze Existenz in den Staub treten?“

„Meistens sind es recht gewöhnliche Naturen," versicherte Graf Rheinsberg gleichgültig.

„Gewöhnliche Naturen ..." wiederholte Marie. „Aber wie ist das möglich? Bedenke doch! alles in die Schanze zu schlagen, wie es Konrad Ronsky gethan hat — Vater, Vermögen, Vaterland, seine gesellschaftliche Stellung — die Zukunft seiner Kinder — alles für ein Weib!"

Graf Rheinsberg lachte. „Ich kann dir nicht helfen, Marie, das Weib, für welches er alle diese Opfer brachte, war ganz und gar nicht interessant. Eine dicke, rothaarige Person mit allerdings blendend weißen Schultern und Armen, gutmütig ..."

„Ach, du hast sie persönlich gekannt, ja?"

„Ja ... gutmütig, eher beschränkt. Der große Zauber, welchen sie allerdings auf die Männer ausübte, gereicht meinem Geschlecht keineswegs zur Ehre."

„Aber, worin besteht er?" rief Marie leidenschaftlich und aufgeregt.

„Das ist ein Problem, bei dem sich weder die Neugier noch selbst die Entrüstung einer Frau, wie du eine bist, lange aufhalten sollte, Marie," erklärte Graf Rheinsberg ernst. „Die Lösung liegt gottlob ganz außerhalb deines Verständnisses. Ich weiß übrigens gar nicht, was du hast. Die zugleich erhabene und unbefangene Gleichgültigkeit, mit der du bisher an allen schmutzigen Dingen im Leben vorüberzugehen pflegtest, hat mir immer so sehr an dir gefallen."

Marie fühlte, wie ihr das Blut zu Kopfe stieg; sie schämte sich und war zugleich wütend darüber, daß sie sich schämen mußte. Sie war Fleisch und Blut wie eine andere. Für einen Augenblick haßte sie geradezu das hohe sittliche Piedestal, auf das ihr Gemahl sie gestellt hatte, eine Höhe, von dem es kein Herabsteigen, nur ein Herabstürzen gab. Sie fühlte die übermäßig hohe Achtung, die er ihr zollte, wie einen hemmenden Druck. Es war, als habe man ihr ein Paar Handschellen angelegt.

„Du überschätzest mich," sagte sie halblaut und heiser.

„Nein — aber manches Mal hättest du Lust, dich zu unterschätzen," erklärte Graf Rheinsberg. „Ich kenne dich besser als du dich selbst!"

„Wieder ein Punkt, über den wir uns nicht einigen werden," meinte mit müdem Achselzucken Marie. „Über all unser Philosophieren hab ich vergessen, dich nach dem Wichtigsten zu fragen: Kennt Hans Ronsky seine Schwägerin, und hat er sich des Bruders angenommen nach dieser traurigen Heirat?"

„Wie es scheint — die Brüder standen in Briefwechsel, und merkwürdigerweise scheint der alte Ronsky Hans nach dieser Richtung freies Spiel gelassen — ja, die brüderliche Anhänglichkeit seines famosen Jüngsten für den mißratenen Ältesten mit Rührung belobt und bewundert zu haben. Es ist immerhin hübsch von Hans Ronsky, daß er sich von diesen unerquicklichen Verhältnissen nicht fern gehalten hat."

„Wer weiß ...?" murmelte Marie finster, „vielleicht hat's ihm die rothaarige Schwägerin auch angethan."

Graf Rheinsberg betrachtete sie von oben bis unten, und während er sie anblickte, wurden seine Augen kleiner. „Sollte ich dich am Ende doch überschätzt haben?" Mit diesen Worten erhob er sich und verließ das Zimmer.

Und Marie, die soeben seine Achtung als einen Zwang, einen Druck empfunden, fühlte sich doch bis ins Innerste verletzt und aufgeregt, als er Miene machte, ihr auch nur das kleinste Teilchen dieser übermäßigen Achtung zu entziehen. Noch nie hatte er sie aus so kleinen Augen angesehen. Es war sehr unangenehm, aus kleinen Augen angesehen zu werden. Sie nahm es ihm übel.

Für den Augenblick war offenbar kein Einverständnis zwischen ihr und ihm zu erzielen. Sie verzichtete darauf und zwar mit einer Art Trotz.

Von dem Tag an trat eine merkliche Entfremdung ein zwischen dem Grafen Rheinsberg und seiner jungen Frau.

* * *

Indessen rollte Hans Ronsky mißmutig seinem Reiseziel entgegen.

Viele Jahre waren verstrichen, seit Konrad, von seinem Vater verflucht, die väterliche Schwelle nicht mehr überschritten hatte. Seither hatten sich die Brüder im Leben

nur zweimal getroffen. Das erste Mal durch Zufall in Florenz, da der damals siebzehnjährige Hans als Belohnung für seine vortrefflich bestandene Prüfung in Begleitung seines Hofmeisters auf eine Bildungsreise durch Italien gesandt worden war.

Bei Donay, während Hans mit seinem Hofmeister ein Glas Eis aß, merkte er, daß ein sehr vornehmer, etwas engbrüstiger Mann zwischen fünfunddreißig und vierzig Jahren ihn aufmerksam durch sein Monocle betrachtete. Dann begegnete er demselben Mann auf der Treppe des Hotel de la Paix, in welchem er einen Besuch abzustatten gehabt hatte. Schon wollte er sich erkundigen, wer denn der Fremde sei, an dem ihm irgend etwas so außerordentlich bekannt und vertraut vorkam, aber ein anderer Eindruck fuhr ihm dazwischen.

Eine Stunde später in der Loggia dei Lanzi, als gerade Hans dem konventionellen Enthusiasmus seines Hofmeisters über den Perseus von Benvenuto Cellini mit einer naseweis witzigen Bemerkung in die Rede fiel, hörte er hinter sich lachen, und als er sich umblickte, bemerkte er wieder den blassen, engbrüstigen Fremden. Diesmal trat der Fremde einen Schritt näher an ihn heran. „Erkennst du mich nicht, Hans?“ fragte er.

„Konrad!“ rief Hans, und die Brüder reichten einander die Hand.

Dann bummelten sie eine Stunde allein miteinander; der Hofmeister hatte liebenswürdigerweise selber darauf bestanden, sie allein zu lassen. Er ging indessen in ein Caféhaus, um Zeitungen zu lesen.

Hans, der Heimweh hatte und, in Florenz bis auf zwei oder drei recht förmliche gesellschaftliche Beziehungen fremd, ausschließlich auf die ihm nicht immer kongeniale Gesellschaft des Hofmeisters angewiesen war, freute sich über diese Begegnung. Nach einer Viertelstunde brach die Wand, welche die lange Trennung zwischen den Brüdern aufgerichtet hatte, gänzlich nieder — es war, als ob Hans erst gestern mit seinem kleinen Pony neben dem großen Pferd Konrads hingaloppiert wäre durch die rauschenden Wälder von Drenschin, der schönen Herrschaft im südöstlichen Böhmen, auf der sie beide ihre Jugend verlebt, und von der sie beide — Konrad hatte sich das noch nicht abgewöhnt — als von „zu Haus“ sprachen. Allerhand kleine Erinnerungen tauchten in ihm auf: wie ihn Konrad einmal als sechsjährigen Knirps auf die Rebhühnerjagd mitgenommen und auf dem Rücken nach Hause getragen hatte, als sie beide von einem Gewitter überrascht worden waren — und bei der Erinnerung war's, als stiege ein Duft von nassen Wiesen und Quendel aus dem heißen Pflaster von Florenz zu ihm auf; — dann erinnerte er sich daran, wie ihn Konrad früh in den Marstall mitzunehmen pflegte und ihn auf die Pferde hob, und wie er einmal — er mochte damals sieben Jahre zählen —, als Konrad ihn „Hindernisse nehmen“ lehren wollte, von seinem Pony herabgestürzt und für einen Augenblick, nicht bewußtlos, aber stumm vor Verwirrung und Schrecken liegen geblieben war. Obgleich er sich sehr weh gethan, hatte er gar nicht geweint. Er war ein strammer, kleiner Bengel, und der Umstand, daß die ganze Familie ihn wegen seiner verwegenen Reitkunst maßlos bewunderte und häufig allerhand Menschen in seinem Beisein Beispiele davon auftischte, befestigte ihn in dieser Eigenschaft. Er weinte nicht; aber Konrad, nachdem er den Jungen vom Boden aufgehoben, alle seine kleinen Glieder befühlt und sich davon überzeugt hatte, daß er sich nicht verletzt, war in Thränen ausgebrochen.

Er war noch heute ganz derselbe schneidige, heftige, schwache und gutmütige Mensch; ja er, der Verstoßene, Deklassierte, betrachtete seinen verwöhnten jüngeren Bruder, dem naturgemäß alles zufließen mußte, was er verscherzt hatte, mit einem zärtlichen Familienstolz, in den sich auch nicht ein Körnchen Eifersucht, viel weniger noch Neid mischte, und Hans, der bereits damals an jede Art von Bewunderung und Verzärtelung gewöhnt war, wärmte sich in der kalten Atmosphäre der Fremde an dieser überströmenden brüderlichen Herzlichkeit.

Konrad fragte nach allem, was er zu Hause zurückgelassen hatte, nach jedem Diener, jedem Tier. Zuletzt fragte er nach seinem Vater. Und als ihm Hans auch über diesen Auskunft gegeben hatte, schwieg Konrad; dann, indem er nachdenklich den

Blick über den Arno hinschweifen ließ, an dem entlang er mit seinem jüngeren Bruder gewandelt war, sagte er: „Es war eine schöne Stund, Hansi — ich bin froh, daß ich dich getroffen hab. Aber jetzt wird's wohl gescheiter sein, wir nehmen Abschied voneinander und ein jeder geht seiner Wege — ich möcht nicht, daß du meinetwegen Unannehmlichkeiten hättest — dem Papa wär's am Ende nicht recht, daß du mit mir verkehrst, und daß du's ihm verschweigst, könnte ich selber nicht wünschen."

Darauf aber hatte Hans mit der Überschwenglichkeit der Jugend und der Gutmütigkeit aller Ronskys geantwortet: „Verschweigen werd ich dem Papa nichts, gleich in dem nächsten Brief schreib ich ihm, daß ich dich getroffen hab. Aber verbieten laß ich mir den Verkehr auch nicht — weißt du, ich setze gewöhnlich meinen Willen durch beim Papa — ich versteh's, ihn bei seinen schwachen Seiten zu packen."

Da hatte Konrad seinem jüngeren Bruder herzlich auf die Schultern geklopft und dabei gemurmelt: „Bist ein kleines Prachtexemplar, Hansi! — Na, 's ist nur recht, daß unser armer Vater wenigstens auf einen von uns stolz sein kann!"

„Aber, Konrad!" rief Hans, indem er den Älteren zugleich mitleidig und zärtlich aus feuchten Augen anblickte. Er war tief gerührt — im übrigen war er es gewohnt, daß man ihn für ein Prachtexemplar erklärte, und fand das ganz in der Ordnung.

Abends speiste Hans bei seinem Bruder und seiner Schwägerin. Der Hofmeister war auch eingeladen worden, hatte aber, um sein pädagogisches Pflichtgefühl zu markieren, abgelehnt. Wenn er schon seinen Zögling nicht daran hindern konnte, mit Leuten zu verkehren, die seinem Brotherrn unliebsam waren, wollte er doch wenigstens beweisen, daß er in diesem Fall nicht mitgesündigt habe. Hans, der damals ein noch vom Leben ganz unberührter, unverdorbener Bursche war, empfand eine gewisse Neugier, die Schwägerin kennen zu lernen. Obgleich er noch nicht in die Einzelheiten der traurigen Familiengeschichte eingeweiht worden war, hatte er doch genug aus den an ihm vorbei geflüsterten Worten entnommen, um zu erraten, daß seine Schwägerin zu jenem weiblichen Typus gehörte, den Alexander Dumas der Jüngere so rührend in seiner „Dame aux camélias" geschildert hat. Er stellte sie sich lungensüchtig, warmherzig, vornehm und sympathisch vor.

Seitdem er heimlich, in der Sattelkammer versteckt, wo er durch die Protektion seines Freundes, des Oberkutschers, vor allen Störungen behütet worden war, die romantische Geschichte der Marguerite Gautier gelesen, hatte er sich brennend gewünscht, „eine Kameliendame" kennen zu lernen. Das Herz klopfte ihm sehr stark, als er abends in seinem Smoking — bis zu einem Frack hatte er es noch nicht gebracht —, aus dem ein prachtvoll gestärktes, weißes Hemd hervorglänzte, ein Hemd, auf dem man hätte Schlittschuh laufen können, und in tadellosen Lackschuhen, ein Bild des wohlerzogenen, jungen Gentleman, in den Lift des Hotel de la Paix stieg, um sich in das Appartement Konrad Ronskys hinaufziehen zu lassen.

Der kleine Salon gehörte zu den bescheidensten des Hotels; denn da Konrad seit seiner Heirat auf sein von seiner Mutter ererbtes Vermögen angewiesen war, so waren seine Einkünfte, wenngleich ausreichend, keineswegs glänzend. Aber Hans, der in Bezug auf seine Einrichtung an eine etwas kahle und rechtwinklige Vornehmheit gewöhnt war, staunte darüber, wie geschmackvoll seine Schwägerin das kleine Gemach hergerichtet hatte. Überall Rähmchen mit Photographien, Vasen mit Blumen, Nippes, golddurchwirkte Brokatlappen und Sofapolster von jeder Form und Größe — Sofapolster, in die man sich vergraben konnte —, dazu die Lampen alle mit riesigen spitzenumsäumten, rosa oder roten Seidenschirmen umschleiert, ein magisches, rötlich goldiges Helldunkel, die Luft nach Iris, Peau d'Espagne und frischen Rosen duftend.

Und während Konrad ihn mit gerührter Herzlichkeit willkommen hieß, erschien plötzlich in dem halbdunklen Zimmer etwas Wunderbares, das dem siebzehnjährigen Hans wie durch Zauber heraufbeschworen zu sein schien — seine Schwägerin! Er hatte das Gefühl, als ob sie aus einer Versenkung emporgestiegen sei.

In Wahrheit hatte sie sich nur aus einem sehr tiefen Lehnstuhl erhoben. Sie war mittelgroß, mit rotblondem, sehr sorgfältig und malerisch zugleich aufgekräuseltem Haar, das Gesicht ziemlich voll, mit großen dunkelblauen Augen, deren schwarze Wimpern und Brauen Hans als eine ganz besondere Schönheit an ihr bewunderte. Sie trug ein loses, langschleppendes, pelzbesetztes Kleid aus schwarzem Atlas, das Hans für einen Schlafrock gehalten hätte, wenn es nicht durch seinen Halsausschnitt und seine langen, aber sonst fast bis an die Achselhöhlen geschlitzten Ärmel an eine Soirée-Toilette erinnert hätte, und das in der That, wie Konrad dem Bruder mitteilte, ein Tea-gown war.

Diese Tracht war dem jungen Burschen, der die weiblichen Mitglieder seiner Familie fast immer nur fest eingeschnürt, entweder im Straßenkostüm oder im Ballkleid kannte, neu. Er fand sie ebenso entzückend als befremdlich, wie die ganze Erscheinung seiner Schwägerin.

Der Hals und die Arme der Gräfin Ronsky waren ebenso schön wie die der schönsten antiken Statue, welche er im Laufe seiner Reise bewundert hatte, und hoben sich mit mattem Alabasterweiß von dem glänzenden Schwarz ihres atlassenen Gewandes ab. Ebenso schön waren ihre weißen, vollen, sorgfältig gepflegten Hände, bei denen man nicht wußte, was mehr zu ihrem Schmuck beitrug, die Brillanten, mit denen sie besät waren, oder die schmalen, mandelförmigen, rosig schimmernden Nägel, in welche die Finger ausliefen.

Sie reichte Hans eine dieser zauberisch schönen Hände, und als Hans ganz verwirrt, huldigend mit seinen Lippen darüberfuhr, gab sie ihm einen herzlichen Kuß auf die Stirn und rief: „A la Russe n'est-ce pas!“

Dem armen Hans brannten die Ohren, und Konrad lachte.

Bald lernte Hans auch noch seine Nichte Monika kennen, ein kleines Mädchen in einem weitausgeschnittenen weißen Kleid und mit fast bis an die Knie herabhangendem Haar, in dem es wunderschön blaßgoldig schillerte.

Dann begab man sich zu Tisch in ein kleines kahles Speisezimmer, welches aber mit Blumen so reich ausgeschmückt war, daß man es für ein Treibhaus hätte halten können. Es war alles so gut und wurde so freundlich geboten, daß Hans sich ganz außerordentlich befriedigt fühlte von diesem verwandtschaftlichen Beisammensein. Seine Nichte erschien ihm als das hübscheste kleine Mädchen, das er je gesehen, und was nun gar seine Schwägerin anlangte, so war die deutsche Sprache zu arm, um ihr ausnehmend sympathisches Wesen, ebenso wie ihren bezwingenden Liebreiz zu schildern.

Als Hans gegen Mitternacht, von Konrad sehr herzlich bis an die Schwelle des Hotels geleitet, zu seinem Hofmeister zurückkehrte, erklärte er diesem, er habe überhaupt noch nie eine so liebenswürdige Frau gesehen wie seine Schwägerin — eine Frau, die an alles dachte, was einem angenehm sein konnte. Wenn man rauchen wollte, so standen die Cigaretten schon da, und sie hielt einem lächelnd das angezündete Streichholz hin; und wenn man Durst hatte, las sie es einem auch an den Augen ab und mischte einem die merkwürdigsten Getränke aus Champagner und Fruchteis, und zu allem, was man sagte, lächelte sie so still mit so dunkelroten Lippen und blendend weißen Zähnen.

Wenn er später überlegte, was sie gesagt hatte, so konnte er sich der Worte zwar nicht erinnern, wohl aber des Tonfalls ihrer Stimme, eines gedehnten, schwermütig melodischen Tonfalls. Sie sprach französisch mit einem starken russischen Accent. Das war entzückend. Hans hatte noch nie so schön französisch reden hören. Und ihre Liebe zu Konrad war wirklich zu rührend, und was ihre Vergangenheit anlangte, so war alles eine abscheuliche Verleumdung. Genauer hatte Konrad die Sache natürlich nicht erörtert, nur von entsetzlichen Familienverhältnissen, trauriger Jugend, großer Leidenschaft und einem Schuft, der zwischen alledem eine große Rolle spielte, hatte er etwas einfließen lassen, während er dem Bruder das Geleit gab.

Im übrigen war sie eine geborene Fürstin Napraxin, und Hans hatte sich's fest vorgenommen, seinem Vater das alles zu schreiben, und war überzeugt, binnen kürzester Zeit eine Versöhnung zwischen dem

Familienoberhaupt und den Konrads herbeizuführen.

So faselte der junge Phantast dem Pädagogen vor bis um ein Uhr in der Nacht. Doktor Müller, der ein praktischer Kopf und verläßlicher Mensch, wenn auch ein rabiater Politiker war, ließ ihn reden, so lang sein Atem anhielt. Als er fertig war, sagte er einfach: „Hm! verzeihen Sie einem nüchternen Menschen, der das Leben kennt, das harte Wort — aber — — alles, was Sie mir da von Ihrer Frau Schwägerin vorphantasieren, imponiert mir gar nicht — und gefällt mir noch weniger! ... Hm! hm! — Frieden wollen Sie stiften zwischen Ihrem Herrn Vater und diesem traurigen Ehepaar? Das haben Sie sich fest vorgenommen? ... Nun, ich habe mir etwas anderes fest vorgenommen. Erraten Sie, was?"

Nein, Hans erriet es nicht.

„Daß wir morgen früh abreisen werden, das hab ich mir vorgenommen. Sehen Sie sich nur um, es ist schon alles gepackt, mein junger Freund. Wenn Sie allein hier bleiben wollen, so ist mir's ja recht — aber das Geld hab **ich**, und Ihrem Herrn Vater telegraphiere ich auch!"

Und dabei blieb's. Am nächsten Tage wurde gereist. — —

Es dauerte fünf Jahre, ehe Hans den Bruder wiedersah, und zwar diesmal in Brighton, wo sich die Brüder ein Stelldichein gegeben hatten.

Die Versöhnung mit seinem Vater hatte Hans indessen nicht zu stande gebracht. Hingegen hatte der alte Herr seinem Liebling großmütig gestattet, mit dem Bruder zu korrespondieren. Er wollte Konrad nicht von allen guten Einflüssen absperren, erklärte der alte Herr.

So schrieben denn die Brüder einander. Konrad schrieb öfter als Hans; er hatte immer das Talent gehabt, hübsche Briefe zu schreiben. Im höchsten Maße besaß sein Stil jene seltene Eigenschaft, welche die Franzosen la note juste nennen. Manchmal auch sandte er dem Bruder ein hübsches Geschenk: einmal einen ganzen Stoß sehr interessanter Photographien aus Kairo, ein andermal, und zwar zu Hansens zwanzigstem Geburtstag, eine sehr geschmackvolle Krawattennadel, bei welcher Gelegenheit er hinzufügte, daß seine Frau sie ausgesucht habe, ein drittes Mal einen wunderschönen weißen russischen Bärenhund, wie sich ihn Hans lange gewünscht, und wie er nur durch die Protektion eines russischen Großfürsten zu erlangen war. Aber nie, obgleich ihn Hans des öfteren darum gebeten hatte, sandte er ihm eine Photographie von seiner Frau.

Weniger lange ließ das Bild seines Töchterchens auf sich warten, und da dieses eine sehr große Ähnlichkeit mit Konrad aufwies, zeigte es Hans dem alten Herrn — vielmehr ließ er es samt dem Brief, der das Bild begleitet hatte, auf dem Tische liegen, an welchem der alte Herr soeben seine Patience gelegt hatte. Kurz darauf verließ er das Zimmer. Als er wiederkam, war der alte Herr verschwunden — Brief und Bild mit ihm.

Sie kamen auch nie mehr zum Vorschein, und so hoffte Hans noch immer auf eine Versöhnung. Er dachte sie sich etwas romantisch und außerordentlich rührend als ein großes, edles Familienfriedensfest.

Diese Hoffnung dauerte genau bis zu dem nächsten Wiedersehen der Brüder, das in Brighton stattfand, wo sich Konrad bereits seit mehreren Jahren niedergelassen hatte. Als Hans, und zwar in dem Herbst vor seiner Promotion, nach England hinübergereist war, um sich dort ebenso wie in Schottland ein wenig Rast zu gönnen, nahm er mit großer Freude eine Einladung Konrads an, der ihn in rührend bescheidenen Worten aufforderte, ihn in seinem kleinen Heim in Brighton zu besuchen. Obgleich Hans alle Taschen voll Einführungen und Empfehlungsbriefe hatte und bereits zu den glänzendsten Grouse-Jagden in Schottland eingeladen war, so war er doch gern bereit, seinem Bruder eine Woche von dem für den Ausflug bestimmten zwei Monaten zu widmen. Er freute sich aufrichtig auf das Zusammensein mit dem Bruder — aber das Wiedersehen bot ihm eine sehr große Enttäuschung.

Nichts war von dem alten Konrad übrig geblieben als die warme, rührende und neidlose Anhänglichkeit an den jüngeren Bruder. Im übrigen war alles in seinem Wesen verwildert, erschlafft und verzerrt ...

Noch auffälliger verändert hatte sich die Schwägerin Sascha, wenigstens glich sie noch weniger dem Bilde, welches Hans jahrelang von ihr in seiner Erinnerung herumgetragen hatte. Teilweise mochte das wohl auf den Umstand zurückzuführen sein, daß Hans sie, anstatt in einem rosig durchschimmerten Halbdunkel, jetzt bei Tageslicht sah und infolgedessen deutlich bemerken konnte, wie stark sie geschminkt war. Auch zeigte sich ihre Gestalt in enganliegenden Morgenkleidern bereits ziemlich schwerfällig, besonders um die Hüften herum. Im übrigen hatte sie noch immer ihren angenehmen Tonfall in der Stimme und ihre schönen, weichen, weißen Hände mit den vielen blitzenden Brillantringen und den rosig schimmernden, mandelförmigen Nägeln — aber ...

Die ersten Tage waren geradezu langweilig. Die Konrads wohnten in einem kleinen Hause mit einer engen Treppe, das übrigens hübsch eingerichtet war, viel sorgfältiger und appetitlicher, als es Hans in Österreich, selbst in größeren Häusern, gesehen hatte. Besonders gefiel ihm das ebenerdige Wohnzimmer, welches auf die See hinaussah, mit einem großen Erker, mit seinem hellen Teppich, seinen grünen Topfpflanzen, seinen leichten, bequemen, verschiedenfarbigen Möbeln.

Der ganze Haushalt machte eher einen spießbürgerlichen Eindruck. Das Essen war schlecht, und Sascha beklagte sich beständig über ihre Dienstboten.

Man machte einen Spaziergang auf den Pier, das heißt die beiden Brüder machten ihn; denn Hans entdeckte sehr bald — und es war ihm eine unangenehme Überraschung — daß Konrad es sorgfältig vermied, sich außerhalb seines Hauses mit seiner Frau zu zeigen.

Abends kehrte die kleine Monika von einem Besuch bei Freunden zurück. Sie kam auf Hans zugeschossen wie ein Blitz und küßte ihm die Hand — eine Zärtlichkeit, die er dadurch erwiderte, daß er sie in die Arme nahm und tüchtig abherzte. Ohne eine regelmäßige Schönheit zu sein, war sie eigentümlich und zog, wovon Hans bald Gelegenheit haben sollte sich zu überzeugen, bereits damals, kaum dreizehnjährig, die Blicke der Männer auf sich.

Von der Mutter brüskiert, vom Vater verzogen, in ihrer Bildung sehr zurück für ihr Alter, that sie Hans leid. Gleich den ersten Tag schloß er ein Schutz- und Trutzbündnis mit ihr, und sein größtes Vergnügen bestand darin, mit der Kleinen auszureiten.

Hans hatte noch nie ein Kind so reiten sehen! Ein Kind ...? Trotz ihrer gänzlich unentwickelten Figur hatte sie bereits damals etwas bezaubernd Weibliches an sich. Hans konnte nicht aus ihr klug werden, und eben darum interessierte sie ihn.

Im übrigen wurde ihm sein Aufenthalt bei den Konrads täglich unerquicklicher. Den ersten Tag kam niemand. Den zweiten Tag kamen drei Gäste, den dritten Tag zählte er sie nicht mehr. Es kamen nur Männer; sie spielten Karten mit Konrad. Offenbar hatte sie Konrad zuerst dem Bruder zu Ehren fern halten wollen, dann aber nicht die moralische Kraft gehabt, seine Lieblingsbeschäftigung zu entbehren.

Freilich hatte er die ersten zwei Abende nur Whist spielen lassen; aber schon am dritten hatte man angefangen, sich Hazardspielen zuzuwenden.

Auf allen Tischen standen Gläser mit heißem Grog. Der Geruch von Spirituosen mischte sich mit dem Duft von Iris und Peau d'Espagne, dessen sich Hans von Florenz her erinnerte.

Und in dieser schwülen Atmosphäre bewegte sich Sascha des Abends ganz wie in Florenz mit ihrem schwermütig schleppenden Tonfall in der Stimme und mit ihrem malerisch losen Tea-gown. Sie hatte noch immer das alte Geschick, ihren Gästen alle ihre Wünsche vom Gesicht abzulesen und träg hingleitend immer mit derselben schwermütig apathischen Anmut für Bequemlichkeit und Bewirtung zu sorgen.

Aber die Zuvorkommenheit, welche Hans im höchsten Grade entzückt hatte, als er ihr einziger Gast gewesen, infolgedessen in ihrer Bereitwilligkeit, ihn zu bedienen, eine halb mütterliche, halb schwesterliche, ihn persönlich auszeichnende Verwöhnung gesehen — dieselbe Zuvorkommenheit stieß ihn ab, als er bemerkte, daß sie sich auf alle Gäste erstreckte. Es lag etwas von einer odaliskenhaften Willfährigkeit darin.

Sie spielte nie; wenn sie die Herren bedient hatte, so lehnte sie sich bequem in einen recht weichen Fauteuil zurück, rauchte eine Cigarette nach der anderen und legte sich die Karten oder schnitzelte an ihren Nägeln. Manchmal las sie einen Roman dabei oder blätterte in einer illustrierten Zeitung.

Hans erschrak, welche Art von Lektüre sie liebte und welcher Art die Abbildungen in den Journalen waren, die sie unbefangen herumliegen ließ.

Sie hatte eine große Vorliebe für alles Sentimentale, dabei aber nicht den elementarsten Begriff von irgend einer Moral oder Anstandsgrenze. Am groteskesten waren ihre Ansätze zu einer umständlichen und weit ausholenden Prüderie, welche sie offenbar zur Auferbauung des jungen Schwagers von Zeit zu Zeit zum besten gab.

Das alles war Hans äußerst widerwärtig — am widerwärtigsten wegen des jungen Mädchens, der Tochter Konrads, die fröhlich und unbefangen zwischen all dieser Liederlichkeit herumschwirrte.

Er wunderte sich darüber, daß ihm selbst nicht gleich die lasciven Chromolithographien und wollüstigen Aquarelle und Ölskizzen aufgefallen waren, welche an den Wänden hingen und ihm als ein ganz unstatthafter Wandschmuck erschienen in einem Hause, in welchem ein junges Mädchen heranwuchs.

Eines Abends nach dem Diner, da Sascha die Brüder nach englischer Sitte allein gelassen hatte, machte er Konrad darauf aufmerksam. Aber Konrad, der sich jetzt jeden Tag bei Tisch in eine aufgeregte Gemütsstimmung hineintrank, antwortete ihm auf seine Bedenken mit einem ebenso unsinnigen als heftigen Ausfall gegen gezierte Comtessenerziehungen, mit schauerlichsten Schilderungen ihrer Resultate. Er hatte eine ganze Sammlung unsauberer Geschichten auf Lager, die alle Zeugnis ablegten für die verheimlichte Unsittlichkeit der jungen Mädchen und Frauen aus der guten Gesellschaft. Ein häßliches Wort jagte das andere — es war wie ein Strom von Kot, der ihm von den Lippen floß.

Als er sich müde geschimpft hatte, begegneten seine Augen denen des Bruders. Er wurde totenblaß, seufzte tief, als ob er etwas Versöhnliches, Entschuldigendes vorbringen wollte, blieb jedoch stumm und verließ mit tief gesenktem Kopf und schleppendem Schritt das Zimmer.

Den nächsten Tag, als Hans in den Salon herunterkam, waren die unanständigen Bilder und die leichtfertige Litteratur verschwunden.

Zur Unbehaglichkeit des ganzen Hauswesens trug noch beträchtlich der Umstand bei, daß es schon nach den ersten zwei Tagen, während deren eine feierlich langweilige Paradestimmung geherrscht, fast bei jeder Mahlzeit zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Gatten kam, und die Gleichgültigkeit, mit der Monika diesen Lärm um ihre Ohren herumsausen ließ, ohne sich auch nur im geringsten in ihrer Eßlust stören zu lassen, bewies, daß solche Auftritte bereits seit längerer Zeit zu den alltäglichen Ereignissen gehörten.

Erst nach einiger Zeit merkte Hans, daß die Eifersucht Konrads die Ursache dieser heftigen Ausbrüche war. Einmal kam er dazu, wie Konrad seine Frau am Oberarm gepackt hatte und sie wie wahnsinnig gegen ein Möbel stieß. Als er den jüngeren Bruder erblickte, ließ er die Frau los und wies sie nur mit einer herrischen und verächtlichen Gebärde zur Thür hinaus. Dann sein Gesicht mit den Händen bedeckend, warf er sich in einen Stuhl, und beide Ellbogen auf den Tisch stützend, schluchzte er wie ein Verzweifelter.

Wie ein Blitz tauchten in Hans allerhand Erinnerungen an kleine Einzelheiten auf, die er bis dahin hatte unbemerkt an sich vorübergehen lassen. Er entsann sich eines großen, blonden, schönen jungen Menschen, der öfter als die anderen gekommen war, mit dem er sich besser als mit den anderen Stammgästen des Hauses vertragen und den er für einen besonderen Freund Konrads gehalten hatte. Er war weitaus der anständigste in der ganzen Gesellschaft, ein junger Mensch aus sehr gutem Hause: Lord Edward Medway.

Nach einer Weile hob Konrad den Kopf und begann zu reden, explosionsweise, immer ein Stoß Worte und dann ein Fluch — eine widerliche Anschuldigung nach der anderen häufte er auf seine Frau.

Hans war wie versteinert. Zweiundzwanzig Jahre alt und in kerngesunden Familienverhältnissen aufgewachsen, hatte er sich seine Lebensansichten etwas konventionell, aber doch grundanständig gestaltet. In schnurgeraden Linien liefen sie über Stock und Stein auf ein würdiges Ziel, ohne mit dieser Schwäche zu paktieren oder gegen jene die Augen zu schließen.

Für ihn gab es in diesem Fall nur ein Entweder — oder.

„Wenn das, was du sagst, wahr ist," sagte er, sich verlegen räuspernd, als sein Bruder geendigt hatte, „so hast du nur eins zu thun: dich so bald als möglich scheiden zu lassen. Ich glaube, daß es für dich in jedem Fall das beste, ja daß es das einzige ist, was dir eine Rückkehr ins Vaterhaus ermöglichen kann. Die Scheidung ist geboten; denn solche Auftritte wie der, von dem ich soeben das Unglück hatte, Augenzeuge zu sein, die sind keines anständigen Menschen würdig!"

„Anständiger Mensch ..." murmelte Konrad; dann sich über die rotgeweinten Augen fahrend: „du hast ganz recht. Eine Scheidung ist das einzig mögliche. Ich werde noch heute mit ihr" — er preßte in das Wort so viel Verachtung hinein, als Platz darin hatte — „ich werde noch heute mit ihr darüber reden!"

Die Scene hatte am Vormittag stattgefunden. Hans erklärte seinem Bruder, er werde, um ihm Zeit zu gönnen, sich ungestört über diese unangenehme Angelegenheit mit Sascha auszusprechen, nach London fahren und erst gegen Abend zurückkehren. „Das beste ist, ihr beide, du und die Kleine, reist dann mit mir nach Böhmen. Daß euch der Papa sofort aufnehmen wird, darf ich euch nicht versprechen — aber Leontine wird sich gewiß herzlich freuen, euch bei sich zu sehen. Und ich bin überzeugt, wenn der Papa einmal einsieht, daß deine ganze Ehe als eine schwere, traurige, aber überstandene Krankheit hinter dir liegt, so wird er dir verzeihen und dich mit offenen Armen empfangen."

Konrad sagte „ja" und streckte sich erschöpft auf einem Sofa aus. Dabei fing er an, die Augen schließend, wie jedesmal, wenn auf seine Jugend die Rede kam, von schönen, längst vergangenen Dingen zu reden: von Eichenwäldern, von dem Geruch frischer Kirschenblüten im Frühling und duftenden, welkenden Erdbeerblättern im Herbst — von allem, was rein und unschuldig war ...

Hans ließ ihn reden, bis die Worte ihm gleichmäßiger von den Lippen fielen und der Atem seine Brust regelmäßiger auf und ab hob. Dann sagte er ihm adieu und stieg in sein Zimmer hinauf, um sich zurecht zu machen und nach London zu fahren.

Hans war sehr aufgeregt. Er lunchte im Savoy-Hotel oder vielmehr bestellte er sich dort ein Lunch, das er stehen ließ. Dann verfügte er sich in die Nationalgalerie; aber auch hier schleppte er sein aufgeregtes Gefühl mit und ging ebenso unempfänglich an den Kunstgenüssen vorbei, als er appetitlos vor seinem Gabelfrühstück gesessen hatte. Seine jugendliche Einbildungskraft zauberte ihm die fürchterlichsten Bilder vor. Er erschrak vor jedem Stückchen roter Farbe, das sich durch ein unheimliches Spiel seiner Einbildungskraft sofort zu einer Blutlache vergrößerte.

Eine unaussprechliche Angst schnürte ihm die Kehle zu. Er ahnte tragische Katastrophen: irgend jemand mußte der schwülen Stimmung in dem kleinen Haus in Brighton zum Opfer fallen.

Schließlich setzte sich die Angst vor einem Doppelselbstmord in ihm fest. Er konnte es nicht mehr aushalten in London, nahm den ersten Zug, den er erreichen konnte — einen viel früheren, als er es anfangs vorgehabt hatte.

Als er bei dem Hause, welches die Konrads bewohnten, angelangt war, erwartete er die äußeren Anzeichen von etwas Unheimlichem wahrzunehmen: eine Menschengruppe, die sich mit vorgestreckten Hälsen etwas Schreckliches erzählte, offene Thüren, herabgelassene Stores ...

Aber nein — die Hausthür war geschlossen, die Fenster blinkten unverdunkelt auf den Strand hinaus.

Immer noch hochklopfenden Herzens und mit von dumpfem Angstgefühl wie zusammengeschnürten Handgelenken schellte er.

„Ist mein Bruder zu Hause?" fragte er das Hausmädchen, welches ihm die Thür öffnete.

„Yes, Sir! You'ill find him in the drawing-room!“

Eine Erleichterung überkam Hans — etwas wie eine aufatmende Dankbarkeit gegen das Schicksal. Er öffnete die Thür des ebenerdigen Wohnzimmers — auf demselben Sofa, auf dem er vor wenigen Stunden den Bruder ausgestreckt gesehen hatte, zermartert von erbitterter Verachtung gegen das Weib, dem er seine Existenz geopfert hatte — auf demselben Sofa erblickte er jetzt nebeneinander sitzend, eng und zärtlich umschlungen, Konrad und Sascha. Ihr zerzauster blonder Kopf ruhte wie ermattet mit halbgeschlossenen Augen an seiner Schulter, und beide hatten rotgeweinte Augen und rotgeküßte Lippen.

Konrad sah auf; die Augen der Brüder tauchten ineinander. Blutrot vor Scham wendete sich Konrad ab. Hans trat zurück — sein ganzer junger Organismus pochte vor Ekel und Empörung.

Allerhand tragische Möglichkeiten hatte seine Phantasie ihm vorgemalt — die eine, fürchterlichste, tragischste nicht: die entwürdigende Versöhnung! ...

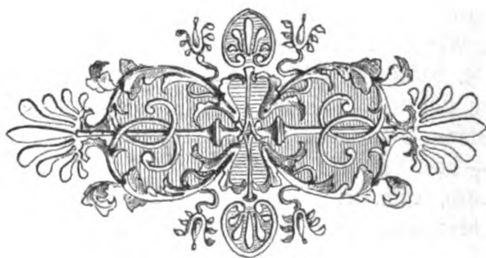
Obgleich es ein kühler Tag war, lief er hinunter zum Strand, um ein Seebad zu nehmen. Das Wasser war kalt, und die Wellen gingen hoch. Dennoch schwamm er weit hinaus, weiter, als es von der vorsichtigen Strandpolizei erlaubt war.

Er freute sich der nassen Kälte, welche stählend um seine jungen Glieder schlug, freute sich an dem Kampf mit der schäumenden Flut, freute sich an dem Gefühl der erwärmenden Anstrengung, das aus all dieser sausenden, brausenden Kälte herauswuchs. Mit einemmal kam es wie eine ermattende Beruhigung über das Meer; es war, als ob eine laue Strömung hindurchgezogen wäre, und ehe sich's Hans versah, hatte er die Spannkraft in seinen Gliedern abgestreift und sich aufatmend ausgestreckt auf den Wellen, von denen er sich nun willenlos tragen und schaukeln ließ, während sie ihn mit schwermütigen Schlummerliedern umrauschten. Aber mitten in seinem Behagen erschrak er vor diesem angenehmen Erschlaffen. Ein Frösteln durchzog ihn. Sollte der Keim von der zur Verweichlichung neigenden Trägheit, welche an Konrads Erniedrigung schuld war, auch in seinem Blute stecken?

Rasch schwamm er ans Land.

Noch denselben Abend verließ er Brighton.

(Fortsetzung folgt.)





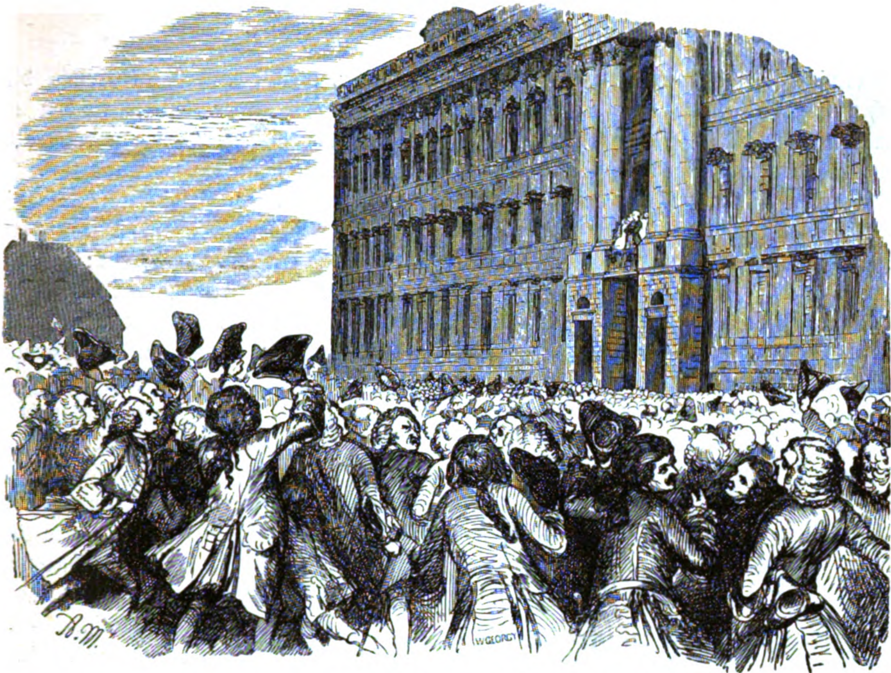
Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Friedrich der Große a

(Im Besitz der Gal



f Reisen. Ölgemälde (1854).
= Ravené zu Berlin.)



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers **„Geschichte Friedrichs des Großen"** (1839 bis 1842).
Kopfstück zu Kap. 13: **„Friedrichs Regierungsantritt".**

Adolph von Menzel.

Von

Max Osborn.



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen" (1839 bis 1842).

II.

Im Jahre 1836 vollendete Menzel sein erstes Ölbild, eine „Schachpartie", „mehr knetend als malend", wie er selbst einmal erzählt hat. Wir können genau verfolgen, wie sich das Auge des jungen Künstlers vom zeichnerischen zum malerischen Sehen entwickelte. Es wurde bereits darauf hingewiesen, welch tiefgreifende Verschiedenheit zwischen seiner ersten und zweiten größeren Arbeit besteht. Beides waren lithographische Cyklen, aber während „Künstlers Erdenwallen" ganz zeichnerisch entworfen war und neben den scharf betonten Umrißlinien die Schattierung und Modellierung nur, soweit es unumgänglich nötig war, leichthin andeutete, strebten die „Denkwürdigkeiten aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte" durchaus nach malerischer Wirkung. In der That begann Menzel während der Arbeit an dieser letzteren Folge, also seit 1834 etwa, die Geheimnisse der Ölmalerei zu ergründen. Es überkommt ihn mit Macht die Sehnsucht nach der Farbe, und mit der zähen Energie, die ihm eigen war, suchte er der ungewohnten Technik Herr zu werden. Auch hierbei verzichtete er auf einen Lehrer. Sein Selbstvertrauen war so stark, daß er davon überzeugt war, allein und ohne Unterweisung eines anderen mindestens ebenso schnell vorwärts zu kommen wie in irgend einer Malklasse. Diese Zuver-

sicht erwies sich als durchaus gerechtfertigt. Nach kurzer Zeit hatte ihn sein Genie im Bunde mit seinem Fleiß auch im Lande der Ölmalerei heimisch gemacht.

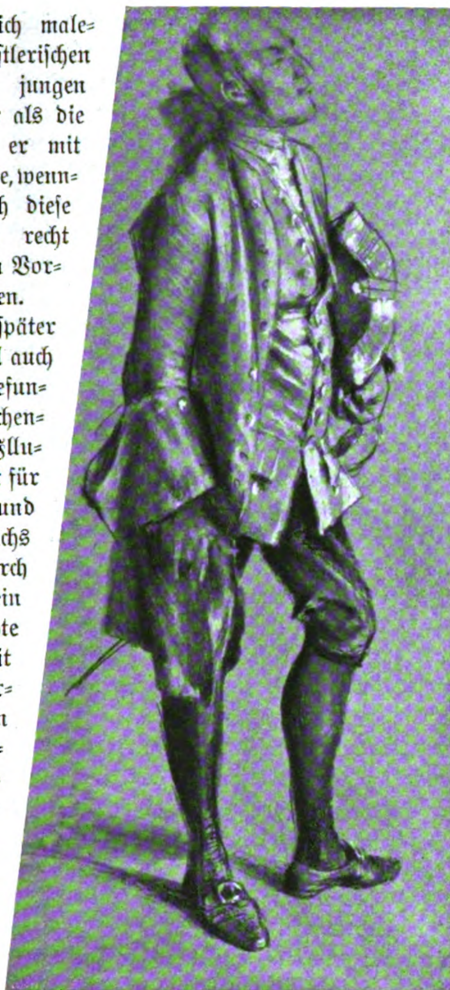
Die ersten Bilder, aus den dreißiger Jahren, sind mehr Versuche und Übungen als charakteristische Äußerungen eines persönlichen Talents. Sie stehen dem damaligen Zeitgeschmack nicht allzu fern, dessen Freude am historischen Kostüm und dessen Neigung zum Anekdotischen wir hier wiederfinden. Nach der „Schachpartie“ erscheint eine Scene aus dem Dreißigjährigen Kriege: „Auf, zu den Waffen“, dann (1837) eine „Konsultation beim Rechtsanwalt“, die die Aufmerksamkeit des Publikums erregt, 1838 ein „Familienrat“ in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts, und im folgenden Jahre der „Gerichtstag“, der den größten Erfolg dieser malerischen Erstlinge hatte, obschon oder besser gerade weil hier der anekdotische Gehalt am unverhülltesten zu Tage trat. Das heute in Berliner Privatbesitz befindliche Bild, das dem Umfang nach zu den größeren Gemälden des Meisters gehört (1 : ¾ Meter), tauchte vor einiger Zeit in der akademischen Ausstellung zum achtzigsten Geburtstage Menzels wieder einmal an die Öffentlichkeit empor. Es ist eine Schilderung, die den Berlinern vor sechzig Jahren wohl gefallen mußte. Das Kostüm der Leute, die hier auftreten, ist wiederum das des siebzehnten Jahrhunderts. Wir sind vor den Schranken des Tribunals. Auf einer Bahre liegt eine ermordete Frau oder vielmehr eine Dame. Hier steht ihr Söhnchen, das — ein altes Motiv! — noch nichts von dem Unglück begreift. Daneben der Ehegatte, der in leidenschaftlicher Erregung auf die Knie gesunken ist. Drüben die Mörder. Ein solcher Vorwurf fesselt das große Publikum auch dann, wenn er schlecht gemalt ist. Um wie viel mehr, wenn ein begabter Künstler seine ganze Kraft darauf verwendet. Denn sieht man genau zu, so findet man in diesem „Gerichtstag“, ebenso wie in den anderen Bildern jener Zeit, doch Eigenschaften, die des jungen Menzel Kunst bereits vorteilhaft von dem landläufigen Betriebe unterscheiden. Nur wenige haben damals neben dem Anekdotischen auf die Natürlichkeit und Lebendigkeit in der ganzen Komposition wie in den Einzelheiten, auf die scharfe Charakteristik der Gestalten und Gesichter, auf die liebevolle Behandlung des kostümlichen Details so viel Mühe verwandt. Ohne Zweifel waren diese letzteren Dinge,



Modellstudie zum „Flötenkonzert“. (Kreide, weiß gehöht.)
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

also die eigentlich malerischen und künstlerischen Probleme, dem jungen Menzel wichtiger als die Geschichten, die er mit dem Pinsel erzählte, wenngleich sich freilich diese Geschichten noch recht breitspurig in den Vordergrund drängten.

Zehn Jahre später aber hatte Menzel auch als Maler sich gefunden. In der Zwischenzeit liegt seine Illustratorenthätigkeit für die Geschichte und die Werke Friedrichs des Großen. Durch sie hatte sich sein Sinn für schlichte Gegenständlichkeit gefestigt, sein Verständnis für den Wert des scheinbar Nebensächlichen immer mehr geschärft. Nun wagte er es schon, ein Bild ohne jeden äußerlichen stofflichen Reiz zu malen, ein nahe liegendes Stück Wirklichkeit, das er vom Fenster seiner Wohnung aus täglich zu studieren Gelegenheit hatte: den „Palaisgarten des Prinzen Albrecht von Preußen in Berlin" (1846). Wenn er mit solchen Dingen an die Öffentlichkeit trat, konnte er allerdings auf den Beifall des Publikums nicht rechnen. Auf den Kunstausstellungen jener Jahre fanden zwar die Probeabdrücke Menzelscher Holzschnitte schon Lob und sogar Bewunderung, aber so ein einfacher Ausschnitt aus der Welt des zeitgenössischen Berlin als Thema für ein Gemälde erschien doch gar zu wenig „schön" oder „würdig". Die herrschende Ästhetik wußte damit nichts anzufangen; ihre Kategorien versagten, und damit war das Urteil über diese frevelhaften Neuerungen gefällt. — Der gleichen kühlen und verständnislosen Zurückhaltung begegnete Menzel, als er daran ging, seinen persönlichen Stil für historische Darstellungen, den er sich mit der Zeichenfeder so glücklich geschaffen, nun auch mit dem Pinsel zu erobern. Im Jahre 1847 erging an ihn die Aufforderung des Kunstvereins zu Kassel, ein großes Bild zu malen, das eine Scene aus der Geschichte Hessens während des Dreißigjährigen Krieges schildern sollte: „Gustav Adolf begrüßt seine Familie in Hanau". Als Vorarbeit zu dem Gemälde, dessen Ausführung im Großen später unterblieb, entwarf Menzel ein kleines Ölbild, das man schon nicht mehr eine Skizze nennen kann. Es gehört zum schönsten, was der Altmeister als Maler überhaupt geschaffen! An einem bitterkalten Wintertage spielt sich der Vorgang ab. Rechts hält die Kutsche, die die schwedische Königin herangebracht hat, von links her eilt mit großen Schritten Gustav Adolf barhaupt aus dem Schlosse auf seine Gattin zu, die er stürmisch in seine Arme schließt. Das ist kein Theaterkönig, der „seine Gemahlin empfängt", sondern ein echter Mensch, ein temperamentvoller, heißblütiger, ganzer Mann, der seine Frau nach langer Trennung wiedersieht und seiner innigen Herzensfreude warmen, ungekünstelten Ausdruck giebt, ohne dabei den Adel der Haltung und Bewegung zu verlieren, der dem Sproß eines alten Herrscherhauses durch Natur und Erziehung eigen ist. Und von der gleichen Ungezwungenheit wie diese Hauptgruppe sind die Umstehenden. Auch das sind keine Statisten, sondern wirkliche Menschen, Leute, die der Begrüßung ihres Königspaares beiwohnen,



Modellstudie zum „Flötenkonzert". (Farbige Kreide.)
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

die einen von der Freude der beiden mitergriffen, die anderen teilnahmlos und gleichgültig, wieder andere vielleicht gar ein bißchen neidisch, die meisten mit einer gewissen Verwunderung, den starken Feldherrn und Schlachtenlenker so menschlich, ihnen selbst so nahe zu sehen. Man wird vor diesem Bilde des Staunens nicht müde über die schlichte, eindrucksvolle Wahrhaftigkeit, mit der hier ein lebhaft bewegter Auftritt dargestellt ist. Das kleine Werk steht turmhoch über allem, was damals auf dem Gebiet der Historie geleistet wurde, und man begreift es nicht, daß eine solche That so gut wie spurlos vorübergehen konnte, daß noch jahrzehntelang nach ihr in der deutschen Geschichtsmalerei gespreizte Unnatur und phrasenhaftes Pathos so hoch in Geltung bleiben konnten. Mit welch souveräner Meisterschaft hat Menzel dabei das Kostüm und die historischen Requisiten behandelt, alles bis ins kleinste Detail dem Charakter des siebzehnten Jahrhunderts treulich anpassend, aber frei von jeder trockenen Ängstlichkeit und von der ebenso prätentiösen wie fatalen „Echtheit“, die noch in den siebziger und achtziger Jahren den Arbeiten der Piloty-Schule anhaftete. Und mit welch eminentem koloristischem Geschmack ist schließlich diese ganze farbenfrohe Buntheit in die kalte Luft des Januartages und in die leuchtenden Reflexe des Schnees hineingestellt, wie interessant sind die Lichter und Schatten verteilt, wie köstlich ist die malerische Harmonie der kräftig aufgesetzten Lokaltöne!

Das war das Präludium zu Menzels großartiger Thätigkeit auf dem Felde der Historie, die in dem nun folgenden Jahrzehnt ihre herrlichsten Früchte trägt. Auf den ersten Blick könnte es so aussehen, als sei der Meister damit in die allgemeine Strömung jener Zeit eingelenkt. Denn in den vierziger Jahren begannen die Deutschen ihre Künstlerfahrten nach Brüssel und Paris, um bei Wappers und Gallait, bei de Keyzer und Biefve, bei Couture und Delaroche die „große“ Geschichtsmalerei zu erlernen. Sie kehrten zurück und malten nun in der Heimat Scenen aus der deutschen Vergangenheit, aber ganz im Sinne ihrer Lehrer, ganz in der künstlich arrangierten Kompositionsart, die sie ihnen abgeguckt hatten. Es war eine äußerliche Manier, in der sie den Pinsel führten, eine Manier, der man es heute von weitem ansieht, wie fern diese Künstler der Zeit und den Begebenheiten, die sie zu schildern wagten, innerlich standen. Menzel blieb im Lande und nährte sich redlich. Er brauchte kein Brüssel und kein Paris; er wäre auch sicherlich, wenn er anders veranlagt gewesen und der Mode gefolgt wäre, schleunigst nach Berlin zurückgekehrt. Denn seine innerste Natur mußte ihn zu diesem Betriebe der Historienmalerei in schroffsten Gegensatz stellen. Das alte Gesetz, daß jede geistige und vor allem jede künstlerische Bewegung gerade dann, wenn sie ihr Ziel erreicht hat und scheinbar auf dem Höhepunkte ihrer Macht steht, bereits der Reaktion verfallen ist, die den Thron des neuen Gottes unterwühlt, bewährte sich auch hier. Völlig unabhängig voneinander treten gerade zur Glanzzeit der „großen Malerei“ in den drei Hauptländern ihrer Herrschaft ihre gefährlichsten Gegner auf: in Belgien Hendrik Leys, in Frankreich Meissonier, in Deutschland Menzel, seltsamerweise alle drei in demselben Jahre 1815 geboren. Der begeisterte Taumel der Künstlerschaft ging an dieser Trias spurlos vorüber, und als der große Katzenjammer der anderen kam, waren sie mit einem Schlage die Herren der Situation. Menzel stand in Berlin sogar zwischen zwei, ja eigentlich sogar zwischen drei Feuern! Denn jene Periode war nicht nur die Glanzzeit der aus Brüssel importierten Kunst, es war auch die Zeit, da Peter Cornelius seine Entwürfe für den Campo Santo der Hohenzollern zeichnete und Wilhelm Kaulbach im Treppenhause des Museums seine geschichtsphilosophischen Wandgemälde schuf. Von einer dieser Strömungen war damals jeder Künstler und Kunstfreund ergriffen. Entweder man schwärmte für den Konturenstil der Cornelianer, denen die Farbe ein Ärgernis war, oder man schwamm in Entzücken über die kolorierten Kartons, die Kaulbach, der entlaufene Schüler des göttlichen Peter, hervorbrachte, oder endlich man jubelte den Ausländern zu und denen, die ihre Art über die deutsche Grenze transportierten. Andere Parteien schien es nicht zu geben, nicht geben zu können. Nur der kleine Menzel blieb



Frau von Waldow, achtzigjährig. (Bleistiftstudie zum „Flötenkonzert".)
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

skeptisch allen Fraktionen gleich fern und entwickelte seine Kunst aus eigener Machtvollkommenheit. Die imposantesten Persönlichkeiten, denen die anderen zuliefen, verloren vor ihm ihre Zauberkraft. Er blieb von ihnen unberührt und schüttelte über sie alle seinen klugen Kopf; denn er wußte — der einzige in Deutschland —, daß das Reich dieser Usurpatoren von kurzer Dauer sein werde.

Als Menzel sich entschloß, der Maler Friedrichs des Großen zu werden, dessen anerkannter Verherrlicher er schon durch seine graphischen Arbeiten geworden, hatte er vor

allen anderen Historienmalern einen ungeheuren Vorsprung voraus. Er bewegte sich hier auf einem Boden, den er längst kannte. Er sprang nicht wie die meisten von ungefähr in eine fremde Zeit hinein, um rasch ein Bild daraus zu entnehmen und sie dann wieder zu verlassen, sondern er schöpfte aus der Fülle seines Wissens von jener Epoche nach Belieben Situationen und Motive. Er war ja gleichsam ein Mitbürger der fridericianischen Welt geworden, und so wurden seine Friedrichsbilder eigentlich keine „Historien“ mehr. In ihrer unerhörten Lebenswahrheit geben sie uns die Illusion, als seien es zeitgenössische Schilderungen. Wenn Antoine Pesne, der von 1709 bis zu seinem Tode, 1757, der Hofmaler dreier preußischer Könige war, diese Bilder geschaffen hätte — sie wären der Wirklichkeit kaum näher gekommen als Menzels Meisterwerke. Der junge Meister stand nicht hoch über seinem Helden, sondern er lebte und fühlte mit ihm. Er kannte ihn von dem Kinderbilde des kleinen Kronprinzen mit der Trommel, das er kopiert und auf den Block übertragen hatte, bis auf die von ihm sorgsam abgezeichnete berühmte Tasse, die der alte Fritz wenige Tage vor seinem Tode in seiner Heftigkeit zerschlagen hatte, weil man sie ihm zu heiß gebracht. Schon während der Illustratorenthätigkeit für Kuglers Buch mag der Plan zu einzelnen späteren Ölgemälden entstanden sein. Nun wird noch einmal für jeden speciellen Fall das Material studiert und zeichnerisch durchdrungen, aber auch wieder so bewältigt, daß dem fertigen Werke keine Spuren des Fleißes anhaften. Steht sein Bild da, so scheint es in fröhlicher Laune



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (1839 bis 1842).

„Die Stunde vor dem Abendessen wurde in der Regel durch Konzerte ausgefüllt, in denen Friedrich sein Lieblingsinstrument, die Flöte, übte.“ (Kugler, S. 275.) „Der Schauplatz ist der Konzertsaal des Königl. Schlosses zu Potsdam. Im Hintergrunde lehnt Quantz am Pfeiler, neben ihm steht der Kapellmeister Graun, der Komponist des Oratoriums ‚Der Tod Jesu‘.“ (Aus Menzels Erläuterungen im Anhang.)

mühelos hingeworfen, kein Schweißtröpflein ist zu sehen, und es hat die merkwürdige Eigenschaft aller Meisterwerke des Realismus, daß sie nämlich dem Nichtkenner ungeheuer leicht und einfach vorkommen. In ihrer schlichten Natürlichkeit erscheinen sie so selbstverständlich wie die Wirklichkeit, und am schwersten, am unnachahmlichsten ist, was so gar einfach aussieht, und man gelangt auf diesem Wege den Äußerungen des Realismus gegenüber zu den einer Verurteilung nahekommenden Wendungen vom „Abschreiben der Wirklichkeit“ oder zu den thörichten Vergleichen mit der Photographie. Die Gegen-



Aus den Holzschnittillustrationen zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“ (1839 bis 1842).
„Als ein besonders merkwürdiges Konzert hat man jenes aufgezeichnet, welches im September 1770, als Friedrich in Potsdam den Besuch der verwitweten Kurfürstin Antonie von Sachsen empfing, angeordnet wurde: die Kurfürstin spielte den Flügel und sang; Friedrich, von Quantz begleitet, blies die erste Flöte, der Erbprinz von Braunschweig spielte die erste Violine und der Prinz von Preußen das Violoncell.“ (Kugler, S. 595.) „Der vorderste Violinspieler ist Friedrichs Konzertmeister Franz Benda, neben ihm der Erbprinz von Braunschweig, hinter diesem der Prinz von Preußen. Beide erstere nach alten Porträts.“ (Aus Menzels Erläuterungen im Anhang.)

wart braucht solche Worte im allgemeinen nicht mehr, sie hat eine lange Schule durchgemacht, die sie eines Besseren belehrte. Aber um die Mitte des Jahrhunderts empfand man so, und achselzuckend standen damals die Leute, die sich im besten Glauben einbildeten, die „ewigen Gesetze“ der Kunst erkannt zu haben, vor Menzels Arbeiten, die

der oberflächliche Betrachter oder Leser fragt wohl verwundert, was es denn hier zu schwärmen giebt. Wie mancher Laie mag nicht bei der Lektüre von Goethes Götz oder von Theodor Fontanes letzten Romanen sich leise gesagt haben: Das soll so schwer sein? Ob ich das nicht am Ende auch kann? Man vergißt dabei, daß gerade das in der Kunst



Figürliche Studien (Bleistift) zur Holzzeichnung „Friedrich der Große die Flöte blasend“ für den bei G. Weise in Stuttgart erschienenen „Deutschen Bilderbogen“. 1872.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

wir heute zu den größten Thaten der deutschen Malerei rechnen. Um ein Menschenalter war der Meister seinen Zeitgenossen voraus, und er hat die Genugthuung gehabt, die Bekehrung der Mitwelt zu erleben.

„Die Bittschrift“ heißt das erste seiner Friedrichsbilder. Es hat noch einen starken genremäßigen Beigeschmack. Ein Bauernpaar hat sich auf einer Chaussee bei Potsdam aufgestellt, um dem Herrscher nach der Sitte der Zeit ein vom gelehrten Herrn Schreiber jedenfalls mit dem ganzen Aufgebot seiner Kunst verfaßtes Schriftstück zu überreichen, in dem ihr schwieriges Anliegen auseinandergesetzt wird. Da naht der König bereits! Auf seinem Schimmel reitet er im Schritt heran; hinter ihm, in einiger Entfernung, zwei Adjutanten. Er kommt langsam näher, gerade auf den Beschauer und den Landmann zu, der ganz im Vordergrunde Posto gefaßt hat und nun zu seinem Schrecken sieht, daß der König ihn schon bemerkt hat und daß das scharfe Fritzenauge auf ihm ruht. Er zittert am ganzen Leibe und möchte am liebsten Reißaus nehmen, wenn ihm nicht seine resolute Braut oder Ehehälfte eindringlich Mut zuspräche.

Nach diesem Vorspiel tritt die große Reihe auf: 1850 „Die Tafelrunde“; 1852 „Das Flötenkonzert“; 1854 „Friedrich der Große auf Reisen“ (in der Galerie Ravené); 1855 „Die Huldigung der schlesischen Stände zu Breslau“ (in der dortigen städtischen Gemäldegalerie); 1856 „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch“ (im Besitz des Kaisers, jetzt im Neuen Palais zu Potsdam im Arbeitszimmer des Monarchen aufgehängt); 1857 „Die Begegnung Friedrichs mit Joseph II. in Neiße“ (im Besitz des Großherzogs von Sachsen-Weimar). Den umfangreichen Bildern schließen sich zwei kleinere aus dem Jahre 1852 an: „Friedrichs Be-

gegnung mit der Tänzerin Barbarina" und „Friedrich in der Unterhaltung mit dem alten tauben General Fouqué". Nach den Ölgemälden erscheinen dann 1859 vier Darstellungen in Wasser- und Deckfarben, die vom Hofleben des Kronprinzen Friedrich in Rheinsberg erzählen, und als Nachklang endlich, 1878, ein Grisaille-Bild: „Friedrich am Sarge des Großen Kurfürsten".

So umschreibt der Künstler mit seinem Pinsel die ganze Welt des großen Königs. Er durchwandert zeichnend Rheinsbergs verfallene Rokokoherrlichkeit und zaubert die Zeiten wieder herauf, da hier ein glänzendes Hofleben voll Anmut und Heiterkeit blühte. Auf dem glatten Spiegel des prachtvollen Sees, der sich vor dem Schlosse ausdehnt, gleitet ein zierliches Boot dahin, und unter seinem Schatten spendenden Sonnensegel sitzt Kronprinz Friedrich in ein Buch vertieft; ringsum tiefe Sommerstille, nur die Ruder schlagen leicht und leise ins Wasser. Oder der preußische Thronerbe besucht den wackeren Antoine Pesne, der den Plafond des Ballsaals ausmalt, auf seinem Gerüst, von dem Künstler, der gerade mit einem Modell beschäftigt ist, unbemerkt. Dann wieder ist der Schmuck des Saales vollendet, und auf seinem blanken Parkettboden bewegt sich in gravitätischem Menuettschritt eine bunte Tanzgesellschaft, deren etwas plumpe Pas freilich darauf hinzudeuten scheinen, daß sie weniger aus Kavalieren und Demoiselles der Berliner Hofwelt als vielmehr aus Mitgliedern des märkischen Landadels besteht, der mit den Künsten des Salons nicht allzu vertraut ist. Auch der Ton der Diener und Lakaien im Vorsaal verrät uns, daß es in Rheinsberg noch ein bißchen robust und ungezwungen hergeht.



Gewandstudie zu dem Ölgemälde „Friedrich der Große auf Reisen".
(Kreide, weiß gehöht.)
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

Aber die ganze Grazie des Hochrokoko erschließt sich uns in den Sälen von Sanssouci, wo der junge König nun seine Getreuen um sich versammelt. Das „Gastmahl" hatte Menzel schon in einem Holzschnitt für Kugler geschildert. Auf dem Ölbilde haben wir fast die gleiche Situation. Wiederum ist der Schauplatz der kleine Rundsaal des Schlosses, wiederum stehen „Friedrich und Voltaire einander als die Herrscher im Reiche des Geistes gegenüber", wiederum erkennen wir neben ihnen den Feldmarschall Keith, den Marquis d'Argens und den Lordmarschall Keith. Aber die Tischgesellschaft ist größer geworden: General Stille, Graf Rothenburg, Graf Al-

garotti, Herr de la Mettrie haben sich noch eingefunden. Mit unbeschreiblicher Delikatesse ist diese vornehme Tafelrunde geschildert. Der Eleganz der Kleidung und der Manieren entspricht die Eleganz des Geistes, mit der das Gespräch geführt wird. Es ist die behagliche Stimmung am Schlusse des Diners. Schon hat man sich an den Früchten der Obstschale gütlich gethan, und die Diener haben bereits die große Flügelthür geöffnet, die in den Garten hinausführt. Aber noch kann man sich von dem Tische nicht trennen, noch fließt die angeregte Unterhaltung weiter fort. Der Sekt perlt in den Gläsern, und über die leicht geröteten Gesichter der erlesenen Schar zieht ein liebenswürdiges, feines Lächeln. Ein Feuerwerk von Witz und geistreichen Bemerkungen scheint aus der mit wundervoller Natürlichkeit gegliederten und bewegten Gruppe aufzuprasseln. Im Holzschnitt hatte Menzel die Scene am späten Abend dargestellt, Kerzen beleuchten den Rundsaal, und durch das Fenster blinkt vom dunklen Himmel der Mond, der halb von Wolken bedeckt ist. Für das Gemälde wählte er das gedämpfte Licht des Spätnachmittags, das vom helleren Garten in das Zimmer dringt und dort von dem weißen Tischtuch, den Puderperücken, dem Krystallgehänge des Lustre und den vergoldeten Schnörkeln der Möbel zurückgeworfen wird. Die Kerzenbeleuchtung malerisch wiederzugeben, behielt er sich für sein „Flötenkonzert“ vor, für das der Abend als die geeignete Tageszeit erscheinen mußte. Auch dies Motiv war bereits in den Illustrationen zu Kugler behandelt worden; es erscheint dort sogar zweimal, und eine Vergleichung der Holzschnitte, die wir hier wiedergeben, mit dem ja hinlänglich bekannten Ölgemälde in der Nationalgalerie zeigt, mit welcher Kunst Menzel es versteht, einen einmal geschilderten Vorgang mehrmals umzukomponieren. Die Proben aus den Studien zu dem Bilde mögen zugleich eine Vorstellung von dem Fleiß und der Sorgsamkeit geben, mit der sich der Künstler vorbereitete. Seine Gewissenhaftigkeit geht so weit, daß er, als später, im Jahre 1872, noch einmal dieselbe Scene zur Ausführung in Holzschnitt für den „Deutschen Bilderbogen“ des Stuttgarter Verlegers Weise gezeichnet werden soll, sich nicht damit begnügt, eine der älteren Figuren des flötenblasenden Königs einfach zu übernehmen oder auch nur zu benutzen, sondern, wie unsere Abbildung beweist, immer wieder von neuem Studien nach dem lebenden Modell macht. Nur durch dieses stetige, unablässige Zurückgreifen auf die Natur selbst ist es ihm freilich möglich gewesen, seinen Schöpfungen durchweg in so hohem Grade den Schein unmittelbaren Lebens zu wahren. Wir können getrost sagen, daß wir keine Bilder aus der Vergangenheit unseres Volkes besitzen, die Menzels „Tafelrunde“ und „Flötenkonzert“ in Schatten stellen. Das sind nicht Geschichtsbilder, die ein bestimmtes Ereignis wiedergeben: es sind kulturhistorische Denkmäler ersten Ranges, die eine ganze Welt vor uns aufsteigen lassen. Hier weht in Wahrheit die Luft des „aufgeklärten Despotismus“, des „Zeitalters der Humanität“, des „Weltbürgertums“, hier lebt die ganze kapriziöse Anmut des Rokokostils, die mit ängstlicher Sorgfalt gehütete Eleganz der deutschen Höfe jener Zeit, die sich so bedingungslos dem Vorbild von Paris und Versailles unterwarfen. Darüber kann kein Zweifel sein: sowohl in diesem runden Speisesalon wie in diesem Konzertsaal zu Sanssouci wird französisch gesprochen und nicht deutsch. Die Musik, die hier gemacht wird, ist echte Kammermusik des achtzehnten Jahrhunderts; das glauben wir herauszuhören. Es ist gerade ein Flötensolo. Philipp Emanuel Bach, der am Flügel sitzt, und die Geiger, unter denen der erste, Franz Benda, Friedrichs Konzertmeister, ebenso wie der Pianist natürlich nach authentischen zeitgenössischen Porträts gemalt ist, pausieren und harren des Augenblicks, wo sie wieder einzufallen haben. So gelingt es Menzel, ganz natürlich und ohne Zwang, die volle Aufmerksamkeit der auf dem Bilde Versammelten wie des Beschauers auf den König selbst zu konzentrieren. Der steht in der Mitte und bläst sein geliebtes Instrument. Auch in dieser prekären Situation verliert er nicht den königlichen Anstand. Das herauszubringen, muß nicht leicht gewesen sein; denn das Flötenblasen ist insgemein keine Beschäftigung für Helden, und wenn wir in einem Orchester Umschau halten, so will uns die Haltung und Bewegung der Flötisten



Modellstudie zu dem unvollendeten Ölgemälde „Friedrich der Große am Morgen vor der Schlacht bei Leuthen". (Bleistift, weiß gehöht.) 1860.
(Im Besitz der Verlags- und Kunsthandlung von R. Wagner in Berlin.)

und Klarinettisten nicht gerade als die edelste und malerischste erscheinen. Doch diese Schwierigkeiten sind vollkommen überwunden: Friedrich bleibt ein Herrscher auch hier, wo er die süße Melodie einer Flötenkadenz ertönen läßt. Ringsum lauscht die Hofgesellschaft. Tiefergriffen blickt die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth von ihrem Sofaplatz im Hintergrunde zu dem geliebten Bruder herüber. Die achtzigjährige Frau von Waldow hört vielleicht nicht mehr viel, aber sie sitzt still dabei, wie es die Etikette gebietet. Ein empfindsamer Kavalier zur Linken schwelgt entzückt im Wohllaut der Töne, deren ganze Süße er auszukosten scheint. Ein anderer hört zu, weil es eben der König ist, der spielt. Ein dritter ist ein Banause und sieht, da er sich unbeob-

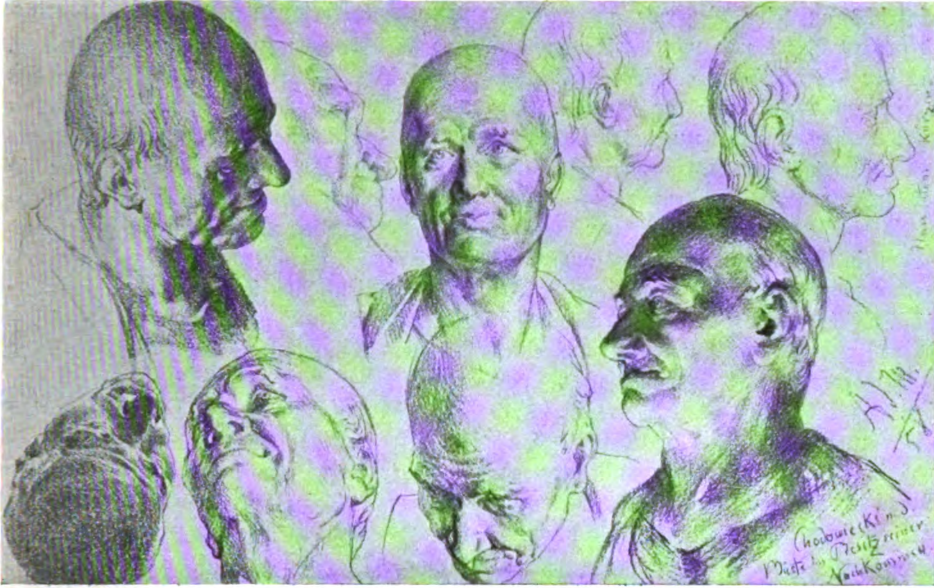
achtet weiß, gelangweilt zur Decke empor. Rechts aber lehnt, in Gedanken und Erinnerungen versunken, Meister Quantz und lauscht dem Spiel seines großen Schülers. Keiner von allen Anwesenden hört so rein sachlich, ohne an sich selbst oder an Nebendinge zu denken, und mit solch innigem Verständnis zu wie dieser einfache Mann, der so bescheiden zur Seite steht. Man kann ein kleines Büchlein schreiben, wenn man alle Schönheiten, Beziehungen und Feinheiten dieses Gemäldes analysieren wollte.

Das dritte der Friedrichsbilder schildert ebenso keinen bestimmten Vorgang, sondern, in der ganzen Art des Vortrags, in der Mischung von Ernst und Humor auf den Stil der „Bittschrift“ zurückgreifend, eine Scene, die sich oftmals in ähnlicher Weise und vielleicht niemals genau so abgespielt hat. Der große König ist auf Reisen. Er fährt mit der Kutsche durch sein Land, um sich persönlich vom Fortschritt der Reformen zu überzeugen, die nach den Stürmen des Siebenjährigen Krieges allenthalben in Angriff genommen werden. Friedrich ist dem Wagen entstiegen; General Lentulus hinter ihm her. Er geht mit raschen Schritten auf den Geheimrat von Brenkenhoff zu, der eben mit den Plänen beschäftigt ist, nach denen im Hintergrunde fleißig gebaut wird; denn es scheint eine Gegend zu sein, die vom Kriege arg mitgenommen ist. Auf dem kurzen Wege, den der König zurückzulegen hat, bilden nun die Bewohner des Ortes Spalier, drüben die einfachen Leute aus dem Dorf, hier, im Vordergrunde des Bildes, eine kleine, besser gekleidete Gruppe, offenbar die benachbarte Gutsherrschaft. Die Dame hat sich tief herabgeneigt, um den Saum des königlichen Rockschoßes zu küssen; eine unserer Abbildungen giebt eine glänzende Studie Menzels wieder, die er nach dem Modell zeichnete, um den Faltenwurf ihres Rockes in dieser Stellung nur ja recht naturgetreu wiederzugeben. Eine stattliche Anzahl von Figuren drängt sich durcheinander; scharfen Auges blickt Friedrich über sie hin. Das ganze Bild atmet Leben und Bewegung.



Figürliche Studien zum Gouachebilde „Der Spaziergänger“. (Kreide.) 1875.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

Dann folgen einige Darstellungen, die mit urkundlicher Treue historische Ereignisse aus dem Leben des Königs schildern. Der jugendliche Herrscher, der rasch entschlossen kurz nach seinem Regierungsantritt seine Ansprüche auf Schlesien durchzusetzen suchte, läßt 1741 die Stände der neuen Pro-



Bleistiftstudie nach einer Porträtbüste Daniel Chodowieckis (1858)
zu dem Ölgemälde „D. Chodowiecki, zeichnend auf der Jannowitzbrücke“.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

vinz den Huldigungseid schwören, auf seinen Degen, da kein ceremonielles Reichsschwert zur Stelle ist. Es ist vielleicht das am wenigsten gelungene der Friedrichsbilder. Noch glückte es Menzel hier nicht, wie einige Jahre später in der Krönung Wilhelms I., ein offizielles Repräsentationsgemälde mit warmem, innerstem Leben zu erfüllen. Diese gebundene Marschroute scheint ihm nicht behagt zu haben. Aber sofort ist er wieder in seinem Element, als es gilt, einen interessanteren geschichtlich überlieferten Vorgang mit der Phantasie zu fassen und zu gestalten. Von prächtiger Anschaulichkeit ist die Begegnung des alten Fritz mit dem jungen Kaiser Joseph II. auf der Treppe des bischöflichen Palastes zu Neiße. Es liegt etwas von der Herzlichkeit des Gustav-Adolf-Bildes in dieser Begrüßung, natürlich mit der Modifikation, die der Stoff erheischte. Zur gewaltigsten Leistung aber schwingt sich Menzels Genie in der Darstellung des Überfalls bei Hochkirch auf.

Es ist interessant, daß der Meister nicht ein einziges Mal Friedrich den Großen als den siegreichen Feldherrn geschildert hat. Er hat keine Schlacht bei Roßbach, keine Schlacht bei Leuthen, keine Schlacht bei Zorndorf und keinen sonstigen kriegerischen Erfolg des Königs gefeiert. In der andeutenden Sprache seiner Holzschnittzeichnungen für Kugler hat er wohl davon erzählt; ein großes Gemälde über diese Themata existiert nicht. Vielleicht hat sich der Meister davor gefürchtet, bei solchen Aufgaben in den äußerlichen Hurrapatriotismus zu verfallen, in den er auch tüchtige und ehrliche Künstler versinken sah, wenn sie sich damit beschäftigten. Vielleicht erschien es ihm zu billig, durch diese Mittel Begeisterung für seinen königlichen Helden zu erwecken, hielt er es für vornehmer und künstlerischer, seine Größe in scheinbar kleinen Zügen erkennen zu lassen. Vielleicht auch scheute er davor zurück, das Kampfgetümmel zu malen, weil er an den Versuchen aller Zeiten erkannte, wie himmelweit sie sämtlich schon hinter dem Bilde zurückblieben, das sich eine lebhafte Phantasie vom Kriege macht, um wieviel mehr noch hinter der Wirklichkeit! Jedenfalls hat Menzel es unwiderleglich bewiesen, daß patriotische Malerei im wahren Sinne durchaus nicht identisch ist mit Schlachtenmalerei. Der Schlacht bei Leuthen hat er sich eine Zeit lang genähert. Aber mehr als der Kampf selbst interessierten ihn die Erzählungen von dem, was sich vorher und nachher abgespielt haben sollte, die Berichte von der Ansprache

Friedrichs an seine Generale am Morgen des großen Tages und von der Überrumpelung der österreichischen Offiziere im Schlosse zu Lissa am Abend nach der Schlacht. Der Zufall wollte es noch dazu, daß beide Pläne nicht zur endgültigen Ausführung gelangten! Das letztere Bild, zu dem die Nationalgalerie eine Ölskizze besitzt, ist vor wenigen Jahren in Berlin zum erstenmal ausgestellt gewesen und dann in die Henneberg-Galerie nach Zürich gelangt; es bietet gerade in seinem Zustande der Halbvollendung einen so besonderen Reiz, daß man fast versucht wird, sein Schicksal nicht zu bedauern. Auch diese Scene hat Menzel in Kuglers Buch schon in einem kleinen Holzschnitt vorweggenommen; aber auf dem großen Bilde entfaltet sie sich unvergleichlich reicher und eindrucksvoller. Jetzt ist auch, was Menzel damals denn doch für unnötig hielt, der historische Schauplatz, das Treppenhaus des Schlosses zu Lissa, genau studiert. Hier hatten sich die Österreicher in dem Glauben, die Preußen seien in weiter Ferne oder wohl gar schon von der übermächtigen Armee Karls von Lothringen aufs Haupt geschlagen, einen guten Tag gemacht. Die Offiziere saßen sorglos im Schloßsaal beim fröhlichen Bankett. Da dringt plötzlich die Kunde zu ihnen, Friedrich stehe vor den Thoren. Eine ungeheure Verwirrung entsteht, man stürzt mit den Leuchtern aus dem Saale auf die Treppe — da steht der König auch schon vor ihnen, lüftet artig den Hut und begrüßt sie mit einem munteren „Bon soir, messieurs! Kann man hier wohl noch unterkommen?“ In ihrer Überraschung merken die Feinde nicht, daß der Monarch zunächst nur von wenigen Leuten begleitet ist, und versäumen es darum, ihn — gefangen zu nehmen, was in diesem Augenblick ein leichtes gewesen wäre. Als sie dann zur Besinnung kamen, war das ganze Schloß mit preußischen Soldaten angefüllt und die einzige Gelegenheit unwiederbringlich dahin. Menzel hat diesen ganzen Gehalt der Scene packend wiedergegeben: die Verblüffung der Österreicher und die Geistesgegenwart des Königs, der sich mit einem kecken Wort aus der drohenden Gefahr der Situation rettet. Lebt hier die übermütige Siegesstimmung nach dem errungenen Erfolge, so ist das andere Bild erfüllt von dem düsteren Ernst und dem bangen Zweifel vor der Schlacht. Das riesige Gemälde — das größte, das Menzel je begonnen — ist niemals aus dem Atelier des Meisters herausgekommen. Es ist auch der Vollendung nicht so nahe gerückt wie das „Bon soir, messieurs“. Vielleicht verlor Menzel, der einen so scharf ausgeprägten Sinn für das Wahrhaftige und eine so tiefe Abneigung gegen historische Anekdotenkrämerei besitzt, die Lust an diesem Thema, als sich mit unumstößlicher Gewißheit herausstellte, daß die berühmte Ansprache Friedrichs an seine Generale thatsächlich nicht stattgefunden hat und die ganze Erzählung ins Reich der Legende zu verweisen ist.

Nur ein einziges Mal also tritt auf einem vollendeten Menzelschen Bilde Friedrich der Große als Kriegsheld auf. Hier aber nicht als der glorreiche Bezwinger feindlicher Heere, sondern — in einer der furchtbarsten Niederlagen, die er je erlitten. Es erschien dem Künstler reizvoller, seinen geliebten Heros einmal im Unglück zu zeigen. Es mag leichter sein, Friedrich den Sieger als Friedrich den Besiegten darzustellen; um so lebhafter fühlte sich Menzel gerade von dieser schwierigeren Aufgabe angezogen. Im Kampfe mit dem widrigen Geschick zeigt sich der echte Held in seiner wahren Größe: so entschloß sich der Meister, den Überfall bei Hochkirch in einem Gemälde festzuhalten. Sechs Jahre hat er an diesem Werke gearbeitet. Und wir wissen, wie er die eigentümlichsten Studien machte, um hier sein Ziel ganz zu erreichen; wie er zu jeder nächtlichen Feuersbrunst eilte, um die seltsamen Effekte, die er brauchte, der Natur selbst abzusehen; wie er sich oft in aller Frühe erhob, um die Luft- und Farbentöne kennen zu lernen, die das erste Morgengrauen mit sich bringt. Das Resultat solcher Mühen ward ein Bild, das als Schlachtenschilderung ohne Vorgang und Beispiel ist. Die Schrecken des Nahkampfes im Dunklen, die namenlose Verwirrung der überfallenen Preußen, die dann doch wieder durch den militärischen Geist der Ordnung und Sammlung zugeführt werden, die Unsicherheit der Schlaftrunkenen, die instinktiv zu den Waffen greifen und bald mit dem Mute der Verzweiflung dem verhaßten Gegner auf den Leib



Bleistiftstudie zu dem Ölgemälde „Die Berlin-Potsdamer Bahn“. 1845.
(Im Besitz der Verlags- und Kunsthandlung von R. Wagner in Berlin.)

rücken — das alles ist mit unvergleichlicher Kunst gemalt. Und mitten im Kugelregen sprengt der König daher: seine Lippen sind fest aufeinander gepreßt, die Augen starr ins Leere gerichtet. Sein klarer Blick hat die Größe des Unheils durchschaut; er will nur noch retten, was zu retten ist. Sein Herz will ihm zerspringen, aber er bezwingt sich, um den Seinen nicht allen Mut zu nehmen, und kaltblütig erteilt er seine Befehle. Es ist eine grandiose dramatische Spannung in dieser Darstellung, und wenn wir gleich wissen, daß auch diese schreckliche Nacht Friedrichs Ruhmeslauf nicht aufzuhalten vermochte, wir zittern doch, wie in einer Tragödie, die wir längst kennen, um das Schicksal unseres Helden.

* * *

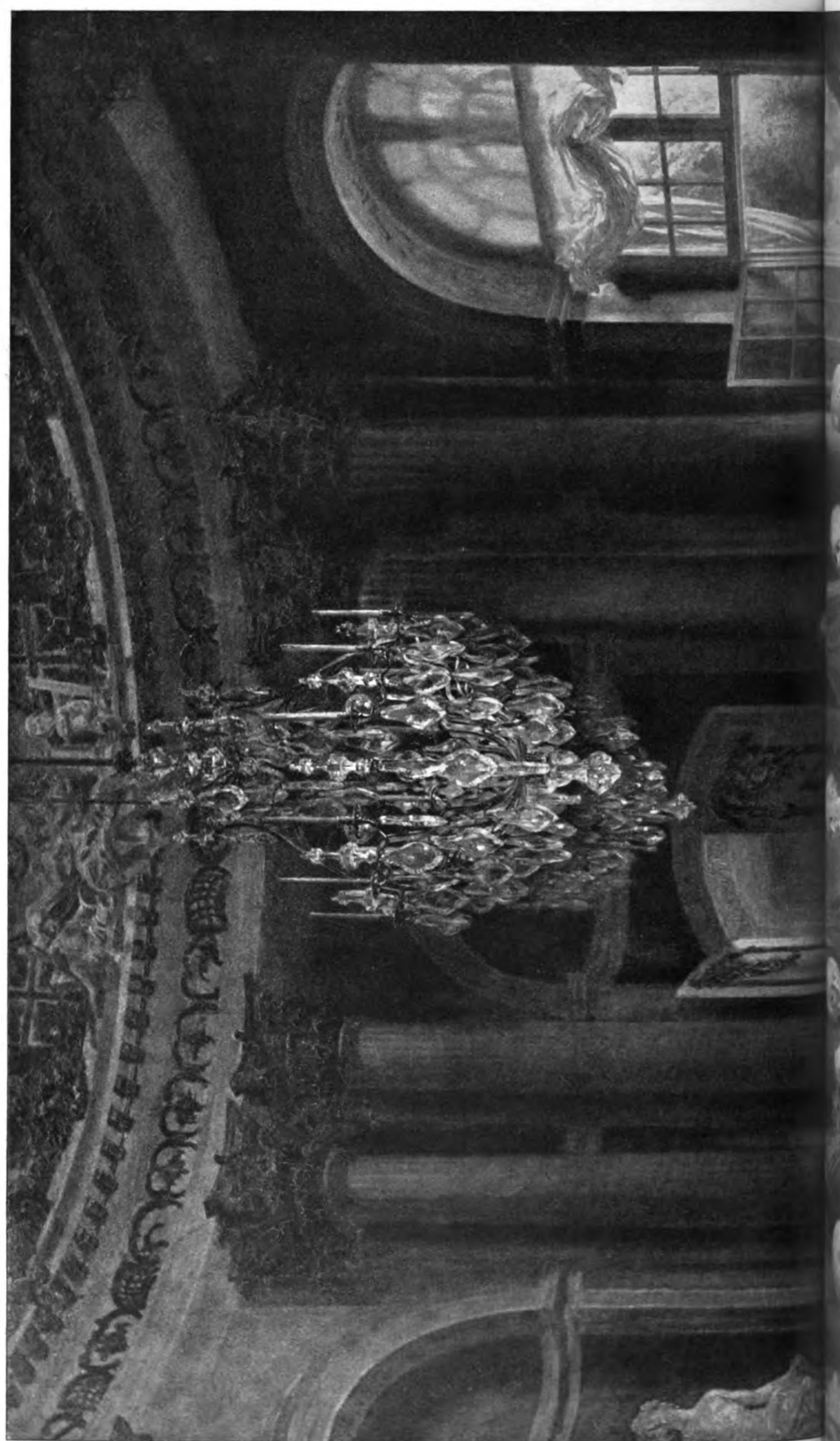
Es ist von manchen Seiten darüber Klage geführt worden, daß Menzel, dem größten Historienmaler, „nicht die geeigneten Aufgaben gestellt worden seien, um sein Genie ganz zu entfalten.“ Man denkt dabei wohl an monumentale Aufgaben, wie sie sich beispielsweise im Treppenhause des Berliner Museums oder in der Ruhmeshalle des Zeughauses ergaben. Mir scheint solche Klage grundlos. Denn es ist doch sehr die Frage, ob Menzel mit sonderlicher Freude derartige Aufträge ergriffen hätte. Seine innerste Natur wies ihn nicht auf das Riesenformat. Mit feinem Instinkt fühlte er, welche Gesetze die Monumentalmalerei beachten müsse, wenn sie wirklich Bleibendes geben wolle; er erkannte ferner, daß alle die Leute, die zu seiner Zeit sich mit diesen Problemen abmühten, ihnen nicht gewachsen seien, schließlich wohl auch, daß seine eigene Begabung auf andere Wege führe, und daß erst andere Dinge zu erledigen seien, bevor die Zeit zu der notwendigen Reform der großen dekorativen Kunst im modernen Sinne reif sei. Die meisten Maler tragen kein Bedenken, kleine Staffeleibilder und große Wandgemälde im gleichen Stile zu malen; sie machen sich nichts daraus, diese zu verkleinern oder jene zu vergrößern, weil sie nicht den wesentlichen Unterschied der beiden Kunstarten em-

pfinden. Menzel wußte stets ganz genau, daß mit seinem Realismus für monumentale Zwecke nichts zu machen sei. Vielleicht hat diese Erkenntnis mitgesprochen, als er jene „Ansprache Friedrichs an seine Generale“ liegen ließ. Sicherlich war sie maßgebend für seinen Entschluß, das Gustav-Adolf-Bild nicht in großem Format auszuführen. Und ohne Zweifel bestimmten ihn auch Erwägungen dieser Art, eine zweite, ähnliche Aufgabe des Kasseler Kunstvereins (1847) — den „Einzug der Herzogin Sophie von Brabant und ihres Söhnchens Heinrich, des nachmaligen ersten Landgrafen von Hessen“ in lebensgroßem Maßstabe — ebensowenig zu Ende zu führen. Auch hier blieb er im Vorstadium stecken; über einen Karton in Kohle und Kreide gedieh die Arbeit nicht hinaus. Wo er aber wirklich einmal einem solchen Auftrag nachkam, erreichte er weder die Höhe noch den charakteristischen Ausdruck seiner persönlichen Kunst. Die Lünette im kronprinzlichen Palais zu Berlin, wo er die Vereinigung von Preußen und England durch die Begegnung Blüchers und Wellingtons auf dem Schlachtfelde von Waterloo ausdrückte (1858), ist nicht viel mehr als eine tüchtige Arbeit, und in den beiden Hochmeisterfiguren für den Remter des Marienburger Schlosses (1854) folgte er, seine Eigenart aufgebend, allerdings mit nicht geringem Geschick und schönem Erfolge, Dürerschen Vorbildern.

Sobald es gilt, repräsentativ zu sein oder mit „großen Empfindungen“ zu wirtschaften, fühlt Menzel sich nicht in seinem Element. Seine schlichte Art läßt sich nicht hinaufschrauben. Seine wenigen Versuche in der religiösen Malerei, zumal sein Transparentgemälde „Der zwölfjährige Jesus im Tempel“ (1851), das er dann in einem Schabkunstblatt selbst vervielfältigte, stießen auf Widerspruch. Auch hier ergab sich ihm ein absolut realistisches Historienbild. Die Scene ward so wenig ein die Gemüter erhebendes Altarstück wie eine orientalische Kostümstudie, sondern ein Charakterbild aus dem alten Judenreich. Israelitisch sind die alten Priester, israelitisch Maria, die ihren Sohn erstaunt hier wiederfindet, israelitisch der Jesusknabe selbst, der mit den Talmudgelehrten disputiert. Man war über diese Auffassung, die jedes „Idealismus“ bar erschien, empört, und es fehlte nicht an Leuten, die von einer Beleidigung oder gar Verhöhnung des christlichen Gefühls sprachen. Solche Anfeindungen mögen es Menzel verleidet haben, sich weiter auf diesem Felde zu bewegen.

Es muß eigentlich wunder nehmen, daß man diesem Manne, der so wenig „großartig“ zu sein verstand, im Jahre 1861 den Auftrag gab, die Krönung des Königs in einem Gemälde festzuhalten. Wahrscheinlich geschah es deshalb, weil er sich bereits als ein Maler preußischen Glanzes bewährt hatte. Aber dies Faktum hat noch eine andere, tiefere Bedeutung. Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne, hatte Cornelius und Kaulbach nach Berlin berufen. Jetzt, wo die Zeit der Träumerei glücklich zu Ende war und in Preußens Politik ein kraftvoller Realismus mächtig wurde, rief man Menzel. Es war ein Wagnis, aber es gelang. Im alten „Garde-du-Corps-Saal“ des Berliner Hohenzollernschlosses, der Menzel als Atelier eingeräumt wurde, entstand das erste Geschichtsbild aus der Epoche Wilhelms I., das zugleich erfüllt war von dem Geist dieser neuen Zeit, von dem Geist der Einfachheit und Klarheit, der vom Thatsächlichen ausging und ohne falschen Idealismus, ohne Pathos und Illusionen das real Mögliche im Auge behielt. Schon im Beginn unserer Betrachtung war von diesem Bilde die Rede, das für des Meisters Entwickelung einen wichtigen Markstein bedeutet. Denn mit einem Schlage erkannte Menzel nun, daß auch die Gegenwart der Beachtung wert sei, daß man nicht unbedingt in die Vergangenheit zu flüchten brauche, um würdige Aufgaben zu finden, vor allem aber, daß auch das Leben rings um ihn her seinem malerischen Bedürfnis Nahrung vollauf bieten könne.

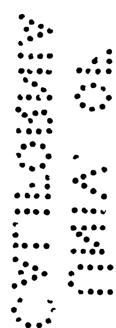
Denn das ist schließlich bei aller Freude am Stoffe, zumal an dem aus friderizianischer Zeit, von Anbeginn für Menzel die Hauptsache gewesen: das Malerische. Es war bisher mehr von dem Inhalt und der allgemeinen künstlerischen Auffassung seiner Gemälde die Rede; sie spielen in der ersten Periode von Menzels Malerei eine so bedeutsame Rolle, daß ihnen der Vorrang gebührt. Aber sie sind doch nur ein Teil von





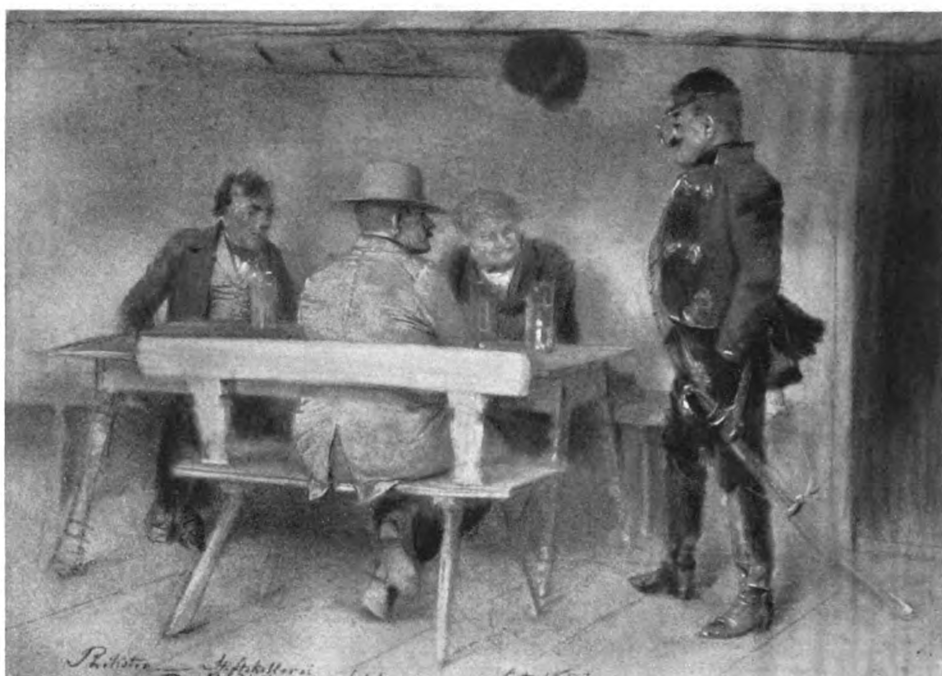
Zu Osborn: Adolph von Menzel.

Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci. Ölgemälde (1850).
(Im Besitz der Nationalgalerie.)





Blick auf die Hildebrandstraße in Berlin; Aschermittwoch-Morgenstimmung. (Wasser- und Deckfarbengemälde.) Aus dem Kinderalbum (1861 bis 1883).
(Im Besitz der Nationalgalerie.)



Philister und Offizier in der Stiftskellerei der Benediktiner in Salzburg. (Farbige Kreide.) September 1852.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

Menzels Kunst und Ruhm. Denn nicht minder großartig ist auch schon in ihnen die künstlerische Sprache, in der der Meister zu uns redet. Auch in seinen ersten Versuchen ist er nicht lediglich ein Anekdotenerzähler und Charakteristiker. Bereits dort weiß er, was er seinem Handwerkszeug, seinem Pinsel und seiner Palette, schuldig ist. Und immer bedeutsamer wird in der Folgezeit sein Streben, als ein echter Maler den farbigen Abglanz der Natur aufzufangen und wiederzuspiegeln. Auch darin steht Menzel im damaligen Deutschland so gut wie allein. Er giebt keine Konturenzeichnung, und er begnügt sich nicht damit, wie die altdeutschen Illuminatoren den zeichnerischen Umriß mit Farben, die ebensogut wegfallen könnten, auszufüllen. Ganz selbständig entdeckt er den tiefen Gegensatz zwischen der auf Betonung der Form und der auf Betonung der Farbe gerichteten Kunstanschauung. Ohne Vorbild und Lehrer durchschaut er bereits Dinge, die andere erst lange Zeit nachher begriffen. Er sieht, wie sich die Umrißlinien der Gegenstände lockern und lösen, empfindet mit seinem scharfen Auge den Fundamentalunterschied des Vorder- und Hintergrundes im Bilde, weiß unvergleichlich das, was er deutlich sieht, klar und deutlich, das, was ihm unbestimmt erscheint, unbestimmt und verschwommen wiederzugeben. Er kennt schon den Reiz der ineinanderfließenden Linien und Töne und weiß, daß es seine vornehmste Aufgabe ist, den malerischen Gesamteindruck eines natürlichen Vorbildes, aber auch einer mit der Phantasie frei erschaffenen Scene festzuhalten und wiederzugeben. Vor der Erfindung der Photographie hat er dem Sinne nach den klugen Satz erfaßt: „Malerei ist das, was man nicht photographieren kann." Das Spiel der Lichter, seine unendlichen Variationen und Nuancen zu beobachten, ist ihm höchste Wonne. Auf die Meisterschaft, mit der der schneeige Wintertag im Gustav-Adolf-Bilde und die Nachmittagsbeleuchtung in der „Tafelrunde" gemalt ist, ward schon hingedeutet. Fabelhaft ist die Kunst, mit der im „Flötenkonzert" die Reflexe des Kerzenlichts über den ganzen Raum, über die ganze Gesellschaft hingestreut sind, mit der in der „Schlacht bei Hochkirch" der Kampf des aufdämmernden Tages und der Pulverblitze mit den letzten Schatten der Nacht geschildert ist, wo die dunklen Sil-

houetten der anstürmenden Soldaten scharf gegen den grellen Feuerschein des Hintergrundes gestellt sind. Nicht minder wirksam wird im Krönungsbilde die Tageshelle benutzt, die gerade in der Mitte des Gemäldes von oben her in die Dämmerung der Kirche herunterflutet. Durch die Thüren und Fenster Menzelscher Interieurs dringt das Licht herein, macht das Helle leuchtend, hüpft über Kostüme, Möbel und Geräte, treibt mit allen Farben seinen Schabernack, neckt sich mit Schnörkeln und Zierwerk, springt in entlegene Ecken und staubige Winkel, greift den Schatten durch den raffinierten Wiederschein der Reflexe an und führt einen so lustigen Tanz auf, daß man an diesem entzückenden Schauspiel den Blick nicht sättigen kann. Kein einziger der großen Romanen, die, im Zauberkreise hellerer Sonne und lebhafterer Farben lebend, das Spiel des Lichtes mit größerer Virtuosität zu malen verstehen als die Nordländer, weder Frogonard, der Franzose, noch Fortuny, der Spanier, haben Menzel in dieser Fertigkeit übertroffen.

Aber der deutsche Künstler ging noch einen Schritt weiter. Er verließ das Zimmer und trat ins Freie hinaus. Da entdeckte sein unbefangenes, durch keine Schulvorschrift verbildetes Auge den gewaltigen Gegensatz zwischen den Lichtern des hellen Tages, zwischen den zitternden Tönen der freien Luft und den Licht- und Luftwerten der zeitgenössischen Gemälde. Die einfache Beobachtung lehrte ihn den Zweifel an der ewigen Gültigkeit der herrschenden Kunstart. Auf den Bildern der anderen sah er den gedämpften Galerieton, der aus dem mißverstandenen Studium der nachgedunkelten Werke alter Meister entstanden war; hier draußen sah er lichte Klarheit, jubelnde Helle und blendende Reflexe, sah das feine Silbergrau, das die Luft durchzieht und die Welt verklärt, sah die tausend schillernden Nuancen, die komplizierten Mischungen des Kolorits, die in der Natur leben, und von denen die Maler jener Jahre insgemein keine Ahnung hatten. Auch wenn er die Bilder der Besten seiner Zeit betrachtete, wenn er die raffinierte Technik und das tüchtige Können bewunderte, mit der sie ihre Pinsel führten, immer wieder mußte er staunend feststellen, daß sie für alle diese malerischen Probleme schlechthin blind zu sein schienen. Aber Menzel ließ sich nicht beirren. Autoritäten gab es nicht für ihn, wenn er selbst von der Richtigkeit seiner Anschauung überzeugt war. Und er begann auf eigene Faust den Kampf gegen die berühmten „braunen Saucen“ und für die unverfälschte Wiedergabe des ungebrochenen, hellen Lichts, das



Bleistiftstudie zum Gouachebilde „Prozession in Hofgastein“. 1880.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)



Landungsplatz. (Bleistiftzeichnung.) 1851.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

draußen vor den Thoren der Häuser, vor den Fenstern der Ateliers sein zauberhaftes Spiel trieb.

So ward Menzel ein „Impressionist“ und ein „Pleinairist“, lange bevor das Schlagwort vom „Freilicht“ entstand und mit werbender Kraft über die Länder Europas eilte. Es war für die deutsche Malerei verhängnisvoll, daß sie die Bedeutung dieser mutigen That nicht begriff. Erst ein paar Jahrzehnte später, als die Franzosen Manet, Degas und Monet die moderne Parole ausgaben, die nun freilich ein wenig anders klang, horchte man auch diesseits der Vogesen auf. Jetzt suchte man bei uns alles über den Haufen zu werfen. Mit einemmal sollte der Jahrzehnte hindurch eingewurzelten alten Anschauung der Garaus gemacht werden. Um wieviel sinngemäßer, leichter und organischer hätte dieser ganze Prozeß sich entwickelt, wenn man ein Menschenalter vorher an Menzel geglaubt hätte! Als er jene großartigen Versuche wagte, waren Degas und Manet blutjunge Kunstschüler, die eben die Anfangsgründe erlernten, und Monet war ein kleiner Bube. An Menzel hätte sich um so eher anknüpfen lassen, als er nicht mit dem wilden Radikalismus vorging, durch den diese Jüngeren später das Publikum erschreckten. Auch er strebte nach breitem, flüssigem Vortrag, nach geistreicher Betonung des koloristisch Wichtigen, aber er war weit entfernt von der Kühnheit Manets, von der nervösen Perversität des Degas, von der erklügelten Freilicht-Analyse Claude Monets. Ihm galt auch schließlich weder der Silberton der Luft, noch der delikate Geschmack der Farbe, noch das Flimmern der Atmosphäre für das allein Interessante in seiner Arbeit. Seine Nerven waren stets gesunder, robuster und normaler als die der dekadenten jüngeren Generation, dafür freilich auch nicht ganz so zart und feinfühlig wie diese. Und er verlor doch nie völlig den innigen Zusammenhang mit dem Stofflichen.

Doch auch darin wird jetzt ein seit langem vorbereiteter, bedeutungsvoller Umschwung bemerkbar, durch den sich Menzel seine historische Stellung als Vorkämpfer der modernen Malerei erst ganz eroberte. Schon in den Friedrichsbildern war sein eifrigstes Streben auf Wahrheit und Natur gerichtet. Aber noch steckte die Natur im Kostüm. Er hat den malerischen Wert des Kostüms stets geschätzt und es nie vergessen, daß er vom Rokoko ausgegangen war, dem er allezeit eine zärtliche Liebe, ja eine gewisse Dankbarkeit bewahrte. Zahllose kleine Bilder hat



Hofgastein. (Wasser- und Deckfarbengemälde.) 1874.
(In der Nationalgalerie.)

er vor, während und nach seiner fridericianischen Periode gemalt, in denen er Menschen in der Tracht vergangener Jahrhunderte vereinigte; an der farbigen Welt des Siebenjährigen, aber auch des Dreißigjährigen Krieges, in die schon seine ersten Gemälde zeitweilig führten, hat er immer Freude gehabt. Damen sitzen am Klavier oder empfangen Besuch; ein Feldhauptmann im Wallensteinhut verlangt von den Bewohnern einer eroberten Stadt Kriegskontribution; ein Kavalier, der vom Hofe des Großen Kurfürsten zu stammen scheint, erquickt sich Gaumen und Kehle an Austern und kühlem Wein; eine adlige Familie sitzt am flackernden Feuer des Kamins, dessen unruhige röt-

liche Flamme mit dem bescheidenen Licht einer Lampe und dem fahlen Schein des letzten Tagesschimmers, der durchs Fenster dringt, um die Beleuchtung des Zimmers und seiner Insassen wetteifert; einem vornehmen Hausherrn im behaglichen altdeutschen Speisegemach wird durch eine unerwartete Nachricht die Freude am leckeren Mahl zerstört. Landsknechtartige Gestalten im Renaissancekostüm erscheinen mit ihren Waffen, fleißige Gelehrte in holländischer Tracht studieren in ehrwürdigen Pergamentcodices, reiche Kaufleute schmauchen aus kurzen Thonpfeifen. Es sind durchweg Kabinettstückchen im besten Sinne, wie geschaffen zum Schmuck eines teppichbelegten Herrenzimmers, das von bläulichen Havannawolken durchzogen wird; in allen lebt ein behäbiger Wohlstand, und leckere Speisen und ein guter Tropfen spielen eine große Rolle dabei. Die Freude am Glanz und an der fröhlichen Buntheit verklungener Zeiten führte Menzel sogar zeitweilig in eine Welt, von der sich der Antiromantiker sonst sorgsam fernhielt. Als er im Schlosse an seinem Krönungsbilde arbeitete, fiel sein Auge auf eine Sammlung mittelalterlicher Rüstungen, die in einer Ecke des Garde-du-Corps-Saales aufgestapelt war. Die seltsamen Gestalten, die dem einsam Schaffenden oft wie verzauberte Ritter vorkommen mochten, regten ihn zu einer Reihe merkwürdiger Darstellungen an, die er selbst einmal mit dem Titel „Rüstkammerphantasien" zusammenfaßte; bald hängen die Eisenkleider und Stahlhelme mit den Visieren in ihrer halb komischen, halb unheimlichen Menschenähnlichkeit auf ihren Gestellen und geben uns allerlei zum Nachdenken auf, bald haben sie einen lebendigen Inhalt bekommen, einen tapferen Ritter, der sich beherzt aufs Pferd schwingt oder einem lieblichen Fräulein in Züchten sich nähert.



Arbeiter mit Zange. (Bleistiftstudie zum „Eisenwalzwerk".)
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

Innig verwandt mit diesen Kostümbildern sind die köstlichen Gemälde, auf denen Menzel den reizvollen Formen der alten Architektur nachgeht. An schmucken Rathäusern, zierlichen Marktbrunnen, würdigen Gotteshäusern ist er nie teilnahmlos vorübergegangen. Zumal die katholischen Barockkirchen haben es ihm angethan. In Salzburg und Innsbruck, in München und Ettal, gelegentlich auch in Trier und Dresden, vertiefte er sich in den phantastischen Pomp des üppigen Jesuitenstils. Er studiert die gewundenen Säulen, die reichbesetzten Altäre, die kunstvollen Gitter, Leuchter, Ampeln und Kronen, die hohen Wölbungen und bunten Kirchenfahnen, das überprächtige Schnitzwerk der

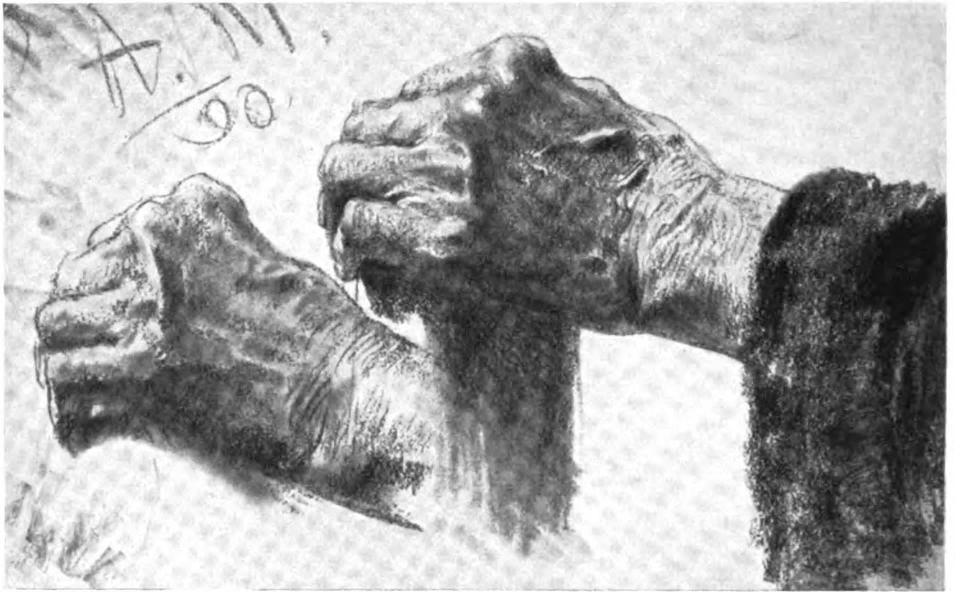


Bleistiftstudie zum „Eisenwalzwerk“.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

Orgel und der Chorstühle, die luftigen Stuckornamente der Flächen und Pfeiler, die prangenden Kuppelgemälde und vergoldeten Skulpturen. Er geht mit Entzücken dem krausen Linienspiel nach, in dem sich die Laune der alten Baumeister gefiel, folgt der raffinierten Beleuchtung, die sie dem geweihten Raume gaben, und dem Lichte der Kerzen und ewigen Lampen, das alle diese Bogen, Schnörkel, Schnecken, Kartuschen, Pilaster munter hinaufklettert. Mehr oder weniger andächtig lauscht die Menge den Worten des Predigers, der Klingelbeutel geht herum, geistliche Herren eilen geschäftig hin und her, Kleriker in allen Trachten, Mönche, Ordensbrüder, Sakristane, Chorknaben, in eine heilige Handlung vertieft oder eifrig an der Ausschmückung des Altars arbeitend.

Nun aber verlangt auch das weltliche Leben der Gegenwart sein Recht, und Men-

zel gewährt es ihm. Mit dem Krönungsbilde war er der Historiker des modernen Preußens geworden. Es brach die Zeit an, wo ein Berliner nicht mehr um ein Jahrhundert zurückzugehen brauchte, um sich zu begeistern. Aus der Stimmung der großen Kriegsjahre heraus entstand das Gemälde, das die Abreise König Wilhelms zur Armee an jenem ernsten Julitage 1870 packend schildert. In seinem einfachen Wagen fährt der Monarch die Linden herab dem Brandenburger Thore zu, die Menge grüßend, die sich in unabsehbarem Gewimmel auf dem Bürgersteig drängt und ihm zujubelt; die Häuser sind geschmückt, und lustig flattern die Fahnen im Winde. Dann aber, nach den Siegen, freute sich der Apostel des großen Friedrich über das neue Preußen, und mit behaglicher Ruhe schilderte er den soliden Glanz am Hofe des ersten Kaisers. Hatte er früher Rokoko-Diners und -Konzerte in Sanssouci wieder lebendig gemacht, so hielt er jetzt den höfischen Prunk der Festlichkeiten im ehrwürdigen Schlosse an der Spree, deren steter Gast er war, im Bilde fest und schuf damit kulturhistorische Dokumente von unvergänglichem Wert. In den schimmernden Sälen wogt die vornehme Hofgesellschaft auf und nieder. Im glitzernden Schein der Kerzen tummeln sich hohe Militärs in strahlenden Uniformen, Excellenzen, Minister, Staatssekretäre, Kammerherren in betreßten Röcken, alte und junge Damen in knisternden, reichlich ausgeschnittenen Seidenroben. Ein blendendes Durcheinander von Ordenssternen, Epaulettes, Federbüschen, Brillantkolliers, Perlenketten und leuchtenden nackten Schultern verwirrt das Auge. Hier drängt sich eine Gruppe auf der Galerie des Ballsaales und blickt hinunter auf die tanzenden Paare. Da hält der alte Kaiser selbst Cercle und ist, rings umgeben von der respektvoll harrenden Menge, im leutseligen Gespräch mit einer schlanken Schönen begriffen, die der Majestät soeben vorgestellt wurde, und deren Körperhaltung noch ganz verehrungsvolle, tiefe Verneigung zu sein scheint. Zwei Geheimräte haben sich zu intimer, wichtiger, hochpolitischer Zwiesprache in das behagliche Halbdunkel eines Nebenraumes zurückgezogen, während im Hintergrunde elegante Paare dem hellerleuchteten Hauptsaale zueilen. Oder es ist Tanzpause, die Musik schweigt und die aristokratischen Herrschaften verteilen sich zu zwanglosen Gruppen. In dem kostbaren „Ballsouper“ (1879) erreichten diese Schilderungen ihren Höhepunkt: Der Hof hat sich in die reser-



Handstudie (Bleistift) von 1890.
(Im Besitz der Verlags- und Kunsthandlung von R. Wagner in Berlin.)



Trockenplatz. (Wasser- und Deckfarben.) Aus dem Kinderalbum (1861 bis 1883).
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

vierten Salons zurückgezogen, und der Zurückgebliebenen bemächtigt sich eine etwas freiere, weniger ceremonielle Stimmung, lebhaftes Geplauder durchschwirrt den Raum, hier und da übertönt durch ein angemessen gedämpftes Lachen; die Damen haben es sich auf weichen Fauteuils bequem gemacht, die Kavaliere stürmen die Büffetts, bedienen die Schönen, fragen nach ihrem Begehr, oder suchen für sich selbst etwas Eßbares zu erringen, nehmen den anbietenden Lakaien ein Glas Sekt ab und sind nun mit ungleichem Erfolg bestrebt, des Errungenen auch froh zu werden, was nicht so einfach ist, wenn man keinen Stuhl und keinen Tisch hat, sondern im Stehen mit zwei Händen außer dem Glase noch Teller, Messer, Gabel und Helm oder Dreimaster zugleich beherrschen soll. Man möchte glauben, Menzel habe bei diesen Festen, ungesehen von den anderen, in einer Ecke gesessen, gezeichnet und gemalt. Aber weder die Form, noch der Schmuck der Räume, noch die Gesichter der Dargestellten entsprechen genau wirklichen Vorbildern vom Berliner Hofe. Die Säle sind im Charakter der Schloßarchitektur frei erfunden und



Bleistiftstudie.
(Im Besitz der Verlags- und Kunsthandlung von R. Wagner in Berlin.)



Liegender Tiger. (Wasser- und Deckfarben.) Aus dem Kinderalbum (1861 bis 1883).
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

die Gestalten nach gewöhnlichen Modellen gearbeitet.

Vom Königsschlosse aus hat Menzel die ganze Hauptstadt erobert. Er führt uns in die vornehmen Salons des reichen Westens, wo der Glanz der Feste dem der Hofbälle nicht viel nachgiebt. Er führt uns auf die Straße und lehrt uns die unerschöpfliche Fülle malerischer Probleme kennen, die eine moderne Großstadt stellt. Schon unter seinen ersten Bildern fanden wir ein Berliner Motiv: den Palaisgarten des Prinzen Albrecht. Diesen Weg hat er nie ganz aus dem Auge verloren. Auf seinen Spaziergängen durch die Straßen, auf seinen Wanderschaften an der Peripherie und draußen vor den Thoren entdeckte er tausend Dinge, die ihn interessierten. Vieles, was in dies Kapitel fällt, mag noch in des Meisters Atelier verborgen liegen, manches hat er vielleicht inzwischen vernichtet. Alle Welt war überrascht, als vor einem Jahre ein Gemälde aus dem Jahre 1847 zum Vorschein kam, das die Berlin-Potsdamer Bahn zum Gegenstand hatte. Das Bild ist aus mehr als einem Grunde höchst interessant. Zunächst giebt es ein Stückchen Alt-Berlin, das anderswo kaum aufbewahrt worden ist. Der Beschauer hat sich seinen Platz etwa am jetzigen Bahnhof Großgörschenstraße zu denken, das heißt an einer Stelle, die heute mitten in einem belebten Stadtteil liegt. Vor fünfzig Jahren aber war man hier weit draußen vor der Stadt. Alte Bäume stehen noch da, und ein Feldweg ist über den Damm der eingleisigen Bahn hinübergeführt. In weiter, weiter Ferne, von diesem Bahnübergang durch einen stattlichen Zwischenraum freien Feldes getrennt, tauchen die Häuser und Türme Berlins auf. Das alles ist — sehr merkwürdig! — in einer Kunstart gemalt, die nicht nur damals in Deutschland unbekannt war und unverstanden blieb, sondern die auch von Menzel, soweit wir wenigstens seine Arbeiten kennen, in späterer Zeit nicht gepflegt wurde. Wie hier das Landschaftliche aus der Natur herausgeschnitten und wiedergegeben, wie die klare Luft über den freien Feldern, der dicke, heiße Dunst über der Stadt im Hintergrunde gemalt ist, vor allem wie die Baumgruppen behandelt sind, das scheint auf die Kunst des Engländers John Constable, des Vaters der modernen Landschaftskunst, und unmittelbar auf dessen französische Schüler und Vermittler hinzudeuten. Zumal an Charles Daubigny fühlt man sich erinnert. Das Bild fällt vorläufig für uns

vollständig aus dem Rahmen der Menzelschen Kunst heraus. Vorläufig — denn wir wissen bisher nichts von Arbeiten des Meisters, die in ähnlicher Weise eine Verwandtschaft mit der ausländischen Kunst jener Jahre aufweisen. Wir haben auch keine Veranlassung und keine Berechtigung, direkte Einflüsse der französischen oder gar der englischen Malerei hier anzunehmen, und so dürfen wir abermals ein Gebiet konstatieren, auf dem Menzel seiner Zeit auf Siebenmeilenstiefeln vorausgeeilt war. Das unschätzbare Werk ist jetzt in den Besitz der Nationalgalerie übergegangen; die Bleistiftskizze, die unsere Abbildung wiedergiebt, ein Eigentum der Kunsthandlung von R. Wagner, kann natürlich von dem koloristischen Reiz des Gemäldes keine Vorstellung geben.

Nur einmal ging Menzel in die Vergangenheit Berlins zurück, in dem großen, für den Verein Berliner Künstler gemalten Bilde, das „Daniel Chodowiecki, zeichnend auf der Jannowitzbrücke“ (1859) darstellte. Sonst hielt er sich an die Gegenwart und das frisch pulsierende Leben um ihn her. Da sind Scenen vom Spreeufer, vom Markt im Winter, vom Weihnachtsmarkt auf dem Schloßplatz, aus Restaurants, Konzerthäusern und Gartenlokalen, Blicke in Straßen hinein, am liebsten von einem recht hochgelegenen Fenster, fast aus der Vogelperspektive, aufgenommen. Hier ein altes Haus im Abbruch, dort ein hohes Mietsgebäude am Abend, durch dessen hellerleuchtete Fenster wir die Bewohner der einzelnen Etagen belauschen.

Die ganze eigentümliche Poesie großstädtischen Straßenlebens aber ging Menzel erst auf, als er 1867 zur Weltausstellung Paris besuchte. Mit staunender Bewunderung sah und beobachtete er das kolossale Getriebe, das sich dort mit ohrenzerreißendem Spektakel zwischen den himmelhohen Häusern hinwälzt, das amüsante Leben auf den Boulevards, das Gewimmel der Spaziergänger in den Gärten der Tuilerien und des Luxembourg, das Gedränge in der Ausstellung



Hirsche im Zoologischen Garten. (Wasser- und Deckfarben-Malerei.) Aus dem Kinderalbum. 1863.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

selbst und im Jardin des Plantes. Auf Jahre hinaus haben ihn diese Dinge beschäftigt und zu Bildern angeregt. Überall ist ein Gewimmel von Spießbürgern, Stutzern, Kindern, Arbeitern, eleganten Damen, Zuaven, Kellnern, Verkäufern. Überall glaubt man den dröhnenden Lärm der riesigen Metropole bald in unmittelbarer Nähe, bald aus der Ferne, ein wenig gedämpft, zu vernehmen. Überall braut die dumpfe Atmosphäre, die das Kennzeichen der großen Stadt ist.

Das Reisen hat in Menzels Leben und Kunst stets eine große Rolle gespielt. Allzu weit freilich ist er nicht in der Welt herumgekommen. Jener Ausflug nach Paris steht fast ganz allein. Gehörte er doch zu den wenigen deutschen Künstlern, die von der Sehnsucht nach Italien frei blieben! Er pompösen Großartigkeit der italienischen Landschaft und eine Art Furcht, daß er seine Festigkeit unter dem Einfluß der Eindrücke, die dort auf ihn einstürmen würden, verlieren könnte. In Berlin fand er so viel zu sehen, daß er das „gelobte Land der Kunst" ganz gut entbehren zu können glaubte, eine Meinung, in der ihm sicherlich nicht viele Kollegen beigepflichtet haben. Wie er dann schließlich doch einmal nach Paris kam: als fertiger Mann, als abgeschlossene Individualität und als Vergnügungsreisender, so wagte er sich, noch um dreizehn Jahre später, erst 1880, endlich auch über die Alpen. Allerdings, weit kam er nicht: Verona und Brescia blieben die südlichsten Punkte, die er erreichte. Aber das genügte schon, um neben einer Schar herrlicher Studien, Skizzen und



Putte von einer Wespe gestochen. (Wasser- und Deckfarben.) 1882. Aus den Vorlagen zum Schmucke des Tafelgeschirrs für den Kronprinzen. Deckel der Suppenterrine.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

brauchte in seiner Jugend Rom so wenig, wie er Paris und Brüssel brauchte; er hatte vielleicht gar eine instinktive Scheu vor der Zeichnungen zwei der prächtigsten italienischen Bilder zu erzeugen, die jemals von deutschen Malern gemalt wurden: zwei Schil-



Bratenschüssel. (Aquarell- und Deckfarben, mit Goldbronze gehöht.) 1882. Aus den Vorlagen zum Schmuck des Tafelgeschirrs für den Kronprinzen.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

derungen von der Piazza d'Erbe in Verona, wo zwischen den Verkaufsständen der Obsthändler mit ihren großen Sonnenschirmen, zwischen Maultierkarren und Hundewagen, bettelnden Lotterbuben und schlafenden Nichtsthuern die nordischen Fremden entzückt oder ratlos umherirren.

In Deutschland jedoch hat Menzel sich fleißig umgesehen. Auch hier reist er nicht zum Studieren, um neue Stoffe zu suchen; aber überall, wo er geht und steht, bieten sich ihm anziehende Aufgaben in Massen. Zunächst die lieben Reisenden selbst! Er schildert sie im Frühling, wenn sie Pläne für den kommenden Sommer schmieden. Er begleitet sie in der Eisenbahn und malt sie, wenn sie geduldig, zerstreut oder träumerisch durchs Fenster in die Landschaft blicken, oder wenn sie im Nachtschnellzug am Morgen jäh aus dem Schlafe geschreckt werden, gähnen, sich recken und mit irrem Blick den furchtbaren Kellner anstieren, der so rücksichtslos die Coupéthür aufreißt und so brutal „Kaffee“ brüllt. Menzel sucht sie dann in dem Bade- oder Gebirgsplatz auf, wo sie im dolce far niente Erholung suchen und finden; zu einem Bilderbogen entwarf er eine ganze Reihe von Zeichnungen „Aus der Sommerfrische“. Von Kissingen zumal, wo er Jahre hindurch allsommerlich weilte, hat er viel erzählt. Da stehen die Kurgäste am frühen Morgen, halb verschlafen noch und frierend, am Kohlenbecken, ihren Rakoczy zu wärmen; sie promenieren im Kurgarten; sie sitzen beschaulich auf einer Bank; sie lauschen den Klängen der Kurkapelle. Bei Kösen versammeln sich die Sommerfrischler am schönen Sommersonntag in einem Buchenwalde, um in diesem natürlichen Dome, durch dessen Blätterdach sich die Sonnenstrahlen drängen, unter Gottes freiem Himmel einer Predigt beizuwohnen; oder etwas weiter abseits nehmen ein paar lustige Buben, durch das niedrige Ufergebüsch kaum versteckt, in der lieblichen Saale pudelnackt ein billiges Bad. In Garmisch zieht fahrendes Volk mit Kamelen und Affen auf, in Gastein kommt eine Prozession daher, und Einheimische und Fremde weiden sich gemeinschaftlich an dem Glanze solcher weltlichen und heiligen Schauspiele.

Gastein wird überhaupt für Menzel eine reiche Fundgrube von Motiven, aus der er immer wieder schöpft. Aber auch in Marienbad und Salzburg, in Interlaken und Luzern, in Berchtesgaden und Brixen, in Innsbruck und Sterzing, in Prag und Wien, in München und Mainz, oder im Norden: in Jauer, in Marienburg — überall und überall wird etwas benutzt: ein Wirtshaus oder eine Ruine, eine Kirche oder eine Synagoge, eine Häusergruppe oder ein alter Turm, eine Mauer oder ein merkwürdiges Thor, eine Touristengesellschaft oder ein landschaftlicher Blick, Landleute in ihrer Volkstracht, aber ohne Berthold Auerbachsche Verschönerungen, und fleißige Handwerker bei der Arbeit.

Denn auch darin war Menzel der erste in Deutschland, daß er „das Volk bei der Arbeit aufsuchte“, wie Gustav Freytag diesen wichtigen Paragraphen des modernen Kunstprogramms für die Litteratur formulierte. Als man sich allgemein ein Arbeiterbild nur genremäßig, mit einem humoristischen Beigeschmack denken konnte, ging unser Meister daran, dies Stoffgebiet der ernsten Kunst zu erobern. Ohne irgend etwas im Sinne der anderen zu „erzählen“, aber auch ohne die Spur einer bitteren, anklagenden Tendenz, rein beobachtend, zeichnerisch und malerisch studierend, schilderte er Steinklopfer, Schmiede, Maurer, am Neubau beschäftigt oder in der Mittagspause ruhend, und in einer seiner gewaltigsten Schöpfungen die „modernen Cyklopen“, die Arbeiter der großen Eisenwerke. Diese imposante Welt, die vor ihm niemand zu malen wagte, offenbarte sich ihm in ihrer ganzen Großartigkeit, als er 1869 ein Gedenkblatt an das fünfzigjährige Bestehen der Firma C. Heckmann in Berlin entwarf und deren Werkstätten besuchte, um für einzelne Teile dieses Schriftwerkes passende Motive zu finden. In der Königshütte in Schlesien erweiterte er seine Kenntnis, und einer der ungeheuren Räume dieses Betriebes ist der Schauplatz des „Eisenwalzwerks“ geworden, das Menzel in den Jahren 1874 bis 1875 geschaffen hat, und das, eines der größten Wunderwerke der Malerei aller Zeiten, heute in der Nationalgalerie die Besucher in Erstaunen setzt. Die weite, niedrige Halle ist erfüllt von heißen Dämpfen, vom Rauch und Qualm, der aus den Feueressen dringt. Aus der schwülen Atmosphäre taucht ein Gewirr von Schwungriemen, Rädern, Kranen, Röhren, eisernen Stangen auf. Ein weißlich glühendes, breites Eisenstück, das von einer Gruppe Arbeiter auf einem Stoßkarren herangebracht worden ist und nun unter die Walze geführt werden soll, in der es zur Eisenbahnschiene wird, wirft einen grotesken, grellen Feuerschein auf die Gesichter, Figuren und Gerätschaften ringsum; zahlreiche andere Lichtquellen sorgen im Hintergrunde für ein mannigfaches Beleuchtungsspiel. Herkulische Gestalten versehen in der furchtbaren Hitze ihren schweren Dienst; ihre Augen sind weit aufgerissen, die Muskeln der nackten Arme spannen sich, eiserne Fäuste fassen die kolossalen Zangen, alles ist äußerste Kraftanstrengung. Jeder steht auf seinem Posten und thut, unbekümmert um den anderen, seine Pflicht, wie ein Teilchen in der einzigen großen Maschine, die den Raum zu erfüllen scheint. Das ganze Jahrhundert des Dampfes und der Eisenbahnen blickt uns aus diesem dröhnenden Lärm entgegen; unsichtbar schreitet durch das Bild die finstere Macht, die das sociale Grollen schuf. Aber solche Dinge sind weder betont noch überhaupt beabsichtigt. Die Freude an den merkwürdigen Bewegungen und an der Fülle neuer malerischer Aufgaben war ohne Zweifel für Menzel der alleinige Ausgangspunkt. Sein Bild ist zuckendes Leben wie die Wirklichkeit; es ist nicht des Künstlers Schuld, wenn es darum zu denken giebt wie sie. Der Ernst des Vorwurfs schloß dabei jeden genreartigen Zug aus; auch die Leute, die sich waschen, und die anderen, die Schicht machen, ausruhen und essen, sind lediglich unter dem Gesichtspunkt aufgefaßt, den Eindruck der absoluten, objektiv vorgetragenen Wahrheit zu verstärken. Eine einzige Gestalt in dem figurenreichen Gemälde, ein Mädchen oder eine junge Frau, die ganz rechts im Vordergrunde bei der essenden Gruppe sich an einem Korbe zu schaffen macht und dabei nicht umhin kann, aus dem Bilde herauszusehen und den Beschauer anzublicken, fällt aus dem streng sachlichen Stil des ganzen Werkes heraus.

Diese weibliche Gestalt aber ist auch charakteristisch für Menzels Kunst: sie bezeichnet

den Punkt, in dem der sonst so Selbständige und Eigene doch mit der allgemeinen Kunstanschauung zusammentraf. Es ist keine Konzession, die er dem Publikum machte, sondern ein kleiner Tribut, den er seiner Zeit entrichtete. Es ist der letzte Rest des Anekdotischen, den erst die auf Menzel folgende Generation endgültig aus der Kunst verbannte. Der Meister selbst konnte sich davon noch nicht ganz befreien. Seine festgeschlossene Art brachte zwar auch diese Nebendinge ganz persönlich heraus, aber das kann uns für ihren wahren Charakter nicht blind machen. Menzel kann es sich nicht versagen, überall eine kleine Bemerkung anzubringen, am liebsten einen Witz, ein spöttisches Aperçu. Im größten Gedränge, das eine einzige große Einheit zu sein scheint, löst sich in irgend einer Ecke eine Gruppe oder eine Figur aus der Menge, ein Kind schreit, ein Straßenjunge neckt sich mit einem Hunde, ein Mann tritt einer Frau aufs Kleid, zwei Unbekannte geraten in Streit miteinander und dergleichen. Menzel hat eine ungeheure Freude an den großen und kleinen Schwächen der Menschen, die er mit kaustischer, ja oft beinahe boshafter Ironie festnagelt, wo er sie findet. Über den reisenden Philister macht er sich lustig, und es ist ihm eine Wonne, ihn in der Verlegenheit zu schildern. Die Wiedergabe der höchsten und tiefsten menschlichen Schönheit und Größe ist nicht sein Feld. Die Kinder auf seinen Bildern haben nicht den holden Reiz der blühenden Knospen, sondern sind meist ungezogene Störenfriede, die Prügel verdienen. Frauenanmut hat er nicht gemalt, und bei den Damen des Hofes soll er nicht immer sehr beliebt gewesen sein. Die Kaiserin Augusta selbst gewährte ihm zum Krönungsbilde keine Sitzung; sie war auch nachher mit ihrem Porträt dort, wie es heißt, nicht sehr zufrieden. Dafür hat dann Menzel auf dem Gemälde von der Abreise des Königs zur Armee ihr Gesicht mit dem Taschentuche verhüllt! Aus diesem Grunde hat er das gethan und nicht allein, um ihre Ergriffenheit auszudrücken! Unendlich vieles hat Menzel abgezeichnet, aber vergeblich suchen wir nach den Linien eines schönen weiblichen Körpers. Schon in den Illustrationen zu den Werken Friedrichs des Großen erscheinen seine allegorischen Figuren meist hübsch bekleidet. Aber alte Weiber- und Männerköpfe, verschrumpelte Hände, gelegentlich auch Füße, finden wir zu Hunderten. Immer ist der Sinn aufs Charakteristische gestellt; der Künstler bleibt frei von allem Schönheitskultus, mit einer Konsequenz, die uns manchmal zu weit getrieben erscheint, der wir aber tiefsten Respekt schulden, weil nur sie seine Thaten ermöglichte.

Menzels Domäne ist die Beherrschung der Masse. Freilich, ihre Teile werden noch durchaus individuell charakterisiert, und der einzelne Mensch verschwindet noch nicht völlig in einem rein malerisch erschauten Ganzen. Aber er hat doch eine unvertilgbare Freude an der Darstellung der Menge. Es sind nicht seine besten Blätter, auf denen nur eine Gestalt erscheint. Porträts im eigentlichen Sinne hat er nicht geschaffen; Menschenseelen zu deuten, ist nicht sein Beruf. Zwar hat er zahllose Bildnisse gezeichnet und gemalt, aber meist als Studien zu großen Massenbildern; und auch wenn sie Selbstzweck waren, blieben sie in der Charakterstudie stecken. Er hat Bismarck steigen, sinken und sterben sehen, aber kein hervorragendes Werk seiner Hand giebt Kunde davon, daß er der Zeitgenosse dieses Gewaltigen gewesen. Es ist ungemein bezeichnend, daß er sich Friedrich den Großen zum Helden wählte, den geistreichen, witzigen, spöttischen Menschenverächter, den klugen Kopf, dem die Liebe fremd war wie ihm selbst, der wie er selbst „groß an Genie, klein an Statur" war, den feinen Diplomaten, den einsamen Philosophen von Sanssouci, den merkwürdigen Sonderling, der wie eine Personifikation der krausen, schnörkelfrohen Zopfzeit erscheint, und der im Alter dann zu einer charakteristischen Erscheinung seltsamsten Gepräges wird. Der war sein Held; der starke Riese Bismarck, dessen Gestalt von großen, einfachen Linien bestimmt wird, hätte es nie werden können.

Was Menzel zum Porträtisten fehlte, das fehlte ihm auch zum Landschafter. Er ist für beide Berufe zu kühl, zu objektiv. Er kann nicht wie die großen Bildnismaler sich in eine fremde Individualität hineindenken und nun im Bilde den Ausdruck dieser Metempsychose geben. Er bleibt seinem

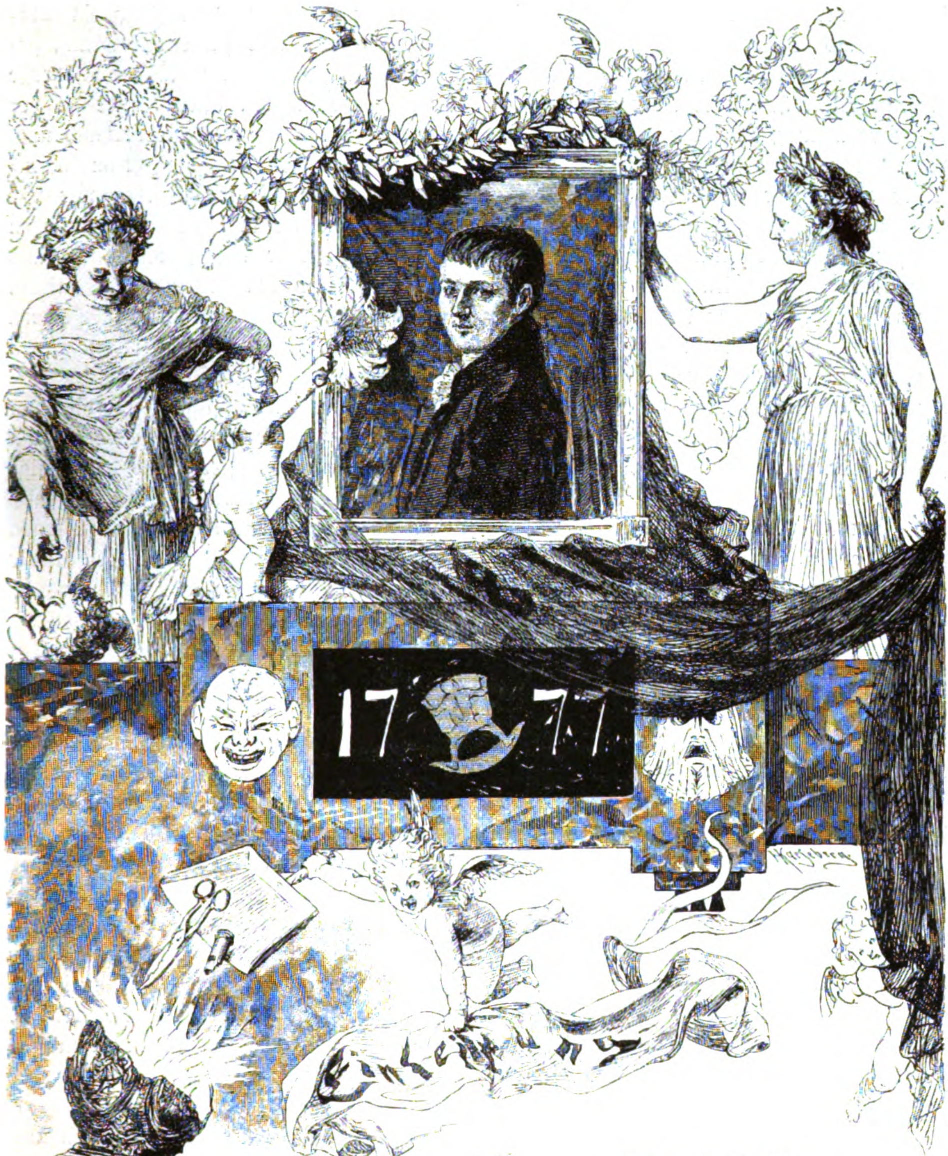


Aus den Holzschnittillustrationen zu Kleists „Zerbrochenem Krug“. 1877.
Kopfstück zum 6. Auftritt: „Frau Marthe, Eva, Veit und Ruprecht treten auf. Walter und Licht im Hintergrunde.“

Modell gegenüber stets der kritische Beobachter. Und noch vielmehr mußte es ihm bei solcher Natur versagt sein, in seinen Landschaften das zu geben, was die nervöse Sentimentalität der modernen Menschen darin sucht. Zu dem schönen Satze: „Le paysage c'est un état d'âme“ geben Menzels kleine Naturschilderungen keine Illustration. Er war nie ein Maler der „Stimmung“. Berge und Bäume, Wiesen und Büsche, Flüsse und Felder malte er, wie er alles malte, vortrefflich, technisch meisterhaft, aber von dem lyrisch-musikalischen Element, das heute die Landschaftskunst beherrscht, ist bei ihm nichts zu spüren. Auf jenem Bilde der Berlin-Potsdamer Bahn scheint sich etwas dieser Art von weitem anzukündigen, aber das Versprechen ward nicht eingelöst. Trotzdem wäre es grundfalsch, wenn man seinen Landschaften jeden Reiz absprechen wollte. Ihre exakte Naturtreue und die Originalität der malerischen Behandlung sichern ihnen für alle Zeiten die Bewunderung der Kenner. Unter den Skizzenblättern befinden sich vor allem Baumstudien, die man mit immer neuer Freude betrachtet.

In diesen Zeichnungen Menzels überhaupt ist ein Reichtum aufgestapelt, der alle Begriffe und alle Vermutungen Fernstehender übersteigt. Die abgerissenen Stücke Papier, auf denen er sucht und versucht, gehören zum schönsten, was man überhaupt sehen kann. Da beobachten wir den Meister bei der Arbeit, sehen, wie er sich müht, eine Kopf- oder Körperhaltung so herauszubekommen, wie er sie gerade braucht, und bemerken hier und da voll Staunen, wie ausgezeichnete kleine Studien, an denen noch gar mancher vieles lernen könnte, als ungenügend von ihm selbst ärgerlich durchgestrichen sind.

Umfassend wie die stoffliche ist auch die technische Welt, die er beherrscht. Mit Bleistift, Feder, Tusche, Kohle, Kreide, Schabeisen, Radiernadel weiß er gleich sicher zu hantieren. Sein Pinsel kennt alle Farbenarten und versteht mit Wasser- und Deckfarben so gut umzugehen wie mit Öl. Selbständig übte er sich in allen diesen Künsten, und selbständig erfand er sich neue technische Kombinationen. Zumal die Verbindung von Aquarell- und Gouachefarben sagte ihm sehr zu. Ihm, der nie eigentlich ein Kolorist war und nie die Farbe an sich, als Ausdruck einer Empfindung, brauchte, behagten diese leichteren, zeichnerischen Neigungen so sehr entgegenkommenden Mittel besser als die



Aus den Illustrationen zu Kleists „Zerbrochenem Krug". 1877.
Kopfstück zur Einleitung.

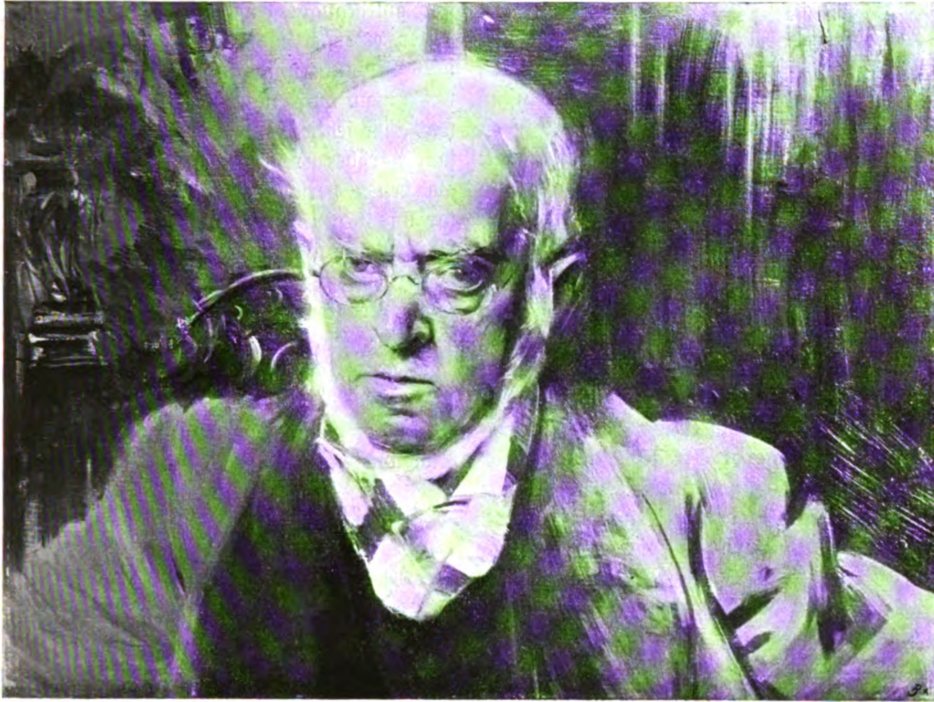
anspruchsvolleren Ölfarben, und er hat Wirkungen von größter Feinheit damit erreicht. Den Höhepunkt dieser Menzelschen Beschäftigung bildet die unvergleichliche Sammlung, die den Titel „Aus dem Kinderalbum" führt. Sie gehört zu den wichtigsten Hauptwerken des Meisters. Die Blätter dieser Sammlung, dreiundvierzig an der Zahl, in den Jahren 1861 bis 1883 entstanden und zum Schlusse fast alle noch einmal überarbeitet, waren ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit, sondern für einen engeren Kreis bestimmt, sind aber heute im Besitz der Nationalgalerie. Es besteht zwischen ihnen kein Zusammenhang, und manche der oben erwähnten Bilder gehören hierher. Eine Anzahl jedoch bildet eine Gruppe für sich, weil sie den Meister wieder von einer

durchaus neuen Seite seiner Begabung zeigt, nämlich als Tiermaler! Eine ganze Menagerie thut sich da vor uns auf. Und jedes einzelne Blatt ist wieder ein Meisterstück in der Beobachtung und der technischen Bravour. Der Tiger liegt zähnefletschend vor seiner Höhle, der Yak-Stier bricht durchs Bambusschilf. Hirsche und Rehe stehen im Käfig und werden von neugierigen Städtern bewundert. Papageien und Kakadus erscheinen in den Eckchen eleganter Boudoirs. Auf dem Hofe tummeln sich Truthennen, Hühner, Enten und Gänse. Phantastisch gekleidete Chinesinnen füttern Gold- und Silberfasanen. Der Vogel Strauß erscheint, stolze Pfaue, gutmütige Kälber, unverschämte Affen, Ziehhund und Katze treten auf. Der Uhu hockt im Dickicht, der Storch steht verschmitzt auf dem Dache, Kasuar, Ohreule, Zebra kommen hervor. Das Eichhörnchen und das Rotkehlchen, der Wiedehopf und die Blaumeise, die Haubenlerche und der Rabe, der eben einen silbernen Löffel von einer Kaffeetasse stehlen will, selbst die Ratte, die sich am Rinnstein zu thun macht, Schmetterling und Schnecke, die eine Blume quälen, Eidechse und Blindschleiche am feuchten Waldboden, Goldfischlein im Wasser — alles malt der Meister geduldig und getreulich mit der gleichen Liebe und Sorgfalt ab.

Die Aquarelltechnik allein hat Menzel besonders bei seinen Werken dekorativer Schriftkunst benutzt. Seit dem Jahre 1850, wo er die Glückwunschadresse des Magistrats von Berlin an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu dessen Großjährigkeit entwarf, hat er in zahlreichen Diplomen und Adressen seine einzige Begabung auch für solche Dinge bewiesen. Da ist nichts von dem offiziellen Formelkram und den trivialen Allegorien der landläufigen Adressenmalerei. Alles ist sinnvolle Beziehung. Hunderte von Ideen, zu denen irgend eine Gedankenassociation führt, werden benutzt. Jeder Buchstabe erhält seine charakteristische Verzierung, jedes Wort den Untergrund, der dafür paßt, jeder Satz sein bildliches Seitenstückchen. Die Ehrenbürgerbriefe der Stadt Berlin an Bismarck und Moltke nach dem deutsch-französischen Kriege, die Gratulations- und Jubiläumsstücke für fürstliche Personen, Künstler, Ehrenmitglieder der Akademie sind Meisterschöpfungen, deren Betrachtung ein Studium erfordert, aber steigenden Genuß gewährt. Unvergeßlich ist die Glückwunschadresse der Akademie an den alten Kaiser zu der glücklichen Errettung aus Mörderhand nach den Attentaten von 1878, die jetzt im Hohenzollern-Museum hängt; da sehen wir vor der Germania, die in namenlosem Entsetzen von ihrem Throne aufgesprungen ist, aus schwarzer Wolke den hellen Schuß blitzen, aber eine gütige Hand, die aus dem Himmel sich herabsenkt, schützt die Kaiserkrone gegen den unerwarteten Angriff.

Voll ausgelassener Lustigkeit sind die 1882 entstandenen Blätter mit den Vorlagen zum Schmuck des Tafelgeschirrs, das die Königliche Porzellan-Manufaktur dem kronprinzlichen Paare im Jahr darauf zur silbernen Hochzeit überreichte. Hier treiben kleine Putten ihr Wesen. Zwei von ihnen erscheinen auf der Fleischschüssel als Koch und Kellermeister neben dem reich geschmückten Ochsenkopf mit den vergoldeten Hörnern, während andere oben an einem Bratenspieß Turnübungen machen. In der Bratenschüssel ist Putto ein St. Hubertus geworden, der stolz auf eine reiche Jagdbeute: Wildschwein, Hase, Reh, Rebhuhn und Fasan, seinen siegreichen Kinderfuß setzt; in der Fischschüssel hat er eine Seemannsmütze auf dem Kopf und zieht mit einem Kollegen ein riesiges Netz ein. Auf dem Bauche der Suppenterrine aber umarmt, balancierend auf einem dicken Spargel, von Mohrrüben, Schoten und Suppengrün anmutig umrankt, der Krebs die Schildkröte, während der Hahn eifersüchtig zusieht.

Die Lust an geistreichen Anspielungen und bedeutungsvollen Scherzen führte Menzel nicht selten zu Schöpfungen, die ohne einen Kommentar völlig unverständlich sind. Ein Beispiel dafür sei das Kopfstück zur Einleitung aus den schon früher erwähnten Bildern zu Heinrich von Kleists „Zerbrochenem Krug“ (1877). Zum Illustrator dieses preußischen Dichters war Menzel wie keiner berufen, und er hat seine Aufgabe hier ebenso glänzend gelöst wie dreißig und vierzig Jahre früher bei den Friedrichswerken. In jenes Kopfstück, das unsere Abbildung vorführt, ist ein ganzes Bündel köstlicher Einfälle hineingepackt. Oben sehen wir das Bild



Giovanni Boldini (Paris): Adolph von Menzel im Jahre 1895.
(Im Besitz der Nationalgalerie.)

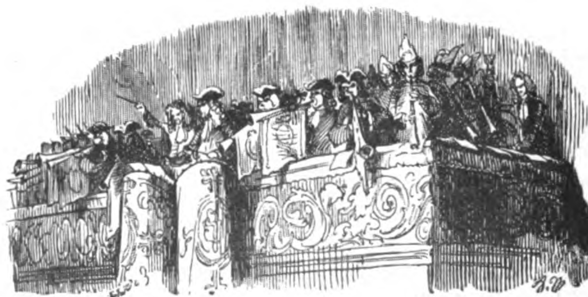
Kleists, von einem — wiederum sehr züchtig bekleideten, ein bißchen sehr nach ausgedientem Modell schmeckenden Genius entschleiert und von einem reizenden Putto-Bengel abgestaubt. Darunter trägt eine Leiste rechts die tragische, links die komische Maske, die an das im folgenden fortwährend wiederkehrende Gesicht des Dorfrichters Adam erinnert, in der Mitte eine amüsant gezeichnete Wiege mit der Jahreszahl 1777, die auf das ein Säkulum zurückliegende Geburtsjahr des Dichters hinweist. Ein weiterer Putto, der mit der Dummheit der früheren Generationen aufgeräumt zu haben scheint, wirft von seiner Handschüppe eine Pfeife und eine Schere in das aus dem zerbrochenen Kruge aufflackernde dichterische Feuer: das sind die Werkzeuge des unverständigen Publikums, das einst das Lustspiel ausgepfiffen hat, und der thörichten Dramaturgen, die daran herumgeschneidert haben. Nun aber der Zipfel links unten! Er bringt ein Initial-E, weil die von Dingelstedt verfaßte Einleitung, die der Jubiläums-Ausgabe vorangeschickt werden sollte, mit den Worten beginnt: „Er hat viel Kopfzerbrechens gemacht, der zerbrochene Krug." Und nun betrachte man den Grund, auf dem jenes „E" ruht. Er besteht aus holländischen Kacheln (denn das Stück spielt in Holland!); diese Kacheln sind gezeichnet, doch man kann zuerst nicht erkennen, was darauf abgebildet ist. Sieht man aber genau zu, so erkennt man: es war ein Kopf, der Kopf Menzels selbst, der aber auseinandergefallen und nun falsch zusammengesetzt ist! So wird das „Kopfzerbrechen", von dem der erste Satz der Einleitung spricht, dargestellt!

Solch geistreiches Feuerwerk kennt die moderne Malerei nicht mehr. Sie will es nicht kennen. Sie geht heute andere Wege; Tiefe und Wärme der Empfindung, suggestive Kraft der Stimmung, völlig absichtslose, von allem Stofflichen abstrahierende, malerische Anschauung sind ihre Ideale. „Gefühl ist alles" heißt ihr Leitspruch. Gewiß giebt es der Gegensätze genug zwischen solchen Zielen und Menzels Kunst. Aber wenn der Altmeister und die jüngere Generation oft nur von diesen Gegensätzen reden, so übersehen beide Teile das, was sie trotz alledem miteinander verbindet. Menzel ist und bleibt der erste großartige Verfech-

ter der Wirklichkeitskunst. Wohl ist er sein Leben lang „eine Enclave für sich“ geblieben; wie er keinen Lehrer hatte, so hat er auch keine Schüler gehabt. Aber sein Einfluß war dennoch außerordentlich, er hat zuerst der Einfachheit und rücksichtslosen Wahrheit die Wege geebnet, hat alte Vorurteile von „schön“ und „häßlich“ siegreich zerstört und auf ihren Trümmern eine neue Kunst aufgebaut. Er hat wie keiner das Publikum vorbereitet und erzogen. Und man soll auch nicht vergessen, wieviel Fäden von ihm zu Liebermann und Skarbina hinüberführen, die in Berlin der neuen Kunst am Ende des Jahrhunderts Achtung erzwangen. Jetzt, wo die hitzigen Jahre des Streites einer Periode ruhigerer Betrachtung gewichen sind, beginnt man auch im Lager der Jüngeren vielfach einzusehen, daß man sich dem großen Alten eine Zeitlang falsch gegenübergestellt hat. Aufs neue wächst sein Ansehen und festigt sich die Überzeugung, daß schließlich Menzel allein übrig bleibt, wenn man in der Geschichte des Jahrhunderts nach deutschen Künstlern sucht, die man den alten Meistern würdig an die Seite stellen könnte. Und wenn heute eine Malergruppe wieder einen Weg einschlägt, der, freilich ganz anders wie einst die Romantiker und die Corneliusschule, abermals in verstiegene Wolkenhöhen zu führen scheint, so wissen wir, daß auch er nicht für alle Zukunft als der einzig richtige und würdige gelten wird. Immer wenn sich die Kunst allzusehr von der Natur entfernt hat, sucht sie bald doch wieder gerade in ihr neue Kraft, wie sie Antäus fand in der Berührung mit der Mutter Erde. Dann aber wird immer der Name Menzels als eines der gottbegnadetsten Lehrer und Verkünder echter, erdfester Wahrheitskunst mit Ehrfurcht und Bewunderung genannt werden. Dann wird man auch nicht mehr darum rechten, was ihm fehlte, sondern man wird sich einfach darüber freuen, was er war, und so am besten verstehen, was er als Kulturfaktor und für unsere Kunstgeschichte bedeutete. Was Menzel ist, ist er aus sich selbst heraus geworden: so steht er da, in einer Zeit des Schwankens und der bangen Unsicherheit, als eine starke, geschlossene Persönlichkeit. Fontanes schon citiertes Gedicht schließt mit einem Befehl, den der alte Fritz dem Dichter in der Geisterstunde auf der Treppe von Sanssouci gegeben:

... Eines sagt ihm:
Ich lüd ihn ein (er mag die Zeit bestimmen,
Ein Jahrer zehne will ich gern noch warten)
Ich lüd ihn ein nach Sanssouci: sie nennen's
Elysium droben, doch es ist dasselbe.
Dort find't er alte Freunde, Gen'ral Stille,
Graf Rothenburg, die ganze Tafelrunde,
Nur Herr von Voltaire fehlt seit anno 70;
Franzose; rapplig. Dieser Platz ist frei.
Den reservier ich ihm. Bestell Er's. Hört Er?
Ich bin sein gnäd'ger König. **Serviteur!**

Das war 1885. Aber der alte Fritz wird sich noch eine Zeit lang gedulden müssen. Denn noch weilt der Altmeister lebensfrisch unter uns. Wie wenigen ist es ihm vergönnt, die Früchte seines gesegneten Lebens zu genießen, noch das letzte Jahr brachte ihm durch die Verleihung des Schwarzen Adlerordens und die Erhebung in den Adelsstand, die noch keinem preußischen Künstler zu teil geworden, eine hohe Freude. Noch heute aber läßt er Pinsel und Stift nicht ruhen, und vergnüglich wandert er hinüber in das zweite Jahrhundert seines Ruhmes.



Aus den Holzschnittillustrationen
zu Kuglers „Geschichte Friedrichs des Großen“. (1839 bis 1842.)



Griechische Sternbilder.

Von

Erich Bethe.

Daß die Wissenschaft vom gestirnten Himmel in den uralten Reichen des südlichen Orients geboren ist, lernt jedes Kind. Und weiter, daß die Araber große Mathematiker und Astronomen waren, daß sie die Trigonometrie erfunden und die Beteigeuze und den Altair benannt haben, ist nicht weniger bekannt. Dazu noch der orientalische Geruch, der dem Aberglauben, in den Sternen das Schicksal zu lesen, seit dem Altertum anhaftet. So ist's begreiflich genug, daß die Astronomie für eine orientalische Wissenschaft gilt. Es ist merkwürdig, wie allgemein verbreitet diese Vorstellung ist und wie zäh sie festgehalten wird. Denn der Himmel trägt bei allen civilisierten Völkern heute wie früher und wohl für alle Zeiten noch die lebendigen Zeugen gegen diesen Glauben: die Namen der Sternbilder. Kassiopeia und Orion, Perseus und Andromeda, die Plejaden und der Delphin und die Lyra und die Argo und wie sie alle heißen. Griechische Namen tragen diese Fixsterne, und von den Planeten blicken noch heute griechische Götter auf uns herab, ob wir sie gleich mit den römischen Namen nennen: Merkur (Hermes), Venus (Aphrodite), Mars (Ares), Jupiter (Zeus), Saturn (Kronos).

Es ist nicht anders, auch diese Wissenschaft wie ihr Titel „Astronomie" ist der modernen Kultur von den Griechen gekommen, nicht von den Orientalen. Das freilich ist richtig, geschaffen haben sie sie nicht, das ist im Orient geschehen; aber auch diese, wie alles, was sie übernahmen, haben sie umgebildet, entwickelt und unvergleichlich bereichert und ausgebildet, um sie dann an Rom weiterzugeben, das sie dem Mittelalter überlieferte. Das letzte Resultat der griechischen Astronomie, das, was in die allgemeine Bildung und den astrologischen Aberglauben überging, ist uns durch weitschichtige Überlieferung bekannt, vor allem durch den sogenannten Almagest — aus dem arabischen Titel entstellt — und den Tetrabiblos des alexandrinischen Astronomen Claudius Ptolemaios, der im zweiten Jahrhundert n. Chr. lebte.

Die Entwickelung dieser Wissenschaft ist dagegen recht schwierig zu erkennen, da die Werke der großen, wirklich fördernden Astronomen des dritten bis ersten vorchristlichen Jahrhunderts verloren gegangen sind. Es ist nur natürlich, daß ihre größten Gedanken nicht durchdrangen. Hatte doch Aristarchos von Samos bereits im Anfange des dritten Jahrhunderts v. Chr. die Behauptung aufgestellt, daß sich die Erde und die anderen Planeten um die Sonne bewegen. Aber wie er schon bei seinen Zeitgenossen den heftigsten Widerspruch fand, zu dessen Mundstück sich der stoische Philosoph Kleanthes machte, so haben seine Nachfolger die Erde wieder in den Mittelpunkt der Welt gesetzt, bis endlich im Jahre 1543 Kopernikus des Aristarchos Hypothese bewies.

Doch das, was uns die Bedeutung der Griechen für die Himmelskunde am klarsten

macht, die Sternenbilder und -namen, haben nicht die Gelehrten, sondern das Volk geschaffen. Ihre Entstehung ist ein kaum behandeltes und schwieriges Problem. Nachdem im Anfange unseres Jahrhunderts der bedeutende, historisch höchst interessierte und gebildete Berliner Astronom Ideler und sein Freund, einer der hervorragendsten Philologen, Philipp Buttmann, die Frage zuerst angefaßt und vortrefflich behandelt hatten, ist sie erst neulich wieder kurz gestreift worden unternommen hatte („Antike Himmelsbilder“, Berlin).

Die vollständige antike Sternenkarte, deren Bezeichnungen noch heute üblich sind, zeigt eine beträchtliche Reihe mythologischer Namen wie Orion, Pleiaden, Perseus, Andromeda, Kassiopeia, Kepheus, Herakles, Pegasos. Aber auch die übrigen Sternbilder wie die beiden Bären, der Drache, Fuhrmann u. s. w., deren Namen mit der griechischen Sage nichts gemein zu haben scheinen, sind durch-



Atlas, den Himmel tragend, und Prometheus vom Adler zerfleischt.
Schale von Kyrene; 6. Jahrhundert v. Chr.

in einer Veröffentlichung der Königl. Preußischen Göttinger gelehrten Gesellschaft von G. Thiele, der die noch erhaltenen antiken Darstellungen der Sternbilder zu sammeln

gehends zur Mythologie in mannigfache Beziehung gesetzt, wie uns antike Dichter und Erklärer des Sternenhimmels in reicher Fülle lehren. Da erfahren wir, daß der

„Große Bär“, vielmehr „die Bärin“, die arkadische Nymphe Kallisto sei, die, von Zeus verführt, von Artemis in eine Bärin verwandelt, in dieser Gestalt vom Gotte unter die Gestirne versetzt sei. Der „Arkturos“ (Bärenhüter) soll der Sohn der Kallisto sein, neben die Mutter gesetzt, die ihn als Bärin geboren. Der „Kleine Bär“ — auch er weiblich — sei eine der Ammen des Zeus, die Nymphe Kynosura oder Helike. Der „Drache“ ist das Untier, das die Äpfel der Hesperiden gehütet hatte. Die „Krone“ trug einstens Ariadne, ihr göttlicher Gatte Dionysos hat sie unter die Sterne versetzt. Die „Jungfrau“ mit der „Ähre“ (spica) ist Dike oder Demeter, der „Fuhrmann“ ist der uralte athenische König Erichthonios. Der „Stier“ soll an des Zeus schlimmes Abenteuer erinnern, als er die schöne Europa vom heimatlichen Strande in Stiergestalt durch das Meer nach Kreta entführte. Und der „Krebs“ ist jenes hinterlistige Ungeziefer, das den armen Herakles, als er mühselig der Hydra immer neu aufsprießende schreckliche Köpfe bekämpfte, von hinten ins Bein gezwickt hatte.

Kurz, es giebt am antiken Himmel kein noch so alltäglich benanntes Sternbild, das nicht irgendwie aus dem unerschöpflich reichen Schatze griechischer Sage von den Alten gedeutet worden wäre. Nur die erst spät benannten Sternbilder sind verschont geblieben: so die „Locke der Berenike“, um 240 vor Christi Geburt vom alexandrinischen Hofastronomen Konon also getauft, das Haaropfer dieser Königin Ägyptens zu feiern, das sie zum Dank für die glückliche Heimkehr ihres jungen Gatten Ptolemaios III. Euergetes aus dem Syrerkriege gebracht hatte; so der „Antinous“, der die Erinnerung an diesen Liebling des römischen Kaisers Hadrian auch am Himmel auf ewige Zeiten erhalten sollte. Augenscheinlich sind nun die mythologischen Beziehungen mancher Sternbilder gesucht und künstlich herbeigezogen, natürlich überall da, wo der mythologische Name niemals durchgedrungen ist. So spricht man heute noch von Arkturos, Fuhrmann statt von Arkas, Erichthonios ganz im Gegensatz zu Orion, Andromeda u. s. w., welche die Astronomen mit



Goldene Ringplatte aus Mykene. 14. Jahrhundert v. Chr.

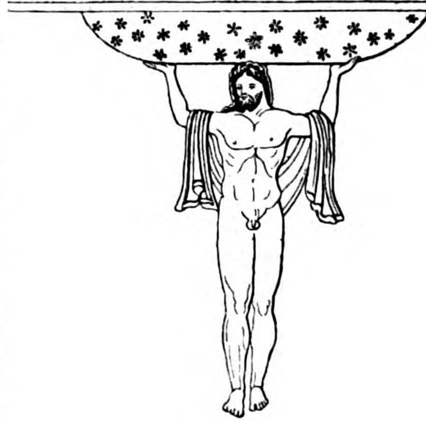
anderen Namen nicht zu benennen wissen. Bestätigt wird diese Vermutung dadurch, daß für einige jener Figuren mehrere einander widersprechende mythologische Deutungen der Alten überliefert werden, z. B. soll der Kleine Bär auch Helike oder Kynosura sein, der Fuhrmann wird außer Erichthonios auch Myrtilos genannt.

Da erheben sich nun Fragen von eigentümlichem Interesse. Haben vielleicht ursprünglich auch bei den Griechen alle Sternbilder der mythologischen Benennung entbehrt? Wann und wo hat die Mythologisierung des Sternenhimmels begonnen? Wann ist sie durchgeführt?

Die letzte Frage ist leicht und sicher zu beantworten. Etwa 275 v. Chr. hat der Dichter Arat ein noch erhaltenes, einst vielbewundertes Lehrgedicht über die Himmelszeichen veröffentlicht: dies giebt die mythologischen Benennungen der Sternbilder fast alle. Da nun als seine wissenschaftliche Quelle ein Werk des Astronomen Eudoxos galt, eines Schülers des Platon, so darf man annehmen, daß schon im vierten Jahrhundert diese mythologische Deutung abgeschlossen war.

Schwierig dagegen sind die beiden ersten Fragen, weil die Überlieferung über ältere griechische Sternkunde sehr dürftig und nur zufällig ist. Dennoch konnte die interessante Thatsache festgestellt werden, daß bei den

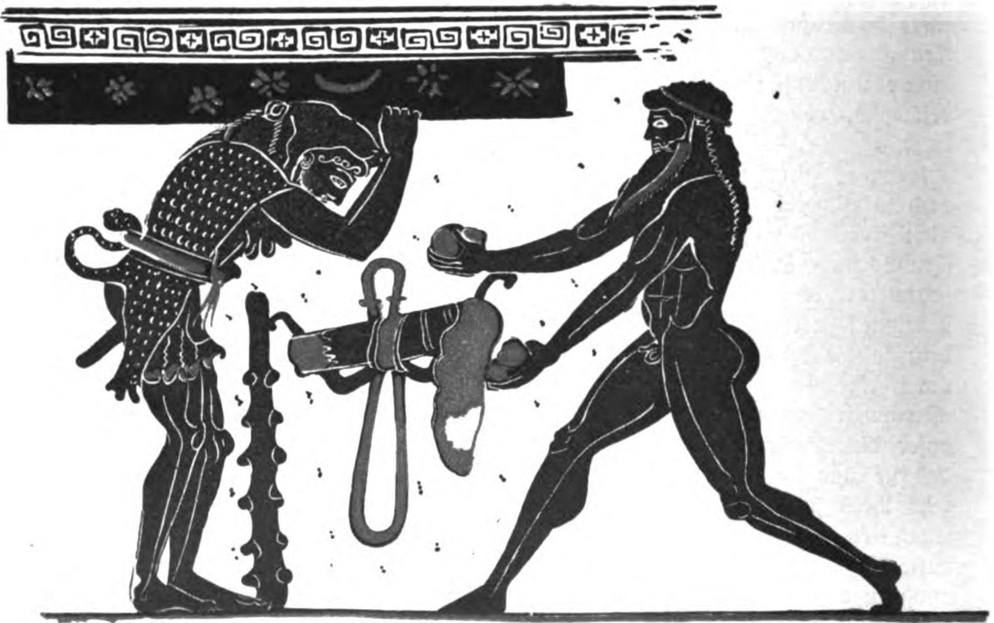
Griechen außer den uns geläufigen Sternnamen noch andere vorkamen: so hieß der „Herakles“ auch der „Mann auf den Knien“, die „Kassiopeia“ der „Schlüssel“, der „Pegasos“ einfach „Pferd“; für den „Großen Bären“ sind sogar noch zwei andere Namen überliefert: „der Wagen“ und „die sieben Dreschochsen“ (lateinisch: septem triones. daher septemtrio = Norden), und dementsprechend trug der „Arkturos“ (Bärenhüter) auch den Namen Bootes (Ochsenknecht).



Atlas mit der Himmelsscheibe (oben abschließender Rand des Bildes). Figur aus einem unteritalischen Vasengemälde in Neapel; 4. Jahrhundert v. Chr.

Es sind also die Sternbilder aus dem Kreise des einfachen bäuerlichen Lebens benannt worden. Dies festgestellt, wird auch die sprachlich naheliegende Deutung der Sterngruppen der Pleiaden und Hyaden als „Tauben“ und „Schweinchen“ wahrscheinlich, während man diese als Ammen des Bakchos oder Zeus, die Pleiaden als Töchter des Atlas nach antiker Überlieferung zu deuten pflegt.

Es scheint einleuchtend, daß die einfachen, dem alltäglichen Leben entnommenen Bezeichnungen die älteren sind. So verschwinden die Gestalten der griechischen Sage vom Himmel. Für einige freilich sind neben den mythologischen Namen andere nicht mehr nachweisbar, so für Perseus, Andromeda, Kepheus, so für Orion. Da aber die mit jenen unzertrennlich verbundene Kassiopeia sicher auch „Schlüssel“ geheißen hat, so dürfen ähnliche Namen auch wohl für die anderen drei nicht so sehr wie die Kassiopeia selbst auffallenden Bilder vermutet werden, um so mehr, als dieser Sagenkreis bis auf den Perseus selbst nicht zum



Herakles trägt den Himmel, Atlas bringt ihm die Äpfel der Hesperiden. Bild auf einer attischen Lekythos vom Ende des 6. Jahrhunderts v. Chr.



Atlas mit der Himmelskugel. Marmorstatue in Neapel.

älteren Bestande der griechischen Mythologie zu gehören scheint. Der Name „Orion“ dagegen eignet dem prächtigsten aller Sternbilder nachweislich seit sehr alter Zeit; ja, er ist der älteste griechische Sternenname, den wir überhaupt nachweisen können. Im siebenten Jahrhundert v. Chr., wenn nicht früher, ist er bereits allgemein gebräuchlich. In den Homerischen Gesängen wie in Hesiods Bauernkalender erscheint er. Jene sind von den Griechen Kleinasiens gedichtet, Hesiod lebte in Böotien. Nun ist aber Orion ein verschollener Held, verschollen schon zu Zeiten Homers und Hesiods. Jedoch nur eine allem

Volk bekannte gewaltige Heroengestalt kann diesen wunderbar strahlenden sieben Gestirnen den Namen geliehen haben. Die Heimat des Orion ist Böotien. Von dort haben ihn auswandernde Griechen nach Ost und West mitgeführt: leise Spuren verraten es. Da nun die gleiche Benennung desselben Sternbildes nach Orion an verschiedenen Orten undenkbar ist, muß sie in des Heroen Heimat, in Böotien, erfolgt sein, und von dort werden die Auswanderer sie mitgeführt haben. Wir werden — um eine Zahl zu nennen — etwa in das zehnte Jahrhundert v. Chr. geführt.

Wie die böotischen Griechen in so früher Zeit darauf verfallen sind, einen ihrer Heroen an den Himmel zu versetzen, ist eine kaum lösliche Frage. Genug, sie haben es gethan. Und von dieser ältesten mythologischen Gestalt ist nun die Mythologisierung des ganzen gestirnten Himmels ausgegangen. Wir sehen das deutlich aus Homer. Vom Sirius, dem größten und hellsten Stern, den auch er mit diesem Namen nennt, sagt er, die Menschen nennen ihn auch den Hund des Orion. Als Jäger erscheint der Held also am Himmel, wie er auch in dem schwachen litterarischen Nachklange seiner sicherlich einst reichen Sage geschildert wird. Und weiter heißt es bei Homer, die große Bärin, die man auch den Wagen nenne, lauere auf den Orion. Da ist auch das Wild für den Jäger. Und es wäre zu erörtern, ob nicht die Benennung des „Wagens" als „Bär" sich unter dem Einflusse der Sternengestalt Orions vollzogen habe. Ursprünglich kann



Sternbild Kepheus. Miniaturbild aus der illustrierten Germanikushandschrift in Leyden (Codex Vossianus.)

der Name schon deshalb schwerlich sein, weil die himmlischen Bären — alle beide — sehr zum Unterschiede von den schwanzlosen irdischen Bären gewaltig große Schwänze haben. Aus anderer Quelle kennen wir eine abgelegene Sage, daß Orion die Merope geliebt und verfolgt habe. Merope gilt als eine Tochter des Atlas, eine der Pleiaden. Am Himmel verfolgt Orion die Pleiaden: haben wir da nicht die alte böotische Sage unter den Gestirnen? Und schließlich thut sich hier noch eine Verbindung mit Atlas auf, dem Träger des Himmels, in Böotien nachweisbar, hauptsächlich aber in Arkadien, auf dessen hohen Gebirgen er gedacht wurde, ursprünglich wohl als der Himmelsgott selbst. Schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. erscheint er auf Bildern, den Himmel mit seinen Händen stützend (s. Abbild. S. 342). Er ist der Himmelsträger geblieben, auch als die wissenschaftliche Auffassung des Himmels als einer Kugel durchgedrungen war. Und noch heute trägt der Atlas Himmel und Erde, zwar nicht mehr als Riese auf seinem Nacken, aber doch als Buch auf seinen Blättern.

Hat nun einmal die Phantasie die Sterne in Gruppen getrennt und bestimmten Gestalten verglichen, so wird die bildende Kunst, wenn sie den gestirnten Himmel darstellen soll, die Sterne durch die Figuren ihrer Namen zur Anschauung bringen. Sternbilder, bereits in der uns geläufigen Art ausgezeichnet, werden wir bereits annehmen müssen, wenn Homer bei Schilderung des figürlichen Schmuckes auf dem Schilde des Achilleus erzählt: Hephaistos bildete auf ihm den Himmel und an diesem Sonne und Mond und alle Zeichen, die rings am Himmel stehen, die Pleiaden und Hyaden und den gewaltigen Orion und die Bärin, die man auch den Wagen nennt, die den Orion belauert und allein sich nicht in des Okeanos Fluten badet. Sonne und Mond sehen wir bereits auf einem mykenischen Goldringe am Himmel dargestellt (s. Abbild. S. 343). Und an einigen Kunstwerken des sechsten Jahrhunderts wird ausdrücklich hervorgehoben, daß Sternbilder an dem von Atlas getragenen Himmel künstlich gemalt gewesen seien. Ganz deutlich bezieht sich am Ende des fünften Jahrhunderts Euripides auf figürliche Darstellungen der Sternbilder bei der Schilderung eines prächtigen gestickten Teppichs: bemerkt er von Orion doch ausdrücklich, daß er schwertbewehrt sei — wie man allezeit diese Figur wegen der drei in einer Linie dicht nebeneinander stehenden Sterne mit Gürtel und Schwert ausgestattet hat —; und wenn Euripides den Pol, um den sich die Bärin drehe, „goldgefügt" nennt, so wird er ihn durch einen goldenen Punkt bezeichnet gedacht haben. Ausschlaggebend ist die Notiz, daß der jonische Astronom Kleostratos von Tenedos um 520 v. Chr., also etwa hundert Jahre vor Euripides, den Tierkreis (zodiacus) mit Schützen und Widder, also doch wohl eine wissenschaftliche Himmelskarte geschaffen habe. Wahrscheinlich war das eine Scheibe, rund oder viereckig: beides zeigen Vasenbilder des sechsten bis vierten Jahrhunderts (s. die Abbild. S. 344, vgl. Abbild. S. 342). Den Himmel als eine Kugel zu bilden, auf deren Oberfläche die Sternbilder eingezeichnet sind, ist erst später aufgekommen. Wir besitzen noch einen solchen antiken Himmelsglobus, von der gigantischen Gestalt des Atlas mühsam getragen, in der farnesischen Statue im Museum zu Neapel (s. Abbild. S. 345), eine Kopie etwa hadrianischer Zeit nach einem griechischen Original, das wohl mit den im Berliner Museum aufbewahrten pergamenischen Skulpturen verwandt ist, also im zwei-



Sternbild Kepheus. Holzschnitt aus dem Hygin des Micyllus, Basel 1535.

ten Jahrhundert v. Chr. entstanden sein dürfte. Dieser Globus zeigt sorgfältige Einteilung durch Linien, Angabe der Ekliptik und in feinem Relief die Sternbilder.

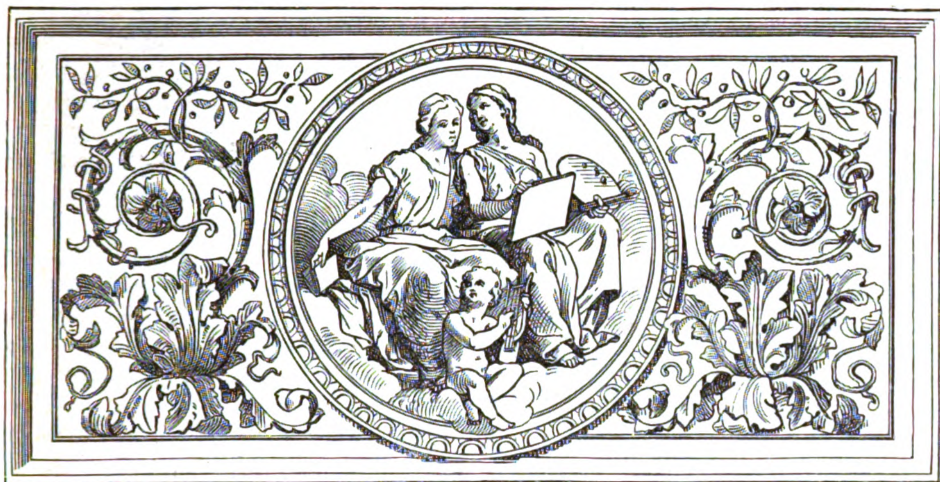
Sehr viel reicher sind uns die antiken Himmelszeichen in ihrer figürlichen Ausgestaltung durch die Miniaturen der Handschriften überliefert. Sie sind mit dem Text von Hand zu Hand gegangen, je nach der Geschicklichkeit und dem Fleiße des Malers treu oder flüchtig den antiken Originalen nachgemalt. Die prächtigste dieser Handschriften und eine der schönsten, die antike Zeichnung am besten veranschaulichenden Codices ist ein Leydener Manuskript, in der Zeit Karls des Großen geschrieben und mit großen, überaus sorgfältig ausgeführten Miniaturen geschmückt. In dem Buche von G. Thiele sind sie jetzt zum erstenmal zuverlässig nach guten Photographien herausgegeben worden; eines ihrer Bilder, der Wassermann, sogar in wohlgelungenem Farbendruck. Die Abbildung des Kepheus (S. 346) ist nach diesem Werke wiedergegeben.

Gerade durch die astronomischen Bücher sind die antiken Sternfiguren weit verbreitet worden. Das christliche wie das arabische Mittelalter hat sie aufgenommen und in seinen Büchern und Kalendern weitergeführt, natürlich nicht ohne sie dem Geschmack und dem Verständnis der Zeit anzupassen. Die Renaissance griff begierig die antiken Sternbilder auf und hat sie in vielen Holzschnitten neu belebt und weit umhergetragen.

Ich gebe in Abbildung S. 347 den Holzschnitt des Sternbildes Kepheus aus dem Hygin des Micyllus, in Basel 1535 gedruckt. Er ist wie die anderen Bilder dieser Ausgabe nach einer antiken Miniatur in freier Stilisierung geschnitten. Seine Vergleichung mit dem entsprechenden Bilde der Leydener Handschrift in Abbildung S. 346 veranschaulicht das.

Die Sternkarten bis in unser Jahrhundert geben die antiken Formen wieder: jetzt freilich begnügen sich leider auch die für den Jugendunterricht bestimmten mit formlosen Grenzlinien zwischen den einzelnen Sterngruppen. Nur die Kalender haben sich bis auf diesen Tag die Freude an den antiken Gestalten nicht rauben lassen und geben noch heute die zwölf Zeichen des Tierkreises in einer Gestalt, die mehr oder weniger unmittelbar von den Schöpfungen der formfrohen Hellenen abhängt.





Untrüborn.

Novelle
von
Paul Steinmüller.

I.

Es ist schon geraume Zeit verstrichen seit jenem Herbsttage, da ich in munterer Gesellschaft durch den Harz wanderte. Dennoch ist er mir vor anderen unverwischt im Gedächtnis geblieben, und jedesmal, wenn die Natur sich färbte, habe ich seiner gedenken müssen. Ich befand mich damals in einer Fremdenpension des alten Gernrode, um die letzten Genüsse des zur Rüste gehenden Sommers auszukosten, und da die übrigen verspäteten Gäste des Hauses samt und sonders frohe, gesellige Menschenkinder waren, so wurden Ausflüge und Spaziergänge fast ausnahmslos zusammen unternommen.

Wir kamen von Treseburg und waren in einzelnen Gruppen lebhaft plaudernd bis nach Friedrichsbrunn gekommen. In dem kleinen Kreis, dem ich mich beigesellt, wurde eifrig die Sage vom wilden Jäger besprochen. Denn ich hatte, ehe wir auszogen, Wolffs Epos zu mir gesteckt und droben auf der Ruine einige Stellen vorgelesen. Die Dichtung hatte an ihrem Schauplatze, wo die alten Bäume des angeblichen Burghofes, die wehmütige Mär bestätigend, mit den Wipfeln rauschten, einen tiefen Eindruck gemacht. Was Wunder, daß die Gedanken der Zuhörer nicht so bald davon loskamen!

Plötzlich blieb eine der Damen an der Stelle stehen, wo eine breite Lichtung des Waldes einen herrlichen Weitblick gewährte. Das Gespräch verstummte. Denn uns allen dünkte die Aussicht zu schön, als daß wir eine Ablenkung unserer Sinne geduldet hätten. Durch die Luft schwamm gedämpftes Mittagsgeläut.

„Welcher Friede!“ sagte eine ältere Dame. „Man fühlt sich hier der Welt enthoben und glaubt nicht nur über dem Tieflande, sondern auch über den Wolken zu stehen. Welcher Ort liegt dort hinten?“

„Friedrichsbrunn! Eine Kolonie Friedrichs des Großen!“ erklärten mehrere zugleich.

„Der Ort muß entzückend sein,“ sagte das Fräulein, welches unser Stehenbleiben zuerst veranlaßt hatte. „Man kann ihn zwar nicht sehen, aber der Friede dieser Gegend muß sich allem, was in ihr wohnt, mitteilen — auch dem Orte, auch allem Lebenden.“

Einige der Gesellschaft schwiegen, die meisten nickten Beifall.

„Und Sie meinen," sagte ich, „daß hier der Raubvogel nicht auf den Waldessänger stößt und man hier nicht den Hasen vor dem Fuchse fliehen sieht?"

„O doch!" erwiderte sie. „Aber der Mensch, dem ein fühlendes Herz in der Brust klopft, kann hier unmöglich hassen und verderben, wie es etwa der wilde Hackelberendt auf seinem wilden Treseburgfelsen thun mochte. Ich glaube bestimmt, daß ein Ort wie dieser den Menschen von jedem Bösen, sei es That oder Gedanke, abhält. Meinen Sie nicht auch, Frau Rat?"

Die Angeredete sann einen Augenblick nach, dann schüttelte sie leise das mit prächtigen silbernen Flechten geschmückte Haupt und sprach: „So gern ich es glauben möchte — ich kann nicht. Der Mensch trägt, wohin er geht, den Fluch des Menschtums in die Natur. Auch hier wird einst schlimme Saat menschlicher Leidenschaft aufgesproßt sein. Blut und Thränen unseres Geschlechts düngten jeden Fußbreit Boden."

„Sie haben recht, gnädige Frau," sagte ein junger Geistlicher, welcher bisher schweigend und auf seinen Stock gelehnt in die Ferne gesehen hatte. Er gehörte nicht zu uns, sondern hatte gleichfalls die Treseburg besucht und sich uns angeschlossen. „Es ist Ihnen vielleicht unbekannt," wandte er sich dann an das Fräulein, „daß die Sage die Örtlichkeit dort unten Untrüborn, Born oder Quelle der Untreue, getauft hat. Die Bewohner des Ortes meiden auch die Umgegend einer Quelle, wo, wie sie wissen wollen, der Geist einer jungen Gräfin umgehen und wo es um Mitternacht seufzen und stöhnen soll. Der Friede der Erlösung fehlte auch hier den Menschen."

„Weshalb? Erzählen Sie, bitte!" rief man.

„Auf diesem jungen Kinde," sprach der Pfarrer, „lastete Elternfluch! Vielleicht auch noch mehr. Einer der Diener ihres Vaters hatte sie entführt und verließ sie an jener Quelle."

„Aber, Herr Pastor," entgegnete das Fräulein, „es ist eine Sage, nicht wahr? Sie können unmöglich Ihre Behauptung mit einer Sage beweisen."

Über das blasse Gesicht des Angeredeten huschte ein freundliches Lächeln. „Sagen sind heilige Dokumente, mein Fräulein," sagte er, ein wenig sich verneigend; „man darf nur nicht davor zurückschrecken, das Spinnengewebe vorsichtig zu entfernen. Jedoch könnte ich Ihnen in diesem Falle ein beweiskräftiges Argument beibringen. Ich bin in meinem Pfarrhause beim Herumstöbern zufällig in den Besitz einer alten Handschrift gekommen, welche unzweifelhaft die Personen der Sage behandelt."

„Können Sie mir die nicht leihen?" fragte das Fräulein.

„Sie ist mir sehr teuer," sagte der Geistliche höflich, aber bestimmt, „und überdies enthält sie ein Stück Beichte. Sie verstehen mich gewiß nicht falsch. Aber wenn mein Herr Amtsbruder, der sie vor seinem Ende niederschrieb, auch fast dreihundert Jahre schon schläft — ich glaube, es wäre ihm nicht recht, würde ich sie aus dem Hause geben."

Wir waren unterdessen weitergeschritten. Mich aber gelüstete es nicht, das mythologische Gespräch, welches vorhin so jäh unterbrochen wurde, wieder aufzunehmen. Ich schritt neben dem Pfarrer und hatte leicht unser Gespräch an jene alte Handschrift angeknüpft. „Sie dürfen mir meine Bitte nicht verübeln," sagte ich; „jedoch hätte auch ich gern mehr von der Geschichte Ihres Amtsbruders gehört. Betrachten Sie es als eine Fügung des Himmels, daß gerade Sie das alte Buch nach dreihundertjährigem Schlafe finden mußten. Die Schuld jener Menschen ist wohl jetzt gesühnt. Teilen Sie einem Freunde alter Mären von Ihrem Reichtum mit."

„Gern," sagte er freundlich. „Jedoch halte ich fest, was ich dem Fräulein sagte, aus dem Hause gebe ich das Buch nicht. Also müssen Sie wohl oder übel mein Gast sein. Sie sind jeden Tag bei mir willkommen. Und das Pfarrhaus, zumal das eines Junggesellen, hat der gastlichen Räume viele. Denn Sie müssen über Nacht bleiben, weil alle Erzählungen sich am besten beim Lampenlicht lesen. Also Sie schlagen ein, nicht wahr?"

„Wie könnte ich mich so freundlicher Einladung gegenüber ablehnend zeigen, selbst wenn ich, wie ich gestehen muß, auch von Ihrem Vorgänger angezogen werde," sagte

ich und ergriff freudig die dargebotene Hand. „Schon in wenigen Tagen denke ich zu kommen."

„Recht so," sagte er, „vielleicht geht mir manches Neue auf, wenn ich mit Ihnen die Historie studiere."

„Und es spukt nicht unter Ihrem Dache?" fügte ich scherzend bei.

Er schüttelte ernst den Kopf. „Sie werden es erfahren," sagte er.

Als wir uns auf Viktorshöhe trennten, rief er mir nach, pünktlich zu erscheinen.

„Ich komme!" sagte ich zurück; „Sie haben mir zu viel verheißen."

* *
*

Bereits gegen den Abend des zweiten Tages nach dieser Begegnung pochte ich an die Thür des epheuumsponnenen Pfarrhauses, das ich unschwer erfragt hatte. Eine weißhaarige Frau in altmodischem Kostüm, an welchem die breiten violetten Haubenbänder besonders auffielen, öffnete und nötigte mich, nachdem ich meine Vorstellung vollzogen, ohne Umstände in ein großes, aber niedriges Zimmer, wo schon auf sauber gedecktem Tisch die Lampe brannte. Sie entschuldigte den Pfarrer, der zum Schutzen gerufen worden sei, bald aber wieder erscheinen werde. Dann ließ sie mich allein.

Ich hatte mich auf ihre Aufforderung gesetzt und musterte das Zimmer, welches ich von meinem Platze aus ganz übersehen konnte. Es zeugte, als es so in trautem Dämmerschein vor mir lag, wie das Haus, zu dem es gehörte, von hohem Alter: der breite Kachelofen mit gebräunter Bank, die Schnitzereien an den Fensterläden und die bunten bleigefaßten Scheiben, welche über der Thür bis an die Decke reichten. Trotzdem keine Spur von Altersschwäche, allenthalben eine kernige, dauerhafte Solidität in Bau und Hausgerät.

Während ich noch mit leisem Bedauern der Zeit gedachte, da die zukünftige Pfarrerin als Kind ihrer scheinbethörten Zeit diese offenbar zum Hause gehörige Ausstattung unter die Dachsparren verweisen und Maler und Tapezierer hier jede Spur altehrwürdiger Vergangenheit einsargen würden, blieb mein Blick an einem sonderbaren Bilderrahmen haften, der an der Wand der Thür gegenüber den Ehrenplatz einnahm, trotzdem aber, wie ich bei genauem Hinsehen bemerkte, kein Bild umschloß. Er war aus Birkenrinde gearbeitet, schien aber sehr alt zu sein. Teilweise war das Holz vermorscht, und Holzkäfer hatten zahllose Bohrgänge hineingegraben. Vor kurzem schien ein Versuch gemacht zu sein, das gebrechliche Gehäuse zusammenzuhalten; denn verschiedentlich war frisches Holz eingesetzt, blank saßen die Köpfe einiger Nägelchen darin.

Auf der Innenwand aber stand mit großen halberloschenen Buchstaben geschrieben: **Ad memoriam piam!** Darunter: Der 6. des Windmondes 15.. Mehr war nicht zu entziffern.

Ich hatte die Schritte auf dem steingepflasterten Flur überhört. Jetzt öffnete sich die Thür, und der Pfarrer trat ein.

„Ahnen Sie den Zusammenhang?" fragte er, nachdem er mich begrüßt; und als ich ihn erstaunt anblickte, fuhr er fort: „Ich sah Sie vor dem Rahmen stehen und meinte, daß Sie bei seinem Anblick eine Beziehung zwischen ihm und der heutigen Lektüre witterten. Fast jedem muß ich wegen meiner sonderbaren Schrulle, das unschöne Ding hier aufzuhängen, Rede stehen, und meine gute Kathrine fühlt sich durch seine Gegenwart beständig geärgert. Dennoch ist er mir teuer wie ein väterliches Erbteil. Sie werden ja hören. Jetzt wird Kathrine für Sie decken, und nachdem wir gegessen, gehen wir ungesäumt ans Werk."

Er stand nach Tisch sofort auf und holte aus seinem Schreibtisch ein in Leder gebundenes Buch, an dem die Zeit nicht spurlos vorübergezogen, trotzdem es in guter Verwahrung gelegen hatte. Wenigstens hatte Menschenhand nicht viel daran abgenutzt.

„Nur noch meine Pfeife stopfen," bat mein Wirt; „sie geht zwar regelmäßig beim Lesen aus, trotzdem versuche ich's wieder. Ihr Glas, wenn ich bitten darf" — und als ich abwehrte — „Sie schlafen gewiß nicht ein!"

„Des bin auch ich sicher," erwiderte ich, „und da dieser Johannisbeerwein vielleicht auch mittelbar mit der Geschichte zusammenhängt, will ich mich nicht sträuben."

„Ich will bemerken," sagte der Pfarrer, „daß aus der Historie nicht hervorgeht, daß

der Schreiber hierorts amtiert habe. Alle Gründe sprechen dafür, daß Stecklenburg und das Geschlecht derer von Thale gemeint ist. Doch zur Sache thut das nicht viel."

Er hatte das Buch geöffnet. Leicht war zu erkennen, daß der Verfasser auch jene Worte auf der Innenwand des Rahmens geschrieben. Es waren dieselben steilen, eckigen Buchstaben, die von altem Lieben und Leiden einem viel späteren Geschlecht erzählen sollten.

Niederschrift des Pfarrers Friedrich Brander.

So genade mir Gott durch Christum und schenke mir eine selige Heimfahrt, nach der mich sehr verlanget und zu welcher ich mich all Ernstes rüste! Dies Buch bringt dir, mein teurer Nathanael, wenn ich nicht mehr bin auf dieser Welt, Antwort auf eine Frage, so du mir oft gestellet, ich dir aber nicht habe beantworten wollen. Denn die Ursache meines ewigen Wehs mochte ich bei Lebzeiten keinem gestehen, auch dir nicht, meinem trautesten Gesellen und Freunde. Wenn aber ich von hinnen geschieden sein werde, du alsdann mein einziger Erbe bist, sollst du unter den geringen Habseligkeiten auch dies Büchlein, in welchem ich meines Lebens Summa aufzeichnen will, vorfinden. Denke, wenn du die Blätter wendest, des Seligen, der, aller Not enthoben, gefunden, wonach er sein Lebelang sich gesehnt hat und sich dann seliger Wiedervereinigung freut.

Dies zuvor; jetzt aber will ich in ordinem alles dir berichten.

Am 20. Sonntag post Trinitatem zog ich froh und frank in meinen neuen Pfarrsitz ein. Wie ein grauer feuchter Schleier lag die Luft über der Erde, denn wir waren im Anfang des vorletzten Monats im Jahre. Mich dauerte es, daß mir nicht güldener Sonnenschein zu Anbeginn meines Amtsweges das Geleite gäbe. Doch hatte ich mein Herz nimmer an abergläubische Dinge gehängt, auch der Raben, so vor Gernrode zu meiner Linken aufflogen, nicht sonderlich geachtet. Denn ich war jung, und in meinem Busen brannte das Verlangen gar heftig, ein rechter Streiter Gottes nach evangelischer Weise zu werden. Hatte derhalben auch einstmals zu Quedlinburg die rechte Lehre gar wohl vertreten.

So freute ich mich denn von Herzen an den bunten Läubern, die einen artigen Teppich auf dem nassen Wege bildeten, teilweise aber noch an dem Geäst hingen und sich wie im Traum herniedersenkten.

Als ich nahe an das Dorf kam, schritt plötzlich aus dem Walde ein Trupp von drei oder vier Männern, die am Baumast etwas Überdecktes trugen. Doch mochten sie wohl nichts sonderlich Gutes vollbracht haben, dieweil sie sich ängstlich umsahen und, als sie meiner gewahr geworden, schleunigst davonliefen.

Nur eine Alte in weißem Haar, die hinterdrein gehumpelt war, blieb stehen und erwartete mein Näherkommen, murmelte auch, als ich mit freundlichem Gruß an ihr vorüberwollte, unverständliche Laute vor sich hin.

„Ist Euch etwa der Korb zu schwer, Mutter?" fragte ich. Aber sie deckte, als ich nach dem groben Weidengeflecht griff, beide Hände darüber und litt nicht, daß ich ihr hülfe.

„Trag's schon, trag's schon, junger Herr!" sagte sie, neben mir weiterhinkend. „Seid sehr gütig. So sehr, wie's die alte Martern nicht gewöhnt ist. Glaub doch nicht, daß Ihr einer der verkappten Papisten seid, welche ihre Netze stellen, um die Lutherischen zu fangen, he?"

„Ich bin Protestant," entgegnete ich kurz.

„Recht," murmelte sie. „Doch nicht alle Lutherischen sind wie Ihr, so mag man irre werden."

„Ich denke, es sollte hier anders sein," sagte ich.

„Glaub's nicht, mein werter Herr. Alles Alte, das von Urväter Zeiten Bestand gehabt, will man heute niedertreten. Bevor man nicht zum Alten zurückgewendet, wird's nicht anders."

„Ich denke, Ihr meint, gleichwie auch ich, mit dem Alten das Wort Gottes. Das aber brennt jetzo durch seiner Knechte Thun heller denn zuvor," warf ich ein.

„Ihr redet geistlich," sprach sie; „seid Ihr etwa geistlich?"

„Ich bin's," erwiderte ich, „und so anders Ihr zu jenem Dorf gehört, Euer Pastor."

Sie wich einen Schritt zur Seite und betrachtete mich aufmerksam: „So wird Eure Thür mir verschlossen sein!"

„Warum?“ fragte ich. „Dem Seelsorger soll kein Glied seiner Gemeinde fern bleiben.“

„Ich werd Euch des mahnen, Ehrwürden,“ sprach sie und schlug stumm grüßend einen Seitenpfad ein.

Ich achtete dieses Vorfalls nicht weiter, denn die Glocke der Dorfkirche meldete das Vaterunser an, und also schritt ich munter vorwärts, meinen väterlichen Freund und Vorgänger im Amte allsogleich abpassen und noch in der Sakristei begrüßen zu können. Kam auch noch zur rechten Zeit an, und war unser Wiedersehen nach fünf Jahren ein herzliches. Nachdem ich mich bei ihm gebührlich entschuldigt, daß ich seiner letzten Predigt nicht habe beiwohnen können (denn meine Gönner zu Quedlinburg hatten negotiorum causa die Abreise wider mein Wollen verzögert), dankte ich ihm von ganzer Seele für seine überaus freundliche Verwendung bei meiner Anstellung anhier und entledigte mich der Grüße, so mein Mütterlein mir aufgetragen.

Er nahm mich bei der Hand, und wir schritten über den Kirchplatz, wo man uns ehrerbietig grüßte, auf das Pfarrhaus zu, das nun meine Heimat sein sollte.

Hier standen schon Kisten und Koffer gepackt, so Magister Tibaldius nach Wittenberg mitnahm, und mußte ich mich mit dem wenigen Gerät behelfen, bis Meister Dietrich mir die geliebte Mutter mit unserer Ausrüstung zuführte.

Mein treuer Magister führte mich durch das Haus und den Garten, wo auch zwischen schattigem Gebüsch eine Sommerlaube war: „Es ist Raums genug für dich und die Mutter,“ sprach er. „Denn ein Weib zu freien, wird dir nicht in den Sinn kommen, meine ich.“ Und als ich verneinte, fuhr er fort: „So recht, Friederice; hat unser Doktor Luther auch in diesem Stück mit Rom gebrochen und brechen müssen, so ist es doch den Dienern am Wort besser, das Weib zu meiden, wie auch St. Paulus an die Korinther am siebenten spricht: Der da nicht freiet, thut besser!“

Nachdem wir dann ein wenig unseren Leib gestärket hatten, schlug er mir vor, meinen Besuch auf dem Schloß zu machen, er habe noch Nötiges zu schreiben. Und so rüstete ich mich, dieweil die Kinderlehre ausfiel, dem neuen Patron meine Reverenz zu beweisen.

Als ich den Berg hinanstieg, klopfte mir doch ein wenig das Herz. Denn obschon ich mit Edlen und Herren gar vielfach Umgang gepflogen, auch zu Quedlinburg häufig mit den Mansfelder Grafen verkehrt, so wußte ich doch nicht, wie mein neuer Herr und Patron mein Verweilen aufnehmen würde; hatte auch nicht viel Gutes von der gestrengen Frau berichten hören, so ein herbes Wesen zu eigen haben sollte.

Eine Magd führte mich in ein getäfeltes und mit Hirschgehörn reich geschmücktes Zimmer, und hörte ich hier alsobald ein heftiges Reden, so aus dem nebengelegenen Gemach tönte.

„Und ich kann's nicht mehr mit ansehen, Heidereiter,“ sprach's, „du wirst mir zu lässig. Mag sein, daß du zu alt bist und den Dienst nicht mehr versehen kannst. Darum will ich dir das andere geben. Kommst gewiß nicht zu kurz, wenn du als Pförtner dein Brot issest.“

„Ich bin mir des nicht bewußt, daß ich lässig verfahren bin, gestrenger Herr. Ich versehe meinen Dienst wie immer treu und hab's dem Herrn Vater selig wohl recht gemacht und Euch bislang auch, gestrenger Herr.“

Aber bevor die erste Stimme entgegnete, sprach eine andere. Ein harter Frauenmund war's: „Es will mich bedünken, du redest Überzähliges, Heidereiter. Des Beweises bedarf's da nicht. Sprich, wie kommt's, daß die Hartensippe so wildert und die Martern ihr bös und lichtscheu Gewerb so offenkundig betreibt? Was duldest du sie im Wald, wo sie beim Mondschein die giftmilchigen Kräuter sammelt? Nimm, was dir geboten, sonst möchtest du leer ausgehen.“

„Unrecht hat das Weib nicht gethan,“ sagte der Heidereiter, „und der Hartensippe stell ich erfolgreich nach. Aus unseres Herrgotts Wald aber mag ich niemand verweisen, der sonst redlich ist. Jedoch ich merk's, ich bin überzählig. Pförtner mag ich nimmer sein, so werd ich denn gehen.“

„So wohl dir, daß du's einsiehst.“

„Doch erst zum Lenz, Herr!“ sagte der Heidereiter; aber des Weibes Stimme klang kalt: „Pack deinen Ranzen; wir bedürfen

nicht unnützer Esser, und über Winter mögen wir des Wildmeisters entraten."

Da öffnete sich die Thür, und ein Alter mit eisgrauem Bart schritt heraus. Er sah mich traurig an, und an seinen Wimpern hingen zwei blinkende Zähren. Jedoch hatte ich nicht Zeit, ihm nachzudenken. Denn man war des inne geworden, daß ich gegenwärtig. Trat denn auch alsobald der Burgherr in den Thürrahmen, und nachdem er mich mit hellem Blick gemustert, winkte er mit der Hand: „Er ist unser neuer Pastor; wohl, tret Er ein."

Als ich ihm Folge geleistet, war ich in einem weiten Gemach. In dem Erker aber saß die Patronin und sah durch die Butzenscheiben. Erst als ich nahe vor ihr stand und mich verneigte, wandte sie den Kopf. Ich habe ihrer immer gedenken müssen, wie ich sie damals zuerst sah in dem weitärmeligen gelben Seidengewand. Von der hohen Stirn war des nachtschwarzen Haares Fülle zurückgewunden und lag unter weitmaschigem Silbernetz. Wohl mochte sie als ein schönes Frauenbild gelten; doch aus den grauen Augen fuhren die Blicke wie blinkende Eisen, und die finstere Falte zwischen den Brauen stand ihr nicht gut an.

„Er kommt spät, Pastor!" sagte sie. Doch als ich schon den Mund zu einer Entschuldigung öffnete, fuhr sie dazwischen: „Ich weiß, die Quedlinburger! Tibaldius ist Ihm ein warmer Fürsprecher. Woll Er jetzt sagen, was Er für Wünsche hat." Dabei zeigte sie mit einer Reiherfeder, so sie in der Hand hielt, auf einen Armstuhl, in den ich mich setzte; vorher jedoch nach Herrn Hoyer mich umschauend, der nichts sagte, sondern an seinem Schwertgurt schaffte. Ich hatte auch nichts zu wünschen, als daß meine Mutter unter meinem Dach wohnen möge, was mir stillschweigend gestattet wurde.

„Merk Er," sprach endlich auch der Patron, „das Gesindel im Dorf wird je länger, je anmaßender. Es achtet der Gebote nicht, so von der Ehrfurcht gegen die Obrigkeit handeln. Stehlen und trügen thut das Volk, wo es nur kann. Halte Er um Gottes willen die Zügel stramm. Der Magister hat's gut gemeint, allein er ist ein Gelehrter. Von Ihm aber, Pastor, versehen wir uns strenger Kirchenzucht."

„So sie wider Gottes Wort handeln, mögen sie sich keiner Nachsicht getrösten," entgegnete ich.

Die gnädige Frau erhob sich jetzt, um nach dem Rechten zu sehen; mich aber wollte Herr Hoyer durch das Schloß führen, um selbiges mir zu zeigen. Gar bald kamen wir an ein kleines Gelaß im Turm, das sich aber, da von zwei Seiten das Licht durch Fenster hereingelangte, gar freundlich ausnahm. Das war einem welschen Meister über Winter eingeräumt worden, während welcher Zeit er die Herrschaft abkonterfeien sollte. Der Einwohner war zugegen und pinselte trotz des Feiertages an einem Bildnis, so auf der hergerichteten Staffel stand und auf das mich mein Geleiter hinwies. Es war ein wunderselig Mädchenantlitz, so mir da entgegensah, mit goldigem Gelock und großen Blauaugen, wie sie Herr Hoyer auch hatte, und als ich mich zu ihm wandte, sah ich, wie in seinem Gesicht ein froher Stolz brannte.

„Weiß Er, wen das fürstellt?" fragte er.

„Wenn ich wüßte, daß Ihr eine Tochter hättet, mein Herr Patron, so möchte ich das Fräulein wohl als solche betrachten," sagte ich.

„Sie ist es," entgegnete er. „Irmgard ist unser einziges Kind." Und weiterschreitend hub er an, von ihrem hellen Mut und edlen Anstand zu berichten, und wie sie es allen Jungfrauen adliger Häuser gleich thue. Ich aber wandte mich an der Kammerthür nochmals und sah nach dem lachenden Mund und den zwei weißen Lilien, so sich über ihrem Haupte wölbten.

Es war, als hätte der Tochter Anblick meinem Herrn das Sonnenlicht gespendet; denn er wurde gar gesprächig und wußte mancherlei zu erzählen von Festen und Jagden, so er mitgemacht, auch von mancherlei Gunstbezeigungen, so ihm von Kaiser Maximilians Majestät zu teil geworden. Schließlich lud er mich zu einem längeren Verweilen beim Trunk. Jedoch war ich schon zu lange geblieben, da die Dämmerung bereits sich niedersenkte; so wandte ich für, daß ich mit Magister Tibaldius, der von einem Fuhrmann um Mitternacht sollte abgeholet werden, noch mancherlei zu bereden hätte, und fragte nur noch, ob ich nicht dem Fräulein meine Aufwartung machen könne.

Des lachte Herr Hoyer: „Er kennt meine Tochter noch nicht, Pastor, sonst würde Er wissen, daß sie am Nachmittag des Sonntags selten daheim ist. Sie jagt alsdann durch den Forst. Schick Er mir den Tibaldius nochmals herauf!“

So nahm ich Abschied und war bald genug bei meinem Magister, der noch fleißig über seinen Skripturen saß. Ich mußte ihm meine Aufnahme berichten, und er schüttelte des öfteren den Kopf. Als ich geendet, hub er an: „Ich will dir nicht sagen, was du bald genug mit eigenen Augen erschauen wirst. Doch beherzige meinen Rat, Friederice, und meng dich um Gott nicht in die Eigenheiten dieser stolzen Familie, so sehr dich zuweilen auch danach gelüsten mag.“ Und als ich ihn forschend ansah: „Nun, nun; du wirst in Bälde verstehen, was ich meine. Das Weib, Friederice, das Weib! Und darum nochmals: Freie nicht!“

„Meint Ihr die Herrin oder die Tochter, Magister?“ wandte ich ein.

„Was weißt du von der Tochter?“ gegenfragte er.

Und als ich ihm von der Malstube berichtete, ging ein selig Lächeln über seine Züge: „Das Kind nehme ich aus von allen seines Geschlechtes. Man möchte wohl denken, es sei ein Engel.“

Die Worte bewegten mein Gemüt noch, als ich am offenen Thor stand und in die Nacht hinaus auf das Rollen des Wagens hörte, so meinen Freund und Berater davonführte. — —

Am folgenden Tage machte ich meinen ersten Gang durch das Dorf, um die Gemeinde zu besuchen, traf auch einige daheim. Doch waren die meisten verwundert, ihren Pastor bei sich zu sehen, denn sie drängten sich verschüchtert zu Hauf, wollten auch kaum Rede stehen. Da merkte ich denn, daß allhier ein streng Regiment war, und daß mein guter Magister doch wohl ein wenig zu viel über den Büchern gesessen und die Leute sich selbst überlassen habe. Jedoch hatte ich mir vorgesetzt, selbige Zurückhaltung durch freundliches Entgegenkommen zu dämpfen, und schien mir denn auch solche Weise gutes Gelingen zu versprechen, da die Alten bald den Mund zur Antwort öffneten und die Kleinen mir ihre Patschhändchen reichten.

Als ich mich am letzten Hause des Dorfes verabschiedete, fragte die Bäuerin: „Wollt Ihr dort hinaus, Ehrwürden?“ Denn ich hatte durch kahles Geäst einer Hütte Dach gesehen und schritt darauf hin.

„Wohl,“ sagte ich, „hat es dort was?“

„Ich meine,“ sprach sie. „Die dort wohnen, sind in Verruf. Die Martern weiß mehr als andere.“

„So, wohnt die Martern dort? Um so viel mehr werd ich hinmüssen,“ entgegnete ich. Denn die Alte war mir wieder ins Gedächtnis gekommen. Als ich aber durch den Wald auf die verrufene Hütte zuging, hörte ich hinter dem Haselgesträuch eine liebliche Stimme, so das Märlein vom Dornröschen und dem verwunschenen Schloß sprach. Ich blieb stehen und lauschte mit verhaltenem Atem, konnte aber nichts sehen, weder die Erzählerin noch die, so da zuhörten. Gleichwohl aber mochte ich nicht im ungewissen bleiben. Schritt also voraus und sah ein schlankes Mädchen inmitten von Kindern stehen, so begierig an ihrem Munde hingen und deren Äuglein vor Lust ob der Mär funkelten. Das Antlitz des Weibes konnte ich zwar nicht erschauen. Doch glitzerte das lockige Haar gleich eitel Gold im Sonnenschein, und zweifelte ich nun nicht mehr, daß des Schlosses Fräulein es sei, so vor mir stand. Nur erschien ihr Verweilen zwischen des Dorfes Jugend mir verwunderlich.

Ich hätte wohl der Historie noch länger gelauscht, wenn mich einer der Buben nicht gesehen und es den anderen zugeraunt hätte. So drehte sich das Mädchen, während sie mitten im Satz abriß, nach mir um, und mußte ich jetzt wohl oder übel hervortreten. Doch wurde ich ob der jähen Entdeckung so beklommen, daß ich meinte, meines Blutes Aufwallen und des Herzens Hämmern müßten mich verklagen.

„Seid milde, Fräulein, so auch große Kinder der Sage lauschten,“ bat ich.

Sie erkannte mich sogleich, denn ich hatte meinen Mantel im Hause gelassen.

„Ihr seid der Pastor,“ sprach sie und reichte mir ihre Hand. „Ich hätt Euch gern gestern den Willkommengruß geboten. Indes wollet auch heut mit selbigem vorlieb nehmen, so er gleich fromm ist.“

„Ich danke Euch!“

Mehr wußte ich nicht zu sagen, und scheu ergriff ich die kleine Hand.

„Wohinaus hier, Pastor?“ fragte sie, und als ich mein Ziel bezeichnet, lachte sie fröhlich auf: „Ei, das trifft sich gut! Schon ehedem hätte ich gar gern der Alten Haus gesehen, doch der Magister sträubte sich heftig, mich zu geleiten. Jetzt aber, da ich unter Eurem Schutze gehe, mag niemand etwas dagegen einwenden. Geht nach Hause, Buben und Mägdlein. Ein mehreres will ich euch das nächste Mal erzählen.“ Doch als sie sah, daß die Kinder betrübt davonschlichen, lief sie ihnen nach, haschte einen Flachskopf, herzte ihn und raunte so verheißende Worte in sein Ohr, daß ein leuchtend Lachen über sein Antlitz zog. „Die Kinder sind ein selig Volk,“ sprach ich, als sie nun neben mir wandelte. „Was weniges beglückt sie und welch ein gering Ding kann sie trösten!“

Sie aber lächelte froh und berichtete, wie gern sie des Dorfes Jugend um sich geschart sehe. „Und wisset, Pastor, sie thun mir auch, was sie vermögen, und ich glaube, sie gäben ihr jung Leben für mich.“

„Wenn Ihr der Gegend Herrin seid, mag Euch solche Ergebenheit wohl frommen. Doch wisset, Fräulein, daß auch ich als treuer Vasall für Euch einsetze, was ich mein nenne.“

Wohl lachte der Sonnenschein auch jetzt aus den blauen Augensternen, doch sahen sie schier demütig zu mir auf: „Das wolle Gott nicht, dessen Diener Ihr seid. Auch würde mir und den Eltern solch Begehren schlecht anstehen.“ Wir schritten jetzt schweigend weiter. Am Waldesrande tummelten sich lustig zwitschernd die Meisen, und eines Spechtes Pochen tönte durch die Stille. Zu unseren Füßen raschelte zuweilen das Laub. Doch mußte ich oft zur Seite schauen, wie sie den ledernen Handschuh von der weißen Hand zog und einige Male damit durch die Luft hieb.

„Seht, da sitzt die Hex!“ sagte sie und deutete auf das Haus, so jetzt nahe vor uns lag.

Auf einem Eichstumpf nahe der Hausthür saß die Martern in der Sonne und hantierte gar emsig mit einigen dürren Kräutern zu ihren Füßen. Neben ihr hatte sich eine große Katze ausgestreckt. Als die Alte Schritte hörte, richtete sie sich empor und legte die Hand über die Augen, doch stand sie nicht alsobald auf und erwartete ruhig unser Näherkommen.

„Sieh da, Ehrwürden in eigener Person,“ sagte sie, „und welchen seltsamen Vogel führt Ihr mit Euch.“ Doch da sie ihres Irrtums gewahr wurde, ließ sie die Strünke fallen und erhob sich mühsam. „Gnädiges Fräulein? Zu viel Ehre!“ murmelte sie hastig. Sie wußte wohl nicht gut, was weiter sie dem unerwarteten Besuch sagen sollte.

Auch das Fräulein schien beklommen, sprach kein Wort, sondern sah sich nur verwundert um. „Ich wollte dich besuchen, Martern,“ hub ich an; „dabei traf ich das Fräulein, so längst gern einmal Einguck bei dir gehalten hätte.“ Aber die Alte sprach kein Wort, sondern starrte nur des Mägdleins blondes Haupt an.

„Wollet dem Fräulein einen Sitz bieten,“ sagte ich endlich, da das verlegene Schweigen andauerte.

„Ja so,“ sprach sie, „verzeihet!“ und schnell fegte sie die Wurzeln von dem Eichstumpf. „So ich bitten darf, Gnädigste!“

„Kennst du mich nicht, Martern?“ fragte Irmgard jetzt.

„Ob ich Euch kenne?“ lachte die Gefragte. „Ich will's meinen. Als Ihr so groß wart wie dort die Lene Harten, seid Ihr oftmals an meiner Thür gesessen. Schon damals war der hastige Tropfen Bluts in Euch, so am Umherschweifen Gefallen hat, obschon es die gnädige Frau nimmer mochte. Freilich, da lebte Martern noch, und ich war nicht im Verruf. Seitdem hat sich manches verändert.“ Sie lachte wieder. „Sie sagen, ich sei eine Hex, und gar mancher hat es des öfteren erzählt, er habe mich um Walpurgis zum Brocken fahren sehen, obschon ich selbst davon nichts weiß. So meidet mich Mann und Kind, und gar mancher drückt den Daumen, wenn er mich sieht, um gegen den bösen Blick gefeit zu sein. Doch brauchen sie einen Heiltrunk oder eine Salbe, so pochen sie wohl an mein Fenster. Denn des Medikus Tränklein wollen nicht immer ihre Schuldigkeit thun.“

„So kennst du die Pflanzen im Walde?“ fragte Irmgard.

Die Alte nickte. „Freilich, freilich! Doch was mehr ist, ich kenne ihre Kräfte — und sie trügen nie.“

„Sie trügen nie?“

„Nein, nimmer. Doch wir Menschen sind ein schwach Geschlecht und Gott weiß alles. So vermag ich Hartens Christoph nicht aufzubringen. Der Eber schlug zu tief. Wollet Ihr Christenpflicht üben, Ehrwürden, so schauet ein. Ihn drückt gar manches, und der Tod hockt zu des Lagers Häupten.“

Während ich zu dem Todwunden ging, blieb Irmgard bei der Alten, so ihr auf manche Frage Antwort stehen mußte. Doch eilte ich mich, von dem Hause fortzukommen, da mir einfiel, was wohl die Freifrau sagen würde, wenn sie von Irmgards Verweilen allhier erführe. Versprach also dem Kranken, in Bälde wiederzukommen, auch das heilige Sakrament ihm nach vollendeter Beichte zu reichen. Doch als ich vor die Thür trat, saß das Mädchen noch vor der Martern und streichelte den Kopf der großen Katze, so sich gar gern die Liebkosung der zarten Hand gefallen ließ. Auch bezeigte Irmgard keine Lust zur Rückkehr, sondern hätte, so ich länger verweilet, den lehrreichen Worten ferner gelauschet.

Doch stand die Sonne im Mittag und duldete keinen Aufschub.

„Ich denke, ich komme bald wieder,“ sagte das Mädchen, aber die Martern winkte ab: „Besser ist's, Ihr meidet die Stätte, wo ich weile. Jugend und Rang schützen vor bösem Leumund nimmer, und mir selber möchte von der Schloßherrin nicht viel Gutes darob erwiesen werden.“

„Mich soll's nicht rühren, was sie sprechen,“ sagte Irmgard; aber die Alte schüttelte stumm das Haupt.

Als wir auf dem freien Platz zwischen den Haselhecken angelangt waren, blieb das Mädchen stehen. „Ich muß nun diesen Pfad zum Schloß, Pastor. Dank Euch für das Geleite. Doch werd ich das nächste Mal allein wandern, um all des Lehrhaften mehr zu genießen.“

„Ihr wolltet wieder dorthin?“ fragte ich, und sie lachte fröhlich. „In Bälde, denke ich. Sprechet aber zu den Eltern nicht davon!“

Noch einmal winkte sie grüßend, dann glitt die schlanke Gestalt in den düsteren Tann.

Doch sollte selbiger Vorsatz nicht ausgeführt sein, dieweil das Gerücht schneller denn das Fräulein den Burgberg emporgeklommen war. Als ich am folgenden Tage negotiorum causa auf dem Schloß vorsprach, fing mich alsobald nach deren Erledigung im Zimmer Herrn Hoyers eine Magd ab, so mich zu der Herrin beschied. Selbige aber schien sich in nicht geringer Aufregung zu befinden, denn sie wanderte mit untergeschlagenen Armen im Gemache auf und nieder. Als ich eingetreten und meinen Gruß gesprochen, blieb sie stehen und sah mich eine lange Zeit starr und wortlos an.

„Meine Tochter will Latein lernen,“ sagte sie, und es klang wie mühsam verhaltenes Grollen, „Er aber soll ihr dabei helfen, Pastor. Möge Er jeden dritten Tag sich einstellen.“

Ich aber war erstarrt; wußte selbst nicht, ob vor froher Zuversicht oder infolge der herrischen Worte, so ich nicht zu deuten verstand. So sagte ich zwar zu, doch mag wohl mein Erstaunen aufgeklungen sein, denn sie sprach weiter: „Verwundre Er sich des nicht, Pastor. Die Zeiten sind hart und heischen auch vom Weibe geistiges Gewaffen; zumal wenn falsche Gedanken sich seiner bemächtigen und es vergißt, was es seinem Stande schuldet, thut es not, es über den Pergamenten zu halten. Er aber thut gut zu bedenken, daß des Seelsorgers Neuerungen sich nicht mit Elternverbot kreuzen dürfen.“

Ich wurde jetzt inne, was also sie so erzürnt. Sagte auch nur: „Wie sollte ich wissen, daß die Eltern dem Fräulein sollten ein gut Werk untersagt haben.“ Da sah sie einen Augenblick lang feindselig auf.

„Ich merke, Er ist in Quedlinburg nicht viel aus den bürgerlichen Kreisen gekommen. Doch gebe ich ihm den Rat: Laß Er das Neuern, es taugt nicht bei uns!“

Wohl konnte ich da nicht an mich halten, sondern sagte: „Der feste Grund Gottes besteht und hat sein Siegel. Deshalben muß ich thun, wie mein Gott es von mir heischt. Denn ich stehe in eines höheren Herren Dienst.“

Fast schien's, als wollten sie meine Worte zu heftigerem Zorn stacheln. Doch bemeisterte sie sich. Sie zuckte die Schultern auf, und

kalt, wie ihre Augen blickten, kam es von ihren Lippen: „Thut nach Eurem Erwägen, doch wisset, unser Herrenrecht soll kein Geistlicher schmälern.“

Ich merkte aus solchen Worten, daß mir mein Werk nicht allzu leicht werden mochte und daß ich an der Freifrau keine Förderin, sondern weit eher eine Feindin hätte.

Doch kümmerte mich dazumal selbiges Nachdenken gar wenig, denn ich war unverzagten Mutes. Kam also regelrecht zu der festgesetzten Zeit aufs Schloß, um zu dozieren, und waren mir das sehr liebe Gänge. Denn es überkam mich wie Sonnenschein, wenn sich die Kemenatenthür öffnete und Irmgard mit den gelösten Aufgaben in der Hand hereintrat und sich zu mir setzte. Ich that denn auch mein möglichstes, ihr die Schwierigkeiten der Deklination und Konjugation zu erleichtern. Denn ich hatte anfangs gemerkt, daß ihre Blicke sehnend durch die Fenster gingen und ihr Geist lieber durch den kahlen Wald als in der Grammaticä dorniger Wüste geschweift hätte. Doch wachte allgemach die Lust zum Lernen in ihr auf, und gar bald hörte sie aufmerksam meinen Worten zu, lag auch wieder, sobald sie eintrat, das frohe Lachen um ihren Mund; konnte ich ihr daher mit Fug und Recht bald sagen, daß ich einen fleißigeren Schüler bisher nicht unterrichtet. Kam Herr Hoyer während der Lektion einmal in das Gemach, sprang sie ihm froh entgegen, sagte einen lateinischen Satz und trieb ihn schnell von dannen, damit er sie nicht aufhalte. Er streichelte ihr dann lächelnd das Haar und sagte einmal: „Mein armes Schwälblein.“ Anders war aber das Mägdlein, wenn Frau Gertrudis kam und in dem Erker sich niederließ, wo sie dann in die Weite zu starren schien. Zwar folgte sie mit doppeltem Eifer den Erläuterungen, doch that sie, als berühre sie der Mutter Gegenwart nicht; auch hab ich nicht ein einzig Mal bemerken können, daß sie auf jene geblickt. Zu meiner Erleichterung blieb die Freifrau nie längere Zeit, sintemalen sie unsteten Geistes war und die Mägde selten ohne Aufsicht ließ.

Des öfteren geschah es auch, daß wir nach beendeter Lektion noch beisammen standen und von anderem, so der Unterricht mit sich bringt, redeten. Alsdann erzählte ich oft von dem, was ich erschaut in Gottes Welt, und ihre Wangen brannten in heftiger Erregung, denn sie hätte für ihr Leben gern fremde Städte und Länder gleich mir gesehen. Oder wir gingen in des fremden Meisters Gemach, so unter ihrer Kemenate gelegen war, oder in den alten Saal, wo die Ahnenbilder gar ernst von den Wänden schauten und sie mir von dem und jenem ihres Geschlechts Sage und Geschichte berichtete.

Bei diesen Gängen geschah es, daß ich mit dem Alten aus Welschland gut bekannt wurde und wir uns miteinander anfreundeten. Denn obschon er zuerst auf mich als auf einen Ketzerpriester mißtrauisch geblicket, so gewann ich mir doch mählich sein Zutrauen, und des öfteren sprach er zu mir von seiner Kunst und seinem Vaterlande, wo selbige gehegt und gepflegt werde. Oft packte eine heftige Sehnsucht Irmgard, wenn er seine Mutterstadt Florenz schilderte oder von dem herrlichen Venezia erzählte, allwo die schönen Frauen im seidigen Gewande, auf welchem Perlen und buntes Gestein flimmerten, lustwandelten. „Anders ist es jenseits der hohen Berge, anders und schöner!“ schloß er regelmäßig und zog den Otterpelz fröstelnd um die Schultern.

Irmgard aber stürmte zumeist in den Forst hinaus, den wilden Gedanken Ausweg zu verschaffen. Der Meister jedoch, da ich ihm ein Mittel gegen das Podagra genannt, so er mit Erfolg probieret, fragte mich, wie er sich mir dankbar beweisen möge.

„Da Ihr so freigebig verfahret,“ sprach ich, „so wollet mir ein klein Bildnis meiner Schülerin stiften. Gerade so jedoch, wie Ihr sie hier gemalet. Gern vergüte ich Euch die große Mühe.“

Da winkte der Alte: „Ich merke, sie hat's auch Euch angethan. Mag's denn sein, sobald ich mein aufgetragen Werk vollbracht.“

Meister Dietrich hatte mir jetzt auch mein geliebtes Mütterlein zugeführt. Denn sie ließ sich von den Ulefeldern, woselbst mein seliger Vater zuletzt im Segen gewirkt, lieber ein schmales Beneficium zahlen und verzichtete auf die Verpflegung, denn daß sie von mir fern geblieben wäre. So saß ich denn häufig in Dämmerstunden mit ihr am großen Kachelofen und streichelte, während wir

von alten Dingen sprachen, ihre treuen Hände. Des Abends jedoch machte ich mich über die Bücher und Skripturen. Denn ich gedachte um jene Zeit, gleich Magister Tibaldius ein Gelehrter zu werden und dermaleinst von mir reden zu machen. Herr Gott, wie wunderbar sind deine Wege! Eines aber verwunderte mich damalen höchlichst. Als ich nämlich meinem Mütterchen von der Herrschaft und meinem Thun in dem Schloß berichtet hatte, gab sie mir danach den selbigen Rat, so mein teurer Magister mir hinterlassen, nämlich, mich nicht in die Verhältnisse derer vom Schloß zu drängen. Das versprach ich auch, glaubte aber, als Seelsorger mich nicht fern von jenen halten zu müssen, was ich als eigentliche Mahnung aus den Worten heraushörte. Fast schien es mir bei einer Gelegenheit, als thäte ich wohl daran.

An einem Dezembertag ist es gewesen, da ich mir vorgenommen, die alte Martern wieder zu besuchen. Zwar war ich in ihrem Häuslein des öfteren eingekehrt, um dem Christoph Harten das Sakrament zu spenden und ihn dann, als er, wie ich hoffe, selig verschieden war, zu Grabe zu geleiten. Doch hatte ich dabei niemalen die Martern erschaut, ihr Fenster war geschlossen, und als ich nach ihr gefragt, sagte man mir, daß sie jetzt trotz Wind und Wetter mehr denn je draußen weile und nur selten gesehen werde. An dem genannten Tage beschloß ich, sie aufzusuchen. Denn ich war am Ende des Dorfes, wo in einem Bauernhause während der Nacht ein Knäblein gestorben war. Das Weib, so die Mutter des Kindes war, stellte sich schier ungebärdig, wollte Trost aus der Heiligen Schrift nicht bei sich verfangen lassen und schrie ein wirres Wortgemisch von sich, so ich zuerst nicht verstand, aus dem ich aber endlich entnahm, das Kind sei an Zauberei gestorben.

„Ehrwürden," rief sie, „Ihr mögt es glauben; so wurde sein Gesichtlein verzerrt, als er das Tränklein geschluckt, und das Licht flackerte unstet, und der Kater, so immer ruhig auf der Ofenbank liegt, sprang jählings auf und rannte wie besessen im Kreise herum! Aber wir werden sie fassen, die Satansche!" Und dräuend streckte sie den Arm gegen die Thür.

„Mäßige dich, Weib," sprach ich, „wen klagst du an?"

Doch es war hier nichts auszurichten, und so machte ich mich schweigend auf den Weg. Denn ich zweifelte nicht, wen sie also beschuldigten.

Da ich an jenen Platz im Walde kam, wo ich das Fräulein zuerst gesehen, hörte ich bereits von weitem ein Lärmen und Rufen. Ersah ich denn auch alsobald eine Menge von Weibern, Männern und Kindern, so durcheinander tobten und schrien, bis sich endlich eine Stimme ablöste, die rief: „Ich sag's euch, Gevattern, das Weib ist schuldig! Verruchter Hexerei klage ich sie an! Nieder mit ihr!"

Und alsobald erhoben verschiedene ihre Stecken und Baumäste, andere griffen nach Steinen. Da ich Gefahr sah, durchbrach ich der Rasenden Masse und stand vor der Martern, welche mit zerzaustem Haar und ungeordnetem Gewand inmitten des Hausens war.

„Seid ihr von Sinnen?" rief ich. „Seid ihr toll genug, Hand an ein alt und wehrlos Weib zu legen?"

Sie waren ob meines plötzlichen Eingriffs zurückgewichen und hatten die streitbaren Hände sinken lassen. Nur ein Bauer, so ich als Vater des verstorbenen Kindes erkannte, blieb stehen. Da keiner redete, fragte ich aufs neue, aus welcher Ursache sie also thäten, worauf mir derselbe sagte: „Ehrwürden wissen wohl, daß in dieser Nacht mein Büblein gestorben ist, diese hat's vergiftet."

Ich merkte, wie der angeschuldigten Alten Augen auf meinem Gesicht lagen, als wollten sie meine Gedanken lesen, und obschon es mir sauer wurde, an mich zu halten, sagte ich doch ruhig: „Womit mögst du also schwere Schuld beweisen?"

„Gestern abend sprang das Kind noch lustig umher," begann er, „doch um Mitternacht schrie es im Traum gar ängstiglich, und als ich herzutrat, warf es sich umher in hitzigem Fieber, so sich bald steigerte. Da lief ich zu der Martern hinüber und klopfte sie auf. Sie kramte auch zwischen ihren Büchsen und Töpfen, wobei sie Unterschiedliches murmelte; was mich aber ängstlich machte, das war ihr Kater, so mit gebogenem Buckel und gesträubtem Fell auf

dem Tisch stand und mich unverwandt beschaute. Sie gab mir einen Trank mit einer Vorschrift, doch kaum hatte er dem Kinde die Lippen genetzt, als die Gichter es umwarfen und es verschied."

Aus der Umstehenden Mund war während der Rede wiederholtes Murren gekommen; jetzt brach es aus: „Schlagt die Hexe!"

Doch streckte ich den Arm aus: „Lasset sie mit Frieden gehen; da sie aus gutem Willen hat helfen wollen, war kein Arg dabei."

Das Murmeln aber wollte nicht nachlassen: „Sie ist schon längst verdächtigt! Unsere Kuh milcht nicht mehr, seit die Martern auf der Wiese Kräuter holte." — „Unser Vater dankt ihrem bösen Blick die Gicht in den Beinen!" — Da rief ich: „Lasset ab von eurem Unglauben. Nimmermehr hat solches die Martern verschuldet. Waget nicht, die Hand an sie zu legen und die Ehrfurcht vor dem grauen Haupte dranzugeben!"

Doch ihre Gemüter waren verfinstert, und eines Weibes Stimme rief: „Was kümmert uns Ehrwürden? Hat nicht die gnädige Herrin selbst die Martern für eine Hexe erklärt, so keines Schutzes Recht hat?"

„Des hat die gnädige Frau unrecht," rief ich dawider, „und Kaiser und Fürsten, so sie solches sagten, desgleichen!"

Da hörte ich hinter mir eine wohlbekannte Stimme: „Hoho, Pastor, nennt Er das schuldigen Respekt lehren?" und da ich mich umwandte, hielt da Herr Hoyer zu Pferde und neben ihm sein Töchterlein Irmgard. Doch schienen selbige Worte nicht allzu ernst gemeint zu sein, da er mir zunickte. Ich hatte aber nicht Muße, des Fräuleins Gesicht zu studieren, denn alsobald sauste ein faustgroßer Feldstein an meinem Kopfe vorüber, und die Martern sank wimmernd zusammen. Als ich mich zu ihr neigte, ward ich gewahr, daß aus einem feinen Riß das Blut über ihr leblos Gesicht sickerte.

Da sich jetzt die hitzige Menge zerstreute, auch sonsten wohl niemand die Alte berührt hätte, blieb mir nichts übrig, als sie auf meine Arme zu laden und nach ihrem Häuslein zu schaffen. So konnte ich mich nicht zu den Herrschaften wenden und schritt grußlos von dannen. Gar wirr sah es in dem Stüblein aus, und die Luft war stark von Baldrian durchzogen, so daß ich schleunigst das Fenster aufstieß. Als ich aber die Martern auf dem Heulager gebettet, knarrte die Thür in den Angeln, und das Fräulein trat ein.

„Ich will Euch helfen," sagte sie, „denn Frauenhand kann leichter Wunden heilen als schlagen."

„Doch so das letztere eintrifft, heilen sie nimmer," sagte ich. „Des Weibes Stein war wohl gezielet."

Sie hatte schon die hohen Lederhandschuhe abgestreift und suchte mit den Augen nach einem Linnen; da sie es nicht fand, zog sie ein Tüchlein aus dem Täschchen und richtete es zu. „Mag Herrn Hoyer nicht die Zeit lang werden?" fragte ich; doch sie schüttelte den Kopf: „Er ist zum Obmann!"

Wir verbanden der Alten, so noch immer anscheinend leblos dalag, die Wunde. Gefährlich schien der Wurf nicht gewirkt zu haben, denn ein Knochen oder das Auge waren nicht verletzet. Da Irmgard das Blut hinwegwusch, sah ich besorgt auf ihr fleckenloses Gewand. Sie aber, da sie des inne wurde, lachte auf: „Ihr sorgt unnütz, Pastor. Dergleichen kann mich heute nicht abschrecken. Mochtet Ihr vor der Meute, der Martern zulieb, Euren Kopf wagen, so schaden zwei Flecken oder drei auch mir nicht."

Daß sie meiner Worte auf dem Platze Erwähnung that, machte mich beklommen, und ich fragte: „So hörtet auch Ihr sie, Fräulein?"

„Wohl," sagte sie, „und ich freue mich dessen sehr. Im Stifte zu Quedlinburg, wißt Ihr, hängt ein Bild St. Michaels, wie er den Drachen bewältigt; ihm sahet Ihr gleich und wohl auch Doktor Luther, da er zu Worms war." Da sie mir jetzt ihre Hand reichte, wurde ich meiner unmächtig, und ich küßte die zarten Finger so inbrünstig, daß ihr das Blut in die Schläfe stieg. Vor meinen Ohren aber klang es wie himmlische Musik, und Funken tanzten vor meinen Augen im Wirbel, daß ich, frischer Luft bedürftig, an das Fenster trat. O Gott, ich fühlte es, daß ich Leib und Leben ewig an sie verloren haben würde!

Was weiter zwischen uns gesprochen in der verrufenen Hütte, das weiß ich nicht; nur daß Herr Hoyer nach einer Weile ans Fenster pochte und ich mich mit der Mar-

tern allein sah. Blieb auch, bis sie die Augen aufschlug, verwundert um sich schaute und ich ihr also erzählen mußte, was mit ihr geschehen. Eine geraume Zeit lag sie stumm, die Augen zur Decke gekehrt. Doch als ich mich aufmachen wollte und nach ihrem Ergehen fragte, auch versprach, mein Mütterlein herauszusenden und, so sie wollte, auch den Medikus, da griff sie nach meiner Hand.

„Bleibt noch ein wenig, Ehrwürden. Gern dankte ich Eurer Hilfe, wie sich's geziemt. Doch nehmt es, wie ich's vermag. Hört meinen Rat, Ehrwürden." Und während sie sich aufrichtete, fuhr sie fort: „Wohl habt Ihr Euer Herz an das blonde Fräulein gehängt, und wer mag's Euch verdenken; doch stehet ab! Als sie vor etlichen Wochen zu mir trat, hab ich das Sterben über ihrem Haupte erschaut."

Da fuhr ich auf: „Laß dein Wahrreden, Martern. Mich dünkt, der Lohn, den du heute eingeheimset, war herbe, und du brauchtest es nicht weiter zu treiben."

Aber die Alte sagte ruhig: „Kann ich dafür, daß Gott mich also belastet? Glaubet, als Freude empfindet's der nicht, so es hat. Mutter und Vater und sechs Geschwister, dazu Menschen in Unzahl hab ich auf diese Weise sterben sehen, bevor sie selbst an den Tod gedacht. Ihr aber als Geistlicher solltet glauben an das, so von Gott ist."

„Sie ist so jung und schön," sprach ich, „es kann nicht sein."

„Vor dem Tode gilt nicht Schönheit noch Alter," entgegnete sie; „doch was mich ängstet, es ist kein geruhiges Ende, so ihrer wartet."

Mehr war nicht von der Martern zu erfragen; sie schüttelte abwehrend den Kopf, und nur als ich forschte, wann das Ungeheure einzutreffen pflegte, sagte sie: „In Jahresfrist."

Doch schien ein groß Teil Sorge von mir genommen, da draußen die scharfe Winterluft meine Stirn umstrich. Ich verlachte mein abergläubisch Gemüt, so sich trotz allen ernsten Glaubens nicht von thörichten Vorstellungen frei zu machen vermochte. Wie mochte ein Mensch dergleichen Schicksale erkennen können, wer wollte Gott vorgreifen? Mit selbigen Worten scheuchte ich alle trübseligen Gedanken von mir, vermochte es auch, zu meinem Mütterlein von der Martern Worten zu schweigen.

Doch muß mein Antlitz wohl nicht ganz frei von Schatten gewesen sein, sintemalen die mütterlichen Blicke während des Mahles oft auf ihm hafteten und mir besorgt folgten, als ich gleich nach dem Essen auf meine Kammer ging.

Zwar schlug ich Büttingers Confessio Helvetica posterior auf, so Magister Tibaldius mir als ein fein Werk der Gegner empfohlen und hinterlassen, doch hab ich nicht eine Zeile darinnen weiter gelesen, sondern achtlos mit dem dürren Lindenblatt, so ich als Denkzeichen gebrauchte, gespielt. Denn meine Gedanken hätten dabei heut nimmer Rast gefunden. So fuhr ich auch erschrocken auf, da sich zwei Hände auf meine Schultern legten und meine liebe Gute also unbemerkt hinter mich getreten war. „Friedrich, mein Kind," fragte sie leise, „hättest du mir heute nichts zu sagen?"

Wohl mag ich den Kopf geschüttelt haben. Doch einer Mutter Seherauge läßt sich darum nicht täuschen, und so weiß ich denn nur noch, daß ich binnen kurzem vor ihr auf den Knien lag und ihr mein ganzes seliges, unseliges Geheimnis anvertraute.

Sie richtete streng. — Alles sollte ich aufgeben, Unterricht, Gunst und Brot, noch heute meinen Stab weitersetzen, um meines Herzens Frieden zu retten, der doch mit meiner Hoffnung erst recht entschwand. Denn, so sagte sie, nimmer könnte ich auf Erfüllung rechnen, auch wenn die Freifrau nicht also stolz gewesen wäre. Auch dann nicht, wenn ich sicher wüßte, daß Irmgard mich liebte. Nein, auch dann nicht.

Nimmer hätte ich der sanften Frau solche Entschiedenheit zugemutet, als ich jetzt wahrnahm.

Ich blieb dann allein. Wohl nahte die Nacht, doch brachte sie mir keinen Schlaf. Rastlos hab ich den kleinen Raum durchmessen oder, am Fenster stehend, auf das Schreien der Eulenbrut gelauscht. Immer aber hat vor meinem geistigen Auge das Frauenbild mit den zwei weißen Lilien aus des welschen Meisters Werkstatt gestanden. Dann aber, als der klare Wintermorgen angebrochen, bin ich hinabgeschritten, denn ich glaubte des inne geworden zu sein, daß

ich Irmgard von meinem Herzen losgerungen hätte.

Drunten erwartete mich schon die Mutter. Ich habe nichts mehr gesagt als: „Wir bleiben, Mütterchen. Rüste mir die Morgensuppe, denn ich möchte wohl, bevor ich aufs Schloß gehe, nach der Martern sehen.“ Worauf sie mich geküßt und segnend ihre Hände auf mein Haupt gelegt hat.

* * *

Langsam und traurig sind die nächsten Wochen dahingeschlichen. Auf dem Schloß hab ich meine Stunden weiter erteilet, ohne an Irmgard eine sonderliche Veränderung zu erfahren. Froh und lächelnd blieb sie wie bisher, und fast schien es, als wolle das freie Kind des Waldes sich gern zu der Musen Füßen niederlassen. Auch blickte Frau Gertrudis weniger streng, wenn ich ihr von Zeit zu Zeit Bericht erstattete. „So recht, Pastor, fahr Er also fort, und meine Gunst wird Ihm nicht fehlen,“ sagte sie dann. Doch blieb ich nach den Lektionen nur noch selten oben, indem ich Arbeit vorschützte; schlug deswegen auch eines Abends die Einladung zu einem Trunke Würzbier aus, so der Herr Patron gar gern trank, ihm aber nicht nach Wunsch zu teil wurde. Doch war an selbigem Abend Graf Hochstein, der Vetter der Freifrau, eingetroffen, der über die Weihnachten allhier weilen wollte, da er unbeweibt war, und wurde also festlich seine Ankunft begangen.

Ich aber war froh, Grund zum Fernbleiben zu haben, denn der Knecht Ruprecht sollte am Abend durch das Dorf wandern, und ging er, wenngleich die Pfarre kinderleer war, doch wohl nicht daran vorüber. Am Tage vor dem heiligen Abend aber, da wir eben unsere letzte Lektion vor dem Fest beendet hatten und ich meine Bücher zusammenschlug, trat Irmgard auf mich zu und fragte: „Wollet mir sagen, Pastor, aus welcher Ursach Ihr in letzter Zeit so ernst seid?“

Wohl erschrak ich heftig, denn ich hätte ihr nicht die Wahrheit sagen können, und sprach daher: „Was kann Euch der Grund von der Traurigkeit eines Herzens frommen, Fräulein. Ich könnte wohl mit dem Minnesänger sprechen: ‚Mir ist leide, daß der Winter beide, Wald und auch die Heide, hat gemachet kahl.‘“

„Es muß wohl anderen Grundes sein,“ sagte sie, „denn ich hab Euch vorher nicht gefunden wie jetzt. Kann Euch der heilige Christ nicht trösten?“

„Ich meine, er wird auch mir Frieden bringen,“ entgegnete ich.

„Und etwas Freude auch,“ sprach sie. „Sehet, itzt decket Schnee die Erde, doch kommt erst der Lenz, mag Euer Kummer schwinden.“

Wohl dachte ich der Martern Wahrsagung, doch mein Herz vermochte längst nicht mehr daran zu glauben, und so hörte ich fröhlicher denn bislang auf die Pläne der Zukunft, so Irmgard vor meinen Blicken spann. „Die Mutter aber rechnet falsch,“ sagte sie plötzlich, „wenn sie meint, ich würde mich vom Vetter ehelichen lassen. Ich will nicht, und ich weiß, der Vater ist eines Sinnes mit mir. Ich will nicht, ich will nicht!“ rief sie und streckte die geballten Hände von sich.

Wäre ich doch nicht geblieben! Wie eines Bergstroms Rauschen klang es mir vor den Ohren, und ich fühlte ein Zittern der Erregung durch meinen Körper gehen. Dahin geweht war, was ich mühsam erkämpft. „Und warum nicht?“ fragte ich. „Ist er etwa kein guter Mann?“ Doch schon bereute ich meine Frage, denn die großen Blauaugen sahen mich entsetzt und verängstet an.

„Seid stille, Fräulein,“ sagte ich, „Gottes Gnade währet ewiglich, und ich will Euch im Gebet ein treuer Genosse sein.“

Es war, als hätte ihr mein einfach Wort schon die Erlösung gebracht, und ich sah, daß froher Dank in ihren Augen glänzte.

Indem trat die Freifrau mit dem gräflichen Vetter ein. „Sieh, da ist Irmgard,“ sprach sie. „Die Lektüre ist beendet, also mag sie dich begleiten. Er aber, Pastor, wird morgen die Christvesper in der Schloßkapelle halten.“

Ein bitter Wort ob solcher Behandlung wollte mir schon von den Lippen springen, denn ich war es anders gewöhnt. Doch hielt ich an mich und sagte: „Wollet gestatten, gestrenge Frau, daß ich mich dem Herrn Grafen fürstelle,“ und als ich solches gethan:

„Im Dorfe sollte Christvesper am morgigen Abend statthaben. Jedoch befehlt Ihr selbige in der Schloßkapelle, so werde ich sie halten.“

Sie sah mich erstaunt an, des Widerspruches wegen, dessen sie wohl nie gewohnt gewesen. Der Graf aber hatte laut lachend seine Hand auf meine Schulter fallen lassen: „Ihr seid couragiert, Pastor.“

Wohl mochte die Freifrau erzürnt sein, denn sie rauschte nach wenigen Worten von dannen, doch blieb der Graf zurück und fing alsobald an zu mir von Jagden und Fehden zu berichten, auf welches ich zwar wenig zu entgegnen wußte, so mir aber wegen seiner Leutseligkeit gar wohl gefiel und mich zum aufmerksamen Zuhörer machte. Irmgard hatte ihre Stickerei herbeigezogen und stichelte eifrig an einem Angebinde, so sie Herrn Hoyer zugedacht. Doch mußte ich endlich Urlaub nehmen und stieg zum Pfarrhause hinab, meiner Weihnachtspredigt den Schluß anzufügen.

Langsam rückte der heilige Abend heran. Schon am frühen Morgen hatte ich ein stattlich Tannenbäumlein aus dem Forst geholt, so mein Mütterlein mit buntem Flitter verzierte, wobei sie gar geheimnisvoll den Schlüssel umdrehte, wenn sie einmal meine Schritte auf den knarrenden Treppenstufen vernahm. Gerade so hatte sie es daheim in Utefelde auch gethan, da ich noch ein Knabe war; auch dann noch, als ich schon als Studiosus auf Besuch kam. Das süße Geheimnisthun war ihre schönste Freude.

Doch hatte sie heute nicht nötig, meinen Blicken den Eingang zur Weihnachtsstube zu wehren. Sie gingen in die Weite, und oft genug stand ich am Fenster und sah zum Schloß hinauf, und in meinem Herzen tobten die Geister, die ich längst gebannt zu haben meinte. Ich faltete wieder und wieder die Hände: „Herr, mein Gott, bring auch mir heute den Frieden!“

Fast meinte ich, das könne noch nicht der heilige Christabend sein. Wie war er mir doch heute so fremd, so anders denn bislang! Ich hatte mich vorher auf ihn gefreut, da ich ihn wieder mit der Mutter beging, jetzt war das so anders. Mir war, als läge er noch auf Wochen hinaus. Denn ein anderes hatte sich gleich einer kalten, schweren Hand auf meine Brust gelegt und lag da noch. Die Predigt hatte ich mechanisch beendet, sie war mir schnell aus der Feder gekommen, doch gebracht hatte sie mir nichts, und mir war, als hätte ich auch nichts dazu gegeben. Christabend war das nicht!

Jetzt läutete es, und ich griff nach meinem Priesterrock; fast eilfertig that ich's, denn das Nachdenken mußte doch ein Ende nehmen.

In der Kapelle brannten am gewaltigen Christbaum die Wachskerzen, und der harzige Duft legte sich beruhigend um meine Stirn. Friede, Friede schrie es in meinem Herzen. Und ich fühlte es, wie er kam. Ich freute mich der Dienstleute, so von Herrn Hoyer und der Freifrau zugelassen waren, ich freute mich auch der Herrschaft in ihrem Gestühle und sah es ruhig, wie der Graf Irmgard wiederholt etwas zuraunte, dann, als der Schulmeister mit den Kinder Lutheri Lied „Vom Himmel hoch da komm ich her“ anhub, sang ich andächtig mit.

Viele Worte hab ich nicht gemacht an selbigem Abend, wie denn auch die Freifrau lange Predigten nicht liebte. Doch sah ich Irmgards Augen unverrückt an meinem Angesicht hangen, und so schloß ich denn mit dem Liede, das sie, seit wir es einst zufällig gelesen, so sehr liebte:

Ubi sunt gaudia?
Nirgend mehr denn da,
Allwo die Engel singen
Nova cantica.
Und wo die Schellen klingen
In regis curia.
Eia, wär'n wir da!

Als ich geschlossen hatte und zu ihr hinübersah, nickte sie mir freundlich zu, auch kam sie nach dem Schlußverse, da sich die Herrschaft erhob, auf mich zu und lud mich zu der Bescherung ein, was ich nicht annehmen wollte. Doch auch Herr Hoyer winkte, und der Graf sagte im Vorüberschreiten: „Säumet nicht, Pastor; ich meine, für uns wäre auch ein heiliger Christ da.“ Was mich erst recht verstürzt machte. Doch nahm der Graf meinen Arm und zwang mich also.

Irmgard war froher denn je und huschte oftmals heimlich durch das Gemach, wo Herr Hoyer uns mit einem Becher Wein bewirtete. Denn alsobald sollte die Bescherung angehen.

Auch mir war ein Christgeschenk zu teil geworden, das ich so reich nimmer erhofft: ein weiter Mantel, so innen mit warmem Pelz gefüttert und außen von Irmgards Hand gar reich bestickt war. Ich war darob fast verstürzt, so daß ich nur stammelnd meinen Dank vorbringen konnte. Doch sah ich Frau Gertrudis zum erstenmal lächeln: „Er hat wohl viel Mühe gehabt, Pastor, und ich weiß, er ist aufrichtig.“

Indem kam auch schon Irmgard mit dem Vergilius in der Hand, so ich aus meiner Bücherei entnommen und ihr hatte auf den Tisch legen lassen. „Ihr traut mir zuviel zu, Pastor,“ sprach sie, „doch meine ich, daß ich's bis zum römischen Poeten noch bringen werde. Und wisset,“ raunte sie heimlich, „mir ist heute wohl zu Sinn, denn ein Aufbau gar froher Art ist mir geworden, als ich beim Mittagsmahl vernahm, der Vetter müsse am Dreikönigstage im Thüringischen sein, sintemalen er sich dort um ein adlig Fräulein auf seines Vaters Wunsch bewerben solle.“ ...

Kennst du das alte Marienlied von dem Röslein, entsprungen mitten im kalten Winter zwischen Eis und Schnee? Siehe, mir wurde bei dieser Kunde zu Sinn, als hätte ich selbst das Röslein entdeckt. Und wieder wie einst in der Martern dumpfiger Stube umfing und umklang mich frohes Getön, als wäre der himmlische Reigen zum Schloß niedergestiegen und sänge ohn Ende: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!

Mein Mütterlein, so mein Kommen gehört, kam mir entgegen, als hätte ich mich arg verspätet. Ich umfing sie, stürmischer als ich's letzthin gethan, und rief: „Jetzt aber wollen auch wir Weihnachten feiern!“

In der geweihten Nacht aber hab ich noch lange gestanden und zum sternflimmernden Himmelszelt aufgeschaut. Und doch hatte ich nicht gewonnen, was ich nimmer lassen konnte; aber auch keiner der anderen. Und mit ihr war auch mein Herz wieder frei.

* * *

Die Lektionen wurden nach dem Fest auf der Freifrau Wunsch und Geheiß weiter erteilt, und meiner lernbegierigen Schülerin Fleiß klomm eilends vorwärts, so daß wir mit dem Vergilius beginnen konnten, als der 1. Märzen im Kalender stund. Und der Frühling, von dem sich Irmgard meines Kummers Linderung versprochen hatte, kam nun auch. Zwar zu sehen war er noch nicht, obschon Frau Sonne früher aufstieg und später zur Rüste ging. Doch in den Nächten tobte ein grauser Sturm, von dem man wußte, daß er Altes brechen und Neues bringen würde. Unter dürrem Laube lag bald hier und da ein Nest blauer Leberblümchen, und am letzten des Monats fand ich das erste Veilchen. Ich wollte Irmgard den duftenden Gruß bringen, doch fand ich sie nicht zu gewohnter Stunde vor. Wurde statt dessen zu Herrn Hoyer beschieden, der mir eine Mitteilung zu machen habe.

Er nötigte mich, als ich eingetreten, an seine Seite und hub alsobald von Irmgard zu sprechen an, wie wir ihr mit Beginn des heiteren Sommers die Grammatika erleichtern und die Lektionen ausfallen lassen wollten. Wir könnten ja bei Beginn der kälteren Jahreszeit mit erneuter Emsigkeit in Bälde erreichen, was während des heißen Sommers verabsäumt wäre.

Herr Hoyer hatte offenbar aus Mitleid mit seinem Töchterlein die Befreiung von dem Latein durchgesetzt. Denn er selbst war wohl ein echter Ritter. Doch war ihm der Musen Wirken gar verschlossen geblieben. Derhalben lächelte er auch, als ich ihm sagte, daß das Fräulein gern der Unterweisung gelauscht, und meine Schulter klopfend, sagte er: „Ich weiß, ich weiß! Doch irre Er sich nicht darin, Pastor. Sie ist meine Tochter, und wenngleich sie an häuslichen Tugenden keiner Jungfrau im Harze nachsteht, das Jagen im Walde steht ihr besser an als das Stubenhocken. Eine vom Thale taugt nimmer zur Gelehrtin. Doch fragt sie selbst, Pastor!“

Ich wandte mich um, Irmgard war unbemerkt eingetreten. „Wohl habt Ihr recht, Vater,“ sagte sie, „doch hat mich die lateinische Grammatika wohl ergötzt. Das kann ich bezeugen, so es Euch Freude macht, Pastor. Doch ich meine, ich hätte noch mehr zu lernen von Euch, da Ihr auch weltlicher Wissenschaft Meister seid, und so kann es sein, daß Ihr im Walde mir der Schöpfung Bibel auslegt.“

Herr Hoyer hatte jetzt einen Brief aus der Hand gelegt, bei dessen Lesung ich ihn vorhin unterbrochen hatte.

„Dann wirst du der Magister zweie haben,“ sagte er. „Der Vetter zeigt mir sein Verlöbnis mit der Gräfin Hohenheim an und berichtet, daß der Heidereiter, so in deiner Mutter Sippe gedient, und den sie sich von ihm ausgebeten, in Bälde bei uns eintreten wird. Sein Vater soll adligem Geschlecht entstammen, und also mag er dir wohl ein Führer auf deinen Streifzügen werden.“

Jetzt konnte ich ihr das Veilchen darreichen, und hocherfreut nahm sie es und befestigte es an ihrer Brust. „Ihr müßt mir jedoch deren mehrere bringen,“ sagte sie. „Übermorgen, am Sonntage Palmarum, ist mein Geburtsfest, und indem ich Euch am bezeichneten Nachmittage aufs Schloß lade, erbitte ich mir einen Strauß meiner Lieblingsblumen.“

Selbiges versprach ich; denn mir waren dergleichen sonnige Plätze bekannt, wo in diesen Tagen manch Veilchen erblühen mußte.

Machte mich auch am nächsten Tage, als das Vespergeläut ausgeklungen, auf den Weg und versprach mir reiche Ernte. Denn ein warmer Regen war am Morgen gefallen, der mit seinem Finger gewiß auch an die Knöspelein gepocht und selbige aufgemuntert hatte.

Als ich aber aus der Thür trat, lief ich gegen den welschen Maler, der seinen Ranzen geschnürt auf dem Rücken trug. Zwar wußte ich, daß er seinen Stab weiter gen Magdeburg setzen wollte; auch war gestern der Wagen, so die Malgeräte aufgeladen, durch das Dorf gefahren. Doch hatte ich nicht geglaubt, daß er vor dem Feste reisen wollte. Sprach ihm also meine Verwunderung deshalben aus. Er aber hatte es gar eilig und reichte mir ein Eingehülltes zu, so er mich ausschälen hieß. Wie froh aber war ich, als ich meinen Wunsch, den ich einmal im thörichten Scherze geäußert hatte, erfüllt sah. Wie sie droben im Ahnensaal des Schlosses hing, so sah sie mich an, die Süße, und ob ihrem Haupte nickten die Lilien. Der Meister hatte ein doppelthandgroßes Gemälde Irmgards gar fein und zierlich für mich ausgeführt. Als ich aber fragte, wie hohen Preis ich ihm dafür zahlen solle, und that, als könne er gar nicht hoch genug bemessen sein, da lachte das Männlein laut auf: „Wollet mich in gutem Angedenken behalten, Ehrwürden, und solltet Ihr einst hören, daß ich diese schöne Erde verlassen mußte, so lest auf Eure Art um meiner Seele Heil eine Messe. Ich denke, Ihr seid trotz Eurer Ketzerei gut angeschrieben da drüben.“

Mein Mütterlein war auch dazu gekommen und freute sich des kostbaren Geschenkes. Denn auch sie hatte Irmgard liebgewonnen, da das Mägdlein sie häufig besucht, sie selbst auch schon einigemal durch die Freifrau auf das Schloß entboten war.

Gar sorgsam trugen wir das hehre Kleinod in das Gemach. Doch mochte ich jetzt in anderer Zeugen Gegenwart nicht allzu lange davor verweilen. Schlug also dem Meister, nachdem ich ihm einen Becher unseres Würzweines kredenzt, vor, mit ihm ein Stückchen zu wandern, was er sich auch gern gefallen ließ.

Und so schritt ich an seiner Seite in den warmen Lenzabend. Noch heute, da ich mit weißem Haupte über dieser Schreiberei sitze, atme ich, wenn ich zurückdenke, die süßen Düfte, höre ich die Lerche, so jubelnd über dem Saatfelde stand. Es duftete allenthalben nach Veilchen, die Amsel sang ihr sinnbethörend Liebeslied, dazwischen kleiner Vögel Gezwitscher und das ferne Gemurmel des Baches, so froh war, daß er eisiger Umarmung ledig geworden.

„Wollet mir sagen,“ hub der Meister an, der wie auch ich Augen und Ohr an dem Schönen geweidet hatte, „wes Kind eigentlich Irmgard ist, ob des Vaters oder der Mutter?“

Ich sah ihn erstaunt an: „Nun, doch wohl beider, Meister.“

Aber er wiegte sinnend den Kopf. „Dem Leibe nach wohl,“ sagte er, „doch wes Seele mag sie tragen? Ob der Gestrengen herbes Wesen später die Oberhand gewinnt oder Herrn Hoyers Milde?“

„Des zweifle ich keinen Augenblick!“ rief ich fröhlich. „Wenn Ihr sie ansahet, als sie Euch saß, so mußtet Ihr wohl oder übel in dem blauen Feuer ihrer Gluhaugen und in dem sonnigen Schimmer ihres lichten Haars das reine edle Kind der Tugend erkennen.“

„Ei, ei, Ehrwürden," sagte er, mit seinem Stabe drohend, „Ihr seid noch anderer als der himmlischen Minne warmer Redner. Doch glaub ich's Euch nur zu gern. Wer möchte sie auch nicht lieben! Doch ich hätte sie zuletzt malen sollen und nicht die Mutter. So ist mir ein Schatten zurückgeblieben. Wisset, mir graute zuweilen vor den Augen der Freifrau, als zuckte ein Etwas darinnen auf, das kein Erbarmen kennt. Und dies fürchte ich für das Kind, denn es erbte doch von ihr einen Eigenwillen, der seine eigenen Wege sucht, und der Mutter Herz wird ihm ewig verschlossen bleiben."

„Was meinet Ihr?" forschte ich weiter, und der Alte sagte:

„Merket Ihr nicht, daß sie Liebe sucht, wo sie selbige findet, weil sie entbehren mußte, wo andere in vollen Zügen trinken und Herr Hoyer sie nicht ganz zu geben wagt? Wehe, wenn sich einer findet, der ihr armes Herz mit trügerischen Hoffnungen ködert!"

Ich wollte etwas entgegnen. Doch er schnitt mir die Rede ab: „Sehet dort die Veilchen zu Hauf, die Ihr begehrtet. Pflücket und entbietet dem Kinde morgen meinen Gruß. Ich aber will jetzt eiliger meinen Weg verfolgen, denn die Sonne ist dahin!"

So schieden wir. Ich hatte in Bälde ein ansehnliches Sträußchen beisammen. Doch mochte ich so bald nicht aufhören, sondern Irmgard gar viele bringen. Denn ich wußte, daß sie nicht viele Arten, aber von einer Art viele liebte. Allein ich hatte mein Begehren noch nicht gestillt, als ich hinter mir ein kurzes Lachen hörte, so mich schnell auffahren machte. Da stand ein junger Gesell im grünen Jägerrock, den Rucksack an der Seite, in der Hand einen festen Stock und über der Schulter die starke Armbrust; sein Hut, so mit bunter Feder gezieret war, saß zur Seite geschoben und gab ihm ein gar keckes Ansehen, gleichwie das blonde aufgezwirbelte Bärtchen über dem frischen Mund.

Da ich ihn verwundert anblickte, lachte er aufs neue. „Ihr hauset übel unter den Blauveigelein. Lasset auch denen stehn, so ihrem Schatz eins schenken wollen —"

„Das mögt Ihr thun," entgegnete ich, „der Harz beut deren genug."

„Ich hab's auch nötig," sagte er und rückte seinen Hut noch weiter auf die Seite, „denn ich ziehe in zweier Frauen Dienst, von denen die eine so schön sein soll als die andere stolz ist."

Da entsann ich mich des Briefes, so Herr Hoyer gestern empfangen, und sprach: „Ihr meint, daß Ihr dem Herrn von Thale dienen wollt!"

Er zuckte die Schultern auf. „Dienen sagt Ihr?" rief er fast zornig. „Allein Ihr mögt des recht behalten, obschon es dem Sproß eines ritterlichen Geschlechts übel ansteht, nach Brot gehen zu müssen. Doch nimmer will ich einem Kunkelhelden dienen, viel eher den Frauen."

„Wollet erst des Schlosses Zustand kennen lernen, bevor Ihr urteilt," erwiderte ich. „Und da ich in Euch den neuen Heidereiter vermute, so laßt mich Euch meinen Namen und Stand nennen."

„Dacht es mir gleich, in so fromme Gesellschaft geraten zu sein," lachte er. „Und fahrt Ihr also fort, Pastor, so möget Ihr aus mir noch einen leidlichen Menschen zurechtstutzen."

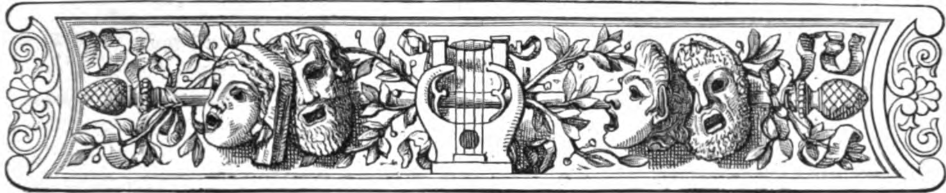
Indem waren wir dem Dorfe zugeschritten. Der Heidereiter fragte nach diesem und jenem, besonders aber nach den Damen. Doch hab ich ihn mit knappen Worten abgespeiset, da mir sein Wesen nicht gefiel, er sich auch wiederholentlich mit dem Haß brüstete, so er gegen die vom Adel gefaßt, weil sie seines Hauses Bestand zernichtet hätten.

„Und ich gehe heut nicht aufs Schloß, und morgen wohl auch nicht," rief er, „mögen sie erkennen, daß sie an mir keinen Knecht gewonnen haben!"

„Thut, wie Ihr es verantworten mögt," sagte ich und schritt mit kurzem Gruße von dannen. Er aber schritt pfeifend fürbaß, denn des Heidereiters Haus lag außerhalb des Dorfes im Walde. — —

(Schluß folgt.)





Briefe von Carl Maria von Weber
an Hinrich Lichtenstein.

Herausgegeben
von
Ernst Rudorff.

III.

(Nachdruck ist untersagt.)

Weber an Lichtenstein.

Mein vielgeliebter Bruder!

Eine wunderlich bewegte Zeit habe ich verlebt; und vielleicht war es gut, daß meine ungeheure Dienstlast (da ich noch immer allein bin) mich nicht recht zur Besinnung kommen ließ. Doch konnte ich es nicht wehren, daß sich eine große Bitterkeit in meinem Herzen festsezte. in Prag fiel Euryanthe durch, in Frankfurt machte sie furore. Das wahrhaft niederträchtige Geschreibsel der Wiener Klatschblättler hatte alle Gemüther wunderlich gestimmt. Ich war daher sehr begierig auf die Wirkung, die dieses Werk auf unser gemessenes, von Haus aus kaltes, viel lesendes Publikum machen würde. Die Stimmung war gewiß eher gegen das Werk als dafür.

Gestern Abend nun war Euryanthe, und welchen über alle Beschreibung glänzenden Triumph habe ich erlebt. So ergriffen, so enthusiasmirt habe ich unser Publikum noch nie gesehen. Mit jedem Akt stieg die Begeisterung. Am Schluße wurde erst ich mit wahrem Sturme gerufen, dann Alle. Es war aber auch eine vortreffliche Vorstellung. besonders die Devrient als Euryanthe und die Funk als Eglantine übertraffen sich selbst in Spiel und Gesang. Mayer als Lysiart, und Bergmann Adolar, sehr brav. die Chöre ganz ausgezeichnet. die Kapelle mit einer Vollendung der Nüancirung, wie man sie nur bei uns hören kann.

Es ist jezt nur eine Stimme darüber, um wie vieles höher diese Oper als der Freyschütz stehe.

Tiek, unter andern, sollte noch nach der Oper in Gesellschaft gehen, erklärte aber, daß sein Gemüth zu sehr erfüllt sei; und sagte (zu Andern natürlich) Es seyen Sachen in dieser Oper, um die mich Gluk und Mozart beneiden müßten. Ich weiß lieber Bruder, daß ich Dir so etwas wiedererzählen kann, ohne mißverstanden zu werden, zu Niemand sonst in der Welt würde ich es wagen.

Ich werde alle Augenblike von Glückwünschenden gestört. Du wirst schon mit diesem rapsodischen Geschreibsel vorlieb nehmen müssen. Brühl hatte mir die Aufführung der Euryanthe zu Ende Aprill bestimmt, ich schrieb darauf an Ihn, und Spontini und Blume,* daß ich zu den lezten Proben selbst kommen würde um die treffliche Ausführung mitanzusehen. Vor ein paar Tagen erhalte ich Antwort wo er die Oper wieder auf's ungewiße hinausschiebt. Und gestern einen höchst merkwürdigen Brief von Spontini worin er mir verspricht alles mögliche zu thun, da er überzeugt wäre alles was meinen Namen trüge wäre vortrefflich. sagt mir aber im Vertrauen offenherzig, die Oper habe doch in Wien nicht gefallen, darüber stimmten alle öffentlichen und Privatnachrichten überein, ausgenommen ein Artikel von dem Dichter der Satyre auf Olimpia. Uebrigens könne Brühl selbst kein Werk annehmen, das nicht von einem Comité von sechs Künstlern vorgeschlagen wäre; da nun dieses nicht geschehen, so wüßten sie nichts von Euryanthe und sie sey für sie noch gar nicht in Berlin. Endlich, müßte jezt Cortez, Othello, Medea, Gazzaladra, Prince Riquet von Blume, die Rosine von Herold pp. gegeben werden. und Mad. Seidler sei außer Stand, Proben zu halten oder große Opern zu singen. Schließlich wolle Brühl selbst vor dem

* Blume war Regisseur am Berliner Theater.

Herbst keine große Oper der bedeutenden Kosten wegen geben. — — Was sagst Du dazu? ich werde Brühl den Brief Auszugsweise mittheilen, und die Sache gehen laßen wie sie will: denn mir eine Aufführung zu erbetteln habe ich keine Lust.

Kalkbrenner's* Bekanntschaft hat mir große Freude gemacht. Das ist der Klavierspieler wie er sein soll. Nächstens Mehreres und Geordneteres! Alles Herzliche an Deine liebe Frau, Kinder Eltern und Freunde.

Mit treuer Liebe Dein Weber.

Dresden d. 1ten Aprill 1824.

Weber an Lichtenstein.

An mir ist es zu danken, mein vielgeliebter Bruder, mit welcher Thätigkeit, Um- und Vorsicht Du stets für mein Bestes handelst. Unter heutigem Dato habe ich ganz kurz und offiziell an den so sehr verehrten Grafen Brühl geschrieben, und ihm die Auszüge aus Spontini's Brief und meine Antwort geschikt, die mir zu der Sache als Geschäft nöthig schienen, damit auch Spontini mir keine Indiskretionen vorwerfen könne. dir schikke ich hierbei die ganze Pastete vollständig in Abschrift, zu allem Gebrauch den Dir Deine Einsicht nöthig finden läßt. Empfiehl mich dem lieben Grafen aufs Herzlichste, — und Er solle mich nicht verkennen, wenn ich ihm jezt blos als Geschäftsmann geschrieben habe. Sein Brieflein ist mir eine große Freude gewesen.

Die ganze Sache ist mir aber sehr fatal. Besonders wenn sie so weit gedieh, daß ich sie der Oeffentlichkeit übergeben müßte. Wie würdigt solche Kazbalgerey die Kunst und die Künstler herab. Wie haße ich alle auf solchem Wege zu erlangende Celebrität, und wie heilig ist mir das stille verborgene Wirken der Kunst. — Nun — Wie Gott will! — — Du siehst ich bin Spontini zwar fest, aber noch milde genug entgegen getreten.

Sassaroli hat ihm sogleich den hiesigen Erfolg der Oper geschrieben. Die Sonette in der Abendzeitung wirst Du wohl gelesen haben. Den weniger verbreiteten Merkur sende ich Dir hier mit. Die zweite Vorstellung am 3ten Aprill (mit der wir leider das Theater vor Ostern schlossen) war ebenso aufgenommen, wie die erste. Die Devrient und Funk herausgerufen.

Ach! was wäre das herrlich gewesen Dich dazu hier zu haben.

Ich bin ganz Finger- und Geisteslahm vom vielen Schreiben, nimm also mit diesem Wenigen heute vorlieb.

— —

* Friedrich Kalkbrenner, 1788 bis 1849, Klaviervirtuos und Komponist.

Die herzlichsten Grüße an Frau und Kind von meiner Lina, Max und dem

alten Freund Maria.

Dresden d. 12ten Aprill 1824.

[Einlage I in den vorigen Brief.]

Spontini an Weber.

(Abschrift.)

A Monsieur C. M. de Weber.

Monsieur et cher Collegue.

J'ai voulu profiter de l'occasion favorable de Mr Sassaroli pour vous faire parvenir la presente, en reponse de votre aimable lettre du 18 de ce mois.

Je dois commencer d'abord pour vous exprimer, Monsieur, combien j'ai été sensible aux complimens flatteurs et honorables que vous m'avez témoignés, dont je vous prie de vouloir bien agréer toute ma reconnaissance d'un egal retour, quant aux sentimens d'estime pour votre beau talent, que je crois de savoir apprécier.

Venons maintenant à ce qui concerne votre opéra Euryanthe: En ma qualité de Compositeur, il me suffit qu'un ouvrage porte votre nom, Monsieur, pour en avoir la haute opinion que vous méritez à juste titre. En ma qualité de directeur général de la musique de S. M. le Roi de Prusse, je dois me diriger moi-même, suivant les lois et les ordonnances de l'Instruction Royale de service qui est pour moi l'Arche Sainte.

Suivant cette Royale Instruction, je dois soumettre à la décision de la Direction générale de Musique, composée de six artistes distingués, l'admission au repertoire de tout ouvrage nouveau; et il est même expressement défendu à Mr l'Intendant général de faire l'acquisition ou l'achat d'un ouvrage quelconque, s'il ne lui est point préalablement proposé et demandé par écrit par cette Direction! Hors, comme la proposition ni la demande de la partition d'Euryanthe ne lui a pas été encore faite, ni de vive voix, ni par écrit, attendu que nous étions engagés avec Mr Spohr, avant l'apparition de votre opéra, il en resulte, que nous ne possédons pas votre partition, que nous ne la connoissons pas, et que par conséquent nous n'avons pu prendre aucune déliberation sur sa prompte exécution sur notre théatre.

En outre de cela, permettez-moi de grace, Monsieur, quelques réflexions particulières et confidencielles pour vous seul, que mon devoir m'oblige de faire, lorsqu'il s'agit

de la mise en scène d'un grand opéra qui nécessite une grande dépense pour le prix de droit d'auteur, de la partition, de toute la copie générale, des decorations, costumes etc: etc:

Les gazettes étrangères, surtout celles de Vienne et même de Berlin, ainsi que toutes les lettres et rapports particuliers sur le succès à Vienne d'Euryanthe [pardonnez, Monsieur, à ma nécessité de vous l'avouer], n'ont pas été assez favorables, à l'exception d'un article un peu exagéré, inseré par les bienveillans offices de celui, au quel je dois une spirituelle satyre en vers, contre Olimpie, et la proscription de mon nom de la gazette de Vosse, à moins qu'il ne s'agisse de le maltraiter!

Mais tous ces motifs, que je confie à vous Seul, sont tout à fait nuls pour moi, attendu que je connois par expérience l'incertitude des vicissitudes du theatre, les cabales, les intrigues, l'envie et toutes les disgraces attachées à notre belle carrière, glorieuse même, lorsqu'elle est exempte de tout reproche, pour les compositeurs d'un véritable talent et d'un vrai mérite personel et morall! Je vous le répète donc avec sincérité, Monsieur: il suffit qu'un ouvrage porte votre nom, pour que je sois convaincu d'avance de tout son mérite, et vous pouvez être bien sur que je mettrai tout l'empressement possible à Vous servir en tout ce qui dépendra de moi, comme j'ai fait pour Mrs Schneider, Klein, Kreutzer, Blume, Schmidt, Hellwig, Br Lichtenstein et autres tous compositeurs allemands: Je vous demande seulement la permission, en obéissance de l'Instruction Royale de Service, de remplir les formalités, qui me sont préscrites, et d'en soumettre en même tems le resultat à l'Autorité Supérieure. D'ailleurs nous ne pourrions pas nous occuper tout de suite de la mise en Scene d'Euryanthe, 1°, parceque Mr l'Intendant général m'a déclaré ne vouloir plus monter, jusqu'à l'hiver prochain, de grands opéras à cause des dépenses: 2°, parceque nous nous trouvons dans la nécessité, aprez la rémise de F. Cortez et d'Othello, de donner Medea de Cherubini, Madm Milder voulant la jouer avant son départ par congé, la Gazza ladra de Rossini, le Prince Riquet de Blume, les Rosières de Herold, et d'autres ouvrages de genre pour Madm Seidler et Madlle Eunicke la prémière surtout se trouvant, aprez une très longe maladie, hors d'etat d'exécuter, étudier et répéter de grands rôles et de grands ouvrages.

Je vous prie bien instamment, Monsieur, d'envisager sous son véritable aspect le sens et le bût de mes observations en la qualité de ma place, et d'agréer, en ma qualité de votre collegue, l'assurance de tout mon zéle à Vous servir, ainsi que de la haute estime, avec la quelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur
votre très humble et
devoué Serviteur
Spontini.

Berlin le 27 Mars
1824.

[Einlage II.]

Weber an Spontini.
(Abschrift.)

Hochwohlgeborener Herr General Musik-Director!
Hochgeehrtester Herr und Freund!

Herr Sassaroli hat die Güte gehabt mir Ihr geehrtes Schreiben vom 27ten März a. c. zu überbringen.

Wenn vom Aussprechen schmeichelhafter Dinge unter uns Beiden die Rede ist, so ist es stets an mir, Ihnen dafür dankbar zu sein: denn ich zolle dem Schöpfer der Vestalin nur den Tribut der Achtung, die ihm jeder Künstler schuldig ist.

Was Ihre officielle Mittheilung wegen der Darstellung meiner Oper Euryanthe auf dem Königlichen Theater zu Berlin, in Bezug auf eine aus sechs ausgezeichneten Künstlern bestehende General Musikdirection betrift; so muß ich darüber meine Verwunderung ausdrücken. Es ist meines Wissens nie und nirgend zur Kenntniß des Publicums und der Künstler gebracht worden, daß „il est même expressement défendu à Mr l'Intendant général de faire l'acquisition ou l'achat d'un ouvrage quelconque si ne lui est point préalablement proposé et demandé par écrit par cette Direction.“

Sie sind so freundlich mir zu sagen „je vous demande seulement la permission, en obéissance de l'Instruction Royale de Service, de remplir les formalités qui me sont préscrites et d'en soumettre en même temps le resultat à l'autorité Supérieure. —

Ich bin selbst ein zu gewissenhafter Diener, als daß ich nicht jede ähnliche Handlungsweise ehren sollte. Es kommt mir aber nach meiner Ansicht hier nicht mehr zu, etwas zu erlauben oder zu suchen, da ich durch jeden Schritt der Art, die Mißbilligung des Herrn Grafen Brühl mit Recht zu erwarten hätte. Bis jezt glaubt die Welt in Ihm die autorité supérieure als General Director der Königlichen Schauspiele zu sehen. Seit Jahr und Tag hat er die Oper angenommen, so wie früher den Freyschützen. Sie haben die Güte mir die unendlich schmeichelhafte Ver-

sicherung zu geben „Il me suffit qu'un ouvrage porte votre nom, pour en avoir la haute opinion que vous méritez à juste titre.“ — Was kann also der Aufführung des Werkes entgegenstehen? denn welcher dieser sechs geehrten Herren wird sich nicht für verpflichtet halten sein Urtheil dem Ihrigen zu unterwerfen.

Ist der Herr Graf weiter gegangen als er sollte, so kommt es auch blos ihm zu dieses zu vertreten. Von mir würde es eine unverzeihliche Anmaßung sein, mir auch nur eine Meynung über fremde Dienstverhältniße zu erlauben. Ich sehe daher die ganze Sache gar nicht mehr als die meinige an; indem ich Ew: Hochwohlgeboren wiederholten Theilnahm=Versicherungen, und der erprobten Güte des Herrn Grafen Brühl vertraue. Sie werden es daher auch ganz angemeßen finden, und billigen, daß ich den officiellen Theil Ihres geehrten Schreibens dem Herrn Grafen mittheile.

Ich komme nun zu denen „Reflections particulières et Confidencielles“, die Sie mir machen; und glaube in denselben die freundschaftliche Aufforderung zu sehen, sie zu erwiedern. Sie machen mir bemerklich: „Les gazettes étrangères, surtout celles de Vienne, et même de Berlin, ainsi que toutes les lettres et rapports particuliers sur le succès à Vienne d'Euryanthe, n'ont pas été assez favorables, à l'exception d'un article un peu exagéré, inseré par les bienveillans offices de celui auquel je dois une spirituelle Satyre en vers, contre Olimpie, et la proscription de mon nom de la gazette de Vosse, à moins qu'il ne s'agisse de le maltraiter.“ —

Es scheint keinem Zweifel unterworfen, daß es viele Leute giebt, die glauben Ihnen mein hochverehrter Herr General=Musikdirector angenehm zu erscheinen, wenn sie Ihnen Unangenehmes von mir berichten. Es ist allerdings Vieles gegen Euryanthe geschrieben worden, aber gewiß eben so viel dafür: Welches Sie nur zufälliger Weise nicht erfahren haben. Eine Satyre in Versen gegen Olimpia* kenne ich eben so wenig, als den Verfasser jenes article exagéré; indem ich überhaupt nicht recht einsehe, wie das was gegen Sie geschrieben wird, mit der Frage der Aufführung meiner Oper in Berlin in Zusammenhang kommt.

Ich würde es von mir z. B. für sehr thöricht halten, wenn ich alle die bittern Ausfälle, die von Berlin aus gegen mich, und die dort noch nicht gesehene Euryanthe geschrieben werden, Ihnen wiedererzählen oder gar zuschreiben wollte.

Wenn man übrigens in vier Vorstellungen — wo ich die lezte nicht einmal selbst dirigirte — vierzehn Mal hervorgerufen wird, das Hervorrufen mehrerer der Darstellenden an jedem Abend ungerechnet — so scheint dieß ein glüklicher Erfolg zu sein. Doch entscheidet Gefallen oder Nichtgefallen an einem Orte, wohl noch nicht gänzlich über den Werth eines Werkes. Wie Sie selbst an Olimpia in Paris gesehen haben, von deren glänzendem Erfolg in Berlin ich das Vergnügen hatte Augenzeuge zu sein. Figaro mißfiel gänzlich bei seinem ersten Erscheinen in Wien. Don Juan ebenso in Frankfurt; und wie hoch stehen doch diese Werke jezt in der Meynung des Publicums. Dieses ist ein Trost für uns Andere sich Versuchende, indem wir zu diesen Sternen emporblicken.

Aber wie unnöthig ist es, Ihnen dieß zu sagen. Sie selbst fahren ja sogleich auf folgende Weise fort: „Mais tous ces motifs (?) sont tout à fait nuls pour moi, attendu que je connois par expérience l'incertitude des vicissitudes du théatre, les cabales, les intrigues, l'envie et toutes les disgraces attachées à notre belle carrière etc. etc.“

Die Wichtigkeit der übrigen Hinderniße, die Sie gefälligst mir vorzählen, habe ich kein Recht zu wägen; da es mir nicht zukommt die Pläne

---

* In der Lebensbeschreibung Teil II, Seite 561, wird mit Bezug auf diese Worte gesagt, Weber habe sich Blößen gegeben, „indem er von dem ihm notorisch bekannten Gedichte, das am Abend der ersten Aufführung des ‚Freischütz‘ in Berlin erschienen war, nichts zu wissen vorgab“. Der hierin ausgesprochene Vorwurf wird jedoch durch die Thatsachen entkräftet. Das Gedicht, das damals im Theater verteilt worden war, kann man in nebenstehendem Faksimiledruck nachlesen.

Wenn nun Spontini wirklich auf dieses Gedicht mit den Worten „une spirituelle satyre en vers contre l'Olimpie“ hinzielen wollte, so war sein Ausdruck so unpassend gewählt, daß Weber mit vollem Recht darauf erwidern konnte, er kenne eine Satire in Versen gegen „Olympia“ nicht. Vor allem aber kann nicht die Rede davon sein, daß Weber seine Bekanntschaft mit jenem Flugbatt Spontini gegenüber abgeleugnet habe, da er vielmehr, auf das peinlichste durch die Schlußworte desselben berührt, am Tage nach der ersten Freischütz=Aufführung in Berliner Blättern einen Aufsatz veröffentlichte, der zuvörderst den Bewohnern Berlins für die seinem Werk bewiesene Teilnahme in warmen Worten dankt, dann aber fortfährt: „Ich würde den Beifall eines solchen Publikums nicht verdienen, wenn ich nicht hoch zu ehren wüßte, was hoch zu ehren ist. Ein Witzspiel, das einem berühmten Mann kaum ein Nadelstich sein kann, muß in dieser Weise für mich gesprochen, mehr verwunden als ein Dolchstich. Und wahrlich bei der Vergleichung mit dem Elephanten könnten meine armen Eulen und andern harmlosen Geschöpfe sehr zu kurz kommen.“ Die Verhandlungen über die Aufführung der „Euryanthe“ in Berlin sind hier in allen wesentlichen Punkten wiedergegeben, und es ist danach nicht zu verstehen, wie in Teil II, Seite 562 der Lebensbeschreibung gesagt werden kann, daß der Eindruck von Webers Verhalten dabei „kein durchaus nur vorteilhafter für ihn“ sei.

Dem
Herrn Capellmeister
C. M. v. Weber.

Berlin am Tage von Belle Alliance 1821.

Das Hurrah jauchzet, die Büchse knallt,
Willkommen, Du Freischütz, im duftenden Wald!
Wir winden zum Kranze das grüne Reiß
Und reichen Dir freudig den rühmlichen Preis.

Du sangst uns Lützows verwegene Jagd,
Da haben wir immer nach Dir gefragt.
Willkommen! willkommen in unserm Hain,
Du sollst uns der trefflichste Jäger sein.

So laß Dir's gefallen auf unserm Revier,
„Hier bleiben!" so rufen, so bitten wir;
Und wenn es auch keinen Elefanten gilt,
Du jagst wohl nach anderem, edleren Wild!

Faksimile des Gedichtes, das bei der ersten Aufführung des „Freischütz" im Berliner Schauspielhaus herumgereicht wurde.

der Lenker einer fremden Kunstanstalt zu beurtheilen. — Ich weiß nur, daß 1tens Alle künstlerischen Mittel zu Aufführung der Euryanthe in Berlin vorhanden sind. 2tens, daß sie weder auf großen Decorations- noch Kleider-Aufwand berechnet ist; 3tens, daß der Herr Graf Brühl mein langjähriger Freund ist; 4tens, daß Sie mich versichern: „Je vous le répéte donc avec sincérité, il suffit qu'un ouvrage porte votre nom, pour que je sois convaincu d'avance de tout son mérite, et vous pouvez être bien sûr que je mettrai tout l'empressement possible à vous servir en tout ce qui dépendra de moi.“ Und endlich 5tens, daß das Berliner Publicum mich durch seine ununterbrochene Nachsicht sogar verwöhnt haben könnte, und mir daher jezt nichts weiter zu sagen übrig bleibt, als die Versicherung der vollkommensten Hochachtung zu wiederholen, mit welcher ich die Ehre habe zu seyn

Ew: Hochwohlgeboren
des Herrn General-Musikdirectors
ganz ergebener Freund und
Diener C. M. Weber.

Dresden d. 12ten Aprill 1824.

Lichtenstein an Weber.*

Liebster Bruder!

Dem Vertrauen, das Du in meine Umsicht setzest, glaubte ich nicht besser genügen zu können, als wenn ich dem Grafen die mitgetheilten Actenstücke zu lesen gäbe. Ich legte auch Deinen Brief unter Entschuldigung der Indiscretion, die ich dadurch gegen Dich beginge mit bei und bemerkte (weil ich fürchtete, die angedrohte Publicität möchte ihm misfallen) dies sei von Deiner Seite wohl so ernst noch nicht gemeint. Das war am Sonnabend. Montag erhielt ich einliegende Antwort, deren dritte Zeile Dir nun erst recht erklärlich sein wird. Da mir gar nicht verboten wurde, die (von Brühl) beigelegten Actenstücke an Dich gelangen zu lassen, so glaubte ich, es sei wohl vielmehr die Meinung, Du solltest sie lesen. Nur um sie Wollank und Hellwig vorher noch zu zeigen, zögerte ich bis heute mit der Absendung und das war ein Glück. Denn eben schickt der Graf und läßt sich mündlich die „bewußten“ Abschriften wieder ausbitten, die ein paar Stunden später auf der Post waren. Es mag ihm wohl bedenklich vorgekommen sein, vielleicht ist auch Neues eingetreten, das die Sache mildert. Kurz ich konnte nicht anders als auf der Stelle willfahren, will aber doch versuchen den Hauptinhalt beider Schreiben aus dem Gedächtnisse wiederzugeben. 1, Brief des Grafen an Spontini vom 5ten April: Der stürmische Beifall mit welchem nunmehr Euryanthe auch in Dresden gegeben worden, veranlaßt mich, diese Oper jezt auch so bald als möglich hier in Scene zu setzen und ich schicke der General-Musikdirection hier die Partitur zur Ansicht, denn von der Beurtheilung und Prüfung kann bei einem Werke Weber's wohl nicht die Rede sein. — Ich bemerke, daß die Oper keine Kosten verursachen wird und der Kasse viel Einnahme verspricht. Chor- und Orchester-Stimmen besitze ich schon. Die Proben können also gleich anfangen, pp ...

Sp's Antwort ist vom 9ten. Die Partitur haben wir erhalten. Keinem unter uns konnte es einfallen die Euryanthe zu kritisieren. Comment avez vous pu croire que nous aurions cette audace? — Inzwischen haben Sie, Herr Graf, die Paragraphen 5 und 7 der Königlichen Instruction förmlich übertreten, indem Sie ohne unsern Antrag eine Partitur kauften und durch das Mitkaufen der Stimmen unsern armen Copisten die Einnahme entzogen, die ihnen zukommt. Die Proben können nicht anfangen, indem S: Majestät mir mündlich befohlen haben, Elisabeth und die Gazza ladra sogleich einzustudiren, auch wissen Sie ja, daß wir mit Herrn Spohr wegen der Jessonda engagirt sind. (Dies erklärt Graf Brühl in einer eigenhändigen Anmerkung für eine grobe Unwahrheit). Ich kann daher nichts Andres thun, als ihnen die Partitur wiederschicken und werde um mich sogleich außer Verantwortung zu setzen, den ganzen Handel dem Fürsten Wittgenstein vorlegen, der darüber entscheiden mag u. s. w.

Am Dingstag war ich bei Mad: Beer, der Du geschrieben, daß ich die Briefe in Händen habe. Von der erfuhr ich, wie ihr Spontini mündlich erklärt, er habe dem Fürsten Wittgenstein die Eur. für den Geburtstag des Königs (3te Aug.) vorgeschlagen und wenn dies nicht genehmigt würde, solle sie doch im Juli, spätestens August, gegeben werden. Er wünsche, daß Du sie selbst einstudirest, wenigstens zu den letzten Proben kommest p. p. — Mehr könne er doch nicht thun.

Mad: B. hat mich zu Sonntag Mittag gebeten, damit ich dies aus Sp's eigenem Munde höre, vielleicht ihm selbst in's Gewissen rede. Ich habe Courage und komme. Bei aller Vorliebe für Sp. beurtheilt ihn die Frau doch richtig genug und hat sich's in den Kopf gesetzt sowohl bei ihm, als beim Fürsten Alles für Dich durchzusetzen. Ich lasse sie gewähren, denn verderben wird sie gewiß nichts, indem sie Dir gewiß nichts vergeben wird.

* Von Webers Hand ist die Bemerkung hinzugefügt: erhalten d. 30 Aprill 1824 beantwortet Hosterwitz 17 Mai.

Inzwischen ist die Sache in Aller Leute Mund und sowie Sp: allgemein getadelt wird, so wendet sich dadurch Alles zum Lobe der Euryanthe. Wie verdrießlich diese Geschichte Dir sein mag, Deiner Oper thut sie offenbar den größten Nutzen. Das Publicum rächt es schwer, wenn ihm aus Neid ein Genuß vorenthalten wird. Montag war Olympia bei vollem Hause, es rührte sich aber keine Hand, als bei den Ballets, worüber die Milder zuletzt ganz verdrießlich geworden sein soll.

Montag d. 26ten April.

So weit hatte ich am Donnerstag geschrieben, als ein Paar neue Naturalien-Sendungen und andre Intermezzi hereinbrachen, die ich nicht abwehren konnte. Erst heute komme ich wieder zu Athem und eile diesen Brief zu endigen. Ich kann kurz sein, da Du inzwischen auch von Beer's Briefe erhalten hast. Sp: verspricht die Euryanthe noch diesen Sommer zur Aufführung zu bringen, macht dabei Deine Anwesenheit bei den letzten Proben zur Bedingung und wiederholt dabei die Versicherung seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen Dich. — Wenn's ihm mit dem Allen Ernst ist, so wollen wir's loben, ist's erheuchelt, so soll's uns aber auch nicht schaden. Denn ich weiß nun schon aus Deinem Briefe an Wollank, daß Du gar nicht einmal wünschest vor dem Herbst hieher citirt zu werden, der Aufschub kommt immer auf Sp's Rechnung und macht unser Publicum nur desto begieriger und geneigter. — Bei dem gestrigen Beerschen Diner zeigte sich Herr Sp: übrigens auch gegen mich sehr freundlich. So viel und lange wir aber auch zusammen gesprochen, so schien er es doch zu vermeiden auf solche Dienstsachen zu kommen, und ich hatte natürlich keine Ursach dies Gespräch zu suchen, so sehr Mad: Beer wünschte, daß ich mich gegen ihn expectoriren möge. Die Sache soll übrigens, wenn man dem Gerede glauben darf, noch zu vielen Discussionen Veranlassung gegeben haben; nach Einigen hat Brühl den Abschied gefordert, nach Andern auch Spontini; darin sind Alle einig, daß die Lage der Dinge nicht lange so bleiben könne. Schon machen die Unternehmer des neuen Königsstädtischen Theaters, die, wie es mir scheint, ihre Sache sehr am rechten Ende anfassen, sich Hoffnung auf allerhand Vortheile, die ihnen aus diesem Zwiespalt erwachsen müssen. Für die könnte nichts Günstigeres geschehn, als wenn es gelänge den Grafen B.. zu entfernen. Die Andern werden es gegen sie nicht halten. — Inzwischen scheint es mir für uns gerathen, daß wir uns noch ruhig verhalten und abwarten, wir können nicht dabei verlieren. Das hiesige Publicum wenigstens sieht die Sache gehässiger an (gegen Sp:), als sie so schon ist. Man könnte sie nur bekannt machen, um zu zeigen, daß sie so schlimm nicht sei. Indessen kommt Alles darauf an, wie Sp: Dir antwortet und wie er sich weiter zeigt. Das Mittel bleibt immer, dann aber ist der Bruch unheilbar. — Morlachi's Ausbleiben (er hat, wie Mad: Beer mir erzählt, in Venedig vor Aerger die Gelbsucht bekommen) macht mir Deinetwegen viel Kummer. Wie beklagen wir Dich armen Mann, daß Du so unablässig im Dienst abgemüdet werden mußt, und wie unverantwortlich ist das, wenn man bedenkt wie viel Besseres damit versäumt wird. Jetzt hättest Du eigentlich die reichste Muße und die beste Laune nöthig, damit Du die Pintos fertig machen könntest, um Deiner Meisterschaft, die sich dann in jeder Gattung* bewährt haben würde, die ganz allgemeine und unwidersprechliche Anerkennung zu verschaffen. Ich bin überzeugt selbst die Eur: gewönne dabei. Um Gotteswillen schone Dich und mache Dir Luft, sobald Du kannst. Tausend Grüße Deiner lieben Frau von mir und Victoire. — Ewig und unveränderlich Dein

Hinrich L. —

[Einlage in den vorigen Brief.]

Graf Brühl an Lichtenstein.

Mit herzlichstem Danke sende ich Ew: Wohlgeboren hier die mir anvertrauten Acten-Stücke zurück. Weber's Brief ist vortrefflich und verdiente wenigstens im extract die größte publicität. Einige Stellen sind zwar vortrefflich auf den Mann berechnet, dürften aber Weber für allzugroße Zuversicht auf seinen eigenen Werth ausgelegt werden.

Um Ihnen werther Herr Professor einen kleinen Begriff von den Grobheiten zu geben welche ich jedesmal erdulden muß, wenn ich etwas gutes durchsetzen will, lege ich Ihnen hier einen Theil der über Euryanthe geführten Correspondenz bey. NB in der unglücklichen Dienst-Instruktion des Spontini steht allerdings daß ich keine Partitur kauffen soll ehe sie nicht von der G. M. Direction für gut befunden worden. Im vorliegenden Falle bin ich zum Glück ganz im Rechte, denn ich habe die Oper zwar bestellt, aber noch nicht honorirt, und bei einem Werke Weber's kann wohl über die Annahme kein Zweifel seyn.

So lange ich übrigens noch in diesem schmutzigen Thespis-Karren eingespannt bin, werde ich die Sache unseres Freundes Weber gewiß mit aller Kraft vertreten.

Empfangen Sie werther Herr Professor die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung und freundschaftlichsten Ergebenheit

Berlin d. 19ten April. 1824. Brühl.

* Die Pintos waren als komische Oper gedacht.

Lichtenstein an Weber.

(Von Webers Hand ist hinzugefügt:
Erhalten d. 16ten May 1824
beantwortet Hosterwitz d. 17 May.)

Einliegender Artikel aus der heutigen Haude- und Spenerschen Zeitung scheint mir zu interessant, als daß ich ihn Dir nicht sogleich übersenden sollte. Mir scheint der Ritter* in einer sonderbaren Verblendung den Weg einer feinen Intrigue in einer groben Lüge zu suchen, und ein gewagtes Spiel zu spielen. Von den vielen Zwecken dieser Bekanntmachung erkennt man einige wohl ganz deutlich, andere liegen versteckt und manches darin ist mir noch in diesem Augenblick räthselhaft. Offenbar ist es nicht sowohl auf Dich, als auf den Grafen abgesehn, aber ich glaube Ihr dürft Eure Sache nicht trennen und fast scheint es mir nun, als werde es nothwendig, die Correspondenz drucken zu lassen. Ich will suchen mir über Manches noch näheres Licht zu verschaffen und hoffe, Dir schon in einigen Tagen meine und deiner anderen hiesigen Freunde Ansicht der Sache mittheilen zu können.

Aergern wirst Du Dich nicht beim Lesen des Artikels, denn Dein Werth steht zu hoch, als daß ihn selbst Dein Feind ungestraft antasten dürfte, aber betrüben wird es Dich, zu sehn, wie die Sachen bei uns stehn.

Lebwohl, tausend Grüße Deiner lieben Frau.
Berlin d. 11ten Mai. 24. DHL.

[Zeitungsartikel als Einlage in den vorigen Brief.]

Auf Ersuchen theilen wir dem Publikum hierdurch Nachstehendes mit:

Verhandlung der (durch die Königl. Dienst-Instruktion vom 26ten September 1821 Allerhöchst angeordneten) General-Musik-Direktion.

Meine Herrn,

Schon vor mehreren Monaten hatte ich die Ehre, Ihnen den Plan mitzutheilen, daß die Opern Euryanthe, Jessonda und mehrere andere nach und nach auf dem Königl. Theater in Scene gesetzt werden sollten.

Durch nähere Bestimmung vom 7ten des vorigen Monats (gleich nach dem Eingang der Partitur zur Euryanthe) ersuchte ich hierauf, in Folge des mir zustehenden Amtes, Herrn Kapellmeister Seidel, sich unmittelbar mit dieser Partitur zu beschäftigen, die demselben alsbald zugestellt ward, um künftig die Proben und Vorstellungen zu dirigiren.

Dem Regisseur Herrn Blume gab ich zugleich Instruktionen über denselben Gegenstand, und zu derselben Zeit, als wir eben die Oper Euryanthe empfangen hatten, welche ich unverzüglich dem Herrn General-Intendanten der Königlichen Schauspiele übergeben habe, da ich sie nicht der durch die Dienst-Instruktion für gewöhnlich angeordneten Prüfung unterwerfen wollte, weil der Name des Herrn von Weber mir als die stärkste und sicherste Bürgschaft für all das Verdienstliche seines Werkes gilt.

Die Rollenbesetzung zur Euryanthe ist übrigens, wie Sie wissen, vom Herrn von Weber selbst bezeichnet worden, worüber mir Herr Kapellmeister Seidel die Mittheilung von Seiten des Herrn Grafen von Brühl vor zwölf Tagen übergeben hat.

Dem allen gemäß, und in Folge des 6ten Artikels der Dienst-Instruktion, ersuche ich Sie nun um die Bestätigung dieser verschiedenen Umstände durch Ihre Unterschrift, damit dieselben unter die Beschlüsse der General-Musik-Direktion aufgenommen, und dem Herrn General-Intendanten der Schauspiele (aus Beweggründen, die ihm bekannt sind) mit der Bitte zugesandt werden können, höheren Orts den Plan zur Aufführung folgender Opern in der angegebenen Folge vorzulegen, und Genehmigung einzuholen.

Verzeichniß und Ordnung der oben erwähnten Opern:

1. Elisabeth, von Rossini.
2. Euryanthe, von Weber.
3. Prinz Riquet, von Blume.
4. La neige, von Auber.
5. Blaubart, von Gretry.
6. Die diebische Elster, von Rossini.
7. Medea, von Cherubini.
8. Jessonda, von Spohr.
9. Alcidor, von Spontini.
10. Valentine von Mailand, von Méhul.
11. Mantano und Stephanie, von Berton.

Berlin d. 3ten Mai. 1824.

Der Königl. General-Musik-Direktor Spontini.

Unterzeichnet: J. L. Seidel.
G. A. Schneider.
C. Moeser.
C. A. Seidler.
A. Bohrer.
Carl Blume.

Weber an Lichtenstein.

Vielgeliebter Bruder!

Zwei liebe Briefe von Dir habe ich zu beantworten. Den vom 26ten Aprill erhielt ich den 30ten, und Tags darauf eine Antwort Spontinis, die sich um lauter Nebendinge drehend, wohl zeigt

* Spontini führte als Chevalier de l'ordre royal de la légion d'honneur den Titel „Ritter“.

daß mein Brief seine Wirkung nicht verfehlt hat; auch obwohl spizzig und erbittert, doch noch viel mehr der ausgesuchtesten Artigkeiten enthält, und endlich im Postscript die Hauptsache bringt, nehmlich — daß er etwas mehr Eifer von mir erwartet hätte, Olimpia aufzuführen! — ! — ! — !

Daß dieß noch nicht geschehen, ist wahrlich nicht meine Schuld, sondern der Mangel an guten Subjekten. ich werde Dir seinen Brief und meine abermalige Entgegnung,* die ich jezt eben mache in Abschrift zuschikken. Seit vierzehn Tagen wohne ich in Hosterwitz und nun fühle ich erst die totale Abspannung aller Seelen- und Leibeskräfte, die sich besonders in einer abscheulichen Gleichgültigkeit gegen Alles in der Welt äußert. Deßhalb habe ich gradezu diese vierzehn Tage über alle 4 von mir gestrekt und gar nichts gethan, außer dem Dienst Geschäft.

In meiner Antwort an Sp: werde ich viele Dinge ganz übergehen, weil das Geschreibsel sonst gar kein Ende nähme, und auch von der Aufführung der Euryanthe nichts weiter erwähnen. Das neuste Ereigniß mit der Zeitungs-Annonce ist nun freylich höchst merkwürdig und unverschämt dreist und unklug, ich kann aber nicht ganz Deiner Ansicht beistimmen daß dieß den Druck der correspondenz von meiner Seite veranlaßen sollte. ich glaube daß ich am besten thue diesen Artikel ganz zu ignoriren, denn es ist ganz klar des Grafen Brühl's Sache, die darin enthaltenen Unwahrheiten aufzudekken, besonders da Er theils durch seine eigenen mit Spontini gewechselten Noten das Material und die Beweiße dazu hat, theils schon durch den ihm von mir mitgetheilten officiellen Theil des ersten Spontinischen Briefes. Die größte Passivität von meiner Seite ist wohl das Zwekmäßigste. ich will ja nichts erzwingen und erstürmen, Spontini hat diese correspondenz veranlaßt und nur wahrhafte öffentliche Angriffe — die ich in obigem Zeitungs Artikel nicht finde, könnten mich zur Nothwehr zwingen.

J. P. Schmidt schikte mir ebenfalls die Zeitung mit ähnlichen Anmerkungen. Die Seidler geht ja bald auf Urlaub, und Anfangs August die Schulz, da fällt ja von selbst die Aufführung auf den 3ten August weg. ich werde also Anfangs July ganz ruhig nach dem Marienbade gehn, ohne es jedoch dem Herrn Ritter merken zu lassen, damit ich ihm keinen Stoff zu Ausflüchten und Hindernißen gebe. Nach seinen wiederholten Freundschafts Versicherungen ist es nun an ihm sie zu beweisen.

Am innigsten dauert mich dabei mein lieber Graf Brühl, und die Kunst. Doch erwächst vielleicht beiden aus dieser Sache ein Vortheil. von Brühl habe ich noch keine Antwort; natürlich; was soll er mir schreiben ehe ein Resultat vorhanden ist. Euryanthe ist hier bei dem schönsten Wetter, im aufgehobenen Abbonnement, bei gedrükt vollem Hause mit immer steigendem Enthusiasmus gegeben worden. Nun ist die Devrient auf Urlaub gereißt, und dann gehe ich. daß ist eine fatale Unterbrechung.

Nun noch zur Beantwortung einzelner Stellen Deiner Briefe. Der Actenauszug ist höchst interessant. hast Du nicht auch Jordan die ganze Geschichte mitgetheilt? Holtei hatte eine bittre Satyre gegen Sp: hier der Abendzeitung eingeschikt. ich habe aber den Abdruk verhindert um nicht mehr Oel in's Feuer zu gießen, besonders von hier aus.

Alle Redensarten, die Sp: gegen die Beer geführt hat, scheinen mir nur so hingesagt zu sein, denn wäre es ihm Ernst damit, hätte er mir ja seinen Willen schreiben können. Daß er z. B. Seidel die Direction übertragen hat, ist schon sehr schlimm, und da hat er mich nicht gefragt — Morlachi wird um Ende Juny zurükerwartet. Die Anstellung eines anderen Gehülfen aber ist noch immer in weitem Felde. Gott bessers. An die Pintos denke ich so wenig jezt, als überhaupt an Musik. hab's recht satt, und werde wohl sobald keine größere Arbeit vornehmen. Die Berliner Historie übrigens ärgert mich nicht im geringsten mehr, ich fühle dabei nur das Glük, einen Freund wie Dich zu besizen, dem ich in jeder Hinsicht mit blindem Vertrauen mich hingeben kann. Gott vergelte Dirs an den Deinigen.

Frau und Kind sind gesund und munter. und grüßen herzlichst mit mir Dich und Deine liebe Victoire. Alles Erdenkliche an die Freunde.

Ewig mit innigster Liebe und Treue
Dein Weber.

Hosterwitz b. Pillnitz d. 17ten May 1824.

Lichtenstein an Weber.

(Von Webers Hand ist hinzugefügt:
Erhalten Hosterwitz 21 May
beantwortet Dresden 24 May
Abschrift von Spont.'s Brief und meiner Französischen Antwort an diesen 18 May)

Berlin d. 15ten Mai 1824.

Hier liebster Bruder schicke ich Dir wieder einige öffentliche Actenstücke in dem bewußten Proceß. Daß Graf B. die neuliche Invective nicht unbeantwortet lassen konnte, verstand sich von selbst, nur hat er Mühe gehabt durchzusetzen, daß seine Gegenerklärung in die Zeitungen aufgenommen wurde, denn die Censur hat strengen Befehl nichts durchzulassen, was gegen Sp. geht. So hat's denn heute erst bekannt gemacht werden können. Zugleich hatten die bewußten sechs Herren die Erklä-

* Die Abschrift dieser letzteren ist nicht vorhanden.

rung sub №: 2 von sich gegeben. Die hat die Censur ohne Weiteres gestrichen und Sp. von dem Vorhaben benachrichtigt. Darauf sind sie Alle vorgeladen und von ihrem Chef (Sp.) gehörig heruntergemacht, wie (sie) sich unterstehen könnten pp. und haben denn auch meistens gebeten, er möge nicht böse sein pp. Aus Versehn ist die gestrichene Erklärung in einem Blatt stehngeblieben und kommt heute plötzlich zum Vorschein, unerwartet für uns Alle, die wir das Obige gestern Nachmittag wußten. Das Lustigste ist, daß Sp. behauptet, er habe das neulich nicht einrücken lassen, obgleich in dem Manuscript sämtliche Namens-Unterschriften von seiner Hand hinzugefügt gewesen sind.

Brühl ist tief gekränkt und leidet wirklich auch körperlich von dem täglichen Aerger. Er erwartet nun von Dir, daß Du auch handelst und die wahre Lage der ganzen Angelegenheit durch öffentliche Bekanntmachung an den Tag bringest, damit das ganze Gewebe von Unwahrheit und Heuchelei aufgedeckt werde. Da ich Dich zu sehr liebe, um meinem Urtheil in solchen Dich betreffenden Fällen ganz trauen zu können, so habe ich mich vielfach mit Leuten von ruhiger Einsicht darüber besprochen und mit diesen Allen immer mehr mich überzeugt, daß Du nicht stillschweigen darfst. Du kannst den Grafen, der doch den ganzen Verdruß nur Deinetwegen leidet, nicht im Stich lassen, bist selbst unter der Maske der Freundlichkeit doch eigentlich eben so hart angegriffen, als er, hast gar nichts zu wagen, als daß Sp. sich nun offen feindselig gegen Dich zeigt, statt daß er es so heimlich und versteckt thäte. Unseres Königs Unwillen kannst Du nicht fürchten, da Du seine Gnade nie besessen. Auch kann er Niemand wehren sich gegen Ungebühr zu vertheidigen und ist zu edel, als daß er nicht Spontini's Unrecht einsehn sollte, wenn ihm diese Actenstücke bekannt werden. —

Wie es mir scheint, wird es am besten sein die neulich überschickte Bekanntmachung in №: 111 der Berliner Zeitungen als Veranlassung der zu gebenden factischen Erklärung zuerst zu nennen, oder noch besser wörtlich abdrucken zu lassen, dann Deine Correspondenz mit Brühl wegen der Euryanthe, Deinen ersten Brief an Spontini, und endlich die beiden Hauptbriefe, woraus sich dann deutlich genug die Lage der ganzen Sache und die Unwahrheit des Protokolls vom 3ten Mai ergeben wird. — Der Graf wünscht, daß dies so bald wie möglich geschehen möge. Wäre es schon geschehn, desto besser, denn hier kann Niemand Licht geben als Du und nur darum bist Du mit so schmeichelhaften Phrasen behandelt, weil er Dich damit zu können hofft nicht aufzutreten. Deine Freunde in Dresden schaffen Dir gewiß einen angemessenen Platz in irgend einem Tagesblatt, vielleicht in mehreren zugleich (z. B. Abendzeitung und elegante Zeitung) und von da aus kommt es von selbst in viele andere. B. wünscht nur, daß Du auf unsere Kosten ein Dutzend Exemplare hieher schickest, damit er bald in den Stand gesetzt werde, gewissen Personen, die immer noch an den wahren Hergang der Sache nicht glauben wollen, die Augen zu öffnen.

Du kannst Dir übrigens kaum vorstellen, welch' eine Sensation im Publicum diese Geschichte gemacht hat und wie offen sich überall die Liebe zu Dir ausspricht. Ich wiederhole es, etwas Glücklicheres für den Succeß der Euryanthe konnte sich nicht ereignen, als dieser hämische Widerspruch, der ohnmächtig vor der allgemeinen Stimme sinken muß. Was wird das für einen allgemeinen Jubel geben, wenn das Werk endlich zum Vorschein kommt, und wäre es nicht so vortrefflich wie es ist, es müßte doch gefallen, weil man es mit Gewalt und List hat vorenthalten wollen. Das Publicum läßt sich nicht so imponiren und in seinem Geschmack vorgreifen.

Noch immer deutlicher wird es mir, daß der Ritter mit jenem öffentlichen Protokoll einen sehr dummen Streich gemacht; das war's eben, was ich neulich nicht begriff, wie ein so pfiffiger wohlberathener Mann so etwas thun könne. Ich hatte aber freilich nicht daran gedacht, daß gerade am 12ten, also Tages darauf, Spontini's Benefiz-Concert war, für das er so werben wollte, es komme nachher auch wie es wolle. Es soll ihm doch nur halb gelungen sein, denn die Einnahme betrug nur etwas mehr als die Hälfte von dem vorjährigen Benefiz. — Wie sorglich Alles auf dieses Benefiz calculirt wurde, hörte ich noch heute erzählen, kann aber die Wahrheit der Geschichte fürerst nicht fest verbürgen, obgleich sie sich leicht ermitteln läßt. Zu Gubitz kommt neulich ein hiesiger junger Schriftsteller mit einem ungemein lobenden Aufsatz über Sp., den er gern noch vor dem 12ten in den Gesellschafter eingerückt haben möchte. G. erklärt, die Sache sei ihm bedenklich, denn Sp., der das Lob des Gesellschafters nicht gewohnt sei, könne leicht unter so grobem Lob eine Ironie wittern, er möge ihm daher erst die Gewißheit verschaffen, daß Sp. sich nicht beleidigt finden werde. Darauf kommt noch selbigen Tages der Autor mit seinem Aufsatz zurück unter den Spontini mit eigner Hand die Worte geschrieben: „Je consens que cet article soit inseré dans le Gesellschafter Sp." und Gubitz läßt ihn dann samt diesem Zusatz wirklich einrücken. Ich bin neugierig das Blatt zu sehn, die Zufriedenheit mit dem Lobe muß sich gar zu artig ausnehmen.

Morgen gehe ich zu Mad. Beer, um zu hören, was die Neues weiß. Ist es etwas von Wichtigkeit, das Dir zu wissen nöthig sein könnte, so melde ich es Dir gleich. Einliegend erhälst Du auch Abschrift der Correspondenz über Euryanthe, die mir

der Graf noch so eben für Dich schickt. Ich lerne bei dieser Gelegenheit den letzten Brief (Brühls) vom 22ten (April) erst kennen, der eben so vernünftig und gemäßigt ist als der (Spontinis) vom 9ten (April) unlogisch und heftig, wie gleichsam in verbissener Wuth, daß er nicht über die arme Euryanthe selbst herfallen kann. Hiermit Gott befohlen. Laß mich bald wissen was Du gethan und wenn Dir's an Zeit etwa fehlt, so sag's Böttiger, von dem ich doch wahrscheinlich in diesen Tagen einen Brief bekomme.

Tausend Grüße an Frau und Kind von

Deinem DHL.

[Einlage I in den vorigen Brief.]
(Zeitungsausschnitt.)

Bekanntmachung.

Die am 11ten d. Mts. in den hiesigen Zeitungen abgedruckte Verhandlung der General-Musik-Direction der Königlichen Schauspiele, welche als eine Dienst-Angelegenheit durchaus nicht zur öffentlichen Bekanntmachung geeignet war, ist ganz ohne mein Vorwissen und ohne meine Zustimmung eingerückt worden. Als Chef des gesammten Königlichen Theaterwesens fühle ich mich verpflichtet, dies hier öffentlich zu erklären, und ist die Einsendung erwähnter Verhandlung in die Tagesblätter um desto tadelnswerther, als sich in den ersten Abschnitten derselben einige unrichtige Angaben befinden.

Berlin d. 13ten May 1824.

Graf Brühl.
General-Intendant der Königlichen Schauspiele.

Unterzeichnete erklären hiermit, daß die in № 111 der Zeitung eingerückte Verhandlung der General-Musik-Direktion, die besprochene Aufführung mehrerer Opern betreffend, ohne ihr Wissen öffentlich bekannt gemacht worden ist.

Berlin d. 12ten May 1824.
F. L. Seidel.
J. A. Schneider.
C. Moeser.
C. A. Seidler.
A. Bohrer.
Carl Blume.

[Einlage II.*]

Graf Brühl an die General-Musik-Direktion der Königlichen Schauspiele.
(Abschrift.)

Der stürmische Beifall mit welchem neuerlich die neue Oper Euryanthe von Carl M. v. Weber aufgenommen worden, bestimmt mich, dieselbe noch in diesem Frühjahr und zwar unverzüglich in Scene setzen zu lassen. Bei der bekannten Vorliebe, welche die Einwohner von Berlin für die Musik des Herrn von Weber gezeigt haben, läßt sich erwarten und voraussetzen, daß durch diese Oper der Kasse ein bedeutender Vortheil erwachsen wird, zumal in der Zeit des Frühjahrs, wo ohnehin die Einnahmen geringer zu werden anfangen.

Der General-Musikdirection der Königl. Schauspiele überschicke ich anbei die aus Dresden erhaltene Partitur zur Ansicht, denn eine Prüfung von einem Werke des Herrn v. Weber anstellen zu wollen, dürfte wohl eine Beleidigung für diesen ausgezeichneten Componisten sein. Die Kosten der Ausstattung werden nach genauer Prüfung verhältnißmäßig nur geringe sein, da sich fast alle Decorationen und ein großer Theil der Costüme bereits in den Königl. Magazinen vorräthig finden; und dies ist ein zweiter Grund, warum ich die baldmöglichste Aufführung dieser Oper wünsche. Sing- Chor- und Orchester Stimmen sind bereits ausgeschrieben vorhanden, und es steht daher nichts mehr den sogleich anzusetzenden Proben entgegen.

Berlin den 5ten April. 1824.

General Intendant der Königlichen Schauspiele.
(gez.) Brühl.

Weber an Lichtenstein.

Zum erstenmale, mein vielgeliebter Bruder, schreibe ich an Dich mit einer gewißen Aengstlichkeit, ob ich mich Dir auch ganz genügend werde verständigen können; denn zum erstenmale sind wir verschiedener Meynung, zum ersten Male kann ich meine Ueberzeugung Deiner gewiß stets reiferen Einsicht nicht unterordnen und hingeben.

Nun erst fängt diese Geschichte an mich recht tief zu betrüben, ich kann mir denken wie Ihr alle über den Zweyzüngler erboßt seid, der auf die frechste Weise die Oeffentlichkeit mißbraucht, wohl wißend daß ein ehrlicher Mann sich doch scheut, ohne offenbares Muß, ihm die Larve abzuziehen. Kann mir meinen so herzlich verehrten Grafen Br: denken, wie er von meiner Freundschaft und Dankbarkeit für ihn hofft, ich werde in Treue beistehen. aber, ich hoffe auch zu Gott, daß Ihr sämtlich bei einigermaßen ruhigerer Ueberlegung, mich davon vor der Hand, ehe nichts Bestimteres von Sp: gegen mich öffentlich geschieht, — freisprechen werdet. In der wahrhaften Empörung, in die mich seine Handlungsweise versezte, hätte ich gar zu gerne zugeschlagen, aber ich traute mir nicht allein Urtheilskraft genug zu, sowohl meinem aufgeregten

* Auf dieses Schreiben wird bereits in Lichtensteins Brief, den Weber am 30. April erhielt, hingewiesen.

Rechtlichkeitsgefühl, als einer widersprechenden inneren Stimme zu folgen. Aber alle Freunde, tüchtige, brave Männer, beschwören mich noch abzuwarten.

Bedenke, lieber Bruder. Es gilt hier nicht allein die Meinung von Berlin, es ist auch zu bedenken, was ganz Deutschland dazu sagt. Wenn ein Componist gegen den andern auftritt, ist das nicht schon sehr gehäßig? und wird die Welt diese Nothwendigkeit nun auch so fühlen wie Ihr jezt? wird sie mich nicht anklagen, mit Lust die Gelegenheit ergriffen zu haben, Jemand öffentlich zu brandmarken? Laßen wir unsere Gefühle bei Seite, und stellen wir uns auf den Punkt der kalten Zuschauer. Noch ist es blos Sache des Grafen Brühl und Spontinis. Sp: hat gelogen, und Br: hat das öffentlich gesagt. Es kömmt nun darauf an, was Sp: wieder entgegen thut. Uebrigens hat ja mein guter Graf alles in Händen ihn ganz legal seiner Intriguen zu überführen; er kann ja von dem ihm von mir offiziell gesandten Brief-Auszug Spontinis und dem Meinigen allen Gebrauch machen, den Er für nöthig hält. — ja, der Brief Spontini's an den Grafen (von dem ich troz der Mittheilung doch gar keinen Gebrauch machen darf) ist ja gänzlich hinreichend, alle Welt von dem wahren Stand der Dinge zu überführen. Warum gebraucht der Graf dieß alles nicht? Seine Milde und Güte läßt ihn eben so sehr das Unheilbare fürchten, und vermeiden, so lange als es irgend möglich ist. Warum soll ich den Feuerbrand werfen? da Sp: mich noch nicht öffentlich angegriffen hat. —

Unsere Briefe kreuzten sich. unterm 17ten schrieb ich Dir schon meine Ansicht, ehe ich noch Deinen lezten Brief vom 15ten — den 21ten erhielt. (Es stand außen drauf gedruckt, nach Abgang der Post.) unterdeßen hatte ich nun beiliegenden Brief an Sp: geschrieben, der nun freilich Eurem Sinne viel zu beigebend und freundlich scheinen wird, und vielleicht Euren Tadel erregt; aber ich habe die feste Ueberzeugung, daß nur der wahrhaft Recht hat und behält, der bei gerechter Sache auch so ruhig und gemäßigt wie möglich und so lange es irgend thunlich ist, verfährt.

Brühl's Antwort an Spontini ist mir eine Bestätigung meiner Ansicht. Daß er aber nicht dem Fürst Wittgenstein, und nöthigen Falls dem gewiß gerechten König nicht das ganze vorlegt, ist mir unbegreiflich.

J. P. Schmidt hat mir die Geburtstags-Feyer des Grafen Br: geschikt. das war recht an seiner Zeit, und ich hoffe davon eine wohlthätige beruhigende Einwirkung auf des Grafen Gemüth, das allerdings auf's tiefste aufgeregt sein muß. Wenn Er mich nur nicht verkennt, wenn ich nur erst Dich, und Du dann Ihn, überzeugen könnte, daß es gewiß auch Ihm nachtheilig wäre, würde jezt schon die Sache auf's Aeußerste getrieben.

Es bleibt einem übrigens der Verstand stehen. Dieses freche Leugnen, diese listige Dummheit. Freunde laßt uns auf Gott, und auf Spontini's fernere Uebereilung hoffen, daß er selbst thue, was wir so gerne thäten, seine wahre Gestalt der Welt zeigen.

Höchst ergözlich ist die Geschichte mit Gubitz. Ueberhaupt würde ich die ganze Sache von der lustigen Seite nehmen, wenn nicht Dein Brief mein ganzes Gefühl in Anspruch genommen hätte; in so fern ich nehmlich fürchten muß, meinen so sehr verehrten Grafen durch meine Weigerung jezt schon öffentlich meine Correspondenz mit Spont: drukken zu lassen, zu verstimmen, oder an meiner treuen Anhänglichkeit zweifeln zu machen.

In Quedlinburg gibt ein Verein zu Klopstok's Denkmal, den 2ten July ein großes Musikfest, deßen Direktion man mir angeboten hat.

Frau und Kind sind auf dem Lande wohl, so gut es das heillose Wetter erlaubt. mir geht es so so.

Alles Erdenkliche an Deine liebe Victoire, und verkenne nicht

Deinen treuen Weber.

Dresden d. 24ten May 1824.

Weber an Lichtenstein.

Gestern, mein geliebter Bruder, erhielt ich Dein Liebes vom 22ten May. Abermals stand beiliegendes Dings darauf. Dieß ist bereits der dritte Brief, den ich mit dieser Bezeichnung von Dir bekomme. Daher auch ihre Verspätung. ich glaube, daß Dir die Sache wichtig, da es wahrscheinlich an Deinen Leuten liegt. Meinen Brief vom 17ten hieltst Du für eine Antwort auf Deinen vom 15ten, den ich erst den 21ten erhielt. — für mich desto besser, denn Dein gestriger hat mich wieder etwas beruhigt über die Stimmung meines guten Grafen, obwohl wieder wegen der Aufführung im Juny geängstiget. Graf Brühl oder Sp: müßen mir doch etwas einmal darüber anzeigen. Dieß ist keine Oper, die man so über's Knie brechen kann. und die Zeitbestimmung der Aufführung muß doch vom Grafen abhängen. Der Graf hat mir auf mein officielles Schreiben noch nicht geantwortet; ohne diese Antwort kann ich nicht wohl auf Hörensagen hin ihm schreiben.

Bitte, bitte, lieber Bruder, bringe mich darüber in's Klare. Ich möchte schon bald toll werden, wie dieser Sommer, von dem ich mir so viel Erholung versprach, in Ungewißheit und peinlichen Besorgnissen verrinnen wird.

Von London aus fängt man an mancherlei Verbindungen mit mir anzuknüpfen. Der Buch-

händler Walker giebt eine Monatsschrift: Europaeische Revue heraus, fodert Beiträge und bietet sechszehn Pfund Sterling per Bogen. Das ist ein Honorar, das mich wohl zu Aufsäzzen verführen könnte. auch Kalkbrenner hat mir geschrieben, die Ouverture des Freyschützen hat viele Sensation da gemacht.

Weib und Kind sind wohl.

Alles Erdenkliche an Deine Victoire von Deinem treuen

Weber.

Dresden d. 27ten May. 1824.

Lichtenstein an Weber.

(Von Webers Hand ist hinzugefügt:
Dresden erhalten d. 26ten May. 24.
beantwortet d. 27ten ———)

So sehr ich auch heute mit meiner Zeit zu kurz komme, muß ich Dir doch, mein theurer, mit zwei Worten erklären, daß ich Deine Gründe, die Correspondenz nicht bekannt zu machen, vollkommen ehre und ganz einsehe, wie viele Gründe sich für dies Verfahren beibringen lassen. Ich würde auch nicht so dringend darum gewesen sein, hätte nicht der Graf bezeugt, daß ihm so sehr viel daran liege.

Ich habe ihm nun Deinen Brief vom Montag mitgetheilt und bei der Rücksendung zwar keine schriftliche Erklärung bekommen, höre aber unter der Hand, daß er sich auch wohl dabei beruhigen wird. Ueberdies hat die Erklärung in der Zeitung, so wie das wirklich aufrichtig gemeinte Fest seines Geburtstages sehr vortheilhaft gewirkt und der Ritter wird Mühe haben, sich beim Publicum den Credit wieder zu verschaffen. Inzwischen besteht er darauf, daß die Euryanthe im Juni gegeben werde, hat der Seidler deshalb schon den Urlaub verweigert und setzt seine Anstalten eifrig fort. Mir scheint dies sehr bedenklich, denn da die Seidler dann doch wahrscheinlich nach der zweiten Vorstellung fortginge, die Schulz aber im August in die Wochen kommt, so bliebe das Werk wieder bis tief in den Herbst liegen und Sp. würde dem Dinge den Schein geben, als unterblieben die weiteren Vorstellungen weil es keinen Beifall gefunden. Ich glaube daher, daß Du deshalb Schritte thun mußt, allenfalls nur beim Grafen, denn in Seidel's Händen ist ohnehin schlecht für die Sache gesorgt, und wenn Du nicht selbst kommen kannst, verpfuschen sie's uns gar.

Dies habe ich für nöthig gehalten, Dir heute zu melden. Nächstens ein Mehreres. Herzlich grüßt Dich und Deine liebe Frau Victoire mit Deinem ewig ergebenen

H. Lichtenstein.

B. d. 22ten Mai. 1824.

Lichtenstein an Weber.

(Von Webers Hand ist hinzugefügt:
Erhalten d. 5. Juny 1824,
beantwortet d. 7. —— ——)

Geliebter Bruder!

So eben komme ich vom Grafen, den ich erst heute bei meinem fünften Besuche zu sprechen bekommen konnte. Ich habe ihm nun ausführlich Alles vorgetragen, ihn zunächst vollkommen mit uns einverstanden gefunden in Betreff der jetzt cessirenden Bekanntmachung, dann zweitens völlig überzeugt, daß die Beschleunigung der Aufführung, wie sie Spontini vorhat und fortwährend mit aller Hast betreibt, höchst bedenklich für den Succeß sein müsse. Er ist daher sehr erfreut, daß Du selbst den Wunsch hast, die Aufführung bis zum Herbst zu verschieben und bittet nur, diesen Wunsch so bald wie möglich auf officiellem Wege gegen ihn auszudrücken. Du sollst es ihm einstweilen zu Gut halten, daß er Dir noch nicht officiell geantwortet. Er habe es absichtlich unterlassen, um in dieser Zeit allen Schein zu vermeiden, als wolle er auf Dich influiren. Du sollst nur als Veranlassung Deines Schreibens die ganz bekannte Thatsache anführen, daß die Seidler und Herr Bader zu verreisen beabsichtigen und daß dadurch nothwendig die Aufführung übereilt und die Wiederholung der Vorstellung unmöglich gemacht werde, u. s. w. —

Ich schreibe Dir dies mitten in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften, während über vielerlei andere Gegenstände debattirt wird, an denen ich theilnehme, so daß ich halb bei ihnen, halb bei Dir bin. Verzeih' also die Eil und den vielleicht mangelnden Zusammenhang. Ich wollte doch nicht gern heute wieder die Post verpassen, da der Graf die Sache sehr eilig macht, wenn sie durchgesetzt werden soll.

Ganz Dein DHL.

Berlin d. 3ten Juni. 1824.

Weber an Lichtenstein.

Geliebter Bruder!

Deine lieben Briefe vom 31ten May habe ich den 3ten Juny durch Würfel und den vom 3ten den 5ten erhalten. Gottlob daß Du wieder mit mir einverstanden bist, und meine Handlungsweise billigst. Damit ist mir ein großer Stein vom Herzen.

Was Du mir von Aufsäzzen im Morgenblatt und Abendzeitung sprachst, verstand ich nicht eher als gestern, wo ich ersteres erhielt. (In der Abendzeitung steht nichts.) Da ist nun freilich Manches darin, das mir sehr unangenehm ist,

da Sp: mir den Vorwurf daraus ableiten kann, als habe ich seine, nur mir gemachten Mittheilungen unter die Leute gebracht. vor der Hand ignorire ich alles, und will abwarten was deshalb an mich kommt. Daß die Angaben im Morgenblatte übrigens nicht ganz richtig sind, ist gut, und beweißt, daß es vom Hörensagen herkomme. ich halte es daher auch am besten, gar nichts zu thun, auch nicht zu erklären, daß ich davon nichts wiße pp. — qui s'excuse, s'accuse! —

Mit Diesem geht ein Brief an Graf Brühl ab, wo ich darauf hin, daß ich auf meinen Brief vom 12ten Aprill noch keine Antwort habe, mich entschuldige, wenn ich nun nach bloßen Gerüchten zu fragen veranlaßt wäre pp. — ganz nach Inhalt und Sinn Deines Briefes, ohne mich auf Nebendinge, oder meine Corresp: mit Spontini einzulaßen, blos geschäftsmäßig, dabei bitte ich um baldige Antwort, da ich den 27ten nach Quedlinburg zur Direktion von Klopstok's Säcularfeyer, und von da in's Marienbad gienge.

Wegen der Londoner Kapellmeisterschaft ist nichts Officielles an mich gelangt. Wenn's kommt, wollen wir's uns überlegen, und ich nehme im Voraus Deinen erfahrenen Rath mit Dank an. Auf jeden Fall sieht man doch, daß die öffentliche Meynung überall sich zu meinen Gunsten zeigt, und sich mit mir beschäftiget.

Ueber meinen Gemüthszustand bei alle Diesem, kann ich Dich vollkommen beruhigen. Da wir wieder eine Ansicht haben, ist mir die Geschichte eine bloße Komödie, deren Wirkung nicht tief geht.

Gestern gaben wir im großen Opernhause, mit der ganzen Kapelle, die Jahreszeiten von Haydn für die abgebrannte Stadt Schwarzenberg. welch' herrliches Werk. welche Frische, jugendliche Glut, tiefes Studium, und erhabene Meisterschaft. wie nichtig zwerghaft purzeln dagegen alle neuen Erzeugnisse in der Welt herum. — — Es ging vortrefflich, ich kann wohl sagen vollendet, und ich hatte das herrliche Gefühl, mich mit meiner Kapelle so vollkommen aussprechen zu können, als wenn ich allein am Clavier säße, und so spielen könnte, wie ich eben wollte.

Das sind dann lohnende Augenblikke für die wahrhaft übermenschliche Dienstlast, die auf mir liegt. wie sehne ich mich nach dem 27ten und nach der Reise von sechs Wochen, wo ich kein Notenblatt mitnehme. Seit 3½ Tag habe ich die Meinigen nicht gesehen. Heute fahre ich auf ein paar Stunden hinaus. Morgen geht das Ochsen wieder los.

Alles Erdenkliche an Deine Victoire und die Kinder.

In treuester Liebe Dein Weber.

Dresden d. 7ten Juny 1824.

Lichtenstein an Weber.

(Von Webers Hand ist hinzugefügt:
Erhalten d. 20. Juny 1824
Beantwortet d. 24. ———)

Berlin d. 17ten Juni. 1824.

In aller Eil, mein bester Freund, gebe ich Dir Nachricht von Dem, was sich in den letzten acht Tagen auf Dein Schreiben vom 8ten zugetragen hat. Ich habe die Actenstücke gelesen und es ist wohl am besten, ich referire daraus in der Kürze.

1. Schreiben des Grafen an die General-Musik-Direction vom 11ten Juni legt Abschrift Deines Briefes vom 8ten vor und drückt den Wunsch aus, daß die Euryanthe jetzt nicht vorgenommen werde, weil pp. (die ganz natürlichen Gründe).

2. Schreiben desselben an den Fürsten Wittgenstein von demselben Tage desselben Inhalts, näher motivirt, kräftig, bestimmt, wie aus der Feder des thätigsten Freundes. Unter andern wird am Schluß gesagt, die Folgen einer eiligen unvollständigen Ausführung könnten so unangenehm für Dich sein, daß Du lieber die Partitur zurücknehmen würdest, als Deinen Ruf bei einer solchen Behandlung Deines Werkes auf's Spiel setzen.

3. Antwort Spontini's vom 14ten: Er habe sich von dem Augenblick, wo er die Partitur bekommen, der Sache so eifrig angenommen, daß jetzt nichts zurückgenommen werden könne. Nicht Bader, sondern Stümer habe die Tenorparthie und werde sie gut singen, so wie er zu Deiner Zufriedenheit den Max gesungen. Madame Seidler's Reise sei noch gar nicht bestimmt. (NB: Sie hat die Kabinetsordre in der Tasche, wodurch ihr Urlaub auf d. 15ten festgesetzt ist.) Auf jeden Fall könne sie immer noch zweimal in der Euryanthe auftreten. Sie komme Ende August wieder und sollte die Schultz dann nicht mehr singen, so werde die Eunicke die Eglantine übernehmen können. Er habe schon so viel Verdruß von dieser Oper gehabt, daß er sich nicht neuem Tadel deshalb aussetzen könne. Das Morgenblatt habe schon im Voraus den Triumph der Euryanthe in Berlin verkündet, man müsse es also durchaus geben, zumal da späterhin die andern Opern an die Reihe kommen müßten, besonders der Alcidor und die Euryanthe, jetzt zurückgelegt, nicht vor dem Carneval wieder aufgenommen werden könne. (Die Herren Sechs — mit Ausnahme von Seidler und Bohrer — haben darunter geschrieben, dies letztere müßten sie bestätigen.)

4. Schreiben des Grafen an Fürst Wittgenstein, nachträglich müsse er bemerken, daß er es auf sich nehme, einen halb officiellen Artikel in die Zeitungen zu liefern, in welchem gesagt werde, daß die Euryanthe auf Deinen Wunsch wegen der
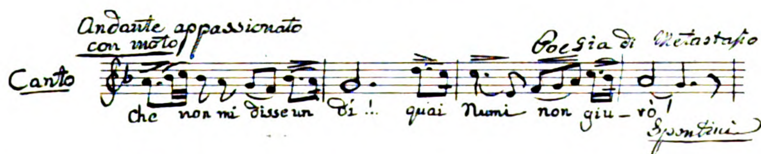
Reisen der Hauptpersonen unter den Darstellenden bis auf den Herbst zurückgelegt sei.

Inzwischen ist nun Viel unterhandelt und der arme Fürst wahrscheinlich von beiden Seiten bestürmt. Er hat denn vorgestern ein Schreiben erlassen, in welchem er entscheidet, die Oper soll jetzt nicht gegeben werden. Im Gegentheil habe der Graf, da sie noch nicht bezahlt sei und er wisse, daß Du sie gern zurücknähmest, sie Dir bis auf Weiteres zurückzuschicken, und zu beliebiger Zeit den Antrag deshalb zu erneuen. — Dies wird nun der Graf wörtlich nicht ausführen, sondern Dir heute schreiben, die Aufführung der Euryanthe sei Deinem Wunsche gemäß verschoben, das Nähere werde er Dir ein andermal schreiben. Er wünscht nur, daß Du ihm darauf antwortest, er möge Partitur und Stimmen einstweilen im Archiv bewahren, auf das Honorar wollest Du so lange Verzicht leisten, bis es zur Ausführung gekommen. An dieser schriftlichen Erklärung von Deiner Hand liegt ihm besonders viel.

Wenn es nun auf der einen Seite unverkennbar ist, daß der Graf mit wahrhaft freundschaftlicher Thätigkeit und Umsicht sich bei dieser Angelegenheit gezeigt, so ist auf der andern eben dadurch klar an's Tageslicht gekommen, daß es in der That auf den Sturz Deines Werkes abgesehn und recht methodisch angelegt war. Spontini ist außer sich über die Entscheidung, die der Fürst nicht dem Grafen zu gefallen, sondern lediglich um seiner eigenen Qual bei dieser Sache ein Ende zu machen, gegeben hat. Der Graf betrachtet die Entscheidung, so widerlich ihm die Form ist, in der sie gegeben worden, dennoch als einen Sieg und so sieht man



Gasparo Spontini.



noch Manche, die es heimlich, wo nicht mit Spontini, doch wider Dich halten, weil Dein wachsender Ruhm ihnen ein Dorn im Auge ist, mit langen Gesichtern umhergehn. Ich könnte Dir ein halb Dutzend nennen, die sich schon recht darauf gefreut hatten von dem leider mißlungenen Erfolg sprechen zu können. Der Ritter selbst ist lange nicht pfiffig genug, um seine wahre Absicht verhehlen zu können, sonst hätte er den Passus vom Morgenblatt in seinem Briefe nicht zum Besten gegeben. Aber in der verbissenen Wuth platzt ihm mit einemmal so ein Wort heraus, das er nachher gern wieder hätte. Was gäbe er nicht darum, wenn er die unglückliche Bekanntmachung in der Zeitung ungeschehen machen könnte, denn von der datirt sich sein Unstern und er muß es recht merken, wie er täglich mehr in der öffentlichen Achtung sinkt. Selbst bei Hofe sind wenige die ihn schützen und von mehreren hohen Personen weiß man, daß sie ganz laut unglimpflich über ihn urtheilen.

Wie gut, daß ich Seidler zur rechten Zeit sprach, um von ihm die Absicht mit der Eur: zu erfahren, und Dich warnen zu können. Sonst konnte der Anschlag leicht gelingen. Kam Deine Erklärung vom 8ten eine Woche später oder zeigte nicht Brühl seine ganze Thätigkeit, so konnte Spontini viel mehr entgegen setzen. Aber so muß er in seinem Briefe gestehn, daß am 11ten noch keine (die kleinste) Probe gewesen, und dennoch will er bei so vielen andern Sachen die vorliegen, die Eur: den 6ten Juli geben, worauf Brühl ihm bemerklich macht, daß dem Vernehmen nach selbst das treffliche Dresdner Orchester unter Deiner eignen Leitung nahe an zwanzig Proben gehabt habe. Br: läßt auch nicht unerwähnt, daß wenn Spontini gleich auf seinen Antrag v. 5ten April eingegangen wäre, die Eur: jetzt längst gegeben sein könnte, man hätte nur die Elisabeth zurücklassen sollen, die jetzt schon dreimal bei leerem Hause gegeben worden u. s. w.

Ich habe lange darauf gedacht, ob ich nicht auch nach Quedlinburg kommen könnte, es will aber nicht gehn und daß ich Dir dies schreibe, ist der beste Beweis, daß es nicht geht, denn wäre noch einige Hoffnung da, so schriebe ich's nicht und überraschte Dich. — Ihr solltet doch da auch Klopstock's Erbarmer von A. Romberg geben, das ist ein schönes Werk. Pölchau hat's mit allen Stimmen und wenn es fehlte, gäbe er es wohl her. Ich wüßte außer dem Naumannschen oder Schwenkeschen Vater-Unser nichts, das sich besser paßte für diese Gelegenheit.

Doch wenn ich die Post für diesen wieder halb (bis an die blässere Dinte) in der Akademie der Wissenschaften geschriebenen Brief nicht verpassen will, muß ich schließen. Leb' wohl, grüße die Deinen und behalte lieb Deinen DHL.

Weber an Lichtenstein.

Gottlob, mein geliebter Freund, daß die Sache so weit abgeschlossen ist, daß ich vor der Hand ruhig mein Bad brauchen kann. Wie vielen Dank bin ich Deiner Liebe und der so ungemein thätigen als einsichtsvollen Handlungsweise des trefflichen Brühl schuldig. wie wehe thut es mir, ihm in meinem heute an ihn abgehenden Briefe nicht so ganz als Freund meinen Dank aussprechen zu können, da ich den Brief zu weiterer Spedition geeignet, mehr geschäftsmäßig halten mußte. ich bitte Dich aber, ihm noch Alles Erdenkliche für diese Lebens-Rettung zu sagen.

Aber, mein Gott! welch Gewebe von Lügen, Arglist, Bosheit, und — gottlob! — Unbesonnenheit. Und in welchem unglükseligen Verhältniß steht der Graf. ich habe es nun an der Zeit gehalten, etwas von hier aus über die Geschichte zu sagen, und werde Dir mit nächster Post den in der Abendzeitung erscheinenden Artikel senden, den ich heute abzuschreiben unmöglich mehr Zeit habe. Noch habe ich meinen Namen reservirt, werde aber nie leugnen diesen Artikel gemacht zu haben, dessen Mäßigung hoffentlich erkannt werden wird.

Der Herr Ritter ist übrigens gegen mich ganz still. in Berlin aber sucht er natürlich den Leuten blauen Dunst vorzumachen. Z. B. Beer's sehen gar nicht klar in der Sache, und können Brühl's Einspruch gar nicht begreiffen, da der Ritter ihnen einen Theil der Correspondenz, und den vielleicht nicht ächt, mitgetheilt hat. ich bitte Dich, sezze sie in's Klare.

Den 27ten geht's fort. Nothwendige Nachrichten träfen mich den 4ten July in Leipzig im Hôtel de Bavière bei Hrn: Küstner. Zwey Tage später aber im Marienbade vor der Hand post restant.

Aus einem Briefe von Holtey an Winkler ersehe ich, daß die Seidler von Ihrem Urlaub hätte wollen ein Drittel fahren laßen, so daß sie später gegangen, und im August dann wieder zurückgewesen wäre, Spontini hat ihr aber dieß rund abgeschlagen, und erklärt, sie müße den 15ten July ihren Urlaub antreten und volle drei Monate wegbleiben — — —, je mehr man in die Sache eindringt, je schändlicher wird sie. —

Die gewählten Stükke in Quedlinburg sind nicht von mir ausgegangen. Der Erbarmer wäre sehr gut gewesen. wahrscheinlich mußte man sich aber auch nach dem richten, was der größte Theil schon kannte. Das werden noch drei bis vier schwere Tage sein. ja! wenn Du hättest hinkommen können. welche Freude. Nun Geduld bis zur Wiederauferstehung der Euryanthe, wenn sie anders nicht ganz unterdrükt wird.

Nun basta für heute, weiß nicht wo mir der Kopf steht vor Andrang von tausend Dingen vor meiner Abreise. Ich drükke Dich innigst dankbar an mein Herz.

Frau und Kind sind gesund. Grüße die Deinigen.

ewig Dein Weber.

Dresden d. 24ten Juny 1824.

Im Journal des Debats soll auch von der Geschichte stehn. — Wäre es nicht zweckmäßig, daß Gubitz die Abendzeitung-Anzeige (mit Glossen vielleicht) im Gesellschafter abdrukte?

[Der im vorigen Briefe erwähnte, von Weber in der Abendzeitung veranlaßte Zeitungsartikel:]

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Ueber die Aufführung der Oper Euryanthe, von C. M. von Weber, in Berlin.

Die Abendzeitung hat bisher über diesen vielfältig besprochenen Gegenstand ein vollkommenes Stillschweigen beobachtet, ja sogar — auch dem ausdrücklichen Wunsche des Kapellmeisters von Weber gemäß — mehrere scharfe gegen die General-Musik-Direction zu Berlin gerichtete Mittheilungen abgelehnt. Sie ist aber nun veranlaßt, bekannt zu machen, daß der Componist der Euryanthe sich genöthigt gefunden hat, selbst auf's dringendste um Aufschub der Aufführung dieser Oper in Berlin zu ersuchen, welches Wunsches Erfüllung er auch der, stets das Rechte und Gute wollenden obersten Theater-Behörde zu verdanken hat.

Ob hinreichende Gründe vorhanden waren, seinen Wunsch zu rechtfertigen, mögen folgende wenige Thatsachen dem öffentlichen Urtheil anheim stellen.

Seit Monaten hatte der Componist nichts Bestimmtes über die Aufführung seiner Oper erfahren können; troz der schmeichelhaftesten sich um die Sache drehenden Correspondenz, und nur auf Privatnachrichten hin, und unter Voraussetzungen, deren Wahrheit sich bestätigte, stellte er obige Bitte an die General-Intendanz der Königlichen Schauspiele.

Mit einem fast übertriebenen Eifer sollte auf einmal Euryanthe in circa achtzehn Tagen einstudirt werden, welches dem Componisten bei der Schwierigkeit und dem Umfange des Werkes, troz der gewiß regen Güte aller Mitwirkenden, den Sturz desselben unausbleiblich zur Folge zu haben schien. Er beruft sich hier auf die Erfahrungen des ganzen Berliner Publicums, welches an der Dauer des Einstudirens anderer großen Opern einen Maßstab zur Beurtheilung dieser Behauptung besitzt. Gesetzt aber auch, die Aufführung gelang, so konnten höchstens zwei Vorstellungen stattfinden, denen eine Monate dauernde Unterbrechung folgen mußte, da den 15ten July der Urlaub der Mad: Seidler beginnt, später Mad: Schulz außer Stande ist zu singen u. s. w.

Nicht ganz unbemerkt dürfte es wohl auch noch bleiben, daß, troz der öffentlich in den Berliner Zeitungen erschienenen Verhandlung der General-Musik-Direction (deren Inhaltswahrheit hier übrigens nicht erörtert werden soll) in welcher der Königliche Herr General-Musikdirector Ritter Spontini ausdrücklich zu den übrigen geehrten Mitgliedern der Musikdirection sagt: „Die Rollenbesetzung der Euryanthe ist übrigens, wie Sie wissen, von Herrn von Weber selbst bezeichnet worden" — doch die Rollenbesetzung nicht nach Herrn von Webers Willen geschah.

Es wäre eine mehr als thörige Vermessenheit gewesen, wenn der Componist der Euryanthe unter diesen Umständen einen günstigen Erfolg hätte hoffen wollen, da er ohnehin die feste Ueberzeugung hegt, daß nur eine vollkommen gereifte Darstellung durch ihre individuelle Vollkommenheit, diesem dramatischem Versuche Theilnahme erwerben und erhalten kann. —

Dresden am 23ten Junius. 1824.

Graf Brühl an Weber.

(Von Webers Hand ist hinzugefügt:
Hosterwitz beantwortet d. 1. Sept. 1824.)

Zum Beweise meines Vertrauens und meiner freundschaftlichen Ergebenheit sende ich Ihnen, werther Herr von Weber, die wichtigen Actenstücke, welche vorzüglich durch die Sp: Schlechtigkeiten in Bezug auf Euryanthe entstanden sind. Sie werden dieselben lesen, aber wohl so freundlich seyn, diese Mittheilung vor der Hand für sich zu behalten. Ich verlasse mich in dieser Hinsicht ganz auf ihre discretion.

Da ich übermorgen früh nach Seifersdorf reise, so bitte ich mir die Acten bis morgen Abend wieder zukommen zu lassen.

Empfangen Sie, werther Herr von Weber die Versicherung meiner unwandelbaren Freundschaft und Hochachtung

Dresden d. 29ten August. 1824. Brühl.

Graf Brühl an Weber.

Herzlichsten Dank, werther Herr von Weber, für die Mittheilung des Spontinischen Briefes, nebst Ihrer Antwort. Beyde haben mich in ihrer Art höchlichst ergezt. Wenn ich die Lust zu lügen

und zugleich die Unverschämtheit des Mannes nicht schon hinlänglich kennte, so würde sie mir durch diese Briefe vollends klar geworden seyn. Welches Unglück für mich mit solchem schlechten Narren umgehen und verkehren zu müssen.

Wenn Sie mir im Laufe dieses Monats noch Ihren Besuch schenken wollen, hoffe über den ob erwähnten Gegenstand näher und mehr mit Ihnen zu sprechen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung und freundschaftlicher Ergebenheit

Seifersdorf d. 5ten Sept. 1824. Brühl.

Weber an Lichtenstein.

Mein theurer Bruder!

Du bist wohl gut, mir eher zu schreiben, als ich es nach meiner Rückkunft gethan. ich wollte Dir aber die Abschriften des letzten Sp: Briefes und meiner Antwort mitschikken; nun hat sie Brühl, von dem ich sie erst zurükerhalten muß. ich habe ihn gesprochen, aber noch nicht recht ausführlich. er hat mir die Akten mitgetheilt, aber ohne die lezten, eigentlich den Schluß machenden, die mir aber Sp: geschikt hatte, um sich nach seiner Meynung schön zu machen, woraus ich aber noch deutlicher ersah, mit welcher Hinterlist und Erbitterung er gekämpft hatte. Daß Du die Partitur der Euryanthe hast, wußte ich nicht. Hast Du sie officiell bekommen? oder nur so zur Ansicht? Ich hatte doch an Brühl geschrieben — nach seinen und Deinen Wünschen, — er solle sie einstweilen in's Archiv legen, darauf erhielt ich nun weiter keine Antwort. Das riecht mir doch auch etwas als Winkelzügerey!?? Du hast mir auch noch nicht gesagt, was der Aufsaz in der Abendzeitung, von dem ich Dir Exemplare schikte, für Wirkung gethan, und wie Du damit zufrieden warst. ich hoffte immer in meiner Marienbader Einsamkeit etwas von dieser Geschichte zu hören. am Ende wars aber auch gut, daß ich ganz abgeschnitten von Allem blieb. Der Aufenthalt war langweilig, ob er mir was genützt hat, mag Gott wissen. Mein Kopf ist noch eingenommen, der Andrang des Blutes derselbe, und der Sinn eben auch nicht heiterer geworden.

Von London hat es so lange vorgespukt, bis endlich ein wirklicher Antrag kam, von Kemble für Coventgarden, die Direction zu übernehmen für die nächste Season von 8br bis July 1825, und zwei Opern zu schreiben.

Logier, den ich unterdessen zu meiner großen Freude gesprochen, wird Dir nun wohl das Nähere erzählen. ich habe es natürlich nicht abgelehnt, obwohl für dieses Jahr wohl nichts daraus werden wird, erstlich schüttelt man die Opern nicht so aus dem Ermel, zweitens ist meine Lina in gleichem Fall mit Deiner Victoire, und wird auch im Januar oder Februar niederkommen. Gott gebe es Beiden glüklich. Da kann ich mich denn unmöglich so weit entfernen, und überhaupt nicht wohl für so lange Zeit. ich habe deshalb des breitern an Kemble geschrieben, und werde nun sehen wie sich die Unterhandlungen wenden. auch müssen die Bedingungen klar ausgesprochen sein. Auf jeden Fall bin ich entschloßen, wenn es angeht, einige Jahre hintereinander vier bis fünf Monate in London zuzubringen, und mir hoffentlich dadurch ein hübsch Vermögen zu machen. Seiner Zeit werde ich daher sicher Deine Güte in Anspruch nehmen.

Wenn Du die Euryanthe hören willst, mußt Du hieher kommen, denn ich glaube in Berlin könnte noch manches Kind gebohren werden, bis diese Oper die Bretter betritt. Eine tüchtige Beurteilung des Werkes? — Lieber Gott, unsre Kritik liegt im Argen, wo die Welt Etwas hoch stellt, ist sie recht fleißig bemüht es herabzuziehen und zu begeifern. —

Den 30ten August war sie wieder. troz der großen Hizze bei brechend vollem Hause, und enthusiastischer wie jemals. Die Devrient und Funk gerufen. Das war sehr gut, denn anwesend waren: **Brühl, Seidler's,** Hofrath Heun* (Clauren!) und viele, viele Berliner und Wiener. Den 14ten ist sie wieder, da die Reise der Funk nach Lukau frühere Wiederholungen verhindert, überhaupt kann man sie jezt recht oft hören. Es wäre herrlich, wenn ihr einmal so ankämt. — Den armen Wollank grüße mir tausendmal.

Unser Theater liegt in einer fatalen Krise. unser Intendant geht Ende 7br als Gesandter nach Madrid, und noch ist kein Nachfolger ernannt. Morlachi ist auch noch nicht zurük. Man hat provisorisch zwei sehr schwache Leutchen angestellt. ich laße sie gewähren, und thue nur was ich muß. daher mein Dienst in diesem Augenblik nicht eben drükkend ist.

Die Lust zur Arbeit ist noch nicht recht wiedergekommen. ich sehe zwar die Pintos zuweilen von der Seite an, aber recht erwarmen kann ich nicht. Von dem Königstädter Theater hat man diese und andere Arbeiten von mir gewünscht. ich erzählte es Brühl, der protestirte aber eifrigst, wobei er klar aussprach, daß er seine Stelle nicht niederlegen würde, und daher immer auf mich rechne. ich gestehe den Glauben an die Aufführung eines Werkes von mir in Berlin verlohren zu haben, wenn nach Einsicht dieser Aktenstükke keine durchgreiffende Maßregel gegen Sp: erfolgte, so weiß man nicht mehr, was man glauben und

---

* Der unter dem Pseudonym „Clauren" übelberufene Romanschriftsteller (1771 bis 1854).

erwarten soll, als den Sieg der Ränke und Unverschämtheit.

Brühl hat mir auch Wunderdinge erzählt, wie der Ritter nun auch Robert, wie früher Hoffmann, umgarnt und in sein Interesse gelokt habe. — —

Wollte der Himmel Du würdest so böse, daß noch nichts Ordentliches über die Euryanthe geschrieben ist, daß Du es selbst thätest. Es würde gewiß was Tüchtiges. aber sehen müßtest Du sie doch vorher. Gottfried Weber hat mir sehr ehrenvoll darüber geschrieben. vielleicht thut der etwas.

Ich muß schließen, denn meine Frau soll Aderlaßen.

Gott befohlen, schenke mir bald wieder einmal ein halb' Stündchen Deiner kostbaren Zeit, Du glaubst nicht, wie Du dadurch erfreust Deinen Dich über Alles liebenden Bruder

Hosterwitz d. 6ten Sept. 1824. Weber.

Weber an Lichtenstein.

(Abschrift.)

Ich benuzze die Gelegenheit mein geliebter Bruder, Dir durch den guten Heinrich Beer die Abschriften der lezten Corresp: zuzuschikken.

Vater und Sohn Beer, kamen gestern eine Stunde vor Aufführung der Euryanthe an, Du kannst denken wie Sie sich freuten, und sie können Dir erzählen von dem stets gleichen Enthusiasmus und vollem Hause.

Neues ist seit meinem Schreiben vom 6ten nichts passirt.

Brühl schrieb mir bei Rücksendung der Beilage. „Wenn ich die Lust zu lügen und zugleich die Unverschämtheit des Mannes nicht schon hinlänglich kennte, so würde sie mir durch diese Briefe vollends klar geworden sein.“

Robert ist hier; wir haben einen Mittag zusammen zugebracht. ich fragte ihn um seinen Uebertritt zu Sp:, dagegen protestirte er feyerlich: Er sagt daß ihm Sp. auf die Stube gerükt, und ihn um seine Hülfe beim Alcidor gebeten habe. Nun halte er es eben so für Pflicht zum Gedeihen jedes Kunstwerkes so viel als möglich mitzuwirken, dieß bedinge aber gar nicht daß er nicht stets mit gleicher Kraft gegen alle Tollheiten des Sp: zu Felde ziehen werde. Uebrigens hält er Sp's: ganzes Verfahren mehr für unsägliche Dummheit, als planmäßige Boßheit. Etwas ähnliches glaube ich auch. Nehmlich die Dummheit so lange, als bis sie Aufsehn erregte, dann kam die Boßheit.

Ich weiß nicht warum ich gestern immer eine kleine hoffnung hegte Du könntest kommen. Dienstag d: 21ten ist Euryanthe wieder auf dem Repertoir.

So viel für heute. Sind Weib und Kind wieder da, so grüße herzlichst von mir und der Meinigen.

Ewig Dein Weber.

Hosterwitz d. 15ten Sept., 1824.

in Eile.

Weber an Lichtenstein.

Herzlieber Bruder!

Außer einem Gruße den Lecerf überbrachte, habe ich recht lange nichts von Dir gehört, und es drängt mich recht, einmal wieder mit Dir zu plaudern, obwohl das was ich eigentlich mit Dir besprechen möchte, viel zu umfassend und weit ausgreiffend für briefliche Mittheilung ist, und mich daher eine prikkelnde Ungeduld ergreifft, fühle ich in mir so Vieles, was ich Dir sagen, Dich fragen, mit Dir berathen möchte, und es kommt am Ende so wenig davon auf's Papier was nur einigermaßen werth ist verhandelt zu werden. Wäre der Dalailama und Ritter Sp: nicht in B:, ich glaube ich hätte längst über Leipzig mit dem Eilwagen einen Abstecher zu Dir gemacht, um einmal recht mein Herz ausschütten zu können. So aber wüßte ich nicht, wie ich mich diesem gegenüber stellen sollte. Eine neue Unverschämtheit des Hrn. Ritters hat mich zu der beiliegenden etwas schärferen Erwiderung veranlaßt, die vielleicht Händel giebt. Es ist aber wirklich nicht zu ertragen, was sich der Mann alles erlaubt. Erstens hat er durch diesen Theatercoup wieder einmal das Publikum für sich stimmen wollen, denn er hat zweitens gewiß davon gehört, ich gienge nach England, und die Sache wäre dann durch meine Schuld zu Nichts. Drittens sollten also, wäre es wirklich sein Ernst, in dem kurzen Carneval, der Anfangs Februar schon endet, wieder die beiden Opern Jessonda und Euryanthe über's Knie gebrochen werden? —

Schreibe mir ja, was Du von der Sache hältst, und wie die Berichtigung in Berlin wirkt.

Mit meiner englischen Angelegenheit steht es wunderlich. Den 5ten October habe ich den lezten Brief von Kemble erhalten, wo er mir Faust oder Oberon zur Compos: vorschlug, und sich begnügte, mich die drei Monate der Season, May, Juny und July in London zu haben. Hierauf antwortete ich ihm den 7. Oct. und wählte den Oberon. Seitdem habe ich keine Zeile erhalten. Daß es nun unmöglich ist noch eine Oper zu componiren bis Ende März, ist klar. vielleicht gehe ich aber blos zur Direction des Freyschüzzen und der Preciosa hin.

Diese Ungewißheit wirkt ziemlich verstimmend auf mich ein. Dazu kömmt mein abermals überhäuf=

ter Dienst, wegen Morlachi's fortdauernder Krankheit, ein gewaltiger Trübsinn meiner Frau in ihrem jetzigen Zustande, und eigenes Unwohlsein, so daß ich einen recht trüben Winter verlebe, und keine Aussicht zum Beßerwerden vorhanden ist. auch alles geht mir seit einiger Zeit widrig, sogar manche Geldangelegenheiten mit bösen Schuldnern pp. — So ist nun 1¾ Jahr verflossen, ohne daß ich eine Note geschrieben hätte, und ohne doch diese Zeit zu Erholung verwendet zu haben. — —

Es hat uns große Freude gemacht Deinen Schwager* hier zu sehn — wie liebenswürdig ist dieser junge Mann; eine rechte Seltenheit unter den jungen Leuten unserer Zeit. Alle Anmuth seiner Schwester, und verständige, natürliche Bescheidenheit ziehen alle Menschen an ihn. Ich bin aber eigentlich recht beschämt, so gar nichts für seinen hiesigen Aufenthalt haben thun zu können. Es traf in eine recht verstimmte Zeit, und die beiden Gesellschafter die er bei sich hatte, waren auch hinderlich.

Vor kurzem habe ich einer Prüfung beigewohnt, die die Logier'sche Schule veranstaltet hatte. da erlebte ich viele Freude, die Methode ist wirklich vortrefflich, ich bin immer mehr von ihrer wahrhaften Nuzbarkeit überzeugt, und meine Achtung für den geistreichen Erfinder derselben steigert sich dadurch immer höher. ich bitte Dich ihn bestens von mir zu grüßen. Ich werde abgerufen. Fare well für heute, Gott erhalte Euch Alle gesund, und behalte lieb

Deinen ewig treuen Weber.

Dresden d. 9ten Dec. 1824.

[Einlage in den vorigen Brief.]

Abend-Zeitung.
293.

Dienstag am 7 December 1824.

Berichtigung.

In Bezug auf die in №: 233 des Freimüthigen vom 20ten Novbr, und №: 46 der Berliner Musikalischen Zeitung v. 17ten Novbr. d. J. enthaltene Neuigkeit aus sicherer Quelle: „daß die Oper Euryanthe in Berlin unter Direction des Componisten zu bevorstehendem Carneval gegeben werden solle," sind wir veranlaßt, zu erklären, daß bis jezt, den 6ten Decbr, noch keine, hierauf Bezug habende, Einladung an C. M. v. Weber gelangt ist, daß man von der Umsicht des königl Preuß: General-Musik-Directors Herrn Ritter Spontini vielleicht billigerweise erwarten könne, derselbe möge wissen, man könne über fremde Componisten und ihre Verhältnisse nicht willkührlich verfügen, und daß eine Anfrage an sie nicht ganz unzweckmäßig seyn möge, ehe man sich erlaubt, dem Publicum noch sehr in Frage stehende Dinge als Gewißheit vorzuführen.

Dresden d. 6ten Decbr, 1824.

— Die Redaction. —

* Heinrich Hotho, der Bruder von Lichtensteins Frau, Kunsthistoriker, 1802 bis 1873.

Weber an Lichtenstein.

Mitten unter Deinen und der Deinigen Leiden hast Du Zeit und Lust gefunden mein geliebter Bruder Dich mit mir zu beschäftigen, und zwar so ausführlich und klar darlegend, daß es mir eben so viel Freude über Deine Liebe, als Dankbarkeit für die daraus für mich hervorgehende Belehrung erweckt. In allem und jedem bin ich vollkommen mit Dir einverstanden, bis auf die Londoner Angelegenheit über die ich mir selbst noch nicht klar bin. Die Gründe die Du mit Logier anführst sind zwar sehr wichtig, aber dem läßt sich wieder entgegensetzen daß es mir auch höchst vortheilhaft für den sicherern Erfolg eines neuen Werkes wäre, wenn ich Schule, Sänger, und die ganze Art und Weise des englischen Theatertreibens kennen lernte, ehe ich dafür schreibe. Alles hängt davon ab, was Kemble selbst darüber äußert, das ich Dir sogleich mittheilen werde. Noch bin ich ohne Nachricht. Treibe aber immer das Englische mit Ernst fort. Das raubt mir auch ein paar Stunden täglich. Von Paris aus bohrt man auch wieder bei mir an, ich bin aber eben so vorsichtig als diese Herren, und komme nicht ohne bestimmt gerufen zu sein. Es freut mich sehr, daß Du mit meiner Abendzeitung Berichtigung zufrieden bist. laß mich bald wissen, was die Leute in Berlin dazu sagen. Es ist wirklich unbegreifflich, daß bis jezt noch nichts an mich gelangt ist was darauf Bezug hätte. Ich habe Dir also nichts von meiner Zusammenkunft mit Brühl geschrieben? Den 2ten hujus war er bei mir. ich bat ihn künftig mir nicht zu zürnen, wenn ich genöthigt sein sollte den Intendanten in ihm scheinbar anzugreiffen. Namentlich wegen dem Zurükschikken der Euryanthe, von der Er mir nichts gesagt, Spontini mir es aber als des Fürsten Wittgenstein Befehl mitgetheilt habe. Hierauf erwiderte Brühl ich solle in Gottes Namen immer thun, was ich für nöthig fände, er würde immer von meiner treuen Freundschaft überzeugt sein. Das Zurükschikken der Euryanthe wäre ja gar nicht angegangen, da Er sie früher schon bestimmt angenommen habe. Er habe dieß auch dem Fürsten schriftlich und mündlich vorgestellt, worauf dieser nicht weiter darauf bestanden habe. Er, Brühl, sezze nun einen Ehrenpunkt darein die Oper zu geben, wenn Spontini nicht da seye, da dieser bald einen neunmonat-

lichen Urlaub antrete. über die neue Spiegelfechterey im Freymüthigen war er auch höchst erbittert. Dabei beschwor er mich, ihn nicht zu verlaßen, und keine Verbindung mit dem Königstädter Theater einzugehn, was diese mir böten, gäbe er auch u. s. w. Das ist Alles schön und gut. aber ich höre, daß man Brühl's Abwesenheit sehr benuzt, seinen Einfluß zu untergraben, und daß er vielleicht doch endlich seine Stelle niederlegen werde. Das Alles wirst Du nun in loco beßer erfahren. Auf eine Poße oder sonstige Kleinigkeit möchte ich mich wohl dort einlaßen, von der andern Seite scheint es mir wieder Unrecht wenn ich von Brühl abspringe, da seine Macht im sinken ist.

Mit den Pintos ist es ein eigen Ding. auf jeden Fall suche ich sie diesen Winter zu beendigen. ich habe sie aber zunächst meinem Herrn versprochen, der es so viel ich merke, allerdings nicht ganz gut aufnimmt daß ich immer für fremde Bühnen zuerst arbeite. Die Oper muß also hier zuerst gegeben werden, und wir — können sie nicht besezzen, — so wie sie überhaupt wegen der Männerpartien schwer zu besezzen ist.

Gewiß, geliebter Bruder, will ich Deinem Rathe folgen, und arbeiten sobald es mir nur irgend möglich ist. aber es ist leichter gesagt als gethan, und ich muß das Beste von des Himmels Beistand hoffen.

Nachträglich muß ich noch zu Deiner Notiz anführen, daß allerdings Schlesinger mir sogleich unterm 9ten November den Erfolg jenes Diner's mittheilte, und sich damit als seinem Werke groß machte — worauf ich ihm antwortete (14ten Nov.) „ich muß mir aber von Ihnen die Erlaubniß erbitten, meinen Glauben an alles Gute was für diese Oper geschehen soll, bis nach erfolgten Thatsachen vertagen zu dürfen." — Darauf erschienen denn die sauberen Zeitungs Artikel u. s. w.

Was Du mir über das umsichgreiffen des Rossinianismus, und der lauen Stimmung der Sänger gegen Eury: schreibst, ist sehr betrübend. Wahrlich wenn Du sähest wie diese Oper bei unserm kalten Publikum eine Enthusiasmus- und Kassa-Oper ist. — — Geduld. — Brühl meinte, Stümer müße den Adolar gutwillig herausgeben. Sprich doch bald einmal mit ihm.

Mit meiner Frau geht es gottlob beßer. wahrscheinlich trifft ihre Niederkunft mit Viktoirens zusammen. Gott gebe es gnädig!!! Laß mich ja bald etwas Beruhigendes über den Gesundheitszustand Deines Hauses wissen; nur zwei Worte. — Für heute heißt es schließen. Gott erhalte Euch froh, und mir Deine Liebe. Ewig Dein treu liebender Bruder

C. M. v. Weber.

Dresden d. 23ten December, 1824.

Weber an Lichtenstein.

Deiner Liebe und Theilnahme, theurer Bruder, theile ich das frohe Ereigniß mit, daß meine Lina mir den 6ten Januar, Vormittag ½elf Uhr einen derben Knaben gebohren hat. Wir wünschten sogleich aus Grund des Herzens Deiner geliebten Victoire eine eben so glükliche Stunde, denn Alles ging bis jezt so vortrefflich, daß wir dem Himmel nicht genug danken können. Lina stillt selbst, und der Bengel ist schon ein rechter Milchsygel. Er heißt Alexander Heinrich Victor Maria. —

Den 30ten December habe ich endlich von London den ersten Akt des Oberon erhalten, der mir sehr wohl gefällt. Die Verse sind musikalisch und fließend, das Ganze auf Pracht berechnet. Der Dichter heißt Planché. Was hilft mir aber ein Akt, da man mir nicht einmal den Plan des Ganzen mitgeschikt hat. Es ist also auf jeden Fall unmöglich fertig zu werden. ich habe dies auch sogleich an Kemble geschrieben und vorgeschlagen, das Ganze um ein Jahr zu verschieben. wollen nun sehen wies wird.

Wolf hat mir eine allerliebste kleine Oper geschikt. an Beschäftigung fehlt es mir nun also nicht. Brühl verlangt von mir die Musik zu dem neuen Spiker Shakspearschen Makbet. ich habe aber weder Zeit noch Lust dazu. ist immer ein undankbares Geschäft, und scheint mir sogar der jetzigen Stellung der Dinge in Berlin gemäß, fast unschiklich für mich, es zu thun.

So viel für heute. Lina grüßt Euch innigst mit mir. Gehet hin und thuet desgleichen!

Mit treuer Liebe Dein Weber.

Dresden d. 13ten Januar 1825.

Weber an Lichtenstein.

Ohne eben veranlaßt zu sein, mein geliebter Bruder, drängt es mich mit Dir zu plaudern, da eine Viertelstunde, die mein ist, mir nicht beßer verfließen kann, als wenn ich sie mit Dir theile. Ich bin nehmlich seit Vorgestern Arrestant meines Arztes, der einen heftigen Husten und eine häßliche Heiserkeit nicht leichthin genommen wißen will. Da habe ich denn Proben und Kirchendienst erspart, einen umständlichen Vertrag über einen neuen Kapelle-Etat ausgearbeitet, einige schreyende Briefe beschwichtigt, und erhole mich nun bei Dir.

Kannst nicht glauben was wir für Freude hatten, daß auch bei Dir, zur selben Zeit, und eben so glüklich der Himmels Segen eintrat. Seitdem ist bei uns einiges Leiden nicht ausgeblieben. Das Stillen gieng nicht ferner, denn meine Frau war unglaublich gereizt. Es mußte also eine Wendische

Amme aus Bautzen geholt werden. davor hatte ich große Angst, aber dem Himmel sei Dank es scheint als hätten wir ein gutes Loos gezogen. Der kleine Alexander gedeiht sichtlich, und auch die Mutter hat sich recht erholt. Laße mich doch, ja bald, wenn auch nur mit zwei Worten wißen, wie es bei Euch steht. Daß Du mir über den Erfolg der Jessonda nichts schreibst, hätte mich fast ängstlich gemacht, aber Gottlob Jordan versicherte mich ihr wäret alle wohl. Das gebe Gott, sagen wir dazu aus Herzens Grunde.

Du hast wohl Recht, lieber Bruder, daß man, gehörig angeregt, auch in kurzer Zeit was tüchtiges und umfangreiches liefern kann; aber — da muß man weder an einen Herren noch an eine Frau gebunden sein. Wer kann die tausend nichtswürdigen Kleinigkeiten verhindern, oder so stark sein sich nicht von ihnen irren oder verstimmen zu laßen, die in diesen beiden Diensten vorkommen. also beßer, Zeit genommen und so wenigstens das Gewißen salvirt, daß man sich nicht übereilt habe. Den 1ten Februar habe ich nun endlich mit dem dritten Akte den ganzen Oberon erhalten. Sehr schön, aber auch voll englischer Ungezogenheiten. Mit der Sprache bin ich so weit, daß ich mich mit Leichtigkeit darin beim Componiren bewege. das ist genug vor der Hand. Mr Kemble hält aber auch recht hinterm Berge, will kein Gebot thun, will, ich solle fodern und hat mir auf meinen Vorschlag wegen Vertagung der Oper zu nächstem Winter noch nicht geantwortet.

Unterdeßen hat mir der Legations-Sekr. Chev: Cussy aus Paris einen Text von Desaugier mitgebracht, la colère d'Achille. Da er mir ihn aber vorlesen will, so kenne ich ihn noch nicht, da ich dazu noch keine Zeit fand. in Schottland ist auch der Freyschütz gegeben. Man hat mir schottische Lieder geschikt, zu denen ich das Accompagnement sezzen soll. Wie es früher Joseph Haydn gethan. ich habe es übernommen, weil es mich ehrt und rührt, dem Großen Mann in Etwas Nachfolger sein zu dürfen.

Den Sommer über werde ich nun wohl still sizzen. Könnten wir uns denn gar nicht einmal wieder zu sehen bekommen? Nach Berlin kann ich nicht, so lange der Popanz da ist. Das Blatt ist voll und die Suppe ruft. Innige Grüße von Frau an Frau, und Mann und Frau

Ewig Dein C. M. v. Weber.

Dresden d. 24ten Februar. 1825.

Weber an Lichtenstein.

Zürne nicht, mein geliebter Bruder, wenn ich erst heute dazu komme Deine lieben Briefe vom 12ten und 17ten Aprill zu beantworten. Mancherley Gastrollen, die baldige Abreise meines Chefs, mein Ziehen auf den Koselschen Garten vor dem schwarzen Thore, und — eine abscheuliche für Alles abstumpfende täglich mehr um sich greiffende Melancholie haben mich abgehalten.

Nun, — die ersteren Ursachen sind vorübergegangen, die lezte wird es wohl auch thun. —

Die wahrhaft freundschaftliche Wärme und Thätigkeit des verehrten Logier's* hat mich sehr erfreulich bewegt. sage ihm dafür meinen herzlichsten Dank. Daran liegt es eben in der Welt, daß die ehrlichen Leute nie so zusammen stehn, wie die Spizbuben es thun. — traurig genug. ich billige höchlichst alles, was Du und Er gethan, und thun werdet. und bin sehr erbötig anfangs Juny, oder wann es eben ist, kurz vor Logiers Abreise nach England, zu einer mündlichen Conferenz nach Berlin zu kommen, und meine ganze Angelegenheit mit unbedingtem Vertrauen in seine Hände zu legen. Aus oben berührten Ursachen habe ich noch nicht wieder an Kemble geschrieben. er mag warten. er hat es mir nicht beßer gemacht. Doch werde ich es in diesen Tagen thun, und zwar ganz in der Weise die Du vorschlägst, hinhaltend und unbestimmt.

Der Tod unseres geliebten Lauska hat mich tief erschüttert — Friede seiner Asche!! — Wenn Du die arme Wittwe siehst, so versichere sie meiner innigsten Theilnahme. — Gestern und Vorgestern war die Mutter Beer mit Wilhelm und Kunowsky hier und sahen die Margheritta von Meyerbeer, die Euryanthe sollte heute sein, es wurde aber nichts draus. Da bin ich etwas in die Enge getrieben worden die Pintos dem Königstädter Theater zu geben. ich sagte, kömmt Zeit, kömmt Rath. Spontini hat der Beer versichert, daß Euryanthe — den 3ten August gegeben werden solle. aber was ist eine Sp: Versicherung anders, als ein schlechter Hauch in verwehendem Wind. von Brühl höre und sehe ich nichts. Vielleicht wartet er Sp's: Abreise ab, die sogleich nach der Aufführung des Alcidor Ende dieses Monats Statt finden soll. Da käme ich dann in kurzer Frist zweimal nach Berlin, zu Euch Ihr Lieben. Gebe Gott, daß dieß meinem Gemüth wieder auf die Beine hilft. einen Antrag nach Leipzig zu kommen und dort den 20ten hujus die Euryanthe aufzuführen, schlage ich rund ab. ich habe Dispensation vom Dienst um mich zu erholen, und werde mich nicht des Leipziger Theaters wegen abhezzen.

Gottlob daß bei Dir Alles gesund ist. Daßelbe darf ich von den Meinigen sagen. Aergere Dich nur nicht zu sehr bei deinem Bau, das ist ein fatales Geschäft. nun ich hoffe Dich in Berlin zu

* Logier hatte in Webers Interesse nach England Briefe geschrieben.

umarmen, tröste ich mich, daß Du festgehalten bist, so ist der Mensch, alles Egoismus!

Nun, der Brief muß in die Stadt, also, so Gott will, auf baldiges Sehen, wie freue ich mich darauf!!! Alles Erdenkliche an Deine liebe Victoire und die Kinder, innigen Dank dem trefflichen Logier und Dir die alte Liebe und Treue

Deines Weber.

Dresden d. 2ten May 1825. —

Weber an Lichtenstein.

Meinen besten Gruß an Mann und Frau zuvor. Dann die Notiz, daß ich Deinen Brief lieber Mann vom 13ten hujus. mit dem Postzeichen, nach Abgang der Post und vom 14ten, den 17ten erhielt. Da aber nur Montag und Donnerstag (d. 16ten und 19ten) die Post von hier nach Berlin geht, so spaziert heute dieser Brief über Leipzig um so schnell als möglich zurück zu gelangen; und nun die Bitte an Sie, holde Frau, einliegenden Brief sogleich an Logier zu schikken, und zwar als wie von Hinrich für ihn zurückgelassen.

Wie gütig bist Du, mein theurer Bruder, bei Deiner kostbaren Zeit, mir alles sogar so maulrecht zu machen. Die Sache selbst, das kann ich nicht leugnen, ist mir zuwider geworden, und ich bin eben noch vernünftig genug, sie nicht ganz fahren zu laßen. Bei meinem Widerwillen gegen alle detaillirten Geldgeschäfte halte ich es nun für das Beste, gradezu Kemble's Vorschlag anzunehmen. Freylich, schlägt die Oper ein, so gewinnt Er enorm. Wie wäre es daher, wenn man sich für diesen Fall die sechste oder zehnte Einnahme versprechen ließe? freilich ist das auch so vielen Auslegungen und möglicher Chicane unterworfen — — Unter solchen Umständen brauchte ich am Ende gar nicht selbst nach London zu gehen. Die Reise kostet mich gewiß über zwei Hundert Pfund.

Wunderlich, was die Leute wollen! Wenn ihnen die Preziosa nicht faßlich genug ist, was soll man dann schreiben? und daßelbe Publikum läßt die Ouverture der Euryanthe repetiren? und ist in Enthusiasmus bei Kampf und Sieg? Nun ich laße mich nicht irren, und schreibe wie ich muß und kann. Könnte ich nur erst wieder, aber mein Trübsinn ist noch immer derselbe. Ein Rutscher zu Euch, Ihr Lieben, möchte wohl gut sein, aber wer weiß, ob etwas draus wird, da die Zusammenkunft mit Logier bei dem ganz einfach sich jezt gestaltenden Geschäft nicht durchaus nothwendig erscheint, ich auch jede zufällige Ausgabe scheuen muß.



Standbild Carl Maria von Webers in Dresden von Ernst Rietschel.

Die ersten Vorstellungen des Alcidor versäumst Du wohl durch Deine Reise? schade für mich, aber gewiß erheiternder und beßer für Dich, und das ist die Hauptsache. Schlesinger ist mir zwei Tage auf dem Halse geseßen und hat mich fast todt gesprochen. seine Offerten waren aber anständig und ich habe sie nicht abgewiesen wenngleich noch nicht angenommen. Er bietet für den Klavierauszug des Oberons mit dem Eigenthums-Recht für Frankreich und Deutschland: 1500 Thl, ebenso für die Pintos. wird auch wohl auf die 2000 Thl zu bringen sein.

Besonders bitte ich Dich nun dem guten so theilnehmenden und gefälligen Freunde Logier meinen herzlichsten Dank zu sagen. Vielleicht ist der Zufall mir einst so günstig auch Ihm meine Achtung und Eifer Ihm nützlich zu sein, beweisen zu können. — Ich drükke Dich innigst an mein Herz, Du treuer, liebreich sorgender Bruder, Gott lohne es Dir in Gesundheit an Dir und den Deinigen. Lina grüßt Euch bestens. Immer und immer

Dein W.

Dresden d. 18ten May 1825.

Weber an Lichtenstein.

Mein geliebter Bruder!

Da ich eben ein Paketchen Musik an Beer schikke, so schließe ich Dir einige Briefe bei die Dir Freude

machen werden wie sie es mir gethan: doppelt gethan, weil ich durchaus glaubte Euryanthe müße in Leipzig durchfallen. Nun ist es aber doppelt gut, besonders auch daß ich nicht dabei war, und die beliebte Ausrede wegen Theilnahme an der Persönlichkeit des Componisten somit wegfällt. Hoffentlich hat die Sendung meines Briefes vom 18ten May ihren Zwekk erfüllt, und Logier seinen Brief richtig und zu rechter Zeit erhalten. Seitdem ist mir das Beste paßirt, was in Bezug auf London nur Statt finden konnte. Den 28ten May nehmlich trat unverhofft H. Beral in meine Stube, der den Freyschütz in London zuerst auf die Bühne gebracht, in Brahams Benefiz selbst den Caspar gespielt, und später auch die Aufführung in Coventgarden geleitet hatte. Er blieb zwei Tage hier und Du kannst denken, wie ich ihn ausgefragt habe. Seinen Aeußerungen zu Folge ist Collard doch nicht ganz gut unterrichtet. Coventgarden trägt z. B. bei vollem Hause **neun hundert** Pfund und die Unkosten des Tages betragen über zwei Hundert Pounds.

Er erklärte Kemble's Gebot blos für einen Versuch, und, daß ich es kurz mache, schlug mir vor folgende Bedingungen zu stellen. ich wolle bei meiner Ankunft den Freyschütz sechs mal dirigiren, verlange dafür jeden Abend zwei Hundert Pounds und den sechsten als Benefice. in dieser Zeit dann studiere ich den Oberon ein, und führe ihn dann unter denselben Bedingungen auf. Das gäbe dann freilich ein Resultat von drei tausend Pf. wenigstens. Der ruhige von aller Uebertreibung ferne Ton des jungen Mannes macht, daß ich seinen allerdings hochklingenden Versicherungen Glauben schenke, obwohl ich immer gern die Hälfte von allen Aeußerungen der Art abziehe. Beral ist nach Breslau zu seinen Ältern gegangen, kehrt in vier Monaten nach London zurük und heyrathet dort, — wo er sich in allen Dingen zu meinem Lohnbedienten erboten hat. ich bat ihn wiederholt und auf's eindringlichste mir die Sachen nicht zu sehr in's Schöne zu mahlen, aber er versicherte mich hoch und theuer, daß ich diese Foderungen mit der größten Ruhe machen könne, indem ich durchaus mein persönliches Erscheinen bei einem für mich über alle Begriffe eingenommenen Publikum, in Geldeswerth umsezzen müße. Und in dieser Weise will ich denn nun endlich an Kemble schreiben. Den 21ten May hatten wir den höchst betrübten Fall, den armen Hellwig deßen Geisteszerrüttung anfieng höchst gefährlich zu werden, nach Pirna zum Dr. Dieritz bringen zu müßen. — — —

Brühl ist ganz verstummt. über Alcidor habe ich blos die Berliner pflichtschuldigst lobende Zeitung gelesen, und — das Buch selbst. Nun, das ist wahrlich schlecht genug. welches Durcheinander — Kommen, Gehen, Fliegen, Fahren — wie wunderlich sich so ein französischer Dichter anstellt, wenn er romantisch thun will. — —

Das schlechte Wetter wirkt sehr nachtheilig auf mich, im Ganzen aber fühle ich mich doch beßer. Weib und Kinder sind wohl. Wenn Du Dich aus dem ersten Haufen angehäufter Geschäfte nach Deiner Reise herausgearbeitet hast, so laße mich wißen, wie es bei Euch geht, und schreibe mir auch was über den Alcidor.

Nun gut für heute. In treuester Liebe

Dein Weber.

Dresden d. 9ten Juny 1825.

Die beiliegenden Briefe schikke mir gelegentlich zurück.

[Abschrift der Einlage in den vorigen Brief.]

Rochlitz* an Weber.

Leipzig d. 25ten May. 1825.

Auch wenn Ihr lieber Brief gestern nicht gekommen wäre, würde ich Ihnen, mein verehrter und geliebter Freund, heute geschrieben haben; denn ich habe gestern Euryanthe gehört, und zwar zum erstenmale. Es war die zweite Vorstellung: ich hatte die erste mir nicht ohne Kampf versagt, um den ersten Eindruck so vollkommen zu empfangen, als hier überhaupt möglich; und das konnte ich von jener nicht erwarten. Glauben Sie nicht, ich wollte mich über das Werk umständlich ergießen: das könnte nur mündlich geschehen; noch Ihnen mein und des überzahlreichen Auditoriums Entzücken vormalen: das thun Andere und rühmen sich, es gethan zu haben. Ich beschränke mich auf einige abgebrochene Sätze aus meiner innersten Ueberzeugung, wie sich diese mir, nicht Unvorbereiteten gebildet hat, der nun gesammlet, mit allen Kräften seines Wesens hörete, so viel er's vermochte sich dessen klar bewußt blieb, was sich vor und in ihm begab, und diesen Morgen es sich zurechtrückte.

Das Werk ist in seiner Art so vollkommen, was es sein will und soll, als irgend eines das vorhanden ist: es hätte darum auch überall dafür erkannt werden müssen, bestünde das Publicum entweder aus ganz Unbefangenen, die blos dem Eindrucke sich hingäben, oder aus wahrhaft Gebildeten, die jedes Vollkommene in seiner Art aufzufassen und mithin die Arten zu unterscheiden verständen und geneigt wären. Solch ein Publicum giebt es jetzt nirgends. Warum drang Euryanthe

* Friedrich Rochlitz (1769 bis 1842), Schriftsteller und Musikkritiker.

nun in Wien wenig, an einigen Orten fast gar nicht, in Dresden und Leipzig so gewaltig hindurch? Zufälliges, nebenbey Mitwirkendes unerwähnt, darum: weil man an jenen Orten theils mit leerem, ganz oberflächlichem Wesen, theils mit bestimmten und falschen Erwartungen dranging: hier, mit Aufmerksamkeit und Achtung im Allgemeinen — die Geringern wenigstens mit der Erwartung irgend etwas Besonderes, Gutes oder Nichtgutes zu empfangen. Setzen Sie, mein Freund, diese Ansicht weiter fort und ziehen Sie die Folgen im Einzelnen heraus: so wird Ihnen, dünkt mich, Alles deutlich werden, und Sie ersparen Ihrem Herzen dabei sogar die Empfindungen, die es sonst erbittern oder doch in eine gewisse kalte Verachtung zusammenziehen würden.

„In seiner Art" — sagte ich. Diese Art aber ist nicht, was man allbeliebt, allgefällig nennt; kann es, wird es nie sein, und es wäre nicht einmal gut, (auch für die Tonkunst nicht), wenn sie es würde. Sie hat der Massen, wie des Hoch-, ja Höchstgespannten — dem Ausdrucke nach, des Leidenschaftlichen — der Ausdrucksmittel, des Fremdartigen und auch Gewaltsamen zu viel. Vornämlich der zweite Act. Wie die Dichtung nun ist, und wie der Componist den ersten Act schon in dieser Hinsicht gesteigert, konnte er, der zweite Act freilich nicht anders werden, als er ist: aber man hätte die Dichtung nicht so lassen dürfen; man hätte Zwischensätze herbeischaffen müssen — nicht schwache, aber solche, wo der Zuhörer, ohne zu sinken, zu Athem kommen konnte, wie das im ersten Act geschehen ist. Auch die menschliche Empfänglichkeit hat ihre Grenzen. Ich meines Theils bin keiner der unfähigsten oder sonst schlechtesten Zuhörer; mit höchster Befriedigung, mit Entzücken hatte ich, und wie man soll — das Einzelne im Ganzen, das Ganze im Einzelnen — den gesammten ersten Act und im zweiten die unvergleichliche Scene und Arie des Lysiart gehört, nun aber war ich auf eine Weile erschöpft. Mein Kopf brannte und schmerzte; mein Gefühl und mein Ohr konnten nicht mehr mit, wie bis dahin; nur das Finale riß mich wieder empor; dann machte die Pause neue Fassung möglich, und so wirkte der dritte Act wieder, wie er sollte: doch war ich bis spät in die Nacht in einer Art, freilich beglückenden Fieber. Geschieht das am grünen Holz, was will am dürren werden? „Ihr gewöhnt Euch mehr daran, wenn ihr das Werk öfter hört!" Gewiß: aber wird nicht über solche Werke meistens, wenn auch mit weniger Recht als Unrecht, nach den ersten Vorstellungen entschieden; und kann man der öfteren Vorstellungen sicher sein? „Die Menge nimmt's nicht so ernstlich wie ihr!" Wahr; aber Ihr stellt Euer Werk doch vor sie hin: solltet Ihr sie dann nicht auch beachten? und braucht Ihr sie nicht? „Kein wahrer Künstler fröhnt der Menge, sondern er geht seinen Weg." Schön; aber soll er verschmähen, wodurch er dem Werke selbst, an sich betrachtet, nicht schadete, vielmehr nützte, zugleich aber die Menge mehr gewönne, und auch den Besseren Verständniß und vollen Antheil, dem Werke allgemeineren Eingang erleichterte? — Ich habe mich hier so lange aufgehalten und es darauf ankommen lassen, Ihnen damit lästig zu werden: ich hab' es gethan, weil Sie jetzt zwei neue Opern schreiben.

Einzelnes hebe ich nicht aus: das werden und mögen Andere die Fülle thun. Von dem aber, was ich sonst noch über das Ganze zu sagen hätte, erwähne ich mit kurzen Worten dreierley. Was Männer, die wissen, was sie sagen, Styl und Haltung eines Werks nennen — jenes mehr auf das Technische, dies mehr auf den Ausdruck gewendet — das besitzt Ihr Werk (und eben auf so hoher schwieriger Stufe!) in einem Grade, daß ich erstaune und freudig bewundere. Wie Sie anfangen, so bleiben, so enden Sie; und diesem gemäß sind auch die heiteren Stücke, (Tanzmelodien, das Jägerchor und dergl.) so wie die kleinern Solo- oder Chorgesänge meister- und musterhaft abgestuft. Das hat Ihnen, seit Mozart entschlafen, auch nicht Einer, auch nicht in einem einzigen Werke gleichgethan; und — was gleichfalls unter jenen Begriffen gehört — in echt dramatischer und echt theatralischer Charakteristik nähert sich Ihnen auch nicht einmal jetzt irgend Einer. — Ihre Recitative, mögen Sie nun die Art sie zu behandeln, blos aus sich selbst geschöpft oder aus Studien nach dem größten Meister dieses Fachs — nach Gluck — sich angebildet haben, sind unvergleichlich und eine wahre Seelenweide für den, der so was zu erkennen und zu genießen versteht. — Von Seiten des Reizes (des sinnlich Erregenden, Schmückenden, Wohlgefälligen) stelle ich Ihre ganz eigenthümliche Instrumentation, und jene kleinen, (aus Mangel an Gelegenheit in dieser Oper nur etwas seltenen) eben so originellen, als lieblich hinreißenden, sogenannten Cabaletten, besonders für die Euryanthe, oben an.

Von der Ausführung nur so viel: Man hatte sich die größte Mühe gegeben und bot alle Kräfte auf; die Sonntag war trefflich und wahrhaft liebreizend; Alles ging vollkommen sicher: aber das Orchester nüancirte noch nicht genug und bei verschiedenen Sängern reichten Kräfte und Bildung nicht aus. Die Chöre waren nur mäßigstark, aber nicht nur pünktlich, sondern auch den Situationen angemessen. Die Aufmerksamkeit des Publicums war gleich gespannt von Anfang bis zu Ende; der Beifall fast für jedes einzelne Stück einmüthig, und selbst bei einzelnen ganz vorzüglichen Stellen eines

Stücks kurz und lebendig hervorbrechend. Hätten Sie doch hier sein können!

Hiermit endlich genug; denn Ihnen zu dem herrlichen Werke erst noch Glück wünschen — das wäre, nach allem Obigen, höchst überflüssig. Jetzt zu Ihrem lieben Briefe! doch nein; ich muß wenigstens noch hinzusetzen, wenn auch unnöthig, daß ich nicht nur mich innigst freue, sondern stolz darauf bin, daß der Meister der Euryanthe mein Freund ist, und auch, daß ihm mein Urtheil etwas gilt.

Rochlitz.

Weber an Lichtenstein.

Zwey liebe Briefe von Dir, mein theuerster Freund und Bruder habe ich zu beantworten. Den vom 18ten July erhielt ich seiner Zeit in Ems, und den vom 16ten August fand ich zugleich mit Brühl's Einladung bei meiner Ankunft hier den 1ten September. Endlich also soll es Ernst werden. Nun, Gott gebe sein Gedeihen. ich werde aber höchstens auf zehn bis zwölf Tage hinkommen können, da ich jetzt zwei Monate weg war, und im März nach London gehe. Wie ich mich darauf freue, Dich wieder einmal umarmen und sprechen zu können, kann ich Dir nicht genug ausdrükken. und die Ungeduld erfaßt mich jezt schon beim Schreiben. Welche Hinderniße hat der gute Graf noch zu besiegen gehabt. — ich möchte nur wißen ob der Fürst Wittgenstein überhaupt gegen mich ist, oder ob diese Handlungsweise in seiner Stellung liegt.

So erwünscht mir nun aber die ganze Sache ist, so sehr stört sie mich wieder von der andern Seite. Bis Ende Februar muß der Oberon fertig sein, noch steht keine Note auf dem Papier. Das wäre noch so arg nicht, aber — der Dienst und die zehn tausend Störungen von Außen und auch wohl mitunter von Innen. Nun, Gott wird ja helfen. Ems hat mir wohlgethan, ich bin heiterer und muthiger, wenngleich weder Heiserkeit noch Husten gehoben sind. Kemble war mit dem Sir George Smart, dem Director der Philharmonischen Concerte bei mir in Ems, aber — die mündliche Verhandlung brachte uns keinen Schritt weiter. Er blieb bei seinen fünf Hundert Pfund stehen. Das ausführlichere darüber mündlich. ich verspreche mir aber überhaupt von London viel und gehe also jedenfalls hin. Castil Blaze hat nun auch die Euryanthe für Paris verlangt. in Frankfurt haben sie sie mir zu Ehren bei meiner Durchreise gut aufgeführt. das Weitere wirst Du aus den Zeitungen sehen, denn ich bin nun schon auch in den Politischen ein stehender Artikel geworden. Das dumme Geschwäz von meinem Tode hat meiner armen Lina zwei entsezliche Tage gekostet, da unbegreiflicher Weise eben auch mein Brief sich um einen Tag verspätete.

Zu hause habe ich nun alles gar munter und gediehen gefunden. Und ich hoffe zu Gott Du bekommst Deine gute Victoire auch wieder recht frisch und gesund aus dem Bade zurük. Noch können wir nicht einig werden ob meine Frau mit nach Berlin kommt oder nicht. Die Jahreszeit und die Kinder sind gewaltige Hemmketten.

Die Kerll habe ich täglich in Ems gesehen, ohne mich aber ihres Umgangs zu erfreuen. ich weiß nicht, sie ist so borstig geworden, und gar so berlinisch —. Dein Freund la Croix hat sich nicht in Ems sehen laßen, und somit bin ich um seine Bekanntschaft gekommen. doch dünkt mich ich kenne ihn schon von Berlin aus. — So viel für Heute. Habe einen ganzen Stoß Briefe vor mir, die beantwortet sein wollen, und ist dieser Berg nicht abgetragen, kann ich nicht freyen Gemüthes an den Oberon gehen. — Lina grüßt innigst mit mir, Victoire und Dich und die Kinder. Gott erhalte Euch gesund.

Ewig in treuster Liebe Dein Weber.

Dresden d. 4ten September 1825.

Weber an Lichtenstein.

Mein geliebter Bruder!

Lange habe ich nichts von Dir gehört. Gott gebe, daß dieß ein Zeichen von Euer aller Wohl ist. ich komme wie gewöhnlich mit einer Bitte. Kurz vor dem Tode des guten alten Vaters Beer habe ich es noch versprechen müßen, bei Heinrich zu wohnen. ich weiß nicht warum, aber das scheint mir jezt unschiklich. und doch würde ich sehr kränken, wenn ich so gradezu wo anders hinzöge. Vielleicht ist es Ihnen aber jezt selbst angenehm, und angemessen erscheinend, wenn Sie ganz Ihrer Trauer leben. ich bitte Dich daher, theurer Bruder, mit der Mutter Beer zu sprechen, und ihr meine Skrupel vorzulegen. Geben sie mich los, so sey so gut und besorge mir ein Stübchen auf vierzehn Tage, in der Nähe des Opernhauses, aber ja nicht hoch.

Den 1ten Dezember denke ich in Berlin zu sein. Gestern sprach ich Graf Brühl.

Vorgestern war Olimpia — ging vortrefflich, und ist eine wahre Pracht Vorstellung. nur zu solcher Feyerlichkeit wie die Vermählung war, konnte man solchen Aufwand machen.

eine Antwort hieher wäre mir sehr lieb. auf jeden Fall ein paar Zeilen vom Potsdamer Thor.

Mündlich! —! O schönes Wort! — Alles übrige.

In treuer Liebe Dein Weber.

Dresden d. 14ten November 1825.

Weber an Lichtenstein.

Innigst geliebter Freund und Bruder!

Heute sind es schon acht Tage daß ich Berlin* verließ, und noch bin ich nicht dazu gekommen Dir von meinem Befinden Nachricht zu geben. Die Neujahrs Zeit mit allen ihren Schrekken, Besuche geben und Empfangen und so manches dringende Geschäft das ich vorfand, hielten mich von dieser lieben Pflicht ab. Meine Reise hieher war abscheulich, der Wagen stieß entsezlich, ich fühlte mich doch mehr angegriffen als ich glaubte, und manchmal dachte ich kaum es mehr aushalten zu können; die Erholung und Sammlung meiner Gedanken auf der Reise, auf die ich so gerechnet hatte, gieng also im Unmuthe unter. Sonnabend den 31ten Nachmittags um drei Uhr überraschte ich meine Lieben frisch und gesund. um acht Uhr gingen wir zum Minister Nostitz, um im Liederkreise das neue Jahr zu begrüßen. Dießmal war die Gesellschaft in sechs Partheyen getheilt, wovon jede ein kleines Stük, Gruppe, oder Szene ausführte. Winkler hatte eine Szene gedichtet, in der die Muse der Tonkunst, Er als Merkur, Kind als Höllen Gott und meine Opern personifizirt vorkommen. Die allgemeine Theilnahme und Liebe ergriff mich sehr; und so schloß sich das alte Jahr mit heiteren Gefühlen. Desto unruhiger obgleich Gottlob mit Nichts unangenehmem begann das neue. Die Nachricht von dem glänzenden Erfolge der Euryanthe in München, in Privatbriefen und Zeitungen, machte mich sehr froh, weil dieser ganz rein aus der Sache selbst hervorging, und vereint mit dem Berliner bedeutend in die öffentliche Meynung einwirken muß.

Gestern Abend endlich kam ich wieder zum Arbeiten, und nun geht's unermüdet drüber her so weit die Kräfte reichen. in Berlin, in dem Drang von Einem zum Andern fühlte ich es nicht so, aber die Abspannung kommt doch nach. doch bin ich im Ganzen wohl, und Gott wird weiter helfen.

So eben kommt denn auch ein Brief von Herrn Geh. S. Tschukke, worin ich angewiesen werde eine Quittung für das Honorar der Euryanthe von acht hundert Thl. einzusenden. Nun, dagegen ist nichts zu sagen, das ist anständig, und ich kann Dir nicht sagen, was ich darüber froh bin, und des dummen Geldes wegen nicht erst wieder Worte verliehren zu müßen. Dienstag Mittag war ich bei Jordans. Da müßen Euch wohl die Ohren geklungen haben. überhaupt wärst Du zu bedauern, wenn sie Dir so oft klängen, als wir Deiner gedenken. Wie glüklich hast Du meine Frau durch Deinen lieben Brief gemacht, und mit welchen Aufopferungen hast Du mir die Freude bereitet, Dich täglich sehen zu können. Mein geliebter Bruder wie tief fühle und verdanke ich das Alles im innersten Herzen. Warum macht mich der Himmel nicht so glüklich, mit Dir an einem Orte leben zu können. so manches Trübe würde Deine klare Besonnenheit und Einsicht mir wegscheuchen. — —.

Meine gute Lina grüßt mit mir herzlichst Deine treffliche Victoire und die guten Kinder. ich habe Max viel erzählen müssen, wie geschikt Marie schon ist. Grüße bestens meinen lieben Wollank, Logier ppp. Gott erhalte Euch gesund, und behaltet lieb Euren alten ewig

treuen dankbaren Weber.

Dresden d. 5ten Januar. 1826.

Die Wein Geschichte bei Jagor habe ich doch vergeßen, bitte, bitte, laß Dir's von Heinrich Beer geben, mit dem ich Allerley abzurechnen habe. —

* Am 23. Dezember 1825 war die „Euryanthe“ unter Webers Leitung mit glänzendstem Erfolg zum erstenmal in Berlin gegeben worden. Nach der zweiten Vorstellung am 28. kehrte Weber nach Dresden zurück.

Weber an Lichtenstein.

Geliebter Bruder!

Ich komme Dir meinen Abschiedsbesuch zu machen. Den 15ten will ich in Gottesnamen meine Reise antreten. ich habe daher noch folgende Bitten an Dich. Erstens, mir die Briefe nach London, die Du mir mitgeben wolltest, zu schikken. 2tens Freund Logier, den ich herzlichst grüße ebenfalls daran zu erinnern. Drittens Herrn Sekretair Tschukke auf verblümte Weise zu mahnen, daß er mir das Honorar von acht hundert Thlr., worüber ich ihm schon unterm 10ten Januar die Quittung sandte, zuschikt. ich brauche es zur Reise, und finde überhaupt die Prozedur sonderbar sich die Quittung voraus schikken zu laßen.

Meine Händel mit Castil Blaze sind doch endlich öffentlich geworden, und meine Briefe an ihn in französischen Blättern abgedrukt.

An Schlesinger habe ich schon unterm 23ten Januar geschrieben, und ihm den Oberon überlaßen. er antwortet mir nicht. was stekt dahinter? Du würdest mich sehr verpflichten auch darüber Notiz einzuholen.

Verzeihe, lieber Bruder, daß ich Dir wieder so Vieles aufpakke, aber die Zeit drängt, und ich weiß vor Arbeit nicht wo mir der Kopf steht.

Frau und Kinder sind wohl. mein Husten beßert sich. dafür nimmt meine fatale Engbrüstigkeit zu.

Alles Erdenkliche an Deine liebe Frau und die Freunde.

Ewig Dein Weber.

Dresden d. 3ten Februar. 1826.

Lichtenstein an Weber.

Deiner bewährten Freundschaft vertrau ich, mein bester Weber, wenn ich keine Entschuldigung wegen meines Stillschweigens mache. Daß ich nicht geschrieben, ist Dir Beweis, daß ich nicht gekonnt. Selbst Dein letzter Brief traf mich fast unfähig zum Antworten, ich lag im Bett, das ich, heftig erkältet, ein Paar Tage habe hüten müssen. Der heutige Abend war seitdem dazu bestimmt Dir die Addreßbriefe zu schreiben und sie mit einigen Worten zu begleiten. Es sind ihrer drei, aus deren Inhalt Du ungefähr die Qualität der Personen, an die sie lauten, erkennen wirst. Mir ist sehr wohl unter diesen guten Menschen gewesen, möge es Dir auch so ergehn! Mstrss: Cox ist die Stiefmutter von Mad: Schiffert, die Du kennst, deren Mann Du wenigstens neulich noch bei mir gesehen hast, eine gebohrene Königsbergerin, ebenso gemüthlich und schlicht, als geistreich und kunsterfahren. Ihr Gesang gilt in London mit Recht für etwas mehr, als Dilettanten-Werk. Ihr Mann macht ein hübsches, wenngleich keins der ersten Häuser. Man findet dort viel liebe, ihnen ähnlich gesinnte Leute, unter welchen viele Deutsche, deren mehrste Du von mir schön zu grüßen haben wirst. Ich erinnere mich besonders eines Herrn Blom und Frau von Lübeck. Die Lebensart ist auch deutsch und die englische Etikette bringt nur wenig in diesen Kreis. Dasselbe gilt von Goldschmidt, doch geht's da schon etwas prächtiger zu. Sie ist eine herrliche Frau, die ich seit dreißig Jahren von Hamburg her kenne, wo sie damals wohl die Schönste heißen konnte. In dem Hause ist ein Verwandter, Herr Herz, der in der Musik lebt und webt und von Allem genau Bescheid weiß, dabei eine treue Seele. An den kannst Du Dich mit Vertrauen halten. Auch der Sohn Adolph ist ein braver Mann. Ich habe Ihnen Allen viel Verpflichtung von 1819 her.

Logier hat mir einliegende drei Briefe geschickt, die mir was werth zu sein scheinen. Er grüßt Dich herzlich. Wegen der 800 Thaler habe ich an Graf B. geschrieben, da ich keinen andern Weg zu Herrn Tzschucke weiß. Hoffentlich ist jetzt Alles in Ordnung.

Von der Euryanthe habe ich vier Vorstellungen gesehen, alle bei überfülltem Hause. An vielen Stellen vermißte ich die Leitung des Meisters, manches Tempo war verfehlt; kleine Placker im Orchester, kleine Nachläßigkeiten der Sänger zeigten, daß man sich nicht mehr zu übernehmen habe. Die fünfte, gestern, habe ich nicht besuchen können. Das Haus ist aber zum Brechen voll gewesen, und schon Dingstag war kein Platz zu haben. Das zeigt mir, daß es auf's Klatschen hier nicht ankomme, denn in der vierten war das Publicum ekelhaft lau und die besten Stellen blieben unbeachtet, auch wo sie vollkommen gelangen. Du weißt, was in so einer vierten Vorstellung für Volk sein kann, die Gleichgültigen nemlich die sich zu den ersten eben nicht drängen und auch doch einmal hinhören wollen, ohne weiter etwas in sich aufzunehmen oder wieder von sich zu geben. Kurz, die Oper wird sich auf unserm Repertoir wohl halten, besonders seit sie zu den niedrigen Preisen gegeben wird. Gestern soll doch auch das Publicum lebendiger gewesen sein. Du weißt doch, daß Schneider noch ein Balletstück an den Pas de cinq hat anhängen müssen. Es ist aus Silvana und Abu Hassan genommen und wirkt wenigstens nicht störend.

Deine Fehde in Paris hat hier natürlich viel Theilnahme erregt. Man hofft, Du werdest doch den Herrn Castil Blaze noch einmal recht abführen und ihm zeigen, daß ein Unterschied zwischen einem Manuscript und einer gedruckten Partitur sei, von welchem bisher in dem Streit noch gar keine Notiz genommen ist. Wahrscheinlich thust Du das an Ort und Stelle und läßt Dir dort Deine Replik von einem gewandten Stylisten redigiren.

Deines leidlichen Befindens und des vollendeten Oberon freue ich mich mit ganzer Seele und hoffe für Beide das Beste von Old England, mit Sehnsucht den Zeitpunkt erwartend, wo über Beide von dort uns Nachrichten zugehen werden, mit noch größerem Verlangen aber Dich selbst und Dein Werk zurück ersehnend.

An Schlesinger habe ich noch nicht kommen können. Die Sache eilt auch nicht. Ich will ihm übrigens schon warm machen, daß er zugreifen soll, wenn er's nicht schon gethan hat. Denn Andere hätten das Werk auch recht gern in Verlag. — Nun tausend Grüße Deiner lieben Frau; laß Dir von mir noch eine recht glückliche Reise und den besten Succeß wünschen, und die besten Grüße von Victoire sagen.

Ewig Dein DHL.

Berlin d. 11ten Febr.: 1826.

Ich schreibe Dir nach London unter B. A. Goldschmidt's Adresse.

Lichtenstein an Weber.

Berlin am 6ten Apr.: 1826.
(Von Webers Hand ist hinzugefügt:
erhalten London d. 24ten —— 1826.)

Herr H. Beer sagt mir so eben, daß er einen Brief an Dich, mein Theurer, abzusenden im Begriff sei und da kann ich dem Gelüste nicht widerstehn, Dich in Deinem von uns Allen zuversichtlich erwarteten Glanze zu begrüßen. Ich habe den Klavier-Auszug des Oberon bei Schlesinger

sehr genau durchgesehn und daraus die Ueberzeugung gewonnen, daß dies die Engländer packen muß, wenn sie anders überhaupt von der musikalischen Seite zu fassen sind. Mit Ungeduld sehen wir den Nachrichten aus London von gestern heute und morgen entgegen, weil wir die erste Vorstellung in diesen Tagen vermuthen, mit noch größerer warten wir auf die nähere Bekanntschaft mit dem Werke selbst, das Dich der Welt in einem ganz neuen Lichte zeigen soll. Welch eine Verschiedenheit des Charakters dieser Oper von dem des Freischütz, der Euryanthe, der Sylvana. Das erst ist die wahre Meisterschaft, in jeder Gattung Meister zu sein, und originell in der größten Einfachheit. Ich glaube, Schlesinger hat einen trefflichen Kauf gemacht, denn dieser Klavier-Auszug, in welchem fast jedes Stück von mäßigen Kräften im Zimmer ausgeführt werden kann, muß, Deinen Namen an der Stirn und Deinen Geist im Kern, ein überaus großes Publicum finden. Dennoch hätte er Dir's beinahe schlimm gedankt, denn, wenn ich nicht dazwischen kam, wurden heute zwei Stücke aus dem Oberon in dem Concert des Herrn Blume gegeben, nämlich die Romanze der Fatime mit obligater Harfe und der Geisterchor H dur. Schlesinger sah seinen Fehler gleich ein, schwerer war es aber Herrn C. Blume zu überzeugen, der erst deshalb nach Dresden geschrieben hat, weil er meine Autorität nicht gelten lassen wollte. Wenn wir erst wissen, daß es in London gegeben ist, dann wollen wir im Kreise Deiner Freunde den Klavier-Auszug auch einmal vornehmen, zu welchem Zweck Herr Schlesinger, mit dem ich jetzt auf dem liebenswürdigsten Fuß stehe, ihn mir auf einen halben Tag anvertrauen will.

Bei mir und im Kreise der Deinigen ist Alles wohlauf und Alles grüßt Dich im Jubel über die neuen Lorbeern die Deine Stirn kränzen sollen, und über den Empfang, der Dir schon in London geworden ist. Schon wollen Dich Viele im Sommer wieder hier sehn, den Oberon bei uns auf die Bühne zu bringen. Ich selbst freue mich, gut vorausgesagt zu haben, daß das englische Klima Deiner Gesundheit so sehr nicht schaden werde. Gehab' Dich ferner wohl und kehre gesund und reich belohnt zu uns zurück!

Dein treuer HL.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Juni 1826 erlag Carl Maria von Weber in London, durch Anstrengungen aufgerieben, von Heimatsehnsucht verzehrt, seinen langen qualvollen Leiden.*

* Zu den Worten Lichtensteins, mit denen dieser seine Aufzeichnungen über seine Beziehungen zu Carl Maria von Weber beschließt, ist folgende Anmerkung des Herausgebers hinzuzufügen: „Diese Worte Lichtensteins, die offenbar erst nach dem im Jahre 1852 erfolgten Tode der Frau Caroline von Weber von ihm in das Manuskript seiner Aufzeichnungen eingetragen sind, enthalten einen Irrtum. Der Hofrat Max Maria von Weber war im Jahr 1822 geboren; sein Vater starb 1826; unmöglich also konnte der Sohn ‚gleich‘ nach dem Tode des Vaters irgend welche Briefe vernichtet haben. In der Vorrede zur Biographie seines Vaters (Seite XII), bedauert derselbe: ‚daß der bei weitem größte Teil von Webers Korrespondenz (besonders die an ihn gerichteten Schreiben), unter denen sich z. B. der Briefwechsel mit Beethoven über Aufführung des »Fidelio« und der »Euryanthe« befand, kurz nach seinem Tode der trauernden Gattin und den unmündigen Kindern in unbegreiflicher Weise abhanden gekommen ist.‘“



Gedenktafel an dem Weberhause in Hosterwitz.



Österreich und der Protestantismus.

Von

Christian Meyer.

Auch das verbittertste und engherzigste Gemüt wird sich der Wahrheit der Thatsache nicht verschließen können, daß die gesamte Kultur Österreichs — und zwar nicht bloß der Erblande, sondern auch Böhmens und Ungarns — deutschen Wurzeln entsprossen ist, von Deutschland her immer wieder neue Anregung und Nahrung empfangen hat. Das Bild, das uns die öffentlichen Zustände der österreichischen Monarchie um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts darbieten, weicht daher in den Hauptpunkten nur wenig von demjenigen der übrigen deutschen Territorien ab. Äußerlich freilich hatte sich Österreich schon seit Jahrhunderten von dem deutschen Staatskörper losgetrennt, wenn auch diese Trennung mehr eine faktische als eine rechtliche war. Das deutsche Staatswesen mit seinen Gerichten und Gesetzen, mit seiner Reichspolitik und seinen Reichskriegen übte auf die Selbständigkeit der Lande Rudolfs II. einen so geringen Einfluß, daß es nicht ihm zuzuschreiben war, daß sich diese nicht mit Ungarn zu einem beinahe souveränen Staate zusammenschlossen. Das Hindernis kam vielmehr von den Ländern selbst. Wie diese nämlich von dem österreichischen Hause zu verschiedenen Zeiten erworben waren, so bewahrten sie auch eifersüchtig ihre eigene Verfassung und ihre eigene Regierung. Nur der Krieg und die Vertretung der Lande gegenüber auswärtigen Mächten war eine gemeinsame Angelegenheit: im übrigen war die Verwaltung der einzelnen Lande eine getrennte, und zwar so, daß dabei der Landesherr und die vier Stände der Prälaten, Herren, Ritter und Städte konkurrierten. Wie diese auf ihren Besitzungen walteten, unter hörigen Bauern, mit eigener Verwaltung und eigenem Gericht, so erschien der Landesherr mit seinen Kammergütern fast nur als ein besonders reicher Stand neben den anderen. Wohl erhob sich dann über diesen zahlreichen Dynastien und Republiken eine höhere Regierung, aber nicht so, daß sie einfach vom Landesherrn mit seinen Behörden gebildet worden wäre, sondern geteilt zwischen den Fürsten und den Ständen. Bei einer solchen Verfassung waren geordnete Zustände im österreichischen Staate nur denkbar, wenn Fürst und Landstände in einem Geist zusammenwirkten. So schwer nun aber eine solche Harmonie war, so natürlich war es andererseits, wenn die nebeneinander gestellten Gewalten unter sich selber in Streit gerieten, indem jede auf Kosten der anderen sich zu verstärken suchte.

Ein Anlaß zu solchen Streitigkeiten, wie er kaum wirksamer gedacht werden kann, war gegeben durch die Reformation. Denn sie stellte bei dem wahrhaft stürmischen Lauf ihrer Erfolge in allen Landen dem katholischen Fürstenhaus eine protestantische Mehrheit der Stände gegenüber. Die Bedingungen für die Verbreitung des Protestantismus in Österreich waren dieselben wie in Deutschland. Wie überall erschien die Kirche verweltlicht, die Priesterschaft als ein abgeschlossener Stand, die Religion als eine äußerliche Pflichtübung. Den Ständen von Nieder- und Oberösterreich war das Abendmahl in beiderlei Gestalt bereits 1555, jenen



Kaiser Maximilian II.

von Innerösterreich 1556 zugestanden. „Die Adeligen sind abgefallen, das gemeine Volk weiß nicht mehr, was es glauben soll, die Katholiken schreien: Gott errette uns, wir gehen zu Grunde!" schreibt ein Anhänger der alten Kirche im Jahre 1567. In Steiermark waren nur noch fünf, in Kärnten vier, in Krain drei Landherren katholisch, die zehn Städte und acht Märkte waren durchaus protestantisch. Zehn Jahre später befand sich in Österreich unter dem eingesessenen Adel nur noch ein einziger Katholik; ebenso bekannten sich die sieben landtagsfähigen Städte zur neuen Lehre. Die größere Zahl der Klöster hatte gar keine Prälaten, die noch vorhandenen Äbte sowie fast sämtliche Pfarrer waren wenigstens so weit von der alten Kirche abgewichen, als sie durchgängig dem Cölibate entsagt hatten. Auch das Trientiner Konzil konnte diesem

Verfall des Katholicismus nicht vorbeugen. Ähnliche Zustände fanden sich in Ungarn, Böhmen und Mähren vor. Diese Länder waren zum weitaus größten Teil der Reformation beigetreten, in den beiden letzteren hatte diese eine mächtige Stütze in dem Fortdauern der hussitischen Bewegung gefunden. Es war nur die rechtliche Bekräftigung eines unabhängig von der kaiserlichen Gewalt herangebildeten faktischen Zustandes, als Maximilian II. im Jahre 1571 den protestantischen Herren und Rittern von Ober- und Unterösterreich die Befugnis einräumte, „in allen ihren Schlössern, Häusern und Gütern für sich selbst, ihr Gesinde und ihre Zugehörigen, auf dem Land aber und bei ihren zugehörigen Kirchen zugleich auch für ihre Unterthanen die protestantische Religion zu üben.“ Zu ähnlichen Konzessionen kam es vier Jahre später in Böhmen.

Das war der Stand der Dinge, als im Jahre 1576 Rudolf II. seinem Vater in der Regierung nachfolgte. Rudolf war seinen beiden Vorgängern durchaus unähnlich. Seine Jugend fiel in die Jahre, da die katholische Kirche ihre Lehren klar gefaßt hatte und nunmehr auf keinen Ausgleich, sondern allein auf Unterwerfung ihrer Widersacher ausging. Wie daher Maximilian im Geiste des Zweifels aufgewachsen war, so wurde sein Sohn im Dienste der neuen und bestimmten Richtung erzogen, und zwar zunächst von einer eifrig katholischen Mutter, später am Hofe König Philipps II. von Spanien. Als er nun nach Deutschland zurückkehrte und einige Jahre später als vierundzwanzigjähriger Mann seinem Vater in der Regierung nachfolgte, erschien er als ernst und wohlwollend, aber auch scheu und leicht verwirrt, im Denken langsam und im Entschließen zaudernd. Er mied den lebendigen persönlichen Verkehr sowohl in der Gesellschaft wie in den Geschäften. Was ihn ergötzte, war die Betrachtung seiner künstlerischen und wissenschaftlichen Sammlungen, was ihn am meisten beschäftigte, die Erkenntnis der Natur und ihrer Gesetze. Ein Sinn für das Geheimnisvolle führte ihn zu alchimistischen und astrologischen Forschungen, in welchen er nach den dunklen Gründen suchte, aus denen alle Gestalten und Geschicke des Natur- und Menschenlebens sich gemeinschaftlich emporringen sollten. Bei all seinem Wohlwollen gehörte er doch zu den reizbaren und unnachgiebigen Naturen, die nur dann mit der Welt in Frieden zu leben bereit sind, wenn sie den Wegen folgt, die sie in ihrem engen Geist ihr nun einmal vorgezeichnet haben. Da war es nun sein doppeltes Unglück, daß er als Fürst geboren war und daß er ein Reich überkam, dessen Völker seiner Sinnesart aufs tiefste widerstrebten. Denn was verlangte die Lehre, die er in Spanien aufgenommen hatte? Geduldigen Gehorsam der Völker unter einer kirchlichen und einer weltlichen Obrigkeit, starre Herrschaft der hergebrachten Grundsätze auf dem Gebiete der Religion und Politik. Was aber bewegte die Lande, die er zu beherrschen kam? Der Streit des katholischen und protestantischen Bekenntnisses um die alleinige Geltung, das Ringen der Landstände und des Landesherrn um die höchste Gewalt. Die Unterthanen waren erfüllt von Haß gegeneinander, von trotzigem Selbstgefühl gegenüber dem Herrscher. War es da ein Wunder, wenn der zugleich despotische und ängstliche Fürst in diesem anarchischen Treiben irre wurde?

Schon die ersten Verhandlungen, die er mit den ungarischen und den deutschen Reichsständen über die Gewährung einer Türkenhilfe führte, scheiterten an dem energischen Widerspruch der Stände, die vor allem ihre vorgebrachten Klagen erledigt wissen wollten. Der Kaiser drohe in Melancholie zu verfallen — erklärten seine Räte —, wenn die Parteien sich nicht verglichen. Er zog sich jetzt nach Prag zurück und entsagte nunmehr allen öffentlichen Regierungshandlungen. Aber auch in seine Residenz verfolgte ihn die Furcht vor Menschen und Geschäften. Nicht fähig, sich zur Vermählung zu entschließen, lebhafter Geselligkeit und unruhiger Umgebung abhold, zu scheu vor Menschen und Geschäften, um den Sitzungen seiner Räte beizuwohnen, brachte er ein Leben ohne Wechsel und Freude hin, wagte sich nicht hinaus aus seinen Gemächern und Gärten und ließ nur wenige Gelehrte und begünstigte Räte zu gemessenem Verkehr zu. Die liebsten Beschäftigungen seiner Einsamkeit waren nicht die Sorgen der Regierung, sondern Studien



Kaiser Rudolf II.

und Grübeleien, Betrachtung von Gemälden und Altertümern, endlich eine abstumpfende Sinnlichkeit. Allein wenn es die Sehnsucht nach Ruhe war, die ihn aus dem öffentlichen Leben in diese Verlassenheit geführt hatte, so bewahrte er doch wieder eine Leidenschaft, die ihm seinen Herzenswunsch überall vereiteln mußte: das war die Sucht zu herrschen ohne den Drang zur That, der allein zur Herrschaft führen kann. Dieses ohnmächtige Begehren hatte ihm die Opposition der protestantischen Stände unerträglich gemacht, es bereitete ihm nunmehr Feindschaft mit seinen Räten und den Fürsten seines Hauses und trug ihm endlich den Zwiespalt in die eigene Brust.

An die Eigenart dieses Fürsten knüpften nun diejenigen Elemente an, denen es um

die Vertilgung des Protestantismus und zugleich der ständischen Freiheiten zu thun war. Es waren dies zum größten Teil in der Schule des Jesuitismus erzogene Geistliche, aber auch Weltliche, welche auf der einen Seite von Rom, auf der anderen vom spanischen Hofe, der zudem für seine Politik an zahlreichen in Österreich eingewanderten spanischen Adelsgeschlechtern eine bedeutende Stütze gewonnen hatte, ihre Direktiven erhielten.

Zwei Salzburger Erzbischöfe sind es namentlich, die sich in der Gegenreformation der österreichischen Lande einen Namen gemacht haben. Der eine, Wolf Dietrich von Reitenau, begann das Werk an der Stadt Salzburg, indem er den Bürgern anheimgab, sich entweder zu bekehren oder auszuwandern. Die meisten von ihnen wählten das letztere; die sich unterwarfen, mußten in der Pfarrkirche mit brennenden Kerzen in der Hand Buße thun. Gleichen Schritt mit dieser gewaltsamen Zurückführung zum alten Glauben hielt die von dem Erzbischof geübte Vernichtung der alten städtebürgerlichen Freiheit seiner Residenzstadt. Insbesondere war es die Gerichtsherrlichkeit derselben — bekanntlich der Ausgangs- und Mittelpunkt unseres mittelalterlichen Städtewesens —, welche den Neid des ehrgeizigen, nach unumschränkter Gewalt strebenden Fürsten erweckte. Der Stadthauptmann, früher oberster Richter, behielt nur die Polizei, der Stadtrichter wurde von jetzt ab vom Erzbischof eingesetzt, der große Rat hörte ganz auf, der kleine Rat stellte künftig die Gemeinde vor. Aber auch in anderen Beziehungen vertauschte jetzt Salzburg seinen alten geschichtlichen Charakter einer deutschen Stadt mit dem einer Hauptstätte romanischer Kultur. Wie die Reformation eine That des germanischen Bürgertums gewesen ist, das durch jene nur seine letzte vollkommenste Ausbildung erhalten hat, so ist die kirchliche Restauration von den beiden Hauptstützen der neueren romanischen Weltanschauung, von Rom und Spanien, ausgegangen, um ihren Einfluß nicht bloß auf das kirchliche Gebiet zu beschränken, sondern so ziemlich alle Seiten menschlicher Kultur in ihre Kreise zu ziehen, sie mit ihrem Leben zu erfüllen. Bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts war Salzburg eine bürgerliche Stadt voll regen gewerblichen Lebens gewesen: jetzt begann es mehr und mehr diesen gesunden, entwickelungsfähigen Charakter abzustreifen und sich in eine bischöfliche Hofstadt umzuwandeln. Die hochgiebeligen Häuser, die abgegrenzten Höfe, die Kirchen und öffentlichen Gebäude altdeutscher Bauart machten neurömischen Bauten und Anlagen Platz. Gleich einem Napoleon III. und seinem Adlatus Hausmann ließ Erzbischof Wolf Dietrich ganze Straßen und Quartiere der Stadt niederreißen, damit an ihrer Stelle breitester Spielraum für die Entfaltung romanischer Kunstweise gewonnen würde. Das heutige Salzburg, das den Beschauer so fremdartig berührt und ihn mitten hinein nach Italien versetzt, ist zum größten Teil das Werk jenes bauliebenden Kirchenfürsten. Auch sonst gemahnte sein Wandel mehr an den eines italienischen Principe als an den eines Nachfolgers des heiligen Rupert. Schon als Domherr hatte er intime Beziehungen zu der schönen Bürgerstochter Salome Alt unterhalten: jetzt stattete er sie prächtig aus, gab ihr und ihrer Mutter den Namen von Altenau und baute ihnen jenseits der Salzach das Schloß gleichen Namens (jetzt Mirabella genannt). Zwei Söhne und drei Töchter entsprossen der Verbindung.

Minder glücklich war er mit seinen Restaurationsbestrebungen bei dem Landvolke des Erzstifts. „Befindet sich," berichtet der von ihm hinausgesandte Kommissar, „das Landvolk der Orten so trutzig und zum Aufruhr so geneigt, daß sie samt und sonders erklärten, eher das Leben als ihre vereinte Religion zu lassen; unter vierhundert sind nit dreißig katholisch."

Erst seinem Nachfolger Marx Sittich von Hohenembs gelang das Werk der Gegenreformation vollständig. Es hat sich über diese der äußerst merkwürdige, umfassende Bericht eines Zeitgenossen, des erzbischöflichen Sekretärs Johann Stainhauser — also gewiß eines wohlunterrichteten Zeugen — erhalten. Seine Schilderungen der dabei durch die erzbischöflichen Glaubensemissäre geübten Praxis wird sicherlich auch dem eifrigsten Katholiken keinen Verdacht, als seien die Farben zu stark aufgetragen, erregen. Das Hauptkontingent der zur Zurückführung der



Wolf Dietrich von Reitenau, Erzbischof von Salzburg.

abgefallenen Seelen in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche entsandten Armada bildeten die Kapuziner; wo ihren frommen, eindringlichen Reden das ketzerische Ohr sich hartnäckig verschloß, da halfen die bischöflichen Musketiere etwas weniger sanft nach, indem sie, dem Bauer und Arbeiter ins Quartier gelegt, ihre Wirte nach allen Regeln eines wohlausgedachten Systems so lange marterten, bis sie, physisch und moralisch gebrochen, überhaupt keiner Zumutung mehr einen Widerstand entgegenzusetzen vermochten.

Das erste, was die Kapuziner bei ihrem Bekehrungswerke thaten, war die Zusammenberufung ganzer protestantischer Gemeinden, um ihnen den Befehl des Landesfürsten zu verkünden, entweder katholisch zu werden oder auszuwandern. Bedenkzeit wurde nicht gewährt, nur daß sich die Missionare den Schwankenden zur Information, d. h. zum Unterricht im katholischen Glauben, erboten. Wer sich fügte, löste einen Freizettel, wer sich nicht fügte, mußte sein Gut verkaufen und in einer bestimmten Frist das Land verlassen. Wurden die Versammlungen — wie dies zumeist geschah — nicht oder nur schwach besucht, oder hatte die Ansprache der Kapuziner nur geringen Erfolg gehabt, dann begaben sie sich in die einzelnen evangelischen Haushaltungen. Die geistliche und weltliche Obrigkeit des betreffenden Bezirks war ihnen dabei zu jeder geforderten Unterstützung verpflichtet. Alle nur denkbaren Mittel der Überredung, der List, der Gewalt und des frommen Betrugs kamen namentlich im Inneren der einzelnen Familien zur Anwendung. Neubekehrte hatten den Himmel offen gesehen und die Jungfrau Maria segnend ihre Hände gegen die Reuigen ausstreckend erblickt. Halsstarrige erzählten später, nachdem sie endlich ihr Widerstreben aufgegeben, wie Satan sie immer wieder durch fürchterliche Drohungen von der Bekehrung abgehalten habe. Kinder wurden beiseite genommen und gegen die Eltern aufgereizt. Den bäuerlichen Dienstboten, die mit am zähesten an ihrem angeerbten Glauben festhielten, wurde vorgehalten, daß in keinem anderen Lande, wohin sie flüchtig ihren Fuß setzen würden, die Schmalznudeln in solcher Güte gebacken würden wie gerade im Erzstift Salzburg. Kurz, was nur irgendwie Aussicht auf Erfolg versprach, wurde zu Hilfe genommen. Die Ausdauer und Unverdrossenheit, welche die Bekehrer dabei an den Tag legten, ist wahrhaft bewundernswert. Bis in die entlegensten Alpenhütten stiegen sie den protestantischen Bergleuten nach und legten sich, wenn ihnen nicht geöffnet wurde, oft tagelang auf die Lauer, damit ihnen die verirrte Seele nicht entgehe. Wo sich eine größere Anzahl zur Rückkehr hatte bewegen lassen, wurden pomphafte Prozessionen und Bittfahrten in Scene gesetzt, neue Kirchen und Kapellen gebaut und aufs reichste ausgestattet. Blieben aber alle Bemühungen erfolglos, dann wurde gegen die Störrischen mit Strenge und Härte vorgegangen. „Ist also" — so schließt der denkwürdige Bericht — „durch die gnädigste Hilf und den Beistand Gottes das ganze Gebirg von der Ketzerei gereinigt und das Erzstift, soviel mir bewußt, ganz und gar (außer den reisenden Handwerksburschen) in dem 1616. Jahr zu dem katholischen, alleinseligmachenden Glauben gebracht worden. Dem allerhöchsten Gott sei Dank, Lob, Ehr und Preis gesprochen von nun an bis in alle Ewigkeit!" Nur im Verborgenen lebte da und dort das evangelische Bekenntnis fort. Unter dem Erzbischof Max Gandolf (1668 bis 1687) entdeckte man eine große evangelische Gemeinde im Teferegger Thal, und abermals begann die gewaltsame Verfolgung und Vertreibung der Protestanten. Unter den Auswanderern befand sich damals auch der bekannte Joseph Schaitberger, ein Bergmann vom Dürrenberg bei Hallein, der in Nürnberg eine Zuflucht fand. Von ihm ist das „Trostlied eines Exulanten":

> Ein Pilgrim bin ich auch nunmehr,
> Muß reisen fremde Straßen;
> Drum bitt ich dich, mein Gott und Herr,
> Du wollst mich nit verlassen.

Die folgenden Erzbischöfe ließen die Protestanten öffentlich in Ruhe, aber diese blieben bürgerlich rechtlos, wurden zu keinem Handwerk und zu keinem Grundbesitz zugelassen. Nur insgeheim pflegten sie ihren Glauben, hielten in Wäldern und Höhlen ihren Gottesdienst. In denselben Orten, wo die Kapuziner 1613 bis 1615 aufgeräumt hatten, in Radstadt, Bischofshofen, St. Johann, St. Veit, Wagrain, Taxenbach, Saalfelden, in der Gastein und Rauris, im Pinz- und Pongau wurden 1731 mehr als zwanzigtausend Protestanten gezählt. Als der Erzbischof Leopold Anton von Firmian und sein harter Kanzler Christian von Röll die Gegenreformation aufnahmen, schlossen die Bauernführer zu gegenseitiger Treue den „Salzbund". Wieder erschien der Befehl zur Auswanderung, sechstausend Mann kaiserlicher Truppen rückten ins Land. Von vierzehn zu vierzehn Tagen bewegten sich Züge

von Bauern, Bürgern, Knechten, Bergleuten nach Salzburg und von hier in die Fremde: in die deutschen Städte, nach Preußen, Holland und Nordamerika. In den Jahren 1731 und 1732 sind aus dem Erzstift nahe an dreißigtausend fleißige Menschen ausgewandert. Der Erzbischof Firmian hatte erklärt, „er wolle keine Ketzer mehr im Lande haben, und wenn Dornen und Disteln auf den Äckern wachsen sollten.“ In der That wuchsen auf manchem Acker Dornen und Disteln, der Bergbau und das Handwerk kamen in Verfall, das Volk nahm ab an Zahl und Wohlstand. „Die Hofkammer“ — berichtet ein Salzburger vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts — „empfindet noch heute die Folgen dieser starken Aderlässe, worauf notwendigerweise Wasser in die Adern des Staates treten mußte.“

Gleichwie im Salzburgischen hatte auch in Tirol der Protestantismus früh Eingang und Verbreitung gefunden. Hier wie dort waren namentlich die Bergleute die Träger des neuen Bekenntnisses, ohne es jedoch, wie in anderen österreichischen Landen, zu organisierten Gemeinden zu bringen. Die Rolle des Restaurators fiel hier dem zweiten Sohn Kaiser Ferdinands I., Erzherzog Ferdinand, dem Gemahl der Philippine Welser, zu. Auch hier griff man zur Ausrottung der Ketzerlehre zu denselben Mitteln wie im Erzstift Salzburg; hier wie dort bedeutet die katholische Restauration das Zurückweichen des Deutschtums vor dem mächtig andringenden Romanismus. Bis dahin hatte deutsche Sprache und deutsche Sitte bis tief hinab zu den südlichen Abhängen der Alpen geherrscht: jetzt ergoß sich ein ganzes Heer von Jesuiten, Kapuzinern, Mönchen und Nonnen aller Art über das Land, um mit der evangelischen Lehre zugleich die deutsche Kultur zu verdrängen. Seit dem fünfzehnten Jahrhundert war Tirol ein Land des reichsten Bergsegens gewesen. Eine Reihe Augsburger und Tiroler Geschlechter hatte sich an den Gewerken und Schmelzhütten beteiligt. Mehr als dreißigtausend Bergknappen, meist Deutsche, arbeiteten im Lande; nachdem die Gegenreformation die meisten aus dem Lande getrieben hatte, verödeten die Bergwerke. Die alten Sagen von Wieland dem Schmied, von Dietrich von Bern, der an der Etsch den Riesen Wietich erschlagen, vom König Laurin und seinem Rosengarten verschollen, die Minnelieder gerieten in Vergessenheit und der Meistersang wurde verboten; an ihre Stelle trat eine Fülle von Legenden, Wunder- und Teufelssagen. Mehr und mehr wurde von jetzt ab das Land von italienischen Einwanderern überflutet, das deutsche Element romanisiert. Noch heutzutage ist dieser Prozeß nicht zum Stillstand gekommen. Tirol gilt als eine der festesten Säulen der katholischen Glaubenseinheit, und erst in unseren Tagen ist es möglich gewesen, dort eine protestantische Kirche zu errichten. Kein deutsches Land ist so tief vom Protestantenhaß erfüllt, keines — das darf füglich unbeschadet der warmen Anerkennung, die man dem allzeit opfermutigen Patriotismus seiner Bewohner gern gewährt, ausgesprochen werden — hat aber auch einen gleich hohen Grad von Beschränktheit, mangelhafter Schulbildung und ängstlicher Absperrung gegen alle auswärtigen Kultureinflüsse aufzuweisen. Die reiche Kunstblüte, die hier, wie in Salzburg, eine Zeit lang eine luxuriöse, verschwenderische Hofhaltung im Gefolge gehabt hat, ist wie dort ohne allen Einfluß auf das Volksleben geblieben: eine fremdartige, unverstandene Schmarotzerpflanze, die in sich selbst erstickt ist.

Hatte im Erzstift Salzburg und in Tirol der Protestantismus zumeist lediglich bei den unteren Volksschichten Eingang gefunden, so war er dagegen in Innerösterreich Gemeingut sämtlicher Ständeklassen geworden; ja, hier war gerade der Adel der vornehmste Träger der neuen Lehre. Eine Kirchenordnung und eine feste äußere Organisation sicherte ihren Bestand. Durch windische und kroatische Druckwerke wurde auf die Südslaven eingewirkt, in Graz gründeten die protestantischen Stände adelige Schulen und Konvikte und beriefen dazu die Lehrer meist aus Deutschland. Kepler wirkte hier in den Jahren 1594 bis 1600. Beim Grazer Protestantentage von 1563 waren 237 protestantische Herren und Ritter gegenwärtig; in mehr als zweihundert Kirchen wurde protestantischer Gottesdienst gefeiert. Der Landesherr, Erzherzog Karl, zeigte dem gegenüber eine schwankende Haltung. Erst seit-

dem die Jesuiten in Graz waren und nach dem Tode Maximilians II. am Kaiserhofe wieder eine schärfere Luft wehte, begann auch in Inneröfterreich die Landesregierung strenger gegen die Protestanten aufzutreten. Zuerst wurden die evangelischen Geistlichen und Lehrer entfernt, dann schritt man zur Errichtung einer katholischen Universität in Graz. In den landesfürstlichen Städten und Märkten wurde die Abschaffung des protestantischen Gottesdienstes anbefohlen. Nachdem so im Bürger- und Bauernstand das Ketzertum gründlich ausgerottet war, ging der Sohn und Nachfolger Karls, Erzherzog Ferdinand (der spätere Kaiser Ferdinand II.), an die weit schwierigere Aufgabe, auch den durch starke ständische Freiheiten geschützten Adel zur alten Kirche zurückzubringen. An dem kleinen Grazer Hofe spielte sich schon damals das Doppelspiel des Kampfes einerseits gegen das mittelalterliche Ständewesen, andererseits gegen den damit eng verknüpften Protestantismus ab: auf der einen Seite ein nach absoluter Herrschaft strebender Fürst, umgeben und geleitet von Jesuiten und welschen Diplomaten, auf der anderen die in Stände geteilten, mit Sonderrechten begabten Unterthanen, ohne daß damals jemand ahnte, daß wenige Jahrzehnte später ganz der gleiche Streit durch die nämlichen Parteien auf einer weit größeren Schaubühne entbrennen und der Ausgangspunkt nicht nur für den universellsten und verheerendsten Krieg, den die neuere Geschichte aufweist, sondern auch für unsere gesamte moderne Staatsentwickelung werden sollte. Zahlreiche Kommissionen zogen im Namen des jungen Landesfürsten von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und verkündeten den Einwohnern das bedingungslose Entweder — oder: entweder zu schwören, daß sie katholisch würden, oder auszuwandern. Hier und da fand ein Widerstand statt, aber im ganzen fügte sich das Bürgertum und die Bauernschaft und zuletzt auch Graz, „welches das größte und ärgste Prädikantennest gewesen.“ Ohne Schonung, nach einer kurzen Predigt und Unterweisung mußten die Bürger katholisch werden, der protestantische Stadtrat wurde verdrängt, die Bürgermeister abgesetzt, die protestantischen Kirchen, Friedhöfe und Schulhäuser zerstört, die evangelischen Bücher und Schriften verbrannt. Nicht weniger als 210 Städte, Märkte und Dörfer sind in dieser Weise reformiert worden. Nur der Adel blieb fest. Da alle Geistlichen vertrieben waren, versahen die Hauslehrer und Beamten die Stelle der Prediger. In den benachbarten evangelischen Gemeinden Ungarns und Oberösterreichs ließen sich die adeligen Herren trauen, ihre Kinder taufen, sich auch manchmal dort begraben. Bald wurden auch die Beamten und Diener des Adels angehalten, katholisch zu werden, ein weiterer Befehl verbot die auswärtigen Trauungen und Taufen und den Besuch deutscher protestantischer Universitäten. 1628 wurde dann durch kaiserliches Generalmandat auch dem Adel aufgegeben, entweder sich zu bekehren oder auszuwandern. Der größte Teil desselben entschloß sich zu letzterem. Ein Emigrantenverzeichnis von 1629 nennt 754 adelige Personen, welche wegen der Religion das Land verlassen hatten. Die meisten wanderten in die oberdeutschen protestantischen Städte: Regensburg, Ulm, Nürnberg, und sind dort in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges meist spurlos verschollen. Wer jedoch den Spuren dieser Auswanderer in der Heimat und Fremde nachgeht, kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß damit für Deutsch-Österreich eine Summe von geistigen und materiellen Kräften verloren gegangen ist. Viele von ihnen hatten sich um politische Dinge nie bekümmert. Wie der steirische Herr Hans Adam Praunfalk konnten sich auch andere rühmen: „sich gegen Se. Majestät weder in Gedanken noch Worten, viel weniger in Werken vergangen zu haben.“ Die Männer dieser Familien ragten durch Geist, Gemüt und Sitte hervor, die Frauen waren durchaus ehrbar, keusch und fromm. Ihr Besitz war großartig, der Wert der Güter ging in die Millionen. Was haben diese Exulanten an beweglichem Vermögen, an Kunst- und Schmucksachen mitgenommen! Einzelne Inventare sind aufbewahrt und enthalten einen Reichtum an Bargeld, Silber und Goldgeschmeide und so vielen anderen Gegenständen, denen noch heute Stil und Überlieferung einen besonderen Reiz verleihen. Die angeborene unverwüstliche Kraft hat dem deutschen Volke von Inneröster-



Leopold Anton von Firmian, Erzbischof von Salzburg.

reich über diese Zeit des Leidens hinausgeholfen und ihm neue Lebensbahnen eröffnet, aber der Adel hat sich nie wieder erholt. Nur wenige blieben auf dem ererbten Eigentum seßhaft, die Auswanderer hatten ihre Güter verkauft, aber die Nachfolger vermochten den Besitz nicht zu behaupten. Die Burgen und Schlösser sind Ruinen,

der Grund und Boden wieder Bauerngut geworden, und noch heute ist in keinem anderen Lande der Grundbesitz einem so raschen Wechsel unterworfen wie in Inneröſterreich.

Ähnlich wie in Inneröſterreich waren die Verhältnisse in den österreichischen Stammlanden an der Donau geartet. Auch hier war der Adel der vornehmste Träger der Reformation. In Oberösterreich besaß der protestantische Adel 217 Schlösser und Edelsitze, 5 unterthänige Städte und 81 Märkte. In Niederösterreich wurden im Jahre 1580 156 protestantische Edelleute und 321 protestantische Ortschaften gezählt. Katholisch waren in Oberösterreich nur die Familien Meggau, Sprinzenstein, Salaburg und später die Khevenhüller, in Niederösterreich dagegen 30 Familien vom Herren- und 32 vom Ritterstand. Da der Adel das gewichtigste Glied der Standschaft war und dieser in der Landesverwaltung und Gesetzgebung eine bedeutsame Mitwirkung, ja vielfach die ausschließliche Herrschaft eingeräumt war, so begreift es sich, daß unter so wenig energischen Naturen, wie es Ferdinand I. und Maximilian II. waren, von der Regierung so gut wie nichts gegen das Vordringen des Protestantismus geschah. Erst unter Rudolf II. begann sich die katholische Restauration fühlbar zu machen, ohne daß jedoch bei den häufigen inneren Unruhen, namentlich den Bauernaufständen in Ober- und Niederösterreich (1595 und 1597), und den tiefgehenden Zwistigkeiten im Schoße der kaiserlichen Familie an ein kräftigeres Vorgehen hätte gedacht werden können. Noch schwächer und nachgiebiger erwies sich Matthias, dem die protestantischen Stände die berühmte Resolution von 1609 abzwangen, welche die protestantische Kirche nahezu zur Landeskirche zu machen drohte. Es ist ein charakteristisches Kennzeichen schwacher Herrscher, daß sie von ihnen feige zugestandene weitgehende Konzessionen hinterher wieder dadurch als nicht gegeben betrachten, daß sie gegen ihre Verwirklichung die kleinlichsten Chikanen ins Feld führen; zum Vorwurfe haltloser Schwäche fügen sie dadurch noch den des Treubruchs hinzu. Trotzdem würden die Stände, denen neben ihrem guten Recht die sittliche Kraft der Überzeugung und die reichsten materiellen Hilfsquellen zur Seite standen, den Winkelzügen ihres kaiserlichen Gegners nachhaltig begegnet sein, wäre nicht zum Glück für den schwer bedrohten Katholicismus eben jetzt nach dem frühzeitigen Tode Matthias' aus Inneröſterreich der Retter gekommen, welcher bereits in seinen Stammlanden den Protestantismus siegreich bekämpft hatte. Der neue Herrscher verlangte vor allem die Huldigung der Stände. Die Protestanten widerstrebten, indem sie vorher die Erledigung ihrer Beschwerden und die Aufrechthaltung ihrer religiösen und ständischen Rechte gesichert wissen wollten; namentlich verlangten sie, in Gemäßheit der Resolution von 1609, die Gleichstellung in den Ämtern und Gerichten, die Union mit Böhmen und den Frieden mit diesem Lande, denn der böhmische Krieg sei ohne ihre Einwilligung begonnen worden. Die Verhältnisse drängten zu einer Entscheidung. Mit Mühe und Not hatte die Regierung eine kleine Armee zusammengebracht, nach einigen Erfolgen war diese jedoch in den Südwesten von Böhmen gedrängt worden und die böhmische Armee in Österreich eingerückt. Thurn zog bei Schwechat über die Donau und erschien am 5. Juni 1619 vor Wien, um die Österreicher zu einem Anschluß zu drängen. Der protestantische Teil der Stände war zu einem solchen entschlossen, wenn nicht der neue Landesherr ihrem Begehren nachkam. Am genannten Tage fand jene berühmte Audienz bei Ferdinand II. statt, die freilich späterhin vielfach ausgeschmückt dargestellt worden ist. Es ist nicht richtig, daß Andreas Thonradl den König bei einem Rockknopfe gefaßt und ihn mit rohen Worten zu einer Unterschrift genötigt habe. Die Reiter, welche gegen elf Uhr vormittags im Burghofe aufritten, waren keineswegs vom König befohlen, um die Gemüter der Protestanten in Schrecken und Verwirrung zu setzen. Die Protestanten sind nicht aus der Hofburg entflohen, sondern ruhig von der Audienz geschieden; mit Vorwissen des Königs gingen sie zu Thurn ins böhmische Lager. Fünf Tage später erfolgte dann die Einigung der Stände mit Böhmen, gegen Ende des Monats wurde die Versammlung nach Horn verlegt.

Auch in Oberösterreich hatten die Stände alsbald nach dem Tode des Kaisers Mat-



Kaiser Matthias.

thias die gesamte Landesverwaltung übernommen und weigerten Ferdinand die Huldigung. Am 19. August traten sie dem Bündnis bei, das die Niederösterreicher drei Tage vorher zu Prag mit den Böhmen abgeschlossen hatten. König Ferdinand war nach Frankfurt zur Kaiserwahl gereist und hatte die einstweilige Regierung seiner Lande seinem Bruder Leopold übertragen. Leopold befahl den Wienern sogleich — was

Ferdinand noch nicht gewagt hatte — die Ablieferung der Waffen, erhob von den Kaufleuten ein Zwangsanlehen und verbot den protestantischen Gottesdienst. Die Einzelheiten des Kampfes, der sich jetzt zwischen dem katholischen Herrscherhause und den protestantischen Ständen abspielte, können hier nicht berührt werden: Entwickelung und Ausgang hängen bekanntlich aufs engste mit dem böhmischen Kriege zusammen. Während die Niederösterreicher sich schließlich doch zur Huldigung herbeiließen, verweigerten die Oberösterreicher sie aufs entschiedenste. Ferdinand rief seinen bayerischen Vetter und Gesinnungsgenossen zu Hilfe, nach kurzer Gegenwehr sah sich das Land zu den Füßen desselben, mußte dem böhmischen Bündnis entsagen und die Huldigung leisten. Religions- und Landesfreiheit waren fortan in den beiden Landen historische Namen, mit der ständischen Entwickelung, wie in England oder den Niederlanden, war es in Österreich für immer vorbei. Die Regierung betrat den Boden der Alleinherrschaft in Staat und Kirche. Kein Protestant erhielt mehr ein öffentliches Amt, kein evangelischer Edelmann einen Hofdienst. Die Religionsfreiheit des Adels blieb vorerst noch unangetastet, aber im Bürgertum wurde mit dem Protestantismus aufgeräumt, namentlich in den landesfürstlichen Städten und Märkten. In Wien wurde seit 1623 kein Protestant mehr in den Rat oder in ein Gemeindeamt aufgenommen, der Besuch des protestantischen Gottesdienstes in Hernals und Enzersdorf verboten. 1624 und 1627 wurden die protestantischen Prediger, die Lehrer und Bediensteten des Adels ausgewiesen. Das Klagelied, welches die aus Hernals scheidenden Protestanten gesungen haben, ist gedruckt: „Behüt dich Gott in Frieden" — heißt es in der letzten Strophe — „du liebes Österreich, es muß doch sein geschieden in Sorg und Trauer reich; laßt uns das Elend bannen mit Christo hier eine Zeit, so werden wir ihn schauen doch in der ew'gen Freud." Wir kennen die Namen von hundertfünfzehn protestantischen Predigern, welche im Oktober 1624 aus Oberösterreich vertrieben wurden. Sie wanderten nach Deutschland, demütig baten sie den Pfalzgrafen von Sulzbach, sich im Markte Vohenstrauß eine Weile aufhalten zu dürfen. Die Reformations-Kommission visitierte die Häuser, konfiscierte die Bücher. Zu Anfang blieb der Adel noch verschont; erst 1627 wurde den protestantischen Edelleuten aufgetragen, sich binnen drei Monaten zu entscheiden, ob sie katholisch werden oder auswandern wollten; ihre Güter sollten in Jahresfrist verkauft werden. Viele griffen zum Wanderstabe, andere nahmen notgedrungen die katholische Religion an. Der Venetianer Venier berichtet 1630: „Die Leute werden mit Soldaten in die Kirche zur Messe, zur Kommunion getrieben." In Niederösterreich wurde den Edelleuten weder der öffentliche Gottesdienst noch die Hausandacht gestattet. Unter Ferdinand III. setzte die katholische Restauration ihre Wege fort. Die Protestanten bemühten sich noch auf dem westfälischen Friedenskongreß um die freie Religionsübung und die Rückgabe der eingezogenen Güter, aber die kaiserlichen Gesandten erklärten 1646, daß der Kaiser niemals in seinen Landen die Autonomie der Protestanten und ihren Gottesdienst zugestehen werde. Eine letzte Verfügung von 1647 bestimmte, daß die Protestanten noch bis 1655 im Lande geduldet würden und dann auswandern müßten. Der Artikel V des Osnabrücker Friedens kam ihnen wenigstens insofern zu gute, als die Emigranten, wenn sie sich dem Gesetze fügen wollten, zurückkehren und ihre seit 1630 eingezogenen Güter ansprechen durften. Den Protestanten wurde das freie Abzugsrecht gestattet, und sie konnten ihre Güter verkaufen oder verwalten lassen.

Die größte Machtentfaltung hatte der Protestantismus in Böhmen gefunden, und hier hat auch die kirchliche Restauration am kräftigsten eingesetzt, weil sie instinktartig fühlte, daß mit dem Fall dieser Position der Untergang des Protestantismus in allen übrigen österreichischen Landen von selbst gegeben sei. Die hierher gehörigen Vorgänge in Böhmen sind daher für die Geschichte der katholischen Restauration in Österreich von der größten Wichtigkeit und verdienen deshalb eine nähere Betrachtung.

Überblicken wir vorerst die äußere Machtstellung des Protestantismus in Böhmen und seinen Nebenländern um die Wende des



Kaiser Ferdinand II.

sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts! In Böhmen war damals die Zahl der protestantischen hohen Adeligen gegen die der katholischen bedeutend in der Mehrzahl. Die einzigen Städte, welche entschieden zur katholischen Religion hielten, waren Pilsen und Budweis. Im mährischen Herrenstande fand sich nur noch ein Katholik. Unter den schle-

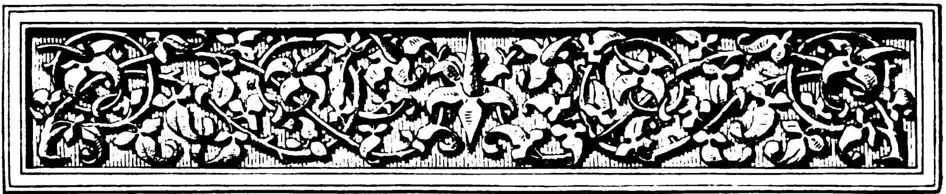
sischen Ständen waren der Fürstbischof von Breslau und der Kaiser selber als Inhaber der Fürstentümer Jauer, Schweidnitz, Glogau, Oppeln und Ratibor die einzigen Stützen des Katholicismus, aber sie hatten es nicht hindern können, daß unter ihrer unmittelbaren Hoheit die meisten Grundherren und Städte dennoch reformiert hatten.

Noch unter Rudolf II. begannen auch hier die Wirkungen des kirchlichen Restaurationsgeistes sich fühlbar zu machen. In Böhmen war es namentlich der Kanzler Adalbert Popel von Lobkowitz, welcher mit Entschiedenheit gegen die alten Privilegien des Landes vorging. Da der Adel noch zu mächtig war, so begnügte man sich vorerst, gegen die böhmischen Brüder und die Städte Front zu machen. Gegen die ersteren wurde ein altes Gesetz des Königs Wladislaus hervorgesucht, welches sie mit dem Tode bedrohte. Gegen die Städte aber erging der Befehl, daß fortan nur Katholiken und Altutraquisten in die Stadträte aufzunehmen seien. In Mähren stand an der Spitze der gegen den Protestantismus und die ständischen Freiheiten gerichteten Bewegung der Kardinalbischof von Olmütz, Franz von Dietrichstein, einer jener eifernden Kirchenfürsten, wie sie aus der neugestalteten katholischen Kirche hervorgingen. Er war in Madrid, wo sein Vater sich als kaiserlicher Gesandter aufhielt, geboren, zu Rom in dem Collegium Germanicum der Jesuiten erzogen und mit neunundzwanzig Jahren bereits zur Würde eines Kardinals erhöht. Obgleich in der doppelten Gunst des Kaisers und des Papstes stehend, verdankte er seine glänzende Beförderung wohl vor allem den Hoffnungen, welche seine geistigen Gaben für die katholische Sache erweckten. Denn was den Vorkämpfer des katholischen Glaubens damals groß machte: die volle Eingenommenheit des Geistes von der Lehre der Kirche und die unbedingte Abschließung gegen die fremden Propheten, die Strenge, welche alles Thun nach diesem und für diesen Glauben regelt, und die Strenge, welche dem Andersgläubigen Unterwerfung oder Verdammung bietet — dies alles hatte der jugendliche Priester in der Schule der Jesuiten in sich aufgenommen. Sein Gemüt war feurig, sein Verstand eindringend; mit genügenden Kenntnissen und kräftiger Beredsamkeit ausgerüstet, trachtete er, die Geister seinem Willen zu unterwerfen. Als er daher die geistliche Regierung von Mähren übernahm, war es die Absicht, die katholische Religion in diesem Lande wiederherzustellen, die ihn und wahrscheinlich auch seine Gönner beseelte. Auch hier, wie in Böhmen, ging man zunächst gegen die meist protestantischen Städte vor. 1601 erging an sie ein kaiserlicher Befehl, dahin lautend, daß fortan nur Katholiken zu Bürgern aufgenommen werden sollten. Im folgenden Jahre verbot ein weiterer Erlaß den protestantischen Predigern den Aufenthalt in den Städten. Sodann wurde das adelige „Landrecht“, die höchste gerichtliche und verwaltende Behörde in Mähren, den Protestanten verschlossen. Der Vorkämpfer der Landesfreiheiten und der evangelischen Religion, Karl von Zierotin, ein der Brüderunität angehöriger Edelmann, mußte seinem verwandten Gegner weichen.

Noch einmal gelang es den böhmischen Protestanten, unter kluger Benutzung des zwischen dem Kaiser und seinem Bruder Matthias ausgebrochenen Haders, in dem Majestätsbrief von 1609 das Übergewicht zu erlangen. Aber das Zugeständnis war ein widerwillig im Zwang der augenblicklichen Notlage erteiltes: sobald daher die drohendste Gefahr beseitigt war, trachtete auch Rudolf schon wieder, das lästige Joch abzuschütteln. Doch begnügte man sich vorerst noch mit verdeckten Angriffen gegen den rechtlichen Bestand der protestantischen Kirche; vorsichtig wich der allmächtige Minister des Kaisers Matthias, der Kardinal Melchior Klesl, jedem heftigeren Zusammenstoß mit den böhmischen Protestanten aus. Hatte er früher im Erzherzogtum Österreich sich um die Verdrängung der neuen Lehre die größten Verdienste erworben, indem er persönlich von Stadt zu Stadt gezogen war und überall durch mächtig wirkende Predigten das Volk zu sich herübergezogen hatte, so glaubte er jetzt, die Protestanten überall schonender behandeln zu müssen, es wenigstens zu keinem offenen Bruch mit ihnen kommen lassen zu dürfen, damit sie nicht seinen heftigsten Gegnern, den Erzherzogen von der steierischen Linie, in die Arme getrieben würden. Erst der Sturz dieses einfluß-

reichen Mannes und das Emporkommen der genannten Linie in der Person des Erzherzogs Ferdinand hat dann auch in Böhmen, wie in den österreichischen Stammlanden an der Donau, den religiösen Bürgerkrieg und die Vernichtung des Protestantismus hervorgerufen.

Nicht nur für die Entwickelung des böhmischen Aufstandes, sondern auch für die ganze Geschichte des Dreißigjährigen Krieges ist der bekannte Sturz der kaiserlichen Statthalter aus den Fenstern des Prager Schlosses von der verhängnisvollsten Bedeutung geworden. Nach der Schlacht am Weißen Berge zerriß Ferdinand eigenhändig den Majestätsbrief von 1609. Die religiöse und ständische Freiheit des Landes war für alle Zeiten verloren. Die Köpfe von siebenundzwanzig vornehmen protestantischen Edelleuten und Bürgern fielen unter dem Beile des Henkers; vierhundertachtzig Edelleute büßten ihre Schuld mit dem Verluste ihres Vermögens; sechzehn Städte verloren ihren Grundbesitz an Dörfern und Höfen; im ganzen wurden in Böhmen fünfhundert, in Mähren hundertsechsundvierzig Güter konfisciert, verkauft und verschenkt. Der Wert der in Beschlag genommenen Güter, Kapitalien und der fahrenden Habe belief sich in Böhmen auf dreißig Millionen, in Mähren auf nahezu fünf Millionen Gulden (nach heutigem Wert ungefähr das Fünffache). Einquartierungen und Kontributionen lasteten schwer auf dem Lande; abgedankte Soldatenhaufen durchzogen das Reich und raubten, was die obrigkeitliche Erpressung übrig ließ. Mit den Gütern der Hingerichteten oder sonst Verurteilten bereicherte sich die Kasse des Kaisers und seiner Anhänger; alles evangelische Vermögen war verwirkt; es begann ein reger Handel mit „Rebellengütern“, der in wenigen Monaten den ganzen Besitzstand in Böhmen veränderte. Mit den kaiserlichen Soldaten waren auch die Jesuiten wieder eingezogen und betrieben die katholische Restauration mit allen Mitteln. Die Kirchen der Protestanten wurden geschlossen oder den Katholiken eingeräumt, ihre Geistlichen und Lehrer vertrieben, gepeinigt, ermordet, ihre Bücher und heiligen Gegenstände verbrannt und zerstört; Kommissare der Regierung durchzogen mit Soldaten das Land und wüteten gegen die Bekenner des Evangeliums; die altberühmte Prager Universität wurde den Jesuiten ausgeliefert. Wenn das protestantische Volk dem widerstand, so begannen die Liechtensteiner Dragoner ihr Bekehrungswerk; Tausende trieben diese gespornten „Seligmacher“ unter den entsetzlichsten Mißhandlungen zur Messe und Beichte. Viele beugten sich dem Zwange; wer sich nicht beugte, mußte auswandern. Bis 1623 hatten zwölftausend Personen das Land verlassen, bis 1630 mehr als dreißigtausend Familien, unter ihnen hundertfünfundachtzig adelige Geschlechter. Der ganze Organismus des Volkes, sein Besitz, sein Vermögen waren verändert. Die einst so blühenden deutschen Städte verloren ihre betriebsame Bevölkerung. Nach Verlauf eines Jahrzehnts war das Königreich in ein durchweg katholisches Land umgewandelt; in größter Heimlichkeit nur rettete sich ein Überrest des böhmischen Protestantismus in bessere Zeiten hinüber. Ebenso verfuhr man in Mähren und Schlesien. Hand in Hand mit der Vernichtung der religiösen und ständischen Freiheit ging das Zurückdrängen des Deutschtums. Wie in den übrigen Kronländern erkannten auch in Böhmen die Jesuiten dieses als ihren gefährlichsten und zähesten Gegner; das Vordringen der katholischen Restauration bedeutet auch hier das Zurückweichen der deutschen Kolonisation. Noch heute krankt das von der Natur verschwenderisch beschenkte Land an den Nachwehen jener gewaltsamen, von oben her betriebenen Revolution. Während es bis zu dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges vielleicht das blühendste unter allen deutschen Gebieten war, ist es seitdem, je weiter die Jesuiten und die mit ihnen eng verbündeten Czechen vordrangen, mehr und mehr von seiner alten Kulturhöhe herabgekommen, und nur einem kräftigen Wiedereintreten des deutschen Elements in die historische Rolle einer kulturverbreitenden Macht wird es gelingen, ein zweites Blütealter hervorzurufen.



Mondschätze.

Von

C. Graeser.

(Nachdruck ist untersagt.)

Schritte klangen durch die blaue Sommernacht. Hastig und schlürfend klangen sie, als ob Eile und Müdigkeit im Kampfe lägen.

Ein Mann stapfte daher, auf der staubigen Straße, die wie ein weißes Schlangenband zum Hügel sich hinaufzog, hinter dem ein rosiger Dunst am Himmel eine Stadt verriet.

Immer eiliger beschleunigte der Mann seine Schritte. Seine Brust flog. Unter dem rechten Arm trug er eine kleine längliche Kiste, die er mechanisch immer wieder ins Gleichgewicht schob, sobald sie durch einen unsicheren Schritt nach vorn gekippt war.

„Vorwärts, vorwärts!" trieb er sich an. Der Schweiß rann ihm über das Gesicht und die brennenden Augen. Er schlürfte ihn gierig ein mit den trockenen Lippen, oder wenn er zu mächtig quoll, riß er mit heftiger Bewegung den weichen Filz vom Kopfe und wischte die nassen Haare aus der bleichen Stirn.

Sein Auge forschte nach dem rosigen Schein, den die ferne Stadt an den Himmel warf: „Dort endlich — dort — hinter dem Berge geht unsere Sonne auf — unsere Sonne, die das Leben endlich bringen wird — bringen muß — wir haben ein Recht darauf."

Tiefer und tiefer tauchte der sehnende Blick in die Helle, als ob sie ihn zöge, als ob er gehorchen müßte ihrem Zwange, der ihn vorwärts trieb. Die rudernden Arme halfen den müden Beinen. An der weißen Felswand tanzte sein langgezogener, fratzenhafter Schatten vor ihm her, als ob er ihn locken wollte und reizen, daß er ihn fange. Hinter ihm wirbelten die schleifenden Füße weiße Staubsäulen auf; immer neue bei jedem Schritt; die schwankten hinter dem keuchenden Menschen her wie hetzende Gespenster in weißen, flatternden Laken.

Unten rauschte das Meer in langen schläfrigen gleichmäßigen Atemzügen an den Strand und dehnte sich weit und glatt hinaus bis zu den jenseitigen Bergen, hinter deren zackigen Gipfeln die rote Mondscheibe langsam heraufschwamm und einen rieselnden Goldschimmer hauchte über die glatte, dunkle Fläche. Der Mann hatte kein Auge für die träumerische Mondnacht. Nur der Widerschein der Stadt zog seinen Blick an wie ein Magnet; dem hastete er zu, keuchend, mit vorgebeugtem Oberkörper, den Berg hinan. Im eiligen Laufe fiel die Kiste unter dem Arm heraus, sprang auf und entleerte ein kleines Schiffsmodell in den Staub der Straße. Der Mann stolperte darüber.

„Lela, meine Hoffnung, hab ich dir weh gethan?" schrie er in jähem Schreck und bückte sich. Sorgsam hob er das Schiffchen auf und untersuchte es von allen Seiten, den Rumpf mit den seitlichen Öffnungen und die eigentümlichen Flossen, die vorn und hinten angebracht waren. Alles betastete er genau, während die schweren Füße schon wieder mit weiten Schritten den Staub der Straße aufwirbelten.

Gott sei Dank! Es hatte keinen Schaden gelitten. In die Kiste aber sperrte er es

nicht mehr hinein, sondern hielt es krampfhaft in der Linken und besah es ängstlich von Zeit zu Zeit, während er hastend vorwärts strebte. Es war seine Erfindung, dieses Schiffsmodell, an die er Jahre seines Lebens gesetzt; für die er gedarbt und gehungert hatte mit Frau und Kind, Jahr um Jahr; immer hoffend, immer arbeitend, immer verbessernd. Nun war es fertig, das Schiff ohne Schraube und ohne Segel, ohne Dampf und Elektricität, das sich von selber fortbewegte, allein durch den Druck des Wassers, in dem es schwamm.

Nach unzähligen vergeblichen Versuchen, als die Verzweiflung schon an seinen Nerven zu zerren begann, hatte die Admiralität endlich seine Erfindung zur Prüfung angenommen. Heute abend sollte er sie vor einer Kommission erklären. Alles hing davon ab. Morgen würde dann die Probefahrt gemacht werden auf dem Meer mit dem großen Modell, auf das er seine letzte Habe verwandt hatte. Lela nannte er das Schiff nach seinem Weibe.

Morgen die Entscheidung!

Darum jagte er so vorwärts, der Mann mit der bleichen Stirn und dem schweißtriefenden Haar; darum maß sein banger Blick unaufhörlich die Entfernung an dem Wachsen des Wiederscheines am Himmel.

Um Gottes willen nur jetzt noch etwas Kraft, bis das Ziel erreicht ist. Nur jetzt keine Hungerschwäche, nur jetzt nicht zurückdenken an sie, die so still mit getragen, gesehnt und gehofft hatte; an die dunklen Augen, die so herzbrechend fragen konnten, während sie den Kleinen an der warmen Brust schützte, an Lela, sein Weib. Nur jetzt nicht! Nur vorwärts! vorwärts!

Und lauter hallten seine Schritte wieder von der weißen Felsenwand durch die stille Nacht; lustiger tanzte der schwankende Schatten vor ihm her, und die weißen Staubgespenster jagten wilder und wehten hinterdrein.

„Lauf, lauf, schwarzer Doppelgänger — lauf voraus — sag, daß ich komme — bald — bald! Häng dich nicht so boshaft an meine Füße und äffe mich nach — lauf! — Sag's ihnen, daß ich komme, daß sie Geduld haben sollen, nur eine Weile Geduld und warten. — Hör! — Du weißt, das Fieber ist schuld an der Verspätung, das verfluchte Fieber, das mich in seinen Fängen hielt — sag's ihnen! — Nur warten sollen sie, warten, um Gottes willen warten, dann werden sie jauchzen und Hosianna schreien über meine Entdeckung! Du — versprich ihnen Gold — oder nein — fleh sie um Erbarmen für einen Verzweifelnden, der vernichtet ist, wenn sie ihn nicht hören! — Nicht um meinetwillen sollen sie es thun — für sie auch, für sie, die in banger Angst da hinten sitzt im kahlen Küchenzimmer, die hungrigen Kleinen beschwichtigt und mit der Seele horcht nach Erlösung; — für sie, deren fragende Augen mich verfolgen! — So lauf doch, schwarzer Hund! — lauf — oder nein, nein! — Jage zurück zu ihr, sag ihr — er ist bald am Ziele, und dann löst sich alle Not — Lela — arme Lela, deine feinen schlanken Fingerchen — wie hat das harte Wasser sie gerötet und das Scheuern sie geschändet. Aber das hört nun auf, Liebling — nun werden sie weiß wieder und glatt und geschmeidig und können wieder über die Saiten gleiten wie einst! — Lela, ich will dir etwas ins Ohr flüstern: den Stradivarius kaufe ich dir von der Königin von Spanien, auf dem Sarasate spielt — weißt du — komm, laß die Saiten tönen — das Largo — Verfluchte Steine! Verschwört sich denn alles gegen mich! — Aber es hilft euch nichts! — Da — ist die Höhe, und dann geht es hinunter, hinunter zur Stadt!"

Er stand oben.

Keuchend, atemlos, und rang nach Luft. Das Herz hämmerte und jagte gleich einer Nähmaschine. Er stellte die Kiste auf den Boden und ließ sich darauf fallen, schwer und müde. Dann nahm er das Schifflein sorgfältig quer über den Schoß und umklammerte es mit den zitternden Händen. Sein Auge schweifte hinab zur Stadt, die sich weithin dehnte mit ihren glitzernden Lichtern und weiß leuchtenden Kuppeln, bis zu den verschwimmenden Berghängen, an denen die letzten Häuser wie schimmernde Leuchtkäfer hinaufkrochen fast zum Gipfel, und hinunter bis an den Strand, wo das Meer den Menschenhäusern Halt gebot und eine milchweiße Perlenschnur sie einschloß, in der die Hafenlichter funkelten, wie feurige Granaten.

Ein heiser gellendes Pfeifen und Brüllen durchzitterte die Luft in bangen Stößen. Zwischen den roten Hafenlichtern kam ein dunkler Klumpen hervor, mit einem grünen und einem roten Auge spähend kroch er aufs Wasser hinaus, über das sein Gebrüll dahinrollte, hinauf auf die Höhe zu dem müden Manne, ihn aus seinem Brüten weckend. Taumelnd sprang dieser auf und bis an den Rand des Hanges vor, der zum Meer abfiel. Sein Schiffsmodell reckte er hoch hinaus in die Luft und lachte: „Ha, ha, ha!“ und schrie hinab: „Ja, krähe dich nur heiser, alter Dampfkasten — ich fürchte dich nicht mehr! — Deine Zeit ist um — hier — hier ist das Schiff der Zukunft!“ Und er lachte und schrie, bis die Stimme versagte und wie ein heiseres Echo der Pfeife des Dampfschiffes klang, das unten so ruhig seine Bahn zog durch das mondbeglänzte Meer.

„Deine Zeit ist um, deine Zeit ist um,“ murmelte der Mann immer wieder vor sich hin mit verächtlichem Lächeln, „bald wird man kaum mehr begreifen, wie man auf diesen Dampf- und Rußschiffen hat fahren können, auf diesen gefräßigen, plumpen Ungetümen mit dem großen Feuermagen, der immer nur gefüttert und gefüttert werden muß, immer nur Kohlen fressen will und schmutzigen Rauch ausspeit!“

Mühsam nahm er die Kiste wieder unter den Arm, ein Lächeln spielte um die zuckenden Mundwinkel; noch einen mitleidigen Blick warf er hinunter nach dem Dampfschiff und stürmte dann eilig wieder vorwärts, die Straße hinunter, der Stadt zu. Schneller und schneller wurde sein Lauf; die müden Beine hatten nicht mehr die Kraft zu bremsen und zogen ihn vorwärts — „und so einfach ist mein Princip — so billig.“

Ein Stein lag im Weg. Er stolpert. Mit einem verzweifelten Satz sucht er das Gleichgewicht wieder zu gewinnen — vergebens — er stürzt. Eine dunkle Masse überschlägt sich den Abhang hinunter und bleibt liegen am weißen Strande. —

Mitleidig dehnt sich das Meer und kühlt dem Gestürzten die blutende Stirn. Langsam erwacht er. Er richtet sich auf, mählich und mühsam. Sein Auge starrt verwundert, dann zieht ein heller, fröhlicher Glanz über das Gesicht, die Pulse klopfen; gierige Freude glimmt im flackernden Blick — ein breiter Strom glitzernden Goldes dehnt sich vor ihm aus, weit übers ganze Meer. Es strömt auf ihn zu, immer breiter und mächtiger — goldene Ringe und Kugeln umspülen ihn und silberne Ketten; Sterne und Spangen schimmern — eitel Gold und Silber, so weit er sieht. Gierig kriecht er hinein in die Schätze und läßt sie durch die zitterigen Finger gleiten, von denen Perlen heruntertropfen und Diamanten und rieselndes, rotes Gold. — Mit beiden Armen schaufelt er die Reichtümer an seinen Leib, hastig und gierig, und patscht hinein, bis er ganz von Gold und Silber und leuchtenden Edelsteinen eingehüllt ist.

„Lela, Liebling,“ jauchzt er, „siehst du, kleine Zweiflerin, nun ist es doch gekommen das große Glück — Lela — das Glück —“

Dann ward es still!

— — — — — — — — — — — — — — —

Gleichgültig zieht die leuchtende Mondscheibe weiter ihre Bahn am Himmelsbogen, immer weißer und kälter strahlend, je höher sie steigt, bis sie die ganze Luft mit feinem Silberstaub erfüllt, der über die Bäume und Berge und die Häuser rieselt, wie frisch gefallener Schnee.

Über das stille Meer huscht der silberige Staub, er gleitet herauf und zerfließt an den Wänden des kleinen Schiffsmodells, das wohlig sich schaukelt und wiegt auf der schimmernden Flut.





Adolf Glaser.

Zu seinem siebzigsten Geburtstage.

(Nachdruck ist untersagt.)

Nur noch wenige Jahre, und „Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte“ stehen an der Pforte ihres fünfzigsten Jahrgangs. Ein seltenes Jubiläum — selten allein schon deshalb, weil es schwerlich jemals einem anderen Blatte in solchem Maße beschieden war, seinem ursprünglichen litterarischen Charakter treu zu bleiben und sich trotz aller verwirrender oder verflachender Einflüsse der wechselnden Zeitströmungen auf der ruhig überschauenden Höhe parteiloser Sachlichkeit zu behaupten, die es von Anfang an als seinen Standpunkt erkoren hatte. Und während dieser langen Jahre, die für sich fast zwei Menschenalter ausmachen, war es — eine kurze Unterbrechung abgerechnet — ein und derselben Hand vergönnt, das Steuer dieses Schiffes zu führen und an Bord den verschiedenartigsten, immer aber auserlesenen Fahrtgenossen die redaktionellen Honneurs zu machen. Es wird deshalb keiner besonderen Begründung oder gar Entschuldigung bedürfen, wenn wir unsere Leser, die zum großen Teile selbst dieses langjährige Treueverhältnis bewährt haben, an einem Gedenktage teilnehmen lassen, der, unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, über seine familiäre Bedeutung hinauswächst und in doppelter Hinsicht einen allgemeinen, öffentlichen Charakter gewinnt. Denn wir feiern am 15. Dezember, dem siebzigsten Geburtstage Dr. Adolf Glasers, nicht bloß den umsichtigen, takt- und geschmackvollen Redacteur einer Zeitschrift, die fünf bedeutungsvolle Jahrzehnte hindurch in der ersten Reihe und mit den schönsten Erfolgen an der litterarischen Erziehung und Bildung unseres Volkes mitgewirkt hat, sondern zugleich auch den außerordentlich fleißigen, fruchtbaren, ernsten Dichter und Schriftsteller, der auf eine lange Reihe litterarischer Schöpfungen zurückblickt. Und wie der einzelne, wenn das biblische Alter ihn zu umschatten beginnt, ohne weiteres das Recht erlangt, sich selbst und sein Schaffen in einem gewissen historischen Lichte zu betrachten, ohne daß man ihn deshalb der Selbstbespiegelung zeihen dürfte, so wird es auch uns kein Verständiger verdenken, wenn wir dem Jubilar hier in demselben Hause, dessen Räume er selbst so lange mit glücklicher Hand verwaltet hat, nun ein schlichtes Denkmal verdienter Anerkennung und Dankbarkeit setzen.

Adolf Glaser ist am 15. Dezember 1829 zu Wiesbaden als Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns geboren, dessen Vorfahren am ehemaligen kurfürstlichen Hofe zu Mainz durch mehrere Generationen Amt und Würden bekleidet hatten. Hierher, in die Stadt Gutenbergs, siedelte auch der junge Glaser bereits auf der Schwelle des Knaben- und Jünglingsalters über, um sich nach dem Willen des Vaters in der Kunstanstalt seines Onkels, des Herrn Christian Scholz, dem Kaufmannsstande zu widmen. Es wird damals ohne Kämpfe im Elternhause nicht abgegangen sein, aber die neue Sphäre, in die sich der schon damals litterarisch angeregte junge Mann plötzlich versetzt sah, erwies sich keineswegs als so öde und ideallos, wie er anfangs gefürchtet haben mag. Der Rheingau ist eben von jeher eine der lebendigsten Verkehrsadern für alle geistigen

Bestrebungen gewesen, und Mainz insbesondere, seit dem Wiener Kongreß deutsche Bundesfestung mit starker preußischer, österreichischer und hessischer Besatzung, durfte eine Zeit lang, eben um die Mitte der vierziger Jahre, als Glaser dort eingekehrt war, als ein bevorzugter Herd aller Zeitbewegungen gelten. Viel leichter als heute wohnten in jener aufgeregten Zeit die Gedanken beieinander; aber auch viel härter im Raume stießen sich die Sachen. In derselben Stadt, wo der streitbare Bischof Ketteler mit energischer Faust allen religiösen Freiheitsregungen den Riegel vorschieben wollte, fand sich stillschweigend eine der stärksten und festesten freisinnigen Geistesgemeinden zusammen, die je einem Kirchenfürsten und seinen intoleranten Anhängern Trotz geboten haben. Ihr beliebtestes Stelldichein aber hatten sie im gastfreundlichen Hause Christian Scholz', der als Geschäftsmann großen Stils zugleich ein Hort aller freisinnigen Bestrebungen war. Um seinen Tisch versammelten sich damals geistig hervorragende Männer der verschiedensten Berufsarten, aber alle durch das gleiche Ideal religiöser und politischer Freiheit eng verbunden: unter anderen Johannes Ronge, der mutige schlesische Kaplan, der einst in offenem Briefe den Trierer Bischof ob seines „Götzenfestes“ zur Rede gestellt und die deutschkatholische Bewegung angebahnt hatte, Jakob Moleschott, einer der Hauptvertreter der materialistischen Naturauffassung, und Adolf Emil Roßmäßler, der gefeierte Verfasser des vielgelesenen Werkes „Der Mensch im Spiegel der Natur“. Selbst Berthold Auerbach, der dem Mißmut über das Regiment einer allmächtigen Bureaukratie so kräftigen Ausdruck gegeben hatte, tauchte einmal flüchtig in der Scholzschen „Herberge der Gerechtigkeit“ auf. Einen besonderen, unerwarteten Aufschwung aber empfing das Leben und Treiben dieses Kreises durch die Einkehr Eduard Dullers, den alte Freundschaft mit Ferdinand Freiligrath verband und der nun, wie jener dem politischen, seinerseits dem religiösen Freiheitsdrange der Zeit dichterische Sprache zu leihen suchte. Auch er schlug sich zum „Deutschkatholicismus“ und fand in Mainz nicht nur für diese seine religiösen Bestrebungen wohlvorbereiteten Boden, sondern als leichtbeschwingter, gesellschaftlich liebenswürdiger Wiener Poet und Schriftsteller in dem heiteren Rheingau auch willige, begeisterte Zuhörer für all die persönlichen Erinnerungen, die er aus seinem Verkehr mit vielgenannten Helden der Feder gesammelt hatte. Er wie seine geistreiche Frau waren mit dem Scholzschen Kreise bald eng befreundet, und auf niemand übten seine litterarischen Berichte und Charakterbilder stärkeren Einfluß aus als auf den jungen Neffen des Hauses, dessen Phantasie sich mit einer gewissen Inbrunst in die Sphäre der ihm vorgezauberten Dichter- und Gelehrtenrepublik versenkte und der nichts sehnlicher begehrte, als selbst an solcher beflügelten geistigen Thätigkeit teilzunehmen. Eine gleichgestimmte Seele fand Glaser in seinem Vetter Bernhard Scholz, der, etwas jünger als er, aber frühreif, schon damals musikalische Studien mit außergewöhnlichem Erfolge betrieb und sich später denn auch als Komponist und Leiter des Hochschen Konservatoriums in Frankfurt am Main einen Namen gemacht hat. Ein anderer Vetter erwarb sich außerdem mit erfolgreichen Dramen früh die dichterischen Sporen, aus Frankfurt kamen häufig geistig rege Freunde zu Besuch, das Parlament warf seine politischen Funken herüber — genug, von allen Seiten her drängte auf den jungen Adepten eine Fülle von Anregungen und Ermunterungen ein, die auch ihn schließlich in den Bannkreis des Litteratentums zogen.

Gedichte, kleine ästhetisch-philosophische Abhandlungen, Reiseschilderungen und andere Gelegenheitsbeiträge waren die ersten schriftstellerischen Versuche seiner Feder, die denn auch in der „Didaskalia“, der Beilage zum „Frankfurter Journal“, alsbald zum Druck befördert wurden. Es war nichts Politisches oder gar Parteiisch-Tendenziöses darunter, wie man nach dem Milieu, aus dem der junge Schriftsteller kam, vielleicht zu vermuten geneigt ist. Die politische Dichtung, seit der verheißungsvollen Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. bis zu Ende der vierziger Jahre sozusagen die Alleinherrscherin der höheren deutschen Litteratur, hatte bald nach der furchtbaren Explosion des Jahres 1848 abgewirtschaftet, im Publikum war nach all den lauten Schlagworten und

dröhnenden Trompetenstößen der Kampf- und Aufruhrlyrik eines Prutz, Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt und Freiligrath eine Ernüchterung und Ruhesehnsucht eingetreten, die nun auch in der Litteratur alsbald ihren Ausdruck fand. Dieser natürliche Rückschlag darf keineswegs in Bausch und Bogen als marklose, allem fortschrittlichen Aufschwung abholde oder wenigstens romantisch-träumerische „Reaktion“ aufgefaßt werden, obgleich auch diese durch Werke wie Redwitzens süßliche „Amaranth“ und Roquettes spielerische „Waldmeisters Brautfahrt“ vertreten war — im Grunde galt es eher eine gesunde Rückkehr zur reinen, tendenzlosen Kunst, deren Ernst und Würde man vorher unter den erbitterten Parteikämpfen der Zeit mehr als einmal mit Füßen getreten hatte. Nun erst besann man sich wieder, daß Deutschland neben den „eisernen Lerchen“ und den „kosmopolitischen Nachtwächtern“ doch auch ruhigere, tiefere und gehaltvollere Dichter besaß als jene revolutionären Rhetoriker und Barrikadensänger. Das ernste Drama, gerade damals durch Friedrich Hebbel und Otto Ludwig aufs würdigste vertreten, fing von neuem an zu fesseln, die Lyrik durfte es wieder wagen, weichere und gedankenvollere Töne anzuschlagen, als bisher der Sturmwind der Zeit den zerwühlten Saiten vergönnt hatte, und für den Roman, der gleichfalls eine Zeit lang hinter der beschwingteren Tagespoesie hatte zurücktreten müssen, erwachte — zunächst durch Gutzkows große Zeitromane entfacht — eine immer lebhafter werdende Teilnahme. Alles deutete auf eine gewisse Abklärung und Vertiefung der schäumenden See, auf einen poetischen Realismus, der, der freiheitsfrohen Vergangenheit nicht abtrünnig, der resignierteren Gegenwart nicht gram, in Nord- wie Süddeutschland seine eigenartige liberale Ausprägung erhalten sollte: dort in der Berliner Tunnelgesellschaft, hier in der sogenannten Münchener Dichterschule, die eigentlich, ihrem Ursprunge nach, nur eine Abzweigung des preußischen Stammes war, so sehr sie sich im Kultus der Form dann auch von ihm unterschied.

Auf solche für den Anfänger recht günstige Gestirnung in der deutschen Litteratur traf Glaser, als er seine ersten Ausflüge in diese neue Wunderwelt unternahm. Verschiedene Reisen, im geschäftlichen Interesse des Onkels ausgeführt, hatten inzwischen außerdem seine Anschauungen und Vorstellungen erweitert und ihm die ersten Stoffe für umfangreichere und selbständigere Darstellungen geliefert. Namentlich einer Reise nach Italien, dem sonnigen Lande des Südens, das dann den Mann und Greis noch so oft zur Erholung und Erfrischung wiederkehren sah, verdankte der Zweiundzwanzigjährige mannigfache nachhaltige Anregungen. Daneben aber wurden auch die wissenschaftlichen Studien nicht vernachlässigt, und groß war die Freude, als durch die Vermittelung des einsichtsvollen Onkels endlich der langersehnte Besuch einer Universität gestattet wurde. Nach weiterer, nun rationeller betriebener Vorbereitung sagte der junge Kaufmann seinem bisherigen Berufe ein für allemal Valet, um sich zu Ostern 1853 in der Berliner philosophischen Fakultät immatrikulieren zu lassen.

Mit diesem Augenblick begann für ihn ein ganz neues Leben. Eine bunte Fülle hier und da aus den frischen Bronnen des thätigen Lebens geschöpfter Kenntnisse und Erfahrungen waren vorhanden; das geregelte Studium, der Verkehr mit geistreichen Lehrern und gleichstrebenden Genossen sichtete, ordnete und ergänzte sie und eine in dem scharfen, schneidenden Zugwind der preußischen Hauptstadt selten ausbleibende Selbstkritik sorgte auch hier dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen, bevor sie ihre Früchte zu einer gewissen Reife gebracht hatten.

Nach mancherlei verworfenen Plänen und vernichteten Entwürfen wurde schließlich von den aus Mainz mitgebrachten poetischen Arbeiten ein Trauerspiel „Kriemhildens Rache“ ausgewählt und unter dem Pseudonym Reinald Reimar in Hamburg zum Druck befördert (1853). Es war also ein vaterländischer und heimatlicher Stoff, mit dem sich der Rheinländer in die Litteratur einführte — eine glückliche Vorbedeutung für seine weitere dichterische Thätigkeit. Lange vor Hebbel, Geibel, Wilbrandt, Dahn u. a. hat Glaser demnach diesen förmlich nach dem Dramatiker schreienden grandiosen Heroenstoff angegriffen und, bescheidener und einsichtiger als z. B. der bühnengescheite Raupach, aber

doch manchmal kühner und mutiger als der zarte Geibel, sich möglichst eng an den Verlauf des Nibelungenliedes gehalten, das er offenbar kurz zuvor aus dem „Heldenbuch“ Simrocks kennen und lieben gelernt hatte. Freilich — und darüber wird man sich bei dem Jugendwerk nicht wundern — die derbe, cyklopische Gestaltungskraft, die dieser dramatische Gewaltstoff verlangen darf und über die von all unseren zahlreichen Bearbeitern der Sage einzig und allein der Dithmarsche Hebbel verfügte, wird man in Glasers Jamben schmerzlich vermissen, auch wohl berechtigten Anstoß nehmen an dem streng durchgeführten antiken Grundsatz der blutfreien Bühne und die zahlreichen Monologe, wie die recht verschwenderisch eingestreuten allgemeinen Sentenzen über Ehre, Treue, Glück, Liebe, Pflicht und Tugend wenig im Sinne der wortkargen Thatenwelt finden, die doch dargestellt werden soll. Das alles aber, so wenig es das Stück als dramatisches Kunstwerk empfehlen mag, spricht im besten Sinne für die persönlichen Eigenschaften des jungen Dichters, für eine gewisse Ruhe und Besonnenheit, Maßhaltung und Beschaulichkeit, seltene Jünglingstugenden, die aber auch dem Manne treu geblieben sind und ihm in seinem schwierigen Lebensberufe die wertvollsten Dienste geleistet haben. Es ist bezeichnend für Glasers ganze Lebensstimmung, daß schon in diesem Erstlingswerke die Empfindung des Dichters unverkennbar weit mehr und lebhafter aus dem Munde der reiferen Personen, also vor allem der Frau Ute, spricht als aus dem Siegfrieds, Kriemhilds oder gar des grimmen Hagen. Mit Wärme werden die stillen Freuden des Hauses gepriesen, und von resignierten, lebensweisen Aussprüchen wie der Gunthers:

> Glück ist ein ruhig Herz ...
> Nur Unzufriedne wissen nichts von Glück

ließe sich aus der Dichtung mit leichter Mühe ein ganzer Strauß zusammenpflücken.

Diesem ersten dramatischen Versuche folgte schon im nächsten Jahre (1854) der zweite. Diesmal aber stimmte das beibehaltene germanische Stabreim-Pseudonym weniger gut zu dem erwählten Stoff. Denn das neue „Schauspiel“ kehrte beim griechischen Altertum, bei den heiteren Götter- und Heldengestalten Homers ein und behandelte — zu der wilden germanischen Rächerin der denkbar schroffste Gegensatz! — die geduldig ausharrende, weibliche Treue der „Penelope“. Aber man muß sagen, Reinald Reimar war mit diesem milderen und friedlicheren Konflikt der Domäne seiner natürlichen Begabung schon um ein beträchtliches näher gekommen. In dem glatten Gewebe der hellenischen Weltanschauung stören sentenziöse Gemeinplätze und langausgesponnene Reden viel weniger als in dem lapidaren Gefüge der germanischen Vorzeit; dem vielerfahrenen, klugen Ulysses steht ein weises Wort viel besser zu Gesicht als den jachen Nibelungensöhnen. Auch hier bleiben nach dem Vorbild der griechischen Tragiker die entscheidenden Momente der Handlung keusch hinter der Scene, auch hier wuchert noch viel überflüssige Reflexion, aber die Charaktere sind schon bestimmter und einheitlicher gestaltet, Handlung und Dialog viel sicherer geführt, die Jamben ein gut Teil leichter gehandhabt. Die Lieblingsgestalt des Dichters ist offenbar Ulysses, der manchmal allzu beredte und redselige Anwalt der Ideale des Menschengeschlechts. Aber gerade deshalb muß er uns, die wir hier mehr dem Menschlichen und Persönlichen als dem Kritischen nachgehen, als Sprachrohr des Dichters besonders interessant sein. Er verteidigt gegenüber den nur im Augenblick lebenden genußsüchtigen Freiern „der Menschheit höchste Güter“: Tugend, Ansehen, Ehre, Liebe, Ruhm, und spricht das schöne, tapfere Manneswort:

> Gleichmütig sei der Mann, gleichgültig nicht, —

wie er an anderer Stelle — zugleich für den Dichter, dürfen wir behaupten — ein Bekenntnis herzhafter, optimistischer Lebensklugheit ablegt:

> Ein Thor ist, wer Vergangenes beweint,
> Entferntes sich ersehnt, Zukünft'ges hofft.
> Das Gegenwärtige, das Heute laßt
> Uns mit der Freude buntem Kranze schmücken!

Der bleibende innere Gesamteindruck, mit dem uns das Stück, mehr Buch- als Bühnendrama, entläßt, ist, um mit seinen eigenen Worten zu sprechen, ein „angenehm, erwärmend Hochgefühl“, und diese Stimmung wird auch den dichtenden Studenten erfüllt haben, sobald er in Berlin erst heimisch ward und mit den leitenden litterarischen Kreisen Fühlung gewann. Überall fand er kollegiales

Entgegenkommen, warme Förderung. Außer den fast gleichalterigen Freunden Bernhard Scholz, der ihm bald nachgezogen war, und Wilhelm Dilthey, dem späteren Biographen Schleiermachers, schloß er sich enger oder loser auch an Friedrich Eggers, Wilhelm Lübke, Otto Roquette, Moriz Lazarus und Eduard Tempeltey an, durch deren Vermittelung er dann selbst gelegentlicher Gast der Zusammenkünfte des berühmten „Tunnels“ wurde, jenes geselligen Berliner Schriftstellerklubs, dessen Verfassung und Geschichte uns „Lafontaine“, im bürgerlichen Leben Theodor Fontane geheißen, in seinen köstlichen autobiographischen Aufzeichnungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ mit unvergleichlichem Humor geschildert hat. Hier oder an ähnlichem Orte knüpfte Glaser auch alte, schon aus Wiesbaden stammende Beziehungen mit Dr. Bögekamp wieder an, einem vielseitig, namentlich historisch und geographisch gebildeten Oberlehrer, der nun nicht wenig erstaunt war, seinen jungen Freund aus der rheinischen Heimat in der preußischen Hauptstadt als schon erfolgreichen Schriftsteller und Dramatiker wiederzufinden. Inzwischen hatte nämlich ein neues Drama aus Glasers Feder, „Moses in Ägypten“, seine erste öffentliche Aufführung erlebt und ein Roman, „Familie Schaller“, in der angesehenen Koberschen Romanbibliothek weite Verbreitung gefunden. Genug, Dr. Bögekamp erhielt bei näherem Verkehr von der persönlichen wie litterarischen Erscheinung des knapp Sechsundzwanzigjährigen den besten Eindruck und stand nicht an, ihn kurzerhand für die publizistische Stellung zu empfehlen, mit deren Besetzung ihn das gerechtfertigte Vertrauen eines angesehenen deutschen Verlegers im stillen beauftragt hatte.

Dies war niemand anders als der Braunschweiger Verlagsbuchhändler George Westermann und die neue Zeitschrift, die er plante, unsere „Illustrierten Deutschen Monatshefte“. Die äußere und innere Geschichte dieses litterarischen Organs wird in kurzem eine berufene Kraft darzustellen suchen. Hier nur ein paar kurze Bemerkungen, soweit sie Adolf Glasers erste Verbindung mit dem Unternehmen betreffen.

Die Wurzeln, aus denen der Plan zur Gründung der „Monatshefte“ entsproß, gehen bis auf die ersten Jahre nach dem ereignisreichen 1848 zurück, eine Zeit, keineswegs so müde und schlaff, wie man wohl nach dem zur Allgemeingültigkeit gestempelten politischen Schlagwort „Reaktion“ anzunehmen geneigt ist. Auf wirtschaftlichem und wissenschaftlichem Gebiete macht sich vielmehr gerade damals ein besonders reges Leben geltend: die modernen Verkehrsmittel beginnen sich zu entfalten, die Industrie gewinnt eine überraschende Ausdehnung, der Wohlstand wächst, und das mit ihm zunehmende Lebensbehagen läßt den sich immer tüchtiger und ehrenwerter empfindenden liberalen Bürgerstand an einen Schmuck des Daseins denken, der auch die Litteratur wieder zu Ehren bringen mußte. Freilich auf anderem Wege und in anderer Art, als sich die vorausgehenden tiefer veranlagten Jahrzehnte hatten träumen lassen. Auch die Litteratur ging jetzt in die Breite, und anstatt der früheren Abschließung brach sich in Dichtung und Wissenschaft ein popularisierender Zug Bahn, eine Art Wiedergeburt der „Aufklärung“, aber nun nicht mehr unter der Ägide der bankerotten Philosophie, sondern unter der Führung der neubelebten Naturwissenschaften. In erster Reihe mußte daraus die Presse Gewinn ziehen. Zu den älteren angesehenen Zeitschriften, dem Stuttgarter „Morgenblatt“, der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, der Lewaldschen „Europa“, der Laubeschen „Zeitung für die elegante Welt“, den Brockhausschen „Blättern für litterarische Unterhaltung“, den Kurandaschen „Grenzboten“, gesellten sich damals Prutzens „Deutsches Museum“ (1851), Gutzkows „Unterhaltungen am häuslichen Herd“ (1852), Keils „Gartenlaube“ (1852) u. a. Sie alle pflegten die sich immer reger und reicher entfaltenden geistigen Interessen und Wissensbedürfnisse des Gebildeten doch nur einseitig oder erwiesen sich wenigstens für den mächtigen Strom der Zeit, dessen Nebenflüsse von Tag zu Tage zahlreicher wurden, als gar zu schmales und seichtes Bett, zumal da inzwischen die Illustrationstechnik wichtige, vielversprechende Fortschritte gemacht hatte.

Außerordentliche Aufmunterung empfing diese wachsende Neigung zu publizistischen Gründungen durch die lebhaft pulsierende litterarische Thätigkeit, die zu Anfang der

fünfziger Jahre in der Münchener Tafelrunde herrschte, einer von König Max berufenen auserlesenen Schar von dichterisch und wissenschaftlich hervorragend begabten Männern aus allen Teilen Deutschlands. Poesie, bildende Kunst und Wissenschaft, umschlungen von dem gemeinsamen Grazienbande der schönen Form, ohne die damals in weiteren Kreisen keine Wirkung zu erzielen war, gingen hier Hand in Hand. Allen anderen gelehrten Displinen voran auch hier die Naturwissenschaften, die sich mittlerweile von dem extremen Materialismus eines Moleschott, Vogt und Büchner zu emancipieren begonnen hatten und durch Männer wie Robert Mayer, Justus Liebig und Gustav Theodor Fechner in maßvollere Bahnen gelenkt waren. Die großen Entdeckungen des Jahrhunderts, die steigende Reise- und Forschungslust lieferten den gewandten Federn unerschöpfliche Nahrung, aber immer wieder zeigte sich, daß der Resonanzboden für diese schriftstellerische Beweglichkeit nicht groß genug war, daß all den zahlreichen, so viel Wert auf schöne Form und harmonische Ausstattung legenden Publizisten die vornehmen Organe fehlten, um die vollen Schatzkammern ihres guten Geschmacks und ihres durchgeistigten Wissens, in die ihre künstlerisch abgerundeten Vorträge nur dann und wann ihrer nächsten Umgebung einen vielversprechenden Blick vergönnten, auch vor dem großen gebildeten Publikum aufzuthun. Die obersten Ideale der Münchener, die Wiedererhebung des rein Menschlichen zum Gegenstand der Poesie, die Pflege der Weltlitteratur im Goethischen Sinne und die lebendige klassisch-kosmopolitisch-nationale Verquickung aller freien Künste und Wissenschaften zu einer geläuterten Kulturblüte, konnten auf die Dauer an den wesentlich politischen Blättern, die bisher in Deutschland die Führung der Presse innegehabt hatten, kein Genüge finden: die Zeit verlangte nach einem vornehmen, auf breiter Grundlage angelegten, aber sorgsam und geschmackvoll auswählenden, periodisch erscheinenden Organ, das würdig war, den besten dichterischen und popularwissenschaftlichen Federn ein Stelldichein zu schaffen.

Das waren, um einen Ausdruck Goethes zu gebrauchen, die kulturgeschichtlichen „Antecedenzien" der „Illustrierten Deutschen Monatshefte". Ihre historische Möglichkeit lag im Boden der Zeit; die Idee des Unternehmens entsprang dem Kopfe ihres Gründers und ersten Verlegers George Westermann, der lange in England gelebt und die Briten um ihre gediegenen monatlichen Reviews beneiden gelernt hatte. Der Nächste, mit dem er den Plan in der Heimat besprach, war wohl der ihm eng befreundete Professor Ludwig Herrig, der verdiente Philologe und Schulmann, der als einer der ersten in seinem bei Westermann seit 1848 erscheinenden „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen" mit bestem Erfolge bemüht war, wissenschaftliche Forschung und praktischen Schulunterricht durcheinander anzuregen und zu fördern. Die neue Zeitschrift, die dem ideenreichen, unternehmungsmutigen Verleger vorschwebte, sollte im Geiste der universal angelegten Zeit unter feiner, sorgfältiger Auswahl im einzelnen edlere Unterhaltungslitteratur und alle ästhetischen und historischen Wissenschaften, soweit sie populär darzustellen waren, aber auch Naturwissenschaften, Technologie, Länder- und Völkerkunde, Volkswirtschaft u. dergl. pflegen. Sie sollte dem deutschen Volke das werden, was alle anderen Nationen Europas längst besaßen: ein Organ, das im gehaltenen Strom seines Erscheinens der Zeit ein Spiegelbild vorführe, in dem sie sich selbst wiedererkenne, ein Organ zugleich aber auch der Versöhnung zwischen Wissenschaft, Litteratur und Leben, die gerade damals von den Besten unseres Volkes mit heißer Sehnsucht erstrebt wurde.

Herrig empfahl, als man die Gestaltung des Blattes näher ins Auge faßte und über die Berufung eines geeigneten Redacteurs nachdachte, zunächst den schon erwähnten Gymnasiallehrer Dr. Heinrich Vögekamp, einen litteratur- und personenkundigen Mann, als Ratgeber. Dieser gab der Westermannschen Idee festere Umrisse, entwarf den vorbereitenden Prospekt und knüpfte die ersten Verbindungen, namentlich mit den Mitgliedern der Münchener Tafelrunde, an. Sein Beruf aber hinderte ihn, wie es wohl vorübergehend geplant war, selbst den Redaktionssessel einzunehmen, und so schlug er denn dafür eben den jungen Glaser vor,



Adolf Glaser.

der gerade damals, zu Anfang 1856, seine Universitätsstudien abgeschlossen und durch seinen Umgang mit Friedrich Eggers, dem Herausgeber des „Deutschen Kunstblattes“, sowie durch seine Verbindung mit dem „Stuttgarter Morgenblatt“ schon eine gewisse publizistische Vorbildung genossen hatte. Der Vertrag kam zu stande, und im Juli 1856 siedelte Dr. Adolf Glaser als Redacteur von „Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften“ nach Braunschweig über.

Auf Glasers nun bald fünfzigjährige Redaktionsthätigkeit näher einzugehen und sie womöglich einer kritischen Beurteilung zu unterziehen, ist hier nicht der Ort und würde seinem Kollegen und Nachfolger am wenigsten anstehen. Nur so viel mag gesagt sein, daß es Glaser verstand und erzielte, nie freilich ohne die verständnisvolle, zeit- und publikumskundige Mitwirkung seines Verlegers, die neue Zeitschrift schon in wenigen Jahren wirklich zu einem Herd und Heim aller angesehenen Schriftsteller deutscher Zunge zu machen. In den „Monatsheften“ spiegelt sich in der That während der nächsten Jahrzehnte unser gesamtes vornehmes litterarisches Leben. Alles, was Deutschland damals an namhaften Dichtern, Gelehrten und Schriftstellern beherbergte, ist einmal in ihren Spalten vertreten gewesen. Aber nicht nur mit den bekannten Namen der schon Berühmten hat Glaser die „Monatshefte“ geschmückt, auch unbekannten Anfängern, die sich erst aus dem Dunkel herausfzuarbeiten anfingen und damals also in der Litteratur noch keinen Kurswert hatten, hat

er die Hand geboten und einer Anzahl jüngerer Schriftsteller die Bahn geebnet — unter ihnen allen anderen voran dem einzigen Raabe, der sich damals noch Jakob Corvinus schrieb und der seit jenen ersten Braunschweiger Jahren mit Glaser auch persönlich befreundet geblieben ist.

In den siebziger Jahren, als sich das geistige, insbesondere das litterarische Leben der nunmehr auch politisch geeinigten Nation immer mehr in der Reichshauptstadt zusammenzog, verlegte auch der Redacteur der „Monatshefte“, schon um der Anregungen der modernen Metropole nicht verlustig zu gehen, seinen Wohnsitz nach Berlin, von wo er aber durch häufige persönliche Konferenzen enge gegenseitig fördernde Verbindung mit dem Braunschweiger Verlagshause unterhielt. Daß eine Zeitschrift mit der Vergangenheit und den Überlieferungen der „Monatshefte“ dem neuen Sturm und Drang gegenüber, der zu Anfang der achtziger Jahre unsere Litteratur durchrüttelte und seinen Hauptummelplatz in Berlin hatte, eine gewisse vorsichtig abwartende Zurückhaltung beobachten mußte, war selbstverständlich; aber daß Glaser den neuen Göttern, die damals auf den Schild gehoben wurden, die „Monatshefte“ keineswegs in kurzsichtigem Eigensinn verschloß, bezeugen Namen wie Hans Hoffmann, Ernst von Wildenbruch, Alexander von Roberts, Hermann Heiberg, Richard Voß, Wolfgang Kirchbach, Karl Busse, Ossip Schubin, Helene Böhlau, Gabriele Reuter, Ilse Frapan, Erich Schmidt, Paul Schlenther, Otto Brahm, Cornelius Gurlitt, Oskar Bie und viele andere, die alle schon in den achtziger Jahren in den „Monatsheften“ zu finden waren. Wie verständnisvoll und vorurteilslos Glaser selbst die neue Bewegung betrachtete, mag sein Urteil über die „Zukunft der deutschen Litteratur“ zeigen, das er 1892 bei einer der damals so beliebten „Umfragen“ abgab. „Die Litteratur,“ heißt es da, „ist ein lebendiges Etwas, das sich organisch entwickelt und auf dessen Organismus fortwährend das gesamte nationale Leben bestimmend einwirkt. Wer könnte da irgend voraussehen, was geschehen wird. Ich habe in letzter Zeit oft mit meinen Altersgenossen über den Wert der modernsten Richtungen unserer Litteratur gesprochen und bin meistens anderer Meinung gewesen. Ist es ein Vorzug, ist es ein Fehler — ich weiß es nicht, aber ich bleibe gern Beobachter und nehme ungern Partei. Es gab, giebt und wird geben in allen Richtungen Bedeutendes und Unbedeutendes. Die Hauptsache ist, daß wir uns den klaren Blick erhalten, keine individuellen Ansichten und Hoffnungen sich breit machen lassen, aber die Überzeugung festhalten, daß ein Fortschritt zum Besseren das oberste Gesetz ist.“

Diesen heiteren, lebensfrohen Optimismus hat Adolf Glaser auch sonst in seinem Leben und Schaffen bewährt, wofür wir beredte Zeugnisse in den zahlreichen Werken seiner reiferen Jahre finden. Eine außergewöhnliche Arbeitskraft gönnte ihm nämlich neben seiner redaktionellen Berufsthätigkeit noch Zeit und Muße zur Abfassung einer langen Reihe von Dramen, novellistischen Bearbeitungen aus fremden Litteraturen, umfangreichen Romanen und kulturgeschichtlichen Abhandlungen. Von seinen Dramen will ich hier nur noch den „Galileo Galilei“ (1858) erwähnen, ein theatralisch wirksames, mit unverkennbarem Geschick an Schillers „Fiesko“ geschultes historisches Trauerspiel, das an mehreren deutschen Bühnen, unter anderem in Weimar unter Dingelstedt, erfolgreiche Aufführungen erlebte. Offenbar hat der Verfasser für dieses Werk schon Gewinn gezogen aus dem engen Verkehr mit der lebendigen Bühne, den er in Braunschweig genoß und der ihn ein paar Jahre später zu der kunstgeschichtlichen Skizze „Geschichte des Theaters zu Braunschweig“ anregte (1861), eine Arbeit, die als ernste, tüchtige Quellenstudie noch heute ihren Wert besitzt.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Glaser um die Einführung und Vermittelung der neueren holländischen Belletristik, in deren an englischen Vorbildern gereiftem behaglichem Humor, gemütvoller Kleinmalerei und herzhafter Aufdeckung socialer Schäden er eine gewisse Verwandtschaft mit seiner eigenen Begabung entdeckt haben mag. Eine kleine Bibliothek solcher niederländischer Novellen und Romane, die zum Teil, wie die bedeutendsten, „Hänschen Siebenstern“ und „Lideweide“, unter lebhaftem Beifall zuerst in den „Monatsheften“ erschienen, war die

Frucht dieser liebevollen Übersetzer- und Bearbeiterthätigkeit, bei der dem gewandten Erzähler und manchmal taktvoll dämpfenden Moralisten frühe Reiseerinnerungen aus Holland die charakteristischen Farben für Land und Leute auf die Palette lieferten. Kein Zweifel, daß diese bürgerlichen Romane, zu einer Zeit veröffentlicht, wo Freytag eben die Losung ausgegeben hatte, der Roman müsse das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen, nicht unwesentlich dazu beitrugen, an Stelle der phantastisch-verschwommenen Schwärmerei für die faden, müßiggängerischen Salonhelden etwa einer Gräfin Hahn-Hahn das gesunde Behagen am fremden und eigenen Leben, die tapfere Sicherheit und den frohen Stolz auf das tüchtige, wenn auch hier und da nüchterne Schaffen des ehrlichen Alltags zu setzen. Ja, man darf sagen, daß sie so von ferne, vielleicht unbewußt, aber deshalb nicht weniger verdienstvoll, die Wandlung zum Natürlichen und Wahren vorbereiten halfen, die der moderne Realismus auf seine Fahne geschrieben hat.

Diese echt epische niederländische Vorschule mit ihrer Schlichtheit und Sauberkeit ist nicht ohne vorteilhaften Einfluß auf Glasers eigene erzählende Schriften geblieben. Seinen modernen Romanen fehlt bei aller äußeren Spannung des Geschehens, bei allem Flusse der Handlung nicht jene behagliche Ruhe des Verweilens auf scheinbar nebensächlichen Einzelheiten, jene gleichmäßige Wärme der Stimmung, jene wohlthuende „Andacht zum Unbedeutenden“, die erst das Gefühl der Lebenswahrheit hervorbringt. Dabei bleibt Glasers Erzählungskunst aber keineswegs an dem platten Boden der Wirklichkeit kleben: weitaus in den meisten seiner Romane sind es vielmehr tapfere, aus den Niederungen eines gebundenen Daseins kühn zu den Gipfeln der Menschheit emporsteigende Helden, die er sich erwählt, künstlerisch veranlagte Naturen, die den göttlichen Funken in sich nicht bloß fühlen, sondern sich auch mühen, ihn zu pflegen und auszubilden, aristokratische Charaktere, die über die Kreatur in und neben ihnen zu triumphieren suchen und der sieghaften Kraft der höheren Idee, des „geistigen Adels“, dem zuversichtlichen Optimismus ihrer inneren Herzensstimme vertrauen. Was der Verfasser in der Vorrede seiner kulturgeschichtlichen Novellen „Aus dem achtzehnten Jahrhundert“ von dem eigentümlichen Charakter jener Zeit sagt, darf als treffende Kennzeichnung seiner eigenen liberal-idealistischen Weltanschauung gelten: „Die Macht angeborener geistiger oder künstlerischer Vorzüge tritt in Rivalität und überstrahlt zuweilen die ererbten Vorrechte. Zwischen den starren Vorurteilen, die aus der Scheu vor Überlieferung erwuchsen, regte sich das frische, der unmittelbaren Gegenwart entsprossene Talent und rüttelte an den dauerhaften Schranken, die der Kastengeist errichtet hatte.“

Wie hier, ist es Glaser auch in seinen großen historischen Romanen beschieden gewesen, den Geist und Grundcharakter einer kulturgeschichtlich bedeutsamen Zeit scharf zu erfassen, um ihn dann in frei erfundenen Gestalten mit plastischer Anschaulichkeit lebendig zu verkörpern. Mit fester Hand steuert er in seiner „Wulfhilde“, einem Roman aus dem dreizehnten Jahrhundert, das Boot der eigentlichen Fabel, einer romantischen Herzensgeschichte, durch die Riffe und Klippen der mannigfachen politischen und socialen Gegensätze jener wildzerrissenen Zeit; mit kühner Phantasie versetzt er uns in den Höllenbreughel des dämonisch-grotesken Wiedertäuferreiches und hebt aus den gärenden Wirrsalen die abenteuerlichen, wechselvollen Schicksale seiner „Cordula“, einer unseligen Emancipierten des sechzehnten Jahrhunderts, mit kräftigen realistischen Strichen hervor. Wendung und Schluß der Geschichte erinnern lebhaft an Wildenbruchs letztes Drama, die mit ganz ähnlichem sensationellen Effekt endende „Gewitternacht“.

Als Krone der Glaserschen Historienerzählung aber, als Krone seiner Romanschöpfung überhaupt muß der öfter aufgelegte „Schlitzwang“ bezeichnet werden, ein Seitenstück zu Scheffels „Ekkehard“, ein Roman aus dem achten Jahrhundert, der die von mythischen Nebeln verschleierte Entstehung der niedersächsischen Evangelienharmonie, des sogenannten „Heliand“, kraft der dichterischen Phantasie schildert, deutet und verherrlicht. Und in der That ist denn auch der rätselvolle Geist jener zwiespältigen Zeit trefflich erfaßt, sind alle einzelnen geschichtlichen Züge, die der Verfasser aus sorgsamen Quellenstudien gewiß

mühsam zusammengetragen hat, in dem Feuer einer hellseherischen Dichtergabe einheitlich zu einem großen, überzeugenden Zeitgemälde verschmolzen, ohne daß der Reiz der individuellen Schicksale des Helden und seiner Umgebung dabei zu kurz käme. Zwar steht der Roman noch unter der falschen Voraussetzung, daß ein sächsischer Bauernsohn, eben „Schlitzwang", der Verfasser des „Heliand" gewesen sei, zwar hat der Verfasser durch Verwebung seiner Schicksale mit den Sachsenkriegen Karls des Großen zwei innerlich fremde Generationen miteinander verknüpft und hier und da einen modernen sentimentalen Zug in jene harte, rauhe Zeit getragen, der den alten Sachsen nur schlecht zu Gesicht stehen will; aber als Ganzes verdient das poetisch verklärte Lebensbild alle Anerkennung: so ruhig und klar ist der Fluß der Erzählung, so natürlich entwickelt sich der Charakter des Helden, so feinsinnig ist im allgemeinen Stimmung und Duft jenes mittelalterlichen Vorfrühlings getroffen, so sicher heidnisches Germanentum und junges germanisches Christentum voneinander abgegrenzt und miteinander versöhnt, so tüchtig und edel der innere Gehalt der zu Grunde liegenden Idee. Denn, wie schon hervorgehoben, auch hier wieder begegnen wir dem über seine enge, gedrückte Umgebung emporstrebenden geistigen Helden, dem es aber nicht etwa genug, sich selbst höher hinaufzubringen, sondern der zugleich durch sich auch seine Volksgenossen aus dem dumpfen Zwiespalt ihres Schicksals in die heiteren Höhen der Freiheit zu heben sucht.

Mit diesem schönen Bilde, das für Glasers gesamte Romanschriftstellerei als typisch und für sein litterarisches Charakterbild überhaupt als kennzeichnend gelten darf, könnte ich diese Skizze wahr und wirkungsvoll zugleich abschließen, wenn ich nicht noch ein paar Worte über seine lyrischen „Gedichte" (1862) sagen möchte, die wie leichte Zierblumen den reichen Erntesegen seiner epischen Beete umranken. Ein reiner Lyriker im Sinne Goethes, Heines, Lenaus, Storms oder Mörikes, ein Lyriker, der die unendliche Stimmung eines Augenblicks in wenigen zauberhaft erlöschenden Tönen aufzufangen und zu deuten versteht, ist Glaser nicht. Seine nachdenkliche, sinnige Art schließt sich vielmehr an die Geibels oder Rückerts an, in deren Versen die Gedanken so oft das Gefühl überwiegen. Liebes- und Trinklieder hat er wohl gemacht, aber eben auch nur „gemacht", während die mehr der philosophischen Betrachtung zuneigenden Poesien eine warme, echte Empfindung beseelt, die, entsprechend seiner persönlichen Lebensführung, einen behaglichen Optimismus mit einem fest auf der Erde stehenden Wirklichkeitssinn zu verbinden weiß. Wie Horaz die aurea mediocritas feiert, so singt Glaser:

Ich lobe mir ein sanftes Licht, und gerne
Neid ich den Sonnenstrahl auf Thal und Hügel;

wie Geibel sein zuversichtliches „Es muß doch Frühling werden" dem trotzigen Winter entgegenwirft, so mahnt auch er:

Erschließ die Brust der Lüfte mildem Wehn,
Die Stürme können doch nicht ewig dauern!
Lern der Natur geheimes Wort verstehn,
Allüberall siehst du geschrieben stehn:
Du sollst nicht trauern!

Doch sein Herz gehört dem Diesseits:

Des Menschen Sehnen kann nur menschlich sein,
Sein Lied und seine Lust sind irdisch Fühlen,
Nur gleichen Wesen kann er Liebe weihn,
An gleichgestimmter Brust sein Sehnen kühlen —

ein Lieblingsgedanke, der an anderer Stelle noch deutlicher und bestimmter ausgesprochen wird:

Das Leben fordert unser ganzes Denken,
Verschwendung wär's, dem Tod davon zu schenken.

Getreu dieser aufrechten, genuß- und gegenwartsfrohen Lebensanschauung, hat sich Glaser, der Siebzigjährige, bis heute eine jugendliche Frische und Rüstigkeit zu bewahren gewußt, die einem kernigen Sechzigjährigen alle Ehre machen würde, und ohne große Wehmut darf er noch jetzt den lebensmutigen Jugendruf aus seinen Gedichten wiederholen, der hier zugleich als Festgruß und Glückwunsch für die Zukunft stehen möge:

Den Strom beneid ich! Frisch durchs Leben eilen,
Welch köstlich Los! Bald kühn die Bahn zu finden
Durch Klippen, bald durch Blumen sanft sich winden,
Und Lust und Leben ringsum auszuteilen.

F. D.



Litterarische Rundschau.

Ich finde und habe immer gefunden, daß sich ein Buch gerade vorzugsweise zu einem freundschaftlichen Geschenk eignet. Man liest es oft, man kehrt oft zu ihm zurück, man naht sich ihm aber nur in ausgewählten Momenten, braucht es nicht wie eine Tasse, ein Glas, einen Hausrat in jedem gleichgültigen Augenblick des Lebens und erinnert sich so immer des Freundes im Augenblick eines würdigen Genusses." Dieses Wort Wilhelm von Humboldts in seinen gedankenvollen „Briefen an eine Freundin" ist so recht aus dem zartsinnigen Empfinden des deutschen Gemütes herausgesprochen, und wenn es der Deutsche, ein schlechter Bücherkaufer, wie er nun einmal immer noch ist, meistens auch nur um die Weihnachtszeit recht beherzigt, so empfängt doch gerade durch diese ins Festliche erhobene Gewohnheit das Bedürfnis eine Art Glanz und Adel, dessen sich der deutsche Buchhandel denn auch von Jahr zu Jahr würdiger zu erweisen versteht. Auch jetzt schon rüstet er sich wieder, obgleich uns in dem Augenblick, wo ich dieses schreibe, fast noch zwei Monate von dem festlichen Abend trennen, allen billigen Wünschen und Ansprüchen möglichst Genüge zu schaffen. Dabei ist es — eine ganz allgemeine Beobachtung — mit Freuden zu begrüßen, daß sich der überraschende Aufschwung, den unsere dekorativen Kleinkünste in den letzten Jahren genommen haben, immer energischer und erfolgreicher auch auf das Buchgewerbe, auf Buchherstellung und -ausstattung erstreckt und daß sich an dem von Jahr zu Jahr wählerischer werdenden Geschmack der Leser der Wettbewerb unserer Verleger zu einem Eifer entzündet, der der vielgerühmten Gediegenheit und Billigkeit des englischen Büchermarktes bald nichts mehr nachgeben wird. So kommt es, daß auch wir angesichts des bunten Gewimmels von Werken unterhaltender und belehrender Art, für deren Labyrinth wir hier, altem gutem Herkommen getreu, unseren Lesern den Ariadnefaden in die Hand geben wollen, ein für allemal das Bekenntnis ablegen dürfen, es nur mit ausgewählten Erscheinungen des Büchermarktes zu thun zu haben; alles andere ist aus dem weihnachtlichen Festkreis verbannt und bis auf alltäglichere Zeiten verschoben worden.

So sehr unsere Zeit sonst in der Gegenwart lebt und, wenigstens auf vielen Gebieten, in der Gegenwart und deren Schöpfungen ihr Genüge findet, die deutsche Litteratur hat trotz aller modernen und hypermodernen Strömungen seit der Romantik keine so lebhafte „Renaissance" erlebt wie jetzt: so viele ältere, zum Teil sogar halbvergessene Meister der Feder haben selten ihre oft zwei- und dreifache litterarische Auferstehung in neuen Ausgaben — in „Sämtlichen" oder „Gesammelten Werken" — gefeiert wie augenblicklich. Auch hier sollen diese verdienten Veteranen und guten Geister der Vergangenheit nicht vergessen werden, vielmehr den ihnen gebührenden ersten Platz einnehmen.

Ein Zeichen der Zeit sehe ich auch in der neuen Ausgabe, die **Novalis' sämtliche Werke** gefunden haben (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs). Wie gleichgültig, ja geringschätzig wurde noch vor wenigen Jahren in unserer zeitgenössischen Litteratur die Romantik behandelt, und wie eilig hat man es neuerdings, einen ihrer Dichter nach dem anderen mit bewundernden Biographien oder liebevoll bereiteten neuen Ausgaben aus dem Grabe zu erwecken! Kein Wunder, daß auch Hardenbergs litterarische Schöpfungen jüngst solche Auferstehung in einer Gesamtausgabe gefeiert haben, die der höchsten Anerkennung wert ist. Es ist keine philologisch-kritische mit einer Überlast von Fuß- oder Schlußnoten, sondern nur eine für den rein ästhetischen Genuß. Das Hauptverdienst ihres Herausgebers Karl Meißner besteht darin, aus den zwei Bänden der von A. W. v. Schlegel und Tieck besorgten ersten bis fünften Auflage und dem Nachtragsband von 1846, den Eduard von Bülow unter Tiecks Ägide veröffentlichte, ein organisches Ganze hergestellt zu haben. Der erste der drei Bände, die man, nebenbei gesagt, dank ihrer künstlerisch gewählten Ausstattung und ihrer festen Heftung getrost broschiert in die Bücherei stellen darf, bringt nach der umfangreichen, allseitig anregenden, überall auf psychologische Vertiefung hinarbeitenden Einleitung von Bruno Wille und den interessanten autobiographischen Mitteilungen aus Tagebüchern und Briefen die „Verspoesie", der zweite Band die gesamte produktive Prosa,

der dritte die sämtlichen vorhandenen Aufzeichnungen rein gedanklicher Natur (Fragmente über Ästhetisches, Ethisches, Philosophisches und Wissenschaftliches, die Dialoge u. s. w.). Neu aufgenommen sind die vier Jugendgedichte aus Meusebachs Sammlung „Auf Josephs Tod“, „An Herrn Brachmann“, „An Jeanette“ und „Mein Wunsch“, die Hoffmann von Fallersleben 1859 in seinen „Findlingen“ zuerst abgedruckt hat, ferner der Fragmentencyklus „Glaube und Liebe oder der König und die Königin“ aus den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie“ 1798 und die vielumstrittene Abhandlung „Die Christenheit oder Europa“, die vollständig nur in der vierten Auflage enthalten war. — Das Erhabenste in Novalis' Poesie werden immer die „Hymnen an die Nacht“ bleiben, diese von tief religiöser Mystik erfüllten todessehnsüchtigen, in rhythmisch gehobener Prosa und edlen Versen einherwogenden Ergüsse einer auf den Gipfeln der Phantasie und Empfindung wandelnden Herzenstrunkenheit. Neuere philologische Kritik, wohl angeregt durch Wilhelm Scherers geniale Forschungen und Hypothesen über den Goethischen „Faust“, hat an der eigentümlichen Form dieser Dichtungen viel experimentiert und „vermutet“. Schon 1888 machte es Jakob Minor in der „Deutschen Litteraturzeitung“ wahrscheinlich, daß die vier ersten „Hymnen“ ursprünglich auf metrische und strophische Redaktion angelegt gewesen, und vor kurzem hat Karl Busse, selbst ein äußerst formbegabter und feinsinniger Lyriker, diese Hypothese aufgenommen und sie in einer eigenen kühnen, aber auch klugen und geistreichen Schrift, mit der er sich an der Rostocker Universität den Doktorgrad erwarb, auf die sämtlichen Stücke auszudehnen versucht. (**Novalis' Lyrik.** Oppeln, Georg Maske.) Gegen seine Beweisführung läßt sich zweifellos vieles ins Feld führen: allein der Hinweis auf manche zwischen Prosa und Vers hin- und herpendelnde Stelle bei Goethe, auf das „Hohe Lied“, auf „Ossian“ u. s. w. setzt hinter Busses Behauptung ein starkes Fragezeichen — aber das Buch bringt sonst, über die „Geistlichen Lieder“, über Technik, Sprache, Vorbilder und dergleichen, so außerordentlich viel Neues und Einleuchtendes, daß man es mit reichem geistigen Gewinn aus der Hand legt. Manches davon, insbesondere Busses Ergebnisse über Datierung und Anordnung der Gedichte, sind auch Meißners vornehmer Ausgabe zu gute gekommen, aus der wir hinfort den Dichter der „blauen Blume“ in Weihestunden des Lebens am reinsten genießen werden.

In eine ganz andere Welt führt uns Ludwig Anzengruber. An ihm hatte die Nachwelt, die den wuchtigen, aber meist tendenziösen Klassiker des Volks- und Bauernstückes fast nur von der Bühne her kennt, längst eine Gerechtigkeitsschuld zu erfüllen: viel zu sehr war hinter den Dramatiker der ergreifende Erzähler, der markige Verfasser des „Sternsteinhofes“ und des „Schandflecks“ zurückgetreten. Beiden Seiten des niederösterreichischen Dichters wird die Ausgabe von **Anzengrubers Gesammelten Werken** gerecht, die vor kurzem mit der sechzigsten Lieferung zum Abschluß gekommen ist (Stuttgart, J. G. Cotta). Hier erst entfaltet sich der ganze Reichtum dieser urwüchsigen Dichterkraft. Mit den großen Romanen, die für den feineren Geschmack dank ihrer realistisch-kraftvollen Menschendarstellung immer das Wertvollste und Tiefste unter Anzengrubers Schöpfungen bleiben werden, setzt die vornehm ausgestattete Ausgabe ein; ihnen folgen die prächtigen „Dorfgänge“, die launig-ernsten, mit kraftvollen Tönen ans Herz greifenden „Kalendergeschichten“ und endlich, eingeleitet durch die „Gedichte“ und die lebensklugen „Aphorismen“, die lange Schar der Komödien und Tragödien, vom gewaltigen „Pfarrer von Kirchfeld“ bis zur Weihnachtskomödie „Heimg'funden“. Anton Bettelheim, einst mit dem Dichter eng befreundet, hat aus intimster Kenntnis seiner Persönlichkeit wie seiner litterarischen Schöpfungen eine äußerst warmherzige biographisch-kritische Einleitung zu den „Gesammelten Werken“ geschrieben, der man es nicht verargen wird, wenn sie hier und da vielleicht etwas gar zu viel Licht über Leben und Dichten des großen Freundes ausgießt. Sehr glücklich jedenfalls vergleicht Bettelheim unseren Anzengruber mit dem Ideal des Volksdichters, wie es Goethe in „Hans Sachsens poetischer Sendung“ aufgestellt hat:

> Nichts verlindert und nichts verwitzelt,
> Nichts verzierlicht und nichts verkritzelt;
> Sondern die Welt soll vor dir stehn,
> Wie Albrecht Dürer sie hat gesehn;
> Ihr festes Leben und Männlichkeit,
> Ihre innre Kraft und Ständigkeit.
> Der Natur Genius an der Hand
> Soll dich führen durch alle Land.

„So ward er eine der wenigen in allen Schichten der Nation zugleich wirkenden Persönlichkeiten unserer Zeit: ein Poet und ein Prophet — allerdings ein ganz moderner Prophet — ein Tragiker und ein Humorist, ein gewaltiger Redner in der Kirche des freien Geistes und ein kecker Stegreifdichter der Schenke und des Tanzbodens.“ Es ist ein Genuß, sich in diese Weltbibel zu vertiefen; überall lacht und weint einem das „volle Menschenleben“ entgegen, und wo man's packt, da ist es interessant.

Eine wertvolle Bereicherung erfährt die deutsche Haus- und Klassikerbibliothek durch die wohlfeile, aber durchaus gediegene Ausgabe der **Ausgewählten Werke von Julius Mosen,** die jetzt in vier stattlichen Bänden vorliegt, herausgegeben und mit einer knappen, verständnisinnigen biographischen Einleitung von Dr. Max Zschommler versehen (Leipzig, Arwed Strauch). Der Name Mosen ist uns eigentlich nur noch als der des Dichters von Liedern wie „Zu Mantua in Banden“, „Die letzten Zehn vom vierten Regiment“ und „Der Trompeter an der Katzbach“ geläufig, um so erfreulicher und dankenswerter will uns dies Unternehmen erscheinen, das uns auch die sonstigen, unbekannteren Gaben des Dichters: seine romantischen Prosaerzählungen „Bilder im Moose“, seine tiefsinnige, von echt germanischer Weltan-

schauung getragene Jugenddichtung „Ritter Wahn“, sein in glänzendem Bilderreichtum schwelgendes geschichtsphilosophisches Epos „Ahasver“, seinen historischen Roman „Der Kongreß von Verona“, sowie seine nationalen Dramen wieder lebendig macht.

Abgeschlossen sind rechtzeitig zum Fest auch **Felix Dahns Sämtliche Werke poetischen Inhalts** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel), eine litterarische Gabe von ausgesprochen vaterländischer Prägung. Wir haben hier dieses neuen kostbaren Schreins der gesamten Dahnschen Muse schon wiederholt rühmend Erwähnung gethan, es mag daher heute genügen, noch einmal empfehlend auf all die Schätze hinzuweisen, die er birgt. Billig voran stehen unter den Gaben die bekanntesten und beliebtesten Werke Dahns, seine kleinen und großen geschichtlichen Romane: „Ein Kampf um Rom“, „Die Bataver“, „Julian“, „Bissula“, „Attila“, „Ebroin“, „Sind Götter?“ „Friggas Ja“, „Odhins Trost“ u. a. Nun erst, angesichts dieser vielschakigen Kette, erkennen wir, welch ein festes, einheitliches geistiges Band doch alle diese einzelnen Glieder umschlingt. Von dem finsteren Teja aus dem „Kampf um Rom“ (1876) bis zu Merowech, dem Freunde „Julians“ (1893), kämpfen alle Dahnschen Helden für die „heroische Entsagungslehre“ des alten todestrotzigen und pflichtstarken heidnischen Germanentums. Bei den nur ein schmales Bändchen (19) füllenden Erzählungen in poetischer Form („Harald und Theano“, „Rolandin“) bedauern wir, daß uns Dahns Muse gerade von dieser Dichtungsart, zu der schon viele seiner prosaischen Erzählungen hindrängen und auf die ihn recht eigentlich seine pathetische Begabung wies, nicht noch mehr geschenkt hat. Wir trösten uns dafür an den „Gedichten“, die drei volle Bände (16 bis 18) ausmachen, insbesondere an den männlichen, kraftvollen Balladen und an manchem tiefsinnigen, reifen Liede, freuen uns aber auch, in den meisten der Dahnschen schier unzähligen Gelegenheitsgedichten Empfindungen und Gedanken zu finden, die von der Flucht der Stunde nicht hinweggenommen werden können. Die beiden letzten Bände der Ausgabe bescheren uns dramatische Werke unter dem zusammenfassenden Titel „Schaubühne“, darunter das Trauerspiel „Markgraf Rüdiger“ und das Schauspiel „Deutsche Treue“; auch diese Dichtungen mit ihrem Balladencharakter wird man vom Blatte ebenso rein oder vielleicht noch voller genießen können als von der Bühne, auf der sie schwerlich jemals heimisch werden.

Neben diesen bereits abgeschlossenen Lieferungsausgaben werden noch fortgesetzt **P. K. Roseggers Schriften** (Zweite Serie; Leipzig, L. Staackmann), die uns augenblicklich bis zur siebzigsten Lieferung („Bergpredigten“) vorliegen, und **Heinrich Seidels Erzählende Schriften** (Stuttgart, J. G. Cotta), die soeben mit dem „Leberecht Hühnchen“ in neuem Gewande ihren erneuten Siegesgang anzutreten beginnen. Diese Seidelausgabe soll dreiundfünfzig Lieferungen zu je 40 Pf. umfassen und wahrscheinlich noch vor dem Feste auch in sieben Bänden zu haben sein. Wir kommen auf das litterarische Lebenswerk des stillen norddeutschen „Glückspoeten“ noch ausführlich zurück, sobald es uns fertig vorliegt. — Einen Meister der Novelle, insbesondere der kulturgeschichtlichen, wird die Gesamtausgabe von Wilh. Heinrich Riehls **Geschichten und Novellen** am Herd des deutschen Hauses ansiedeln, wo er bisher nur mit einzelnen seiner Schöpfungen heimisch war (Stuttgart, J. G. Cotta). Seine tüchtige, gemütvolle Erzählungsart, sein behaglicher Humor, getragen von der ethischen Absicht, „gute Menschen zu erheben, indem man sie erheitert“, macht Riehl so recht geeignet, als Haus- und Heimpoet im Kreise der deutschen Familie gehegt zu werden. Die neue Ausgabe soll in vierundvierzig Lieferungen (zu je 50 Pf.) zu Ende geführt werden; wir kommen auf das Ganze beim Abschluß nochmals zurück.

Eine sehr zeitgemäße Veröffentlichung aus der auswärtigen Litteratur begrüßen wir in **Leo N. Tolstojs Gesammelten Werken** (Leipzig, Arwed Strauch), einer durch und durch gediegenen und würdigen Ausgabe dieses weitaus bedeutendsten Schriftstellers der heutigen russischen Litteratur, eines Weltdichters, darf man getrost sagen, der bei uns Deutschen seine zweite Heimat gefunden hat. Über ihn und seine litterarisch-ethische Bedeutung für unsere Gegenwart an dieser Stelle noch Worte zu verlieren, darf nach den eingehenden, tiefgründigen Essays, die Curt Behr ihm im Juni- und Juliheft unserer Zeitschrift gewidmet, als überflüssig erscheinen. Um so willkommener aber wird unseren Lesern, die diesen Aufsätzen eine so rege Teilnahme entgegengebracht haben, die oben genannte Ausgabe sein, die uns die Werke des russischen Lebensphilosophen und Dichters zweifellos in dem besten, zuverlässigsten und ansprechendsten Gewande vermittelt, das zu denken ist. Bisher war Tolstoj uns bloß in einer größeren deutschen Ausgabe zugänglich, aber diese brachte nur vier Bände, und manches darin ließ nach Auswahl und Sprache vieles zu wünschen übrig. Jetzt erst, in dieser auch äußerlich vortrefflich ausgestatteten, von R. Löwenfeld, einem berufenen Kenner der russischen Litteratur, vollendet übersetzten Ausgabe, überschauen wir alles Wesentliche und Wichtige seines litterarischen Schaffens, ohne von der ungesichteten Fülle des Belanglosen erstickt zu werden. Die ganze Ausgabe ist auf zwölf mittelstarke Bände veranlagt; acht davon liegen uns vor. Sie bringen die umfangreichen Fragmente des großen autobiographischen Romans „Lebensstufen“, die Novellen und kleineren Romane, als reifste Gabe „Krieg und Frieden“. Jedem einzelnen Werk geht eine knappe, aber fest und sicher charakterisierende Einleitung des Herausgebers und Übersetzers voraus, die alles zum Verständnis Nötige in hübscher Form beibringt.

In diesem Zusammenhange machen wir ferner auf das neue Unternehmen „Europa“ aufmerksam (Berlin, Hugo Bermühler), eine in Lie-

ferungen erscheinende Sammlung von Romanen und Erzählungen aus den Litteraturen aller Völker unseres Erdteils. Das von dem bekannten Übersetzer Wilhelm Lange herausgegebene Werk wird eingeleitet durch Tolstojs neuesten Roman **Auferstehung** (vollständig in acht Lieferungen zu je 40 Pf.) —

Aus den Steppen Rußlands zurück in unsere deutsche Heimat, und zwar gleich dorthin, wo ihr Herz am heimischsten ist, wo ihr Gemüt von jeher seine grünste Weide gefunden hat: in den deutschen Wald! Wilhelm von Polenz, der heimatstolze, in kernig-schlichtem Selbstbewußtsein auf dem platten Lande wurzelnde Verfasser des „Pfarrers von Breitendorf", des ernsten „Büttnerbauers" und des agrarisch tapferen „Grabenhägers", schenkt uns neuerdings eine mittelstarke Novelle, die er kurz und kräftig **Wald** betitelt (Berlin, F. Fontane u. Co. Preis 2 Mk.). Polenz steht hier auf seinem eigensten Gebiet; denn der Titel dieses Buches hat nicht etwa nur eine symbolische Bedeutung, sondern greift gleich an das innerste Mark dieser durch und durch deutschen Herzens- und Seelengeschichte. Die neue Novelle schildert uns mit einer Schlichtheit und Einfachheit sondergleichen das schmerzensvolle Schicksal einer „unverstandenen" Frau, die — um es zunächst möglichst kraß und brutal zu sagen — ihren Gatten und ihre Pflicht vergißt, um sich dem anderen zu ergeben. Und doch weiß uns der Dichter diese rührende Gestalt so warm und mitleiderregend ans Herz zu legen, als sei sie die heilige Genovefa. Erreicht hat er das vor allem durch die wunderbare Harmonie, in die er das heimliche Leben des Waldes mit dem Geschick seiner Heldin setzt. Dumpf und gleichgültig lebt Frau Anna zunächst an der Seite ihres rauhen, verschlossenen, ganz in seinem Weidmannsgeschäft aufgehenden Gemahls, des Quellenhayner Oberförsters, dahin. Nur ihr Knabe giebt ihr eine Spur von frohem und glücklichem Lebensgefühl. Von jenen heimlichen Schauern, die den Naturfreund ergreifen, wenn er in die Säulenhalle des Waldes eintritt, empfindet sie nichts. Sie kennt das zu genau. Bei ihr zu Hause giebt es nur zwei Dinge von Interesse: Jagd und Bäume. Alles dreht sich darum. Da tritt eine gleichgestimmte, jugendlich lebensfroh gesinnte Seele in ihren Kreis, und was so lange unter bleiern schwerem Winterlaub geschlummert hatte, wacht langsam auf. „Nun saß sie hier oben im düsteren Waldrevier wie ein Vogel hinter den Stäben seines einsamen Käfigs. Sollte das das Ende sein? Sollte sie weiter so leben in dieser zermürbenden, die Nerven auf die Folter spannenden Einsamkeit der Waldeseinöde, bis sie wirklich eine alte Frau sein würde? In ihrem innersten Herzen glaubte sie daran selbst nicht. Es war etwas in ihr: eine Hoffnung, unausgesprochen, scheu und doch im geheimen innig von ihr geliebkost, daß es für sie noch einmal Frühling werden müsse nach so langem Winter." Und auch ihn, den Major Rüstädt, der als Forstpraktikant in ihre öde Häuslichkeit eintritt, bezaubert der Frühling im Walde, jagt ihm das Blut rascher durch die Adern. Die Brücke zwischen den beiden schlägt der Knabe, dessen sich Rüstädt mit hingebender kameradschaftlicher Liebe annimmt. Aber sobald erst einmal das Eis gebrochen, kommt sie ihm entgegen, um ihm alles, alles zu geben. Der Bann, der ihr junges Leben so lange umschlossen, war zu furchtbar gewesen, die Erlösung von den Fesseln war zu selig, als daß sie sich hätte zügeln können. Und „nun hatte auch Anna den Weg gefunden zur Natur. Mit einemmal war ihr der Zauber des Waldes aufgegangen, in dem sie zehn Jahre lang gelebt mit verschlossenen Augen. Jetzt war das Märchen entzaubert." Der Sinn für die Schönheit selbst des Kleinen und Kleinsten erwacht in ihr. Mit kindlicher Freude beobachtet sie das Wibbeln und Kribbeln zu ihren Füßen, das Schießen und Sprießen an Baum und Strauch. Entzückt lauscht sie dem Jubilieren der Vögel unter dem Blätterdach. Der Wald wird der liebste Freund der beiden. Er scheint sie zu verstehen, wie sie ihn verstehen; er ist verschwiegen, sieht alles und sagt nichts. Er rauscht ihrer Liebe eine hunderttausend Jahre alte, einfache, ewig schöne Melodie. Und mehr: er bringt die Stimme des Gewissens in ihnen zum Schweigen. „Sie ganz allein waren im Recht! Natur, Jugend, Frühling, der Wald, die Schönheit der Welt standen auf ihrer Seite." Aber der Wald rächt und sühnt endlich auch die Schuld. Als Rüstädt nach langem Zaudern entschlossen, sich offen vor aller Welt an der Geliebten Seite zu stellen, fällt er durch die heimtückische Kugel von Wilddieben, und über seiner Leiche bricht wehklagend das nun wieder lieb- und heimatlose Weib zusammen. Die Geschichte ist scheinbar ohne alle Kunst, ganz schlicht und einfach erzählt, aber durch diese Herzens- und Gemütseinfalt gerade greift sie so unmittelbar an unsere Seele: mit einem Wort ein Buch, das niemand ohne innere Erhebung aus der Hand legen kann.

Seite an Seite mit Polenz ist Georg Frhr. von Ompteda in die Litteratur und in die Gunst der Leser eingedrungen. Sein neuester Roman ist eine Künstlergeschichte, von denen jetzt wieder einmal so viele erscheinen, aber völlig ungleich dem alltäglichen, meistens in schwärmerischen Phrasennebeln schwimmenden Troß. Der starke Band trägt den rätselhaften Titel **Philister über dir!** (Berlin, F. Fontane u. Co.; Preis M. 3.50) und spielt in dem mehr mit feinem Silberstift angedeuteten als mit plumpem Pinsel ausgemalten Milieu des modernen Berlins. Nikolaus Sandtner, im Kreise seiner Vertrauten „Niki" genannt, ist ein schwerblütiger, ernste Probleme wälzender, mühsam arbeitender Maler, der alle Gebilde seiner Phantasie erst lange in sich trägt, ehe er ihnen in hartem Ringen künstlerische Gestalt zu geben vermag. Er fühlt sich unbefriedigt, weil er zu tief und innerlich angelegt ist für die leichten, losen Vergnügungen der Großstadt, und sehnt sich, „Glück und Frie-

den zu finden bei einem Weibe, das ihn lieben möchte wie er." Unter seinen Schülerinnen glaubt er diese Erlöserin entdeckt zu haben; seine Augen sehen in ihr die vornehme junge Dame der großen Welt, die das bessere Teil erwählt hat vor den Zerstreuungen der Gesellschaft: die Sammlung, die Ruhe, den Frieden des Daheims. So möchte er Vera von Övelhorst malen. Und sie ist doch das Gegenteil von dem allen, wie er in seiner wider den Rat ihres Vaters geschlossenen Ehe bald zu seiner bittersten Enttäuschung erfahren muß. Die ganze furchtbare Qual dieses verfehlten Lebensbundes liegt erschöpft in der Statue eines Freundes, die er „Delila" getauft hat. Diese Delila ist das Weib, das den Simson, den stärksten Mann der Welt, bezwungen, durch Ränke, durch Qual, durch Worte, durch Bitten, durch Flehen, durch Drohungen, durch Versagen, durch Gewähren, durch Sinnlichkeit. Sie ist nackend und kräftig, glatt, schön, heiß und doch kalt. Sie ist Siegerin, und wie sie leicht die Zähne zeigt, wenig den Mund öffnet, aus den Augen blitzt, die sie in Verachtung etwas schließt, ist es, als ob sie eben, da sie meint, des Simsons Seele matt getrieben zu haben bis an den Tod, ihm zuschreit: „Philister über dir!" Niki ist Simson, und die Locken, die ihm Vera abschneidet, sind die Kraft und die Lust zur Arbeit. Als er das nach langen bangen Kämpfen mit ihr und mit sich selbst endlich erkannt hat, haßt er sie, hat sie ihm doch seine Kunst geraubt, sein Bestes, sein Größtes. Sie hat ihn klein und schwach gemacht, feige und ohnmächtig. Sie hat ihm Hand, Augen, Hirn gelähmt, daß er sich in Scham verbergen muß vor dem Kleinsten in seiner Kunst, der doch wenigstens arbeiten kann. Sie hat ihm Ekel und Müdigkeit in die Seele geträufelt, Gleichgültigkeit, Menschenverachtung und Haß. Sie hat ihn, den Künstler, ausgeliefert den Philistern, da seine Kraft von ihm genommen. Da wächst in seiner Seele der Gedanke, sich von ihr zu befreien. Denn sie ist und hat nichts von dem, was die wahre Frau eines Künstlers haben soll. Das Wort: der Künstler darf nur seine Kunst lieben — ist nicht für uns Menschen. Es giebt wohl eine, die ihm zur Lebensgefährtin taugt; aber sie muß, wie Nikis Freund, der stille, versonnene Schriftsteller, ihm erklärt, „eine sein, die hingebend ist und klug, die einen versteht, die einen umfängt mit Liebe und Güte. Sie soll eine Kameradin sein und Freundin. Sie soll Weib bleiben, soll Mutter werden und egoistisch sein in ihren Kindern. Sie soll des Mannes Kunst lieben und bewundern, aber nicht mit helfen wollen. Sie muß ihn aufrichten, wenn die Not des Schaffens ihn beugt. Sie muß mit ihm jubeln können, wenn ein Werk gelungen ist. Ernst muß sie mit ihm sein, wenn er Ernst verlangt, aber sie soll auch mit ihm lachen können, wenn ihm die Freude des Lebens, wenn ihm Daseinsdrang und Mut einmal das Herz schwellen läßt. ... Und das alles durch die Liebe!" Während Niki diesen Worten noch nachdenkt — seine Frau ist inzwischen von ihm gegangen — und ihre Wahrheit erkennt, beginnt die Heilung in ihm, er fühlt seine alten Kräfte wiederkehren, und mit dem Rufe: „Die Kraft ist wieder da! O, die Schöpferkraft — das Beste, das Schönste auf dieser Erde!" kehrt er, ein Größerer und Stärkerer denn je zuvor, an seine einsame und ihm doch so vertraute Arbeit zurück. — Ompteda verfügt über eine glänzende, männlich sichere, knappe und energische Charakteristik, die nicht selten an Fontanes herbstlich herbe Kunst gemahnt. Ohne Umschweife und Verbrämungen geht er immer auf den Kern, auf die Seele der Dinge und Menschen los und erreicht so mit den schlichtesten, aber um so kräftigeren Mitteln eine Innigkeit und Überzeugungskraft der Schilderung, die auf den ersten Hieb das Charakteristische trifft und alles leibhaftig vor uns aufleben läßt. Nirgends ist erkennbar auf Rührung hingearbeitet, und doch fühlen wir die Gestalten dieses Romans in so vertrauter Nähe, „als wären sie ein Stück von uns." Ernste Naturen werden sich gerade von solchen scheinbar spröden Bäumen die schönsten Früchte brechen.

Wie hier, in der Gestaltung eines nach landläufigen Vorstellungen ästhetisch schönen Milieus, eine strenge Realistik die Feder führt, so frappiert in der Behandlung des Offiziersthemas, das sich Hanns von Zobeltitz in seinem zweibändigen Roman **Die Stärkere** (Jena, Hermann Costenoble) erkoren hat, der weiche, feine Strich des Idealisten. Rittmeister Walther von Brunshagen soll seinem herabgewirtschafteten Gut und seinen zerrütteten Finanzen zuliebe eigentlich die nicht bloß reiche, sondern auch schöne und gesellschaftlich glänzende Lydia Dalenström heiraten. Da sie ihn aber in übermütiger Weltdamenlaune mit einem Korbe nach Hause sendet, vermählt er sich mit Hildegard Weltin, einer weniger glanzvollen, dafür aber unendlich viel tieferen und reicheren Natur. Jedoch Lydia tritt noch einmal vor ihn hin, jetzt mit dem rückhaltlosen, verführerischen Bekenntnis ihrer leidenschaftlichen Liebe, noch dazu in einem Augenblick, wo er überzeugt ist, daß seine Frau dem Tode entgegensiecht. „Ich bin die Stärkere, füge dich mir!" ruft ihm Lydia siegesgewiß zu; aber sie irrt: nicht sie, die nur die Leidenschaft hat, sondern Hilde, die Treue, Duldende, Sorgende, bleibt die Siegerin. Ruhig, aber unwiderstehlich legt sie die Rechte auf Walthers und Lydias verschlungene Hände, als sie die beiden überrascht, um sie mit den Worten zu lösen: „In euch lebt nur die Leidenschaft; in mir die Liebe. Und darum bin ich die Stärkere. Du, Walther, gehörst an meine Seite, und ich lasse dich nicht." Dieses Thema von der Überlegenheit innerer Stärke und Größe über äußere prunkende Eigenschaften ist in dem Roman zweifach variiert, eine interessante Neben- und Parallelhandlung bringt in den ernsten Grundton auch heitere Scenen, vor allem die erquickenden Lichter eines sonnigen Backfischhumors. Das Ganze ist ein Muster jener gediegenen, tüchtigen Unterhaltungslitteratur, nach der das Bedürfnis aller

derer nie ausgehen wird, die eine auch äußerlich spannende Romanhandlung neben deren sittlichem Gehalt nicht entbehren mögen.

Ungefähr auf der gleichen litterarischen Stufe steht Clara Viebig mit ihrem neuesten Roman **Es lebe die Kunst** (Berlin, F. Fontane u. Co.). Clara Viebig hat sich bereits seit Jahren mit ihren kraftvollen, meistens düsteren, erschütternden Novellen „Kinder der Eifel“ wie mit ihren gedankenvollen Romanen „Rheinlandstöchter“ und „Dilettanten des Lebens“ einen geachteten Platz in der Reihe unserer modernen Schriftstellerinnen erworben; namentlich die aus ihrer Heimat geschöpfte Eifelnovellensammlung verrät ein starkes eigenartiges Talent. Ihr jüngster Roman, so sehr er anderswo gerühmt worden ist, scheint mir, mit dieser stolzen Leistung verglichen, nicht ganz auf der Höhe ihres Könnens zu stehen, aber auch so noch weiß er einem oft und mannigfaltig behandelten Thema Seiten abzugewinnen, die selten oder nie schon so charakteristisch und überzeugend ausgestaltet worden sind. Die Enttäuschungen einer weiblichen Künstlerseele, der durch vornehme Protektion über Verdienst schnell emporgekommenen Schriftstellerin Elisabeth Reinharz, die sich aus der qualvollen Hetzjagd des modernen Salonlitteratentums, bis ins Innerste ihrer Seele enttäuscht, zurückrettet in jenes stille Reich, wo die Kunst eng bei der Natur wohnt, sind hier mit einer Glut und Eindringlichkeit geschildert, die auch den Widerwilligen überzeugt und fesselt. „Ich ringe nicht mehr nach Erfolg und Ruhm: jetzt weiß ich's: Friede, das ist die Kunst!“ — Diese Schlußworte des Romans dürfen auch für die Verfasserin gelten, die nicht in der Schilderung des buntbewegten lauten Großstadttreibens, sondern vielmehr in den anmutigen Bildern, die sie von dem friedvollen Landleben ihrer bekehrten Heldin entwirft, ihre besten Gaben entfaltet.

Auch Oskar Linke betritt mit seinem neuesten Roman **Iphi, das Malermodell** (Leipzig, Wilhelm Friedrich) den Boden der Künstlergeschichte; aber nicht in der modernen Gegenwart, wie Clara Viebig und Georg von Ompteda, sondern, wie für Kenner seiner früheren Werke beinahe selbstverständlich, im hellenischen Altertum läßt er sich die Schicksale seines selbstbewußten, heiter überlegenen Medon, einer echten Alkibiades-Natur in der Kunst, und der schönen Krotoniation Iphianessa abspielen. Die Erzählung streift an mehr als einer Stelle recht bedenkliche Sitten und Lebensanschauungen der Antike, weiß aber an anderen, vor allem bei der in dramatische Form übergehenden Katastrophe, auch wiederum so ernste Töne anzuschlagen, daß man das Spielerische mancher Scenen leicht mit in den Kauf nimmt.

Zahlreich und mannigfach wie immer ist auch diesmal der Frauenroman auf dem Platze erschienen. Leider steigt auch er neuerdings in die staubige Arena des Kampfes herab und macht sich zum Sprachrohr von Tendenzen, die dem inneren Kunstwert mit doppeltem und dreifachen Maße wieder nehmen, was vielleicht die äußere Handlung an Interesse und „Aktualität“ gewonnen hat. Auch Ilse Frapan, die solche Hilfe doch wahrhaftig nicht braucht, hat sich neuerdings auf diesen Pfad begeben: ihre jüngste Novelle führt den erbitterten Titel **Wir Frauen haben kein Vaterland** (Berlin, F. Fontane u. Co.; 2 Mk.), mit dem sonderbaren Zusatz „Monologe einer Fledermaus“. Die Novelle gehört zur Anklagelitteratur, und so ergreifend die Dichterin auch vieles in den jämmerlichen Schicksalen der kleinen kindlich-schüchternen Lilie Halmschlag aus Hamburg, der Züricher Studentin, zu schildern versteht, man sieht die Fäden der dürftigen Handlung von Anfang an doch zu deutlich auf den tendenziösen Kern zulaufen, der in der Erfahrung ausgesprochen wird: „Für studierende Frauen giebt es weder private noch staatliche Stipendien.“ Mit flammender Begeisterung fordert die freiheitsdurstige Heldin ihre mitleidenden Geschlechtsgenossinnen auf, „ihre eigenste Sache in die eigenen Hände zu nehmen“, indem sie grollt und mahnt: „Wir Frauen haben kein Vaterland, uns binden keine Ländergrenzen, uns bindet kein Fahnen-, kein Bürgereid. Aber heimatlos sind wir nicht. Unsere Heimat ist die Erde, unser Volk ist die Menschheit. Nationale Arbeit hat man uns verwehrt; leisten wir denn, was höher ist als sie, leisten wir Menschheitsarbeit! Beten wir, daß bald die Zeit komme, wo die Grenzen aufhören, die Volk von Volk scheiden, wo die Kriege aufhören, die den Mann auf die Stufe des blutdürstigen Tieres degradieren; wo das schmutzige Geld nicht mehr über die verkaufte Erde rollt; wo es weder Kapitalisten noch Proletarier mehr giebt, sondern nur Menschenbrüder, und wo der Mann auch im Weibe die gleichstrebende Schwester erkennt und achtet! Beten und — handeln wir!“

Eine gewisse Verwandtschaft mit Ilse Frapans Unternehmen zeigt Hedwig Dohms umfangreicher Roman **Schicksale einer Seele** (Berlin, S. Fischer; 4 Mk.), eine Arbeit, die sich mit einer ähnlichen bereits erschienenen und einer noch zu erwartenden derselben Schriftstellerin zu einer Art Cyklus zusammenschließt, in dem die drei Frauengenerationen des neunzehnten Jahrhunderts geschildert werden sollen. Der vorliegende Roman erzählt uns das Leben einer Frau, die heut in den sechziger Jahren stehen würde, einer Frau, in der wir unschwer die Verfasserin selbst erkennen. Er will das anfangs noch dunkle, instinktive Ringen um Sein oder Nichtsein ihrer Seele veranschaulichen, und er endet mit einer theoretischen, fruchtlosen Erkenntnis. Fruchtlos, weil der Weg zum Ziel: Befreiung der ureigenen Individualität aus der Vergewaltigung der Jahrhunderte, noch in dämmernde Nebel gehüllt bleibt, weil die Zeit für die Verwirklichung ihrer Ideen noch nicht erfüllt ist. Wenn es hieße, dem Dohmschen Werke ein recht bezeichnendes Motto zu geben, so könnte es nur der bekannte Pindarsche Spruch sein: „Werde, die du bist!“ Wir begleiten die Heldin durch

eine verlorene Kindheit, durch zwiespältige Mädchenjahre und eine enttäuschungsreiche Ehe. Ruhelos sucht sie nun auf ihren Reisen das Doppelgeschenk der Seele, das die schöne Inschrift italienischer Klöster verheißt: pace ed amore. Ob es ihr beschieden sein wird, wer weiß es; aber das eine steht fest: sich selbst zu finden, sich selbst im Kampf des Lebens zu dem auszubilden, wozu sie sich nach der Stimme ihres Dämonions berufen fühlt, darf sie nun erst zu hoffen wagen. Das Werk, in seinen einzelnen Teilen recht ungleich und sprunghaft, birgt doch so viel weibliche Lebenserfahrung und -weisheit, ist so reich an kulturgeschichtlichen und intimen Beobachtungen, daß jede Leserin die mannigfaltigsten Anregungen daraus empfangen wird.

In einem Novellencyklus, der gleichfalls ausschließlich dem Thema „Frau" gewidmet ist, schildert Frau Lou Andreas-Salomé, eine Geistesverwandte der Laura Marholm und unseren Lesern als Verfasserin der Novelle „Ein überlebter Traum" wohlbekannt, allerlei **Menschenkinder** (Stuttgart, J. G. Cotta. Preis Mk. 3.50). Aber fanatische Frauenrechtlerinnen würden an diesen unverblümten Lebensbildern wenig Freude haben. Denn schließlich ist es immer das Weib, das Weib κατ' ἐξοχήν, das in diesen fein stilisierten, mit eindringlicher Psychologie ausgearbeiteten Novellen über die verschiedenartigen Emancipationsanwandlungen den Sieg behält, so viel bittere Wahrheiten dabei auch für das starke Geschlecht abfallen. Bezeichnend für diese Grundstimmung ist besonders die meisterhafte Novelle „Mädchenreigen", die uns eine stolze, selbstgerechte junge Juristin vorführt, die von der Liebe eine schier priesterlich hohe Auffassung hat, sich für wunder wie unbesiegbar hält und doch vor dem ersten besten, der ihr kniend seine Liebe gestehen will, in die selbstverräterischen Worte ausbricht: „Steh auf, du darfst nicht knien. Niemals vor mir. Ich will dir in allem dienen. Ich liebe dich!" Ein andermal lehrt „Eine Nacht", keine Liebesnacht, ein junges Frauenherz auf einmal den ganzen Ernst, den die Zusammengehörigkeit von Weib und Mann erfordert, während ein anderes, das lange in einem phantastischen „Paradies" von Träumen lebte, erst durch die Liebe auch fremder Leute Leid verstehen und mitfühlen lernt, daran sie so lange achtlos vorübergegangen. Für feinfühligere und denkende Frauen werden die „Menschenkinder" in erlesenen Augenblicken des Lebens eine stets willkommene Gesellschaft sein.

Ein gut Teil harmloser und anspruchsloser geben sich die fünf Erzählungen, die Hans Arnold (Babette v. Bülow) in ihrem **Neuen Novellenbuch** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.; geb. M. 4,20) vereinigt hat. Darunter ist gar zu leichte Ware, die allenfalls höchstens den bescheidenen Backfischgeschmack befriedigen kann; in einigen, und zwar gerade in den breiter ausgesponnenen Beiträgen waltet dagegen ein gutmütiger, freundlicher Gesellschaftshumor, der die kleinen Ereignisse des häuslichen Lebens mit behaglicher Poesie zu vergolden und auch dem Ungemach noch heitere Seiten abzugewinnen weiß. Wilh. Claudius hat zu dem allerliebst ausgestatteten Büchlein zierliche, flotte Illustrationen gezeichnet.

Mit Geschick und Sicherheit beschreitet J. Gräfin von Baudissin in ihrem Roman **Über die Alpen** (Berlin, Schall u. Grund) das heute recht vernachlässigte Gebiet der historischen Erzählung. Wie die Verfasserin ihre durchweg scharf charakteristisch erfaßten und gestalteten Figuren aus dem Welfen- und Ghibellinenstreit um die Person Friedrichs II. zu gruppieren versteht, wie die großen weltgeschichtlichen Ereignisse mit den individuellen Schicksalen der einzelnen verknüpft sind, wie insbesondere in der schlichten, lebenswahren, menschlich rührenden Gestalt Friedrichs von Evesheim die begeisterte, todesbereite Mannentreue für die Staufen verherrlicht und wie dazu das wilde, wüste Leben in Rom kontrastiert ist — das zeugt von einer ebenso starken Gestaltungskraft und Erzählergabe wie von einem fleißigen, verständnisvollen Kultur- und Geschichtsstudium.

Auch Sophie Junghans, die wir längst zu unseren ernstesten und reifsten Romanschriftstellerinnen rechnen dürfen, hat in der prächtigen, von satter Balladenpoesie durchtränkten „Lore Lay" bewiesen, daß sie den historischen Geist einer vergangenen Zeit mit dichterischer Kraft zu erfassen und zu gestalten vermag; aber ihr eigentliches Feld ist und bleibt doch der moderne, nach innen reflektierende Gesellschaftsroman. Auf das äußere Geschehen kommt es dabei wenig an, und auch wenn der Rahmen ihrer Erzählung noch enger gespannt wäre als in ihrem jüngsten Buche **Gehen oder Bleiben** (Dresden, Carl Reißner), immer wird man von einem erlesenen Genuß heimkehren, wenn man ihre lebensklugen, nachdenklichen Geschichten aus der Hand legt. Diesmal weiß sie uns für eine elegante, fast international gewordene Weltdame, Thea Lucius, zu erwärmen, die halb aus Langerweile und Laune, halb aus Thätigkeitsdrang eine Lehrerinnenstelle annimmt und endlich dem Besitzer der Aumühle, Herrn Ulrich Wedekamp, die Hand reicht — aber auch hierbei ist nicht das Was, sondern das Wie die Hauptsache, und der eigentliche Wert des feinsinnigen Buches liegt zwischen den Zeilen, in der Menschenkenntnis, der Lebensklugheit, der humorvollen Ironie, von der das Ganze erfüllt ist.

Eine Schülerin der Junghans, ein ernst und streng an sich arbeitendes Talent, das für sich selbst den Titel ihres neuen Romans **Hinauf!** (Dresden, Carl Reißner) zum Leitspruch erkoren zu haben scheint, begrüßen wir in Emma Böhmer, deren Feder uns im vorigen Herbst „Sehnsucht" bescherte. Auch diesmal gestaltet die Schriftstellerin ein Thema der Frauenbewegung, aber nicht jener tumultuarischen, die ihre Ziele in der Öffentlichkeit hat, sondern der inneren, deren stille Kämpferinnen sich selbst emporzubilden suchen, dem Geiste wie dem Gemüte nach. Dieser ideale, mit dem schönen Feuer der Überzeugung behandelte Stoff schafft dem Werke ohne weiteres einen

so warmen, erhebenden Gehalt, daß namentlich reifere Frauengemüter von der Lektüre des Buches reichen Gewinn haben werden.

Den ganzen poetischen Zauber der schleswig-holsteinischen Landschaft läßt Helene Voigt, durch ihre Gedichte „Unterstrom" und ihre „Schleswig-Holsteiner Landleute" seit Jahren vorteilhaft bekannt, im **Abendrot**, einer Erzählung aus dem Volksleben ihrer Heimat, sich widerspiegeln (Leipzig, Eugen Diederichs), einer Dorfgeschichte, die beinahe wie ein Stück Storm oder besser noch wie ein Stück Klaus Groth anmutet, nur daß die schlichten Gestalten noch gebundener durch die dürftigen Verhältnisse ihrer Umgebung, deshalb aber um so lebenswahrer und überzeugender dargestellt sind. Helene Voigt hat hier das Wagnis unternommen, in dem hochdeutschen Rahmen der eigentlichen epischen Erzählung die Reden der Personen im holsteinischen Platt wiederzugeben, das sie meisterhaft beherrscht. Freunden des niederdeutschen Volksdialekts wird ihr Buch dadurch nur noch lieber werden. Der zarte Malerpoet Heinrich Vogeler aus Worpswede hat die Blätter mit sinnigen, ganz aus der Stimmung des träumerisch-schwermütigen Landstrichs geschöpften Zeichnungen geschmückt.

Welch starke Helferin die Heimat mit ihrer Volks- und Landschaftsstimmung für den Dichter, das offenbart sich wohl nirgends so deutlich wie in Wilhelm Jensens Roman- und Novellenschöpfung. Seine großen geschichtlichen Romane, sein letzter, **Um die Wende des Jahrhunderts** (zwei Bände; Dresden, Carl Reißner), nicht ausgenommen, ragen zwar in der Schilderungskunst und gewissen heimlich unter dem Strome mitschwimmenden poetischen Elementen noch immer hoch über den Durchschnitt unserer landläufigen Erzählungslitteratur empor, aber sein Bestes suchen die Kenner und finden seine Freunde nun schon seit langem gerade in seinen kleinen Erzählungen, jenen zarten, duftigen Gebilden, die der Landsmann Theodor Storms so ganz bis auf die feinste Faser mit idyllischer Stimmungspoesie zu erfüllen versteht. Eine neue solcher Perlen in seinen reichen Ruhmeskranz fügt der schmale Novellenband, der jüngst unter dem Titel **Die Sehnsucht** erschienen ist (Dresden, Carl Reißner). Wie mystisch-träumerisch umfängt uns da die tiefsinnige, schwermütige friesische Strandgeschichte „Der Oleanderschwärmer", in die die ganze Poesie des Meeres gebannt ist; wie ergreifend wirkt „Die Schluchtmühle", so wenig darin eigentlich geschieht! Ein junges, zartes Geschöpfchen siecht und stirbt dahin, ihr Vergehen fügt sich mit dem Erwachen des Frühlings zu einer wehmütigen Weise — das ist alles; aber mit intimster Kenntnis und vollendeter Meisterschaft hat Jensen dabei die Natur in ihren heimlichsten Regungen belauscht und geschildert, wundersam schön das Menschengemüt in ihren wechselnden Erscheinungen sich spiegeln lassen. Diesen Eindruck vermag selbst die gekünstelte stilistische Manier nicht zu zerstören, die sich in gewissen homerisch typischen Wörtern und Wendungen ausprägt.

Ganz und gar als Stimmungspoet giebt sich Johannes Schlaf in seinen beiden neuen Büchern. Da sind zunächst die **Stillen Welten** (Berlin, F. Fontane u. Co. 2 Mk.), „neue Stimmungen aus Dingsda," wie der Untertitel sagt. Bewundernswert an dem Buche ist die hingebungsvolle, ossianische Versenkung in das heimliche Leben und Weben der Natur, deren Farben-, Duft-, Klang- und Formenzauber bis aufs kleinste und feinste mit verzückten Sinnen ausgeschöpft werden; liebreizend wirkt ferner das gütige, behagliche Lächeln, mit dem Schlaf alles unter dieser Sonne betrachtet — nur läßt sich schwer glauben, daß diese Kleinstadtseligkeit des großstädtischen Dekadenten ganz naiv und echt ist. — Zu festeren novellistischen Gestalten bringt es der Schwesterband **Leonore und Anderes** (Berlin, F. Fontane u. Co.; 2 Mk.), ja manchmal erreicht die plastische Verdichtung einen Grad, der wieder in die Skizze zurückfällt. Alles Beiwerk ist dann beseitigt, die Personen und Dinge treten, ganz Seele, ganz Inneres, unheimlich nahe vor uns hin; eine feinspürige Beobachtungsgabe, die besonders eifrig auf die halben Dämmerstimmen des Lebens lauscht, hilft dem bis ins einzelne nach. Wahre Kabinettstückchen fein ironisierender Menschencharakteristik sind „Die Horazstunde" und „Versöhnung", „Der Herr Kandidat" und einzelne Stücke des Cyklus „Allerhand Liebe", sowie „Die Apfelallee"; das Ganze aber paßt doch nur für reifere Leser, die einer interessanten, fesselnden Form gelegentlich den bedenklichen Stoff zu verzeihen wissen.

In Johannes Schlafs Gesellschaft darf Hermann Bahr nicht fehlen, der ewige „Selbstüberwinder". Sein neuer Novellenband **Die schöne Frau** (Berlin, S. Fischer; 2 Mk.) enthält sehr viel leichte, sprudelnde, echt Wiener Grazie und einen virtuos durchgebildeten geistreichen Dialog: manchem freilich mag es dabei gehen wie seinem modernen Leander, dem Helden der zweiten Geschichte, Herrn von Handl, dem die neueren Sachen „zu wenig Handlung haben und gar so viel herumreden". Natürlich handelt es sich auch hier wieder um allerlei bedenkliche Abenteuerchen. Leander, durch eine Überschwemmung von seiner geliebten Ida ferngehalten, gerät bei seinen heroischen Durchbruchsversuchen in allerlei andere Strudel, denen er auf die Dauer nicht widerstehen kann. Zu Hause wird er von der gerührten Gattin trotzdem als ein Held begrüßt, und der gute Schwiegerpapa, der Gymnasialprofessor, macht sogar eine lateinische Ode auf den neuen Leander!

Ein gut Teil gesunder und kräftiger in seinem Empfinden und Gestalten zeigt sich Ludw. Ganghofer, dessen Novellensammlung **Aus Heimat und Fremde** (Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.) bereits in zweiter Auflage vorliegt. Gutes und Reifes steht hier neben Oberflächlicherem; so leichte Sachen wie „Das rote Band" neben einer fein ausgearbeiteten echten Novelle wie die erste („Künstlerfahrt an den Königssee"), die sich in der Erfindung mit den besten Sachen von Paul

Heyse messen darf. Unerquicklich, aber nicht ohne starke psychologische Reize ist die Geschichte „Herr Dr. Heinrich Heine“, das Lebensbild eines Irrsinnigen, der sich für den Loreley-Dichter hält. Wie alle Werke des rühmlich bekannten Stuttgarter Verlages ist auch dieses allerliebst ausgestattet und fest und geschmackvoll broschiert, so daß man es auch ungebunden auf den Geschenktisch legen kann.

Unter den belletristischen Gaben der **Kollektion Hartleben** (Wien, A. Hartlebens Verlag), die sich neuerdings einer immer strengeren Auswahl befleißigt und Werke von Ohnet, Sienkiewicz, Brociner, Jokai, Rosegger, Eliot, Serao u. s. w. enthält (Preis des Bandes 40 Kr. = 75 Pf. geb.), habe ich einen Novellenband von dem Wiener Eugen Guglia herausgegriffen — er ist nach der ersten Geschichte **Das Begräbnis des Schauspielers** betitelt — und muß sagen, daß, nach dieser Probe zu schließen, das Unternehmen aller Beachtung und wärmster Empfehlung würdig ist. Aus dem Buche spricht ein feiner, gebildeter Geist, der sich, auch wenn er litterarische Anleihen, z. B. bei Gabriele d'Annunzio macht, doch alles durch seine Energie des Empfindens wahrhaft anzueignen versteht. Sein Bestes giebt er im „Triumph des Lebens“, darin die Wandlung einer Frau von leichter Oberflächlichkeit zum wahren Beruf des Weibes und der Gattin mit wohlthuender Wärme geschildert wird.

Zu Schluß dieser Roman- und Novellenübersicht verweisen wir mit besonderer Empfehlung auf einige gerade rechtzeitig zum Fest erschienene neue Auflagen älterer, längst allseitig beliebter belletristischer Meisterwerke. Wie fest noch immer Friedrich Spielhagen in der Gunst der vornehmen deutschen Lesewelt wurzelt, beweisen von neuem seine beiden Novellen **Zum Zeitvertreib** und **Susi** (Leipzig, L. Staackmann), die in fünfter und zweiter Auflage vorliegen; desselben Dichters zuerst in unseren „Monatsheften“ veröffentlichte Novelle **Herrin**, sowie der gedankenreiche **Faustulus** (Leipzig, L. Staackmann) haben sogar innerhalb weniger Jahre bereits die sechste Auflage nötig gemacht. — Neben dem Norddeutschen par excellence der ausgesprochene Süddeutsche, neben Friedrich Spielhagen Heinrich Hansjakob! Seit Jahren begrüßen wir zu Weihnachten eine seiner Erzählungen nach der anderen in immer neuen Auflagen. Da ist der prächtige **Leutnant von Hasle** (Heidelberg, Georg Weiß. Geb. 5 Mk.), die badische Erzählung aus dem Dreißigjährigen Kriege, in dritter Auflage, ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes: gesund, natürlich, lebensvoll; desgleichen die **Schneeballen vom Bodensee** (Heidelberg, Georg Weiß), die dem Besten von Rosegger getrost die Hand reichen dürfen. „Einem alten, einsamen Bergfink“ hat sich der tapfere Freiburger Pfarrer einmal verglichen, „der, auf stillem Tannenast sitzend, sein Lied komponiert und singt, wie es ihm aus der Kehle dringt, ohne sich zu kümmern, ob es der Harmonielehre oder dem Kontrapunkt entspricht.“ Nun, man darf wohl sagen, daß in unserer überbildeten Zeit nichts herzlicher erquickt und erfreut als gerade solche frischen, fröhlichen Naturweisen, in denen doch so viel Poesie und Gemüt schwimmt. —

Wie sich der kraftvolle nationale Zug, der durch unsere Zeit geht, auch in der deutschen Jugendlitteratur von Jahr zu Jahr deutlicher bemerkbar macht, ist eine der erfreulichsten Beobachtungen, die unser pädagogisches Schrifttum seit langer Zeit geboten hat. Auch diesmal ist der auf dem Gebiete der Jugendschriften vorteilhaft bekannte Leipziger Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn frühzeitig mit einigen hervorragenden Gaben dieser Art erschienen. Besonderer Anerkennung verdient es, daß sich neuerdings auch eine so bewährte Feder wie die des bayerischen Militär- und Kriegsschriftstellers Karl Tanera in den Dienst der heranwachsenden deutschen Jugend stellt. Seine Erzählung **Der Freiwillige des „Iltis“** gehört zu dem Tüchtigsten, was unseren Knaben von vaterländischer Unterhaltungs- und Begeisterungslitteratur in die Hand gegeben werden kann; acht kriegerische Land- und Seebilder von E. Zimmer erhöhen den Genuß. — Abenteuerlicher und romantischer geht es noch in Bruno Garlepps **Halbmond und Griechenkreuz** zu (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn), einer Erzählung aus Griechenland und der Türkei, die kein Geringerer als Joh. Gehrts mit acht künstlerisch ausgeführten Orientbildern geschmückt hat. Der Verfasser führt seine jungen Leser diesmal an den Euphrat und Tigris unter die gärenden kurdischen Völkerstämme, nach dem märchenhaften Konstantinopel und seiner bezaubernden Umgebung, sowie im Verlaufe des griechisch-türkischen Krieges von 1897 nach dem geschichts- und poesiereichen Griechenland. Mit genauester Kenntnis jugendlicher Bedürfnisse wird die Lust der heranwachsenden Knabenwelt an Märchenwundern und Abenteuern befriedigt, zugleich aber der Wissensdrang erregt und der Schönheitssinn geweckt. Die ersten Quellenschriftsteller des Orients, wie Moltke, Binder, Schweiger-Lerchenfeld, Humann und andere, haben den Kanevas geliefert, in den der erzählungsgewandte Verfasser seine bunten orientalischen Bilder stickt. — Eine ganze Reihe von farbig illustrierten Jugendschriften auf einmal beschert uns die „Jugendbücherei“, die im Verlage von E. Kempe (Leipzig) erscheint, und zwar geben die einzelnen Nummern merkwürdigerweise meistens viel mehr, als ihr Titel verrät. So enthält ein **Die Tochter des Ungarnherzogs** betitelter Band außer dieser preisgekrönten geschichtlichen Erzählung aus der Zeit Ottos I. (von A. Linden) noch ältere Beiträge von Möser, Giesebrecht, Bäßler, König und anderen, Gedichte, Erzählungen, Skizzen, Lebensbilder 2c., die ihren vaterländischen Stoff sämtlich aus der Geschichte des zehnten Jahrhunderts schöpfen; so bringen die gleichfalls bunt illustrierten **Kinder- und Hausmärchen aller Völker** von den Brüdern Grimm nicht sowohl die bekannten deutschen Märchen „Dornröschen“, „Sneewittchen“, „Brüderlein und Schwesterlein“ und wie sie sonst noch

heißen mögen, sondern vielmehr die unbekannten und zum Teil nicht ausgeführten, meistens ausländischen Märchen, die in den „Irischen Elfenmärchen“, in den Bruchstücken und anderen weniger bekannten gelehrten Materialsammlungen versteckt waren: gewiß eine allseitig willkommene Ergänzung zu den verbreiteten lieben Bekannten unserer Kinderstube! — Einem Preisausschreiben desselben Verlages verdanken zwei weitere für die reifere Jugend bestimmte Bücher ihre Entstehung: **Hindurch zum Ziel** lautet der Titel einer kernigen Erzählung von Herm. Brandstätter (mit sechs Farbendrucktafeln, geb. 2 Mk.); dazu sind mehrere andere Erzählungen, Abhandlungen und Betrachtungen älterer Autoren gefügt, so von Amalie Schoppe, Berth. Auerbach, Karl Stöber, C. G. Barth und anderen. Für ein Gegenstück, das ausgesprochenen vaterländischen Charakter trägt, giebt M. Grabi's Erzählung aus den Freiheitskriegen **Verrat und Treue** (mit sechs Farbendruckbildern, geb. 2 Mk.) den Titel; auch dieser folgen eine ganze Reihe anderer Erzählungen, Gedichte, dramatischer Scenen, Geschichtsbilder (von Schenkendorff, Graf Stolberg, Rob. Reinick, Ernst Moritz Arndt, Marie Nathusius, Theod. Körner), die sich sämtlich auf die Freiheitskriege beziehen. Die Bilder lassen zu wünschen übrig; der Text dagegen ist gewandt und hübsch zusammengestellt. — Schlichte Natürlichkeit und warme Beredsamkeit, die ihres Eindrucks auf die Kinderseelen nicht verfehlen werden, aufgeboten für die tapferen Tugenden christlicher Menschenliebe und thätiger Teilnahme an aller hilfsbedürftigen Kreatur, zeichnet die für Leser von zwölf bis sechzehn Jahren bestimmte Erzählung **Allzeit hülfsbereit** von Maria Wiß aus (Zürich, Orell Füßli. Geb. 2 Mk.). Allerlei liebenswürdiger Scherz, anmutige und großartige Naturschilderungen durchranken die ernste Grundfabel. — Mannigfaltiger und bunter sind die Gaben, die in dem diesjährigen **Deutschen Jugendhain** (Dresden, C. C. Meinhold u. Söhne), bearbeitet von Theod. Schäfer, für die jungen Leser, Knaben wie Mädchen, wachsen: hier drängen sich Erzählungen, Märchen, Sagen, Bilder aus der Länder- und Völkerkunde, aus der Welt- und Naturgeschichte, Biographien, dramatische Scenen, Gedichte, Scherzaufgaben und Rätsel, eine reich illustrierte Fülle unterhaltender Belehrung, die den Ansprüchen fast jedes Alters und jeder Stunde gewachsen ist. — In zweiter, wesentlich veränderter Auflage kommt zu uns **Die Familie Schrötter**, eine Erzählung von Marie Silling, der Verfasserin von „Lotte“ und „Sie lebt“ (Berlin, Herm. J. Meidinger). Zum Unterschied von der ersten Auflage, die nur eine „Mädchengeschichte fürs Backfischalter“ versprach, wendet sich die vorliegende nicht nur an unsere heranwachsenden Töchter, sondern zugleich auch an die Eltern. Es war die Absicht der Verfasserin, das Gefühl, das zu den Heiligtümern „Ehe und Familie“ führt und sich darin bethätigen soll, in unserer Jugend zu wecken, eine Absicht, die zweifellos besser erreicht würde, wenn die Eltern den im jugendlichen Gedächtnis schnell schwindenden Eindruck einer Erzählung dadurch erhielten und bestärkten, daß auch sie Gefallen an solcher Schrift fänden. Ein schlicht religiöser, aber nichts weniger als frömmelnder Ton der Darstellung und eine gesunde Lebensanschauung tragen diese Mädchenbildungsgeschichte, ein gesunder sittlicher Geist und tapfere Vaterlandsliebe treten an die Stelle der sonst wohl üblichen rosigen Backfischphantasien. Prof. Max Schaefer hat das durch und durch empfehlenswerte Buch mit sechzig Textillustrationen ausgestattet, die, voller charakteristischen Lebens, ohne alle Schablone, selbst kleine Kunstwerkchen sind, sich aber doch ganz in den Text einschmiegen und mit ihm eine Einheit bilden. — Eine geschichtliche Erzählung aus dem Gebiete des Ammer- und Starnberger Sees, größtenteils geschöpft aus der Teilnahme der bayerischen Truppen an den Kriegen von 1805 bis 1807, empfangen wir — d. h. diesmal nicht bloß die Jugend, sondern auch die Erwachsenen — in Maximilian Schmidts vaterländisch-volkstümlichem Buche **Der Reismüller** (Reutlingen, Enßlin u. Laiblin. Mit Titelbild, geb. 2 Mk.). Hinein verwebt in diese lebensfrische Erzählung hat der bayerische Volksschriftsteller die Sage von der Geburt Karls des Großen auf der Reismühle bei Gauting im Würmthal, dieselbe, die auch Jakob Grimm, Simrock, Fouqué und Gruppe behandelt haben. — Eine kleine durchweg hübsch und haltbar ausgestattete Bibliothek vaterländischer Litteratur für die Jugend verdanken wir dem Verlage von Max Woywod in Breslau. In Form einer geschichtlichen Erzählung, die reich und bunt mit lebensvollen Charakterzügen und bedeutsamen Anekdoten durchwoben ist, führen der Jugend J. B. Muschi und Prof. Karl Schmidt **Kaiser Wilhelm II. und sein Friedenswerk** (mit Bildnis des Kaisers) vor die Seele. Die Schilderung, von einer warmen, inneren Begeisterung getragen, setzt mit dem 26. Februar 1881, dem Einholungstage des prinzlichen Brautpaares Wilhelm und Augusta Viktoria, ein und schließt mit den jüngsten Ereignissen der preußisch-deutschen Geschichte. In drei äußerlich gleichartig ausgestatteten Bändchen der neu eröffneten Serie „Die Paladine Kaiser Wilhelms I.“ (mit Bildnissen, geb. je Mk. 1,50) erzählt der bewährte Jugendschriftsteller Bruno Garlepp das Leben des **Roten Prinzen**, beschreibt uns den Entwickelungsgang des **Fürsten Bismarck** und begleitet **Graf Helmuth von Moltke** auf seinen Kriegs- und Siegeszügen. Der Verfasser wandelt hier keineswegs die ausgetretenen, mit billigen Phrasen gepflasterten Wege mancher sogenannter Jugendbücher, sondern weiß den Stoff in ganz eigenartiger, spannender und doch lebenswahrer Darstellung seinen jugendlichen Lesern gleichsam in die Seele zu schreiben. Vornehmlich aus Tagebüchern, Briefen, Erinnerungen und anderen vertrauten Aufzeichnungen, die ihm in der Kriegssammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin eine Zeit lang zur Verfügung standen, hat er viele hübsche bisher weniger be-

kannte Züge aus dem Leben seiner Helden geschöpft. Runden sich schon diese drei Bändchen zu einer Art vaterländischer Geschichte der letzten fünfzig Jahre, so bietet derselbe Verlag in einem eigenen handlichen Bande außerdem noch unter dem Titel **Mit Gott für Kaiser und Reich!** eine zusammenhängende Darstellung der preußisch-deutschen Geschichte, bearbeitet für Schule, Heer und Haus von M. Haeckel (geb. Mk. 2,50). Ihre wesentlichen Vorzüge dürfen wir einmal in der Beschränkung des Geschichtsstoffes auf die für die Gegenwart besonders wichtigen Abschnitte der Vergangenheit erblicken, ferner in der klaren und plastischen Herausarbeitung der Hohenzollern-Geschichte und endlich in der wahrhaft volkstümlichen Darstellung, in der lebensvollen Verwertung unserer reichen vaterländischen Lyrik und der reinen, schlichten Sprache.

Seinen alten guten Ruf auf dem Felde der deutschen Jugendschriftenlitteratur hat sich auch dies Jahr der Verlag von Herm. J. Meidinger (Berlin) zu bewahren gewußt. In seinen Veröffentlichungen finden die Eltern für alle Altersstufen ihrer Lieblinge den Tisch gedeckt. An die Grimmschen **Kinder- und Hausmärchen** (mit sechs Farbendruckbildern), die Bruno Garlepp nicht bearbeitet, aber hier und da im Ausdruck etwas gedämpft hat, schließen sich des lieben Musäus Deutsche Volksmärchen von **Rübezahl**, die dank den lieblichen, gemütvollen Zeichnungen von Ludwig Richter bereits in fünfter Auflage wiederkehren, sowie die **Kindergeschichten**, zehn abwechselungsreiche, ernste und humorvolle, mit Abbildungen geschmückte Erzählungen für die junge Welt von Elisab. Halden. Dann folgen die Abenteuererzählungen, alles das, was der Knabe unter „Indianergeschichten" zusammenfaßt: **Um zwanzig Millionen Dollars**, eine Erzählung von Max Bauer, die unter dem diesjährigen Weihnachtsbaum mit besonderem Jubel begrüßt werden wird, führt sie uns doch nach Transvaal, dem Lande der freiheitsstolzen Buren; ferner die märchenhaft prächtige **Reise nach Neu-Guinea**, von Carl Matthias, **Hans Stark, der Elefantenjäger**, dessen kühne Abenteuer sich im Lande der Zulu-Kaffern bewegen, zugleich aber manches aus der kriegerischen Vergangenheit der tapferen Buren zu berichten wissen; der alte und doch ewig junge **Robinson Crusoe**, von Oskar Höcker verständnisvoll bearbeitet und von Prof. Maxim. Schäfer mit hundert nicht bloß das Auge erfreuenden, sondern auch mannigfach belehrenden, durchweg bunten Textabbildungen versehen; und endlich **Der letzte Häuptling der Seminolen-Indianer Floridas**, eine heroische Kriegsgeschichte, die die alten Lieblinge der Knabenphantasie in hellstem romantischem Lichte erscheinen läßt. Wie dieses Buch sind auch alle sonst genannten des Meidingerschen Verlages von auserlesenen, meistens farbigen Abbildungen begleitet und in gewählter Ausstattung erschienen. Insbesondere ist das der Fall bei dem **Briefmarkenkönig**, einer aus dem Französischen übersetzten, mit neunundsiebzig sprechenden Abbildungen gezierten Erzählung, die die abenteuerreiche Briefmarkenfahrt des amerikanischen Millionärs William Keniß mit ihren teils heiteren, teils ernsten Situationen sehr unterhaltend zu schildern weiß.

Den gesunden, alle unverdorbenen Knabenherzen stählenden Hauch, der für sie alles „Meer- und Inselhafte" umweht, fangen geschickt eine Reihe von Seegeschichten in ihren Segeln auf, die Muster hübscher, künstlerischer Ausstattung genannt werden dürfen (Leipzig, Otto Spamer). Es sind meistens alte liebe Bekannte, die auch uns Älteren schon die jungen Tage mit romantischer Fernpoesie verklärt haben; aber ihre Hülle und ihr Schmuck sind Kinder unserer neuen Zeit und so einladend, daß man beinahe Lust verspürt, zur Abwechselung einmal auszurufen: „Wohl dir, daß du ein Enkel bist!" Da grüßt uns zunächst der brave **Jakob Ehrlich**, der arme Schiffsjunge, der auf grausige Weise Vater und Mutter verliert und sich doch durch alle Gefahren und Mühsale des Lebens in den Hafen tapferer Männlichkeit durchschlägt; ihm dicht zur Seite, gleich ihm ursprünglich ein Kind der Marryatschen Erfindungs- und Erzählungskunst, winkt **Peter Simpel**, der englische Seekadett, den wir auf seinen kühnen Kriegsfahrten durch aller Herren Meere begleiten, bis er es zum Fregatten- und zum Linienschiffskapitän gebracht hat. Eine ergreifende Geschichte aus den Dünen der Nordsee erzählt den Kindern der alte brave W. O. von Horn in seinem **Strandläufer**; Heimatsliebe und die segensreichen Folgen kindlicher Wohlthätigkeit feiert, gleichfalls auf dem Hintergrunde der unendlichen See, Heinrich Smidt in seinen zwei Erzählungen **Das Kind der Hallig** und **Der Vogel-Stephan** (ein Band); den unvergeßlichen Ruhmestag von Eckernförde, den 5. April 1849, wo nach heißem Kampfe die dänische Fregatte „Gefion" zur Ergebung gezwungen und das Linienschiff „Christian VIII." in die Luft gesprengt wurde, schildert Phil. Körber im **Lotsen des Gefion**. Jedes dieser Bändchen ist mit vier entzückenden Farbendruckbildern nach Aquarellen von Willi Stöwer, Hugo Wolff, Hugo L. Braune und Alb. Stähle geschmückt und kostet je 1 Mark. Angesichts dieser Illustrierung darf man sich einmal wieder von Herzen darüber freuen, daß es heute auch unsere namhaften, künstlerisch schaffenden Maler nicht mehr verschmähen, Pinsel und Palette in den Dienst der farbenfrohen und ach! auch so — empfindlichen Kinderaugen zu stellen!

Reifere und ernstere Knaben, deren Neigung sich schon ausgesprochen den realen Fächern des Lebens zugewandt hat, werden sich mit Freude und unter steter genußreicher Belehrung in das **Neue Universum** vertiefen, das ihnen auch in diesem Jahre — nun schon zum zwanzigstenmal — die Union Deutsche Verlagsgesellschaft (Stuttgart) beschert. Es unterrichtet, abgesehen von einigen größeren Erzählungen, in allgemeinverständlicher, anregender Form an der Hand von zahlreichen, wissenschaftlich exakten Illustrationen (auch bunten) über die wichtigsten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten der Technik (Brücken-

bauten ꝛc.), Industrie, Physik, Chemie, über die Fortschritte des Verkehrswesens, neu erschlossene Gebiete der Länder- und Völkerkunde (Kiautschou, Jerusalem ꝛc.), der Marine, des Militärwesens, der Luftschiffahrt, der Geologie, der Witterungskunde wie überhaupt der gesamten Naturwissenschaften. Ein besonderer Anhang „Häusliche Werkstatt“ giebt Anleitung zu allerlei Selbstbeschäftigungen, für die Kleine wie Große gleich dankbar sein werden.

Noch reicher und mannigfaltiger schüttet das **Kränzchen** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) das Füllhorn seiner Gaben über die Kinderstube aus: es will seinem Titel nach eigentlich nur ein „illustriertes Mädchenjahrbuch“ sein; uns will aber scheinen, als finde eine geschickte Mutter, die sich selbst in diese schönen Blätter zu vertiefen die Mühe nicht verdrießen läßt, auch für ihre Knaben, sofern sie von der Höhe ihrer künftigen Manneswürde noch nicht überlegen auf die Schwestern herabsehen, vieles, was ihnen die Stunden des lieben langen Jahres kürzen und würzen kann. Erzählungen wechseln hier mit Gedichten, Sprüchen, Plaudereien, Märchen, Spielen und belehrenden Schilderungen ab; zwischendurch schlingt sich ein üppiges Blumengewinde von farbigen Illustrationen, Textabbildungen und erläuternden Figuren. Aber auch der praktische Beruf der zukünftigen deutschen Hausfrau wird nicht vergessen: neben zahlreichen Anleitungen zu häuslichen Verrichtungen stehen bunte Tafeln für allerlei Handarbeit, und auch diesmal sind die Kochrezepte nicht vergessen.

Die Unterhaltung und Belehrung unserer weiblichen Jugend läßt sich seit Jahren ferner der Stuttgarter Verlag von Levy u. Müller angelegen sein. Auch diesmal ist er mit einer kleinen, aber um so ausgewählteren Reihe solcher Mädchenbücher auf dem Plan erschienen, und zu unserer Freude grüßt uns gleich auf dem Titelblatt des ersten der Name Tony Schuhmacher, deren treuherzig-anmutige Erzählungen „Schulleben“ und „Reserl am Hofe“ wir hier seinerzeit mit aller Anerkennung besprechen konnten. Diesmal wartet sie mit einer Geschichte für Kinder von acht bis fünfzehn Jahren auf, und sie mag wohl recht haben, wenn sie voraussetzt, daß ihr neues Buch auch Knaben dieses Alters **Keine Langeweile** — dies der Titel — verursacht. Denn diese aus dem innigsten Verständnis für die Kinderseele heraus zu vertreiben, hat sich die Verfasserin gerade vorgesetzt. Sie ruft den Kleinen zu: „Kinder, macht die Augen auf!“ und zeigt ihnen an der Geschichte eines fremden Kindes aus fernem Lande, der kleinen unternehmenden, braunlockigen May, wie wunderbar man spielen kann, selbst ohne alle Spielsachen, mit ein bißchen Fröhlichkeit, Frische und Phantasie. Und es ist hübsch, daß von den verschwenderischen Vorräten an Spielen und Unterhaltungsstücken, über die May gebietet, nicht bloß in der Theorie schöne Worte gemacht, sondern auch gleich eine Anzahl auf frischer That in den Text eingeschaltet werden. — Auch Luise Koppen, die Verfasserin der Geschichte aus dem Kinderleben „Dorli“, ist in der Jugendschriftlitteratur kein unbekannter Name mehr. Und wiederum führt sie ihren Leserinnen (von zehn bis fünfzehn Jahren) in den **Schloßkindern** herzige, wenn auch nicht ausschließlich tugendsame Kindergestalten vor Augen, an denen die junge Leserschaft gewiß lebhaftesten Anteil nehmen wird. Im Mittelpunkt der heiter-ernsten Erzählung steht die lebhafte Nora mit ihrer etwas schwermütigen spanischen Freundin Mercedes, ein Kinderpaar, das viel voneinander lernt und in dessen Verkehr mit den übrigen jugendlichen Schloßbewohnern und -nachbarn sich die ganze bunte Welt der Kinderfreuden und -leiden wechselvoll spiegelt. Fritz Bergen hat in vier farbensatten Aquarellen einige wichtige Scenen dieser internationalen Kindergesellschaft festzuhalten verstanden. — Käthe von Beekers Erzählung **Die wilde Hummel**, die das Dreiblatt dieser Stuttgarter Mädchenbücher vollständig macht, trägt schon jenen Vermerk „für junge Mädchen“, mit dem bei uns das poesiereichste Alter der weiblichen Jugend umschrieben wird, jene holden Vorfrühlingsjahre, die unter dem Zeichen des Mozartzopfes, der Musikmappe und der Tanzstunde stehen. Aber es ist im Grunde eine ernste Lebens- und Erziehungsgeschichte, die die Verfasserin ihren Freundinnen erzählt: wie sich die „wilde Hummel“ zu einer arbeitsamen, geschickten Biene wandelt und durch mancherlei Widerwärtigkeiten, Mühen und Schwierigkeiten hindurch glücklich zum Ziele, zum harmonischen Ausgleich zwischen ihrer allzu ursprünglichen Natürlichkeit und der Überkultur des modernen Gesellschaftslebens, gelangt. Verklärt wird dieser gehaltvolle Ernst durch einen behaglichen Humor, manchmal sogar durch eine drastisch-gesunde Komik.

Ein lieber alter Bekannter, eines jener seltenen Bücher der Weltlitteratur, die auch dem Erwachsenen das Entzücken, das sie ihm einst in der Jugend eingeflößt haben, nicht so leicht in Enttäuschung verwandeln, kehrt uns in verschönter Gestalt zurück: Saint-Pierres zuerst im Jahre 1787 erschienene Erzählung **Paul und Virginie**. Der C. F. Amelangsche Verlag in Leipzig, dem wir bereits für so manche litterarische Perle die kostbare Fassung verdanken, hat nun auch diese „idyllische Novelle“ aus Rousseaus naturbegeisterter Schule, die nach Alexander von Humboldts Wort „in den Hütten und Palästen des ganzen Erdballs heimisch“, in ein neues modernes Gewand gekleidet und ihr so für Bibliothek und Geschenktisch noch einen besonderen Reiz verliehen. M. Leloir, der Illustrator, hat in seinen zahlreichen Text- wie Einschaltbildern mit poetischem Stift überraschend treu den friedlich-arkadischen Geist getroffen, der die Erzählung durchweht, Prof. Dr. Ferd. Lotheißen eine maßvolle, gerecht abwägende Einleitung dazu geschrieben, die das Werk unter den Gesichtspunkt des modernen Empfindens rückt, ihm aber immer noch genug bleibenden Bil-

bungs- und Erziehungswert zu wahren weiß. Er vergleicht „Paul und Virginie“ mit dem „Werther“: „es bietet ein Gemälde von bezauberndem Glanze und von eigentümlicher Weichheit der Farben; es ist ein Gedicht, dessen Harmonie, den Tönen einer Harfe vergleichbar, zur Milde stimmt“; und er hätte sich in diesem Zusammenhange auch auf Goethes eigenes Urteil berufen können, der dem Romane prophezeite, „man werde ihn immer gern lesen.“ Leider läßt die Übersetzung, dessen Autor (A. Kaiser?) nicht genannt ist, hier und da zu wünschen übrig.

Mit dem zuletzt besprochenen Werke lenken wir aus dem bunten Paradiese der Jugendschriften schon wieder zurück in jenen ernsten Garten der Litteratur, der sich nur der gereiften Erfahrung und Bildung der Erwachsenen erschließt. Aber auch hier blühen zwischen den nützlichen Fruchtbeeten und -bäumen manche edle Zierpflanzen, die um den Wechsel unserer Tage den schönen Schmuck einer zu künstlerischer Form in eins verschmolzenen auserlesenen Unterhaltung und Belehrung schlingen. **Mit den Reisewerken** beginne ich und lasse auch hier gleich das Kostbarste den Reigen eröffnen. **Es sind das die Bergfahrten in den Grödner Dolomiten, ein neues alpines Prachtwerk in Quartformat, von Fritz Benesch.** Die Münchener **Verlagsanstalt von F. Bruckmann hat das neunzehn Bogen starke Buch** (Preis eleg. geb. 20 Mk.) **mit der ganzen künstlerischen Vollendung** ausgestattet, **die unsere moderne** Reproduktionstechnik in **ihren neuesten Fortschritten** heute erreicht hat: **neunundzwanzig Bilderbeilagen** und neunundsechzig **Textabbildungen, Musterwiedergaben** der prächtigen, feinempfundenen Aufnahmen aus der Camera obscura des Verfassers, entfalten das ganze königliche Panorama jenes wunderbaren Fleckchens Gotteswelt vor uns, das sich unweit Bozen in dem Winkel aufbaut, den Eisack und Rienz um den Scheitel der Franzensfeste bilden. Aber auch der Text ist ein Muster seiner Art. Aus dem Drange einer edlen, andächtigen Begeisterung heraus ist das Buch geschrieben; jedoch mit der warmherzigen Naturschilderung des entzückten Schönheitsenthusiasten, dem das ganze Hochgebirge wie „ein rauschendes Hochamt zu Ehren des Schöpfers“ erscheint, vereinigt es die wissenschaftliche, in jahrzehntelangen Alpenwanderungen geschulte Gebirgskunde des Geologen, insbesondere des Alpinisten. Nirgends verfällt dabei der temperament- und phantasievolle Wiener Verfasser irgendwo in den Ton trockener, fachmän-



Langkofel von der Straße nach St. Christina.
(Probebild aus: Fritz Benesch, Bergfahrten in den Grödner Dolomiten. Verlagsanstalt Bruckmann, München 1899.)

nischer Schulgelehrsamkeit, überall weiß er anschauliche Bilder zu geben und die Ergebnisse seiner Forschungen in persönlich gefärbte, fast novellistisch anmutende Erlebnisse umzusetzen, an denen wir selbst unmittelbar teilnehmen. Wir begleiten den kühnen Hochtouristen auf besonderen Fahrten und Besteigungen, lernen mit seinen Augen Land und Leute betrachten, Sitten und Gebräuche verstehen und sehen die Geschichte der Landschaft sich in den mannigfaltigen, interessanten Kunstdenkmälern spiegeln, die der gründliche Kenner all dieser Sachen aus den dämmerigen Kirchen und niedrigen Werkstätten des bescheidenen Völkchens ans Licht zieht. Dabei rankt ein freundlicher Humor seine Kränze auch um die kleinen Leiden und Freuden des Alltags und weiß auch dem Sommer und Winter drunten im Thal poetische Stimmungsbilder zu entlocken, die Herz und Auge gleichermaßen erfreuen. Jedem Freund der Dolomiten — und wer wäre das nicht, dem jemals die wunderbare gedämpfte Blutfarbe der Felsen mit ihrem violetten Schatten geleuchtet? — sei dies eigene und gediegene Prachtwerk als Zierde und Schatz für seine häusliche Bücherei empfohlen.

Ohne Illustration, aber trotzdem als ein farbenfrohes, erquickendes Wanderbuch, dem das frische Rot der sorgenentlasteten Ferienzeit auf den gesunden Wangen blüht, kommt ein dauerhaft in Leinen gebundenes Büchlein zu uns, das dem bekannten Schweizer Romanschriftsteller J. C. Heer, dem Verfasser des im vorigen Jahre hier anerkennend besprochenen Alpenromans „An heiligen Wassern“, sein Dasein verdankt. Seine **Streifzüge im Engadin** (Frauenfeld, J. Huber; M. 2.40), die schon in zweiter, umgearbeiteter und vermehrter Auflage erscheinen, sind fröhliche, humorvolle, von echter Poesie durchleuchtete Reiseplaudereien, das Geschenk eines warmen naturbegeisterten Herzens, aber auch eines klugen Kopfes, dessen hellen Augen so leicht nichts Bedeutsames in Berg und Thal entgeht.

Thüringens Lob und Preis verkündet auch in diesem Jahre der unermüdliche Herold dieser deutschesten, weil so unendlich gemütvollen Landschaft: August Trinius. Diesmal ist es **Der Rennstieg** (Minden i. W., J. C. C. Bruns. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage; geb. M. 5.50), der uralte schönheits- und geschichtsreiche Grenzpfad, auf dem sich der kundige, treuherzige, launige „Thüringer Wandersmann“ ergeht. Es ist eine Freude, an seiner Seite dahinzuziehen über die freie, köstliche Bergzinnenstraße, „hoch über Welt und Sorgen“, und Aug und Herz zu laben an der Fülle prächtiger Bilder, die er auf dieser Wanderung vor uns heraufzaubert. Allerlei persönliche Erlebnisse des Verfassers, Geschichte, Sage und Abenteuer, Schwänke und Anekdoten sind geschickt mit den lieblichen Landschaftsscenerien verwoben, von denen F. Holbeins Zeichenstift einige auch im Bilde festgehalten hat.

Unseren Lesern wird der reich illustrierte Aufsatz in Erinnerung sein, den unser Aprilheft der Worpsweder Malerkolonie gewidmet hat. Das gleiche Ziel wählt die „Maienfahrt mit Pinsel und Feder“, die Joh. Gerdes uns in seinem hübschen Heftchen **Worpswede** schildert (Bremen, Norddeutsches Antiquariat A. Wiechmann). In lebhaftem, oft dramatisch bewegtem Plauderton führt uns der Verfasser in die eigentümliche Stimmung dieser norddeutsch-verschlossenen und kargen und doch so poesiereichen Landschaft ein, macht uns mit den Dorfbewohnern bekannt und vertraut mit den einzelnen Mitgliedern des Malerbundes, die hier aus der innersten Seele der Natur heraus ihre ganz in Stimmung aufgehenden Gemälde schaffen. Ein halbes Dutzend bunter Bilder in der Worpsweder Art sind dem in Postkartenformat gehaltenen Büchlein eingefügt.

Von den fremden Ländern ist diesmal England ganz besonders stattlich und tüchtig vertreten. Der Schwede Gustaf F. Steffen, seit Jahren als Kenner Großbritanniens durch seine großen Werke „Streifzüge“ und „Aus dem modernen England“ bekannt und durch langjährige strengwissenschaftliche Beschäftigung mit dem gewaltigen Stoff allseitig vertraut, legt jetzt denen, die sich für Weltpolitik, Industrie, Nationalökonomie, moderne Kunst, Verwaltung, Gesellschaftsformen &c. interessieren, gehaltvolle Studien über politische, intellektuelle und ästhetische Erscheinungen im britischen Reich in Gestalt eines starken, vornehm ausgestatteten Bandes auf den Tisch, betitelt **England als Weltmacht und Kulturstaat** (Stuttgart, Hobbing u. Büchle, übersetzt von Dr. Oskar Reyher; 6 Mk.). Wie seine früheren Arbeiten, so ist auch diese von dem ernsten Streben erfüllt, durch die Schale der Dinge bis zu ihrem Kern vorzudringen und dadurch womöglich die inneren Fäden bloßzulegen, die das scheinbare Chaos doch zu einem heimlichen einheitlichen und lebendigen Organismus verbinden. Besonders hat es sich der Verfasser angelegen sein lassen, das dunkle, aber um so bedeutungsvollere Abhängigkeitsverhältnis zwischen materiellem und Kulturfortschritt aufzuhellen, für das gerade das moderne England das denkbar günstigste Beobachtungsfeld bildet. Mit scharfem Blick hat er ferner überall das Wichtigste und Wesentlichste zu erfassen verstanden, und bewundernswert ist seine suggestive Schilderung der verwickelten socialpolitischen Verhältnisse jenseits des Kanals. An allen Ecken und Enden giebt es bei dieser trefflichen Darstellung der englischen Kultur für uns Deutsche zu lernen, gerade weil unsere Grundanlagen so ganz verschieden von denen unserer angelsächsischen Vettern geartet sind. Denn gerade auf unserer idealen, inneren Überlegenheit baut sich ja unsere Hoffnung auf, dem imposanten Weltreich drüben — Imperium Britannicum wird ein immer geläufigerer Begriff — doch noch einmal den Rang abzulaufen!

Der erste Schritt dazu ist gethan. Wie die Engländer ihr „Greater-Britannia“, so haben auch wir heute bereits jenseits des Weltmeeres die Anfänge eines „Größer-Deutschlands“. Unsere afrikanischen Kolonien sind unter dem starken Eindruck unserer ostasiatischen Occupation eine

Zeitlung zurückgetreten; es ist Zeit, daß die alte warme Teilnahme, auch in litterarischer Hinsicht, für sie zurückkehrt. Da begrüßen wir es denn als gutes Zeichen, daß wieder einmal aus der Feder eines feurigen Vaterlandfreundes eine jener für unsere nationale Flagge und Kolonisation begeisternden Reiseschilderungen erschienen ist, deren Verfasser seine ganze gesunde und lebensvolle Persönlichkeit für den Gegenstand in die Schanze schlägt. Landrat R. von Uslar beschreibt uns den Verlauf seiner Fahrt **Mit S. M. „Nixe" nach Kamerun** (Altenburg, Stephan Geibel) und den Aufenthalt dort (1897 bis 1898) mit all der Beschwingtheit, die die Reise auf einem Kriegsschiff unterwegs mit sich bringt, aber auch ganz aus der Frische und Unmittelbarkeit des Augenblicks heraus, die so oft im Eindruck alle Genauigkeit und Sorgfalt des mühsamen Zusammenlesens weit hinter sich zurücklassen. Doch nicht bloß die Stationen (Amsterdam, Haarlem, Dartmouth, Vigo, Lissabon, Marokko, Madeira, Las Palmas, St. Vincent, Freetown), auch das Ziel der Reise selbst, unsere aufblühende Kolonie Kamerun, wird mit dem praktischen Blicke des Landwirts und Verwaltungsbeamten durchforscht und dargestellt. Durch das ganze — übrigens auch mit einer Karte und zahlreichen Abbildungen geschmückte — Buch weht der kernige Odem eines gesunden Mannesgemütes, das an allem Tüchtigen und Tapferen, vor allem an der See seine helle Freude hat und dem es gegeben ist, an dieser Freude auch andere gleichgestimmte Herzen teilnehmen zu lassen.

Das Land der Mitte und seine Bewohner treten uns in den **Chinesischen Charakterzügen** (Würzburg, A. Stubers Verlag) zwar in amerikanischer Beleuchtung entgegen — ihr Verfasser ist Arthur H. Smith, ein langjähriges Mitglied der amerikanischen Mission in China —, aber dies inhaltsreiche Buch, dessen gewandte und angenehm lesliche Übersetzung wir F. C. Dürbig verdanken, hat sich mittlerweile drüben in der englisch sprechenden Welt eine Autorität erobert, die seine Objektivität und Zuverlässigkeit verbürgt. Zudem hat der Übersetzer die anerkennenswerte Vorsicht geübt, an all den Stellen, wo der Verfasser zu sehr durch die Brille seines Berufes gesehen hat, eine einschränkende oder berichtende Anmerkung beizufügen. Die ausgewählten „Charakterzüge" sind wesentlich unter Gesichtspunkten des praktischen Lebens zusammengestellt. Namentlich für den Kaufmann bieten sie wichtige Aufschlüsse. Sehr charakteristisch erscheinen die zahlreich beigegebenen Vollbilder aus dem chinesischen Leben; mit feinfühlig nachempfindender Stilisierung sind die Kopfleisten und Randverzierungen entworfen — das Ganze erscheint als ein auf tüchtigster Grundlage ausgeführter wohlgelungener Versuch, eine Psychologie des uns trotz aller Reisebücher noch immer so rätselhaft erscheinenden Chinesentums aufzubauen.

Ein eigenartiges Pracht- und Propagandawerk in Großfolio kommt aus Brasilien. Es führt den volltönenden Titel **Der Staat Pará unter der Regierung seiner Excellenz des Herrn Dr. José Paes de Carvalho**, und mit seinem buchhändlerischen Vertrieb in Deutschland ist das Exporthaus von Ewald Alders (Berlin und Wien) beauftragt. Wir dürfen mit den eigenen Worten des Herausgebers als den Zweck dieser zweifellos äußerst kostspieligen Veröffentlichung das Streben bezeichnen, „den Staat Pará, den nördlichsten der Vereinigten Staaten Brasiliens, sein Klima, seine Hilfsquellen und die der Erschließung harrenden Reichtümer seines Bodens und seiner Wälder, seine staatlichen Einrichtungen, Schulen und Industrien in weitesten, namentlich europäischen Kreisen bekannter zu machen und ein Bild von dem bisher erreichten Grade seiner Prosperität und seiner Aussichten für die Zukunft zu geben." Und nach der geschichtlichen, topographischen, volkswirtschaftlichen und industriellen Übersicht, vor allem aber nach den zahlreichen Photographien von öffentlichen Gebäuden, Anlagen, Straßen, Fabrikräumen, Verkehrsstationen, Landesprodukten u. s. w., die auf diesen Blättern an uns vorüberziehen, muß man sein bewunderndes Erstaunen ausdrücken über den mannigfaltigen Reichtum und das wogende Leben, das uns hier entgegenquillt. Das Auge des überseeischen Kaufmanns und Unternehmers insbesondere wird das reichhaltige Album mit Interesse und Nutzen betrachten.

Doch aus den fremden Erdteilen nun endlich wieder zurück in unsere deutsche Heimat! Eine besondere, in jeder Beziehung hervorragende Stelle unter den Prachtwerken des diesjährigen Büchermarktes nimmt ein nationales Flottenwerk ein, das in J. F. Lehmanns vaterländischem Verlage (München) erschienen ist. Kein Buch, sondern eine Mappe, **Deutschlands Ruhmestage zur See**, enthaltend zwanzig Kupferlichtdrucke in Folio, kostbare Kunstblätter nach Originalen des Marinemalers Prof. Hans Petersen, des Schöpfers unserer großen Marinepanoramen. In ihren wichtigsten und glanzvollsten Ereignissen zieht hier die gesamte deutsche Seekriegsgeschichte an uns vorüber: was unser mit nichten meerscheues Volk seit den stolzen Tagen der Hansa Großes zur See geleistet hat, kommt hier in herrlichen Bildern, aus denen dem entzückten Betrachter die innere Begeisterung ihres Schöpfers entgegenweht, zur würdigen Darstellung. In den Kreisen unser Flottenfreunde, aber auch sonst überall, wo man sich von ganzem Herzen zu freuen versteht, wenn wieder einmal neue, bisher versteckte oder vergessene Ruhmesblätter unserer vaterländischen Geschichte ans Licht gezogen werden, wird das prachtvolle Werk, das einen großen Gedanken imposant vertritt, willkommen geheißen werden, das Ganze als eine Zierde des Tisches im vornehmen Bibliothek- und Arbeitszimmer, auf deutschen Schiffen, in deutschen Offizierkasinos, in deutschen Schulen, in deutschen Gasthöfen, in deutschen Vereinsräumen, die einzelnen Blätter als Wandschmuck jedes ernsten Herrenzimmers. Der Maler hat, da er besondere Tage aus der Marinegeschichte darstellt, starke künstlerische Wirkungen nicht bloß durch

die individuelle Behandlung der Schiffe, sondern auch, was für den malerischen Eindruck von Wichtigkeit, durch die eigenartige Behandlung von Luft und Wasser erzielen können. Dadurch sind Blätter voller Aktion und Leben zustande gekommen: vor allem der „Sieg Bokelmanns über sechzehn deutsche Schiffe bei Bornholm“, die „Besitzergreifung der Guineaküste durch ‚Morian‘ und ‚Kurprinz‘“, „‚Tegetthof‘ bei Helgoland“, „‚Nymphe‘ beim Putziger Wick“ (Nachtstück), „‚Meteor‘ und ‚Bouvet‘ vor Havanna“ und der unvergeßliche „Untergang des ‚Iltis‘“ sind Muster dieser großzügigen Geschichtsmalerei. Viceadmiral a. D. Werner hat (auf gesonderten Blättern) zu jeder einzelnen Darstellung einen knappen, markigen Text geschrieben, der alles Wissensnötige klar zusammenfaßt. Der Preis der Mappe (40 Mk.) darf in Anbetracht des Gebotenen durchaus mäßig genannt werden. Wir wollen zu Schluß unseren Lesern das sachmännische Urteil nicht vorenthalten, das über das Lehmannsche Verlagswerk kein Geringerer als der Staatssekretär der Marine von Tirpitz gefällt hat: „Es ist hier zum erstenmal,“ schreibt er, „ein Werk geschaffen, das in mustergültiger Weise die Großthaten unserer Vorfahren zur Darstellung bringt. Dasselbe erscheint ganz besonders geeignet, die Tradition einer ruhmvollen Vergangenheit in der Gegenwart rege zu erhalten, und kann ich nur wünschen, daß ‚Deutschlands Ruhmestage zur See‘ die weiteste Verbreitung im deutschen Volke finden mögen.“ Diesem Wunsche schließen wir uns mit nochmals wiederholter wärmster Empfehlung von Herzen an!



Langkofel. Die Untere Eisrinne.
(Probebild aus: Fritz Benesch, Bergfahrten in den Grödner Dolomiten. Verlagsanstalt Bruckmann, München 1899.)

Sehr lebhaft und unmittelbar anregende kunstästhetische Betrachtungen finden unsere Hausfrauen und alle die, denen es um ein heimeliges, wohliges Zuhause zu thun ist, in Paul Schultze-Naumburgs belehrenden und unterhaltenden Plaudereien **Häusliche Kunstpflege** (Leipzig, Eugen Diederichs). Nichts tritt heute ja im Kunstleben so stark hervor wie das Verlangen nach neuen, künstlerischeren und zugleich wohligeren Formen für unsere Umgebung. Der angewandten Bethätigung unserer neuen kunstgewerblichen Bewegung haben selbst einige unserer bedeutendsten, schöpferischsten Künstler die helfende Hand geliehen. Auch Schultze-Naumburg, in weiteren Kreisen durch seine Beiträge im „Kunstwart“ bekannt, ist nach dieser Richtung hin theoretisch und praktisch thätig. Hier nun giebt er aus dem Schatze einer reichen Erfahrung und eines durchgebildeten, selbständigen Geschmacks systematische Anleitung zur künstlerischen Ausstattung der Wohnung, zur Anlage von Sammlungen, zur Kultur des menschlichen Körpers, zum Ankauf von Gemälden u. s. w. Auch den kleinen und kleinsten Sächelchen unserer Umgebung, in die ein gebildeter Geschmack so viel tieferen Sinn und seelische Wärme legen kann, schenkt der Verfasser seine liebevolle Aufmerksamkeit. Dabei wirkt sein höchst persönlicher, oft sogar drastischer Stil sehr erfrischend, hält fest und beflügelt, was das wert-

vollste, zur That. J. V. Cissarz hat für das Buch kleine Schmuckzeichnungen gespendet, die dem Text auch fürs Auge die rechte Stimmung geben. Feinsinnigen Frauen insbesondere wird dieser Katechismus der häuslichen Kunstpflege als Geschenk sehr erwünscht sein.

Allen denen, die in handlichem und doch ansprechend ausgestattetem Kompendium eine Übersicht über die Geschichte der Künste haben möchten, wird die **Kurzgefaßte Geschichte der Kunst** (Stuttgart, Paul Neff) willkommen sein, ein stattlicher, haltbar in goldgepreßte Leinwand gebundener Band, in dem Dr. Ernst Wickenhagen Baukunst, Bildnerei, Malerei und Musik von den ältesten Zeiten bis zur unmittelbaren Gegenwart knapp und klar behandelt. Der Text enthält sich aller billigen Schönrednerei, weiß aber dafür desto energischer alles das zusammenzufassen, was der ästhetisch interessierte Laie zunächst und vor allem zu wissen wünscht. Besonders dankenswert sind die jedem Kunstgebiet vorangeschickten Einleitungen über das „Material und seine Bearbeitung“: gerade die Technik der einzelnen Künste, Entstehung und Herstellung des Kunstwerkes ist dem Laienpublikum meistens ein geheimnisvolles, aber nur desto anziehenderes Rätsel. Das Wesentlichste des Buches aber sind die nahe an dreihundert Nummern zählenden Abbildungen, durchweg vorzügliche Reproduktionen, die den Wettbewerb mit den längst vorteilhaft bekannten aus Lübkes Kunstgeschichte nicht zu scheuen brauchen.

Im Schatten der großen Kunst baut seit alters gern jener liebenswürdige Dilettantismus seine Hütten, dessen Bestes nicht im Neuschaffen, sondern in der hingebungsvollen, andächtigen Begeisterung für die großen Vorbilder beruht, nach denen er schafft. Wir möchten ihn, nun gar heute, wo die häuslichen, Heim und Herd verschönenden Kleinkünste so erfreulichen Aufschwung genommen, nicht entbehren, trotz der grausamen Donnerkeile, die unsere klassischen Olympier, Goethe vor allem, gegen die „Kunstpfuscherei“ geschleudert haben. Auch Paul Heyse ist in seinem „Spruchbüchlein“ mit dem Kunstspieler scharf ins Gericht gegangen, stammt doch aus seinem Munde das viel citierte Wort:

Dilettant heißt der kuriose Mann,
Der findet sein Vergnügen dran,
Etwas zu machen, was er nicht kann.

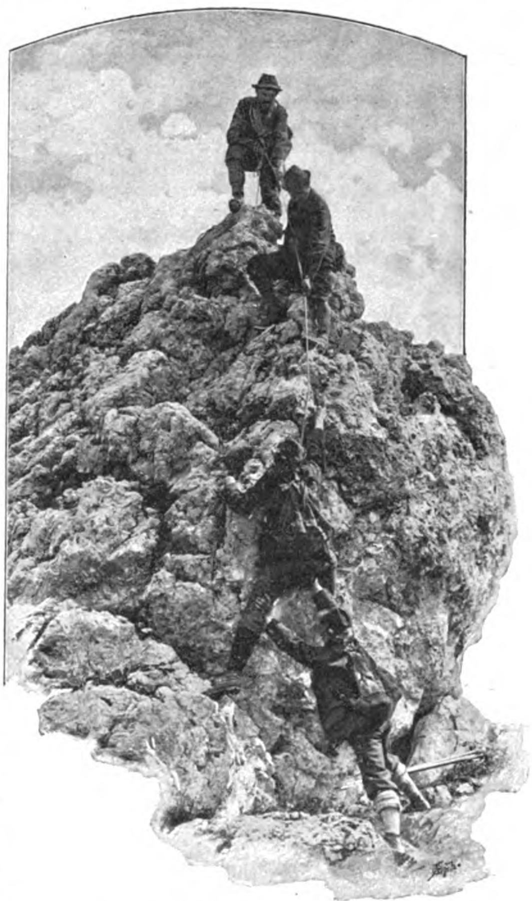
Aber damit meinte er es offenbar nicht so schlimm: denn alsbald hat er dem Rutenstreich die Zuckerplätzchen folgen lassen, wenn er weiter scherzt:

Ehstand ist Wehstand auch in der Kunst;
Drum sind Dilettanten glückliche Leute:
Sie genießen der Muse Gunst,
Wie ein Stelldichein ewiger Bräute.

Und ferner:

Dilettanten beneid ich von Herzen,
Ihnen ist großes Heil verliehn:
Kinder gebären sie ohne Schmerzen
Und brauchen hernach sie nicht zu erziehn.

Nun, diese tröstliche Aufmunterung hat er sich jetzt selbst gesagt sein lassen, indem er fünfundzwanzig Porträtskizzen seiner schriftstellerischen



Ein Streber.
(Probebild aus: Fritz Benesch, Bergfahrten in den Grödner Dolomiten. Verlagsanstalt Bruckmann, München 1899.)

Kollegen aus Isar-Athen unter dem Titel **Das litterarische München** zusammenstellte und sie der schon an schwierigeren Aufgaben erprobten Verlagsanstalt von F. Bruckmann (München) zur Reproduktion übergab. Diese hat denn auch eine solide Mappe daraus geschaffen, die allen Freunden des Meisters als Salontischschmuck äußerst willkommen sein wird. Man wird an diese den Dilettantismus zur Tugend machende Heysesche Gabe nicht den kritischen Maßstab anlegen dürfen wie an die Porträts und Blätter seines großen Nachbarn in der Luisenstraße, sondern das Ganze vielmehr halb familiär und freundschaftlich als *δόσις ὀλίγη τε φίλη τε* des Siebzigjährigen dahinnehmen, der diese *ξένια* mehr seiner Muße denn seiner Muse selbst mit folgenden hübschen Versen bei Freunden und Verehrern zu Gaste führt:

Als ich noch auf der Schulbank saß,
Macht ich mir heimlich oft den Spaß,

Meine Lehrer abzukonterfein,
Frisch ins Diarium hinein;
Auch aus der Kameraden Schar
Manch einen, der behaftet war
Mit einer Nase von eignem Stil,
Für meinen Stift ein lockend Ziel
In Mathematik- und andern Stunden,
Daran ich wenig Geschmack gefunden.
Dann später im langen Leben auch
Blieb ich getreu dem alten Brauch,
Zu zeichnen werte Freund' und Kollegen,
Fürwahr, nicht eitlen Ruhmes wegen,
Da ich geziemend mir blieb bewußt,
Was ich so übte zu meiner Lust,
Verriet doch immer die Pfuscherhand ...
Da aber in der Jahre Lauf
Zusammenkam ein großer Hauf
Von Zeitgenossen, jungen und alten,
Die mir freundwillig stillgehalten,
Dacht ich, der Mühe lohnt es sich,
Wenn ich nun wagte bescheidentlich,
Von Münchner „Dichtern und ihren Gesellen"
Hier ein paar Dutzend auszustellen.
Hat doch ein jeder im Lande ringsum
Sein wohlgeneigtes Publikum,
Das gerne schaute sein Angesicht,
Malt ihn auch eben ein Lenbach nicht.
Sieht aber dieser berühmte Mann
Die Blätter achselzuckend an
Und fragt mich über die Straß hinüber —
Wir sind ja Nachbarn —, ob nicht lieber
Der Schuster bliebe bei seinem Leisten,
Statt fremder Kunst sich zu erdreisten,
Sag ich mit meinem Wirt in Rom,
Der Kapitol und Petersdom
Malt' in Pastell: „Sind arme Sachen,
Und war doch lustig, sie zu machen."

Und, fügen wir hinzu: auch lustig sie anzusehen! Da freuen wir uns an dem massigen Schädel Hermann Linggs, an dem lieben Gelehrtengesicht Wilhelm Hertz', an dem unendlich beredten verhutzelten Kopf Wilhelm Jensens, der so viel überraschende Ähnlichkeit mit Wilhelm Raabe hat, an Richard Voß' tiefen, dämonischen Augen, vor allem aber an dem letzten Bildnis, dem einzigen ausländischen, das die Sammlung aufweist: an Björnsons klugem, durchdringendem Adlerblick, seiner scharfen, spürenden Nase, seinem grübelnd-fanatischen Gesichtsausdruck, seiner gewaltigen Ibsen-Mähne. Allerlei Gedanken weckt auch Ludwig Ganghofers eleganter Wiener Litteratenkopf mit der Bahr-Locke in der Stirn, wie neben ihm Ernst von Wolzogens fremdartig hugenottisches Aristokratenhaupt. Wenig günstig ist Franz Munckers allzu weiches Profil weggekommen, auch Max Halbes Bild hat viel von der Poesie seiner Jugendporträts verloren. Den Bildnissen folgen knappe Lebensdaten der Konterfeiten, bei deren wortkarger Sachlichkeit man manchmal Goethes hübschen Bilderreim variieren möchte:

's ist ungefähr das garst'ge Gesicht,
Doch meine Kritik siehst du nicht.

Ein litterarisches Porträtwerk — **Goethe**, eine Biographie in Bildnissen (Marburg, N. G. Elwert) — von hervorragendem Wert hat uns ferner Goethes hundertfünfzigster Geburtstag beschert. Aber seine Bedeutung ist keineswegs an den Tag gebunden, ist vielmehr eine im besten Sinne des Wortes bleibende, wie der Genius selbst, dem es geweiht. In Großfolio empfangen wir hier ein von gehaltvollem biographischem Text begleitetes gleichzeitiges Porträt-, Silhouetten-, Faksimile- und Karikaturenalbum zur Lebensgeschichte Goethes und seines Freundeskreises. Das Ganze ist ein Sonderdruck aus der zweiten Auflage von „Könneckes Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur", man wird also zum Ruhme der hundertsechsundsechzig Abbildungen, die hier zusammengestellt sind, nichts weiter zu bemerken haben als diesen Hinweis auf die Quelle. Besonders aufmerksam machen wollen wir auf das vorausgeschickte Goethe-Bildnis von Stieler, das hier in einer Folio-Photogravure von entzückendem weichem Sammetton wiedergegeben ist.

Zu unserer Freude noch immer fröhlich fort, auch hoffentlich noch ins zwanzigste Jahrhundert hinüber rollt **Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen**, das von Karl Werckmeister in Großfolio herausgegebene Porträtwerk (Berlin, Photographische Gesellschaft). Zwei neue Lieferungen (Nr. 37 und Nr. 38) bringen neben bekannteren Größen der Kunst, Litteratur und Wissenschaft (Piloty, Dumas, Scribe, Daudet, Mickiewicz, Wundt, Pettenkofer, Jhering, Morse) auch weniger bekannte Männer des Jahrhunderts: so werden besonders interessieren die vornehme Erscheinung des großen Vivisektors Claude Bernard, der sinnende Greisenkopf Charles Marie Jacquards, des Begründers der Webeindustrie, und die scharfen eckigen Energieschädel dreier amerikanischer Heerführer (Grant, Sherman, Sheridan). Der dritte Band des gediegenen Unternehmens wird noch zu Weihnachten vorliegen.

Von naturwissenschaftlichen Schriften ist in diesem Augenblick recht wenig zu verzeichnen. Ihre Flutzeit liegt nun mal begreiflicherweise nicht im weihnachtlichen Festkreis; zur harten Arbeits- und Erntezeit des Jahres gedeihen sie, wie unsere letzte „Litterarische Rundschau" gezeigt hat, reicher. Aber zwei Namen von bestem Klange sollen hier wenigstens genannt werden: Ernst Haeckel und Wilhelm Bölsche, wenn auch die eigentliche kritische Beurteilung ihrer Bücher unseren naturwissenschaftlichen Mitarbeitern wird vorbehalten bleiben müssen. Von dem Jenaer Professor, dem berühmten Verfasser der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte", liegt ein neuer starker Band gemeinverständlicher Studien über monistische Philosophie unter dem populären, anziehenden Titel **Welträtsel** vor (Bonn, Emil Strauß). Die hier vereinigten Abhandlungen (Der Mensch; Die Seele; Die Welt; Der Gott) sind für die denkenden, ehrlich die Wahrheit suchenden Gebildeten aller Stände bestimmt. Ihre Entstehung verdanken sie dem heißen Streben des Verfassers, den noch immer herrschenden unnatürlichen und verderblichen Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Philosophie,

zwischen den Ergebnissen der Erfahrung und des Denkens zu versöhnen, mit anderen Worten: wenn keine Lösung, so doch eine kritische Beleuchtung der „Welträtsel" zu geben. Welche Stufe in der Erkenntnis der Wahrheit haben wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wirklich erreicht? Und welche Fortschritte nach diesem unendlich entfernten Ziele haben wir in seinem Verlaufe wirklich gemacht? Das sind die beiden Fragen, die Haeckel sich in diesem imponierenden Buche vorlegt und kraft seiner zwar auch subjektiven, aber reifen und ehrlichen naturphilosophischen Forschungs- und Erkenntnisüberzeugung zu beantworten sucht. Es ist der Schlußstein seiner Studien auf dem Gebiete der monistischen Weltanschauung. Ein ganzes System dieser Philosophie von ihm zu erhalten, wie er eine Zeitlang wohl geplant, dürfen wir nicht mehr erwarten. „Meine Kräfte," gesteht er, „reichen dazu nicht mehr aus, und mancherlei Mahnungen des herannahenden Alters drängen zum Abschluß. Auch bin ich ganz und gar ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und will mit dessen Ende einen Strich unter meine Lebensarbeit machen." Um so wertvoller und wichtiger wird das Werk für alle diejenigen sein, denen Haeckel mit seinen Schriften ein Pfadweiser im Kampfe der Weltanschauungen ist. — Aus Haeckels Schule kommt Wilhelm Bölsche, zweifellos einer seiner begabtesten, aber auch selbständigsten und genialsten Schüler, in der künstlerisch gestaltenden Darstellung dem Meister sogar überlegen. Aus seiner nie rastenden Feder, die uns bereits die „Naturwissenschaftlichen Grundlagen der Poesie", „Die Entwickelungsgeschichte der Natur" und kürzlich erst das hier ausführlich besprochene „Liebesleben in der Natur" beschert hat, erhalten wir soeben eine neue Sammlung naturwissenschaftlicher Plaudereien **Vom Bacillus zum Affenmenschen** (Leipzig, Eugen Diederichs), einen viertehalbhundert Seiten starken Band, der alle litterarischen Vorzüge dieses Forscher-Dichters in reichstem Maße aufweist. Bölsche braucht uns nicht erst zu versichern, daß seine Plaudereien nicht aus der Studierstube stammen, und er darf überzeugt sein, daß man ihre Geburt unter der leuchtenden Sonne oder dem blinkenden Sternendom des freien Himmels ihnen ohne weiteres anmerkt. Man kann die poetisch-wissenschaftliche Entstehung dieser zehn von einer einheitlichen Weltanschauung getragenen Plaudereien nicht besser charakterisieren, als der Verfasser selbst im Vorwort es thut: „In der schönen Stille des schlichten Naturbildes sucht man zusammenzureimen, will Herr der Dinge werden, reimt und schmiedet, eine lustige Arbeit. Man träumt vom Ichthyosaurus, der durch die Urwasser verschollener Meere schwimmt. Vom „dritten Reich" der Bacillen, das den Menschen verschlingen will. Vom Märchen dieses Menschen, das bei vier morschen Knochen in einem Flußbett auf Java beginnt. („Der Affenmensch".) In der roten Sonne, die über den Kornfeldern zur Rüste geht, verglühen sinkende Welten. Der Sternhimmel funkelt wie ein bunter Weihnachtsbaum über unendlichem Eis. Am Rande des Riesengletschers trabt der braune Mammut-Elefant. Der Mensch der Steinzeit hetzt ihn, sein Jagdruf gellt durch den wilden Wald ... Da liegt Australien, das Land der überlebenden Urwaldtiere, und das Land zugleich, über dem der Seefahrertraum vom mystischen Südkontinent wie eine Fata Morgana gleißt. Die Fata Morgana weist zum Pol. Was wird die Menschheit wohl beginnen, wenn sie die Erdpole einmal besitzt? Wird sie in die Planetenräume wandern, werden die Martier einst in schimmernden Gewändern, Herren des Weltalls und seiner Kräfte, zu ihr niedersteigen vom roten Stern? ... So wogen die Gedanken, wie der Windhauch im Korn." Ein erlesener Genuß, ihnen zu lauschen, eine Weltandacht voll erhabener Poesie und Goethischen Frommseins.

F. D.

* * *

Eine Reihe schöner Kunstveröffentlichungen verdanken wir der F. Bruckmannschen Verlagsanstalt (München). In erster Linie ist Prof. Wölfflins gut illustriertes Werk **Die klassische Kunst** zu nennen, das die Künstler und künstlerischen Bewegungen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in Italien unter ganz neuen Gesichtspunkten betrachtet. Es zeigt, wie das Cinquecento die formale Ausgleichung erst möglich machte, die die italienische Kunst bis dahin in den Lokalschulen erstrebte und die dem Südländer im Blute lag. In der Disposition, der Proportion, in Farbe und Linie, in Komposition und Einzelbewegung wird das Problem durchgeführt, und zwar zuerst nach Künstlern geordnet, wobei wir sehr feine Analysen lesen, dann nach Stoffen.

Das Werk Emil Schäffers aus demselben Verlage, betitelt **Die Frau in der venetianischen Malerei** (geb. 9 Mk.), ist offenbar mehr aus der Mutherschen Schule hervorgegangen, die die Dinge der Kunst nicht so sehr auf ihren Lehrwert als auf ihren menschlichen und kulturellen Inhalt ansieht. Beide Auffassungen, die heut nebeneinander laufen, haben ihren guten Grund und ihre Nützlichkeit. Die Ordnung der Materialien setzt einen exakten wissenschaftlichen Geist voraus, der Kulturessai eine besonders verfeinerte Empfindung. Schäffers schönes Buch ist ein vollendetes Zeugnis dieser modernen distinguierten Empfindung, die uns heute schon aus den Federn der Jungen eine blühende Sprache und eine reiche Anschauung giebt, wie sie unsere Alten sich oft ersehnt haben. Das Thema lockt dazu. Schäffer beobachtet das blühendste Geschöpf in der blühendsten Malerei, er verfolgt die Weibwerdung von den ersten Versuchen der Vivarini bis zu den mondänen Spielen der Rokokokünstler Venedigs. Er beobachtet dieses Weib in der Gesellschaft ihrer Zeit, in den Kostümen ihrer Mode; er beobachtet sie, wie sie schüchtern erst Modell einer hohen und fernen Madonna wird, bis dieser Thron der Madonna auf die Erde zu stehen kommt und die Madonna schließlich gar heruntersteigt, um an den

Festen der Venetianer nicht mehr bloß theoretisch teilzunehmen. Es ist eine üppige Wohlhabenheit in dieser Betrachtung, viel Lebenssinn und genug Zurückhaltung. Die eingefügten Bilder, auf dem besten Kunstpapier gedruckt, sind von auserlesenem Wert.

Ein Franzose, R. de la Sizeranne, hat die längst ersehnte Geschichte der **Modernen englischen Malerei** (geb. 10 Mk.) geschrieben, frisch und packend, wie der Franzose schreibt. Nachdem auch für uns die englische Malerei — zum Teil durch die Studien, die Cornelius Gurlitt auch in diesen Blättern veröffentlichte — keine fremde Kunst, sondern eine sehr einflußreiche Nachbarin geworden ist, kommt uns die Übersetzung des Buches bei F. Bruckmann sehr zu rechter Zeit. Die Übersetzung ist nicht immer leicht genug, aber man liest sie doch mit genügendem Vergnügen, um zu vergessen, daß uns Deutsche hier ein Franzose über Engländer belehrt. Die Darstellungskunst von Sizeranne ist außerordentlich. Die präraphaelitische Kunst in ihren Anfängen, dann die großen Meister: Watts, Hunt, Leighton, Tadema, Millais, Herkomer, Burne-Jones, die fast alle aus dieser Bewegung hervorgingen, und endlich ein Überblick von höherer Warte aus über die Merkmale dieser gesamten Kunst, stofflich geordnet — das ist die Disposition des Buches, dem eine lange Reihe wichtiger, vollendeter, auf besonderen Einschaltblättern wiedergegebener Bilder beigefügt sind.

Zum dreihundertjährigen Jubiläum des Meisters veröffentlicht derselbe Verlag eine **Velazquez-Mappe** nach seinen Hauptwerken (6 Mk.), zu der Dr. Karl Voll eine treffliche Einleitung geschrieben hat. Die siebenundvierzig Blätter, vorzügliche Autotypie-Drucke, sind aus der Bruckmannschen Sammlung „Klassischer Bilderschatz" zusammengestellt, die neben dem „Klassischen Skulpturenschatz" jetzt zu den wichtigsten populären Reproduktionswerken gehört. Gerade diese periodischen Veröffentlichungen beherbergen heut den besten und interessantesten Teil an kunstgeschichtlichem Material. In der Velazquez-Mappe insbesondere empfangen wir ein abgerundetes Bild vom gesamten Schaffen dieses Malers, das der Text in klarer, ausdrucksvoller Darstellung auch geschichtlich zu erklären und einzuordnen weiß. Als wahrhaft künstlerischer Schmuck des vornehmen Büchertisches darf das Sammelwerk aufs wärmste empfohlen werden. B.

* * *

Mitteilung.

Wie man uns aus Leipzig meldet, wird das Bibliographische Institut seine Dienste der kolonialen Sache durch die Herausgabe einer die nationale Politik in auswärtigen und kolonialen Dingen stützenden, dabei vollkommen unabhängigen, maßvoll kritischen Zeitschrift widmen. Bei dem Umstande, daß wir in Deutschland ein Organ von dieser ausgesprochenen Tendenz noch nicht besitzen, während sich das Bedürfnis nach einem solchen gegenüber den sich mehr und mehr ausbreitenden kolonialpolitischen Fragen mit jedem Tage fühlbarer macht, eröffnet das neue Unternehmen den Freunden und Anhängern der Kolonialbewegung jedenfalls sehr willkommene Aussichten. Die Verlagshandlung beabsichtigt, die **Koloniale Zeitschrift**, als deren Herausgeber Dr. Hans Wagner in Berlin-Charlottenburg zeichnen wird, von Neujahr 1900 ab zunächst monatlich zweimal (Bestellpreis 2 Mark 50 Pfennig vierteljährlich) erscheinen zu lassen, und sie wird dafür Sorge tragen, daß das neue Organ, seiner Bestimmung entsprechend, vor allem auch bei unseren deutschen Landsleuten im überseeischen Ausland nachhaltige Verbreitung finde.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Im gewohnten Geleis.

Roman

von

Ossip Schubin.

IV.

Seither war Hans dem Bruder nicht mehr begegnet, hatte sich auch nicht mehr nach einem Wiedersehen gesehnt.

Um seine kleine Nichte freilich war es ihm leid gewesen. In trüben Farben hatte er seiner Schwester Leontine nicht nur das Schicksal des kleinen Mädchens geschildert, sondern ihr auch die Zukunft ausgemalt, welche dem unglücklichen jungen Geschöpf drohte, falls es nicht dauernd von der Mutter getrennt würde.

Leontine, wie immer zu allem Heroischen geneigt, außerdem sehr bereit, sich ihrem jüngeren Bruder zu verpflichten, gab Hansens dringenden Bitten nach und lud Monika zu sich, um sie später in einem guten Pensionat unterzubringen. Von nun an kehrte Monika nur noch auf kurze Besuche zu ihren Eltern zurück.

Ronsky hatte die Kleine nur am Tage seiner Promotion wiedergesehen, damals, wo sie ihm wie ein verliebter — nein ... (er strich in Gedanken das Beiwort) wie ein begeisterter Irrwisch entgegengesprungen war. Er mußte lächeln, wenn er ihres jugendlichen Ungestüms gedachte. Armes Ding! Schade um sie, eine reich begabte, aber ungezügelte Natur! Nun, Leontine würde schon das Ihrige dazu thun, sie glatt zu hobeln.

Aber was sollte später mit ihr werden?

Eine Art Ungeduld überkam ihn. Von dem frischen, gemütszarten jungen Burschen, der damals in Florenz ein höheres Wesen in seiner Schwägerin verehrt hatte, einen gefallenen Engel, das heißt die interessanteste Art aller Engel, bis zu dem von der Welt abgeschliffenen Diplomaten, der ohne eine Thräne im Auge, ohne eine gerührte Regung in der Seele dem sterbenden Bruder entgegenreiste, war ein weiter Weg.

Wie hatte sich Konrad sein Leben so verderben können, fragte er sich immer wieder verdrießlich, wie konnte ein anständiger Mensch überhaupt „so etwas“ heiraten! Denn wenn auch über Saschas Vergangenheit rätselhafte Schleier schwebten, wenn man auch nie ganz sicher festgestellt hatte, ob sie eine Cocotte oder nur ein „entgleistes“ Mädchen gewesen — daß sie nichts Anständiges

gewesen, das war sicher. Und Hans begann sich damit zu beschäftigen, welcher Art die Frau sein müßte, der er einmal unter allen das erhabene Amt einer Hüterin seines Heims anvertrauen wollte.

Seltsam! Das erste, was ihm die Phantasie vormalte, war nicht eine Frau, sondern ein Hausflur, ein schöner, eichengetäfelter Hausflur, mit Waffen und alten Bildern geschmückt, ein Hausflur, in dessen Teppichen die Tritte geräuschlos versanken, und den ein Duft von verdampftem Lavendelwasser durchwehte.

Er mußte lachen über sich — es war der Flur des Rheinsbergschen Palais. Daraufhin fragte er sich, ob eine Frau wie Marie Rheinsberg ihm zu seiner zukünftigen Lebensgefährtin passen würde. Er sah sie in ihrer Schönheit, in ihrer vornehm lässigen Anmut, die doch bei allen offiziellen Gelegenheiten der korrektesten Haltung Platz machte, ihre leuchtenden Augen, ihre weiche Stimme, ihren durchdringenden Geist — alles vergegenwärtigte er sich.

Ja gewiß, wenn er eine zweite finden könnte, das wäre genau die Frau, die er brauchte. Kaum hatte er das festgestellt, so überkam ihn ein unruhiges, widerspenstiges Gefühl, als ob er schon morgen mit ihr hätte vor den Altar treten sollen. Ein fast gereiztes Aufbäumen gegen die ihm von ihr abgeforderte geistige Anstrengung! ... Nein, er verehrte Marie Rheinsberg rasend, aber so eine Frau heiraten?! ... Und wieder wie damals in Brighton, als er in das Meer hinausschwamm und eine laue Strömung die Wellen beruhigte, fühlte er eine angenehme Abspannung seiner zum Widerstand bereiten Muskeln, eine träg hinsinkende Mattigkeit. Aber ehe sich die Angst hineinmischte, war er eingeschlafen. Durch seine Träume glitt irgend etwas Weibliches, Weiches, Warmes, Rosiges und Goldiges, das keine bestimmte Form annahm.

In Wien, wo er keinen direkten Anschluß, dafür einen sehr langen Aufenthalt hatte, versäumte er wieder einmal den Zug. Er hatte den Aufenthalt dazu benutzen wollen, zwei Freunde zu besuchen, und sich in der Zeit verrechnet; infolgedessen kam er erst am Abend seines zweiten Reisetages in Venedig an.

Die Luft war lau, der Frühling hatte hier einen Vorsprung gegen Berlin. Ein leiser Wind, der duftete, als habe er am Garda-See soeben die Rosen abgeküßt, durchspielte die Atmosphäre, aber aus den Lagunen stieg ein fauler Hauch. Von Wolken verschleiert, schwebte hoch oben am Himmel der Mond. Manchmal blickte er zwischen den Wolken heraus. Aber seine Scheibe war gelb und verwischt und von einem großen Dunstkreis eingefaßt. Den Kanälen entlang waren auf krummen, aus dem Wasser herauswachsenden Pfosten kleine Lämpchen angebracht, die lange, von dem Spiel der kleinen flachen Lagunenwellen unterbrochene Lichtstreifen über das schwärzliche Wasser warfen. Und neben dem Wasser ragten schattenhaft die alten Paläste, die feine Spitzenarbeit ihrer verschnörkelten Marmorfassaden undeutlich erkennbar, in der Dämmerung. Nur hier und da schimmerte ein bleiches Licht über die Fenster einer der alten Prachtbauten. Im übrigen war die Farbe, mit der das Mauerwerk in den unruhigen wolkigen Nachthimmel hineingezeichnet war, ein eintönig stumpfes Grau.

Der ganze Anblick hatte etwas unwahrscheinlich Romantisches und zugleich abgestorben Trauriges, wie das Gespenst einer toten Stadt. Zuweilen schien es Hans, als ob seine Gondel stehen bliebe, und die Paläste glitten an ihm vorbei, langsam, feierlich hinschwebend zwischen dem monddurchschimmerten Frühlingshimmel, der nach Rosen duftete, und dem dumpfe Fäulnis ausatmenden schwarzen Kanal.

Trauriges Schweigen ringsumher, nichts zu hören als das ängstliche, wimmernde Plätschern des Wassers, das um die abbröckelnden Grundpfeiler der alten Patrizierhäuser leckte, dann, in die tote Stille hinaustönend, der melancholisch langgedehnte Warnungsruf eines Gondoliers, worauf um die Ecke eines Kanals etwas Langes, Schmales, Schwarzes, Phantastisches glitt: ein Gespensterschiff, eine Gondel, und ehe sich's Hans versah, war auch die wieder verschwunden, nur die langsamen, feierlichen Ruderschläge klangen leiser und immer leiser zu ihm herüber.

Da, aus der Ferne — erst nur wie ein Windseufzer — drang's an sein Ohr, dann

deutlicher, aber immer noch verschleiert ... der nach Rosen duftende Wind trug's über den sumpfigen Kanal — ein Liebeslied mit Guitarrebegleitung gesungen: „Jo son felice, t'attendo in ciel!“

Es war magisch und wie alles Magische schauerlich.

Näher und näher kam's — jetzt glitt's an der Mündung des Kanals vorbei, den die Gondel Hansens durchschiffte, eine Barke, von farbigen Lämpchen umleuchtet — vorbei — nur aus der Ferne tönte noch einmal: „Jo son felice, t'attendo in ciel!“

Das Lied war süß, aber man hörte deutlich, wie eine Saite der begleitenden Guitarre sprang ...

Und Hans, welcher Venedig nicht kannte, war von dem gespenstischen Zauber der Stadt ganz benommen, zugleich durchfröstelten ihn allerhand unheimliche Ahnungen: die Guitarre, deren Saite gesprungen war mitten in der Begleitung eines Liebesliedes, die schwarze Gondel, die an ihm vorübergeschwebt war, gerade als er an den Bruder gedacht und sich gefragt hatte, in was für einem Zustand er ihn wohl antreffen würde.

Bis dahin hatte ihn fast im Lauf seiner ganzen Reise eine gereizte Ungeduld begleitet. Seit jenem unerquicklichen Beisammensein mit dem Bruder in Brighton war ihm jedes Gefühl für die verwandtschaftliche Zusammengehörigkeit mit Konrad entschwunden. Und als er das Telegramm erhalten hatte in Berlin, das ihn an das Sterbebett des Verwundeten rief, war es ihm gewesen, als ob er aus allen seinen angenehmen und anheimelnden Lebensbedingungen herausgerissen worden wäre, um einen Fremden sterben zu sehen.

Aber jetzt mit einemmal überkam ihn etwas von seiner alten brüderlichen Zuneigung, verschärft durch ein Gefühl der Reue.

Warum hatte er den Zug versäumen müssen in Wien, warum hatte er so vielerlei unternommen — nur, weil es ihm langweilig gewesen war, ruhig auf den Anschluß zu warten! Er würde am Ende Konrad nicht mehr am Leben finden, und es würde seine Schuld sein. Nun ja — Konrad nicht mehr am Leben zu finden, darüber hätte er sich getröstet, aber daran schuld zu sein, das wäre gräßlich gewesen; er gab sich keine Rechenschaft darüber, aber es war so.

Er hätte den Augenblick seiner Ankunft hinausschieben mögen, aber noch eine Wendung der langen, schwarzen Gondel, und man war angekommen.

Herr Walter, der freundliche Wirt des Hotels Britania, trat ihm auf dem kleinen, hölzernen Uferdamm entgegen. Hans nannte seinen Namen; er dachte, der Wirt würde ihm daraufhin sofort die Mitteilung machen, vor der er sich fürchtete. Aber der Wirt versicherte nur, es sei ein Zimmer vorbereitet für den Herrn Grafen, und der Hausknecht bemächtigte sich seines Gepäcks. Dann ging Hans durch den großen, flachen Flur, der zugleich den beliebtesten Zusammenkunftsraum für die Gesellschaft des Hotels bildete und in dem zwischen steifen grünen Fikus und rosigen, nach bitteren Mandeln riechenden Oleanderbäumen, um blank polierte Tischchen herum, lustig plaudernde Menschen, Männer im Gesellschaftsanzug, Damen in hellen Kleidern, gruppiert waren. Ein sehr junges Mädchen las einem jungen Mann den Charakter aus der Hand, wobei sie forschend mit ihrem zarten Zeigefinger der Lebenslinie nachtippte. Der junge Mann hatte sehr rote Ohren und sah verlegen aus.

Ringsumher tönten Lachsalven. Es durchschauerte Hans; dann sagte er sich, die Leute würden nicht so laut lachen in einem Hause, wo ein Toter lag. Aber dieser Trost galt nichts, er wußte ja, daß in einem Gasthof der Tod verleugnet wird wie eine Sünde.

An dem Portier vorbei, dessen großmächtiger Schreibtisch am äußersten Ende des Flurs, knapp neben der Thür des verglasten Lichthofes stand und der soeben für zwei Touristen den besten Zug nach Padua in seinem Kursbuch suchte, trat er, noch immer in Begleitung des Wirtes, auf den Lift zu. Dort endlich entschloß er sich zu bemerken: „Eh ich in mein Zimmer geh, möcht ich bei meinem Bruder Graf Konrad Ronsky vorsprechen. Wollen Sie mich in seine Wohnung führen?“

Und erst als der Wirt in gleichgültig sachlichem Ton erwiderte: „Wie der Herr Graf befehlen!“ fragte er: „Geht's besser?“

Der Wirt zuckte etwas mutlos die Achseln: „Immer im Gleichen!“

Hans atmete auf: Konrad lebte!

In einem freundlichen Appartement im dritten Stock fand er den Bruder. Man hatte ihm das Bett in den Salon gestellt, weil es das geräumigste Zimmer des kleinen Gelasses war. In Eisumschlägen verpackt bis unter die Achselhöhlen, lag Konrad halb aufgerichtet in den Kissen, die Hände auf der Decke vor sich ausgestreckt. Das Gesicht und die Hände waren beide wachsbleich. Die Schwägerin saß am Fußende des Bettes in einem fleckigen roten Schlafrock mit türkischem Besatz, ein weißes Tuch um die Stirn geknüpft.

Als Hans eintrat, erhob sie sich und kam ihm ziemlich übellaunig entgegen.

„Quel malheur!“ rief sie. „Quel malheur!“

Konrad öffnete die Augen. „Hans!“ murmelte er, „also bist du doch gekommen!“

„Aber, Konrad, wie konntest du zweifeln! ... Wie geht's?“ ... Hans faßte den Bruder bei einer der blassen Hände, die so kraftlos auf der Decke lagen.

Die Hand war heiß und trocken.

„Wie's geht? — in zwei Tagen werde ich sterben — ich hoffe wenigstens ...“

„Konrad!“ rief vorwurfsvoll Sascha und brach in einen Strom von Thränen aus.

„Ach, laß mich um Gottes willen — nur nicht der Lärm!“ stöhnte Konrad; dann die Faust ballend: „Wirf sie hinaus, hörst du — wirf sie hinaus!“

Das Fieber brannte ihm in roten Flecken auf den Wangen. Hans trat an die Schwägerin heran. „Ich denke, es ist besser, Sie entfernen sich — Sie sehen, er spricht im Fieber. Gönnen Sie ihm Zeit, sich zu beruhigen!“

„Ach, im Fieber! ... es ist immer dasselbe — nicht einmal vor den Kellnern weiß er sich zu beherrschen! C'est une honte — une honte — une honte! Ich pflege ihn wie ein kleines Kind, hundertmal am Tag braucht er mich, und wenn er mich einen Augenblick nicht braucht, so jagt er mich hinaus. Es ist eine Schande, ja, eine wahre Schande, eine Schmach!“

Damit ging sie.

„Mach das Fenster auf, ich kann den Geruch nicht vertragen, er ist mir widerlich!“ stöhnte Konrad.

Hans öffnete das Fenster, dann setzte er sich an das Bett des Bruders. „Ist Monika nicht hier?“ fragte er.

Konrad schüttelte den Kopf. „Ich will nicht, daß sie kommt,“ sagte er; „wenn ich das gewollt, hätte ich längst um sie telegraphiert — aber hm, es war ohnedies schwer, sie von Sascha loszureißen. Jedesmal in den Ferien hat's Scenen gegeben, denn wenn das Mädel und die Mutter sich eigentlich auch nicht vertragen, so sind sie doch nicht auseinanderzubringen, sobald sie wieder zusammengekommen sind. Weißt du — Sascha hat eins — sie macht's einem unglaublich bequem im Leben! ... man braucht sich über gar nichts zu schämen neben ihr!“

Er schwieg erschöpft ... Dann mit noch matterer Stimme: „Sie verwöhnt nicht ... sie demoralisiert! ... Na, jetzt ist's zu End ... zu End!“

Er blickte weit vor sich hin, hob ein wenig die Hände und ließ sie wieder sinken ...

„Hans!“

„Konrad!“

„Ich habe eine Bitte. Du ahnst es wohl, daß ich dich nicht nur hercitiert habe, damit du mir's Sterben ... das ist das Wort, Sterben“ — er stieß die zwei Silben mit einer gewissen Bitterkeit heraus; es waren die einzigen, die er fast laut sprach — „das Sterben erleichterst — nein! ... Es handelt sich um mein armes Mädel. Willst du mir versprechen, dich ihrer anzunehmen? Willst du ihr Vormund sein?“

„Von Herzen gern,“ versicherte Hans herzlich und reichte ihm die Hand.

„Ich danke dir ... sie soll nicht zu ihrer Mutter zurück ... Laß sie in der Pension. — Und wenn du einmal verheiratet bist — dann bitt deine Frau ... du bist einer, dem keine Frau leicht etwas abschlägt, bitt deine Frau, sich ihrer anzunehmen, dann wird sie geborgen sein!“

„Gewiß — ich geb dir meine Hand darauf! Da, Konrad ... Nur noch eins ... weiß unser Vater, daß du verwundet bist, hast du ihm telegraphieren lassen? Trotz allem, was euch auseinandergerissen hat im Leben — vielleicht gerade deshalb, würde er dich gewiß gern sehen wollen.“

Konrad schüttelte den Kopf. „Gern sehen ... was würde er sehen? Es wäre, als ob

er einen Sarg aufreißen ließe, um jemand zu sehen, der schon längst tot ist; was findet er? Einen Haufen Fäulnis, das ist alles! Ist auch schon längst nichts mehr übrig von mir als ... Na, weiter ... Er braucht mich nicht mehr zu sehen; aber eh ich mich da draußen am Campo Marte vor die Pistole Neveris gestellt hab ... er hatte recht und ich hatte unrecht, darum hab ich mich auch zusammenschießen lassen, drum ... und auch ... ach! ... Nun, vordem hab ich einen Brief an meinen Vater geschrieben — den bring ihm — und ... wenn's nicht deutlich genug darin stehen sollte, wie leid mir's thut, daß ich ihn so tief gekränkt habe im Leben, so sag's ihm von mir! ... War alles nicht der Mühe wert ... nicht der Mühe wert, nicht der Mühe ..." Konrad unterbrach sich.

Die Barke mit den zwischen allen Schatten von Venedig herumirrenden Liebesliedern näherte sich unten. Konrad horchte ...

Eine weiche, wollüstige Melodie schwebte durch das geöffnete Fenster mit dem Wind, der nach Rosen duftete, und der faulen Ausdünstung des Kanals. Einen Augenblick hielt's unten; dann glitt's vorbei.

„... nicht der Mühe wert ..." murmelte Konrad.

Durch den Korridor hörte man einen Schritt; er hielt vor der Thür des Kranken. Es war der Doktor, ein großer Mann mit einem roten Gesicht und breitem Nacken, dessen Hauptgeschicklichkeit darin bestand, seinen sterbenden Patienten die unwahrscheinlichsten Hoffnungen glaubwürdig darzustellen und sich ausgezeichnet dafür bezahlen zu lassen. Hans stellte sich ihm vor, doch der Arzt schien über seine Persönlichkeit orientiert zu sein. Er war gekommen, um nach dem Stand der Wunde zu sehen und die Eiseinpackung Konrads zu erneuern, wobei ihm Hans behilflich war.

Als er dem Sterbenden versichert hatte, daß es über Erwarten gut mit ihm stünde, seufzte er tief, worauf er sich mit der breiten Zunge über die trockenen Lippen fuhr, die einer Anfeuchtung zu bedürfen schienen, und sich in dem Zimmer umsah wie nach etwas, das er dort zu finden gewohnt war.

„Der Sherry steht dort," murmelte Konrad, die eine Hand ein wenig aufhebend.

„Ach, richtig — Sie denken doch noch an alles, Herr Graf — an alles! Das ist ein gutes Zeichen — ein sehr gutes Zeichen!" Damit schenkte er sich ein sehr großes Glas voll Sherry, trank's auf einen Zug aus und verabschiedete sich. Hans gab ihm das Geleit.

Als er zurückkam, fragte Konrad: „Wie steht's?"

Hans, unvorbereitet, zögerte mit der Antwort. Worauf Konrad mit gereizter, heiserer Stimme murmelte: „Du kannst mir die Wahrheit sagen; ich fürchte mich nicht vor dem Sterben. Im Gegenteil, ich wünsche mir den Tod."

Und Hans, der diesen Ausspruch buchstäblicher nahm, als solche Aussprüche zumeist genommen werden sollen, faßte Konrad bei der Hand. „Alter!" murmelte er.

„Ach, also ganz hoffnungslos? In den nächsten vierundzwanzig Stunden?" Konrad zog den Atem fast pfeifend zwischen seinen Lippen ein, dann biß er die Zähne fest aufeinander.

Hans fragte den Bruder, ob er nicht einen Priester wünsche. Aber Konrad schob die Brauen zusammen und schüttelte den Kopf.

Die Stunden vergingen.

Hans hatte auf des Bruders Bitte das elektrische Licht abgedreht. Das Zimmer, in dem er sich mit dem Sterbenden befand, war dunkel bis auf den Schimmer, der vom Kanal herauf durch die Fenster drang, und den gedämpften Lichtstrahl, der durch die halboffene Thür des Zimmers kam, in das sich Sascha zurückgezogen hatte.

Anfangs hörte man sie leise wimmern und weinen, dann hörte das auf.

Hans stand auf, spähte durch die Thür; er dachte, sie kniee irgendwo im Gebet versunken auf dem Boden — aber nein! ... Sie saß an einem Tisch, auf dem neben einer Puderquaste und einer Weinflasche eine kleine, rotverschleierte Nachtlampe stand, und legte sich die Karten.

Das Fieber stieg jetzt bei dem Sterbenden von Minute zu Minute. Seine Schmerzen wurden qualvoll, sein Bewußtsein verwirrte sich immer mehr und mehr, bis zu Delirien, die von kurzen Momenten der Zurechnungsfähigkeit unterbrochen und von entsetzlichen Angstgefühlen durchzogen wurden.

Er schrie einmal um das andere: „Vater! ... Hans! Vater ... Vater!“ mit einer schrecklichen, heiseren, krächzenden Stimme. Manchmal rief er auch: „Mutter!“ Dann aber wurde die Stimme viel dünner und weicher, fast als ob er sich in seine Kindheit zurückversetzt geglaubt hätte ...

Nach dem, was Hans aus den im hellen Bewußtsein gestammelten Erklärungen entnehmen konnte, wurde Konrad von dem Wahn gequält, sich in einem finsteren Wald verirrt zu haben, in dem schreckliche Ungeheuer, die er nicht sehen konnte, durchs Dickicht um ihn herumraschelten und ihn mit heißem Atem anfauchten.

Hans machte Licht, aber das konnte Konrad auch nicht aushalten. Wenn er Licht sah, war ihm's, als ginge der ganze Wald in Flammen auf. Er schrie wie ein Wahnsinniger. Hans hatte Mühe, ihn im Bett zu halten.

Sascha wollte ihm helfen, aber ihr Erscheinen vermehrte die Aufregung des Sterbenden; sie durfte nicht bei ihm bleiben.

Draußen auf dem Korridor öffneten sich verschiedene Thüren, geängstigte Touristen verließen ihre Zimmer, um sich gegenseitig zu beklagen. So etwas war nicht zum Aushalten, man mußte mit dem Wirt sprechen!

Hans schickte noch einmal zu dem Doktor. Aber der Doktor kam nicht; er war nicht zu finden.

Gegen drei Uhr morgens fiel plötzlich das Fieber, die Schmerzen hörten auf. Hans erschrak. Der Doktor hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß dies kurz vor dem Tode geschehen würde und daß es ein sehr schlechtes Zeichen sei.

Das Bewußtsein kehrte zurück.

„Hans!“ rief Konrad mit einer Stimme, die so schwach und verändert war, daß Hans sie nicht als die des Bruders erkannt hätte, „Hans!“

„Hast du noch einen Wunsch, Konrad?“ Hans beugte sich über ihn.

„Ja ... einen ...“ Konrad sprach sehr langsam, seine Stimme klang schwächer, immer schwächer; es war, als rücke sie in die Ferne. „Es ist wegen meines Grabes ... früher dacht ich, es wär mir einerlei, aber ...“

„Du wirst doch bei uns liegen, Konrad, in unserer Gruft in Stiblin?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein ... aber auf der Pawlowska — du weißt oben — von wo man auf die Elbe hinunterschaut — ein freier Platz — knapp am Walde — das duftet — nach Quendel — und frischer ... streichender Luft ... frischer ... Dort steht ein altes schwarzes Kreuz — und vor dem Kreuz hat mich meine Mutter als kleines Kind zum erstenmal — niederknien und ein Gebet sagen gelehrt ... dort ...“

„Ja, Konrad, ja! Sei ganz ruhig, Konrad!“

Konrad drückte ihm schwach die Hand und versank in dumpfes Schweigen.

Mit einemmal war das Zimmer voll Licht, voll glänzendem, feierlich reinem Morgenlicht — die Glocken in den Kirchen fingen an zu schwirren.

Hans hörte ein leises Knistern und Rauschen — er sah auf — in der Thür stand Sascha mit rotgeweinten Augen, die Karten in der Hand.

Plötzlich bemerkte er, wie sie die Karten fallen ließ — dann ... mit einem Schrei, der die edle Harmonie des Augenblicks mitten entzwei riß, stieß sie Hans von dem Bett hinweg und warf sich röchelnd über den Toten. — —

* * *

In dem Leben Marie Rheinsbergs ging alles seinen gewohnten Gang, wenigstens äußerlich. Aber die innere Harmonie ihres Denkens und Empfindens war gänzlich gestört. Das Fieber zehrte an ihr, eine Unruhe, deren sie nicht mächtig werden konnte. Und anfangs war sie selber im unklaren über den Grund ihrer inneren Zerfahrenheit gewesen; aber plötzlich erkannte sie's, wonach ihr Herz verlangte, nach wem sie sich Tag und Nacht sehnte. Ein Blitz, so ein scharfer Gefühlsblitz, wie er manchmal plötzlich unser ganzes Wesen zerreißt, hatte ihre Seele aufgehellt und ihr schonungslos die Wahrheit gesagt.

Marie kämpfte mit ihrer Sehnsucht, mit ihrer Neigung. Hundertmal des Tages mußte sie mit irgend einem Gefühl, einem Gedanken ringen, der sie zu ihm zog.

Es war ein aufregendes, böses Ringen, aber der rechte Schmerz, der rechte Ernst war noch nicht dabei. Es war doch immer eine wilde, unsinnige Freude, mit der sie rang, und mochte sie thun, was sie wollte, während des Ringens kam die Freude, die sie töten wollte, ihr näher und schmiegte sich enger, wärmer an ihre Seele, so daß Marie es schließlich besser fand, sich nicht mit dem unnützen Bekämpfen weiter abzugeben, sondern in ihrem Herzen wachsen zu lassen, was wachsen wollte, und, so gut es ging, darüber hinwegzuleben.

Aber es ging eben nicht gut.

Bei einem Ballfest, das die Frühlingssaison einleitete, hatte sie den Cotillon mit Hans Ronsky tanzen sollen.

Es war drei Tage nach Hans Ronskys Abfahrt. Als das Fest kam, wurde sie verdrießlich, und obgleich sie indessen den Cotillon an einen der hervorragendsten Cotillontänzer von ganz Berlin verschenkt hatte, erklärte sie ihrem Gatten im letzten Augenblick, daß sie sich unwohl fühle und keine Lust habe, das Fest zu besuchen.

Graf Rheinsberg zuckte die Achseln und sagte: „Wie du willst!“ Aber sein Blick und seine Stimme waren so kalt, daß sie es sich doch noch anders überlegte und sich auf den Ball begab. Bei dem Fest entfaltete sie jedoch nichts von ihrer gewohnten Liebenswürdigkeit, sondern zeigte sich wortkarg und launisch und, was das ärgste war, sah elend aus, so elend, daß ihr die einen anrieten, Buzzi, die anderen Schweninger zu konsultieren. Sie ließ die Ratschläge geduldig über sich ergehen, ohne darauf zu erwidern, ohne auch nur zuzuhören.

So war eine Woche vergangen und einige Tage darüber. Marie wußte, daß Konrad gestorben war; so viel hatte ihr Hans in einem kurzen Briefchen mitgeteilt. Sie wußte, daß der Verstorbene zu Hause hatte begraben werden sollen, in Böhmen, und daß hierauf Hans nach Berlin zurückkehren würde. Sie erwartete ihn von einem Tage zum anderen. Sie verzehrte sich vor Aufregung, sie tröstete sich damit, daß alles ins gewohnte Geleise zurückkehren würde, sobald er wieder da wäre, sobald sie keinen Grund mehr haben würde, beständig an ihn zu denken, weil sie zu oft die Freude haben würde, ihn zu sehen. Dann trat der kalte Blick ihres Mannes ihr ins Gedächtnis, die trockene Art, mit ihr zu reden, welche er in letzter Zeit angenommen hatte. Sie fragte sich, wie das werden sollte, ob der alte Herr Hans je wieder mit derselben freundlichen Unbefangenheit empfangen würde wie früher.

Eine schreckliche Angst durchschauderte ihr die Adern und hemmte ihren Atem.

Nein! ... in die liebe Vergangenheit gab's keinen Weg zurück. Ein rasender Zorn über sich selbst erfaßte sie, ein Zorn über den Mangel an Selbstbeherrschung, durch den sie ihr Gefühl verraten hatte. Und sie wußte eigentlich gar nicht, wie es gekommen war, daß sie sich verraten hatte, wann und wodurch es geschehen war. Nur so viel wußte sie genau, daß ihr Gatte, der so lange ihr warmer, alter Freund gewesen, den Grund ihrer inneren Aufregung ahnte, daß er unzufrieden mit ihr war.

Manchmal durchklangen ihre Seele plötzlich die Worte: „Sollte ich dich vielleicht doch überschätzt haben, Marie?“

Eine gewisse Feindseligkeit gegen ihn regte sich in ihr. Sie sagte sich, daß er sie mißverstand, daß er sie durch sein unerhörtes und unberechtiges Mißtrauen quäle. An etwas wirklich Unrechtes dachte sie ja nicht — nie. Im ungebundensten Traum war ihr das nicht eingefallen.

Sie fing an, sich zu beobachten. Wenn zufällig die Rede auf Ronsky kam, so trachtete sie seinen Namen mit einer ganz besonderen gleichgültigen Betonung auszusprechen. Manchmal machte sie eine abfällige Bemerkung über ihn. Aber sie merkte bald, daß sie jeden anderen eher täuschte als den Grafen Rheinsberg. Die Verstellung war nicht ihre Sache, die Scham stieg ihr in die Wangen bei dem Gedanken, daß sie sich in dieser erniedrigenden Kunst versucht hatte.

Und über all das innere Fieber, den inneren Schmerz ging das Leben äußerlich seinen gewohnten Gang. — —

Der zehnte April kam: Maries Geburtstag. Er wurde gefeiert wie immer, etwas mehr als der letzte sogar, da sich diesmal Graf Rheinsberg ganz wohl befand und nicht wie im vergangenen Jahr den ganzen Tag in Watte verpackt neben dem Kamin verbringen mußte.

Auch diesmal hatte Graf Rheinsberg seine junge Frau mit einer Auswahl der herrlichsten Juwelen beschenkt. Ein Wald von Treibhausblumen erfüllte die Bibliothek, in welcher der Aufbau der Bescherung hergerichtet worden war. Die vielen Sträuße, die mit Blumen gefüllten Vasen und Körbe sowie die blühenden Flieder- und Mandelbäumchen in geschmackvoll verkleideten Blumentöpfen konnten gar keinen Platz mehr finden auf den Tischen, der halbe Fußboden war damit bedeckt. Aber wie sehr sich Marie auch bemühte zu lächeln, zu danken — es war kein Licht in ihrem Lächeln, keine Wärme in ihrem Dank. Graf Rheinsberg merkte, daß sie beständig zwischen Visitenkarten, die an den Blumen staken, zwischen den Briefen und Telegrammen, die sich auf einer silbernen Platte häuften, etwas suchte; und jedesmal, wenn ein Telegramm hereingebracht wurde, wechselte sie die Farbe.

Sie hatte einen Geburtstagsgruß von Hans erwartet. Aber der Vormittag verging, und es war kein Lebenszeichen gekommen von ihm.

Den ganzen Nachmittag kamen Leute. Marie empfing sie alle mit demselben geistesabwesenden Lächeln und fiebrigen Blick, goß ihnen Thee ein, reichte die Bonbons herum, die sie aus allen Weltgegenden in den entzückendsten Kassetten — Schachteln konnte man das nicht nennen — zugeschickt bekommen hatte, und zeigte geduldig ihre Geschenke. Aber die gewohnte Lebhaftigkeit fehlte — man wunderte sich, daß es um Marie Rheinsberg herum so müde zugehen konnte.

Mit einemmal belebte sich die Situation. Ein junger Sekretär aus dem auswärtigen Amt kam mit einem erschrockenen Gesicht und einem Extrablatt.

Hatten die Herrschaften schon von dem entsetzlichen Bahnunglück gehört, das sich auf der Strecke zwischen Bodenbach und Dresden zugetragen? Der Wagen erster Klasse war zertrümmert, buchstäblich zertrümmert, zwei Wagen zweiter auch gänzlich zerschlagen, die Zahl der Opfer noch nicht festgestellt, die Leichen nicht agnosciert. Und gerade eine Bahnstrecke, die so viele Bekannte benutzten! Man zitterte vor den genaueren Nachrichten.

Ein aufgeregtes Zusammenflattern, Durcheinanderfragen folgte der Mitteilung — dann Grabesstille.

Aber aus dieser Stille heraus hörte Marie plötzlich ganz deutlich die Worte: „Der arme Ronsky ist ja schon tot — —" Ein Schwindel, eine Übelkeit, eine Empfindung, als ob die Wände um sie herum schwankten, dann sich zusammenschoben. Alles Licht war ausgelöscht — eine fürchterliche Atemnot — für einen Augenblick, kurz, aber entsetzlich deutlich, das Gefühl des Lebendigbegrabenseins, dann nichts mehr ...

Als sie wieder zu sich kam, lag Marie auf einer Chaiselongue in einem Zimmer, in dem keine Blumen, keine Geschenke und keine Gäste waren. Ihr Kleid war gelockert, eine gestickte Decke über sie ausgebreitet, rings um sie herum die Atmosphäre von einem scharfen Äthergeruch durchzogen.

Ihr Mann stand neben ihr. Besorgt blickte er in ihre langsam und verwirrt zu ihm aufsehenden Augen.

Sie legte die Hand an die Stirn, trachtete sich zurechtzufinden, ihre Gedanken tasteten in die Vergangenheit zurück — ein schmerzlich entsetzter Ausdruck durchzuckte ihre Züge.

Ehe er sich noch ganz darauf ausgeprägt hatte, bemerkte Graf Rheinsberg: „Marie, dein Schrecken beruht auf einem Irrtum — Hans Ronsky lebt. Er ist vor einigen Stunden in Berlin angekommen. Der, von dem heute nachmittag die Rede war, ist sein Bruder!"

* * *

Ein paar Stunden waren vergangen. Marie war von neuem in den Salon zurückgekehrt. Sie war noch zu matt, um zu denken und Entschlüsse zu fassen, um sich vor der Zukunft zu fürchten, sie sich überhaupt nur auszumalen. Sie konnte sich nur freuen, daß Hans Ronsky noch lebte. Alles andere auf der Welt war ihr gleichgültig.

Einen großen Teil der Blumen hatte sie wegtragen lassen, weil ihre gereizten Nerven den zu starken Duft nicht ertragen konnten. Aber ein Strauß Theerosen stand auf einem Tischchen neben dem großen Fauteuil, in dem sie lehnte.

Sie hatte sagen lassen, daß sie heute keine Besuche mehr empfangen würde. Da hörte

sie draußen im Flur eine Stimme, bei der ihr's wie der Strom einer elektrischen Batterie durch die Glieder fuhr. Ihre von Aufregung geschärften Ohren vernahmen durch die schwere Thür hindurch die Worte: „Das thut mir unendlich leid — sagen Sie Ihrer Excellenz ...“

Man wies ihn ab, man ließ ihn nicht vor! Alles zuckte in ihr! Ja, wie sollten denn ihre Leute ahnen, daß der Befehl, welcher den ganzen Troß der Berliner Gesellschaft von ihrer Schwelle wies, nur für den einzigen nicht gültig war! ...

Aber nein ... einer von ihnen mußte es doch geahnt haben! Oder hatte Hans darauf bestanden, fragen zu lassen. Das lag sonst gar nicht in seiner korrekten, weltmännischen Art.

Der Kammerdiener brachte seine Visitenkarte mit den Worten: „Herr Graf lassen fragen, ob er Excellenz einen Augenblick sehen kann?“ ...

Eine Minute später trat er ein, in Trauerkleidern, aber mit einem feuchten Glanz in den Augen, den sie noch nie darin bemerkt hatte und dem ihr Herz entgegenjauchzte.

„Marie!“ — er kniete vor ihr nieder — „es war sehr indiskret von mir, Ihre Thür zu stürmen, aber ich hatte so sehr den Wunsch, Sie zu sehen! Man sagte mir, Sie seien unwohl, Sie sähen elend aus, Sie seien heute mitten in Ihrer Geburtstagsfeier ohnmächtig geworden.“

Daß man ihm auch die Veranlassung des Schreckens, welcher ihre Ohnmacht herbeigeführt, mitgeteilt hatte, verschwieg er zartfühlend, aber sie las es doch aus seinen Augen.

Sie errötete, und etwas von ihm wegblickend, murmelte sie: „Ich war allerdings die letzte Zeit nicht ganz auf dem Posten, und heute die Hitze, die vielen Menschen, der starke Blumenduft! Ich habe fast alle Blumen hinausschaffen lassen müssen, es war heute ein Wald ... ein Wald!“

„Und von mir war kein Strauß da!“ sagte Hans. „Und seit Wochen hatte ich mich darauf gefreut, Ihren Geburtstag ganz besonders zu schmücken; ich hatte bereits eine solche herrliche Kombination im Kopf ...“

„Und heut haben Sie vergessen.“ Sie lächelte matt.

„Ich ... aber Marie!“ Er hatte sich auf einen kleinen Sessel niedergelassen, auf dem er fast zu ihren Füßen saß. „Aber Marie! ... nein, nichts hatt ich vergessen, und den ganzen Tag hab ich an Sie gedacht; aber Ihnen aus meiner tiefen Trauer heraus“ — er blickte auf seine Kleider herab — „Blumen schicken — das konnt ich nicht! Ich hatte mir vorgenommen, spät zu kommen, wenn alle Gäste gegangen wären, um Ihnen Glück zu wünschen, und als mich die Nachricht traf, Sie wären unwohl geworden und empfingen nicht mehr, mußte ich wenigstens nach Ihrer Gesundheit fragen. Ach, ich bin Ihnen so dankbar dafür, daß Sie mich empfangen haben ...“

„Ja, aber Sie müssen versprechen, nicht lang zu bleiben ...“

„Ich gehe gleich ...“

„Nein, noch eine Minute ...“

Die Worte flogen hin und her, hastig, fiebrig, ohne deutlichen Sinn; es waren eigentlich gar keine rechten Worte, nur die in Silben ausklingenden Schläge von zwei fiebernden Herzen, die sich riefen und antworteten.

Marie gegenüber, hinter dem Rücken des ihr zu Füßen kauernden jungen Mannes, öffnete sich die Thür. Graf Rheinsberg sah herein, trat jedoch sofort zurück.

Hans war so vertieft gewesen, daß er die Thür nicht hatte gehen hören. Aber Marie konnte sich nicht mehr sammeln. Ihre Stimmung war gestört.

„Ich habe mich sehr gefreut, daß Sie gekommen sind, aber ... ich bin doch sehr müde ... es ist besser, Sie gehen jetzt!“

„Adieu! Ach, es war so wunderschön, wieder bei Ihnen zu sein!“

* *
*

Sie saßen einander gegenüber an jenem Abend bei Tisch, wie so viele Abende, Graf Rheinsberg und seine junge Frau. Den Gästen, welche gebeten gewesen waren, hatte man Maries wegen wieder abgesagt.

Die Eheleute waren allein. Graf Rheinsberg war etwas wortkarger als sonst, sprach aber in seiner sachlichen Art von politischen Tagesneuigkeiten und gesellschaftlichen Ereignissen. Marie wurde es schwerer zu

reden; sie hatte deutlich das Gefühl, daß sich etwas Entscheidendes vorbereite. In welcher Form es kommen würde, davon fehlte ihr jede Ahnung.

Nach dem Diner verfügten sich beide in die Bibliothek wie alle Tage. Marie schenkte den schwarzen Kaffee ein. Rheinsberg trank seine Tasse stehend in einem einzigen Zug aus. Während er sie niederstellte, heftete er die Augen auf Maries Porträt, das über dem Kamin hing.

„Das Bild ist sehr ähnlich," sagte er, „nur macht es dich um zehn Jahre älter! Ich möchte wissen, ob du in zehn Jahren so oder ganz anders aussehen wirst."

„Was meinst du, Wilhelm?" fragte sie, durch seine Worte unbestimmt erschreckt.

„Ich meine, daß es noch gar nicht ausgemacht ist, nach welcher Richtung hin sich deine Individualität entwickeln wird."

Sie erwiderte nichts.

Er ging zweimal in dem großen Gemach auf und ab, dann knapp vor Marie stehen bleibend, sagte er kurz: „Marie, möchtest du dich scheiden lassen?"

Sie fuhr zusammen.

„Wilhelm, woran denkst du ... ich versichere dir ..."

Wie versteinert war sie in ihrem Lehnstuhl sitzen geblieben. Er setzte sich ihr gegenüber, sein Gesicht war sehr ernst, aber von keinem zornigen, eifersüchtigen, unedlen Gefühl aufgeregt oder entstellt.

„Du willst mich versichern, daß du dir mir gegenüber nichts vorzuwerfen hast. Das weiß ich so gut wie du selbst. Du bist noch makellos, aber ... Marie ... es fängt an, dir schwer zu fallen!"

Sie senkte den Kopf.

Er rückte etwas näher an sie heran, und seine Stimme klang weicher. „Du mußt nicht glauben, daß der Zorn aus mir spricht," sagte er, „oder die kleinliche Eifersucht eines alten Mannes. Nein, aus mir spricht die Angst eines Freundes, der um die Zukunft eines seinem Herzen sehr nahe stehenden Menschen besorgt ist, außerdem spricht aus mir die Reue eines alten Mannes, der schlecht an einem jungen Mädchen gehandelt hat und es gut machen möchte."

„Du schlecht an mir gehandelt ...?" Sie strich sich die Haare aus der Stirn.

„Ja, Marie. Du interessiertest mich vom ersten Augenblick, da ich dich erblickt hatte. Sehr bald kam mir der Wunsch, dir im Leben ein wenig zu helfen, etwas für dich zu thun. Das hätte ich ja auch können, aber ich durfte nicht deine Notlage ausnutzen, um dich an mich zu ketten. Anfangs ging die Sache ja gut, du schienst dich in deiner außergewöhnlichen Existenz so zufrieden zu fühlen, daß sich die Skrupel, welche ich mir sehr bald nach meiner Verheiratung zu machen begonnen hatte, wieder verflüchtigten. Du warst so wundervoll, so eigentümlich, so einzig in deinem Wesen, daß ich dich für etwas fast Überirdisches ansah — mich daran gewöhnte, Übermenschliches von dir zu erwarten. Ich hatte unrecht — ich seh es ein."

Er hielt inne. Sie war keines Wortes mächtig. Weiß wie Alabaster, mühsam atmend, lehnte sie in den dunkelroten Polstern.

„Wenn ich ein jüngerer Mann wäre," begann er von neuem, „so hätte ich kurzen Prozeß gemacht und Hans Ronsky irgendwie aus meinem Hause entfernt. Ich hätte dein momentan betäubtes, aber sehr starkes Pflicht- und Ehrgefühl wachgerufen, was mir nicht schwer gefallen wäre, und ich bin überzeugt, binnen kurzem wäre die Sache beigelegt gewesen. Da ich aber um siebenunddreißig Jahre älter bin als du, darf ich nicht so schroff vorgehen. Ich geb dich frei! Und indem ich dich freigebe, dank ich dir noch für die schönen zehn Jahre, die ich mit dir verlebt habe. — Ich weiß, daß eine Scheidung bei euch Katholiken große Schwierigkeiten macht, eine Wiedervermählung einen Religionswechsel im Gefolge hat; ich weiß auch, daß das alles deine Vereinigung mit Ronsky erschweren würde. Aber in unserem Falle ist vielleicht mehr als eine Scheidung, es ist eine Ungültigkeit unserer Ehe zu erreichen. Und ich will, was ich an politischen Verbindungen habe, daran setzen, um sie für dich durchzusetzen. Antworte mir heute nicht, Marie. Du bist nicht fähig dazu. Überlege dir die Sache, und wenn du sie reiflich überlegt hast, dann komm zu mir und teile mir deinen Entschluß mit. Und jetzt: gute Nacht!"

* * *

Sie hatte sich niedergelegt. Wie sie in ihr Bett gekommen war, hätte sie später nie mehr zu sagen gewußt. Das Bewußtsein von allen äußerlichen Dingen war ihr abhanden gekommen. Sie wußte nicht mehr, was um sie herum geschah, sie wußte nur, was in ihr vorging.

Erst war's nur eine entsetzliche Angst, eine Angst vor der siegreichen Schwäche, die uns der Willenskraft beraubt; eine Angst vor dem großen Wahnsinn, der uns um unsere Zurechnungsfähigkeit betrügt.

Und der Wahnsinn war da, von allen Seiten schmiegte er sich an ihre Seele! Ach, und er war schön! ... Es war, als ob sich blühende Zweige durch die Risse von kahlen Mauern streckten, kahle Mauern eines Gebäudes, das noch vor kurzem stolz und stark war, und in das nun ein Blitz hineingefahren ist. Warum mußte man die Blüten hinausstoßen — warum sollten die Mauern kahl bleiben ...? Mochte doch von den zerrissenen Mauern fallen, was noch fest geblieben war, was noch aufragte, was einen noch hinderte und beengte, damit man ganz frei hinaufjauchzen konnte in den sonnendurchglühten blauen Himmel und untergehen in einem Meer von Blüten!

Ah! ... der Wahnsinn ... Sie hatte Mühe, nur einen Zipfel ihrer alten sittlichen Überzeugungen zu erhaschen, um sich daran festzuhalten, um nicht zu versinken. O, dieses angenehme Gefühl des langsamen Sinkens, des Fallenlassens einer großen Last — des Aufgebens seines Ichs!

Ihr Schicksal lag in ihrer Hand. Ihr Mann gab sie frei, und Hans ... Heute zum erstenmal hatte sie es gemerkt: Hans liebte sie. Warum noch zögern?

Aber da kam ein ganz anderer Gedankenstrom. Sie sah die Kapelle vor sich, in der sie dem alten Mann angetraut worden war; sie sah die mitleidigen, befremdeten Gesichter, mit denen ihr ihre Angehörigen nachblickten, während sie zum Altar schritt; nicht nur ihre Angehörigen, auch die Armen des nächsten Dorfes, ihre Armen — selbst die Allerärmsten bemitleideten sie.

Dann dachte sie ... an den nächsten Morgen — den Morgen, wo sie mit einemmal die Blicke begriffen und erkannt hatte, welchen Preis sie für die Veränderung ihrer Lebenslage gezahlt. Sie dachte, was sie in all diesen Jahren dafür genossen. Wie viel dazu gehört hatte, um ihre schiefe Stellung gerade zu richten, so daß niemand mit den Augen zu zwinkern wagte über sie.

Und sie sagte sich, daß, wenn sie jetzt fahnenflüchtig würde, sie nichts Besseres war als ein armutsscheues Mädchen, das ihre Jugend an einen Greis verkauft hatte für ein gutes Leben.

Das Fieber schüttelte sie. Ihr war's, als ob alles an ihr, alles, was mit ihr in Berührung kam, in Flammen aufginge.

Sie sprang aus dem Bett, öffnete das Fenster, das Fenster, das in den Garten sah, in dem die Rosen nicht blühen konnten, weil die Mauern ringsherum zu hoch waren und in den sich im vorigen Jahre doch eine Nachtigall verirrt hatte. Sie hakte die Fensterrahmen gegen die Wand — o, sie war stark und geschickt, wußte sich selbst zu bedienen!

Dann kroch sie in ihr Bett zurück. Durch das Fenster schwebte eine herbe Kälte, sie drang ihr bis ins Mark, bis ins Herz. Eine große Beruhigung überkam sie, sie atmete freier.

Der Wind war scharf, eisig, die Zweige der Bäume im Garten unten ächzten.

Eine große Traurigkeit stieg in Maries Seele auf, ein Mitleid mit den armen Knospen unten, die die kalten Schatten der hohen Mauern hinderten aufzublühen. Dann verschwand auch das. Ihre Atemzüge kamen lang und regelmäßig — die Schlacht war gewonnen. Sehnsucht und Schmerz würden noch kommen und sich hinschleppen, vielleicht jahrelang, wie nach jeder Schlacht. Aber die Unruhe, der Kampf, die waren vorbei. Sie wußte nun, was sie zu thun hatte, und würde es thun.

Eine feierliche und stolze Wehmut überkam sie, die Wehmut, mit der man die Toten begräbt, die siegreich für eine gerechte Sache gestorben sind.

Sie dachte an den sonderbaren Traum, den sie damals an ihrem Geburtstage geträumt hatte. Die großen Flügel hatten sie emporgetragen, hinweg von dem blühenden Garten, in dem die Nachtigallen sangen.

* *
*

Am nächsten Morgen, als Graf Rheinsberg in seinem Ankleidezimmer seinen Thee trank und die Zeitung las, klopfte es leise an seine Thür.

„Marie!“ rief er; er ahnte, daß sie es war.

Sie sah noch blasser aus als am Tage vorher; aber die träge Schwermut war aus ihrer Haltung geschwunden.

Sie hielt sich sehr gerade und kam auf ihn zu, rasch, freundlich lächelnd, mit einem Lächeln, das die Schatten unter ihren Augen dunkler zeichnete.

„Hast du gut geschlafen?“ fragte sie ihn.

„Nein! — und du?“

„Gar nicht,“ erwiderte sie, und dann setzte sie sich ihm gegenüber.

Eine kleine Weile blieben sie beide stumm. Sie spielte mit einem Falzbein aus Ebenholz, das auf dem Tische lag, wo des Grafen Frühstückzeug stand.

Plötzlich hub sie an; ihre Stimme klang heiser, und sie sah ihm nicht in die Augen beim Sprechen: „Wilhelm! willst du mir einen Gefallen thun?“

„Marie! ... Du weißt ...“

„Ja, Wilhelm, ich weiß, wie gut du immer gegen mich warst. Willst du dir von deinem Arzt eine Badekur verschreiben lassen, irgend wohin, wo wir jetzt schon hinkönnen, recht weit weg von Berlin. Ich möchte mit dir fort!“

„Marie, hast du dir's gut überlegt?“

Sie senkte den Kopf.

„Es war nichts zu überlegen, ich bin nur aus einer Betäubung erwacht — das ist alles!“

„Marie!“

„Ja, ich bin erwacht, und da hab ich mich erinnert an Dinge, die ich vergessen hatte ...“ Sie sprach ungleich, bald hastig, bald langsam, immer sehr leise: „Alles, was ich im Leben Gutes und Schönes genossen habe, verdank ich dir — aber ... davon sprechen wir lieber nicht — ich verdank dir mehr. Ich war ein unzufriedenes, unreifes, zerfahrenes Ding, als du mich nahmst. Du hast mich erzogen, du hast mich sehen und verstehen gelehrt. Du hast mich zu der Frau gemacht, die jetzt vor dir steht und sich schämen würde, der hohen Meinung, welche du von ihr gehegt hast, nicht würdig zu sein.“

„Aber, Marie! verlang nicht mehr von dir, als du kannst — bedenk, dein Entschluß ist bindend ein für allemal — ein zweites Mal komme ich auf die Sache nicht zurück. Ich kann noch viele Jahre leben!“

„Ich hoff's!“ flüsterte Marie. „Und ich werde jedes Jahr segnen!“

„Marie!“

„Ja!“ Sie sprach jetzt kaum hörbar. „Das ... das andere, das ist eine Krankheit, ein Wahn — sprechen wir nicht davon! Es wird vorübergehen ... ich hoffe — wenn du mir hilfst. Aber mein Gefühl für dich wird bleiben. Ich habe niemand auf der Welt so gern gehabt wie dich, seitdem sie mir die Mutter begraben haben.“ Sie kniete nieder neben dem alten Mann und küßte seine Hand.

Er sagte nichts, entzog ihr nur seine Hand und legte sie auf ihren gebeugten Kopf. Die Berührung dieser kühlen Hand that ihr wohl.

Ein seltsames Gefühl überkam sie, dasselbe Gefühl der Beruhigung, das sie heute im grauen Morgendämmer überkommen, als sie das Fenster geöffnet hatte und der eisige Windhauch über ihren heißen Körper gestrichen war. — —

* *
*

Es ist um drei Jahre später — in Böhmen — und zwar auf Schloß Wodanka, dem Herrensitz des Grafen Miroslaw, desselben Grafen Miroslaw, welcher damals, am Tag der Promotion Hans Ronskys, der Begeisterung seiner Standesgenossen widersprechend, den Leistungsfähigkeiten der neuen Leuchte von Österreich eine so skeptische Ansicht entgegengesetzt hatte.

Das Ehepaar Miroslaw, ebenso die seit acht Tagen sich in Wodanka aufhaltende Schwester Hans Ronskys, Gräfin Leontine Woronicky, befinden sich im Salon, nicht in dem großen mit Gobelins bespannten, in dem man Gäste zu empfangen pflegte, sondern in einem kleinen, freundlichen, intimen, der sich an die Zimmer der Gräfin Miroslaw anschließt.

Außerordentlich gemütlich, hat das Gemach doch gar nichts von dem eigentümlichen Reiz der „modernen“ Einrichtungen. Möbel und

Wände sind mit lustig geblümter Cretonne bezogen; an den Wänden hangen ein paar Bilder in altmodischen Goldrahmen, besonders Familienporträts, meistens von Schrozberg: Graf Miroslaw in der Kammerherrnuniform, seine Gattin im weißen, spitzenbesetzten Atlaskleid, dekolletiert, mit einem hermelingefütterten Mantel über der linken Schulter und kurzen, nur wenig über das Handgelenk hinaufreichenden weißen Handschuhen.

Ende April. Das Mittagessen ist vorüber. Draußen gießt's, im Kamin prasseln ein paar dicke Holzscheite, die bis in die Mitte des Zimmers hinein Funken sprühen und einen harzigen Geruch ausströmen. Durch die geschlossenen Fenster sieht man, von grauen Regenschleiern abgetönt, den sich in frühlingsmäßiger Farbenungleichheit hinziehenden Park. Hier und da ein Stück zarten Grüns zwischen sich noch kahl in den blassen Himmel hineinzeichnendem Gezweig. Es ist wie ein hastig angetuschtes Aquarell, unfertig, aber vielversprechend.

Das Rauschen des Regens, das Rieseln des Wassers aus den Dachrinnen tönt in das Prasseln der flammenden Holzscheite. Dazwischen, weich zwitschernd, hört man das Stimmchen eines irgendwo zwischen zartem Laub zusammengeduckten Vogels, der vergeblich nach der Sonne späht.

„Ist das gemütlich!“ ruft die Hausfrau aus. Sie sitzt neben dem prasselnden, nach Holz duftenden Kamin und strickt an einem weißen Kinderdeckchen, welches für ihre Schwiegertochter, die Gattin ihres ältesten, erst seit einem Jahr verheirateten Sohnes, bestimmt ist. Es ist ein ganz gewöhnliches Deckchen, aber die Gräfin häkelt es mit großer Sorgfalt auf einem über ihre Knie gebreiteten weißen Tuch. Infolgedessen ist es blendend weiß geblieben, sieht freundlich und appetitlich aus, und Gräfin Klotilde Miroslaw freut sich bereits darauf, es, mit rosa Bändern durchzogen, auf der Wiege ihres ersten Enkelkindchens ausgebreitet zu sehen.

Sie ist eine hübsche, rosige Frau in den Vierzigern, mit einem wohlwollenden Gesichtsausdruck und einem weißen Putzhäubchen auf ihren graudurchschimmerten blonden Wellenscheiteln. Ziemlich stark, von phlegmatisch behäbiger Anmut, trägt sie ein anspruchsloses lila Foulardkleid, aus dem ihre Handgelenke rund, glatt und weiß hervorsehen. Ganz besonders hübsch nehmen sich ihre weichen, vollen Kinderhände aus bei ihrer anmutig emsigen Geschäftigkeit.

„Hm! ja, ja, recht gemütlich!“ bestätigt Gräfin Leontine Woronicky, die Schwester Hans Ronskys, welche seit einigen Tagen in Wodanka zu Gast ist. Sie sitzt über einen weitläufigen Stickrahmen gebeugt und arbeitet an einem Meßgewand.

Ihre Erscheinung sticht merkwürdig ab gegen die ihrer liebenswürdigen Cousine. Die Gräfin Leontine weiß das selbst. Außerdem ist sie fest davon überzeugt, daß sie vorteilhaft absticht von der „guten Kloklo“.

Sie ist eine Frau, die einmal sehr schön gewesen sein muß, die Gräfin Leontine, eine von jenen schönen Frauen, die sich in das Altwerden nicht finden können und darauf bestehen, alle Veränderungen ihres Äußeren, welche die einfachen Folgen zunehmender Jahre sind, als etwas Vorübergehendes zu betrachten und infolgedessen zu bekämpfen.

Ebenso korpulent, wenn nicht noch stärker als Gräfin Klotilde, schnürt sie sich im Gegensatz zu dieser nicht nur bis zum Krankwerden, sondern trägt fast immer eng anliegende Kleider, in der irrigen Hoffnung, schlank darin auszusehen.

Ihr Teint ist fast kupferig oder, wenn der Puder, mit dem sie ihn bestreut, noch frisch ist, wenigstens heliotropfarbig geworden.

Ihr Blick ist hart und scharf, ihr Lächeln geziert und vorsichtig. Sie lächelt immer mit der Absicht, liebenswürdig zu sein, ihrem Nebenmenschen eine besondere Huld zu erweisen, und bedeckt dabei die Zähne, soweit es angeht, mit den Lippen, aus Angst, ihre Zahnplomben bloßzulegen. Sie trägt natürlich wie immer so auch heute ihre schwarze Schnebbe mit weißem Vorstoß und sieht aus — so behauptet wenigstens Graf Max Miroslaw — wie die inkognito reisende Maria Stuart.

In den letzten drei Wochen hat sie allen ihren intimen Bekannten mitgeteilt, daß sie in diesem Frühjahr „wirklich endlich einmal“ diese guten Miroslaws besuchen muß — sie kann es ihnen nicht anthun, dieses Jahr wieder nicht zu kommen.

Zu gleicher Zeit hat sich Graf Miroslaw in Wodanka mehr als einmal gegen seine Gattin geäußert: „Wenn uns nur nicht die Leontine überrumpelt; sie hat heuer in Wien nichts Rechtes zu thun. Ich fühl so etwas wie ein Telegramm von ihr in der Luft. Wenn uns nur nicht die Leontine überrumpelt!“

Dies hat ihn jedoch nicht verhindert, als das gefürchtete Telegramm richtig den Weg in sein Haus gefunden hatte, den wenig erwünschten Besuch in höchst eigener Person vom Bahnhof abzuholen und auf das ritterlichste willkommen zu heißen, obwohl der Besuch noch obendrein nicht allein, sondern in Gesellschaft eines jungen Mädchens, und zwar des Mündels Hans Ronskys, erschienen war.

So ist es in der Welt. Acht Tage lang hat er ihr die liebenswürdigsten Huldigungen entgegengebracht, jetzt aber fängt ihm der Weihrauch an auszugehen. Die Gräfin Leontine hat auch nach der Richtung zu große Ansprüche an ihn gestellt! —

„Wirklich recht gemütlich ...“ wiederholt sie und zieht einen langen Faden aus der Stickerei. „Wenn das Wetter nur nicht so scheußlich wäre. Ich bitte euch, habt ihr denn je gutes Wetter hier? Jedesmal, wenn ich da bin, regnet's!“

Graf Miroslaw beißt sich auf die Lippen, schweigt aber, wenn auch mit Anstrengung.

Nach einer Weile hebt Gräfin Leontine von neuem an: „Ist die Post denn noch immer nicht gekommen?“

Es ist heute bereits das dritte Mal, daß Gräfin Woronicky sich nach dem Posteinlauf erkundigt, was nicht verfehlen kann, ihren Gastgebern auffällig zu werden.

„Leontine, wenn du ein junges Mädchen wärst, würde ich darauf schwören, du erwartest einen Liebesbrief,“ meint die Hausfrau mit gutmütiger Schelmerei.

„Ach, was das anbelangt“ — die Gräfin Leontine hebt die dunklen Augensterne zum Himmel — „was das anbelangt, haben wir Witwen immer mehr Auswahl an Courmachern als junge Mädchen. Wenn ich mir die Freier nicht so energisch vom Leib geschafft hätte nach meines armen Mannes Tod, hätt ich einen an jedem Finger. Aber ich will nicht ... will durchaus nicht mehr heiraten! Das haben meine Verehrer endlich verstanden, und jetzt hab ich Ruh ... gottlob!“

„Wenn du dich nur nicht eines schönen Tages nach all den zurückgewiesenen Huldigungen sehnst!“ meint Gräfin Klotilde. Sie geht stets auf die „Vorstellungen“ ihrer Base ein, es macht ihr Spaß und vermeidet Unannehmlichkeiten.

„Ach, meine liebe Klotilde, ich brauche nur den Finger auszustrecken,“ seufzt elegisch Leontine, „aber ich will nicht ... will absolut nicht!“

„Ist auch gescheiter,“ brummt der Hausherr.

Er ist noch immer schlank und hat noch immer durchdringend helle blaue Augen unter buschigen dunklen Brauen in einem von Sportsvergnügungen im Freien geröteten, regelmäßig geschnittenen Gesicht. Nur ist er ein wenig kahler geworden als früher und sein spitzig zulaufender Vollbart etwas weißer.

Augenblicklich sitzt er in einer tiefen Fensternische und legt sehr bedächtig Patiencen mit kleinen, hübsch gemalten Kärtchen, die nicht mehr neu sind. Whist mit auch nur etwas abgebrauchten Karten zu spielen, wäre ihm unstandesgemäß und widerwärtig erschienen; aber bei Patiencekarten ist ein wenig Schmutz erlaubt. Patiencekarten schlagen eben in den Kreis der Pietät, und Dinge der Pietät können immer ein wenig Patina an sich haben; es sind das sichtbar gewordene Erinnerungen, die an ihnen kleben.

Dabei raucht er eine dicke, dunkle Cigarre. Gräfin Leontine hat ihm gleich nach ihrer Ankunft in Wodanka gestattet zu rauchen. Sie „gestattet“ immer alles mögliche in den Familien, in denen sie sich zu Gast befindet. Das gehört zu ihren Eigentümlichkeiten. Ehe in irgend einem Hause, das sie mit ihrer Anwesenheit beehrt hat, eine Woche seit ihrer Ankunft verfließt, ist sie Hausfrau geworden. Dabei hilft ihr, daß sie in ganz Österreich als eine so hervorragende Kapacität bekannt ist, weshalb sich's unter ihren Gastgebern verschiedentliche zur Ehre anrechnen, von ihr entthront zu werden. Die Herrschaften auf Wodanka gehören nicht zu diesen übermäßig bescheidenen Individuen,

worüber Gräfin Leontine in ihrem Innersten staunt.

„Ist's erlaubt, zu fragen, aus welchem Grunde dich die Post heute so besonders interessiert? Vielleicht wegen der Fortschritte der Cholera in Rußland?“ wendet sich der Graf nach einem Weilchen von neuem an seine Base.

„Ach, ich fürchte mich nicht vor der Cholera — anständige Menschen bekommen keine Cholera,“ versichert Gräfin Leontine. „Im übrigen soll sie nur kommen, es wäre ein ganz interessantes Feld der Thätigkeit.“

Graf Miroslaw schweigt, aber um seine Lippen schwebt ein Lächeln wie das Gespenst einer erwürgten Bosheit.

Im Gegensatz zu seiner Cousine ist er durchaus kein Philanthrop von Profession, nichtsdestoweniger scheint er zu finden, daß es für eine von der Cholera verseuchte Bevölkerung vielleicht doch ein geringer Trost wäre, der Gräfin Leontine Woronicky ein interessantes Feld der Thätigkeit zu bieten.

Eine Pause — nichts zu hören als das Rauschen des Regens gegen die Fensterscheiben und das immer mutlosere Gezwitscher der Vögel, die auf den Sonnenschein warten.

Nach einer kleinen Weile nimmt Leontine den Faden des Gesprächs wieder auf. „Einen Brief von Hans erwarte ich,“ bemerkt sie. „Seit einer Woche hat er mir nicht mehr geschrieben. Das ist recht merkwürdig! Entweder ist er krank, oder seine Gedanken sind durch irgend etwas von mir abgezogen.“

„Vielleicht hat er eine Liebschaft,“ bemerkt gleichgültig Graf Miroslaw.

„Ach, das wär nicht das ärgste,“ erwidert ihm Leontine. „Du weißt, Max, ich bin nicht engherzig — Jugend muß austoben.“

„Meiner Ansicht nach tobt Hans viel zu wenig,“ brummt der Graf.

„Eben ... eben, und da könnte es am Ende etwas Ernstliches sein, das ihn vom Schreiben abhält. Und ich muß sagen, wenig auf der Welt wär mir unangenehmer als eine Schwägerin, die mir nicht paßt! So etwas könnt ich einfach nicht zugeben — da würd ich einschreiten.“

„Davon bin ich überzeugt,“ versichert der Hausherr. Und wieder schweben ihm Gespenster totgeschlagener Bosheiten um den Mund.

Die Gräfin Leontine merkt nichts davon und ist fest überzeugt, er habe ihr Beifall gezollt. Für den Augenblick lenkt ihre Arbeit sie von anderen Interessen ab. Sie arbeitet mit sehr langen Fäden, sich von Zeit zu Zeit zurückbeugend, um ihr Meisterwerk aus der Ferne zu prüfen. Dann wieder nimmt sie eine Lupe und mustert es.

„Bitte, bemüh dich ein wenig hierher, Klotlo. Würdest du diese Arabeske in Gold oder Silber ausführen?“ wendet sie sich jetzt an die Cousine.

„Aber, liebe Leontine, du weißt ja, daß ich davon rein gar nichts versteh,“ wehrt sich gutmütig die Gräfin Miroslaw. „So wie du es machst, wird es gewiß am allerschönsten sein!“

„Ach ja ... ich weiß ja, daß ich ein bißchen Geschmack habe — es wäre kindisch, wenn ich das in Abrede stellen wollte — aber komm immerhin!“

„Hm! Du meinst, ein Bettler und der Papst sehen mehr als der Papst allein,“ lacht Gräfin Klotilde.

„Gewiß!“ erwidert Leontine verbindlichst. Sie bildet sich ein, besonders höflich zu sein und etwas bestätigt zu haben, was für ihre Cousine schmeichelhaft ist. Solche Zerstreutheiten des Hochmuts begegnen ihr oft.

Gräfin Klotilde, die ganz genau weiß, daß sie nicht gerufen worden ist, um zwischen der Ausführung in Gold oder Silber zu wählen, sondern einfach um die Leistung ihrer Cousine zu bewundern, hüllt ihre Großmutterarbeit sorgfältig in das weiße Tuch und tritt dann erst an den Stickrahmen. „Wunderbar! aber geradezu fabelhaft!“ ruft sie. „Magnifique! superbe!“ Sie stockt, weil ihr Vorrat von Beiwörtern versiegt ist. „Wo hast du denn das Dessin herbezogen?“

„Bezogen?“ Leontine zuckt die Achseln. „Ich beziehe nie ein Dessin. Die Vorzeichnungen, die man in den Läden fix und fertig bekommt, langweilen mich. Es muß immer etwas Eigenes, eine freie Erfindung dabei sein, wenn's mich packen soll. Ich bin ja vielleicht eine verrückte Gredl!“ — mit einem liebenswürdigen Aufblinzeln nach ihrem Vetter hin, der allerdings manchmal diese Ansicht hegt — „ja, ja, Max, ich weiß schon, ich bin einmal so! ... Wo ich das Dessin

herhabe? Die ursprüngliche Idee hat mir eine Vorlage in der ‚Modenwelt‘ gegeben, aber ich habe sie adaptiert — adaptiert. Zum Schluß hab ich mir den Lietzenmeyer kommen lassen ... wir haben einen halben Tag über den Streifen beraten, und schließlich hat er mir ihn von einem seiner Schüler zu Ende zeichnen lassen.“

„Donnerwetter! ... daß der Lietzenmeyer auch noch Stickmuster beaufsichtigt!“ brummt der Hausherr, indem er zugleich mit großer Sorgfalt mischt, weil ihm seine Patiencen nicht ausgehen wollen.

„Das that er natürlich nur für mich,“ versichert Gräfin Leontine. „Aber ich bin nun einmal so — es muß immer ein großer Zug sein in einer Arbeit, sonst komm ich damit nicht vom Fleck. Ich ärgere mich oft über mich selbst — bin halt eine verrückte Gredl ...!“

„Zu dummes Wetter!“ murmelt der Graf, sich ins Zimmer zurückwendend, und damit schiebt er die Patiencekarten zusammen und gähnt. An ein Hinausgehen ist nicht zu denken, und die häuslichen Vergnügungen sind für ihn bald erschöpft.

„Ich wundere mich wirklich, daß du's noch bei uns aushältst, Leontine. Jetzt regnet's schon den vierten Tag. Du mußt dich ja sterblich langweilen bei uns,“ bemerkt er.

„Warum denn? Ich langweile mich nie, ich weiß mich zu beschäftigen, und dann ... ich muß ja noch abwarten, wie die Geschichte mit der Nixa ausfällt!“

„Was für eine Geschichte?“

„Nun, der junge Doppelberg macht ihr ja so auffallend den Hof,“ erklärt Gräfin Leontine. „Er ist ganz und gar in sie vernarrt. Ich hab sie neulich gefragt, ob sie ihn allenfalls nehmen würde, und weißt du, was sie mir geantwortet hat? ‚Darüber soll Onkel Hans entscheiden — wenn er wünscht, daß ich ihn heirate, so nehm ich ihn!‘“

„Armer Hans! was man von ihm nicht alles verlangt!“ brummt Graf Miroslaw. „Nun, ich sag, wenn der Doppelberg wirklich Ernst zeigt, dann ... fort mit Schaden! je eher, je lieber.“

„Wenn Hans halbwegs vernünftig ist, so wird er, da gegen den guten Doppelberg nach keiner Richtung hin etwas einzuwenden ist, sagen, in so etwas misch ich mich nicht; da muß sich das Mädchen allein entscheiden,“ meint Gräfin Klotilde. „Ein Veto kann und muß man mitunter in solchen Fällen abgeben, bestimmend darf man nur sehr selten eingreifen!“

„Ach was! ich würde mich nicht genieren in diesem Fall,“ brummt Graf Miroslaw, „ich sage noch einmal: fort mit Schaden! Ich bitte dich, liebe Leontin', mit Mädeln wie Nixa muß man sich beeilen. Das bißchen beauté du diable ist bald verblüht — was bleibt dann übrig? Eine alte Jungfer mit einem unbändigen Temperament und einer unmöglichen Mutter — die bringst du dann nicht mehr an.“

„Ach, was die Mutter anbelangt, die zählt nicht; die ist aus Nixas Leben gestrichen. Im übrigen ... nun ... Max, du verstehst die Nixa nicht!“

„Ach, ich versteh sie vielleicht besser als du!“ erklärt Graf Miroslaw. „Ich versteh nur nicht das Wesen, das du mit ihr treibst.“

„Nixa ist für mich ein interessantes Feld der Thätigkeit!“

„Wie die Cholera,“ murmelt der Graf.

Ohne diese Einschaltung zu bemerken, fährt Leontine fort: „Ich brauche ein Feld der Thätigkeit; ich muß immer etwas erziehen und vervollkommnen. Und da der liebe Gott mir keine Kinder gegönnt hat ...“

„Und dein Mann gestorben ist ...“ murmelt der Graf beiseite.

„Da mir der liebe Gott keine Kinder gegönnt hat, so freu ich mich wenigstens, die Kinder anderer zu erziehen, und die Nixa hat sich mir so attachiert ...“

„Hm! ich gratuliere dir zu deiner Eroberung!“ versichert der Graf.

„Sie steht entschieden nicht in Gnaden bei dir. Nun ja, sie ist nicht banal, ist nicht wie andere junge Mädchen,“ meint die Gräfin, „sie ist eine tiefe, leidenschaftliche Natur!“

„Gott gnad dem Mann, über den sie den Pantoffel schwingt!“ brummt Graf Miroslaw. „Ach, die Post!“ ruft er jetzt, von neuem zum Fenster hinaussehend. „Sieh, sieh! Die Nixa ist dem Joseph in den Regen hinaus entgegengelaufen und untersucht den Postsack. Na, ich hoffe, das Mädel führt keine geheime Korrespondenz.“

„Um Gottes willen, interpellier sie nicht, Max; du würdest alles verderben!“ warnt

ihn die Gräfin Leontine. „Wenn jemand etwas aus ihr herausbekommt, so bin ich's.“

Kurz darauf öffnet sich die Thür, und herein tritt ein hochaufgeschossenes, schlankes junges Mädchen in einem einfachen Wollkleid, darüber eine derbe Lodenjacke mit großen Hirschhornknöpfen. Ohne eigentlich schön zu sein, ist sie doch eine auffallende und für Männer eine verführerische Erscheinung, dank ihrer jungen, biegsamen, schlanken Gestalt, dank ihrer herrlichen, weißroten Hautfarbe, dank ihren vollen, leidenschaftlichen, wie mit Blut gefärbten Lippen. Um ihre ganze Person hängt ein Duft von Chypre und Peau d'Espagne; sie hat offenbar von ihrer Mutter die Gewohnheit ererbt, sich stark zu parfümieren.

„Sieh da, wir haben einen neuen Postboten!“ neckt sie der Graf. „Seit wann zeigt man denn ein besonderes Interesse für den Posteinlauf?“

Nixa wird feuerrot. Gräfin Leontine macht, hinter ihr stehend, warnende Zeichen, dann nimmt sie das junge Mädchen um die schlanke Taille. „Du siehst, du bist beobachtet worden, liebes Kind,“ sagt sie. „Onkel Max hat aus dem Fenster zugesehen, wie du den Postsack untersuchtest, und die Herren sind so kurios, gleich dachte er, du habest eine geheime Korrespondenz.“

„Ich scherzte nur,“ brummt der Graf.

„Das sagt er jetzt, weil ich ihn ausgelacht hab!“ ruft die Gräfin Leontine. „Was mich anbelangt, leg ich die Hand ins Feuer. Ich weiß sehr gut, daß es sich, falls du wirklich einen Brief heimlich erwartest, nur um irgend ein kleines, bestelltes Cadeau handelt, wahrscheinlich für meinen Geburtstag. Hab ich recht geraten, Kleine?“

„Nein, ich erwarte nichts,“ erwidert Nixa trotzig mit einer etwas rauhen, tiefen Stimme, „es ist auch nichts an mich gekommen.“

„Und ist ein Brief an mich gekommen?“

„Ja, einer von deinem Bruder Hans.“

Nixa setzt sich und wartet offenbar gespannt darauf, daß man ihr etwas von dem Inhalt des Briefes mitteile.

Die Gräfin Leontine beginnt auch richtig das zwischen ihren Händen entfaltete Schriftstück mit dem ihr eigenen salbungsvollen Selbstgefühl laut vorzutragen, stockt aber bald, fängt erst an, undeutlich zu murmeln, worauf sie gänzlich verstummt. Der Ausdruck einer schlecht verhehlten, verdrießlichen Aufregung zeichnet sich deutlich um ihre Mundwinkel.

Ihr Vetter hat indessen die Zeitungen durchgeblättert.

Der einzige Brief, welchen er erhalten hat, befindet sich in einem bläulichen Umschlag und stammt aus einer Advokatenkanzlei, gehört somit unzweifelhaft in die Kategorie der Geschäftsbriefe, weshalb ihn der Graf ruhig liegen läßt. Seiner zum Princip krystallisierten Ansicht gemäß sollte man sich nie beeilen, Geschäftsbriefe zu öffnen — man ärgert sich doch nur darüber.

Für Gräfin Klotilde ist ein ganzer Stoß freundlich aussehender Episteln angelangt, von ihrem Sohn, von ihrer Schwiegertochter, von ihrer Schwester. Sie gehört zu den Menschen, mit denen man gern korrespondiert, weil sie sich für alle mitgeteilten Nachrichten wohlwollend interessieren und keine besonderen Ansprüche an den Briefstil ihrer Korrespondenten stellen.

Nachdem sie den letzten Brief zu Ende gelesen hat, sieht sie sich nach ihrem Gatten und ihrer Cousine um.

„Darf man wissen, was dich so verstimmt hat, Leontine?“ fragt Gräfin Klotilde.

„Ach ... ach ... ich werd dir's später sagen,“ erwidert sie mit einem Blick auf Nixa, welche indessen mit finsterer Aufmerksamkeit die Gräfin Leontine beobachtet hat, als ob sie es ihr hätte vom Gesicht herunterlesen mögen, was der Brief enthält.

„Ach ... hm! ... ich bitte dich, Nixa ... es ist Zeit, daß du ein wenig musizierst. Geh hinauf und spiele die neunte Etüde von Kramer, ich komm dir sogleich nach.“

Der Blick des jungen Mädchens wird noch finsterer; fast macht es den Eindruck, als ob es Lust hätte, sich dem Wunsch der Gönnerin zu widersetzen; dann aber nimmt sich Nixa zusammen, wirft nur im Hinausgehen Gräfin Leontine ein einschmeichelndes: „Nicht wahr, du kommst bald nach?“ zu und entfernt sich.

„Nun?“ fragt Gräfin Klotilde, „was giebt's denn, meine arme Leontine? Es wird vielleicht nicht so arg sein!“

„Was es giebt? Ich hab es ja gewußt — ich hab es ja gewußt: die Existenz mei-

nes Bruders steht auf dem Spiel — das giebt's."

„Ach, du siehst immer alles im schrecklichsten Licht — das habt ihr groß angelegten, romantischen Naturen. Einer so hausbackenen Person wie mir wird die Sache gewiß nicht halb so fürchterlich erscheinen!"

„Das heißt, sie wird dir nicht so nahe gehen!" erwidert Leontine.

„Wir wollen sehen! ... Hat dein Bruder vielleicht die Absicht, eine Koryphäe aus dem Varietétheater zu heiraten?" fragt etwas spöttisch Graf Miroslaw, der indessen angefangen hat, Kartenhäuser zu bauen, wobei er beständig mißtrauische Blicke nach dem uneröffneten Geschäftsbrief wirft, wie nach einem aus einem Hinterhalt auf ihn lauernden Feind.

„Ach, es ist vielleicht noch ärger!" klagt Leontine. „Aber ich will euch den Brief vorlesen, dann urteilt ihr selbst.

„Liebe Schwester!

Was du mir über dein gemütliches Leben in Wodanka schreibst, freut mich sehr und ebenso der Umstand, daß die Miroslaws dich so sehr feiern und für deine hervorragenden Eigenschaften ..." — Gräfin Leontine blättert um — „Das gehört nicht hierher — ihr wißt, wie Brüder sind, wenn sie sich mit ihren Schwestern überhaupt vertragen, so überschätzen sie sie ... hm! ... so ... aber hier ..."

„Sehr freundlich finde ich es, daß Max und Klotilde auch Nixa mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit willkommen geheißen haben. Wie du schreibst, hat sie einen sehr günstigen Eindruck auf Quido (ich glaube, wir nannten ihn immer ‚Quietsch') Doppelberg gemacht. Ich kann nur sagen, daß ich mich freuen würde, wenn da eine Heirat zu stande käme. Doppelberg hat, wenn auch sein Stammbaum nicht ganz rein ist, immerhin einen recht guten Namen und etwas Vermögen. Mit dem, was Nixa mitbringt, könnten sie sehr gut leben. Ein solider Bursch ist er auch, also ..."

„Fort mit Schaden!" schaltet Graf Miroslaw ein. „Du siehst, Hans teilt meine Ansicht. Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich ihn vernünftig finde! ... Wenn das der Grund deiner Aufregung ist ..."

„Ach, nein ... natürlich nicht ... obgleich es mich allerdings kränkt, daß .. Aber höre nur weiter ..."

„Auf deine Proposition, in Dresden mit dir und Nixa zusammenzukommen, kann ich vorläufig nicht eingehen, liebe Schwester. Ich bin durch allerhand festgehalten. Es geht mit der Bevölkerung gar nicht, wie ich es möchte ..."

„Hm!" brummt Graf Miroslaw. „War nicht anders zu erwarten! Nachdem er selber die Gegend auf den Kopf gestellt hat, wundert er sich, daß sie nicht mehr auf zwei Beinen geht!"

Gräfin Leontine fährt indessen fort: „Du schreibst, daß unser Vetter Max meine Broschüre ‚Es muß anders werden in Österreich' etwas abfällig beurteilt, und daß er sich geäußert habe: ‚Wissen wir schon lang! Aber wie soll es werden?' Nun bin ich gerade mit einer zweiten Broschüre über dieses ‚Wie' beschäftigt.

„Aber der Stoff häuft sich mir, ich brauche eine ordnende Hand. Und denke dir, da kommt mir wie vom Himmel heruntergeschneit ein hilfreicher Engel, wenigstens erwart ich ihn täglich, stündlich! ... Du weißt doch, wie sehr befreundet ich mit den Rheinsbergs in Berlin war. Da, gestern, als ich von der Bahn nach Natek fahre und dabei den Weg durch den Park von Sanssouci nehme, merk ich um das verwahrloste Schlößchen herum eine auffällige, säubernde, ordnende Thätigkeit. Auf meine Frage, was das bedeute, teilt man mir mit, daß die Frau Gräfin erwartet wird. Nichts hätte mich mehr freuen können als die Aussicht auf diese Nachbarschaft. Der Verkehr mit Marie wird nicht nur ein sehr angenehmer, sondern ein fördernder und anregender für mich sein.

„Sie hat vierzehn Jahre an der Seite ihres Mannes im Mittelpunkt des interessantesten politischen Getriebes gelebt; ich freue mich, etwas zaghaft, ihr meine neueste Arbeit vorlesen zu dürfen. Sie wird einen klaren Blick haben für das Viele, was gewiß schlecht, das Wenige, was vielleicht gut darin ist. Ich erwarte sehr viel von ihrer geistigen Unterstützung."

Gräfin Leontine läßt den Brief in ihren Schoß sinken.

„Nun, was sagt ihr dazu?“ stöhnt sie.

„Ich sage,“ ruft Graf Max energisch, „daß, wenn ich die Aussicht hätte, eine so herrliche Frau wie Marie Rheinsberg zur Nachbarin zu gewinnen, ich an etwas anderes denken würde als daran, mir meine verpfuschte politische Broschüre von ihr zurechtschneidern zu lassen!“

„Max, du hast Hans nie zu würdigen gewußt! — Aber darum handelt es sich nicht,“ ereifert sich Gräfin Leontine, „in diesem Falle kann ich Hans nicht freisprechen. Es ist albern — geradezu albern von ihm, sich mit seinen politischen Bedenken an eine fremde Frau zu wenden, eine Person, die beinahe eine Ausländerin ist — wenn man doch in seiner Familie Kapacitäten hat ... die ... Aber davon wollen wir nicht reden. Die Hauptsache ... das ärgste ist ... daß ... daß diese geistigen Beziehungen ja doch nur der Anfang sein werden vom Ende!“

„Und das Ende wäre ...?“ fragt Graf Max etwas scharf.

„Daß er sie heiratet!“ erklärt Gräfin Leontine, und dabei legt sie den Brief des Bruders weg, um sich die Thränen aus den Augen zu wischen.

„Nun, das wäre nicht das ärgste, sondern das beste, was deinem Bruder widerfahren könnte!“ ruft der Graf. „Er braucht eine Frau, die ihn am Zügel hält — er braucht eine Frau, die in seinem konfusen Schädel aufräumt, wie man in einem verwahrlosten Wäscheschrank Ordnung macht — er braucht — mit einem Wort: er braucht eine Frau, die gescheiter ist als er!“

„Max!“

Aber Graf Max ist ins Feuer geraten, und das läßt sich so leicht nicht löschen. „Sie ist reizend, nicht nur grundgescheit, sondern vernünftig — amüsant, liebenswürdig — eine sehr anziehende Erscheinung! Ich habe sie nicht nur als Mädchen gekannt, ich habe sie in Paris wiedergesehen und voriges Jahr in Rom! ... Ich sage dir, ein Segen wär's für Hans — ein Segen!“

„Ein Segen ...!“ wiederholt Gräfin Leontine und faltet die Hände in Verzweiflung, „ein Segen! Eine Frau, die um fünf Jahre älter ist als er — eine Frau, von der ich überzeugt bin, ja überzeugt, daß er ein Verhältnis mit ihr gehabt hat!“

„Wie du so etwas nur glauben kannst ...“ Plötzlich verstummt der Graf. Gräfin Klotilde, welche dem Wortwechsel bis dahin mit dem gleichgültigsten Phlegma zugehört hat, macht: „Pst!“ und deutet nach der Thür. Gleich darauf hört man leichte Schritte und Kleiderrauschen.

Graf Miroslaw öffnet die Thür, erblickt jedoch nur noch den äußersten Zipfel eines dunklen Kleides.

„Nixa hat gehorcht,“ sagt er trocken.

„Unsinn! So etwas ist Nixa nicht im stande — es wird eines von den Stubenmädchen gewesen sein oder die Kammerjungfer Klotildes,“ ereifert sich die Gräfin Leontine.

Aber der Umstand, daß ganz knapp darauf eine Etüde von Kramer, kräftig gespielt, aus dem Oberstockwerk ertönt, dürfte die Vermutung des Grafen bestätigen.

Ihm ist's übrigens gleichgültig, ob Nixa gehorcht hat oder nicht. Die neue Nachbarschaft Hans Ronskys und deren mögliche Folgen interessieren ihn viel zu sehr, als daß er sich lange bei Nixa und ihren Unarten aufhalten möchte.

„Ich begreife gar nicht, daß du dich nicht freust, rasend freust für Hans!“ ruft er. „Was hast denn du an Marie auszusetzen, außer den fünf Jahren Altersüberschuß?“

„Alles ... alles!“ ruft Gräfin Leontine. „Sie ist eine Intrigantin, eine Poseuse, sie will alles besser wissen, ... sie wird meinen Bruder regieren wie einen Schulbuben, jeden vernünftigen Einfluß von ihm fernhalten ... mit einem Wort ... sie paßt mir nicht!“

„Das ist allerdings ausschlaggebend,“ murmelt der Graf. „Es käme vielleicht auch noch darauf an, ob sie Hans paßt ... aber das ist wohl nebensächlich!“ Das murmelt er ganz leise, nur zu seiner eigenen Genugthuung.

Gräfin Leontine legt die Seiden-, Silber- und Goldrollen zusammen, stellt den Stickrahmen gegen die Wand und zieht sich zurück, um mit Nixa zu musizieren oder an ihren Bruder zu schreiben.

* * *

So wenig Hans Ronskys regierungssüchtige Schwester es glauben mochte, Maries Rückkehr in die Heimat hatte mit Hans Ronsky nichts zu thun.

Sie hatte keine Ahnung, daß er ihr nächster Nachbar sein würde, nicht einmal, daß er aus der Carriere getreten, ahnte sie.

In Briefwechsel hatte sie nie mit ihm gestanden, und als sie nach einem mit ihrem Gatten im Süden verbrachten Winter nach Berlin zurückgekehrt, war er inzwischen nach Japan versetzt worden. Von da an hatte sie nichts mehr über ihn gehört. Das erste Mal, daß sie nach seiner Adresse hätte fragen mögen, war nach dem Tode ihres Gatten gewesen, als es geheißen hatte, ihm eine Todesanzeige zu senden.

Aber gerade damals hatte irgend ein besonderes Zartgefühl sie daran gehindert, sich nach ihm zu erkundigen. Ja, sie hatte es sogar unterlassen, ihm die Todesanzeige persönlich zu senden.

Vielleicht hatte sie im Grunde ihres Herzens erwartet, er würde seiner Teilnahme trotz dieses Umstandes Ausdruck geben. Das aber war nicht geschehen, und daraufhin hatte sie gemeint, daß sie wohl aufgehört habe, ihm wichtig zu sein, und versuchte es nicht ohne Erfolg, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen.

Sie hatte so manches hinzunehmen gelernt, was ihr früher als unerträglich erschienen wäre.

Zu ihrer Reise nach Böhmen hatte folgendes die Anregung gegeben: Ihr österreichischer Rechtsfreund hatte vor kurzem an sie ein Schreiben gesandt, in welchem er, ihr den verwahrlosten Zustand des verlassenen Schlößchens treulich schildernd, die Frage an sie richtete, ob es nicht besser wäre, das kleine, mit den weitläufigen Räumlichkeiten und dem endlosen Park belastete Gut zu verkaufen.

Schnell entschlossen, hatte sie sofort dem Rechtsfreund zurückgeschrieben, alles vorläufig in der Schwebe zu lassen, da sie sich selbst von dem Zustande des alten Heims überzeugen und zusehen wollte, ob es nicht mit Hilfe ausgiebiger Reparaturen erhalten werden könnte. Dann hatte sie den in Sanssouci hausenden Förster davon benachrichtigen lassen, daß sie an dem und dem Tage in Zdibitz, der Bahnstation für Sanssouci, eintreffen würde und er demzufolge für Wagen an der Bahn, ebenso für ihre Unterkunft im Schloß zu sorgen habe, worauf sie dann — und zwar zwei Tage nach der Aufregung Leontine Woronickys — frisch und wohlgemut in den Schnellzug stieg, der Berlin mit dem Herzen der österreichischen Monarchie verbindet.

Bis über die böhmische Grenze hinüber hatte Marie nichts Besonderes empfunden — die Eisenbahnfahrt hatte für sie nicht mehr bedeutet als hundert andere Eisenbahnfahrten auch. Seit sie aber die Grenze hinter sich hatte, stieg ihre Aufregung von Minute zu Minute. Ihr Herz klopfte immer stärker, während sie den Blick auf das Fenster heftete, an dem die Landschaft in rasender Eile vorüberwirbelte.

Der Wagen schwankte, das Coupé roch nach Rauch und heißem Eisen. Marie wurde ungeduldig. Wenn sie nur schon da wäre! Wie sie sich auf das Ankommen freute ... auf das Ankommen zu Hause!

Auf was freute sie sich? ... Vor allem ... nun, vor allem auf die Luft! auf die süße, reine Luft, die aus den Wäldern den Duft gestohlen hatte, mit dem sie das Schlößchen und den Park umschmeichelte, dann ... auf den Sonnenschein, den grünlich schimmernden, sanften, weichen Sonnenschein von Sanssouci, der, durch die zarten, noch nicht voll entwickelten Blättchen des Frühlingslaubes sickernd, alle unschönen Unbarmherzigkeiten grelleren Lichtes umgehend, das Schöne verklärte und das Häßliche verschleierte; auf die Aussicht aus ihrem Fenster, die Aussicht in eine blaue Ferne, die, abwechselnd von Schatten durchdüstert, von goldenen Lichtbächen durchschimmert, die lockendsten Wunder andeutete, ohne die Phantasie durch fest umrissene Formen zu stören; auf die aus grauen Träumen aufwachende Sieghaftigkeit der Sonnenaufgänge, mit ihrer Begleitung von jauchzendem Vogelgezwitscher und sich dem Morgentau öffnenden Blumenkelchen, und auf die schöne Schwermut des allabendlichen Sonnenabschieds, und dann, wenn die Sonne verschwunden war und die Vögel schwiegen und die Blumen ihre Kelche geschlossen hatten, auf das leise Schauern und Flüstern der Büsche und Bäume in dem

dichter und dichter herabsinkenden Dunkel der Nacht; auf den ganzen singenden, rauschenden, jubelnden, klagenden Duft- und Waldzauber, der ihre Jugend umschattet und beschirmt hatte — ihre arme, ungenossene, fern — fern zurückliegende Jugend!

Näher — immer näher ... den Kirchhof kennt sie und den Eichenwald. Die Eichen sind noch braun, tragen das vertrocknete Blätterkleid vom Vorjahr — aber zwischen ihnen lacht die leicht auf silbernem Stamm schwebende Grazie einer grünlich umschleierten Birke. Jetzt ragt aus der flachen Landschaft die malerische, langgezogene Silhouette des durch unheimlichen Gespensterspuk verödeten Schlosses Zdibitz empor.

Erst der Schaffner, dann die Kammerjungfer, hinter dieser der Kammerdiener zeigen sich an der Thür des Coupés, treten ein, um die verschiedenen Polster und Säckelchen zu sammeln, mit denen sich ihre verwöhnte Herrin beim Reisen zu umgeben pflegt.

Es hat sich nicht viel verändert auf der Station. Die Veranda hat ein breiteres Dach bekommen und die Wirtin eine breitere Taille — das ist alles.

Selbst der Stationschef ist noch derselbe. Nach einem kurzen überlegenden Augenblinzeln erkennt er Marie, vielleicht teilweise, weil er auf ihre Ankunft vorbereitet ist, und geleitet sie mit vielen Bücklingen bis zu den für sie bereitstehenden Wagen — einer für sie, einer für die Dienerschaft, einer fürs Gepäck.

Marie streift den Kutscher flüchtig mit einem Blick ... sein breites, rotes Gesicht strahlt vor Freude, und die Hand, die er an den Hut gelegt hat, zittert.

„Joseph!“ ruft sie.

„Ich bitt, ich — Excellenz, küß die Hand, gräfliche Gnaden!“

Es ist derselbe, eilig vom Stallburschen zum Kutscher beförderte Bursche, der sie zwei Stunden nach ihrer Trauung heruntergefahren hat mit ihrem grauhaarigen Gatten auf die Station.

Damals war er ein hübscher, schlanker Bursch, der dem blonden Wäschermädel den Hof machte. Jetzt hat er das Wäschermädel geheiratet, ist dick geworden und hat fünf Kinder. Marie erfährt das alles im Laufe der Fahrt. Sie redet böhmisch mit dem Kutscher; es freut sie, ihre vaterländischen Laute von neuem zu vernehmen. Nach den korrekten Domestiken, die sie die vielen Jahre lang gewöhnt war, heimelt sie der slavische Diener mit seiner hündischen Treue und naiven Zutraulichkeit sonderbar an.

Humpeltipum ... die Straßen sind schlecht, nichtsdestoweniger laufen die flinken Fiakergäule, ausgemusterte Dragonerpferde, tüchtig drauf zu.

„Sind zwar nur Fiakerrösser, aber ich fahr Excellenz wie mit dem Postzug,“ hat Joseph ihr angekündigt, und er hält sein Wort.

Zwischen grünen Getreidefeldern eilen sie vorbei, an weißknospenden Pflaumenbäumen, dann durch ein Dorf, ein lang hingestrecktes, gemütliches Dorf mit smaragdgrünem Moos auf schwarzen Strohdächern, mit grell blinkenden Sonnenlichtern auf tief eingesetzten, kleinen Fenstern, mit watschelnden, gelbflaumigen jungen Gänsen überall. Jetzt ein kleines Stück durch einen alten Fichtenwald, der dem Frühling zu Ehren neue grüne Kerzchen an alle seine schwarzen Zweige aufgesteckt hat — noch einmal in die sonnenüberglänzte Straße hinaus — dann durch ein weit aufgerissenes Thor zwischen zwei halbverfallenen Pfeilern in den Park von Sanssouci hinein, eine vernachlässigte Straße hinauf, die unregelmäßig von alten Linden und Kastanien eingefaßt ist. Und jetzt liegt es vor ihr, von einer niedrigen Terrasse blickt es auf sie herab, lang und ebenerdig, mit einem Kuppeldach in der Mitte, das alte Jagdschlößchen, welches das Ziel ihrer Reise bildet.

Die Thüren sind offen. Auf den Stufen der Terrasse steht der Förster und eilt ihr voll ehrfurchtsvoller Willkommensfreude entgegen.

Sie ist daheim. — —

* *
*

Schon sind mehrere Stunden seit ihrer Rückkehr in die Heimat verflossen. Die Sonne senkt sich — die Schatten fangen an lang zu werden.

Sie hat die für sie vorbereitete Mahlzeit eingenommen in dem geräumigen Saal, in

den man geradeswegs von der Terrasse hereintritt. Er ist mit altväterischen Fresken gemalt, und von der hohen Kuppel herab hängt ein Kronleuchter von geschliffenem venetianischem Glas. Die Thüren und Fensternischen sind aus geschnitztem altem Eichenholz. Das Parkett ist schadhaft, und quer durch die Fresken ziehen sich klaffende Risse; bei der Einrichtung mischen sich gebogene Thonetsche Sessel zwischen Sessel und Sofas mit beschmutzten, an den Ecken zerfaserten Cretonneüberzügen in abgeschabten weißen, teilweise auch vergoldeten Gestellen.

Zwischen zwei der vornehm geschnitzten Eichenthüren breitet sich ein Büffett aus von außergewöhnlicher Häßlichkeit, schwarz poliert mit fürchterlichen Messingbeschlägen. Marie erinnert sich noch ganz gut, daß mit einem Teil der Louis XVI.-Möbel manchmal geheizt worden ist, und daß ihr Vater das entsetzliche schwarze Büffett hinter dem Rükken der Mutter bei einem Dorftischler bestellt hat.

Ein eigentümliches unruhiges Gefühl hat sich ihrer bemächtigt. Die Freude an der Heimat wächst von Minute zu Minute, zugleich aber auch das drückende Bewußtsein der Einsamkeit. Ihr ist's, als sähe sie heute den ersten Frühling wieder, seit sie Sanssouci verlassen, und deutlich ist sie sich dessen bewußt, daß der Frühling auch in ihr treibt und blüht. Es ist ein Anachronismus, aber er ist da, und sie kann ihn nicht bannen. — —

Möchte sie's?

Sie tritt in die offene Thür des Saales, wandert in den Park hinaus. Ja, die Schatten werden schon lang, die Sonne steht tief, der ganze Park ist ein Gemisch von zartem Grün und Goldschimmer. Das Laub noch so durchsichtig, daß die Sonne durchscheint — ja, an den alten Linden merkt man das Laub noch kaum.

Aber wie schön! ... Gott, wie schön! ... Was ist denn das für ein abscheuliches, undankbares Gefühl, das sich in ihr regt? Das Gefühl, als ob sie, aus langer Kerkerhaft entlassen, in die Freiheit hinaustväte!

Das ist die Freiheit, das Rauschen in den alten Bäumen und jungen Büschen, das Rauschen, das neues Leben bringt! Wie verliebt die Vögel in den Zweigen zwitschern, wie weich die laufeuchte, nach Quendel und Harz duftende Luft an Maries Wange vorüberstreicht! —

Von ihrem Spaziergang durch den schönen, wilden Park zurückgekehrt, bemerkt sie in dem Saal ihr altes Klavier — denselben Bösendorfer, welcher der Vertraute aller Auf- und Abschwankungen in ihrer jungen Seele war — daneben einen Stoß nach Moder und Kampfer riechender Noten. Ganz obenauf die Trios von Schumann. Sie öffnet das Klavier — der Schlüssel steckt ... Nach den ersten Accorden, die sie hineingreift, bemerkt sie, daß es ihr zu Ehren gestimmt worden ist. Sie greift nach den Trios von Schumann, sie erinnert sich, daß der erste Satz des ersten Trios ihr Lieblingsstück in ihrer jungen Mädchenzeit war, daß sie an dem Abend vor ihrer Hochzeit bis tief in die Nacht noch gerade diesen ersten Satz gespielt, ohne die Violin- und Cellostimme. Es fehlte ihr irgend etwas dabei, da sie ihn spielte, aber dennoch mußte sie ihn immer wieder und wieder spielen.

Sie hebt an. Aus den Saiten des alten Flügels tönt's wie das Wogen und Beben in einem jungen Herzen, an das der Frühling pocht.

Plötzlich zuckt sie zusammen. Ihre Hände gleiten von den Tasten. Mit der quendeldurchwürzten Frühlingsluft dringt durch die offene Thür des Saales der Klang rasch rollender Wagenräder, die vor der Terrasse stehen bleiben.

Dann ... sie traut ihren Augen kaum ... in die Saalthür tritt eine hohe, schlanke Gestalt ... und die Gestalt bleibt nicht in der Saalthür stehen, sondern kommt auf sie zu.

„Marie! Marie! Wie wunderschön, daß Sie hier sind! Wenn Sie wüßten, wie ich mich über unsere Nachbarschaft freue!“

„Hans! Sie hier? — Auf nichts in der Welt war ich weniger gefaßt ... als Sie hier zu sehen!“ Mit diesen Worten erhebt sie sich von ihrem Sitz vor dem Klavier, langsam, mit den fast unbeholfenen Bewegungen einer plötzlich aus dem Schlaf Geweckten. Dabei behält sie die Finger auf den Tasten, wie um sich zu stützen.

Der junge Mann sieht sie groß an. „Wollen Sie mir damit bedeuten, Sie hätten es passender gefunden, daß ich meinen nachbar-

lichen Willkommensgruß auf morgen verschoben hätte?“ fragt er.

„Ihren nachbarlichen Willkommensgruß? ... Haben Sie vielleicht die kleine Tinka Liebenstein geheiratet, daß Sie jetzt in Natek seßhaft sind?“ fragt Marie und schaudert leicht, mitten in der weichen, lauen Frühlingsluft.

„Ich bin nicht verheiratet, Marie!“ erklärt er mit einem energischen Kopfschütteln, und ganz unnötigerweise setzt er hinzu: „Gott bewahre mich!“

„Also?“

„Ist es Ihre Absicht, mich schlecht zu behandeln?“ fragt halb empfindlich, halb mutwillig der junge Mann.

„Wieso?“

„Weil Sie mir bis jetzt noch nicht die Hand gereicht haben. Selbst Prinzessinnen von Geblüt reichen ihren Unterthanen die Hand zum Kuß.“

„Ihren Unterthanen ...?“ Sie lächelt träumerisch, indem sie, das Versäumte nachholend, ihm die Rechte entgegenstreckt.

„Ich fühle mich noch immer als Ihr Unterthan — ich erkenne Sie mithin als meine Souveränin an und leiste Ihnen den Eid der Treue.“ Bei diesen Worten streift er ihre Hand mit seinen Lippen.

Sie tritt mit ihm hinaus auf die Terrasse, weil ihr zu Mute ist, als ob sie sich draußen wohler fühlen, die große Beklommenheit, welche über sie gekommen ist, leichter abstreifen würde.

„Und jetzt setzen Sie sich,“ fordert sie ihn freundlich auf, indem sie selber auf einer der weißen Gartenbänke Platz nimmt, „setzen Sie sich und erzählen Sie mir, wie Sie nach Natek kommen. Meiner Zeit gehörte es Liebensteins.“

„Sie scheinen sich im Ausland wenig um unsere österreichischen Verhältnisse gekümmert zu haben,“ bemerkt der junge Mann fast ein wenig verdrießlich, „sonst müßten Sie wissen, daß Natek bereits vor zwei Jahren exekutiv geworden ist, nachdem sich der letzte Liebenstein erschossen hatte. Damals hat es mein Vater erworben, und nach meines Vaters Tode ist es mit seinen anderen verschiedenen Besitztümern an mich gelangt. Da ich es arg heruntergewirtschaftet und die Bevölkerung verwildert fand, so habe ich seit einem halben Jahre meinen Wohnsitz in dem alten Nateker Schlosse aufgeschlagen.“

„Und hausen nun dort teilweise als Missionar,“ meint Marie halb lachend.

„Ja, teilweise als Missionar,“ giebt er ebenfalls lachend zurück.

„Hm! ... Sind Sie immer noch gentleman-socialist?“ fragt sie.

„Marie, wollen Sie mich verspotten mit dieser Titulatur?“ fragt er halb empfindlich. Sie hat das Gefühl, als ob er jetzt überhaupt stark zur Empfindlichkeit neige. Ein wenig empfindlich war er immer, aber nicht in diesem Grade.

„Es fällt mir gar nicht ein,“ beeilt sie sich ihm zu antworten. „Ich wollte Ihnen im Gegenteil etwas Freundliches sagen. Mir gefällt die Zusammenstellung ausnehmend, und ich möchte wahrhaftig wünschen, daß sich die beiden Begriffe öfter zusammenfänden. Einer mäßigt und veredelt den anderen. In meinen Augen kann man kein echter Gentleman sein, ohne ein wenig ins Socialistische hinübergravitieren — und kein anständiger Socialist, ohne zugleich ein Gentleman zu sein.“

„Sie treffen immer den Nagel auf den Kopf, Sie sind noch immer die geistreichste Frau des Jahrhunderts,“ erklärt er, indem er den Hut sehr tief vor ihr abzieht. Es ist eine Übertriebenheit in seinen Worten, ja selbst in seinen Gesten, die ihr auffällt; sie ist ein klein wenig verletzt, aber sie hat vorläufig keine Zeit und keine Lust, sich bei seinen Unzulänglichkeiten aufzuhalten.

„Lassen Sie meinen Geist aus dem Spiel — der hat augenblicklich für keinen Menschen Interesse, nicht einmal für mich. Erzählen Sie mir lieber, was Sie alles Menschen- und Weltverbesserndes vorhaben.“

„Menschen- und Weltverbesserndes ...“ murmelt er mit einer gewissen Bitterkeit, die bald da, bald dort aus seinem Wesen hervorbricht. „Ich halte mich vorläufig in bescheidenen Grenzen. Ich trachte, der Bevölkerung einen gewissen Grad von Bildung zuzuführen, ich habe ein paar Professoren angestellt, die am Sonntag und Donnerstag deutsche und böhmische Vorträge halten in einem Saal, den ich zu diesem Zwecke habe erbauen lassen; jeden zweiten Sonntag halt ich selbst einen Vortrag, einmal in böhmischer, einmal in deutscher Sprache.“

Marie schweigt. Sie hat einen kleinen Scherz auf der Zunge; sie möchte ihm sagen, daß er sich, wenn er so fortfährt, bald herrlich für den Romanhelden einer gewissen sentimental und konfus angelegten demokratischen Schule eignen werde, aber eine heillose Angst, ihn einzuschüchtern, hält sie zurück.

Statt dessen bemerkt sie nur nachdenklich: „Stürmen Sie nicht vielleicht zu rasch vorwärts mit der Bildung des Volkes?“

„Kann man zu rasch vorwärts stürmen?“ fragt er.

Sie seufzt nachdenklich. „Die Bildung ist ein schweres Gericht,“ antwortet sie, „ein Gericht, von dem man schwachen Magen nur sehr kleine und besonders zubereitete Portionen vorsetzen darf. So sehr die Bildung zur Verschönerung des Lebens beiträgt, wenn sie, gut verdaut, den Menschen ins Blut übergegangen ist, so sehr trägt sie auch zur Verbitterung und Verzerrung der Existenzen bei, wenn sie unverdaut im Magen liegen bleibt oder, schlecht verdaut, zu allerhand erhitzenden Krankheiten führt, als da sind: Selbstüberhebung, unreife Zweifelsucht und allgemeine Unzufriedenheit. In modernen Zeiten sind alle Revolutionen auf ungesunde Bildung und Unzufriedenheit zurückzuführen. Gesetzlich erzwungene Bildung und gesetzlich geschürte Unzufriedenheit!“

„Ja, aber Revolutionen sind notwendig — sie sind nur die stürmischen Läuterungsprozesse der modernen Kultur!“ ruft Hans.

„Und glauben Sie nicht, daß es vielleicht zweckentsprechender wäre, diese Läuterungsprozesse etwas allmählicher und weniger stürmisch herbeizuführen?“ fragt Marie.

„Das ist Ansichtssache,“ erwidert er.

„Vor etwa hundert Jahren,“ beginnt Marie von neuem, „soll sich ein von mißglückter Philanthropie müder Volkstribun geäußert haben: ‚Laßt mich in Ruh mit eurer Bildung und Aufklärung! Das Volk braucht Seife und einen Gott!‘ ... und mein Mann, der doch immerhin zu den schärfsten Köpfen seiner Zeit zählte, behauptete, dieser Ausspruch sei bisher weder an epigrammatischer Kürze noch an Weisheit übertroffen worden.“

Kaum hat Marie den Namen ihres Mannes ausgesprochen, so bereut sie's. Die Erinnerung paßt nicht hierher — sie muß störend wirken zwischen ihr und Hans.

„Nun, Ihr Mann war ja in der That sehr gescheit,“ meint Ronsky, „dennoch begreif ich nicht, wie er finden konnte, daß der berühmte Ausspruch Dantons die modernen Volksbedürfnisse in sich zusammenfaßt.“

„Nun, er meinte, daß die gewissen modernen Volksbeglücker ihre philanthropischen Experimente beim unrechten Zipfel anfassen, daß das Volk nicht von vornherein der Wissenschaft, sondern vor allem der Kultur bedarf, man infolgedessen vor allem dafür zu sorgen hat, daß seine materiellen Lebensbedingungen besser gesichert, angenehmer, hygienischer, sittlicher gestaltet werden!“

„Und einen idealen Gehalt wollen Sie dem Leben des Volkes nicht gönnen?“ ruft aufgeregt Hans.

„Das von Ihnen als nicht umfassend bezeichnete Wort Dantons lautet: ‚Seife und einen Gott!‘ entgegnet Marie lustig.

„Ich wundere mich, daß Ihr Mann das geäußert hat,“ meint Hans. „Er war ja so sehr gegen die Religion eingenommen!“

„Fiel ihm gar nicht ein ... das sagte er nur so,“ lacht Marie — „aus Widerspruchsgeist. Er schätzte die Religion sehr hoch — er hatte nur eine Abneigung gegen volltönende Phrasen.“

Hans biß sich auf die Lippen und wurde blaß. Marie bereute ihre Übereilung und hätte alles thun mögen, um sie ungeschehen zu machen und auszulöschen.

Nach einer Weile begann Hans von neuem: „Das einzige, was mir im Lauf unseres Gesprächs ganz klar geworden, ist, daß ich nicht mehr den Mut finden werde, Sie zu bitten, meiner Sonntag über acht Tage stattfindenden Vorlesung beizuwohnen.“

„Ich werde gewiß kommen,“ versichert ihm Marie rasch.

„Ich bitte Sie ausdrücklich, es nicht zu thun!“ ruft er. „Sie bringen mich vollkommen um das bißchen Selbstvertrauen, das jeder Mensch nötig hat, um irgend etwas unternehmen zu können.“

„Hans!“ ruft Marie vorwurfsvoll. Ihr Herz klopft stürmisch. Es thut ihr entsetzlich leid, daß ihr erstes Wiedersehen durch seine Empfindlichkeit getrübt werden sollte, und nach Frauenart ist sie ganz bereit, den Fehler in

sich zu suchen — sich ganz klein zu machen neben ihm. „Hans! Ich muß mich gewiß falsch ausgedrückt haben," sagt sie, „nichts lag mir ferner, als Sie in Ihren schönen, edlen Bestrebungen zu entmutigen."

Wie warm ihre Stimme ist, wie ihr schöner, ruhiger Blick ihm zu Herzen dringt!

Er sitzt ihr gegenüber, zwischen ihnen steht ein kleiner, runder, ehemals weißlackierter Gartentisch. Ihre Hand liegt darauf. Er greift danach und zieht sie innig an seine Lippen. „Marie! ich war thöricht!" ruft er, „verzeihen Sie mir. Erinnern Sie sich an unseren ersten kleinen Konflikt, an den Klaps, den Sie mir erteilten, als ich zum erstenmal die Ehre hatte, in Ihrem Hause zu speisen?"

„Ja, ich erinnere mich" — sie nickt humoristisch — „und ich erinnere mich auch, wie freundlich und hochherzig Sie sich meinen etwas vorlauten Klaps haben gefallen lassen."

„Sie sind einzig, Marie!" ruft er mit Begeisterung. „Sie haben sich gar nicht — aber rein gar nicht verändert. Gott sei Dank! Sie sind ganz die, die ich vor drei Jahren zum letztenmal in Berlin gesehen und auf die ich mich so wahnsinnig gefreut habe. Nun ich daran denke, Marie — unsere Bekanntschaft endigte ein wenig plötzlich. Ich erinnere mich nicht mehr ganz genau, was der Grund war."

Das Rot steigt Marie in die Wange, ihre Stimme klingt rauh. „Mein Mann war unwohl," murmelt sie, „es wurde ihm von einem Tage zum anderen Karlsbad verschrieben, und dann zogen wir aufs Land."

„Ja, richtig!" murmelt Hans, „es machte sich gewiß ganz natürlich — aber denken Sie, Marie, mir war sehr leid, daß uns das Leben so auseinander gerissen hatte, ohne daß wir ein letztes Mal Gelegenheit gehabt hatten, uns so recht herzlich auszusprechen. In meiner Seele zitterte es eine ganze Weile weiter, als ob ein Lieblingsmusikstück von mir in der Mitte abgebrochen wäre. Es war so ein unbefriedigtes Gefühl in mir. Anfangs dachte ich — denken Sie, Marie, so vermessen war ich —, Sie würden mir schreiben. Aber Sie schrieben nicht! Als ich hörte, Sie beabsichtigten nach Sanssouci zu kommen, freute ich mich unsinnig. Aber ich versichere Ihnen, ich fühlte mich Ihnen gegenüber ein wenig zaghaft, als ich herfuhr, Sie zu begrüßen. Ich hatte ... ohne recht sagen zu können, warum, das Gefühl, in Ungnade gefallen zu sein bei Ihnen!"

„Aber, Hans!" ruft Marie aus und erschrickt selbst vor der Innigkeit des Tones.

Er aber überhört achtlos den verräterischen Klang ihrer Stimme, vergißt wenigstens, ihm irgend eine Wichtigkeit beizulegen.

„Ich fürchtete so, Sie könnten sich verändert haben," fährt er fort, „besonders gegen mich. Aber nein, Sie sind ganz dieselbe geblieben; nach dem ersten Wort, das Sie zu mir sprachen, merkte ich, daß Sie ganz dieselbe geblieben sind, die ich vor drei Jahren so sehr in Berlin vermißt und auf die ich mich heute so innig, wenn auch ganz zaghaft gefreut habe!"

„Haben Sie sich wirklich so sehr auf mich gefreut?" Sie lächelt ihr warmes, offenes Lächeln — niemand auf der ganzen Welt kann lächeln wie Marie Rheinsberg.

„Wie hätt ich denn nicht sollen, Marie? Sie waren ja immer so gut gegen mich — wie eine Mutter waren Sie gegen mich!"

Er hat ihr etwas Liebes, Freundliches sagen wollen; warum ist ihr plötzlich, als stieße man ihr einen Dolch ins Herz? Sie schämt sich über ihre Unvernunft, nimmt sich zusammen, aber ein Frösteln durchschaudert sie doch mitten in der warmen Frühlingsluft.

Er merkt es nicht, ist er doch nie ein scharfer Beobachter gewesen. Einen ruhigeren Ton anschlagend, sagt sie: „Und nun erzählen Sie mir weiter von ihren schönen, edlen Plänen! Sie finden gewiß auf der Welt keine aufmerksamere Zuhörerin als mich."

„Marie, darf ich wirklich? fall ich Ihnen nicht zu sehr zur Last mit meinem thörichten Gered?"

„Weiß Gott nicht!" erwidert sie und spricht die Wahrheit.

Nach einigem Zögern ist er in vollem Zug. Was er alles vorhat, erzählt er ihr, was alles anders werden muß.

Manchmal flicht sie eine kleine Bemerkung in seinen Vortrag ein, eine kleine, sanfte, teilnehmende Bemerkung; ihn durch einen scharfen Geistesblitz zu verwirren, einzuschüchtern, hütet sie sich.

Er betrachtet Nateck als sein Königreich, ein kleines winziges Königreich, gerade groß genug, um darin zu experimentieren. Und manchmal sieht es Marie genau, daß sein Vorhaben verkehrt ist, sieht es mit ihrem immer wachen Verstand, der durch nichts zu betäuben ist, nicht einmal durch die Leidenschaft. Sie möchte ihm in die Zügel fahren, aber sie hütet sich, hütet sich aus Angst, ihm seine Zutraulichkeit zu nehmen, aus Angst, ihn zu verscheuchen. Wenn sie sieht, daß er sich vor den Menschen bloßstellen, sich ernstlich schaden könnte durch seine Überspanntheit, dann, so sagt sie sich, ja, schwört sich's feierlich zu, dann soll es ihr an Mut nicht fehlen, ihn zu warnen. Aber jetzt ... warum ihn kränken, warum eine Verstimmung herbeiführen in den ersten Stunden ihres Wiedersehens?!

Er spricht und spricht, und sie hört zu — unermüdlich, freut sich an seinem jugendlichen Feuer, freut sich an seiner jungen, warmen Stimme, an seinem schönen, belebten Antlitz, an seiner Nähe, freut sich an ihm, wie sie sich an dem Frühling freut. Er gehört mit zum Frühling für sie.

Die Sonne ist längst untergegangen, der Mond steht über den alten Linden voll und glänzend, sein bleicher Schein schimmert auf den Rasenplätzen, die der Nachttau befeuchtet hat. Er versilbert alle Vorsprünge der Bäume und Büsche, alles, was durchsichtig aus den kompakten Schattenmassen hervorragt. Die Vögel schweigen. Durch die alten Linden zieht sich ein seltsames zärtliches Zittern und Schauern, teilt sich den zart belaubten jungen Fliederbüschen mit und selbst den langen Halmen auf dem verwilderten Rasen. Es ist, als ob die ganze Welt in einer Art sehnsüchtiger Angst befangen wäre ...

An den drei Glasthüren des Saales schimmert gelbes Licht, der Kammerdiener tritt auf die Terrasse.

„Excellenz! wo soll angerichtet werden?"

Wie aus einem Traum geweckt, sehen sie beide auf.

„Um Gottes willen, wie spät es geworden ist!" ruft Hans. „Verzeihen Sie mir, Marie — es plauderte sich zu gut!"

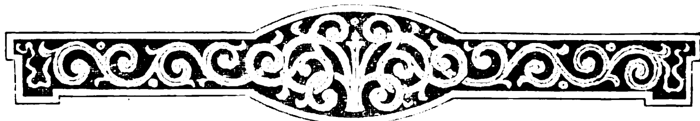
„Ich habe mich sehr gefreut, mit Ihnen zu plaudern," erklärt Marie, und nach einem leichten Zögern fügt sie hinzu: „Wenn es nicht so spät wäre, hätt ich Sie aufgefordert, mit mir zu soupieren, aber ich ... bin etwas müde ... Kommen Sie morgen zum Gabelfrühstück. Wollen Sie?"

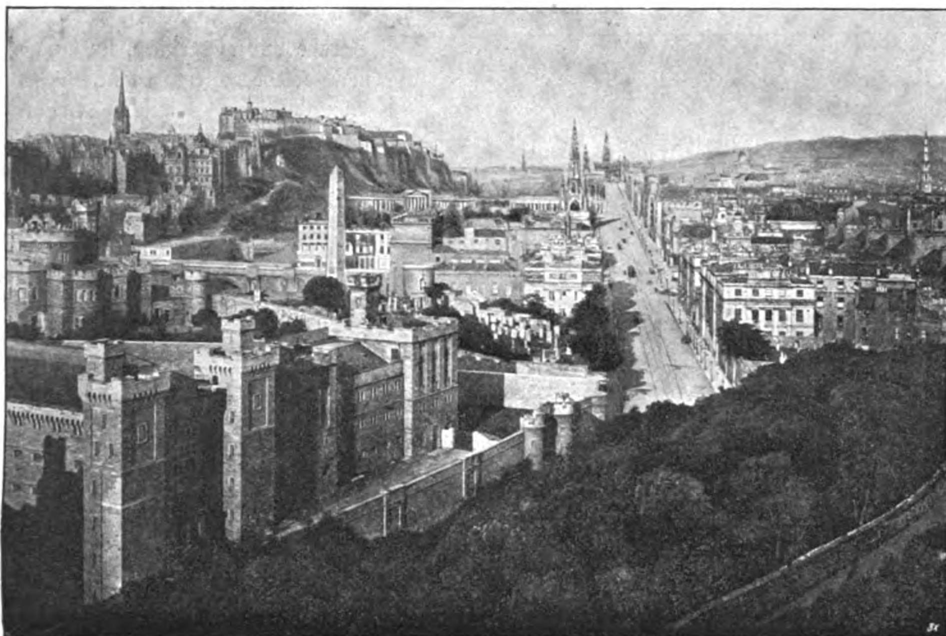
„Ob ich will ... Adieu, Marie — es war zu schön bei Ihnen!"

Dann machte er ein paar Schritte in der Richtung des Stallhofes, der, von dem Schlößchen ganz abgetrennt, dem Walde zu gelegen war. „Zahradka!" rief er. Eine andere Art, den Wagen zu bestellen, gab es nicht in Sanssouci.

Zahradka fuhr vor. „Also adieu, Marie, auf gute Nachbarschaft!"

(Fortsetzung folgt.)





Edinburgh.

Im Lande der „Jungfrau vom See".

Reiseskizze

von

G. von Beaulieu.

I.

(Nachdruck ist untersagt.)

Mit dem Beginn des August hört das Parlament auf in London zu tagen, die vornehme Welt verläßt die heiße große Stadt und zerstreut sich in alle vier Winde, bis die nächste „Season" sie wieder zusammenführt.

Ein beliebtes Ziel für Sommerfrischler, nicht allein Briten, sondern auch Ausländer, bietet seit jüngster Zeit Schottland. Bis vor kurzem galt das Reisen dort für teuer und gleichzeitig für unbequem und anstrengend.

Nun ist das anders. Die großen Eisenbahngesellschaften geben wohlfeile „Excursion-tickets" aller Art aus, in denen neben dem Fahrpreis für die Eisenbahn der für Dampfschiffe und Posten inbegriffen ist. Die Hefte werden für die erste und dritte Klasse ausgestellt. Seitdem es in England Sitte geworden ist, dritter Klasse zu fahren, trifft man dort meist gute Gesellschaft; die Ausstattung der Coupés gleicht der unserer zweiten Klasse. Die Plätze auf Dampfschiffen und Coaches (Posten) sind bei den Rundreisebillets für die erste und dritte Klasse dieselben. Die Reisebureaus verkaufen auch Hotelcoupons, welche man in den Gasthöfen an Stelle der Zahlung ausgiebt, so daß man sich mit den gewöhnlichen Touristenmühen nicht zu plagen braucht. Dies ist besonders für Ausländer wertvoll, welche die englische Sprache nicht vollständig beherrschen.

Mit dem August beginnt in Schottland die schönste Reisezeit. Was konnte ich Besseres thun, als mich von London aus, wo ich


Calton-Hill mit dem Nelson-Monument.

die Saison verlebt, in die romantische Heimat Walter Scotts zu begeben?

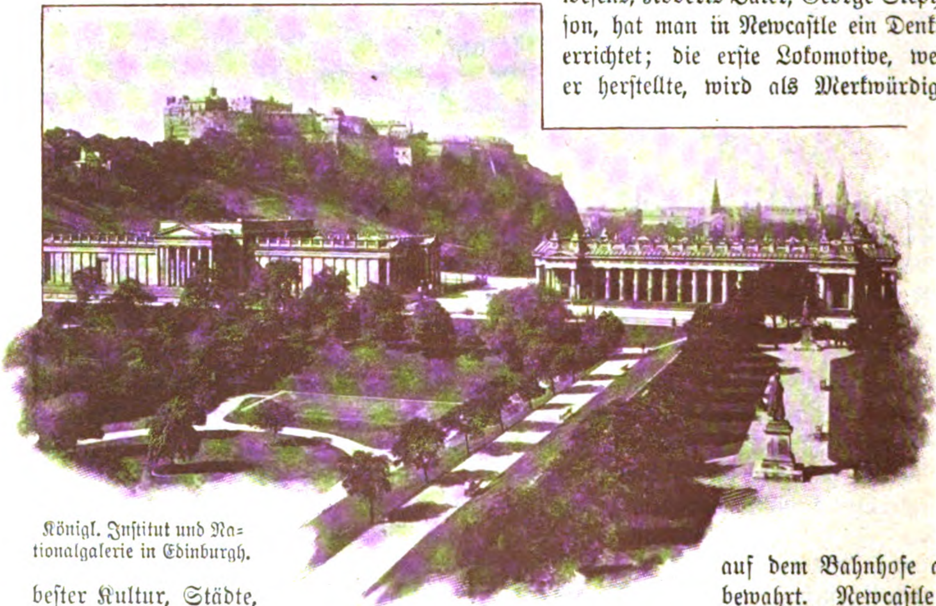
Auf der King's-Croß-Station setzte ich mich eines Morgens in den Blitzzug, den sogenannten Renommierzug, welcher in acht und einer halben Stunde nach Edinburgh fährt.

Im Anfang sah man nur die übliche englische Landschaft, frische grüne Ebene in bester Kultur, Städte, die zweckentsprechend, aber einförmig gebaut sind. Ein Hausmodell wird bis zum Überdrusse oft reproduziert; nicht selten besteht eine Hälfte der Straße nur aus einem, unzähligemal wiederholtem Hause, dessen Einzelheiten bis aufs Tüttelchen gleich sind.

Ich hatte die Strecke über York gewählt.

Der Zug sauste unheimlich schnell durch das grüne Land, so daß man aufatmete, als das Schnaufen einmal verstummte und mittags in York die erste Rast gehalten wurde. Doch nach nicht langer Zeit brausten wir weiter.

Wieder dieselbe ein wenig eintönige grüne Landschaft, bis wir Newcastle nahe kommen, das schon einen Vorgeschmack der malerischen Schönheit schottischer Ortschaften giebt. Es baut sich mit seinem alten Normannenkastell und der Kathedrale mit graziös durchbrochenem Helmturme auf Höhen und über Schluchten am Tyne auf, der durch die berühmte High level bridge von Robert Stephenson überspannt ist. Dem Begründer des Eisenbahnwesens, Roberts Vater, George Stephenson, hat man in Newcastle ein Denkmal errichtet; die erste Lokomotive, welche er herstellte, wird als Merkwürdigkeit auf dem Bahnhofe aufbewahrt. Newcastle ist ein bedeutender Fabrikort, das Essen Englands. Hier befindet sich u. a. die Armstrongsche Kanonengießerei, die mehr als sechzehntausend Arbeiter beschäftigt.


Königl. Institut und Nationalgalerie in Edinburgh.

Ein alter Herr in meinem Coupé, ein Edinburgher Professor, rief mir ins Gedächtnis zurück, was die Schulweisheit von diesem schönen Landstriche erzählt. In Newcastle mündete der antike Erdwall, welchen die Römer, als sie von der britannischen Insel Besitz ergriffen hatten, vom Solwey-Fjord nahe Carlisle bis zur Nordsee erbauten. Der Wall wurde unter Severus durch eine dreiundeinenhalben Meter hohe Steinmauer ersetzt, die durch achtzig Forts und dazwischen liegende Wachttürme befestigt war. In diesen Militärstationen lagen als Garnison achtzehn römische Kohorten.

Über den nördlichen Festungsgürtel hinaus errichteten die Römer einen Erdwall in Schottland vom Clyde bis zum Forth, doch vermochten sie hier ihre Herrschaft nicht dauernd zu behaupten. Sie wurden immer wieder zurückgedrängt durch kriegerische keltische Stämme, die sich aus Briten, Picten (den Bemalten) und Scoten zusammensetzten. Die Scoten, welche später dem Lande den Namen gaben, verbündeten sich mit den Picten und griffen die römisch gewordenen Briten an.

„Im vierten Jahrhundert wurden die Stämme zum Christentum bekehrt," fuhr mein Professor fort, „doch wissen wir auch nun nicht viel von ihrer Geschichte. Sie werden von Macbeth, dem Tüchtigen, gehört haben, der 1040 bis 1057 regierte?"

„Auch von David I., der die Abtei von Holyrood begründete, dorthin Augustinermönche berief und dadurch das Kulturleben Schottlands hob," brachte ich nun auch meine Weisheit zu Tage. — „Ach, sehen Sie, wie schön!"

Ich deutete zum Fenster hinaus. Die Bahnlinie hat sich dem Meere genähert; ein malerischer Strandort nach dem anderen fliegt vorüber. Herrlich blaut bei dem goldigen Sonnenscheine die Nordsee, weißer Schaum umspült die zackige Küste mit ihren Buchten und Schluchten. Malerische alte Felsennester erheben sich auf den Bergen; fast scheint es, als befinde man sich an der italienischen Riviera. Nur die südliche Vegetation fehlt, denn die Ostküste Großbritanniens ist rauhen Stürmen ausgesetzt. Die Westküste dagegen hat ein äußerst mildes Klima, da der Golfstrom an ihr entlang geht. Die Badeorte der Ostküste werden, ihrer Frische wegen, im Sommer von den Engländern aufgesucht, die der Süd- und der Westküste im Winter. So bietet Großbritannien zu jeder Jahreszeit geeignete seaside-Plätze, eine Annehmlichkeit mehr in dem Lande, das einen förmlichen Kultus mit Komfort und Gesundheit treibt.



Princes-Street in Edinburgh.



Promenade der Princes-Street.

Aber die Ergebnisse rechtfertigen diesen Kultus. Nirgends sieht man so viele kräftige, athletisch gebaute, schlanke Männergestalten, so viele gesunde, hochgewachsene, anmutige Frauen. Auf dem Festlande freilich hat man eine andere Vorstellung von den Engländern. Wir beurteilen sie nach dem reisenden Briten, dem am wenigsten sympathischen Exemplare seiner Gattung. Nur wer die Engländer in ihrem Lande, ihrem Hause gesehen, darf sagen, daß er sie kenne.

„Sie werden in Schottland viele Vergleichspunkte mit deutschem Wesen finden," unterbrach der Edinburgher Professor mein Sinnen. „Die Schotten gleichen mehr den Deutschen als den Engländern; sie scheiden sich übrigens in zwei streng gesonderte Rassen. Man trifft Leute, die an Spanier erinnern, ganz brünett, mit schwarzem Haar, dunklen Augen, ovalem Gesichtsschnitt; es sind dies Abkömmlinge der Normannen. Dazwischen sieht man große, blonde, blauäugige, breitschulterige Menschen skandinavischen Stammes. Es ist sonderbar, daß sich der Unterschied zwischen den beiden Rassen nicht in den Jahrhunderten verwischt hat. Wir Engländer" — der Professor ist ein Londoner Kind — „betrachten die Schotten ein wenig als Barbaren. Sie sind kriegstüchtig, wortkarg, verschlossen und — man muß es zugeben — treu; allein es fehlt ihnen die Schmiegsamkeit, die Liebenswürdigkeit. Die Schotten aber rächen sich für unsere Abneigung, indem sie uns falsch und kraftlos schelten. Doch haben wir nicht recht? Schauen Sie nur einmal die Sprache an, ein Engländer zerbricht sich dabei die Zunge. Zum Beispiel Stronachlachar — ein Ort, den Sie wahrscheinlich sehen werden — wir können das nicht aussprechen, Sie mit Ihrem harten ch bringen es zu stande."

„Stronachlachar," sagte ich ohne Mühe, indem ich das geschmähte Wort deutsch aussprach.

„Ja, genau so wird es gesagt," bestätigte er. „Und wie heißt Loch?"

„See."

„Und wohin gehen Sie von Edinburgh aus?" (Er nannte es Eddinbörre.)

„Erst nach Glasgow, dann fahre ich über den Loch Long, Loch Lomond und Loch Katrine zu den Trossachs; von dort über Stirling nach Edinburgh zurück."

„Sie besuchen also das Land Walter Scotts, den Schauplatz der ‚Jungfrau vom See' ..."

Es war inzwischen dämmerig geworden, die lichte Dämmerung, welche im Hochsommer in Schottland herrscht; der Mond stieg milchweiß am blauen Abendhimmel empor

und verklärte mit seinem silberigen weichen Lichte die schöne Landschaft.

Vorbei braust der Blitzzug an dem Fischerorte Dunbar mit dem alten, auf hohem Felsen gelegenen Schlosse, dann erreicht er North-Berwick mit seinem anmutigen Strande, dem zahlreiche davor gelagerte Inseln einen besonderen Reiz verleihen. Eine fällt unter ihnen auf, weil sie spitz und steil aus dem Meere emporragt: es ist der hundertsechs Meter hohe Baß-Rock.

Auch hier erheben sich Trümmer eines Kastelles, doch nur ein Heer von Seevögeln bewohnt sie, Menschen nicht; diese vermögen an der schroffen Küste kaum mit Kähnen zu landen.

Bald sieht man Portobello, den Vorort der Hauptstadt, und endlich — Edinburgh. Es zieht sich auf Hügeln hin, etwa zwei englische Meilen entfernt von der Mündung des Flusses Forth, der hier schon einen meerähnlichen Charakter und eine Breite von fünf bis sechs Meilen hat. Die Mündung heißt Firth (Fjord) of Forth und wird von der berühmten Forthbrücke, einem Wunderwerke der Ingenieurkunst, überspannt.

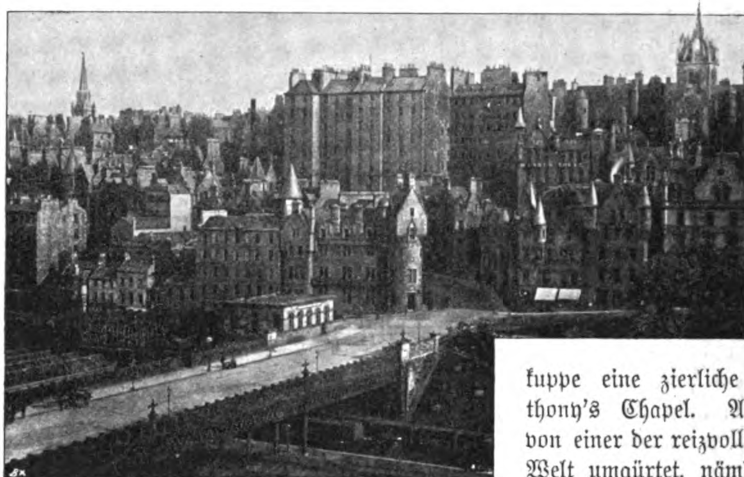
Edinburgh ist die Hauptstadt Schottlands, es zählt gegen 300000 Einwohner. Man nennt es das Athen des Nordens, nicht allein weil es Sitz der Universität und vieler hoher Schulen ist, weil es zahlreiche Kunstsammlungen in schönen, im griechischen Stil errichteten Gebäuden besitzt, sondern hauptsächlich weil es in seiner landschaftlichen Lage mit Athen Ähnlichkeit hat. Wie Athen liegt es nicht unmittelbar am Meere, sondern nur sein Hafenort, das schiffs- und verkehrsreiche Leith. Wie Athen von der Akropolis, so wird Edinburgh beherrscht von seinem Kastell, dem alten befestigten Schlosse der schottischen Könige.

Der Berg des „Castle" fällt nach Norden, Westen und Süden hin schroff ab; nur nach Osten hin senkt er sich allmählich, und hier befindet sich die malerische Altstadt, welche in ihrer eigentümlichen Bauart nicht wie eine nordische Stadt erscheint, sondern wie ein altersgrauer winkeliger Ort des Südens. Den Felsrücken des Kastelles erklimmen am steilen Nordabhange Fahrwege und Treppen, letztere zwischen schluchtenähnlichen hohen Häusern, die oft acht bis zehn Stockwerke haben. Das macht einen um so seltsameren Eindruck, weil englische Gebäude in der Regel niedrig sind.

Vom Castle östlich führt die malerische Highstreet bis nach Holyrood, der Abtei und dem Schlosse. Wenn man diese Straße entlang wandert, ist man erstaunt, nicht italienische Laute zu hören, so sehr erinnert das Leben vor den Thüren, die winkeligen Häuser, ja der Typus der Menschen an die des Südens. Hier befindet sich das alte Edinburgh, in dem so viele Romane von Walter Scott spielen, besonders das „Heart of Midlothian".



Scott-Monument.



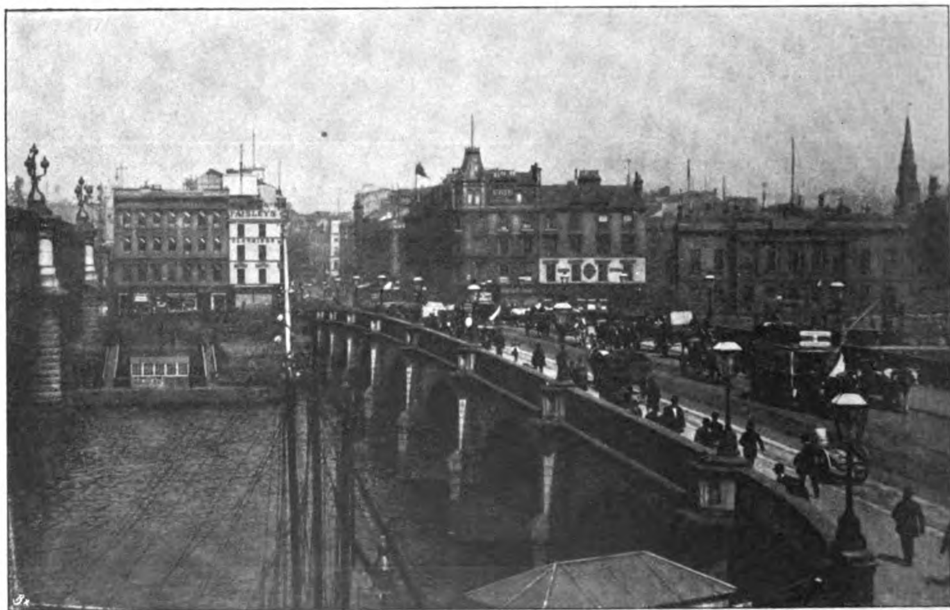
Aufgang zur Altstadt von Edinburgh.

vereint mit dem Felsen des Kastelles, dem Stadtbilde sein eigentümliches Gepräge. Im Hintergrunde von Holyrood sehen wir einen mächtigen Berg, Arthur's Seat, und auf dessen einer Vorkuppe eine zierliche Kapelle, St. Anthony's Chapel. Arthur's Seat wird von einer der reizvollsten Fahrstraßen der Welt umgürtet, nämlich dem eine Meile langen Queen's Drive, von dem man herrliche Aussichten auf Edinburgh, den Forth und die vorgelagerten Felskegel der Salisbury Craigs hat.

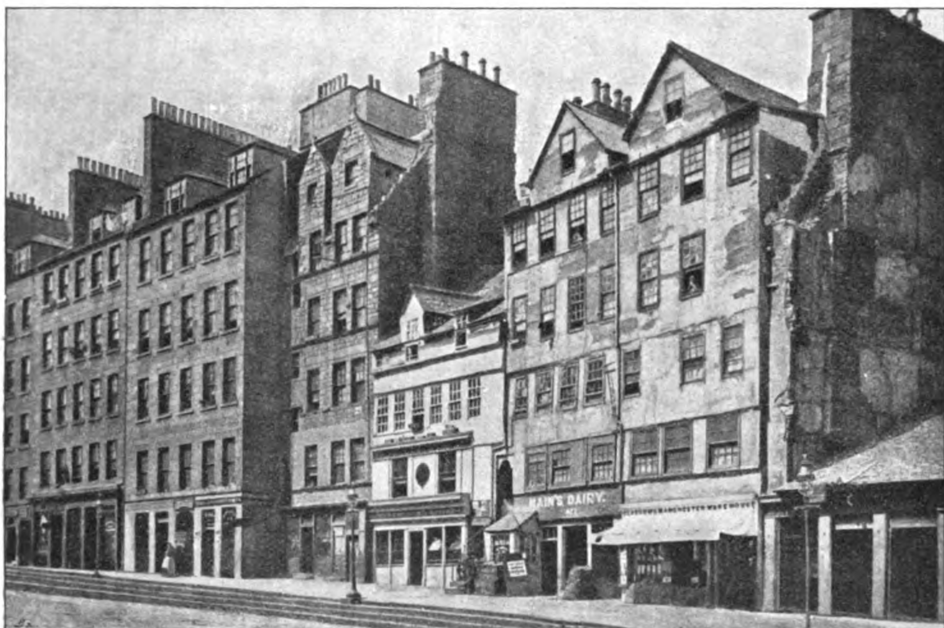
Holyrood gegenüber erhebt sich der zweite Felsrücken, welcher die Ähnlichkeit Edinburghs mit Athen noch auffallender macht, nämlich Calton-Hill. Auf ihm ragt der Rundturm des Nelson-Monumentes empor, neben ihm eine Reihe griechischer Säulen, die aussehen, als entstammten sie einem zerfallenen antiken Tempel. Es ist das unvollendete Nationalmonument zur Erinnerung an die Schlacht von Waterloo.

Dieser Hügel mit seiner Bekrönung giebt,

Nördlich vom Kastell, dort wo der Berg steil abfällt, schließt sich an die alte die neue Stadt. Sie breitet sich auf Höhen jenseits der Schlucht aus, die Alt- und Neu-Edinburgh trennt. Ein künstlicher Erdwall, the mound, schneidet die Schlucht in zwei Teile; der größere westliche wird von Parkanlagen eingenommen, die sich an Stelle eines früheren Sees, des Nor' Loch, befinden. Auf



Waverleybrücke in Edinburgh.



Straße in Edinburgh.

dem Mound stehen zwei imposante Gebäude in griechischem Stile, der in Edinburgh überhaupt beliebt ist: das königliche Institut, welches eine Skulpturensammlung, und die Nationalgalerie, welche eine Sammlung wertvoller Bilder beherbergt. Östlich des Mound werden die Parkanlagen fortgesetzt, dann überspannt die Waverleybrücke die Schlucht.

Von der Brücke aus sieht man auf Bahnhofsanlagen und eine Markthalle, deren flaches Dach ebenfalls Gartenanlagen zeigt. Umgitterte Oberlichtfenster geben der Halle Licht, Treppen führen zu ihr hinab.

Jenseits der Schlucht, dem Kastell gegenüber, zieht sich in der Höhe die prachtvolle Promenade der Princes-Street hin. Diese Straße, an Schönheit wohl unübertroffen, ist nur auf ihrer Nordseite mit Häusern besetzt: Klubs, Hotels, eleganten Läden; auf der Südseite dehnen sich Gartenanlagen aus. Hier erhebt sich, umflutet vom glänzenden Leben der Neuzeit, neben anderen Standbildern das hohe Scott-Monument, ein gotischer Turmbau, in dessen Fußhalle man den Dichter der „Waverley Novels“, auf einem Stuhle sitzend, in Marmor dargestellt sieht. Die Princes-Street ist sehr breit, von Pferdebahnlinien durchzogen; ein lockendes Schaufenster befindet sich neben dem anderen, und abends macht die elegante Straße mit ihrer strahlenden elektrischen Beleuchtung den Eindruck eines riesigen Festsaales.

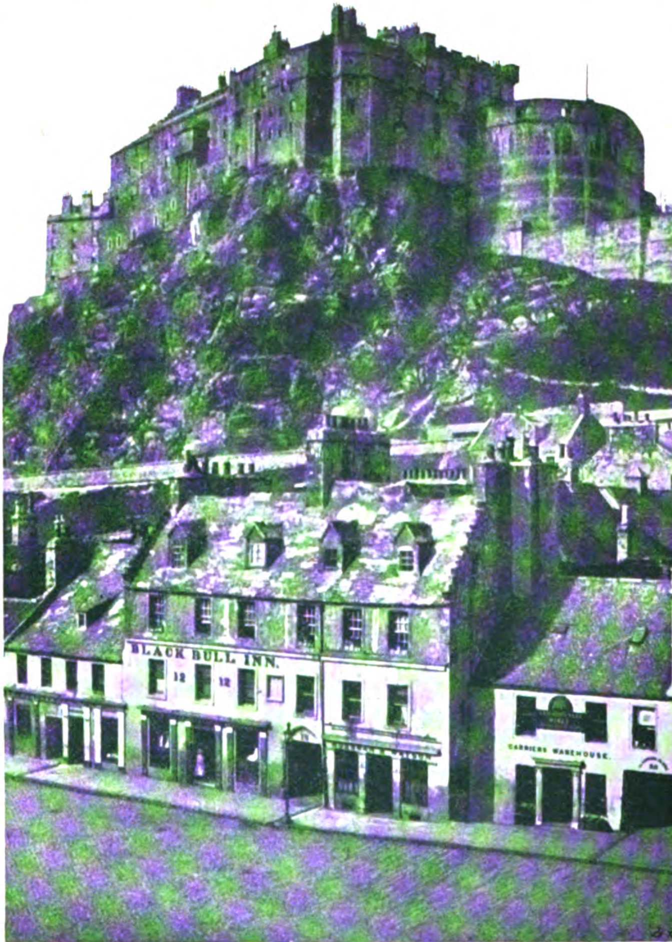
Von der Princes-Street ziehen sich gerade neue Straßen den Hügel hinan, von dessen Höhe man malerische Blicke auf den Fjord, das Meer, das grüne Land hat. Reiche Gebäude erheben sich an diesen Straßenzügen, hier und da von Plätzen und Gartenanlagen unterbrochen.

Nach Westen hin umgürtet die neue Stadt der Wasserlauf des Leith in schön bewaldeter, tiefer Schlucht; besonders von der Dean-Bridge hat man eine Aussicht von seltenem Reiz auf das Flußthal.

Das ist in großen Zügen die Lage von Edinburgh; schauen wir nun seine interessanten Einzelheiten näher an.

Gleich am Abend meiner Ankunft unternahm ich im hellen Mondenschein einen Spaziergang durch die Stadt; es war keine regelrechte Besichtigung, sondern nur ein stilles Genießen der vielen neuen zauberhaften Eindrücke. Wie Alt-Edinburgh sich, von der Princes-Street aus gesehen, aufbaut, erinnert es an eine Theaterdekoration; man vermag sich kaum vorzustellen, daß so konzentrierte Schönheit in Wirklichkeit vorhanden sei. Besonders beim Mondenlicht macht

die Stadt diesen märchenhaften Eindruck; am Tage stören die Anlagen des Waverley-Bahnhofes und die Schienenstränge, die sich zu Füßen des Kastelles entlang ziehen, den Stimmungszauber. Die Lokomotive, die den Felsen umsaust, kommt uns vor wie ein naseweiser Gassenjunge, der einen weißköpfigen



Kastell von Edinburgh.

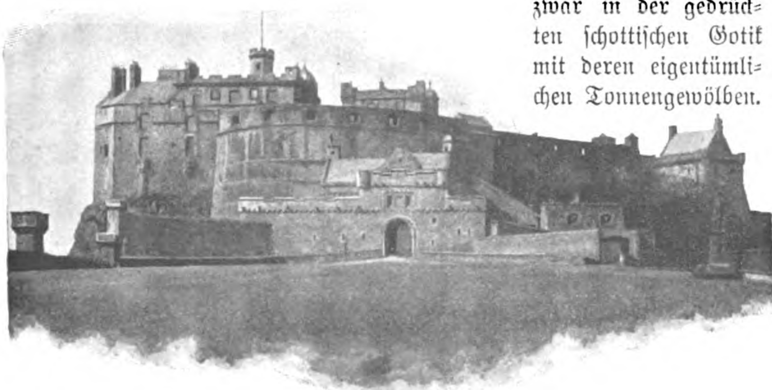
Barden, ein Überbleibsel aus vergangenen Tagen, höhnend umtanzt. Er scheint zu spotten: „Das Zeitalter des Verkehrs hat doch recht. So malerisch du auch sein magst, du bist abgethan.“

Beim Mondenschimmer dagegen träumt man sich in das Mittelalter zurück, in die Zeit, welche Walter Scotts Dichtungen vor uns erstehen lassen.

Am nächsten Morgen galt mein erster Weg dem Castle. Ich schritt den Höhenpfad zu ihm empor, auf dem sich zur Linken die schon geschilderten Treppenschluchten abzweigen. Das Kastell ist auch heute noch Festung und stark mit Militär besetzt. Seine altersgrauen, mächtigen Mauern wachsen aus dem Felsen heraus; sie umschließen das alte Stuartschloß, Kasernen, Magazine, Forts. Vor dem Eingange der Festung dehnt sich ein Hochplateau aus, das zum Exerzierplatz dient.

Eine barbarische Musik tönt mir entgegen, Trommeln und Pibrochs, die holländischen Dudelsackpfeifen. Die Truppe der Royal Highlanders hält hier Übung, es sind kräftige, hochgewachsene Gestalten in origineller Tracht: roter Jacke, grün und blau karriertem Tartanrock, bloßem Knie und Gamaschen. Statt der Beinkleider tragen die Hochländer den einem kurzen Frauenrocke gleichenden Tartan, welchen vorn die Patronentasche aus langem, weißem Ziegenfell, der Skilk, ziert. Den Kopf bedeckt entweder eine hohe Bärenmütze oder ein schottisches Barett mit Federstutz — wie ein Bild aus den Hochlands-Liedern Robert Burns', dem man in Edinburgh mit Recht ein stolzes Denkmal gesetzt hat. Herrlich ist die Aussicht von der Esplanade, schöner gelegen als sie ist wohl kein militärischer Übungsplatz.

Über eine Zugbrücke und einen gewölbten Thorweg gelangt man in den Raum innerhalb der Wälle. Hier befindet sich, wie erwähnt, eine Anzahl verschiedener Baulichkeiten, von denen nur einige besonderes Interesse haben. Man betrachtet das Crown-Room mit den schottischen Reichskleinodien,



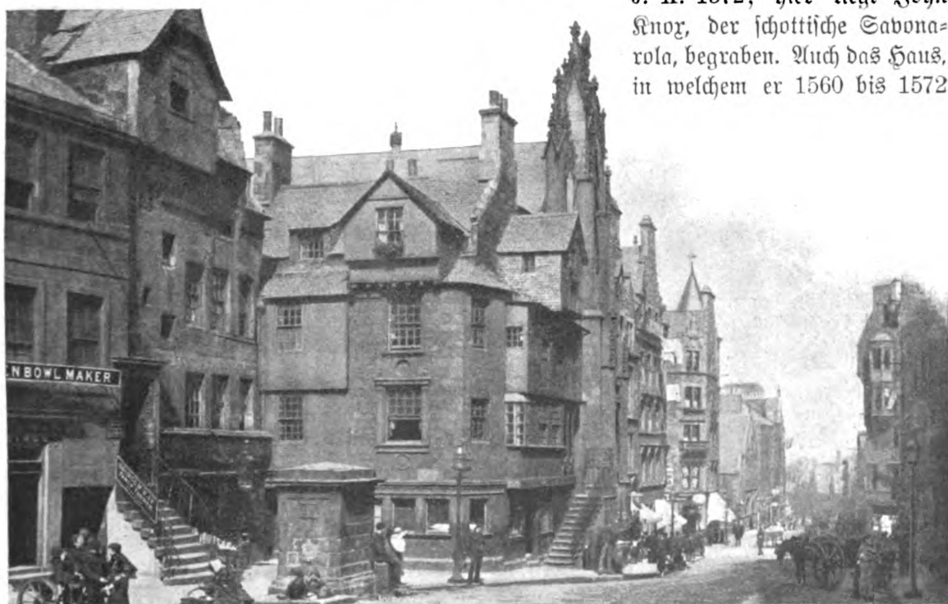
Eingang zum Kastell von Edinburgh.

sodann Queen Mary's Zimmer, wo 1566 Maria Stuarts Sohn, Jakob I. von England, geboren wurde. Auch das Parlamentshaus sowie die Margareten-Kapelle, das älteste Gebäude von Edinburgh — es stammt aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts —, sind sehenswert. Vor der Kapelle stehen alte Kanonen, darunter die wuchtige Mons Meg.

Auch an dieser Stelle ist der Ausblick wundervoll, nur schwer reißt man sich von dem bevorzugten Erdenplatze los.

Bergab wandernd, komme ich an der St.-Giles-Kirche vorbei, deren graziös durchbrochener, helmartiger Turm eines der Wahrzeichen von Edinburgh ist. Die Kathedrale stammt aus dem zwölften Jahrhundert, wurde aber später nach einem Brande zum größten Teil neu erbaut und zwar in der gedrückten schottischen Gotik mit deren eigentümlichen Tonnengewölben. Das Innere wirkt besonders schön, vor allem bei abendlichem Gottesdienst, wenn das Licht der Kerzen auf den Altären mit den Strahlen der untergehenden Sonne sich vermählt und in die ein wenig düsteren Schiffe flimmernde Lichtsäulen hineinfluten.

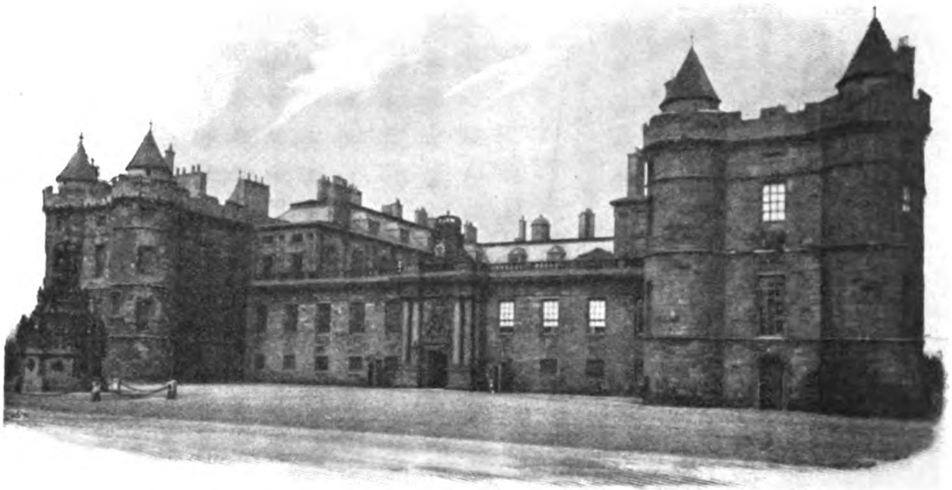
Auf dem Parlamentsplatze, südlich von der Kirche, befindet sich neben einem Reiterstandbilde Karls II. ein Stein mit der Inschrift: J. K. 1572; hier liegt John Knox, der schottische Savonarola, begraben. Auch das Haus, in welchem er 1560 bis 1572 wohnte, steht in der Nähe, in der malerischen High-Street. Von letzterer gelange ich nach Canongate, an dessen Ende man schon die



Haus von John Knox in der High-Street von Edinburgh.

Türme von Holyrood erspäht. Das alte Stuartschloß macht mit seinen festungsähnlichen, massigen Mauern einen düsteren, ernsten Eindruck; von der anstoßenden Abtei ist nur noch eine Ruine übrig.

David I. wurde 1128 auf wunderbare Weise aus Lebensgefahr errettet; die Legende erzählt, daß ihn auf der Jagd ein wütender Hirsch anfiel, der aber durch das plötzliche Erscheinen des heiligen Kreuzes verscheucht wurde. Aus Dankbarkeit begründete David die Abtei zum heiligen Kreuze (holy rood).



Schloß Holyrood.

Im Mittelalter schlugen die Fürsten aus Frömmigkeit oder weil sie in den geweihten Räumen größere Sicherheit fanden, ihren Wohnsitz oft in Abteien auf. Auch die schottischen Könige residierten mit Vorliebe in Holyrood; sie ließen sich und ihre Gemahlinnen in der Kirche der Abtei krönen, sie feierten hier ihre Hochzeiten, sie wurden hier begraben. Noch andere historische Begebenheiten spielten sich auf diesem Boden ab. Am 8. Mai 1326 hielt König Robert Bruce, der schottische Nationalheld, in der Abtei ein Parlament ab, nachdem er die Unabhängigkeit Schottlands errungen hatte. 1366 beriefen die Barone eine Ratsversammlung hierher und wiesen alle Ansprüche der englischen Könige auf Schottland zurück.

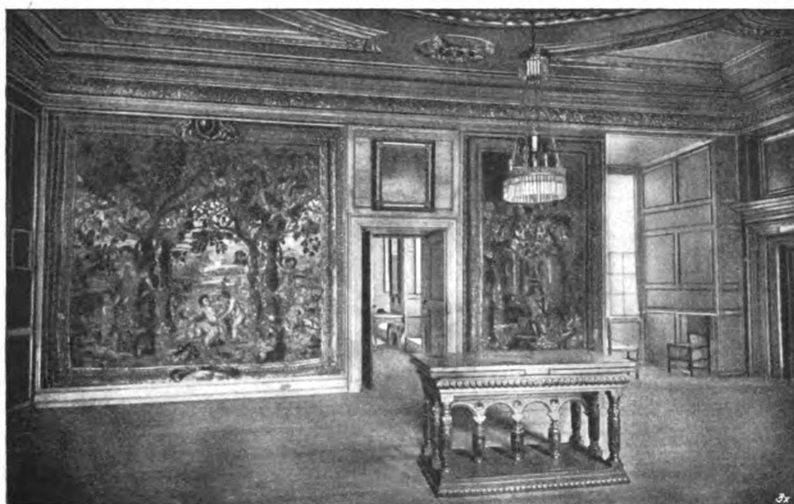
Wenn die Fürsten, Berge erklimmend, Flüsse durchquerend, über Moorland und Heide ritten, dann schauten sie den heiligen Klostermauern der Abtei sehnsüchtig entgegen, den guten Mönchen in den starken Mauern, dem Klange der Orgel und — dem angenehmen Klosterwein. So erzählt eine alte schottische Chronik.

Als Edinburgh die Hauptstadt des Landes wurde, residierte Jakob III. fast immer in dem malerischen Kloster. Sein Sohn, Jakob IV., erbaute das Schloß von Holyrood. 1503 führte er seine Gemahlin Margarete, Tochter des englischen Königs Heinrich VII., dorthin. Der schottische Dichter Dunbar feierte diese Heirat mit der Allegorie „Distel und Rose"; die Distel ist die schottische Wappenblume, die Rose die englische.

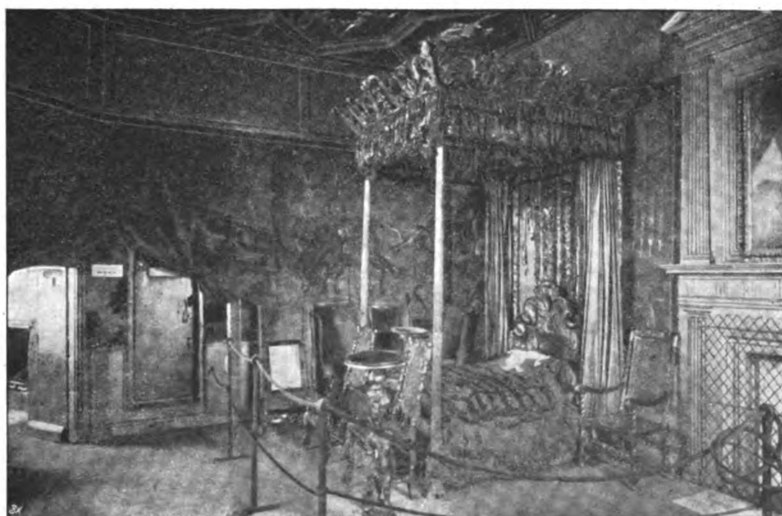
Auch unter den folgenden Regenten blieb Holyrood Lieblingsresidenz; seinen Weltruf aber hat es durch die schöne, unglückliche Königin Maria Stuart erlangt. Sie zog 1561 hier ein. Als sie, von Frankreich kommend, in Leith, dem Hafenorte von Edinburgh, landete, war das Wetter stürmisch und grau, und so kam es, daß Elisabeths Wachtschiffe sie nicht bemerkten. Jubelfeuer wurden angezündet, Serenaden gebracht. „The Queine maid hir entres in Edinburgh as the lyk was not seine befoir, shoe was so gorgeouslie and magnificentlie received" — berichtet ein Zeitgenosse über das Ereignis.

John Knox predigte damals in der St.-Giles-Kirche und donnerte wider die Pa-

pistin. Er schrieb auch ein Buch „Der erste Trompetenstoß gegen das ungeheuerliche Frauenregiment“. Bei der Audienz, die Maria ihm gewährte, ängstigte er die Königin zu Thränen, und sie rief klagend aus: „Es scheint, daß meine Unterthanen Euch gehorchen und nicht mir. Ich soll ihnen unterthan sein, nicht sie mir.“



Lord Darnleys Schlafzimmer im Schlosse von Holyrood.



Audienzzimmer der Königin Maria im Schlosse von Holyrood mit dem Bette Karls I.

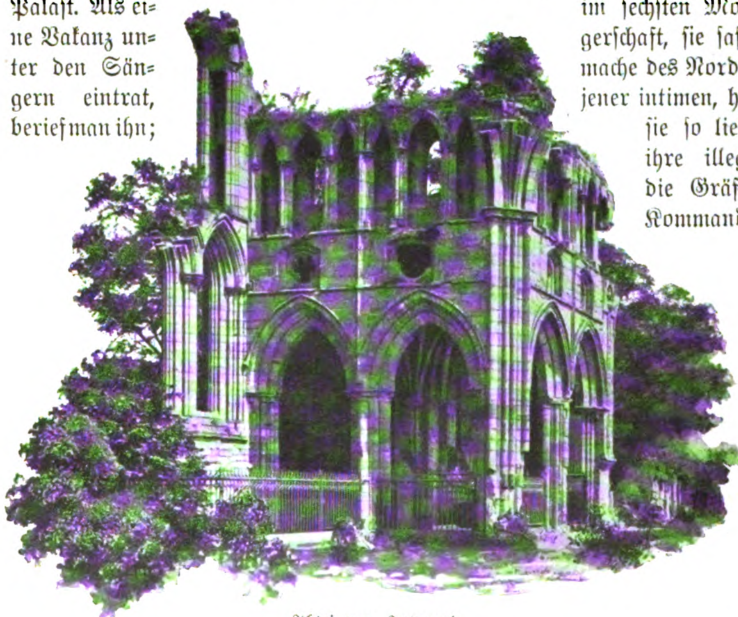
Noch heftiger trat Knox ihr entgegen, nachdem Marias Entschluß, ihren Vetter Darnley zu heiraten, bekannt geworden war. Als die Königin zuerst mit Darnley zusammentraf, war er neunzehn Jahre alt, hoch aufgeschossen und schlank, nach ihrem Urteil der bestproportionierte lange Mann, den sie je gesehen. Am 29. Juli 1565 vermählte sich Maria mit ihrem vier Jahre jüngeren Vetter. Im August wohnte Darnley einem Gottesdienste in der St.-Giles-Kathedrale bei; während der Predigt wetterte Knox gegen das Regiment von Knaben und Weibern.

Der Chronist erzählt uns, wie Maria vor dieser Heirat ihre Tage in Holyrood ver-

lebte. Nach Tische las sie mit George Buchanan gewöhnlich Livius oder einen anderen großen Geschichtschreiber; sie spielte auch Schach und zog auf die Falkenjagd. Zu ihrem Hofstaate gehörten Sänger und Musiker; in der Kapelle von Holyrood befand sich eine kostbare Orgel. Außerdem beschäftigte sich die Königin viel mit feiner Nadelarbeit; ihre nähere Umgebung bildeten die vier Marien, junge Damen von vornehmer Geburt, welche ihr schon in Frankreich Gesellschaft geleistet hatten.

Abtei von Holyrood.

Durch Marias Liebe zur Musik kam auch der unglückliche Italiener Riccio in den Palast. Als eine Vakanz unter den Sängern eintrat, berief man ihn; er sang im Chor die Baßpartien. Später wurde er Sekretär und Vertrauensmann, endlich Schatzmeister der Königin. Riccio war es, der Darnleys Werbung bei der Monarchin befürwortete, und anfangs war er auch bei Marias Gemahl sehr angesehen. Aber bald brachten es Riccios Neider am Hofe dahin, den König mit Eifersucht gegen den Italiener zu erfüllen. Darnley und sein Vater Lennox beschlossen, Riccio ermorden zu lassen. Maria befand sich damals im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft, sie saß in dem kleinen Gemache des Nordwestturmes bei einem jener intimen, heiteren Soupers, die sie so liebte. Es waren nur ihre illegitimen Geschwister, die Gräfin Argyll und der Kommandant von Holyrood anwesend; ferner der Haushofmeister, der Anführer der Garde und Riccio. Plötzlich hebt sich der Gobelin, der Marias anstoßendes Schlafzimmer von Darnleys Gemächern trennt, der König tritt ein, setzt sich zu Maria und schlingt den Arm zärtlich um sie. Im nächsten Augenblicke thut sich der Gobelin wieder auf, und Lord Ruthven erscheint in voller Rüstung



Abtei von Holyrood.

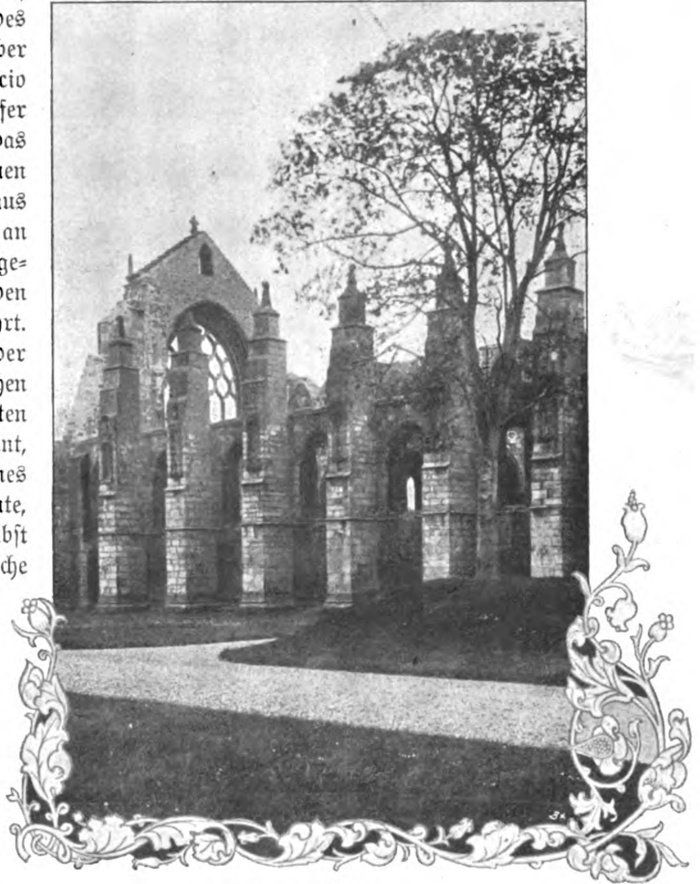
mit geisterhaft bleichem Angesicht. Ihm folgt mit brennenden Fackeln und gezogenen Schwertern eine Rotte von Edelleuten, so daß das kleine Gemach sie kaum zu fassen vermag. So roh und respektlos dringen sie ein, daß die Tafel mit ihren Kerzen und Speisen zu Boden gerissen wird. Riccio sieht, daß man ihm nach dem Leben trachtet, und flüchtet sich hinter die Königin; doch George Douglas ergreift des Königs Dolch und stößt ihn, über Marias Schultern hinweg, Riccio ins Herz. Dann zerren sie das Opfer an seinen langen Haaren durch das Schlaf- und Vorzimmer, es mit neuen Stichen durchbohrend, bis es, aus fünfundsechzig Wunden blutend, an den Fuß der kleinen Turmtreppe gelangt, welche unmittelbar auf den freien Platz vor dem Schlosse führt.

Darnley wollte sich später von der Mitschuld an dem Morde freimachen und ihn den schottischen Edelleuten allein zur Last legen. Es ist bekannt, daß er sich nach der Geburt seines Sohnes Jakob mit Maria versöhnte, doch nur auf kurze Zeit, daß er selbst später in Edinburgh auf mörderische Weise ums Leben kam. Die Volksstimme schrieb Bothwell die Urheberschaft dieser Schandthat zu, dennoch reichte ihm Maria ihre Hand; aber auch mit dem dritten Gemahl wurde sie, wie man weiß, nicht glücklich.

Die Zeit nach dieser Hochzeit verlebte die Königin wieder in Holyrood. Eine Verschwörung wurde geschlossen, sich ihrer und Bothwells zu bemächtigen. Die Königin vernahm davon und floh, als Page verkleidet. Sie wurde später doch von ihren eigenen Unterthanen gefangen genommen und nach Edinburgh gebracht, staubbedeckt, thränenentstellt, vom Pöbel verhöhnt. Unter Lord Ruthvens Aufsicht hielt man sie im Schlosse Lochleven bewacht, bis es ihr gelang, zu fliehen und ihre Anhänger zu sammeln. Als diese geschlagen wurden, warf sie sich der Gnade Elisabeths von England in die Arme und endete nach achtzehnjähriger Kerkerhaft ihr Leben auf dem Schafott.

Aus der Zeit der reizenden unglücklichen Königin stammt nur noch der Nordwestturm von Holyrood, derselbe, welcher der Schauplatz von Riccios Ermordung war.

Karl II. ließ 1671 das Schloß seiner Vorfahren neu aufbauen; es besteht jetzt aus einem viereckigen Gebäude, das einen geräumigen Mittelhof umgiebt. An jeder Ecke des Palastes befindet sich ein massiger, vier Stock hoher Turm, aus dem je drei Rundtürme, mit Helmkuppeln bekrönt, auslaufen.



Abtei von Holyrood.

Von der Abtei sehen wir nur noch ein malerisches zerfallendes Gemäuer; die frühgotischen Säulen mit ihren wundervollen Wölbungen ragen aus grünem Rasenteppich empor, der mit zahllosen Maßliebchen weiß und rosig durchwirkt ist. Ich pflückte eines zum Andenken an die holdselige Fürstin, die allen weichen, romantisch empfindenden Her-

zen teuer ist, trotz ihrer Schwächen — oder vielleicht gerade deshalb.

Der nächste Tag meines Aufenthaltes in Edinburgh war ein Sonntag, er lehrte mich die vielbesprochene schottische Sonntagsruhe kennen. Am Sonnabend schon wurden um fünf Uhr die Läden der Princes-Street wie die aller anderen Straßen geschlossen, außerdem viele Restaurants. Indessen nicht auf sie allein erstreckt sich



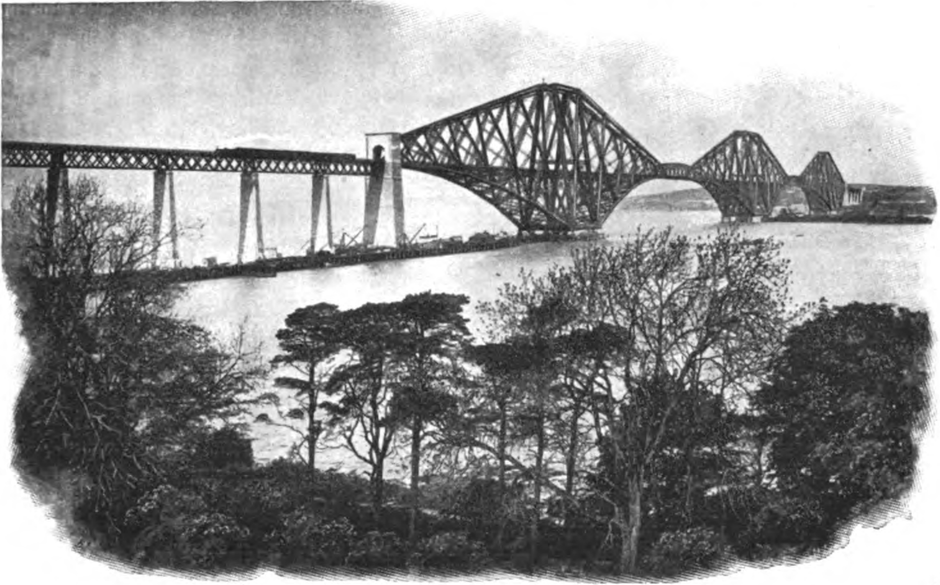
Erkerturm der Königin Maria in Edinburgh.

die Sonntagsruhe, sondern auch auf Verkehrsmittel. Die Pferdebahn stellt zum größten Teil ihren Betrieb ein, sogar die Eisenbahnzüge fahren nicht. Der Tages-Schnellzug von London nach Schottland fällt am Sonntag aus; wer reisen will, muß es in der Nacht thun, wenn er nicht Zeit hat, bis zum Montag zu warten.

Es war goldener Sonnenschein und herrliches, warmes Augustwetter; thatendurstig zog ich am Sonntagmorgen aus. Bald aber erkannte ich, daß ich mir Zügel anlegen müsse. In der Stadt war so gut wie alles geschlossen, selbst der Kirchhof, dessen Besuch doch eigentlich eine unschuldige, würdige Feiertagsbeschäftigung gewesen wäre. Auf der Princes-Street fuhren, zu einem Ausfluge nach der Forthbrücke anlockend, nur die Coaches umher. Letztere sind hohe Wagen für etwa zwanzig Personen; das Deck ist mit einer Reihe von Querbänken besetzt, zu denen man auf eisernen Leitern emporklimmt, das Innere ist für Gepäckstücke bestimmt. Kutscher wie Kondukteur sind rotbefrackt, und so sieht das mit leuchtenden Farben bemalte, von vier starken Pferden gezogene Gefährt ganz malerisch aus.

Was ließ sich Besseres thun, als dem feiernden, verödeten Edinburgh den Rücken zu kehren und in seine schöne Umgebung hinauszuflüchten? Ich erstieg eine Coach, deren Führer besonders laut schrie. Unwillkürlich nahm ich an, sie werde bald abfahren. Weit gefehlt, wir mußten ja erst „vollzählig“ sein. Auf und ab fuhren wir auf der Princes-Street, wohl eine Stunde lang, bis mir die schöne Straße fast langweilig wurde. Trotz der Lockungen des Kondukteurs zeigten die Edinburgher keine Lust zu dem Ausfluge; die Preise sind nämlich am Sonntag erhöht — auch eine humane Einrichtung! Endlich, endlich waren wir „complete“, vergnügt knallte der Kutscher mit der Peitsche und fort ging es.

Wir fahren durch grüne bergige Landschaft, bis wir nach South-Queensferry (Süd-Königinfähre) kommen, einem am Fjord gelegenen Orte. Man sieht die berühmte Brücke erst, wenn man sich unmittelbar an der Küste befindet. Beim ersten Anblicke beschleicht einen ein Gefühl der Enttäuschung. Das rührt daher, weil man keinen Maßstab für die Größenverhältnisse hat. Sieht man aber ein Schiff durch die Brücke fahren,



Forth-Brücke.

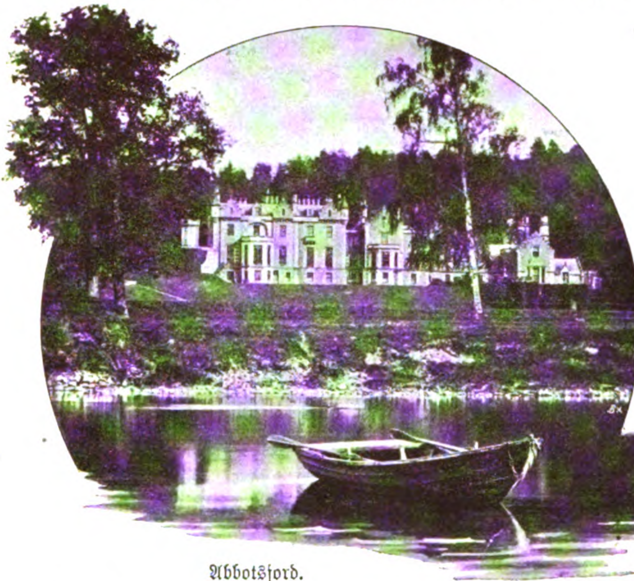
dann gewinnt man eine Vorstellung von ihrer imposanten Ausdehnung. Sie überspannt den Fjord von seiner Nord- bis zur Südküste. Er ist acht Seemeilen breit, verengt sich aber bei South- und North-Queensferry auf eine Meile. Die Stelle war außerdem für eine Brücke besonders günstig, weil etwa in der Mitte der Verengung eine kleine Insel, Inchgarvie, liegt und diese zum Stützpunkt eines Pfeilers benutzt werden konnte.

Die Brücke überspannt in zwei gewaltigen Bogen, an die sich zwei Halbbogen und ein auf fünfzehn Pfeilern ruhender Viadukt schließen, den Fjord. Sie ist nicht die längste Brücke der Welt; die nördlich von ihr gelegene Taybrücke ist zwei englische



Innere Ansicht der Forth-Brücke.

Meilen lang, die Forthbrücke nur einundeinehalbe. Allein letztere ist die am kühnsten gebaute, die Spannung ihrer Bogen die größte, welche existiert; sie hat die Länge der Princes-Street in Edinburgh, nämlich



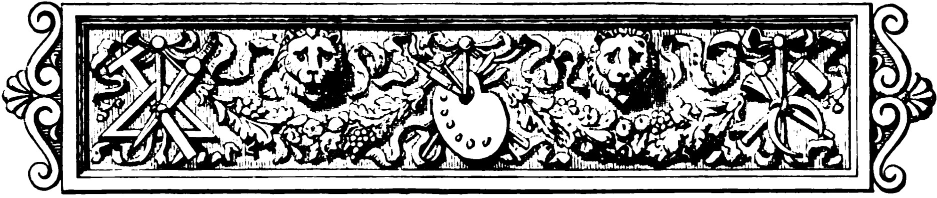
Abbotsford.

1710 Fuß, während die Brooklynbrücke in New-York nur eine Spannung von 1600 Fuß hat. Der Bau der Mittelbogen beruht auf dem Auslegersystem. d. h. ihr eigenes Gewicht trägt dazu bei, ihnen die nötige Festigkeit zu geben. Die eisernen Ausleger stützen sich auf Stahltürme, welche fast so hoch sind wie die Kuppel der Londoner Paulskirche, die Türme haben Granitfundamente. Man wandte hier das Cantilever-System zum erstenmal auf den Bau einer Eisenbahnbrücke an. Die Spannung mußte eine so große sein, weil das Wasser des Fjordes an manchen Stellen zweihundert Fuß tief ist. Man beabsichtigte erst, ungeheure Stahltürme zu bauen und sie durch riesige Ketten zu verbinden, also nach dem Suspensions-System zu arbeiten. Als man mit dem Bau begonnen hatte, brach die Taybrücke in Schottland, die auf diese Weise errichtet war, bei einem Dezembersturm 1879 dicht vor Weihnachten zusammen; der auf ihr gerade befindliche Eisenbahnzug mit hundert Insassen ging zu Grunde. Unser Theodor Fontane hat den Vorfall zu einer ergreifenden Ballade benutzt. In der Panik, welche dieser Katastrophe folgte, stellte man den Bau der Forthbrücke ein, dann begann man ihn nach dem Cantilever-System von neuem. Er währte sieben Jahre, beschäftigte in seiner Höhezeit fünftausend Arbeiter und kostete drei Millionen Sovereigns. Am 4. März 1890 eröffnete der Prinz von Wales die Forthbrücke.

Diese trockenen Zahlen geben freilich kein Bild von dem Wunderwerke, das menschlicher Scharfsinn ersonnen und Menschengeschick und Energie durchgeführt hat. Leicht und graziös spannen sich die gewaltigen Bogen über das Wasser, wie Spielzeug rollen die Bahnzüge auf ihnen hin. Nur das Dröhnen und das fast unmerkliche Zittern des Eisenwerkes verrät, welch eine Last über den blauen, still gekräuselten Fjord hingleitet. In Fontanes Ballade singen die Naturgeister, welche der Taybrücke den Untergang bringen: „Tand, Tand ist das Gebilde von Menschenhand.“ Nun, hier an der Forthbrücke darf man die Menschenarbeit wahrlich nicht Tand nennen, sie ist fast so gewaltig wie Werke der Natur.

Noch eine Reihe anderer interessanter Ausflüge läßt sich von Edinburgh aus machen. Der beliebteste ist nach Abbotsford, dem stattlichen Landhause, welches sich Walter Scott 1811 am Tweed erbaute und wo er bis zu seinem Tode 1832 wohnte. Scott hat die Bäume des Parkes mit eigener Hand gepflanzt und im Hause eine kostbare Sammlung schottischer Altertümer vereint. Ein Urenkel des Dichters besitzt es jetzt. Ebenfalls in der Nähe von Edinburg liegt Dryburg-Abbey, dessen Abtei 1150 begründet wurde. Dort, in St.-Mary's-Aisle, ist Scott begraben, neben der Asche seiner rauhen Vorfahren, im Herzen des Landes, das er besungen und zum Wallfahrtsort für die ganze gebildete Welt gemacht hat.

(Schluß folgt.)



Edward Burne-Jones.

Von

A. Wilmersdoerffer.

Der letzte Winter brachte dem Londoner Publikum zwei Rembrandt- und zwei Burne-Jones-Ausstellungen auf einmal. In den Räumen der Akademie waren die Bilder, in einem Saale des Britischen Museums die Zeichnungen und Radierungen des holländischen Meisters zu sehen, während in der New-Gallery und dem Burlington-Art-Club das Lebenswerk des jüngst verstorbenen Engländers zum großen Teile zur Ansicht kam. Auf diese Weise wurde der englischen Kunstwelt Gelegenheit geboten, sich gleichzeitig in das Studium zweier Künstlernaturen zu vertiefen, die entgegengesetzten Welten angehörten. Die mächtige Persönlichkeit des alten Holländers, der die reale Welt mit allen ihren Möglichkeiten naiv beherrschte, steht im schroffsten Gegensatz zu der weltfremden Erscheinung des modernen englischen Präraphaeliten, dessen vornehm sensitives Dichtergemüt eine einseitig persönliche Auffassungsweise bedingte.

Jeder Vergleich zwischen den beiden Malern ist ausgeschlossen; aus Rembrandts flüchtigster Skizze spricht der kühne, daseinsfrohe Realist, während bei Burne-Jones jede Linie, jeder Pinselstrich den sehnsüchtig träumenden Idealisten verrät. Der Holländer, von dem hier weiter nicht die Rede sein soll, ist größer, wie Tizian größer ist als Botticelli, wie die Wirklichkeit größer ist als alle Dichtung. Aber die Kunst des Engländers wird nicht weniger unvergänglich sein, denn auch er war wahrhaftig in seiner Äußerung, einer jener Echten, die verwirklichen und mehren. In seinem Bewußtsein krystallisierten sich Strömungen seiner Zeit, und seine Phantasie erschloß der Menschheit neue Quellen.

Wie sein Freund Morris war Burne-Jones ein Jünger jenes Glaubens, den die modernen Propheten Carlyle und Ruskin zuerst verkündigt, die in ihrer Heimat die Geister gar mächtig aufgerüttelt haben, indem sie mit aller Leidenschaft großer Seelen Anklage erhoben gegen den geisttötenden Materialismus der Gegenwart und mit der hinreißenden Begeisterung starker Glaubenshelden uralten Religionen einen neuen Inhalt gaben. In den religiösen Symbolen aller Zeiten und Völker sahen sie eine Offenbarung des Unendlichen, und das Leben heroischer Menschen lieferte ihnen den Gottesbeweis; so suchten sie wieder aufzubauen, was der kritisch verneinende Geist wissenschaftlicher Forscher und mehr noch die öde Nützlichkeitslehre der sogenannten klassischen Nationalökonomen zerstört hatten. Das Kapitel über die Symbole in Carlyles „Sartor Resartus" enthält das Glaubensbekenntnis der englischen Romantiker unserer Zeit, und der Satz: „in allen wahren Kunstwerken erkennst du die Ewigkeit, die aus der Zeit herausblickt; das Göttliche wird hier sichtbar" bringt es gedrängt zum Ausdruck. Aber ganz anders noch als Carlyle, der der Kunst im allgemeinen fremd gegenüberstand und sich ausschließlich an das ethische Bewußtsein der Nation wandte, hat Ruskin, der großmütige Freund Rossettis und Burne-Jones', das ästhetische Empfinden beeinflußt. Durch das Positive seiner Schönheitslehre, die sich nicht auf die Kunst beschränkte, sondern das

ganze Leben umfaßte, wirkte er befruchtend auf die Gemüter, die, gleich ihm, die Schönheit und das Ideal in dem Leben und Streben der Gegenwart vergeblich suchten. Er richtete die Hoffnung auf ein menschenwürdiges Dasein der Gesamtheit wieder auf, indem er den Weg aus dem Labyrinth des Häßlichen wies, das ein gedankenloser Industrialismus gewoben, und dem Maschinenzeitalter die arbeitsfrohe Hingabe des einzelnen an sein Werk, die schöpferische Thätigkeit der Kleinen sowohl wie der Großen als einzig erstrebenswertes Ziel und höchste Daseinsfreude pries.

Auf dieser geistigen Grundlage baut sich Burne-Jones' Kunst auf, dessen ganzes Leben und Schaffen ein leidenschaftlicher Protest gegen die Nüchternheit, die hastige Oberflächlichkeit seiner Zeit ist. Mit sehnsüchtigem Verlangen sucht er die Schönheit; wo er sie findet, da wachsen seiner Phantasie die Schwingen, und aus seiner Seele Heimat bringt er die reichsten Schätze mit. Schrieb er doch selbst in seiner Jugend einst an einen Freund: „Ich verstehe unter einem Bild einen schönen romantischen Traum von etwas, das niemals war noch sein wird, in einem Lichte, das nie geleuchtet, in einer Welt, die niemand beschreiben, nach der man sich nur sehnen kann, wo die Formen von himmlischer Schönheit sind."

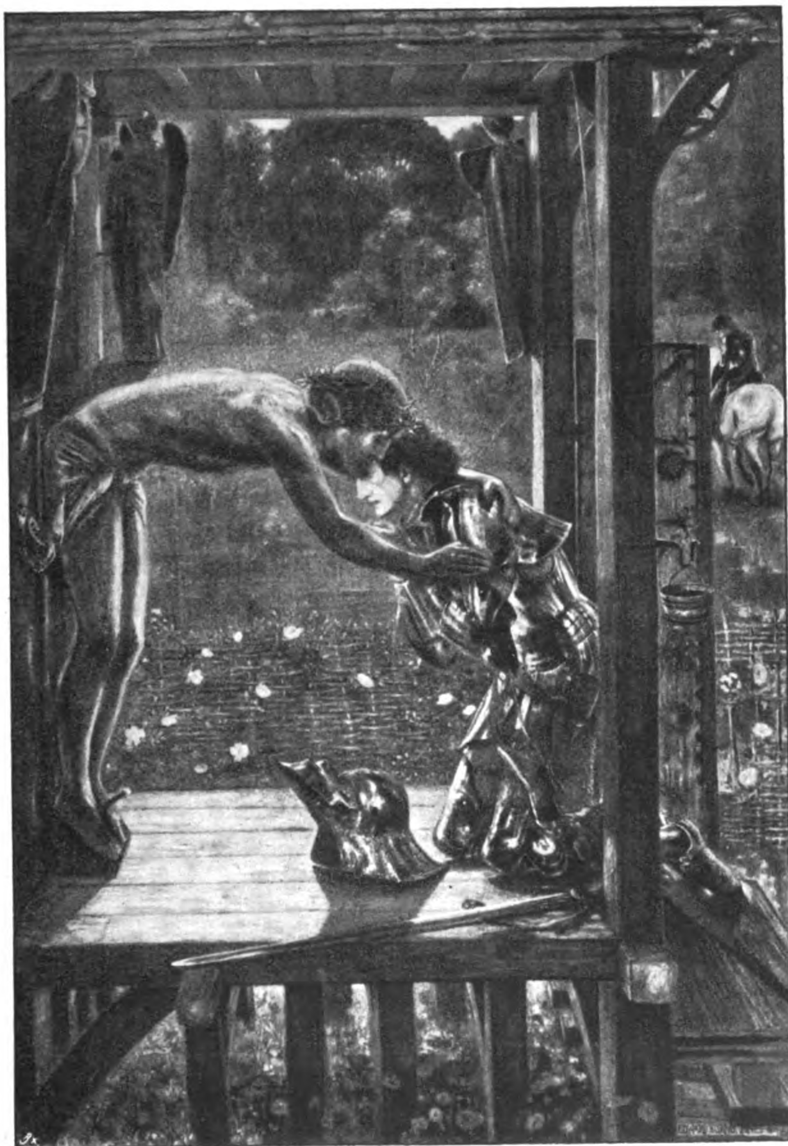
Aus alten Dichtungen, aus den Sagen und Legenden naiver Völker kam ihm die Inspiration; er wußte den Schatz zu heben, der hier verborgen liegt, denn der Grundzug seines Wesens, die Quelle seiner Schaffensfreude waren Ehrfurcht und Bewunderung. Weil er glauben konnte, ward ihm das Wesen aller Dinge offenbar, und er lernte vom Vergänglichen das ewig Wahre scheiden. Nie begnügte er sich damit, einfach nachzubilden, was er sah, jede kleinste Skizze wurde vielmehr unter seiner Hand zum Ausfluß einer starken Empfindung, erhielt den Stempel seiner Eigenart. Dieses intim Persönliche seiner Auffassungsweise zieht diejenigen um so unwiderstehlicher an, die in seelischer Gemeinschaft mit ihm stehen, aber es stößt jene ab, welche anders geartet sind als er, und beschränkt seine Wirkung.

Seine Kunst, die einer harmonischen Seele entsprang, beherrschte die Welt des reinen Gefühls fast in dem gleichen Maße wie die Tonkunst, und seine Bilder bewegen in ganz ähnlicher Weise wie Musik; deshalb hat er es so meisterlich verstanden, in seinem „Chant d'Amour" die Macht der Töne auf das menschliche Gemüt in Linien und Farben wiederzugeben. Wer den Künstler persönlich kannte, fühlte sich in ungewöhnlichem Grade von seinem Äußeren gefesselt, das sein Wesen so klar widerspiegelte, wie man es auch unter bedeutenden Menschen nur ganz ausnahmsweise findet. Der Christuskopf auf dem Rossettischen Bilde „Maria Magdalena an der Thür Simons des Pharisäers", das in Nr. 509 (Febr. 1899) der „Monatshefte" enthalten war, ist ein Jugendbild von Burne-Jones, dem er noch im Alter glich. Das Asketische des Ausdrucks blieb stets unverändert, ebenso wie der tiefe magnetische Blick der wunderschönen blauen Augen, der alle Formen zu durchdringen und auf dem Grund der Dinge zu verweilen schien.

Sein Leben war nach außen hin kein ereignisreiches, um so reicher war aber sein Innenleben, wie es in seinen Werken zu Tage tritt. Doch machen sich auch hier keine starken Wandlungen geltend; sein Gedankenflug ist stets der gleiche, und die romantischen Gestalten, die sein jugendliches Hirn erfüllten, beschäftigten ihn bis in seine letzten Lebensjahre. So nahm er z. B. aus dem „Morte d'Arthur", in dem er schon als Knabe in einem alten Buchladen seiner Vaterstadt verlangend geblättert, die Anregung zu seinem „Arthur in Avalon", jener umfangreichen Schöpfung, die ihn bis an seinen Tod beschäftigte. Der Unterschied zwischen seinen frühen und seinen späteren Bildern ist jedoch in technischer Beziehung ein um so größerer. Äußere Lebensumstände ließen ihn erst verhältnismäßig spät seinen Künstlerberuf entdecken, und seine Phantasie stellte zum Beginn gleich allzu hohe Forderungen; es dauerte lange, bis er Wollen und Vollbringen, Form und Inhalt in Einklang bringen konnte. Schließlich gelang es ihm in einem seltenen Maße, und in seinen reifsten Schöpfungen wird die schöne Traumwelt eines edlen Dichterherzens zur Wirklichkeit.

Er wurde im Jahre 1833 in Birmingham geboren, seine Mutter starb bei seiner Geburt, er hatte keine Geschwister, und von

kleinbürgerlicher Prosa umgeben, verbrachte er einsam träumend seine Kinderjahre. Birmingham, das jetzt eine schöne Bildergalerie und manches stattliche Gebäude besitzt, hatte pflegt, und hier fand die glühende Seele des jugendlichen Burne-Jones zuerst entsprechende Nahrung. Er vertiefte sich in das Studium von Homer und Virgil mit



E. Burne-Jones: The Merciful Knight.

damals kein architektonisches Kunstwerk, kein bedeutendes Gemälde aufzuweisen, und seine Bürger kannten, außer engherzig religiösen, nur rein materielle Interessen. Aber in der sogenannten King-Edwards-School, auf welche die große Industriestadt mit Recht stolz ist, wurden mit Eifer die Klassiker ge- einer Begeisterung, die unter Schulknaben nicht gerade üblich ist, und sein klassisches Wissen trug ihm ein Stipendium des Exeter-College in Oxford ein. Sein frommer Vater bestimmte ihn dem geistlichen Stande, und als Student der Theologie bezog er die Universität.

Wer Oxford kennt, dem wird es leicht, sich vorzustellen, welchen mächtigen Eindruck die merkwürdige Stadt auf ein empfängliches Gemüt hervorbringen muß. Die Kunst und die Geschichte früherer Zeiten leben fort in prächtigen Bauten, in ehrwürdigen Einrichtungen, und in keiner anderen Stadt der Welt verschmelzen Vergangenheit und Gegenwart wie hier. Aber so sehr Burne-Jones der äußere Anblick befriedigte, ebenso stieß ihn das innere Leben der Universität ab. Er hatte geglaubt, Verständnis zu finden für die Dinge, die seine Seele bewegten, statt dessen fand er bei den Professoren trockene Wissenschaft, bei den Studenten einen starren Kastengeist, und innerlich verletzt, in seinen Hoffnungen getäuscht, zog er sich in sich selbst zurück. Unter den Studierenden des Exeter-College war aber glücklicherweise einer, der seine idealen Interessen teilte, und mit diesem verband ihn bald die wärmste Freundschaft, die der Tod erst lösen sollte. Es war William Morris, den der Zufall am gleichen Tage mit ihm nach Oxford geführt und der ebenfalls bestimmt war, Theologie zu studieren.

Sie waren beide Kelten, auserwählte Kinder jenes Stammes, dessen schwermütig visionäre Mystik und innige Naturliebe sich in Englands schönsten Sagen geltend macht. Wie der keltische Priester Geoffrey of Monmouth im zwölften Jahrhundert die englischen Zeitgenossen durch seine Erzählungen von König Artus' Tafelrunde entzückte und der englischen Dichtkunst einen Stoff zuführte, den sie bis auf den heutigen Tag noch nicht erschöpft hat, so wuchs im neunzehnten Jahrhundert aus der Verbindung dieser genialen Söhne gleicher Rasse mit der Zeit eine Kunstbewegung hervor, deren Ende unabsehbar ist. Das Exeter-College enthält ein Denkmal dieser bedeutungsvollen Freundschaft, die hier geschlossen wurde, in dem Gobelin „The Star of Bethlehem", der jetzt die dortige Kapelle schmückt und nach einem Burne-Jonesschen Karton von der Morris-Firma ausgeführt wurde.

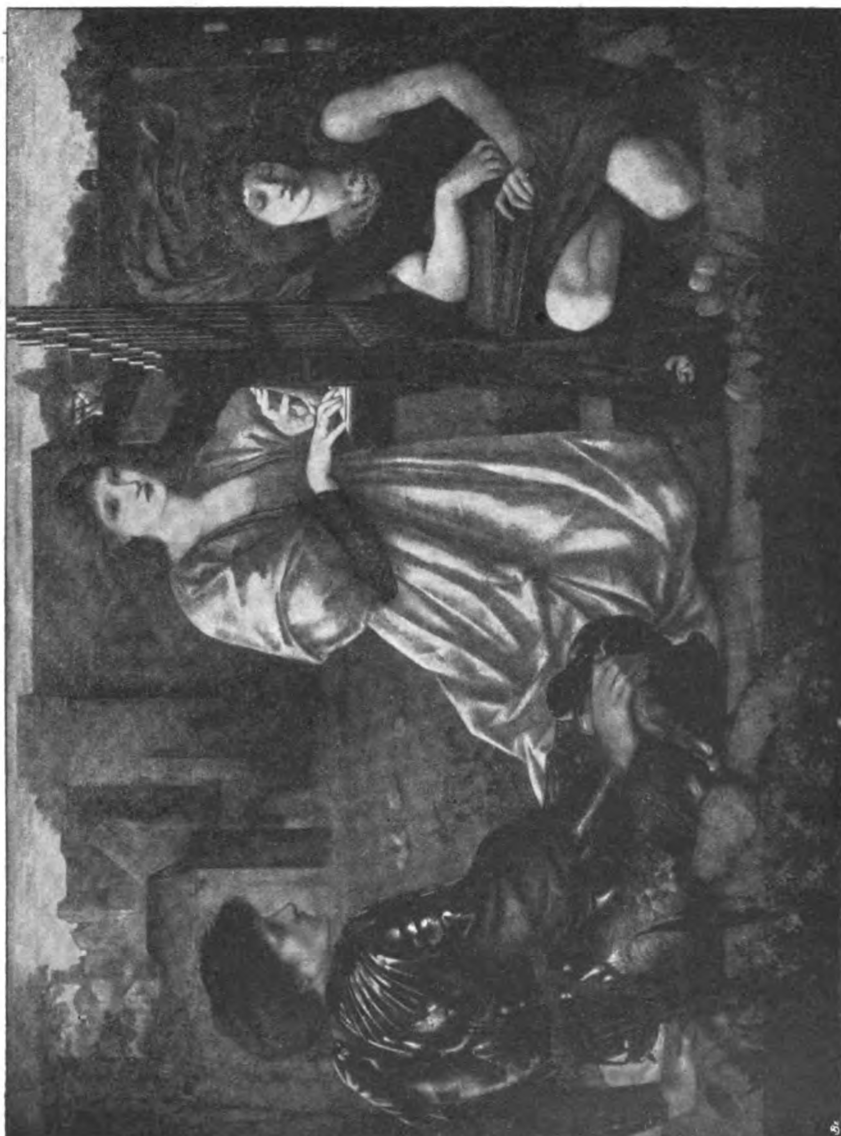
Die theologischen Studien der beiden Freunde machten keine Fortschritte. An Stelle der vorgeschriebenen Philosophen und Kirchenlichter lasen sie Ruskins „Modern Painters" und keltische Sagen, in dem romantischen, von altersgrauen Mauern umgebenen Collegegarten tauschten sie ihre Gedanken über Malerei und Dichtkunst aus und träumten von einer gemeinsamen, der Kunst geweihten Zukunft. Morris dichtete und Burne-Jones zeichnete, aber der Beschluß, die Malerei als Beruf zu erwählen, reifte in dem letzteren erst, nachdem er mit Rossettis Kunst bekannt wurde. Er war fast dreiundzwanzig Jahre alt, als er zum erstenmal ein Bild des großen Präraphaeliten sah, das wie eine Offenbarung auf ihn wirkte. Was er ahnend geträumt hatte, hier war es verwirklicht; fernerhin gab es für ihn nur noch ein Ziel — dem Meister nachzustreben. Mittellos, wie er war, entsagte er, ohne sich zu bedenken, seinem Brotstudium und ging nach London, sein ferneres Schicksal in die Hände des grenzenlos verehrten Meisters legend. Morris begleitete ihn, und die Freunde wohnten jahrelang zusammen.

Rossetti bot sich mit charakteristischer Großmut dem in der Technik völlig unerfahrenen Burne-Jones zum Lehrer an. „Er hat mich sozusagen alles gelehrt, was ich je gelernt habe," äußerte sich dieser viele Jahre darauf, „später erfand ich mir selbst eine Methode, die meinem Naturell entsprach. Rossetti gab mir den Mut, mich rückhaltlos meiner Einbildungskraft hinzugeben — und das war zugleich gut und schlecht für mich. Viel später erst war es Watts, der mich veranlaßte, mehr Sorgfalt auf das Zeichnen zu verwenden."

Rossetti bewunderte vor allem die poetische Erfindungsgabe an seinem Schüler. Aus den Zeichnungen, die ihm der schüchterne Kunstjünger zagend zur Beurteilung vorgelegt hatte, sprach für ihn unverkennbar eine reiche, durchaus originelle Phantasie, und er hielt es für seine heiligste Pflicht, diese Originalität intakt zu erhalten, sie zur freien Entfaltung zu bringen. Nach seiner Meinung mußte das Zeichnen nach der Antike, wie es auf der Akademie gelehrt wird, dem Anfänger verderblich werden, indem es ihn seiner Selbständigkeit und Eigenart beraubt, und er war überzeugt, daß der angehende Künstler in erster Linie lernen solle, die Dinge auf seine Art zu sehen und darzustellen. Erst nachdem er auf eigene Faust mit der Überwindung technischer Schwierigkeiten gekämpft, würde er im stande sein,

aus der Nachahmung großer Vorbilder der Vergangenheit unbeschadet Nutzen zu ziehen.

Nach diesen Grundsätzen unterrichtete er Burne-Jones in den Anfängen der Kunst. Zwei Jahre lang stand dieser unter seiner ausschließlichen Leitung, und die Zeichnungen aus jener Zeit, von denen einige eben im Burlington-Art-Club zu sehen waren, sowie ein paar frühe Aquarelle in der New-Gallery geben höchst interessante Aufschlüsse über den Erfolg der Rossettischen Methode. Besonders charakteristisch war eine Federzeichnung, „The Waxen Image“, die aus dem Jahre stammte, in welchem Burne-Jones die Universität verlassen, und das Thema behandelt, wie ein Mädchen das Herz des Geliebten durch einer Hexe Zaubermittel gewinnt. Mit seinen primitiven Mitteln bringt er die elementare Leidenschaft, den naiven Aberglauben seines Gegenstandes so mächtig zum Ausdruck, wie vollendete Kunstfertigkeit noch nie vermocht hat, und die etwas unerfahrene Unbeholfenheit der Zeichnung erhöht hier geradezu die poetische Kraft der Erfindung. Eine andere Zeichnung, „King's Daughters“, die ebenfalls unter Rossettis



E. Burne-Jones: Chant d'Amour.

Einfluß entstanden, war nicht weniger fesselnd. Jene weltfremde Schönheit spricht daraus, von der beide Künstler träumten, und gleichzeitig zeigt sich hier, wie auch schon in dem „Waxen Image“, Burne-Jones' grenzenlose Geduld, seine Freude an dem Handwerksmäßigen seiner Kunst, in der unendlichen Liebe und Sorgfalt, mit der die reichen Gewänder der Prinzessinnen behandelt, mit der überhaupt alles Detail ausgeführt ist. Aber Rossettis Einfluß macht sich in diesen frühen Werken allzu deutlich geltend. Fast ängstlich wandelte der Schüler in den Fußstapfen seines Vorbildes, eignete sich des Meisters Schönheitstypus, seine Farbengebung an, bis seine Individualität in der Nachahmung zu ersticken drohte. Rossetti erkannte diese Gefahr; er stellte den regelmäßigen Unterricht ein und zerstörte alle Zeichnungen von seiner Hand, die er ihm gegeben.

Dieses drastische Mittel, durch das sich Burne-Jones seines kostbarsten Besitzes beraubt sah, traf ihn wie ein schwerer Schlag. Es hätte dessen nicht bedurft, er hätte unter allen Umständen mit der Zeit gelernt, seine eigenen Wege zu gehen. Seine weitere Entwickelung liefert den besten Beweis dafür, daß seine Nachahmung nicht aus Mangel an Eigenart, sondern aus jener hingebenden Bewunderung sensitiver Naturen erwachsen war, die sich anbetend selbst zum Opfer bringen möchten.

Burne-Jones war überhaupt eine ebenso rezeptive wie produktive Natur, und wie er die Mythen der verschiedensten Völker in sich zu verarbeiten, ganz sein eigen zu machen verstand, so wußte er sich auch in die Auffassungsweise geistesverwandter Meister früherer Zeiten hineinzuleben, bis er fast mit ihren Augen sah. In diesem Verhältnis stand er zu Botticelli und Mantegna. Der Geist, der sie beseelte, lebte auch in ihm; er fuhr da fort, wo jene aufgehört hatten, deshalb wählte er die ähnliche Form. Er verschmähte die grandiosen Licht- und Schatteneffekte späterer Schulen, weil die naivere Farbengebung, die die reine Linie zur Geltung bringt, seinem Temperament entsprach, das ihn drängte, nicht Illusionen zu schaffen, die das Auge täuschen, sondern Gefühle und Ideen zum Ausdruck zu bringen, symbolisch zu wirken. Ebenso mied er die blendende Technik, die ihre Effekte durch virtuose Mache erreicht, weil seine innerste Natur ihn zu mühevoller, pflichtgetreuer Arbeit trieb. Er gab sich selbst in seiner Kunst, und seine Methode wird durch den Erfolg gerechtfertigt.

Die „Anbetung der Könige“ und die „Verkündigung“, Ölbilder, die ursprünglich für die St.-Pauls-Kirche in Brighton bestimmt waren, und die er im Jahre 1861 gemalt hat, sind eine seltsam reizvolle Vermischung fremder und persönlicher Elemente. Der goldene Hintergrund des ersten Bildes, der massive goldene Heiligenschein, der die Köpfe der Maria, des Joseph und des Christuskindes umgiebt, sind mittelalterlich italienisch, ebenso wie die etwas steife Haltung der Madonna und des Kindes, aber das Ganze trägt doch unverkennbar den Stempel des modernen Meisters, den eine innere Sympathie mit jenen Zeiten verband, die stark im Glauben waren, und den diese Sympathie verleitete, sich alter Formen zu bedienen. Seinen Gestalten haftet nichts Kleinliches, Gewolltes an, eine reine Unbewußtheit hebt sie über sich selbst hinaus, macht sie zu Trägern erhabener Gefühle, und doch sind sie klar gesehene, individuell erfaßte Menschenkinder, die auch unserem Denken, unserem Fühlen nahe stehen. Das Gemälde „Anbetung der Könige“ ist dadurch noch besonders interessant, daß es die Porträts von William Morris, Swinburne und Burne-Jones selbst enthält, drei Charakterköpfe, deren durchaus verschiedenartige, durchgeistigte Schönheit wesentlich dazu beiträgt, die Wirkung des Bildes zu erhöhen.

Auf der „Verkündigung“ ist die Jungfrau im schlichten, dunkelgrünen Gewande, mit den andächtig auf der Brust gefalteten Händen von rührender Anmut, und das ätherisch zarte Profil des Engels Gabriel, das sich von einem reichen, golddurchwirkten Vorhang abhebt, ist irdisch wahr und erinnert doch an seine himmlische Abstammung. Burne-Jones hat später noch mehrere Verkündigungen gemalt, und die aus dem Jahre 1879 stammende gehört zu seinen bekanntesten Bildern: es ist ihm aber nicht wieder gelungen, den Geist naiven Glaubens, unschuldsvoller Reinheit so überzeugend zum Ausdruck zu bringen wie in dieser frühen Schöpfung.



E. Burne-Jones: Porträt des Philip Comyns Carr.



E. Burne-Jones: Pan and Psyche.

Sein Aquarell „The Merciful Knight", das 1863 entstanden ist, kurz nachdem er von einer zweiten, in Ruskins Begleitung unternommenen Reise nach Italien zurückgekehrt, ist im Gegensatz zu diesen Kirchenbildern durchaus originell erfunden und ausgeführt und kündigt den großen Wendepunkt in seiner Entwickelung an. Der Stoff, den er einer florentinischen Legende verdankte, war nie vorher zur bildlichen Darstellung gelangt; auch dürfte es vielleicht nicht einen zweiten modernen Maler geben, der ihn zum Gegenstand erwählt haben würde. Ein Ritter, der seinem Todfeinde, um Christi willen, in dem Augenblick verziehen, da er ihn hätte vernichten können, kniet betend am Fuße eines Kruzifixes; da beugt sich der gekreuzigte Heiland zu ihm herab und küßt ihn segnend auf die Wange. Die Haltung des Ritters ist voll Demut, zu seinen Füßen liegen Helm und Schwert, und sein bleiches Antlitz, das noch die Spuren des überstandenen Seelenkampfes trägt, ist erleuchtet von dem heiligen Schauer weihevollster Andacht. Eine Rosenhecke und blühende Waldblumen umgeben den Schrein, in dem das Kruzifix

sich befindet, und den Hintergrund bildet ein Waldesdickicht, das die Strahlen der Abendsonne durchzittern. Grünliche Lichter, die den Boden des Schreins erglänzen machen, huschen über den hölzernen Leib des Gekreuzigten hin, ihm den flüchtigen Schein des Lebens verleihend. Der Beschauer nimmt teil an der Vision, er fühlt die Macht des schönen Wunders, und der fromme Ritter tritt ihm menschlich nahe. Das Bild ist lebendig in der Farbe, die Blumen und der grüne Waldgrund, sowie der selten schöne, durchaus wahre Lichteffekt verraten Burne-Jones hingebende Naturliebe, seine geduldige Beobachtung der Außenwelt; vor allem aber enthüllt sich hier seine ureigenste Gabe, geheimnisvolle Seelenvorgänge bildlich darzustellen.

Wie Rossetti in einziger Weise die Macht der Leidenschaft zu verkörpern gewußt hat, so ist es Burne-Jones gelungen, das Leben der Seele zu gestalten. Alle seine Bilder sind mehr oder weniger Stimmungsbilder der Seele, und indem er es verstanden hat, die Regungen des menschlichen Gemüts mit dem Leben der Natur zu verweben, hat er die Einheit des Alls veranschaulicht, wie nur das Genie es vermag. Ein glückliches Beispiel dieser Art ist auch sein „Green Summer“, das aus der gleichen Periode seines Schaffens stammt wie der „Merciful Knight“. Die Mädchen in duftigen grünen Gewändern, die am waldigen Ufer eines Bächleins ruhen, scheinen ebenso ein Teil der sie umgebenden Natur zu sein wie die Blumen, die im Wiesengrunde blühen, und die Vögel, die sich in den Lüften wiegen. Der ganze Zauber eines Sommertages im Walde ist über dem Gemälde ausgegossen, und die schwere Schwüle der Luft drückt sich in den anmutig müden Posen der Mädchen, in ihren etwas schwermütig schmachtenden Gesichtern aus. Das kleine Bild, das, viel mehr als seine meisten anderen, durch rein malerische Effekte wirkt, gehört zu Burne-Jones' besten und sichert ihm die Anerkennung derer, die vom Maler in erster Linie Farbenwirkungen verlangen.

Diesen Ansprüchen genügt in hohem Grade auch sein „St. George and the Dragon“ aus dem Jahre 1865, dem in München vor einigen Jahren erst die goldene Medaille zuerkannt wurde, trotzdem die Unsicherheit in der Zeichnung es als ein frühes Werk des Meisters stempelt. Es ist eine Darstellung der Legende in sieben Bildern, von denen das fünfte und sechste von besonderer Schönheit sind.

Die Zeit, da Burne-Jones anfing, mit unvergleichlicher Kunst lyrisch-romantisches Empfinden zu gestalten und ein Meisterwerk nach dem anderen zu schaffen, beginnt erst mit den siebziger Jahren. Sein Bild „The Mill“ gehört hierher; es ist eine Verherrlichung des Abendfriedens, eine Verschmelzung von Traum und Wirklichkeit, wie große Lyriker sie zu schildern wissen. Drei Mädchen tanzen im Abendlicht mit rhythmischer Grazie um eine alte Mühle; ihre Bewegungen sind sanft und gleitend, die Gewänder, die ihre jugendschönen Körper umfließen, sind warm und dunkel in der Farbe, so daß der Fleischton ihrer Gesichter und Hände von fast leuchtender Helle erscheint. Eine träumerische Gestalt, halb Jüngling, halb Engel, lehnt in einem Thorbogen und spielt auf einem altertümlichen Instrument; über seinem mit einem Kranz geschmückten Lockenhaupte bildet der schimmernde Abendhimmel einen Glorienschein.

Das schon anfangs erwähnte Bild „Chant d'Amour“ trägt das alte französische Volkslied

Hélas, je sais un chant d'amour
Triste et gai, tour à tour

als Motto und zeigt ein schönes, ernstes Mädchen auf einer kleinen Orgel spielend. Sie kniet auf einer Steinterrasse, ihre schlanken Hände berühren leicht die Tasten, während sie traumverloren ins Weite sieht. Der Gott der Liebe, im roten Gewande, setzt die Bälge in Bewegung, und mit geschlossenen Augen schwelgt er im seligen Genuß der süßen Töne. Dem Mädchen zur Seite sitzt ein junger Ritter in dunkler Rüstung an der Erde; aus seinen Zügen spricht jenes wehmutsvolle Sehnen, das Musik allein im Menschenherzen weckt. Blumen blühen im Vordergrund, im Hintergrund sieht man, am Saume einer Wiese, im goldenen Abendschein eine alte Stadt. Es ist dem Künstler in dieser herrlich komponierten Schöpfung gelungen, durch den vollendeten Zusammenklang der Stimmung, der Linien und

der Farben eine Wirkung hervorzubringen, wie sie sonst ähnlich nur von unsterblichen Romanzen und Liedern ausgeht.

Ergreifend schön wirkt sein „Pan and Psyche“, das auch koloristisch eines seiner besten Bilder ist. Die Mythe vom Amor und der Psyche, die Morris in seiner schönen Dichtung „The Earthly Paradise“ aufs neue behandelt, hat Burne-Jones viel beschäftigt, und indem er sie wieder und wieder illustriert, hat er ihr stets neue Seiten abgewonnen. Das eben erwähnte Bild stellt Psyche dar, wie sie dem Fluß entsteigt, in den sie sich verzweifelnd gestürzt, da Amor sie verlassen hat. Ihr nackter Leib, ihr leiderfülltes Gesicht sind wundervoll gemalt, und das teilnahmsvoll Beschützende in der Figur des Pan wirkt so überzeugend, daß man gern vergißt, wie sehr der Gott damit aus seiner Rolle fällt. Er ist eben nicht, wie auf einem äußerst reizvollen späteren Gemälde des Künstlers, „The Garden of Pan“, rein griechischen Ursprungs, sondern Pan ist hier von jenem keltischen Geiste angekränkelt,



E. Burne-Jones: Wine of Circe.

der die Natur in mystische Verbindung mit den Geschicken der Sterblichen setzt.

Gleichzeitig mit diesen Bildern, zu Beginn der siebziger Jahre, malte Burne-Jones an seinem „Laus Veneris“, zu dem er schon als Rossettis Schüler Entwürfe gemacht hatte. Es ist in vieler Hinsicht ein interessantes Werk und hat, als es zum erstenmal in der Grosvenor-Galerie ausgestellt wurde, großes Aufsehen erregt, gehört aber im ganzen zu seinen weniger gelungenen, weil es ihm an Einheitlichkeit in Farbe und Aufbau fehlt. Die Gestalt und das Gesicht der liebeskranken jungen Königin, die, ihre goldene Krone auf den Knien, im Vordergrund auf einem Ruhebett ausgestreckt liegt, sind unvergleichlich schön. Sie hat den einen Arm um das Haupt geschlungen und stützt den anderen auf ihr Lager; ihre Hände haben ein merkwürdig individuelles Gepräge, und aus jedem Zuge ihres Wesens spricht müdes, hoffnungsloses Liebesweh. Das Quartett junger Mädchen, das sich anschickt, ein Loblied zum Preis der Venus zu singen, trägt dagegen keinen besonderen Charakter, es erscheint unbedeutend, und schnitte man das Bild entzwei, es könnte jeder Teil für sich bestehen, ja, die Königin würde durch die Trennung von ihren Gespielinnen nur gewinnen. Bemerkenswert an dem Bilde ist die Technik, mit der das Kleid der Königin gemalt ist. Die Farben sind nicht in der üblichen Manier aufgetragen, sondern in Punkten nebeneinandergesetzt, ähnlich wie auf den Bildern der Pariser Neo-Impressionisten. Die Wirkung ist in diesem Falle überraschend: die gelbrote Farbe des Gewandes erhält flammende Leuchtkraft, und die krankhaft schöne Vornehmheit des bleichen Antlitzes tritt durch den Kontrast noch mehr hervor.

Daß der Maler des lyrischen Empfindens auch dramatische Gestaltungskraft besaß, beweist sein packendes Bild „Wine of Circe“, das die Erbarmungslose in dem Augenblicke darstellt, da sie ihren fürchterlichen Trank bereitet. Durch das niedrige Fenster im Hintergrund, das fast die ganze Breite des Bildes einnimmt, sieht man schon auf blauem Meer der Griechen weiße Segel fliegen; Circe steht vorgebeugt, mit weit vorgestrecktem Arm eilig und doch vorsichtig die giftigen Tropfen in eine von Sonnenblumen umgebene Schale gießend, die neben dem festlich gedeckten Tische steht. Zwei schwarze Panther nahen sich ihr mit schleichendem Tritt und blicken verlangend zu ihr empor; hinter ihr steht ihr mit phantastischen Tierformen geschmückter Thron, den ein Orangenbaum beschattet. Alles in ihrer Umgebung, besonders aber ihr reiches goldgelbes Gewand, ist von gleißender, verführerischer Pracht; ihre Erscheinung verkörpert mächtig Energie und böse Absicht, und in den kräftigen Linien ihres schönen Profils, in ihren blitzenden, dunklen Augen liegt das Schicksal ihrer unglückseligen Opfer.

Noch fesselnder und fremdartiger erscheint das Bild „The Beguiling of Merlin“. Es stellt den dramatischen Augenblick dar, da Merlin, der gewaltige Prophet und Magier keltischer Sage, sich bewußt wird, daß Viviane, seine schlangenkluge Schülerin, ihn mit seiner eigenen Zauberformel auf ewig an die Stelle festgebannt, wo den Unüberwindlichen ein kurzer Schlaf befallen hat. In dem sagenhaften Urwald von Broceliande hat er unter einem hohen, mit Blüten beladenen Hagedornbusch geruht, und hier hat ihn das Verhängnis ereilt. Er liegt auf einem Zweig des Riesenbusches, vor ihm steht beschwörend das überlange, überschlanke junge Hexenweib. Schlangen winden sich in ihrem Haar, und mit dem unwiderstehlichen Blick der Schlange starrt sie auf Merlin hin, in dessen brechenden Augen und altersgrauen Zügen eine Welt der Gefühle liegt. Der üppig blühende Wald, in dem die Äste des Busches fast Riesenschlangenleibern gleichen, wirkt nicht minder zauberisch geheimnisvoll wie die beiden rätselhaften Sagengestalten, und es giebt nur wenig Bilder, die das Phantastische so sichtbar und so glaubhaft machen wie dieses. Trotzdem, oder vielleicht gerade deshalb, hat es sich in seinem Vaterland nie großer Beliebtheit zu erfreuen gehabt, während es in Paris, der Stadt des guten Geschmacks, sofort als eine künstlerische Leistung ersten Ranges anerkannt wurde. Dazu macht es nicht nur die geniale Komposition, sondern auch die prächtig abgetönte einheitliche Farbengebung.

Burne-Jones hat hier und noch in so manchen anderen seiner besten Gemälde alle


E. Burne-Jones: The Beguiling of Merlin.

starken Kontraste glücklich vermieden und einen Farbenton vorherrschen lassen, während er sonst mitunter, wie z. B. in „Laus Veneris“, in „Hours“ und auch in seinem schönen „Mirror of Venus“, durch die mehr oder weniger harmonische Zusammenstellung vieler Farben zu wirken sucht und die rein künstlerische Wirkung seiner Bilder zuweilen abschwächt. Seine Farben haben auch statt frischer Leuchtkraft oft einen harten Glanz, und zwar tritt diese Eigenschaft viel stärker bei seinen späteren als bei seinen früheren Werken hervor. Manche von diesen, wie seine vier „Pygmalion and Galathea“-Bilder, das erste und zweite seiner „Perseus and Andromeda“-Serie und sein „Love and the Pilgrim“ zeigen eine gläsern glatte Oberfläche, welche diesen in anderer Beziehung bedeutenden Schöpfungen nicht zum Vorteil gereicht. Freilich erzielte er andererseits oft gerade seine herrlichsten Wirkungen durch Farbeneffekte, die an alte Glasmaler erinnern und die im vollendeten Einklang mit seinem Gegenstand stehen.

Die intime Bekanntschaft mit den litterarischen Überlieferungen der Vergangenheit, die Burne-Jones' Wahl der Gegenstände vielfach verrät, veranlaßte seine Gegner, ihn einen „literary painter“ zu nennen, aber der Vorwurf, der in der Bezeichnung liegt, trifft ihn nicht. Seine Bilder sind trotz ihres litterarischen Ursprungs niemals bloße Verstandeswerke; alles, was er zum Gegenstande seiner Kunst machte, wurde ihm zum Erlebnis, wuchs aus seinem Empfinden hervor, und wie Rossetti wußte er seine fabelhaften Sagengestalten, seine symbolischen Figuren lebendig zu machen, indem er mit dem Typischen das rein Menschliche verband.

Unter seinen Entwürfen, die Spensers „Fairy Queen“ illustrieren, ist einer, der die Unschuld „a most fair Dame“ von Crudelitas und Sävitia verfolgt darstellt. Aus den Zügen der beiden Männerköpfe spricht teuflischer Hohn und wilde Grausamkeit, während in dem edel schönen Antlitz der

fliehenden Unschuld die ganze verzweifelnde Qual verratener Menschlichkeit zum Ausdruck gebracht ist. So ist es dem Künstler durch seine Meisterschaft in der Kunst der Seelenmalerei gelungen, in dieser Zeichnung, die nur drei Köpfe giebt und abstrakte Begriffe verkörpert, eine Tragödie von unmittelbar ergreifender Wirkung zu schaffen. In seiner außerordentlichen Fähigkeit, das menschliche Angesicht stumm beredt zu machen, erinnert er an Leonardo da Vinci, auch hat er, wie dieser, ein Lächeln auf der Leinwand festgehalten, das unvergänglich sein wird, weil es unergründlich ist. Es umspielt die schmalen Lippen, leuchtet in den abgrundtiefen Augen seines Meerweibes auf dem Bilde, das er „Depths of the Sea" genannt hat. Die Geschichte dieses Bildes ist interessant; es war vor dem geistigen Auge des Künstlers entstanden, er wußte nicht wie, und er wurde unwiderstehlich getrieben, es zu gestalten, trotzdem sein ganzes Wesen sich dagegen sträubte. Als es vollendet, war es ihm zuwider, und doch ist es sein größtes Werk. Sein Anblick überwältigt, und selbst der kritische Geist vergißt hier den Künstler und seine Kunst über dem Erreichten. Das Bild, sehr schmal für seine Länge, ist durchaus ungewöhnlich auch in seiner äußeren Form, wie das bei Burne-Jones so oft der Fall ist, für den es in der Komposition keinerlei Konventionen gab. Ein Meerweib gleitet, eine nackte Männergestalt im Arm, in die Tiefe; man sieht, wie sie mit ihrer Last das grünliche Wasser durchschneidet, das um sie stäubt und in platzenden Bläschen nach oben steigt. Ihr schuppiger, schillernder Fischschwanz berührt schon den sandigen Grund, aber noch umklammert sie ihre Beute, die sich schwer zur Seite neigt, denn der Mann in ihren Armen ist eine Leiche. Alle Einzelheiten an dem Bilde sind mit bewunderungswürdiger Naturwahrheit ausgeführt, und die Zeichnung der nackten Körper beweist, wie gründlich der Künstler früh Versäumtes später nachgeholt hat. Aber das Einzigartige der Schöpfung liegt in der rätselhaften Anziehungskraft, die von dem Meerweib ausgeht, das verlockend und verräterisch, grausenvoll und unergründlich wie die Meerestiefe ist.

Burne-Jones stellte das Bild im Jahre 1886 in der Akademie aus, die ihn kurz vorher in ihren Verband aufgenommen hatte, ohne daß er bis dahin an ihren Ausstellungen teilgenommen hatte. Daß die Herren Akademiker es trotz des eingesandten Meisterwerkes bei der ersten Ehrenbezeigung bewenden ließen und ihn nicht zum vollen Mitglied machten, war ein Mangel an Weitsichtigkeit, den sie mit der Zeit wohl selbst am meisten bereuten. Jedenfalls hat sich Burne-Jones nie wieder an einer Akademie-Ausstellung beteiligt. Um so größere Triumphe feierte er damals in der Grosvenor-Gallery, die neun Jahre früher in der ausgesprochenen Absicht eröffnet worden war, im Gegensatz zu den geschäftsmäßigen Grundsätzen der Akademie die idealen Interessen der Kunst zur Geltung zu bringen. Er war von Anfang an ein wichtiges Glied dieser Opposition gewesen, in welcher sich so verschiedenartige Elemente wie Burne-Jones und Whistler trafen.

Zwanzig Jahre lang hatte Burne-Jones in stiller Zurückgezogenheit rastlos gearbeitet und war nur von Kunstkennern und Liebhabern des Ungewöhnlichen beachtet und gewürdigt worden, als er durch die Eröffnung der Grosvenor-Gallery im Frühjahr 1877 plötzlich zum Tagesgespräch des großen Publikums wurde. Die Ausstellung enthielt acht große Bilder von ihm, darunter waren sein „Merlin", seine drei Bilder „Fides", „Spes" und „Temperentia", sein „Mirror of Venus" und seine „Days of Creation". Das ganze fashionable London geriet in Aufregung und stürzte nach der Grosvenor-Gallery. Ein förmlicher Meinungskampf entbrannte, und während die einen hingerissen waren von einer Kunst, die durchgeistigte Schönheit und mystische Poesie mit Naturwahrheit und exakter Wiedergabe des Details vereinigte, fühlten andere, und zwar bei weitem die Mehrzahl, sich abgestoßen von einer Originalität, die sich ihrer Beurteilung entzog. „Punch" gab nur einem weitverbreiteten Gefühl Ausdruck, als er die Bilder zur Zielscheibe seines Spottes machte. Die Engländer sind kein künstlerisches Volk wie die Italiener und die Franzosen, sie stehen deshalb im ganzen den Ereignissen in der Kunstwelt kühl gegenüber, und nichts spricht deutlicher für Burne-Jones' Bedeutung als die heftige Parteinahme seiner Landsleute für und

gegen ihn, die schließlich nur das allgemeine Interesse an seinen Werken verriet.

Man konnte ihn nicht übersehen, hatte er es doch kühn gewagt, in der Welt des Gefühls fremdartig Neues zu bieten, alte Formen mit frischem Leben zu erfüllen. Sein herrliches Bild „Days of Creation“ illustriert die Schöpfungsgeschichte in einer Weise, wie sie nie vorher gedacht worden ist. Engel stellen die Schöpfungstage dar, und diese Engel sehen, trotz ihrer prächtigen Flügel, wie wunderschöne weibliche Wesen aus. Mit weiblicher Sorgfalt und schützender Liebe halten sie die Erdkugel in zarten Frauenhänden, ein tiefer Ernst spricht aus ihren Zügen, eine heilige Verantwortlichkeit. Auch seine allegorischen Gestalten, die das Feuer ewiger Begeisterung durchglüht, gleichen modernen englischen Frauentypen. Burne-Jones glaubte an die Frauen und an ihre Mission, die Welt zu verschönern. Ein frühes Bild von ihm heißt „Chaucers Dream of Good Women“: in unabsehbarem Zuge sieht der schlafende Dichter sie nahen, die guten Frauen, von dem Gott der Liebe geleitet. So nahten sie auch ihm, seinem ehrfurchtsvollen Blick entschleierten sie ihre Seelen, und er kleidete ihre Geheimnisse in Symbole, die derjenige allein zu deuten weiß, der, gleich ihm, die Reinheit einer edlen Frauenseele fassen kann. Er war in seiner Auffassung der Frau nicht nur modern, sondern er eilte seiner Zeit voraus, und wie er in seinem Vaterlande das Auge allmählich erzogen hat, einen reineren Schönheitstypus zu erkennen, so gehörte er auch zu denen, die, vorahnend, dem geistigen Blick neue Möglichkeiten erschlossen haben. Seine hoheitsvolle „Temperentia“, seine mystisch prophetische „Sibylla Delphica“ und manche andere seiner symbolischen Figuren sind vertiefte Frauenstudien der Gegenwart, die so nicht vor unserer Zeit entstehen konnten, deren volle Bedeutung aber erst die Zukunft begreifen wird.

Im Gegensatz zu diesen ernsten Schöpfungen berühren sein „Mirror of Venus“, der im vorigen Sommer für 5500 Pfund Sterling verkauft wurde, und seine weltbekannten „Golden Stairs“ wie heiteres Spiel. Sie sind aus des Meisters reiner Schönheitsfreude an der aufblühenden Jugend hervorgewachsen und wirken unwiderstehlich anziehend wie die Jugend selbst. Sein Bestes bietet der moderne Frauenlob, wenn er der



E. Burne-Jones: Masque of Cupid. Zeichnung zu Spensers „Fairy Queen“.

Liebe Macht veranschaulicht. Das berühmte Bild „Love among the Ruins“ ist von naiver Größe und schön wie ein Dichtertraum. Es zeigt zwei Liebende, die, im Vorhof eines zerfallenen Schlosses sitzend, sich umschlungen halten. Das Antlitz des Mädchens gleicht in seiner zarten Schönheit den Rosen des blühenden Dornbusches, der die Ruinen umspinnt, und ihr Gewand ist von so köstlich blauer Farbe, daß sie an die blaue Blume der deutschen Romantiker gemahnt, die hier gefunden scheint. Siegreich verkörpert das junge Paar, inmitten zerschlagener Säulen, umrahmt von einem zerbröckelnden Thorbogen, die unwandelbare Liebe, die aus den Trümmern stürzender Welten mit verjüngter Kraft hervorblüht und der Menschheit der Vernichtung Grauen ertragen hilft. Diese weltbezwingende Liebe, welche von begehrlicher Leidenschaft nichts weiß, die vielmehr das Wunder der Schöpfung ist, in dem sich die Gottheit offenbart, sie leuchtet auch aus den Augen seines Pygmalion, da er zu Füßen der zum Leben erwachten Galathea kniet, und in „King Cophetua and the Beggar Maiden“ hat der Künstler ihr einen Thron errichtet, wie ihn die Geschichte der Dichtkunst und der Malerei nicht glorreicher kennt. Der König hat das Bettelmädchen auf seinen Thron gehoben, er sitzt zu ihren Füßen, mit schwärmerischer Anbetung und ehrfurchtsvollem Staunen blickt er zu ihr auf und hält zagend seine reichgeschmückte Krone in der Hand, als fürchte er, die Wunderbare, die in ihrer Armut so hoheitsvoll erscheint, durch irdischen Tand zu entweihen. Der Glanz und Schimmer unvergänglicher Romantik liegt über diesem Werke ausgegossen, in dem sich die Technik des Meisters mit seinem poetischen Empfinden deckt, und es ist kein Wunder, daß das Bild, als es im Jahre 1889 in Paris ausgestellt wurde, die dortige Kunstwelt zu fast überschwenglichem Lobe hinriß.



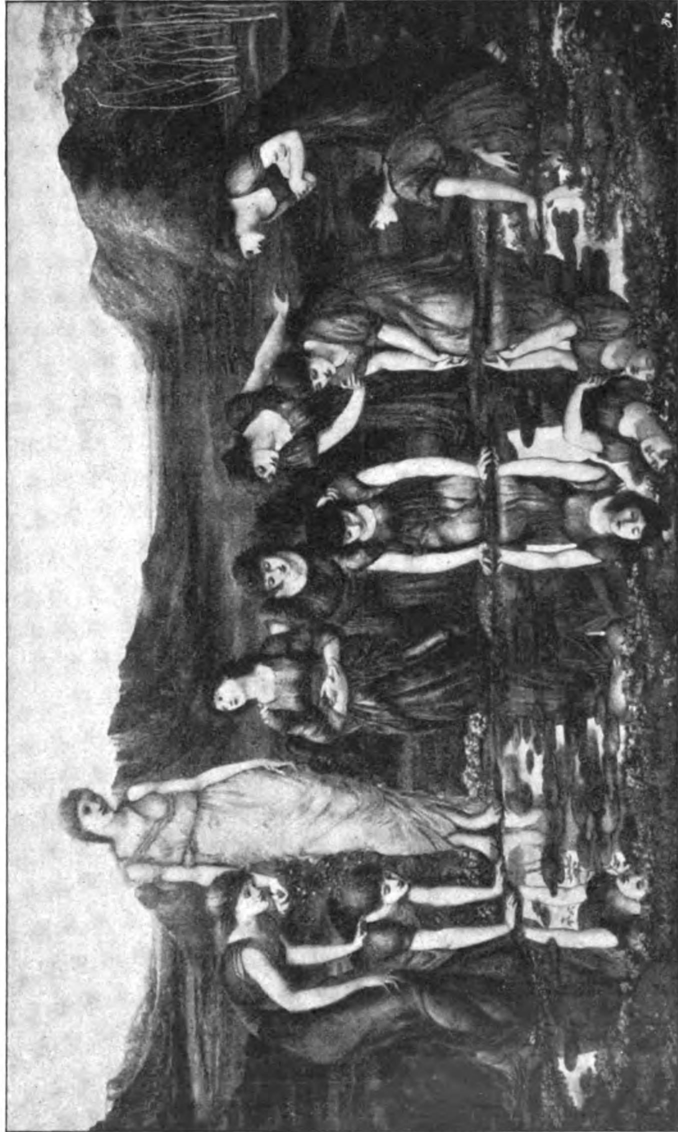
E. Burne-Jones: Temperentia.

Auf derselben Ausstellung befand sich auch jenes Porträt von Burne-Jones' kleinem Freunde, Philip Comyns Carr, dessen Liebreiz damals ganz Paris entzückte, und das auch auf der Londoner Ausstellung des vergangenen Winters wieder allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Von dem eintönig braunen, dünn und flach aufgetragenen Hintergrund hebt sich eine zarte Knabengestalt im blaugrauen Wamse ab. Mattblondes federndes Haar umgiebt das schöne blasse Köpfchen, die großen tiefen Augen blicken den Beschauer an, und in diesen Augen liegen die Fragen, die der ernste, festgeschlossene kleine Mund nie laut werden ließe. Das Vertrauen und die Furcht des sensitiven Kin-

des, das ganze Pathos zarter Kindnatur spricht selbst zu denen aus dem merkwürdigen Bildnis, die sonst nicht in der Kinderseele zu lesen verstehen.

In lieblichem Gegensatz zu diesem Porträt stand das eines kleinen Mädchens, das in der Ausstellung nicht weit davon hing; ein frisches, blauäugiges Schelmengesichtchen, um dessen Mund ein Schalklächeln zuckt. Es ist Dorothy Drew, Gladstones Enkelin, seines Alters Sonnenschein, wie er sie nannte, die heute, mit neun Jahren, bereits eine kleine Londoner Berühmtheit ist.

Im allgemeinen waren Porträts nicht Burne-Jones' starke Seite, seine Kunst war dazu nicht unpersönlich genug. Er war sich dessen auch wohl bewußt, spottete selbst darüber, daß es ihm nicht recht gelingen wollte, Ähnlichkeiten zu treffen, und fing überhaupt erst in späteren Jahren an, vereinzelt Porträts zu malen. Wenn sich dann der Gegenstand seiner Auffassungsweise anpassen ließ, wie dies bei den erwähnten Kinderbildern, bei seiner reizenden Tochter und ganz besonders bei der schönen Miß Gaskell der Fall war, dann schuf er auch hier charakteristisch Bedeutendes. Auf einen fast schwarzen Hintergrund hat er Miß Gaskell in einem schwarzen Kleide gemalt, und das weiße Antlitz, die weißen Hände treten beinahe gespenstisch aus dem Dunkel hervor; aber die Linie des Profils, die so zart und weich und dabei doch so rein und klar ist, der still gedankenvolle, lebendige Ausdruck des Gesichts sind künstlerisch vollendet, und die Art, wie Haar und Gewand sich von dem fast gleichfarbigen Hintergrund abheben, ist ein technisches Meisterstück. Das Ganze fesselt un-



E. Burne-Jones: Mirror of Venus.

gemein, es wirkt überraschend und zugleich harmonisch.

Burne-Jones' Ruhm wuchs im eigenen Vaterlande von Jahr zu Jahr, und seine Ausstellungen in der Grosvenor-Gallery wurden immer mehr das große künstlerische Ereignis des Jahres. Im Jahre 1890 kam in Agnews Kunstsalon seine „Legend of the

Briar Rose“ zur Ansicht, eine Illustration des Dornröschens in vier großen Bildern. Er hatte zwanzig Jahre lang an diesem Werke gearbeitet, das die reife Frucht seines besten Könnens ist. Der große Träumer zeigt hier seine schöne Welt im tiefen Schlaf. Nur der Prinz wacht, der sich auf dem ersten Bilde mit gezogenem Schwert seinen Weg durch das undurchdringlich scheinende Dickicht bahnt, und ein jeder Zug an ihm verrät, daß er vom Stamm der reinen Thoren ist, die allein die Welt erlösen können. Noch ist er weit von dem Gemach entfernt, in welchem die Prinzessin schlummert; das vierte Bild zeigt sie auf ihrem Lager ausgestreckt, sie trägt die Züge einer weltentrückten Heiligen, ähnlich wie Carpaccio sie gemalt, und wenn des Prinzen Kuß sie erst geweckt, dann werden auch die Ritter und die Frauen, die in des greisen Königs Thronsaal und im Vorhof schlafen, erwachen, dann wird ein neues, schöneres Leben die ganze Welt erfüllen. Der Hauch von Poesie und Märchenzauber, mit dem die Künstler und die Dichter aller Zeiten die Menschheit jung und hoffnungsfroh erhalten, geht mächtig von dieser Schöpfung aus, in die Burne-Jones sein Hoffen und Glauben hineingelegt. Der Enthusiasmus, mit dem das Werk von Künstlern, Kritikern und Publikum aufgenommen wurde, zeigte, daß man ihn verstehen gelernt hatte.

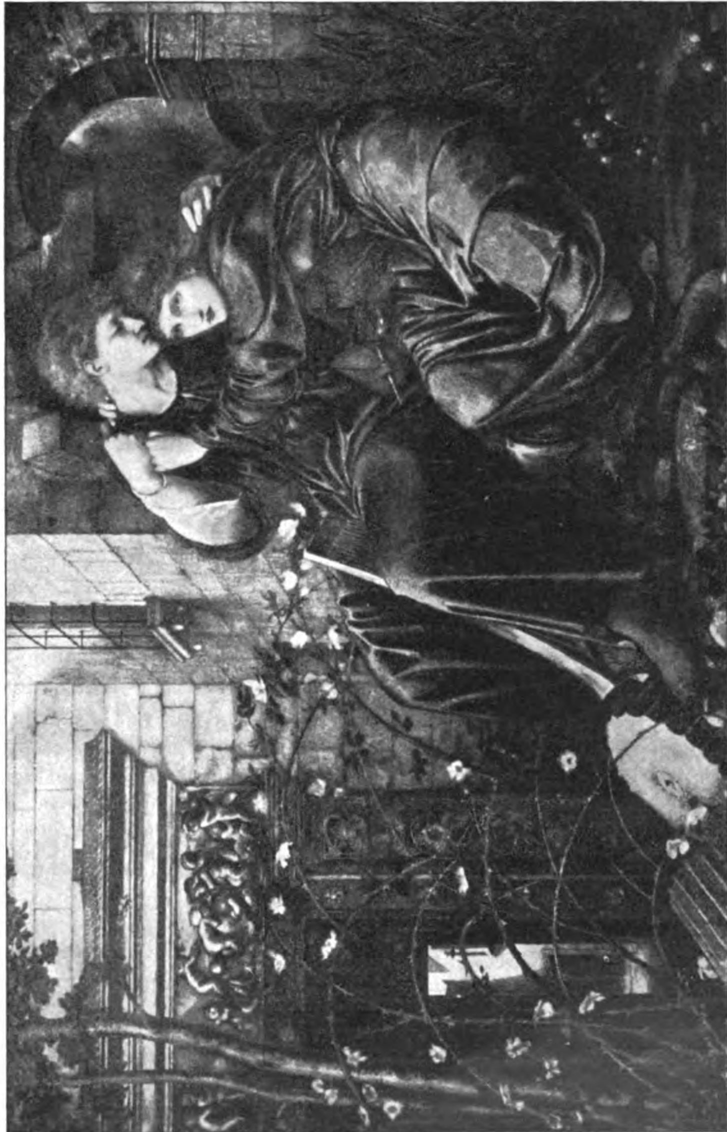
Zwei Jahre später veranstaltete die New-Gallery ihre erste Gesamtausstellung seiner Gemälde, und man ehrte ihn, wie man meistens nur die großen Toten ehrt. Er wurde auch in den erblichen Adelstand erhoben; da diese offizielle Auszeichnung sonst unter Künstlern allein dem jeweiligen Präsidenten der Akademie zu teil wird, bedeutete sie in diesem Falle etwas mehr als ein bloßes Herkommen.

Die „Briar Rose“ hat der Meister in keiner späteren Arbeit übertroffen. Als er im Juni des letzten Jahres starb, ließ er seinen „Arthur in Avalon“ unvollendet zurück. In dieser Verherrlichung keltischer Legende wollte er sein Meisterwerk schaffen, und eine unglaubliche Anzahl Skizzen und Entwürfe, die er hinterlassen, legt Zeugnis dafür ab, wie sehr ihn das Kolossalbild seit Jahren beschäftigt hat. Aber selbst wenn das Schicksal ihm Zeit gelassen hätte, es zu vollenden, es wäre dennoch nicht sein Meisterwerk geworden. Es ist von großer dekorativer Pracht, aber Anlage und Ausführung verraten, daß grüblerisches Nachdenken und mühsame Arbeit hier Kühnheit des Gedankenfluges, spontane Schöpferkraft ersetzt haben, und es fehlt das Überzeugende, das so viele seiner früheren Phantasiegebilde lebendig gemacht hat.

Burne-Jones' ganzes Leben gehörte seiner Kunst, seine Arbeitskraft war unerschöpflich; diese Thatsache allein erklärt es, daß er so unendlich viel geleistet. Mit hartnäckiger Entschlossenheit blieb er stets vom frühen Morgen bis Sonnenuntergang bei seinem Tagewerk; er konnte sich nie selbst genug thun, und an manchen von seinen Bildern, von denen er immer gleichzeitig eine größere Anzahl in der Arbeit hatte, malte er jahrzehntelang. Wie fruchtbar dagegen seine Phantasie war, mit welch fabelhafter Geschwindigkeit er komponieren konnte, beweisen seine überaus zahlreichen Kartons zu Kirchenfenstern, die, von der Morris-Firma ausgeführt, in den verschiedensten Ländern und Städten zu finden sind. Und auch hier wußte er Originelles, ja Bedeutendes zu geben, denn seine Kunst behielt stets ihre vornehme, erfindungsreiche Eigenart bei und ward nie zur bloßen Routine.

Das exklusive Künstlertum, das sich selbst genügt und nur für den Genuß der Auserwählten produziert, befriedigte ihn nicht. Wie seine Freunde Ruskin und Morris glaubte er an die erzieherische Macht des Schönen und strebte mit ihnen danach, den Schönheitssinn des Handwerkers, des ganzen Volkes zu wecken. Aber er versuchte nie, irgend welchen direkten Einfluß auszuüben, sein Thun sprach für ihn. Er, der nach dem Princip schaffte, daß durch ehrliche Arbeit allein das Dauernde entstehen kann, vereinigte in seiner Person die besten Eigenschaften des Künstlers und des Handwerkers und wurde so zum Beispiel. Als Teilhaber und fortwährender Mitarbeiter der Morris-Firma entwarf er Muster zu Gobelins und Handarbeiten, zu Mosaiken und Bronzereliefs, führte selbst Arbeiten in Metall aus und lieferte Illustrationen zu Dichterwerken, die Morris in der Kelmscott-Preß heraus-

gab. Auf allen diesen Gebieten erzielte er durchschlagende Erfolge, wirkte er anregend, und es ist Thatsache, daß er im Verein mit Morris nicht nur den englischen Geschmack umgeformt, sondern das künstlerische Bewußtsein der Nation überhaupt gehoben hat.


E. Burne-Jones: Love among the Ruins.

Seine Zeichnungen und Entwürfe, die nach Tausenden zählen, sind zum Teil an sich vollendete Kunstwerke, und unter den ersteren sind welche, die sich in Bezug auf Gedankentiefe und Sorgfalt in der Ausführung nur mit Dürers Zeichnungen vergleichen lassen. Aber ihr Hauptwert liegt dennoch darin, daß sie mehr als alle seine anderen Werke einen unmittelbaren Einblick in des Meisters Denken und Arbeiten gewähren. All diese Studien von Händen und Füßen, von Gewandungen und Flügeln, die weiblichen und männlichen Gestalten in immer neuen Posen und die wundervollen Köpfe mit dem stets wechselnden Gesichtsausdruck, sie legen nicht nur beredtes Zeugnis ab für seine schönheitsfrohe Schaffenslust, sie zeigen auch seinen eisernen Fleiß, seine unermüdliche Beobachtung und sein nimmer rastendes Bemühen, dem Ideale nahe zu kommen, das er in der Seele trug.

Burne-Jones schrieb einmal an einen Freund: „Ich habe nicht nötig, etwas über das Leben eines Mannes zu hören, wenn ich seine Werke kenne, in ihnen sind Schicksal und Richterspruch enthalten.“ Wer sein eigenes Schaffen in seinem ganzen Umfang kennt, den erfaßt das ehrfurchtsvolle Staunen, das die Menschheit jenen Seltenen gegenüber empfindet, die ein Höchstes erstrebt haben und nie von diesem Ziele abgewichen sind.





Anna Ritter.

Von
Hermann Conrad.

Die Urteile über epische und dramatische Dichtungen lassen sich zum Teil, hinsichtlich der Komposition und des Stiles, sachlich begründen, während die Entscheidungen über die Charakteristik und den sittlichen Gehalt notwendig subjektiver Art von der Individualität des Kritikers wesentlich bedingt sind. Wenn so auf dem Gebiete der Epik und Dramatik künstlerisch gleichmäßig beanlagte und gebildete Recensenten zu einem wenigstens teilweise einheitlichen Urteil gelangen können, bietet die Lyrik kein festes Fundament für ein solches. Stil und Komposition der lyrischen Gedichte sind so vollständig Produkte des unbewußten dichterischen Instinktes, daß sie von dem urteilsvollen Leser nur nachempfunden werden können, je nach der Höhe seiner künstlerischen Begabung; und die Nachempfindung entspringt aus ebenso dunklen Quellen wie die Empfängnis und Geburt der Gedichte selbst.

Wenn ich den Leser bitte, das folgende Urteil über Anna Ritter, unseren neuen lyrischen Stern, unter dem Gesichtswinkel der bezeichneten subjektiven Beschränkung zu betrachten, so spreche ich es darum nicht mit minder fester Überzeugung aus. Ich halte Anna Ritter für eins der üppigsten lyrischen Talente, das aus unserer empfindungs- und liederreichen Volksseele emporgeblüht ist. Seit der Lektüre der Albert Möserschen Gedichte — ich denke, der letzte Band, „Aus der Mansarde", erschien in den ersten Neunzigern — hat mich nichts auch nur annähernd so gepackt wie das zierliche Bändchen, das den Namen Anna Ritter trägt und — ein wahres Wunder in unserer Zeit — wenige Monate nach seinem ersten Erscheinen bereits in vierter Auflage vorlag.

Wer ist Anna Ritter? Eine junge Frau, die vor vier Jahren zum erstenmal die Feder ansetzte, um die lebhaften Schwingungen ihrer Seele im Liede festzuhalten, und jetzt als eine fertige, eigenartige Dichter-Persönlichkeit vor uns steht.

Sie ist im Jahre 1865 in Koburg geboren, siedelte aber bald nach ihrer Geburt mit ihren Eltern nach Amerika über; bereits 1869 kehrte ihr Vater nach Deutschland zurück und kaufte sich in Kassel auf dem schöngelegenen Möncheberg an, von dem man einen herrlichen Blick auf das Fuldathal und die die Stadt in weitem Kreise umgebenden Waldberge hat. Hier, in dem großen Hause und Garten ihres Vaters, verlebte Anna Ritter im Kreise ihrer Geschwister und ferneren Anverwandten eine gesunde, glückliche Kinderzeit. Ihre Erziehung wurde abgeschlossen in einer Pension der französischen Schweiz. Noch ein halbes Kind, lernte sie nach ihrer Rückkehr auf einem Balle, wie uns die Gedichte sagen, den Referendar Ritter kennen, mit dem sie sich am nächsten Tage im stillen verlobte, aber erst von achtzehn Jahren, 1884, nachdem ihr Vater kurz vorher ganz plötzlich gestorben war, verheiratete. Welcher Art die Liebe der jungen Leute war — Ritter war selbst zur Zeit der Hochzeit nur dreiundzwanzig Jahre alt —, zeigen uns wiederum die Gedichte. Ihr Glück hatte indessen nur kurzen Bestand. Ritter war ein schöner und hochintelligenter

Mann, dem eine glänzende Carriere in Aussicht stand, aber für seine körperliche Kraft zu strebsam. Nachdem er kurze Zeit an Eisenbahndirektionen in Berlin, Köln und Münster thätig gewesen war, wurde er als Regierungsrat nach Kassel versetzt. Damit waren die sehnlichsten Wünsche des jungen Paares erfüllt; aber die Nervenkraft des Mannes war durch mehrjährige übermäßige Geistesanstrengung furchtbar mitgenommen, er litt an unablässigen heftigen Kopfschmerzen, und eines Morgens, als Anna Ritter an sein Bett trat, um dem Leidenden eine Erfrischung zu reichen, fand sie ihn tot.

Die nun folgende Zeit ihres Daseins versank in der Nacht fassungslosen Schmerzes, und erst nach zwei Jahren, während eines Aufenthaltes in Italien, faßte sie wieder den Willen zum Leben. Sie suchte sich mit ihren drei Kindern ein stilles Heim bei einem Schwager ihres Vaters in Frankenhausen, und in dessen schönem altem Häuschen, das von einem Garten umgeben ist und einen Blick auf den Kyffhäuser hat, lebt sie noch heute der Erziehung ihrer Kinder und dem Andenken an ihren Gatten. Denn der Schmerz über seinen Verlust, obwohl gemildert durch die Zeit und den Trost, den ihr die Beschäftigung mit den Dichtern, besonders mit Goethe, gewährt hat, ist noch frisch in ihrem Herzen; das zeigen uns ihre Gedichte über seinen Tod, die erst in den letzten Jahren geschaffen sind.

Bis zum Sommer 1895 hat Anna Ritter niemals einen Vers geschrieben. Da, als sie eines Tages sinnend in ihrem Gärtchen saß, formten sich ihre sehnsüchtigen Gedanken von selbst zu gereimten Versen, die sie aufzeichnete. Das war ihr erstes Gedicht, dem sehr bald eine Fülle von anderen folgte. Es ist interessant, die Dichterin selbst von dem plötzlichen Erwachen ihrer dichterischen Gabe erzählen zu hören: „Sobald der Gedanke in mir auftauchte," schreibt sie am 12. Juni dieses Jahres, „daß das, was mir Licht meiner einsamen Stunden geworden war, auch anderen später von Wert sein würde, habe ich begonnen, meine Gedichte, anstatt auf Zettel, gleich in ein festes Buch hineinzuschreiben, und dieses Gedichtbuch ist begonnen im September 1895. Schon ein paar Monate zuvor hatte ich allerlei Gedichtchen gemacht, die mich selbst bald nicht mehr befriedigten, so daß ich all die ersten Niederschriften zerrissen oder verbrannt habe. Ich kann also sagen, daß ich mit dreißig Jahren angefangen habe zu dichten. Sonderbar ist, daß ich jahrelang vorher die bestimmte Idee hatte, ich würde einmal dichten, aber nie den Versuch gemacht habe, mein Talent zu erproben. Und außerdem hatte ich dabei immer nur an Prosa gedacht, während ich später gewaltsam in die Lyrik hineingedrängt wurde. Es mögen wohl hundertundfünfzig Gedichte in den Ofen gewandert sein, ehe ich mein erstes Buch zusammenstellte. Denn mein kritisches Gefühl entwickelte sich unglaublich schnell."

Die drei ersten Gedichte Anna Ritters — darunter das herrliche „Ich aber denke —" — erschienen unter dem gemeinsamen Titel „Witwenlieder" in der Romanzeitung; seitdem wurden einzelne Gedichte von ihr in verschiedenen Zeitschriften gedruckt, bis sie schließlich in einem Bande gesammelt bei Cotta erschienen.

* * *

Dem Verlaufe dieses nicht gerade reichen Lebens, das anfangs wie in engem Wiesenthale dahinfloß, dann, zur Fülle seiner Kraft gelangt, in üppiger Jugendlust über die Felsen des Bettes hinwegschäumte und schließlich, von einem furchtbaren Leidenssturme aufgewühlt, sich in das Dunkel des Waldes zurückzog, dessen grünes Blätterdach nur vereinzelte Sonnenstrahlen durchläßt — ihm entspricht das beschränkte Stoffgebiet der Ritterschen Gedichte.

Der erste Abschnitt, unter dem Titel „Das Ringlein sprang entzwei", schildert das kurze, heiße Liebesglück Anna Ritters und den Verlust des mit aller Kraft der Sinne und der Seele geliebten Mannes. In diesen Liedern zeigt sich das Talent der Dichterin in seiner ganzen Frische und Pracht, womit nicht gesagt sein soll, daß die nachfolgenden Abschnitte etwa arm an lyrischen Schönheiten wären. Sie lassen sich nur äußerlich, nur stofflich mit Chamissos Frauenliedern vergleichen; denn die Dichterin entspricht mit nichten dem Chamissoschen Frauenideal, der bleichen nordischen Blume, die vor den Strahlen der Sonne ängstlich ihren Kelch

verschließt und nur der Nacht ihre zarte Schönheit enthüllt. Sie empfindet feuriger, und sie benutzt ihre Kraft und ihr dichterisches Recht, um die ganze Stärke ihrer Empfindung in ihren Versen zum Leben zu erwecken.

Die Seelenharmonie der Liebenden ist auch ihr dasjenige Element, welches die sinnliche Neigung erst menschenwürdig macht. „Warum diene ich dir?“ fragt sie in dem Gedicht „Dienende Liebe“, und die Antwort lautet:

— — — Nicht in erkaufter Treue,
Ich diene dir, weil ich nicht anders kann,
Weil Leib und Seele bräutlich sich dir neigen
In tiefem Glück, mein König und mein Mann,
Weil du der Künstler bist, der meinem Leben
Gestalt und Wert und Schönheit erst gegeben.

Aber in der Reinheit dieser Liebe ist nicht bloß himmlisches Feuer; auch die Sinnenfreude hat daran ihren Anteil, und die Schilderung solcher natürlichen, gesunden, wahren Empfindungen kann nur krankhafte oder verbildete Wesen verletzen. Freilich werden nun stellenweise so zarte, heilige, intime Seiten der Liebe berührt, daß man nicht davon sprechen kann. Jedes Wort, das man darüber sagen wollte, würde wie eine Roheit klingen. Man kann solche Gedichte nur lesen oder andeutende Stellen daraus citieren. So beschaffen ist z. B. das überaus herrliche „Brautlied“:

Säumt mir des Lagers Linnen
Mit dunkler Rosen Zier,
Mit blühenden Gewinden
Umkränzt die niedre Thür
Und öffnet weit die Fenster,
Die Sonne laßt herein:
Voll Licht soll meine Kammer,
Mein Herz voll Jauchzen sein!

Bescheiden ging mein Leben
In stillen Gründen hin,
Heut trag ich eine Krone,
Heut bin ich Königin!
In Freuden ihn zu grüßen,
Harr ich des Liebsten mein:
Voll Licht soll meine Kammer,
Mein Herz voll Jauchzen sein.

Ebenso ist es mit dem kurzen, schönen Ausdruck der Liebesseligkeit:

Wie ein Rausch ist deine Liebe,
Deine Küsse wie der Wein —
Trank ich mich an deinen Lippen
Selig satt, so schlief ich ein.

Und dein Arm ist meine Wiege,
Heimlich singst du mir ein Lied,
Daß ein Glanz von Glück und Liebe
Noch durch meine Träume zieht.

Ich weiß nicht, ob es noch möglich ist, im Bereich der Liebeslyrik neue Töne zu finden; ich glaube es kaum. Wenn der Wert der Lyrik von der Neuheit der Empfindungen abhinge, dann müßte die ganze reiche Poesie der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts mit wenigen Ausnahmen für wertlos gelten. Worauf es allein ankommt, ist die Empfindungskraft des Dichterherzens und die Fähigkeit, ihr eine vollkommene Gestalt zu geben. Sind diese beiden Bedingungen erfüllt, so springt der elektrische Funke aus dem mit Gefühl geladenen Dichterherzen unfehlbar nach dem Gegenpol des unserigen hinüber, um hier das gleiche Feuer zu entzünden. Das ist das Höchste, was die beste Lyrik erreichen kann. Die Wahrnehmung der Ähnlichkeit mit früheren Leistungen des nämlichen Stoffgebietes ist ein nachträgliches Produkt der Erinnerung und des kritischen Urteils, das mit der poetischen Augenblickswirkung gar nichts zu thun hat. Wenn man die nicht zahlreichen Liebeslieder der Dichterin unter diesem, wie mir scheint, richtigen Gesichtspunkte betrachtet, so zeigen sie uns eine Meisterin im Ausdruck wie der tiefen, feurigen, so der zartesten Empfindung, z. B. derjenigen, die sie, ein halbes Kind, im Tanze mit dem Geliebten erfüllt:

Die Geige sang, da tanzten wir zusammen.
An seiner Schulter lag mein junges Haupt
Und meine Hände bebten in den seinen,
Doch nicht in Qual! Der goldne Reif des Glücks
Lag drückend fast um meine Kinderstirn,
Und selig lächelnd kämpft' ich mit dem Weinen.

Ebenso schön kommt die süße, erinnerungsselige Müdigkeit nach der Tanzeslust und das „wortlose Glück“ der Liebenden in der Stille des Waldes zum Ausdruck.

Anna Ritters Liebesgedichte sind aus der lebendigen Nachempfindung des genossenen Glückes entstanden; daß die Lieder der Trauer um den so früh ihr entrissenen Geliebten auch erst Jahre nach dem traurigen Ereignis gedichtet sein sollen, scheint fast unglaublich. Sie strömen hervor wie aus frischblutender Herzenswunde; sie bilden den Gipfelpunkt dessen, was Anna Ritter bisher geschaffen hat, und werden durch spätere Leistungen schwerlich von ihrer Höhe verdrängt werden. Die in gleicher Situation entstandenen Gedichte von Hopfen, Scherenberg, Storm sind tief erschütternd; der fas-

sungslose, verzehrende Seelenschmerz aber, wie ihn nur die feurige, leidungewohnte Jugend empfinden kann, ist, soweit mein Wissen reicht, nirgendwo zu so überwältigendem Ausdruck gekommen. So würde Julia um ihren Romeo gejammert haben, wenn der Dichter ihr Zeit zum Leben und Sprechen gelassen hätte. Der Trost der Religion hat keine Macht über sie. „Sie sagen mir," ruft sie — nun, das Bekannte, womit man uns arme Kinder der Erde über den ewigen Verlust des Unersetzlichen zu beruhigen sucht — „Ich aber denke — —

Daß aller Glanz, der jene Wände deckt,
Dir nicht die Erde und dein Weib versteckt,
Dein Weib, das draußen steht! Mit ihrem Trauern
Die Hallen füllt und an die ew'gen Mauern,
Die zwischen Tod und Leben sind getürmt,
Mit dem Verzweiflungsmut der Sehnsucht stürmt."

Die entzückende Natur, die, von ihrem Liebeshauch so wunderbar beseelt, das schöne Spiegelbild ihres eigenen Glückes gewesen, ist nun tot für sie; sie giebt ihr nichts wieder als den Verzweiflungsschrei, der durch ihre Seele hallt:

Der Sommer zog blühend und glühend vorbei.
Nun ist es so schaurig, so öde im Wald,
Der Himmel so blaß und die Nächte so kalt,
Und durch die Versunkenheit gellt's wie ein Schrei.

Sie möchte den Geliebten aus dem Grabe locken mit der Pracht des Frühlings und ihrer eigenen Schönheit:

Mit roten Rosen kränz ich deinen Hügel —
Spürst du den Duft?
Dringt's nicht wie Sonnenglanz und Liebesodem
In deine Gruft?

Wach auf, mein Lieb! Willst du den Lenz verschlafen
Und seine Pracht?
Der kleine Vogel, den du liebst vor allen,
Singt jede Nacht.

Weiß ist mein Arm, und meine Lippen brennen,
Der Ampel Licht
Blitzt wie ein Sternlein durch das Kammerfenster —
Du siehst es nicht!

Die Sehnsucht kreist mir ruhelos im Blute,
Ach, daß du kämst
Und all mein Leid und meine große Liebe
Ans Herze nähmst!

Die Sehnsucht nach dem Geliebten spricht sich auch in mehreren einfachen Liedern im Volksliedtone aus, unter denen das „Und hab so große Sehnsucht doch" das schönste ist:

Ich hab kein' Mutter, die mich hegt,
Die Mutter schläft im Grund,
Ich hab kein' Buhlen, der mich küßt
Auf meinen roten Mund ...

Auch der Schmerzenssturm muß schließlich austoben, und etwas mehr Fassung klingt aus den „Herbstgedanken":

Schläfst du, Geliebter? Sprengen die Posaunen
Des jüngsten Tages erst dein stilles Haus,
Schaust du schon jetzt aus sonnigen Gefilden
Nach deines Weibes Heimwegschritten aus?

Mir ist so oft, als glitte durch die Nächte
Dein heiliger, geliebter Schatten hin,
Und erst der Morgenstrahl auf meinem Kissen
Nimmt mir den Wahn, daß ich noch bei dir bin!

Die Ruhe scheint wieder in ihr Herz gezogen zu sein in dem rührend schönen Schlußgedicht „Schlafe, ach, schlafe", und eine fromme Resignation spricht aus den Versen von den beiden Ringlein, die sie an der Hand trägt:

Nun bin ich durch die Ringlein
Schon in der Zeit
Verbunden und verknüpfet
Der Ewigkeit.

Aber die Resignation kann keine herrschende Stimmung werden für junge, lebensfrische Menschen, und immer wieder in den späteren Liedern drängt sich die stürmische Klage über ihre Verlassenheit hervor, die Sehnsucht nach „des Lebens Bächen", und der heiße Wunsch, vergessen zu können — der letztere besonders in der „Insel der Vergessenheit", einem wahren Kabinettstück stimmungsvoller Malerei. „Nach Jahren" — das ist der Titel der letzten Abteilung — sieht sie ihr zweites Ringlein mit anderen Augen an:

Du drückst mich wund, du kleine goldne Fessel
An meiner Hand,
Denn zwingend hältst du mir das junge Leben
Ans Grab gebannt!

Und leidenschaftlicher Groll über ihr hartes Schicksal spricht sich in dem „Aufschrei" aus:

Blühend sein und doch nicht leben sollen,
Mit der Sehnsucht noch, der heißen, tollen,
Vor der fest verschloßnen Thüre stehn —

Durstig sein und doch nicht trinken, trinken,
Wenn die goldnen Freudenbecher winken,
Jeder Wonne scheu vorübergehn —

Der Wille zu vollem, ganzem Leben erwacht wieder in der jungen Dichterin:

Und baut ihr tausend Schranken um mich auf —
Ich reiße sie mit diesen Händen nieder!
Die Sonne lockt, das Leben lockt mich wieder,
Aus grünen Gründen dringt's zu mir herauf
Wie Frühlingsruf, und meine Seele lauscht
Dem Zauberklang der alten süßen Lieder.

(„Erwachen".)

Sie fühlt sich beglückt von ihrem Talente, dem „nachgebornen Kinde“, dem „Sonnenstrahl, der ihr geblieben“, und der — so hoffen wir — ihren ferneren Lebensweg mit seinem Glanze vergolden wird.

* * *

Neben diesem großen Cyklus, der ihrer eigenen Liebe Lust und Leid behandelt, giebt es noch eine Reihe anderer Gedichte, welche vorgestellte Herzenserlebnisse schildern, z. B. die Wirkung schöner, üppiger Natur auf die Erweckung der Liebesleidenschaft, Trennung vom Geliebten, Erkalten der Liebe nach schnellverrauschter Seligkeit, Wiedersehen nach langer innerer Entfremdung, Treulosigkeit des Mannes wie des Weibes u. a. Auch unter diesen giebt es keine blassen Schatten; die Dichterin erfaßt die geschilderte Situation mit dem vollen Hellblick ihrer unfehlbar gestaltenden Einbildungskraft und durchleuchtet sie mit dem auflodernden Feuer ihrer Empfindung, das, von der harten Wirklichkeit eingeengt und fast erstickt, sich in solchen lyrischen Ergüssen gewaltsam Bahn bricht. Heißes Lebensblut kreist in Gedichten wie „Verheißung“, „Im Felde“, „Verlassen“, „Schuld“, die uns hinreißen mit der Kraft des wirklich Erlebten.

Und neben der verführerischen Schönheit, mit der Anna Ritter das komplizierte Empfinden des Kulturmenschen darzustellen vermag, findet sich die sinnige Einfalt des Volksliedes, das unmittelbar zum Gesange herausfordert und, wie ich höre, auch vielfach bereits seine musikalische Vollendung erhalten hat. „Ein Vöglein singt im Wald“, „Es stand eine Rose im tief tiefen Grund“ („Unbegehrt“), „Ich weiß nicht, was noch kommen mag“, „Freudlose Liebe“, „Ging aus, die Lieb zu suchen“ sind schöne Muster dieser Gattung.

Man darf mit einiger Sicherheit behaupten, daß der Volksliederdichter auch Balladen schaffen kann, und es war mir verwunderlich, dieses doch auch überwiegend lyrische Gebiet von einer Dichterin, wie Anna Ritter, so wenig angebaut zu finden, zumal die vereinzelten Arten dieser Gattung, welche das Bändchen enthält, „Der Weg zum Glück“, „Ein Leben“, „Schneewittchen in der Wiege“ und einige andere, die obige Behauptung bestätigen.

Die Gabe stimmungsvoller und meist elegischer Betrachtung ist ein anderer Zweig des reichen Talentes unserer Dichterin, der uns viele schöne Früchte verspricht, zumal in späterer Zeit, wenn das heiß emporquellende Gefühl, dem wir die meisten Gedichte dieser Sammlung verdanken, sich zu empfindungsvoller Beschaulichkeit geglättet haben wird. Von den wenigen Dichtungen dieser Art in dem vorliegenden Bande ist keine unbedeutend oder mißraten: „Einsamkeit“, „Vision“, „Am Abend“, „Alte Träume“, „Weihnacht im Süden“. In dem letzten Gedichte wirft die Dichterin, umgeben von der Lichtfülle und Farbenpracht Italiens, einen Blick liebevoller Sehnsucht nach ihrem Vaterlande zurück, das in seinem ernst-schönen Winterkleide warm und froh das Weihnachtsfest begeht.

In „Es rauscht und rauscht“ schildert sie in freien Rhythmen den Menschen am Strome des Lebens, in den er lächelnd seine Blumen wirft — seine Hoffnungen und Bestrebungen —, um schließlich mit „leeren, zitternden Händen“ dazustehen und ihnen nachzuweinen. „Am Kamin“ knüpft an den einfachen Vorgang des letzten Aufflackerns der Flammen eine Betrachtung über das eigene Leben und erinnert in der Kunst, mit der die Dichterin in einer Trivialität reinen poetischen Gehalt zu entdecken und zu entwickeln versteht, an Burns' Elegie über das von seinem Pfluge entwurzelte Maßliebchen. Hierher gehört auch das schon genannte Gedicht „Die Insel der Vergessenheit“, das die Sehnsucht der Dichterin nach dem Zustande seliger Ruhe ausspricht. Eine ähnliche Empfindung herrscht in dem „Alten Friedhof“.

Zum Schlusse betrachten wir die neben der Menschenliebe mächtigste Triebkraft für das Schaffen unserer Dichterin: die Liebe zur Natur in jeder Gestalt. Es dürfte wenige Gedichte geben, in denen ihre Begeisterung für diese treueste Freundin des Menschen, ihr wonniges Sichversenken in jede ihrer Erscheinungen nicht zum Ausdruck käme. Sie schenkt uns nicht bloß empfindungsreiche Landschaftsgemälde, was hundert andere Dichter auch können und üben, sie leiht der Natur, ähnlich dem größten Lyriker, den

wir Deutschen kennen, ein menschliches Empfinden, Wollen, Handeln; sie haucht ihr an Stelle der mechanischen Gesetze, denen sie unterliegt, spontanes Leben ein mit jener Schöpferkraft, wie sie nur dem Genie eigen ist. Und die Gütige giebt alles mit Zinsen zurück, was die Dichterin in sie hineingelegt hat; sie steht bei ihr in allen ihren inneren Erlebnissen, sie lacht und weint mit ihr, sie schauert in der Erwartung naher Liebeswonne und erbleicht in Gram und Reue, sie grollt und stürmt mit ihr und ruht selig neben ihr aus; sie hilft ihr, die höchste und schwierigste Aufgabe zu lösen, die dem Lyriker beschieden ist: die Erzeugung der Stimmung.



Anna Ritter.

Eine einzelne Empfindung, wie z. B. die Sehnsucht nach dem Geliebten, ist leicht gestaltet; die Darstellung einer Stimmung aber, d. h. eines Komplexes von Empfindungen, unter denen die Sehnsucht die stärkste sein mag, aber bei weitem nicht die einzige ist, also z. B. die Darstellung der Seelenverfassung einer Frau vor einem Stelldichein mit dem Geliebten, erfordert die Kraft eines großen Dichters. Der Psychologe kann vielleicht eine solche Stimmung in ihre Elemente zerlegen: die Sehnsucht ist die herrschende Empfindung, sie ist am heißesten gerade vor ihrer Erfüllung; denn es mischt sich in sie das Komplementärgefühl der Furcht, daß sie nicht erfüllt werden, daß der Geliebte ausbleiben könnte; zu ihr tritt das Vorgefühl kommenden Glückes, vielleicht verstärkt durch die Erinnerung an bereits genossenes, ferner der Zweifel an der eigenen Festigkeit und die Besorgnis vor den Folgen der Schwäche,

das zitternde Entsetzen bei dem Gedanken an Entdeckung und die schlimme Nachrede, welche sie hervorrufen würde, u. s. w. Mit solcher Anatomie ist für die Aufgabe des Dichters leider nichts geleistet, sie zeigt nichts von dem Wege, auf dem er zu der Erweckung eines solchen Gefühlskomplexes gelangt; und wir werden uns hüten, etwas entdecken zu wollen, was dem Dichter selbst ein Geheimnis ist; wir geben ihm den Namen Intuition und legen es zu den übrigen Wundern, die uns umgeben. Ein Mittel aber zur Erreichung dieser wunderbaren Wirkung können wir bei Anna Ritter und anderen lyrischen Talenten erkennen: es ist die oben geschilderte lebensvolle Erfassung, die Beseelung der Natur, deren Erscheinungen und Vorgänge so zu Symbolen für die Vorgänge in der Menschenseele werden.

Die Gedichte Anna Ritters sind erfüllt von einzelnen stimmungsvollen Personifikationen: der Frühlingshimmel „lacht und schüttelt übermütig die Sorgenwolken von der hohen Stirn"; die Nacht „geht schwebend durch das Feld", ein andermal „huscht sie vorbei auf leisen Sohlen, Schwül weht ihr Atemzug zu ihr herauf"; die Einsamkeit „schaut sanft auf ihre Thränen"; der Sonnenschein „läuft auf goldnen Söhlchen durch die Au"; ein Wölkchen, das „verlassen am Himmel hinirrt, sucht der Mond mit seiner Strahlenhand am Kleidchen zu erfassen"; in der „Sturmflut" „schäumen die Wogenrosse ins Gebiß Und bäumen auf, mit angstgeblähten Nüstern Fliehn sie ans Land". Im „Märzensturm" flieht sie, vom Sturmwind, dem „unbänd'gen Jungen", verfolgt, in ihr Haus — „Hei, wie er tobt!" heißt es dann weiter im „Sturmeswerben", „Wie er die nackten, Sehnigen Schultern Wild an die zitternden Scheiben stemmt! Wie er ruft, Wie er lockt!"

Die Masse gleichartiger Personifikationen erzeugt eine starke Empfindung, ihre Mannigfaltigkeit die Stimmung. So wird das wollüstig müde Behagen, das ein sonnenheller, farbenprächtiger Frühherbsttag erweckt, nachgeschaffen in den folgenden Strophen:

Mauerreste, wilder Wein —
Letzte Rosen auf den Beeten —
Malven, Astern und Reseden —
Und darüber hingegossen
Voller, goldner Sonnenschein.

Tiefe Ruhe rings umher!
Lastend liegt des Mittags Schweigen
Über all den grünen Zweigen,
Träumend blickt der Himmel nieder,
Und die Erde atmet schwer.

Der verstohlene Liebesrausch wird nicht in den Handlungen der Liebenden, sondern viel wirkungsvoller symbolisch durch die Vorgänge der umrahmenden Natur dargestellt:

Weißt du den Abend noch? Die Ulme hing
Die dichten Zweige schützend um uns nieder,
Der Bach schoß gluckfend unterm Zaun vorbei,
Und um die Holzbank duftete der Flieder.

So süß, so süß! Die laue Nachtluft floß
In weichen Wogen schmeichelnd um die Glieder.
Die Grille zirpte leis im hohen Gras,
Und um die Holzbank duftete der Flieder.

Vom Himmel sank ein Stern in jähem Zug,
Lichtscheue Falter huschten hin und wieder,
Dein Arm umfaßte mich, wir waren jung ...
Und um die Holzbank duftete der Flieder.

Die Gefühle bei der Erwartung des Geliebten giebt die folgende Strophe wieder:

Glühend nickt die Ros' am Zaune,
In der Ulme raunt es sacht,
Und verirrte Mondesstrahlen
Wandern suchend durch die Nacht.
— — — — — — — — — —
Müde, duftbetäubte Blüten
Streu ich über mein Gewand ...

Das oben genannte Gedicht „Der alte Friedhof" ist ein klassisches Muster der Stimmungsmalerei; der tiefe, wunschlose Seelenfrieden ist ebenso herrlich symbolisiert in der „Insel der Vergessenheit". Die weiche, thränenschwere Sehnsucht der „schwülen Sommernächte, Die fieberheiß die Stirn umwehn", stellt sich in folgenden berückenden Versen dar:

Der Nachtwind lockt aus jeder Blüte
Die Seele buhlerisch hervor
Und trägt auf seinen trunknen Armen
Den willenlosen Duft empor.

Die Sterne zucken dort und flimmern,
Als trübten Thränen ihren Schein,
Das Bächlein schluchzt und will nicht wandern,
Es hält sich fest an jedem Stein.

Und durch die atemlose Stille
Ein wunderbares Klingen zieht,
Ein Sang, aus Leid und Lust gewoben,
Ein zitternd süßes Liebeslied.

Aus solcher Auflösung der Anschauung in Empfindung entsteht jene zarteste, gleichsam aus Schimmer und Duft gewobene, jene absolute Lyrik, wie wir sie auch bei dem Größten von allen, bei Goethe, finden.

Wer dächte hier nicht an sein wundervolles Gedicht „Willkommen und Abschied“:

Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche
Ein aufgetürmter Riese da,
Wo Finsternis aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Die Abhängigkeit Anna Ritters von ihrem Lieblingsdichter Goethe in der Art, wie sie die Natur verwertet, ist offenbar. Aber die Möglichkeit einer solchen Abhängigkeit ist nicht gegeben durch das Talent oberflächlicher Anempfindung, sondern nur durch eine ähnliche originale Kraft. Wer von den lyrischen Dichtern möchte Goethe in seiner tiefsten Eigenart nicht nachahmen, wenn er es nur könnte? Die Möglichkeit einer solchen Annäherung an Goethe ist das sicherste Zeugnis für die große Begabung der Dichterin, welche sie unfehlbar zu neuen lyrischen Offenbarungen ihrer reichen Innerlichkeit führen wird.

* * *

Anna Ritter ist eine zu reife, zu selbstbewußte und bescheidene Frau, um sich von der Begeisterung, die ihre Gedichte erregt haben, über sich selbst hinausheben zu lassen; sie steht ihrem Triumphe fast abwehrend gegenüber.

„Ganz beschämt habe ich oft vor den vielen Briefen von nah und fern gestanden,“ schreibt sie, „und, weit davon entfernt, mich von so viel Lob verwirren zu lassen, bin ich demütiger, bescheidener geworden und trage wie eine Last das Gefühl: Wirst du je einlösen können, was man von dir erwartet? — Ich werde, gerade nach diesem ersten großen Erfolge, mehr zu kämpfen haben als andere, und die Kritik wird mir gegenüber ungerechter sein, weil sie vielleicht eine Weiterentwickelung erwartet, die der Natur der Sache nach fast unmöglich ist. Ich habe mit dreiunddreißig Jahren mein erstes Buch geschrieben, als eine Frau, die höchste Lust und tiefstes Leid erfahren hat, ich war eine abgerundete, gereifte Persönlichkeit ... Trotzdem wird man eine ‚Entwickelung‘ verlangen, und das ‚Kreuzige, kreuzige‘ wird nicht ausbleiben, nachdem man das ‚Hosianna‘ gerufen. Ich aber werde immer nur meine eigenen Töne singen. Ich weiß, was ich kann und was mir ewig versagt ist, und ich werde mich nicht in eine Bahn drängen lassen, in der mein Talent zu Grunde gehen müßte.“

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich den Untergrund der Empfindungen vorzustellen, welche in dieser Äußerung mitsprechen, der Empfindungen einer feinen, zarten Frau, die, von solch einem Bändchen Gedichte aus dem friedensvollen Dämmerlicht eines der Erinnerung und der Mutterpflicht geweihten Daseins hinausgezwungen, sich plötzlich der Öffentlichkeit gegenüber sieht, jenem unbekannten, unheimlichen Etwas, das ihr rücksichtslos, roh und wandelbar vorkommt wie ein Pöbelhaufe. Und in der That giebt es ja auch in der Berühmtheit etwas, das getragen werden muß. Über denjenigen, allerdings gewichtigsten Teil des Publikums aber, den die verständnisvolle Kritik bildet, dürfen wir die Dichterin beruhigen. Diese wird von ihr keine höheren Leistungen in der Zukunft verlangen, als sie das „Brautlied“, „Dienende Liebe“, „Ich aber denke ...“, „Wach auf, mein Lieb“, „Der alte Friedhof“, „Das sind die schwülen Sommernächte“ und manche anderen Gedichte aufweisen: hier ist in seiner Art Vollendetes, und das kann nicht überboten werden.

Eine Entwickelung nach der Höhe wird sie nach diesen Gedichten nicht erwarten, vielleicht aber hofft sie auf eine Entwickelung in die Breite, eine Erweiterung des Stoffgebietes, die von selbst eintreten würde, wenn das Schicksal der Dichterin Leben reicher und mannigfaltiger gestalten möchte, als es bisher gewesen ist.

Was aber die Zukunft auch bringen mag — Anna Ritter besitzt den Geburtsadel des echten Künstlertums; das Bewußtsein solches Vorzuges verleiht dem Inhaber auch die Kraft, das schwere Gebot des „Noblesse oblige“ zu erfüllen. Und so darf man denn den ferneren Leistungen der Dichterin wohl mit fester, froher Zuversicht entgegensehen. Einstweilen nehmen wir die hier folgenden noch unveröffentlichten Gedichte Anna Ritters als ein Unterpfand dieser Hoffnung:

Unveröffentlichte neue Gedichte von Anna Ritter.

Vorfrühling.

Über den Feldern
Ein warmer Hauch,
Schwellende Knospen
Am Dornenstrauch,
Ungeduldige Mückchen schweben
Über mir hin, und fern im Land,
Wo die Berge ihr Haupt erheben,
Aus dem feinen, bläulichen Rauch
Winkt eine Hand:
„Wartest du auch?
Wartest du auch auf das blühende Leben?“

Die Windsbraut.

Die Windsbraut tanzt. —
Von ihren kleinen Füßen
Hebt sie den Saum des wehenden Gewands
Und wiegt sich kichernd in den schmalen Hüften.
Der Rose ruft sie schmeichelnd: „Schwester, komm!“
Und reißt die Zögernde vom Dornenstrauch,
Um sich die weiße Brust damit zu schmücken.
Es klingt das Gras, wenn es ihr Fuß berührt,
Das welke Laub greift mit den müden Händen
Nach ihrer Schleppe, läßt sich weiter ziehn
Und sinkt dann taumelnd wieder in den Staub.
Sie aber singt:
Ich schlief,
Ach, so tief!
Blumen bedeckten mich,
Zweige versteckten mich,
Da kam er und rief:
„Wach auf, es ist Zeit,
Schmücke dein Kleid —
Heute ist Hochzeit!“
Über die Höhe
Bin ich geflogen,
Bin durch die träumenden
Thäler gezogen,
Ob ich ihn fände,
Der nun mich freit ...
„Eia — du Starker —
Weilst du so weit?“
Sieh meine Wangen —
Bin ich nicht schön?
Sieh, wie die Locken
Mein Antlitz umwehn!
Ein spinnweben Röcklein,
Zwei purpurne Schuh,
Ein Krönchen von Brombeer
Und Geisblatt dazu,
So tanze ich singend
Bergab und bergauf,
Kein Stein läßt mich gleiten,
Kein Arm hält mich auf.
— — — — — — — —
Du Wilder ... du Großer —
Ich hör deinen Schritt!
Schon reißt dein Verlangen
Mich Zitternde mit,
An schwindelnden Gründen
Und Klüften vorbei. —
Wer weiß meine Sehnsucht ...
Wer hört meinen Schrei?

Herbstsonne.

Wie eine schöne, blasse Frau
Gehst du in deinem Garten um,
Ein letztes Blümchen steht im Gras,
Da neigst du dich und küßt es stumm;
Die Nebel wallen um dich her,
Der Frost spinnt deine Locken ein,
Und deine letzte, müde Kraft —
Wie bald wird sie gestorben sein.

Todestraum.

Es starb der Tag mit seiner Not —
Die Sonne streut ihr leuchtend Rot
Auf seinen Sarg und hüllt ihn ein:
„Gesegnet mag dein Schlummer sein!“

Ein Todestraum kommt über mich ...
Wie lange noch, dann ruh auch ich,
Und was mir Wonne schuf und Pein,
Hüllt leuchtend wohl die Sonne ein.

Thränensegen.

Die Mutter spricht: „Auf Busch und Blatt
Liegt still die Thränensaat,
Und wer sich früh dem Walde naht,
Wenn noch kein Licht geleuchtet hat,
Den grüßt das gleißende Geschmeid
Und bringt ihm eitel Not und Leid!“

Weh meiner jungen Seel!
Die Sehnsucht trieb mich aus dem Haus
Schon lang vor Tag zum Wald hinaus.
Die Buchen standen rings umher
So maiengrün, so schlummerschwer,
Und streuten Thränen über mich.
Da ward mein weißes Kleidchen naß ...
Weh meiner jungen Seel ...

Leb wohl.

Es grub der Tod ein Kämmerlein,
Grub's in die Erde tief,
Weitab von Not und Sonnenschein,
Mein schöner Liebster schlich hinein
Und schlief.

Ich kniee draußen ganz allein
Und klopfe an die Thür:
„Wenn du mich liebst, erbarm dich mein
Und tritt aus deinem Kämmerlein
Herfür.“

Nichts regt sich. — Nur des Käuzchens Schrei'n
Klingt durch die Luft so hohl —
Ein Schauer rinnt durch mein Gebein,
Wie schwarz die Nacht ... wie kalt der Stein —
„Leb wohl ...“



Untrüborn.

Novelle
von
Paul Steinmüller.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Als ich am Nachmittag des Palmensonntags auf die Burg kam, hörte ich alsobald, wie übel man es vermerkt hatte, daß der gestern eingezogene Wildmeister noch nicht Reverenz bewiesen. Denn die Freifrau ging eilends an mir vorüber, und ihr Gesicht war, wie ich wohl sah, hochgerötet. „Geh Er in den Turm, wenn Er das Fräulein sucht,“ sagte sie, und so schritt ich denn mit leisem Beben meines Herzens auf die Kemenate Irmgards zu. Doch blieb ich an der Pforte stehen; denn leises Lautenspiel klang mir entgegen, und eine süße Stimme, die ich nur zu gut kannte, setzte itzt ein:

Der Frühling schied in der Rosennacht.
Dahin, dahin!
Der Vögel Sang und der Blumen Pracht,
Dahin, dahin!
Im Haselgesträuche die Vögelein,
Sie mögen nicht singen, nicht fröhlich sein,
Sie zwitschern nur leise: Dahin!
Es kehret wohl wieder die Maienzeit
Aufs Jahr, aufs Jahr!
Doch der Weg ist lang und die Zeit ist weit
Aufs Jahr, aufs Jahr.
Und ehe der Lenz an die Heimkehr denkt,
Da haben sie mich in das Grab gesenkt,
Dort blühen die Veilchen aufs Jahr.

Was war es, das bei dieses Liedes Singen mein Herz erzittern ließ und die Weissagung des alten Weibes heraufbeschwor? Doch bannte ich solche Gedanken von mir und trat schnell ein.

Sie saß am offenen Fenster, durch das die laue Lenzluft hereinfloß. Die Hände lagen ineinander geschlungen auf dem Fensterbrett, und als sie bei meinem Eintritt das Haupt wandte, fielen lose Blätter des durch ihr Haar geschlungenen Kranzes auf ihr weißes Gewand.

„Wohl habe ich Euch zum zweitenmal belauscht, Fräulein!“ sagte ich. „Doch warum dies düstere Lied an diesem Tage? Lasset mich Euch für dieses Leben eine lange Dauer wünschen und Blumen auf Eurem Wege, mehr als das Reich zu bieten vermag.“

Sie nickte stumm und lächelte ein wenig, als sie die Veilchen nahm. Doch hingen zwei helle Zähren an ihren Wimpern.

„Seid darob nicht allzusehr verwundert,“ sagte sie, „mir ist nicht festlich zu Sinn. Wohl hat der Vater versucht, den Sturm zu beschwören, den des neuen Heidereiters

Säumnis verschuldet. Doch Ihr wißt wohl, an wem es liegt. Ihr Stolz erträgt eine Zurücksetzung nimmermehr. Das aber habe ich zu büßen."

„Wollet bedenken, Fräulein," entgegnete ich, „daß Ihr Freunde habt, so treu zu Euch stehen und, was auch kommen mag, ohne Furcht ausharren."

Sie sah mich an mit einem Aufleuchten ihrer Augen, das mich hätte zu ihren Füßen zwingen mögen, und streckte mir die gefalteten Hände entgegen, so ich in die meinen nahm. „Ich weiß es," rief sie, „ja, ich weiß es gewiß, Ihr seid der treuesten einer, Friedrich Brander! Möget Ihr mir geloben, daß Ihr mir Schutz und Schirm, überhaupt ein getreuer Paladin sein mögt und für mich streiten, wenn nicht mit Waffen und Wehr, doch mit Wort und Wille?"

„Das gelobe ich Euch bei dem Hehrsten, so ich kenne," sagte ich.

Und wieder traf mich ihrer Augen Aufblitz, als sie fragte: „Was mag Euch das Hehrste sein?"

In meinem Herzen schrie es zehntausendfach: Du, du! und in meinem Arm zuckte es, als müsse ich sie an mich reißen. Doch ich dachte der mütterlichen Mahnworte und sagte: „Lasset mich Euch darauf ein weniges später Antwort geben, Fräulein."

Ich hielt noch immer ihre Hände, so sie mir nicht entzogen, und wir beide sahen wortlos in die Ferne. Wieder gleichwie gestern abend klang der Amsel Lied, und um uns dufteten die Veilchen. Drunten dehnten sich reiche Fluren. Wären sie mein! wünschte ich. Wär ich doch als ein Königssohn eingezogen in die Burg und könnte ihr itzt Scepter und Krone zu Füßen legen. Doch ich hatte mich ihr soeben angelobt, und ich wußte, daß ich sie erringen mußte. Und sie, als wären ihr ähnliche Gedanken gekommen, sagte: „Was hilft es mir nun, Erbin dieser Burg zu sein. Alles gäb ich daran, mir seliges Glück zu erkaufen."

Wohl sang die Amsel noch immer, wohl dufteten die Veilchen. Doch wir mußten wohl itzt unsere Hände lösen. Wie der Blitz durchfuhr es mein Hirn noch, sie nicht zu lassen, sondern ihr alles zu gestehen und sie ewig an mich zu fesseln — es hätte des Malers Worte nicht bedurft, um mich dieses Vorhabens Gelingen gewiß zu machen. Doch ich fühlte wieder meiner Mutter Auge auf mir ruhen und ich blieb stumm. Gott weiß, ob es zu unserem Glücke oder größerem Unheil ausgefallen wäre!

Irmgard hatte die Laute an die Wand gelehnt. „Wollet mit mir in den Graben steigen," sagte sie. Und wir stiegen hinab. Denn um jene Zeit, so unkriegerisch war, hatte Herr Hoyer seinem Töchterlein zulieb den Graben austrocknen und ein Würzgärtlein daselbst anlegen lassen, in welchem Irmgards geschickte Hand manch seltenes Pflänzlein zog. Hier erklärte sie mir mancherlei, und ich selbst mußte ihr mit meinem Rate helfen.

Doch hatten wir den Rundgang noch nicht beendet, als uns ein Knecht zu Frau Gertrudis beschied. Wohl ahnte uns beiden nichts Gutes, doch mochte itzt eines am anderen frohe Zuversicht haben. Als wir über den Hof schritten, trat aus der Pforte ein Bekannter, der Heidereiter, so wohl eben von der Herrschaft kam.

Daher sagte ich zu Irmgard: „Der Sturm wird sich entladen haben, und wir haben nichts zu fürchten. Sehet da den Heidereiter."

Indem war derselbe nahe herbeigekommen und stand jetzt still, seinen Hut ziehend. „Wollet gestatten, vieledles Fräulein, daß ich mich Eurer Huld anempfehle," sprach er. „Wendelin bin ich genannt und zur Zeit Eures gestrengen Vaters Wildmeister und Heidereiter."

Irmgard neigte nur ein wenig das Haupt. Ob der ungewohnten Anrede mochte ihr das Blut in die Stirn getrieben sein. Doch sein Blick bohrte sich in ihr Angesicht, als sei er ein Gewaffen, und erst nach geraumer Zeit wandte er sich auf mich.

„Ihr seid der Mühe, Veilchen zu suchen, jetzt überhoben, Pfarrer," sagte er dann. „In Bälde werde ich meinen Wald kennen und die Stellen, woselbst Blumen blühen, gefunden haben."

Wohl stieg mir wiederum der Zorn hoch. Jedoch zu oft schon war er mein Meister geworden, und so wandte ich mich wortlos ab.

Die Freifrau dagegen war erregter denn ehedem. „Man hat nach Ihm geschickt,

Pastor!" rief sie mir entgegen. „Veltens Jüngstes soll die Nottaufe erhalten."

So nahm ich Urlaub und schritt eilends der Thür zu. Denn der Bote, so mich gerufen, harrte noch außen. Doch als ich schon die Hand ausgestrecket, hielt mich ihr Ruf zurück.

„Was hält Er von der letzten Zeit, Pastor? Ist sie nahe?" fragte sie und trat mit verschränkten Armen auf mich zu.

„Gott allein mag Zeit oder Stunde wissen," erwiderte ich.

Doch sie: „Ich will's Ihm sagen. Sie muß nahe sein! Denn die Knechte empören sich gegen ihre Herren und die Unterthanen gegen alles, was gebeut. Aber ich zertrete das Gewürm." Und sie stampfte mit ihrem Fuße den Boden.

„Da ich nicht weiß, was Ihr meint, Herrin, wie mag ich Euch berichten," sagte ich.

„Predige Er Gehorsam," unterbrach sie mich, „Gehorsam und Respekt, und jetzt geh Er! Du aber, Irmgard, bleibe, denn ich will dir etliches sagen."

Ich sah Irmgard an; es war, als hieße ihr Blick mich bleiben. Allein ich mußte fort.

Drunten gesellte sich der Bote zu mir. „Ich soll Euch gleich mitbringen, Ehrwürden, denn es ist Eile not."

„Warum mochtet ihr mich nicht nach der Kinderlehre rufen oder um Mittag?" forschte ich, denn ich hätte lieber droben gesessen.

Der Bursche zuckte die Schultern auf. „Wollet glauben, Ehrwürden, ich wäre wohl lieber dann gekommen. Was ich mit angehört, ließ meine Haare zu Berge steigen, denn nimmer hätt ich geglaubt, daß jemand also keck zu der gnädigen Herrin reden könnte. Verstanden hab ich nicht alles, doch des weiß ich gar wohl, daß sie zuerst heftig auf ihn eingefahren ist, der Heidereiter aber ruhig und wohlgemut darauf geantwortet hat. Und zuletzt ist die Frau ruhiger geworden."

Kaum konnte ich der Rede Fluß dämmen, also heftig stieß es der Bursche hervor. Doch ich erkannte wohl, daß es der Heidereiter verstehen müsse, mit seltsamen Frauen umzugehen, wenn er die Herrin selbst zur Ruhe zwänge.

Fast schien es bald darauf, als könnte ich anderer Meinung werden, als ich sie bislang von dem Heidereiter gehegt. Denn er kam des öfteren, mich zu besuchen, sprach auch verständiger, und ich wurde vor allem nicht mehr seiner hoffärtigen und spöttischen Reden gewahr.

Doch erkannte ich schon damalen, daß wir uns einander nie nähern konnten. Denn er war hart und grausam gegen Wild und Mensch, was aber der Art der Freifrau nur zusagen mochte, um so mehr, als er dies unter gefälligem Wesen zu verbergen wußte.

Einst erzählte er mir, daß er gesonnen sei, in der Nacht ein Gewölfe auszunehmen, so er in einer Schlucht erkundet — denn das Ungetier hatte sich während des Winters arg vermehret und mannigfachen Schaden angerichtet — und lud mich ein, ihn zu begleiten. Mehr um ihm gefällig zu sein, als der Jagdlust halber hab ich zugesagt und machte mich also um zehn Uhr etwa auf den Weg, auf welchem ich den Heidereiter treffen sollte. Es toste ein gewaltiger Frühlingssturm, ärger denn bisher, so daß rechts und links starke Stämme brachen und das Knacken und Krachen schaurig in des Windes Getöse schallte, am Himmel aber die Wolken in wilder Flucht zogen und nur zuweilen des Mondes fahles Licht meine Umgebung beleuchtete. Dennoch schritt ich fürbaß und hatte auch bald meinen Gesellen gefunden.

„Hei, wie mich das Wetter freut!" sagte er. „Es ist ganz nach meinem Herzen. Nicht die laue Sommernacht vermag mich also zu ergötzen."

„Mich dauern die Fruchtbäume," entgegnete ich. „Der gesamte Flor scheint vernichtet zu sein."

„Mag sein," sprach er, „doch der Blüten giebt es noch immer genug für sanfte Herzen." Und alsogleich hub er an zu erzählen von Irmgard, was für ein fein Mägdlein sie sei, wie geschickt sie zu reiten wisse und erst zu jagen! Heia, das sei eine Lust! Neulich wären sie, Herr Hoyer und Irmgard und er, bis gen Walkenried geritten. Und das Fräulein ohne Ermüden voraus. Er wolle ihr auch einige der jungen Wölfe zum Geschenk machen. Der alte Zwinger könne hergerichtet werden, in welchem ein Vorfahr Herrn Hoyers mannigfaches Getier gehalten. Ich sei ja vordem auch Lehrer des Fräuleins gewesen. Doch könne sich meine

Wissenschaft nimmer mit der edlen Kunst, so er sie lehre, in einen Wettstreit einlassen.

Die krausen Reden zogen an meinem Ohr vorüber wie fernes Schallwerk. Gern wäre ich wieder umgekehrt, da sein Pochen mich verdroß. Doch wir waren ohne Pfad in fremder Gegend.

Endlich hatten wir die Schlucht erreicht und klommen langsam zwischen dem Gestein niederwärts, bis aus moosiger Spalte ein leises Wimmern hörbar wurde.

„Die Alte ist nicht daheim," sagte Wendelin, „wohlan, so müssen wir sie erwarten."

„Warum?" fragte ich.

„Weil wir nimmer vor ihrer Rache sicher wären," sagte er. „Sie würde unserer Spur folgen, und wohl bald hätten die Bauern von ihr mehr zu fürchten als von allen erwachsenen Jungen zusammen. Darum wollet Euch setzen, Pastor."

Er selbst aber griff die Jungen, eins nach dem anderen, und steckte sie in seinen Sack. Dann setzte er sich zu mir: „Es könnte lange währen, und wir mögen uns die Zeit verkürzen." Und alsobald hub er zu singen an:

„Mich drängt es hin zu deinem Turm,
Als müßt ich noch heut dich gewinnen,
Ich liebe dich wild wie der Frühlingssturm,
Der da tost um des Schlosses Zinnen.
Wie der Fischer sein Meer, wie der Bergstrom sein Thal,
Wie der Falter das Gaukeln und Weben,
Wie die Schwäne den goldigen Sonnenstrahl,
Den sie grüßen viel tausendmal,
Eh sie scheiden vom blühenden Leben.

Und bist du auch stolz und so hoch und so hehr,
Und dein Kraushaar aus Golde gesponnen,
Ich lasse dich nimmer und nimmermehr,
Was hast du mein Herz mir genommen.
Und wärst du so schön und so grenzenlos fern
Und verharrtest in ewigem Schweigen,
Wie Frau Venus, der blinkende Abendstern —
Ich grüß dich viel tausendmal —
Denn du wirst ja doch endlich mein eigen."

Es waren unheimliche Augenblicke. Wohl verstand ich nur einzelne Worte des Liedes und habe selbiges erst später aufschreiben können. Denn über uns heulte der Wind, und zwischenhin schrien die Marder und anderes Nachtgetier, so daß mir angst wurde, wir möchten der Wölfin Kommen nicht gewahr werden und jählings von ihr überrascht werden. Doch Wendelin tröstete mich: „Sie ist noch nicht lange aus, und ich habe schon vorgesehen." Alsobald zog er mich auch unter vorspringendes Felsgestein und wies mir die Stelle, auf welcher das Raubtier abzusteigen pflege. Er aber band den Sack mit den Wölflein an einen dürren Baum. Nicht lange danach, da eben das Mondlicht durch einen Wolkenspalt fiel, sah ich auf jener mir gewiesenen Stelle ein hochbeinig dürres Tier stehen, so umherschnupperte, dann aber vorsichtig niederzusteigen begann. Wohl spannte mein Gesell die Armbrust, doch er schoß sie nicht ab, sondern weidete sich daran, wie das Muttertier um die winselnden Jungen lief, ohne ihrer habhaft werden zu können, und die tollsten Wagnisse zu deren Rettung unternahm.

„Seid barmherzig!" bat ich ihn, doch er lachte nur und behielt das Tier scharf im Auge. Ich aber wandte mich ab, denn es war ein grauser Anblick. Erst als die Wölfin, die Gefahr nicht achtend, auf uns zusprang, schnellte er den Bolzen ab und streckte die Alte danieder.

„Die Räubersippe ist feige," sagte er, „ich reize sie immer zum Kampf, bevor ich sie niederschieße."

„Doch denket Ihr nicht der Qualen des Geschöpfes?" fragte ich ihn.

Er aber schüttelte gleichmütig den Kopf: „Das ist nun nicht anders. Auf morgen aber lade ich Euch zu einem anderen Treiben; die alte Hexe, so sich Martern nennt, soll verjagt werden."

„Ich hab Euer Jagen heute sattsam kennen gelernt," sagte ich, „doch die Martern möget Ihr mit Fug und Recht nimmer vertreiben, sie ist alt angesessen."

„Das kümmert mich wenig," sagte er, „die Freifrau hat es geheißen."

„So werde ich morgen in der Früh zu ihr gehen," sprach ich entschlossen. „Und vom Fräulein werdet Ihr Euch üblen Dank holen."

Er stutzte ein wenig. „Versuchet, was Ihr möget, Pastor."

Ich habe den Versuch gemacht; doch Erfolg konnte ich nicht erzielen, und blieb mir nichts zu thun übrig, als der Martern auf einem entfernten Dorfe einen Unterschlupf zu verschaffen, so ich durch Meister Dietrich erkundet. Jedoch ist sie nie dorthin gekommen, hat sich vielmehr an verborgenen Stellen aufgehalten, so daß ich sie nimmer erschaut, bevor die letzte von den schweren Prüfungen über mich hereingebrochen ist.

Irmgard habe ich von jetzt ab nur noch selten oben auf der Burg getroffen. Denn die Freifrau ist von einem schweren Leiden heimgesucht worden, das sie an ihr Zimmer fesselte. Und da sie am liebsten allein gewesen, hat Irmgard gar wohl freie Zeit zum geliebten Umherstreifen im Wald gefunden, sintemalen auch Herr Hoyer jetzt vielfach vom Hause fern gehalten wurde durch seine Geschäfte, so er mit den Grafen von Mansfeld hatte.

Ich selbst habe täglich meinen Spaziergang zu den Lieblingsplätzen des blonden Kindes gerichtet. Doch hab ich sie dort niemals gefunden. Nur einmal, an einem heißen Mittage, hat sie in einer Eiche Schatten gelegen und die jungen Gräser um ihre feinen Finger gewunden. Doch ist sie schier erschrocken in die Höhe gefahren, da sie meine Schritte gehört.

„Ihr seid es, Pastor?“ rief sie, „ich habe Euch lange nicht gesehen.“

„Wohl ist es so,“ sprach ich, „doch ohne meine Schuld. Denn des öfteren war ich auf der Burg, ohne Euch zu treffen, und an Euren liebsten Stellen, auf dem Haselplatz und im Lindengrund, ersah ich Euch auch nicht. Es liegen viele Tage zwischen Eurem Geburtsfeste und dem heutigen.“

Sie strich sich über das wirre Haar. „Ach Gott, ja,“ sagte sie.

„Und die Veilchen sind verblüht,“ fuhr ich fort, „und meines Beistandes, so ich Euch gelobt, habt Ihr wohl vergessen.“

„Doch nicht,“ sagte sie hastig. „Wohl mag die Stunde kommen, da ich dessen benötigt bin.“

Ich hatte einen wohlriechenden Waldmeister gepflückt und hielt ihn ihr entgegen. „Möchte sie bald kommen, Fräulein. Nichts Sehnlicheres könnt ich mir wünschen, als Euch zu dienen.“

„Wartet noch ein Weilchen,“ bat sie.

Wir gingen jetzt wortlos nebeneinander her, und ich mußte des Tages nach meiner Ankunft gedenken, da wir zu der Martern Hütte gingen. Warum war es heut so anders als damals? Als sei ein Fremdes zwischen uns aufgestiegen.

„Verzeiht die Frage, Fräulein,“ begann ich, „doch möchte ich wohl wissen, ob Ihr mit dem Heidereiter jagt?“

„Zuweilen,“ sagte sie.

„Und Frau Gertrudis?“

Eine Weile sah sie befremdet auf mich. „Sie wünscht es. Auch der Vater war des froh, daß ich einen Geleiter und Beschützer hätte.“

Wieder trat ein Schweigen ein. Wohl lockte der Pirol und der Kuckuck, doch frohen Widerruf fand sein Schrei in meinem Herzen nicht. Plötzlich blieb Irmgard stehen und fragte mich: „Warum wurdet Ihr nicht ein Ritter, Friedrich Brander?“

„Ihr wisset, Fräulein, daß ich einem Pfarrhause entstamme,“ sagte ich.

„Ach, die Geburt thut es nicht,“ sagte sie schnell. „Von manchem Kämpen berichtet das Lied, der nicht in einem Schlosse zur Welt kam und dennoch Ruhm errang und der Heldenhaftesten einer wurde.“

Ich habe nichts erwidert als: „Das ist nun so Gottes Wille!“ Und Irmgard hat wiederum geschwiegen und ist am nächsten Pfad zum Schloß hinaufgestiegen.

Nach zweien Tagen aber habe ich sie gesehen, wie sie mit dem Heidereiter zur Falkenjagd über die Blachwiese geritten ist. — —

Bald nach jener Zeit ist zuerst ein Gerücht laut geworden, Wendelin habe sich der Gunst des Fräuleins in Mendels Kruge öffentlich gerühmt, auch gesagt, er würde in Bälde ihr Geliebter sein. Daraufhin könne er um seine Seele mit dem Bösen wetten.

Der Bursche, so mir dies tags darauf erzählte, hat mich angeblinzelt, als wüßte er noch mehr, und kaum darauf gehört, daß ich mir alle Zuträgereien verbeten, ihm auch die Schandrede untersaget habe.

„Ich will ja nichts mehr reden, Ehrwürden,“ sagte er, „jedoch es bleibt dabei, daß der Heidereiter mehr auf Mädchen als auf Wild jagt, und daß man ihn aus dem Mansfeldischen gejagt, weil er der Gräfin ...“

Ich habe den Burschen hinausgeschickt, um nichts weiteres hören zu müssen. Doch hatte mich eine solche Unruhe gepackt, daß ich beschloß, mir Gewißheit zu verschaffen, und zu dem Hause hinausschritt, so von dem Heidereiter bewohnt wurde. Dieser balgte gerade einen Habicht ab, pfiff dabei und hielt eines Jagdfalken Sitzzweig in Schwingung.

„Mein geistlicher Besuch wolle verzeihen, daß ich ihn nicht besser empfangen kann,“

rief er halb spöttisch, „doch auch eines Weidmannes Hantierung kann, wenn sie solcherart ist, unaufschiebbar sein!“

Ich nahm den angebotenen Sitzplatz nicht an. „Wollet Euch nicht aufhalten lassen,“ sagte ich. „Was ich Euch sagen wollte, möget Ihr schon hören.“

„Gewiß ein Predigtlein über den Text: ‚Du sollst den Feiertag heiligen,‘ weil ich am Kantate nicht in der Kirche war, sondern mit dem Fräulein durch den Tann ritt?“ lachte er. „Nun leget los, Pastor. Ob's verschlägt, weiß ich nicht. Denn des Fräuleins blaue Augen bieten mir süßere Kurzweil als Eure Reden. Doch nichts für ungut, Pastor.“

„Ich kam nicht etwa, Euch zu ermahnen,“ sagte ich, „sondern um von Euch Gewißheit über ein Gerücht zu erlangen.“ Da ich seine Augen forschend auf mich gerichtet sah, sprach ich weiter: „Es wird im Dorfe geraunt, daß Ihr Euch öffentlich des Fräuleins Huld gerühmt hättet.“

„Sagt man das?“ rief er. „So wohl mir!“

„Bedenket des Weibes Ruf und Ehre, so Ihr nanntet,“ sprach ich. „Wohl scheint Euer Ruhm Euch zu gefallen, doch mich dauert des Kindes, so durch Euch also ungerecht gebrandmarkt wird.“

Er wiederholte: „Ungerecht? Woher möget Ihr wissen, daß nicht alles sich so verhält, als ich ausgesagt?“

„Das kann ich Euch bald berichten,“ gegenredete ich. „Ich kannte Irmgard, ehe denn Ihr kamt; ich weiß, welch ein reines Herz ihr eigen ist.“

„Und Ihr meint, sie würde sich nicht wegwerfen an ihres Vaters Diener?“ höhnte er.

„Ich meine, daß sie nimmer der Tugend den Laufpaß geben wird,“ sagte ich.

„Also glaube auch ich,“ erwiderte er, „doch ich will sie erringen, und ich werde es. Das schwöre ich Euch.“

„So Gott es nicht anders vorhat,“ sagte ich. „Und seid dessen gewiß, daß ich sie vor Euch schützen werde, die süße Blume, wann und wo ich kann, denn ich habe mich ihr zum Paladin angelobt.“

Er faßte das scharfe Weidmesser, so er in den Händen hielt, als wollte er mich durchbohren, und seine Blicke flammten erschrecklich. Doch dann lachte er heiser auf, und der Hohn klang wieder durch seinen Ruf: „Pfaffengewäsch!“

Ich aber trat auf ihn zu: „Lasset den Groll, Wendelin; nicht darum kam ich zu Euch, nur um Euch zu warnen.“

Doch er stieß meine Hand von sich und wandte mir den Rücken im Zorn. So bin ich denn zurückgeschritten. Doch ließ es mir keine Ruhe, bis ich auch Irmgard gesprochen hatte, und konnte ich doch keine Gelegenheit finden. Denn auf der Burg ist sie nicht gewesen, und habe ich mit quälender Unruhe an dem Lager Frau Gertrudis gesessen und ihr aus Doktor Lutheri Flugschriften zwei Stunden lang vorlesen müssen. — —

Könnte ich doch jetzt mit schnellem Fluge über die nächsten Geschehnisse hinwegeilen. Doch ist es nötig, um deinet- und auch um meinetwillen derselben Erwähnung zu thun, so schwer mir selbiges auch fallen mag.

Da ich Irmgard also nirgend erspähen konnte, ging ich langsam meinem Hause zu, noch immer hoffend, ihr auf dem Wege zu begegnen. Doch geschah es nicht.

Meines guten Mütterleins Wort unachtend, blieb ich nicht bei ihr in dem Gemach, sondern stieg, nachdem ich Arbeit vorgeschützt, zu meiner Kammer empor. Hier stand ich lange vor meinem Bücherbrett, eine Schrift suchend, so mich hätte zerstreuen können, und zog ich also Herrn Walthers von der Vogelweide Lieder hervor, so verstäubt und vergessen abseits in einem Winkel gestanden hatten. Las also darinnen, doch meine quälende Unruhe war nun nicht zu bannen.

Ich hab danach mit meinem Mütterlein gesprochen über fernliegende Dinge, hab aber doch bald wieder meine stille Zuflucht aufgesucht und meinen Kopf in den Händen vergraben, um nur den Gedanken, den ewig quälenden, zu entgehen. Erst als der Mond am Himmel stand, durch das offene Fenster der würzige Nachtduft quoll, bin ich wie nach bösem Traum aufgefahren.

Wie lag die Welt so schön vor mir! Des Nachtgestirns flüssiges Silber hing über Baum und Strauch. Dazu füllte des Sprossers Liebesgeschmetter die Luft und ließ mein wundes Herz zucken in wehmütigem Schmerz. Jetzt stand mein Entschluß fest: Ich mußte um sie werben, noch heute, noch jetzt! Wie

leicht konnte es zu spät sein. Denn der Heidereiter — — Ich konnte den Gedanken nicht ausdenken —

Ich mußte zu ihr und zum mindesten sie beschirmen. Doch als ich Martin, den alten Thorwart, anrief, überschlich mich eine kleinliche Beklommenheit. Was wollte ich denn droben? Ich, der Geistliche, zu so später Stunde!

Der Alte hatte meinen Ruf gehört und schritt aus dem Thore, und merkte ich jetzt erst, daß die Brücke nicht aufgezogen war.

„Ihr fahret wenig sorgfältig einher, trotzdem der Herr nicht daheim ist. Ich merke wohl, die Frau liegt gebannt,“ sagte ich.

Martin wurde ob meiner Worte verlegen. „Wollet droben nichts verlauten lassen, Ehrwürden, wenn Ihr die Frau sprechet.“

„Ich wollte nicht zur Frau, Martin, sondern zum Fräulein,“ entgegnete ich.

Des wurde er ganz ängstlich: „Mit Verlaub, Ehrwürden, doch das Fräulein ist nicht daheim.“

„Warum denn nicht?“ fragte ich. „Sieh dorthin!“ Und ich wies auf den Lichtschimmer, so aus des Turmes Fenster in das Dunkel hinausglomm.

Der Alte schüttelte den Kopf: „Das brennt nun so, Ehrwürden, doch nur zum Schein denen, die draußen sind. Es ist vieles anders, seit die Gestrenge sich nicht rühren mag.“

„Was soll das heißen?“ forschte ich.

„Das soll heißen, daß unser Fräulein noch allabendlich in den Wald geht. Die Martern ist ja nun fort; allein trotzdessen ahne ich nichts Gutes.“

Ich kehrte um und lief eilend den Berg hinab. „Herr,“ rief er mir nach, „macht mich nicht unglücklich! Ich bin ein alter Knecht!“

Ich vermochte nicht Antwort zu geben; denn meine dürre Kehle war wie mit eisernen Banden verschnürt, und wild wirbelte es mir in Kopf und Busen. Ohne Ziel lief ich über das Gestein, mich hielt nicht Dornengezweig noch Dickicht. So gelangte ich an die Felskluft, in welcher vor Wochen das Wolfslager ausgehoben.

Als ich hinablugte zwischen zackigem Gestein, konnten meine Augen alsobald nichts Gewisses erkennen. Denn der Mond stand noch nicht hoch genug, um sein Licht hinabzugießen, und war also drunten ein ungewisses Dämmern. Doch bald sah ich es heraufleuchten, ein weißes Gewand. Und wer selbiges trug, das wußte ich nur zu gut.

Doch bevor ich mich recht erholt von meiner Verstürzung, hörte ich an der steilen Wand, so mir gegenüberlag, das Gestein abbröckeln, und schwang sich ein Mann an grünem Gesträuch hinab.

Irmgard sprang empor und folgte angstvoll des Absteigenden Bewegungen, dann, als er sich fallen ließ, rief sie: „Du stürzest!“ Doch schon war er unten und schloß sie lachend in die Arme. Es war Wendelin, der Heidereiter.

Wohl fühle ich, wie unwürdig für mich dazumal das Lauschen war; doch in jener Stunde hatten mich Schrecken und Angst schier sinnlos gemacht, so daß ich, ein seiner selbst unmächtiger Mann, an jenen Fleck gebunden war. Wenn es an dem ist, daß der giftigen Otter Blick das Vöglein bannt, so daß es stille hält und sich die Todeswunde schlagen läßt, so mochte mir, als ich all mein Glück versinken sah, wohl ähnliches geschehen sein.

Wohl hörte ich flüsternd Kosen, halbverklungene Liebesschwüre wie im Traum. Noch einmal fühlte ich, wie es meinen Körper durchzuckte, gleich einem heißen Schmerze, als Irmgard ihm Liebe und Treue gelobte. Es war wohl des Herzens letzter Aufruhr gegen eine Gewißheit, so es bislang vor sich selbst abgeleugnet und jetzt unwiderleglich besaß.

Wohl sang die Nachtigall ihr Lied ohn Ende, als wollte sie an der Fülle herzbrechender Töne ersticken; doch mir galt es nicht. Wohl dufteten Violen, doch mir nicht. In mir starb etwas, so nimmer wieder lebend werden mochte.

Ich bin wohl dann gleich einem Nachtwandler davongeschlichen. Wohin und wie weit ich gegangen, ist mir nie kund geworden.

Männer haben mich am Morgen mit taunassen Kleidern heimgetragen, und erst nach Wochen bin ich aus dem hitzigen Fieber erwacht, so in jener Nacht meine Sinne in Banden geschlagen.

* * *

Gott, wie sind deine Prüfungen so heilsam, wenn sie auch schwer sind! Heute endlich vermag ich dir auch dafür zu danken, denn sie waren mir gut.

Als ich endlich erwacht war zu neuem Bewußtsein, schien mir die Welt gar grau und trüb, obschon es Hochsommer war und die Sonne des Heumondes brennend ihre Strahlen schickte. Mein Mütterlein war mit sorgenvollem Gesicht um mich beschäftigt. Doch klärte es sich, als sie mich erwacht und mählich genesen sah. Nie hat sie mich ausgeforscht. Doch ich werde wohl in Fieberphantasien alles ausgesagt haben, was sie zu wissen nötig hatte. Das aber war nicht viel. Ich mochte nicht fragen, was weiter geschehen im Schlosse. Nur das vernahm ich aus anderer Leute Gespräch, daß Herr Hoyer etliche Wochen anwesend gewesen, jetzt aber wieder im Mansfeldischen sei, die letzten Verhandlungen zu leiten. Frau Gertrudis sei in der Besserung, seit der Magdeburger Medikus Quinter herzugezogen sei, dessen Anwendungen sie endlich erlaubt. Doch immer noch könne sie sich nicht frei bewegen. Von Irmgard hörte ich nichts, nichts auch von dem Heidereiter.

Da geschah es nach kurzer Zeit, als ich schon wieder so weit gekräftigt, daß ich am nächsten Sonntag predigen und das Abendmahl spenden wollte, daß mein Mütterlein plötzlich von Meister Dietrich, so einen Umweg nach unserem Dorfe gemacht hatte, die traurige Kunde erhielt, daß ihr ältester Bruder, so dereinst ein bevorzugter Schüler Philipp Melanchthons gewesen, jetzt aber als Pfarrer im Magdeburgischen stand, auf den Tod daniederliege und gar sehnlich verlange, seiner Schwester Angesicht zu sehen, ehbevor er von hinnen scheide. Mußte also meine Gute mit beschwertem Herzen das Gefährt Meister Dietrichs besteigen.

Doch raunte sie mir zu: „Friedrich, mein Kind, geh nicht auf die Burg, so du nicht mußt; kümmere dich auch nicht um dieser Welt-Händel. Die alte Ursula wird dir behilflich sein.“

Doch war's, als hätte die Herrschaft nur auf den Abzug der Mutter gewartet. Denn kaum, daß sie fort war, traf Kunde der Freifrau ein, so mich auf das Schloß kommen hieß. So bereitete ich mich denn, seit langem wieder den vertrauten Weg zu beschreiten.

Frau Gertrudis war durch die Krankheit gefügiger geworden, und mir wollte es scheinen, als sei manches Herbe aus ihrem Wesen geschwunden.

„Setz Er sich mir nahe, Pastor, die Schatten der Krankheit liegen Ihm noch um die Augen,“ sagte sie und streckte mir zum erstenmal ihre Hand entgegen. Dann äußerte sie bescheidentlicher denn vorher den Wunsch, daß ich in der Kapelle ihr und Irmgard das Sakrament spenden möge: „Ich will Ihm beichten, Pastor,“ sagte sie; dann aber, als ich meines Amtes gewartet, richtete sie sich höher auf und fragte: „Hat Er etwas über uns gehört?“

„Wie sollte ich anderes als Gutes vernommen haben,“ entgegnete ich. Doch sie wehrte ab: „Laß Er das. Ich meine, ob man über das Fräulein im Dorfe schwatzt?“

Ich entgegnete, daß ich kaum jemanden seit meiner Genesung gesprochen; da nickte sie eifrig: „Ich vergaß, ja, ja. Jetzt geh Er und hör Er Irmgard die Beichte. Weiß Er, daß ich dem Heidereiter den Abschied gegeben?“

Wohl fühlte ich wieder ein leises Regen, dort wo das Herz pocht. Doch wie zufällig drückte ich die geballte Faust dagegen. „Nein, Herrin, mir ist solches nicht bekannt geworden.“ Dann versicherte ich nochmals, daß ich für den Nachmittag alles zurüsten wolle, und schritt mit kurzem Gruße zum Gemache hinaus.

Bald stand ich vor der Kemenate Irmgards. Trotzdem ich eine Magd vorausgesandt, lud nach öfterem Klopfen kein Ruf mich ein zu nahen, und so öffnete ich endlich die Thür. Doch die weiße Gestalt, so bei meinem Eintritt emporfuhr, schien Irmgard nicht zu sein. Oder wirrte meine Sinne des güldenen Haares Fülle, so fessellos über ihren Nacken wogte? Doch die Augen lagen tief und gleich wie hinter Nebeln. Kein heller Sonnenglanz spiegelte auf ihrem Antlitz wieder. Wohl schien mir alles reifer an ihr, doch so reizend nimmer, als ich's vordem gekannt.

Sie erschrak unter meinem forschenden Blick und trachtete, meinen Augen ein ander Ziel zu geben

„Ihr waret krank, Pastor,“ sagte sie.

Ich neigte bejahend den Kopf: „Doch scheint mir, Ihr seid es noch, Fräulein.“

„Nicht also,“ sagte sie. „Ich war etliche Male im Pfarrhause, doch Eure Mutter, der ich meine Dienste anbot, war deren nicht benötigt.“

„Ich kam auf Frau Gertrudis Wunsch, Euch auf das Sakrament vorzubereiten,“ sprach ich. Doch sah sie mich schier erschrocken an: „Mich? Was will sie von mir?“

„Sie will mit Euch das Nachtmahl feiern,“ entgegnete ich. „Es scheint, Ihr seid nicht davon unterrichtet und mögt nicht. Gegen seinen Willen aber darf keiner gezwungen werden. Soll ich das Frau Gertrudis melden?“

„Nein, bleibet,“ schrie sie entsetzt auf, „ich will alles, was Ihr von mir heischet!“

Als ich mich nach längerer Zeit erhob, sagte ich die festgesetzte Zeit. Dann wollte ich gehen. Doch in ihren Augen rang und bat etwas, so mich zögern hieß.

Plötzlich trat sie heftig auf mich zu: „Ihr waret immer gut zu mir, Pastor,“ sagte sie langsam.

„Was kann ich Euch helfen?“ fragte ich dagegen. Doch wider meinen Willen klang meine Stimme nicht aus dem Herzen hervor. Da wandte sie sich ab und kehrte sich schluchzend gegen das Fenster.

„Fräulein,“ sagte ich, „Ihr habt Euer Herz nicht ganz entlastet. Wollet bekennen, was Euch Ruhe und Gott Freude schafft.“

„Könntet Ihr mich als der Mann hören, der Ihr ehedem wart!“ rief sie.

„Ich stehe itzt vor Euch als Gottes Diener,“ sagte ich.

„Gott, Gott und wieder Gott! Er ist mir fern, ewig weit!“ schrie sie wie in lautem Schmerz. „Er mag sich zu mir nicht kehren. Zeigt ihn, wenn Ihr könnt. Ich aber suche ein Menschenherz, so mich versteht!“

Wieder preßte ich die Hand gegen den Busen. Doch als ich reden wollte, rief sie aufs neue: „Geht, geht, ich muß allein sein! Und flehet zu Gott, daß er auch mir an diesem Tage gnädig sei.“ — —

Am Samstag saß ich zu nächtlicher Stunde oben auf meiner Kammer und memorierte meine Predigt. Doch wollte mir selbiges nicht gut von statten gehen. Denn ich mußte des blassen Kindes gedenken, so vor zwei Tagen verzagt und gebeugt neben der hehren Gestalt der Schloßherrin zum Altar geschritten war. Denn am selbigen Abend hatte die alte Ursula erzählt, daß Wendelin des Waldmeisters Haus im Walde geräumet hatte. Und dachte ich wehmütig der Liebe, so an mir vorbeigeschritten und dem Jäger sich zugewandt.

Dabei fuhr ich aus dem Brüten auf und wollte eben nach meinem Manuskript greifen, als ich es gegen mein Fenster stieben hörte. Mochte wohl mein erregt Gemüt schuld sein, daß ich an eine Versuchung des Bösen gedachte, und griff eilend nach der Heiligen Schrift. Doch stiebte es noch zweimal und ärger denn vorher. So öffnete ich. Doch bevor ich fragen konnte, sprach es dumpf von unten aus dem Garten her: „Öffnet, Pastor; wir wollen geistlichen Beistand.“

Also nahm ich das Licht und schritt hinab. Als ich öffnete, schoben sich zwei vermummte Gestalten in das Haus und traten in das Wohngemach, bevor ich nach ihrem Begehr fragen konnte. „Warum benutztet ihr den Klopfer an der Pforte nicht?“ fragte ich. Doch schrak ich zurück, denn als die Hüllen fielen, sah ich Irmgard und den Heidereiter.

Die Verstürzung hatte mich also gepackt, daß ich weder ein Wort hervorbringen konnte, noch das Licht auf den Tisch stellen.

„Ihr sehet erstaunt darein,“ sagte endlich mit beklommener Stimme Irmgard. „Wollet die Störung verzeihen, doch ist die Nacht allein unserem Thun günstig.“

Ich sammelte jetzt erst meine Sinne. „Was wollt Ihr, und in dieser Gesellschaft?“ fragte ich.

„Ich wollte Euch bitten, Pastor, Eures Amtes an uns zu walten,“ sagte sie zaghaft, und als ich noch immer wie entgeistert auf sie und den Heidereiter starrte, hob derselbe an:

„Was bedarf es der vielen Worte. Gebet uns zu Eheleuten zusammen, Pastor. Doch säumet nicht zu lange. Denn ehbevor der erste Hahn schreit, müssen wir davon sein.“

Ich taumelte wie unter einem Schlage gegen den Tisch und hatte kaum noch Kraft, die Leuchte niederzustellen.

„Ihr wollt fliehen?“ sagte ich, und meine Stimme klang heiser, „und ich soll euch zusammengeben, ich, ich?“

„Ja,“ sagte Irmgard furchtsam, „wer kennt uns sonst so gut als Ihr, Pastor. Wußtet Ihr nicht um unsere Liebe?“

„Habt Ihr mir in der Beichte davon gesagt?“ entgegnete ich.

„Das hatte Irmgard nicht nötig,“ sagte heftig der Heidereiter. „Ihr sehet, wir wollen der Kirche Segen. Wollt Ihr ihn weigern?“

„So zeigt des Vaters Bewilligung,“ sagte ich. Aber der andere fuhr mich an: „Ständen wir zur Nachtzeit hier, wenn wir dessen sicher wären?“

„So heischet von mir nicht Unbilliges,“ sagte ich.

Aber Irmgard rief: „Könnt Ihr uns nicht einsegnen?“

„Ich darf nicht,“ sagte ich. „Wie sollte ich segnen können, worauf der Eltern Fluch liegt?“

Da sank sie in die Knie und schlug jammernd die Hände vor die Augen. Der Heidereiter achtete mein nicht, sondern schritt auf sie zu: „Steh auf, Irmgard. Soll des Pfaffen Gebelfer unserer Liebe Fortgang stören?“

Aber sie streckte kniend mir ihre Arme entgegen: „Wollet milde sein, Pastor. Gedenket, wie Ihr Euch dermaleinst mir gelobtet als treuer Helfer. Sehet, jetzt ist die Stunde da!“

Ich hörte, wie Wendelin sprach: „So ist es doch wahr!“

Doch achtete in diesem Augenblick Irmgard seiner nicht. Ich aber sagte: „Heischet von mir, und ich will Euch zu Diensten sein, sobald es mich selbst angeht. Doch mein Amt mag ich nicht verlästern lassen.“

„So laß uns gehen,“ sagte sie und stand entschlossen auf.

„Soll ich Herrn Hoyer etwas bringen, etwa einen letzten Gruß oder eine welke Blume am Wege?“ fragte ich. Da wandte sie sich, und in ihren Augen lag ein unnennbarer tiefer Jammer, wie ich ihn nimmermehr bei Menschen erschaut. „Kehret zurück, Fräulein,“ sagte ich, „es ist wohl nicht zu spät, und bei Gott ist Rat.“

Wohl schwankte sie. Doch der Verführer trat mir nahe und rief: „Soll ich dir sagen, Pfaffe, was du begehrst? Deine Sinne erstreben das Weib, und eitel Begierde ist, was du deines Amtes Befehl nennst. Ist dem so oder nicht?“

„Nicht ganz, Wendelin,“ sagte ich fest. „Wohl habe ich Irmgard, das stolze Königskind, geliebt, wie ich niemand sonst lieben kann, und vor dem Bilde dort an der Wand wie ein Papist vor der Madonna mit den Lilien gebetet. Doch es war eine Liebe, wie sie nur einmal im Herzen wohnen kann, und muß sie ausziehen, so bricht das armselige Gebäu in Stücke. Seit ich aber in der Felsenkluft gehört, daß Irmgard Euch mit der Glut ihres jungen Herzens liebte, fiel der Spätreif auf meine Seele, und seitdem mag sie wohl genesen zum Leben, doch nimmermehr zum Lieben.“

Der Heidereiter hatte des Bildes mit Ingrimm wahrgenommen. Seine Augen funkelten unheimlich wie die eines bösen Wolfes.

„Ich könnte Euch fluchen,“ sagte er.

Doch ich schnitt ihm die Rede ab: „Fluchet nicht, auf daß Ihr nicht mehr Verbitterung anrichtet. Gehet in Frieden auf der Suche nach dem Glück. Möchtet Ihr aber Eurer Pflicht untreu und Irmgard durch Euch unglücklich werden, dann, Heidereiter, möchte ich vergessen, daß ich zum Segnen ordiniert bin, und Euch dennoch verfluchen.“

Wortlos haben sich beide der Thür zugewandt. Draußen am Wege hielt ein Knecht zwei Gäule. Ich aber bin zurückgekehrt in die Öde.

Nach vielen Stunden jedoch, da schon der Morgen in das Fenster sah und ich noch mit dürren Augen bei der schwelenden Lampe saß, hat es aufs neue gegen die Thür geschlagen, aber wild und heftig.

Die alte Ursel ist bald danach kreischend und lamentierend die Treppe emporgeklommen. Doch bin ich aus ihren Worten nicht klug geworden und habe mich in das Wohngemach begeben. Dort stand bleich und fast unkenntlich die Freifrau, als wäre sie ihrer Ahnengruft entstiegen. Ich trug ihr meiner Mutter Lehnstuhl herbei, doch wies sie denselben mit schneller Gebärde zurück.

„Ahnet Er etwa, was geschehen?“ fragte sie.

„Ich weiß es,“ erwiderte ich. Da hat sie mich betroffen und starr angeschaut. „Erzähle Er.“ — Ich habe ohne Zusatz und

Weglassung alles berichtet, und auf meiner Zuhörerin Antlitz haben hohe Röte und tiefe Blässe miteinander gewechselt. Doch als ich geendet, hat sie einen Blick voll tiefen Hasses auf mich geschleudert: „Und Er konnte dulden, daß Seiner Herrschaft Name also von einem Buben geschändet wurde?"

„Ich habe gethan, was mein Gott mir befahl," entgegnete ich.

„Ich dachte, Er hätte Mitleid mit einer Mutter," sagte sie. „Unsere Pferde hätten die Flüchtenden wohl zu erreichen vermocht."

„Doch nimmer hättet Ihr sie halten können, Herrin," entgegnete ich. „Die Liebe ist eine gewaltige Kraft."

„Um so schlimmer für Ihn, wußte Er darum!" schrie sie in höchstem Zorn. „Hat Er wohl gar die Zusammenkunft begünstigt?"

Doch ich sagte ruhig: „Nicht also, Herrin, denn ich habe Irmgard geliebt; daß aber jener sie von mir genommen, hat mir das Herz im Leibe zerrissen. Doch lasset die alten Lieder schlafen."

Als ich ausgesprochen, trat sie auf das Bild zu, das in seiner unberührten Schöne auf uns niedersah. „Sie hat uns allen das Herz zerrissen," sagte sie mit erzwungener Ruhe, aber wie drohendes Grollen klang es in ihrer Stimme, „und darum verfluche ich sie und ihren Buhlen in alle Ewigkeit. Der Mutter Fluch hefte sich an ihre Sohlen und verbittere ihr Leben hier und dort."

Wohl wollte ich der Worte Strom dämmen, doch die Stimme ließ nichts dagegen aufkommen. Und noch ein Schreckliches geschah. Der Stock, auf welchen die Freifrau sich gestützt, fuhr in scharfem Schlage gegen das Bild, riß es von oben an bis unten hin durch und warf es rasselnd zu Boden.

„Was es wert ist, soll Er erhalten," sagte sie verächtlich. „Und rede Er zu keinem, wenn Er meine Rache scheut!"

Dann ist sie, ohne sich umzusehen, hinausgeschritten. Ich aber bin in meine Knie gesunken und habe zu unserem Herrn für des armen Kindes Glück gefleht. Und alle Bitterkeit ist verwischt gewesen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was weiter geschehen, ist mir verborgen geblieben. Wohl ist mir Herr Hoyer einstmalen wie zufällig im Walde begegnet, und hab ich ihm alles, was ich wußte, berichten müssen. Ein Gerücht aber hat sich nicht zu erheben gewagt, oder es ist bis zu meinen Ohren nicht gedrungen. Martin, den alten Thorwart, der in seiner Angst an jenem Morgen der Freifrau wohl alles gestanden, habe ich nie wieder gesehen.

* * *

Schon war der Sommer vergangen, und die Zeit meines Hierseins sollte nun bald zu einem Jahr anwachsen. Die Blümlein waren dahin, das Laub von den Bäumen gefallen, am Waldesrande zwitscherten nur noch die Meisen, und die Spechte trommelten auf den Stämmen.

Mir aber war wund und weh ums Herz. Denn ich dachte noch immer des armen Kindes, von dem ich nimmer wieder etwas gehört. Wo sie weilte, wie es ihr ergehen mochte, das alles waren Fragen, so mich unablässig quälten. Was auch mein Mütterlein versuchte, mich zu trösten, es wollte nichts verfangen, und immer wieder zogen meine Gedanken zu der einen, von der sie nimmer lassen mochten.

Da rollte eines Abends der Wagen Meister Dietrichs vor unser Haus, und als ich in die Thür trat, kam mir der Meister schon entgegen.

„Was bringt Ihr heute?" fragte ich, da ich an ihm ungewohnte Eile gewahrte.

„Nichts, Ehrwürden," entgegnete er. „Ich will etwas holen und zwar Euch selbst."

Als ich ihn aber in das Gemach genötigt und er sich niedergelassen hatte, berichtete er, wie er in einem Kruge einen Köhler gefunden, so sich gar jämmerlich gebärdet habe. Denn sein Weib liege im Sterben und wolle das Sakrament nehmen. Doch er könne keinen Pfarrer finden. Da habe er, Meister Dietrich, als Christenmensch versprochen, den Umweg hierher nicht zu scheuen, denn er wisse, ich werde nicht zaudern.

Ich hatte währenddessen schon meinen Mantel abgehaket, und die Tasche mit dem heiligen Geräte war von meinem Mütterlein herbeigebracht.

„Und Ihr glaubet, daß wir nicht zu spät kommen, Meister?" fragte ich.

„Das steht in Gottes Hand," sagte er. „Doch die Gäule haben heut nicht viel ge-

arbeitet und können traben. Und so anders Ihr jetzt bereit seid, mögen wir losfahren."

Es war keine kleine Aufgabe, den Weg bei völliger Dunkelheit schnell zu befahren, wenngleich auch mein Fuhrmann der kundigsten einer war. Doch erreichten wir mit Gottes Geleit endlich den Ort, wo Meister Dietrich mich absteigen hieß und mich mit einem Windlichtlein versah, daß ich in der Finsternis nicht irre ging. Beschrieb mir den Pfad auch so bestimmt, daß ich wohl oder übel mein Ziel finden mußte. Er selbst aber wollte zum Krug fahren, wo er nächtigte, und sollte mich des Köhlers Bub dorthin geleiten, auf daß ich am nächsten Morgen nicht pedibus den Weg zu meinem Dorfe zurücklegen müsse.

Den ausgetretenen Pfad hatte ich gar bald gefunden und sah auch nach nicht langer Zeit ein Licht mir entgegenschimmern, so mir den Weg zu der Köhlerhütte wies.

Das Weib lag auf dürftigem Mooslager, ihr zu Häupten hockten vier Kinder furchtsam aneinander geschmiegt. Des Weibes Augen aber, so mich fragend anschauten, hellten sich auf, als ich mich zu erkennen gegeben, und frohen Herzens empfing sie die letzte Wegzehrung.

Doch gleich danach begannen die mageren Finger ihr zupfend Spiel auf der Decke, und geisterhaft groß sahen aus den Höhlen die dunklen Augen, so daß ich, ihres nahen Todes gewiß, noch verweilte. Denn noch immer nicht war der Köhler zurückgekehrt. Da, als ich einen neuen Kienspan entzündet und mich wieder neben dem Lager niedersetzte, sah ich, wie die blasse Hand mir zuwinkte, daß ich mein Ohr ihrem Munde nähern sollte.

„Noch eins, Ehrwürden," sagte sie mit schwacher Stimme. „Ich hab zwar gelobt, nichts zu verraten. Doch eines Weibes Leben hängt daran und vielleicht noch mehr."

Ich sah auf die Kinder, doch sie waren schon entschlummert.

„Was ist es?" fragte ich. „So es dein Herz entlasten mag, wolle nichts zurückhalten, auf daß deine Heimfahrt nicht erschweret werde."

„Vor zwei Wochen kam ein junges Weib durch den Wald und mit ihr ein Mann, so in einen dunklen Mantel gehüllt war," begann sie. „Wohl mochte sie edler Leute Kind sein, denn das Linnen, ob es gleich vertragen, war feiner Art. Hier aber vor unserer Hütte brach sie zusammen, denn sie war zum Tode matt. Wir stärkten sie mit dem Geringen, so wir hatten. Wollten sie auch gern bei uns behalten. Doch schüttelte sie das Haupt mit den toten Augen. ‚Heim, heim, laßt mich heim! Noch einmal will ich von ferne mein väterlich Schloß sehen und dann sterben.' Wohl fluchte der Mann, so ihr Begleiter war, doch mit schwankendem Fuß ist sie vorwärts getaumelt —"

„Weiter," sprach ich, als die Rede stockte, „was wurde weiter? Wo blieb die Elende?" Meine Stirn brannte im Feuer.

Doch die Sterbende ächzte: „Wasser!" Dann, als ich sie aufrichtete und mit bebender Hand den Krug an ihren Mund führte, sah sie mich an, als ahne sie einen Zusammenhang.

„Dort am Born," sagte sie und wies mit dem mageren Arm die Richtung. „Sie mußte wohl bleiben, ihre Stunde kam zu früh. Dort fanden wir sie nach Tagen allein."

„Und der Jäger?" rief ich.

Sie machte eine matte Gebärde. „Verlassen! Helfet!" kam es kaum von mir verstanden aus ihrem Munde.

Weiter konnte ich nichts erkunden. Denn die Rede stockte. Danach aber sprach sie nichts denn Wirrnis.

Mit Sehnsucht harrte ich des Köhlers Wiederkunft. Noch niemalen war mir meines Amtes Erfüllung so sauer angekommen als heute. Es zog mich fort in die Finsternis, in die Wildnis. Nur fort von dieser Unthätigkeit und unwillkommenen Rast. Doch mußte ich wohl oder übel bleiben und mich in der Geduld üben, während vielleicht eine kurze Strecke von mir das Leben erlosch, so mir auf Erden das liebste war.

Unablässig klopfte der Bohrwurm im dürren Holze, der Kienspan brannte mit leisem Geknister nieder, und die Sterbende neben mir stöhnte leise.

Es mochten Stunden verflossen sein, als endlich der Köhler eintrat. „Kein Medikus will kommen!" rief er verzweifelt. „Wehe uns Armen!"

Doch ich trat auf ihn zu. „Der geschickteste Medikus mag deinem Weibe nicht mehr

helfen. Wolle ihr in der Todesstunde der erwünschte Beistand sein." Da sank der riesige Mann laut weinend in die Knie, daß die Kinder erschreckt aus dem Schlafe fuhren. Und konnte ich mit Mühe nur den Weg zu dem nahen Born erkunden.

So machte ich mich denn, nachdem ich mein Windlichtlein aufs neue entzündet, auf den Weg, meine Seele dem Schutze Gottes empfehlend.

Wohl beschleunigte die Angst meine Schritte. Doch gar bald merkte ich, daß die zu große Eile mich den Pfad hatte verfehlen lassen.

Nur auf zwei Schritte vermochte ich zu sehen. Dichtes Rüstergebüsch zwischen hohen Stämmen, so mit schwanken Gerten mein Gesicht peitschte. Unter meinen Tritten aber schwankte der feuchte Boden, und gar oft glitt mein Fuß auf den nassen Läubern. Mochten auch wohl die beiden Lichter, so plötzlich grün aus dem Dunkel schimmerten, einem Wolfe zugehören. Doch ich schritt weiter, bis ich kraftlos niedersank.

Meines Herzens Schreien aber ist wohl in jener Stunde bitterster Angst nicht vergebens vor meinem Gott gewesen. Der Gedanke, ich könne zu spät kommen, hat meine letzten Kräfte auch aufgereizt, und so bin ich fortgedrungen, bis ich nach langem, vergeblichem Spähen ein mattes Licht habe leuchten sehen.

Es war auch dringend not, daß ich mich dem Ziele nahe wußte, denn mein Windlicht war herabgebrannt und erlosch. Ich aber ging dem Scheine unverrückt nach. Was that's, daß die Dornen Gesicht und Hände blutig rissen! Ich wußte mich dem Ort nahe, wo sie weilte, und der Quelle Rauschen drang itzt deutlich an mein Ohr.

Wohl stand ich vor der roh errichteten Hütte Thür, so aus leichtem Gezweig geflochten war. Doch ich wagte nicht, sie aufzustoßen vor meines Herzens gewaltigem Pochen. O, was würde ich finden? Tod oder Leben, Haß oder Liebe, Abwehr oder versöhnendes Verlangen?

Man mußte drinnen mein Nahen gehört haben. Die Thür wurde geöffnet, und erkannte ich bei dem trüben Lichtschein die alte Martern. Obschon auch sie verwundert war, legte sie doch sogleich den Finger an ihre Lippen. Aber von innen drang Irmgards matte Stimme: „Er kommt wieder. Ich fürchte mich. Laß ihn nicht ein, Martern!"

„So sie nicht schläft, wollet eintreten, Ehrwürden," sagte die Alte.

O, was sah ich! Mit geisterhaft bleichem Gesicht, in dem die einst so seligen Augen wie Grubenlichter flackerten, lag sie vor mir. Wohl war des Haares Fülle noch da, doch es schien stumpf und glanzlos.

„Irmgard," sagte ich, da ich zu ihr niederkniete. „Irmgard, ich bin es!"

Doch ein Schrecken lief durch ihren Körper, und während sie ihre Augen mir zuwandte, fragte sie: „Wer, der Pfarrer?"

„Ich, Friedrich Brander, bin zu Euch gekommen, und so Ihr wollt, weiche ich von Euch nimmer."

Sie versuchte sich aufzurichten und ihre welken Hände mir entgegenzuhalten: „Weichet und lasset ab von mir. Ihr bringet das Gericht, den Fluch."

„Nichts bringe ich, so Euch ängstigen könnte, Irmgard," sagte ich, „sondern nur Trost und Heil."

„Wisset Ihr, wen Ihr trösten wollt, Friedrich Brander?" Und mit erhobener Stimme schrie sie: „Eine Verlorene, eine Sünderin! Mit Fluch war belastet, so ich in meinem Schoße trug. Darum ist es mir nie zur Freude geworden. Und den Mann, so ich liebte, hat es von mir getrieben, und mich selbst wird es dahinnehmen im Hui!"

„Wollet nicht erregt werden," bat ich. „Wohl wußte ich alles vorher, und darum eben bin ich gekommen."

„Darum?" fragte sie.

„Möget Ihr jenen noch lieben?" gegenfragte ich. Da schüttelte sie sich wie in starkem Frost.

„Lasset mich Euch mahnen an das Wort, so ich an jenem Abend sagte, da Ihr von mir schiedet!" sprach ich. „Die Liebe kann nimmermehr aufhören."

Da sahen mich die ersterbenden Augen so seltsam an. „Die Liebe?" murmelte sie. „Ein grauses Schicksal hat mir die Liebe bereitet. Daher trau ich ihr nimmer. So aber Ihr aus treuem Freundeswollen kommt, mag ich Euch wohl dulden."

„Meines Dienstes seid Ihr sicher," entgegnete ich. „Saget nur, wes Art er sein soll."

„Ihr wißt, was mich quält!“ rief sie. „O, der Fluch, der Fluch!“

Ich sprach: „Wie mögt Ihr solches wissen?“

Doch sie antwortete: „Ich weiß es. Ist es denn nicht genug, daß die Flamme im Busen zehrt?“

„Ich gehe zu Frau Gertrudis,“ sagte ich, „und in Bälde bin ich wieder bei Euch, Irmgard. Soll ich aber sonst noch etwas ausrichten oder Euch bringen, so wollet es fordern.“

Da wandte sie sich zu mir, und was ihre Lippen sagten, das baten auch ihre Augen: „Euer Verzeihen, Friedrich Brander, ich hab Euch bitter weh gethan.“

Da griff ich nach ihrer Hand, um selbige zu küssen. Doch zog sie mir dieselbe schnell zurück: „Nicht das, so ich ewiglich verscherzet habe.“

„O, du Selige, Süße! Wie hätt ich dir jetzt nachtragen können, was dereinst meine Seele vergiftet. Wie hätt ich dir jemalen von Liebe reden dürfen, wenn sie also schwächlich gewesen, daß ich dir, der Gebeugten gegenüber, nicht alles vergessen hätte, was mich dereinst geschmerzt! Zwar dachte ich zeitweilig, ich könnte meinen Groll nimmer überwinden, und versucht hab ich es, dir herb zu erscheinen, als du mir gebeichtet. Doch überkam es mich wie brennende Scham, und noch heute reut es mich tief, nur eines Augenblicks Länge anders als gut zu dir gewesen zu sein.“

Wie sie da vor mir lag, von dem Sprechen ermattet und zernichtet unter grausem Geschick, da belebte noch einmal Hoffnung meine Seele. Eine andere, weniger stolze als ehedem freilich. Doch wenn sie mein Weib nicht werden konnte, was hätte ich nicht daran gegeben, mir ihre Freundschaft zu erwerben. Wie an einem feuchten Herbsttage des Abends die Sonne zwischen den grauen Dunstschleiern auftaucht und die Erde beleuchtet, so sah auch ich noch für kurze Zeit ein goldiges Bild meiner Zukunft. Und an ihrem Lager warf ich mich aufs neue zu Boden. Mein ist sie, o Gott, du darfst sie nicht nehmen. Du mußt sie mir lassen. Ich will, ich will! — O, du menschliche Vermessenheit, so du den Himmel zu stürmen vermeinst, wie so bald ist es um dich geschehen! Aber davon wußte ich in jenem Augenblick nichts! Nur die Hoffnung des Besitzes schwellte meine Brust. Und ich hatte die Sonne wieder leuchten sehen. Was that's, daß es ein mattes Herbstsonnenlächeln war?

Ich setzte mich zur Martern, so still in einer Ecke hockte, und bat sie, mir leise zu berichten, was sie erfahren. Denn ich mußte noch ein wenig verweilen, bis die Dämmerung angebrochen. Und erzählte mir die Alte, wie sie vor zehn Tagen das junge Weib in dieser Hütte kreisend getroffen. Denn Angst und Schrecken hatten eine frühe Geburt herbeigeführt. Und habe ihr Irmgard erzählt, wie sie dem Heidereiter, dem bübischen, seit ihrer Flucht ein Anlaß zum Schelten und Fluchen gewesen. Als aber ihr Erspartes ausgegangen, habe er sich als ein Rasender gebärdet und ihr einmal sogar mit der geballten Faust gedroht. Da habe sie sich aufgemacht, wieder zurückzukehren, von wo sie ausgegangen, und eher Schimpf und Schande denn so schmähliche Behandlung erdulden zu wollen. Zwar sei er ihr gefolgt bis an diese Stelle, habe ihr auch diese Hütte gezimmert, dann aber sei er verschwunden.

So weit ging der Alten Bericht, wie sie ihn aus deren Mund entnommen, so jetzt betrogen und gebrochen dalag. Wohl ballte sich meine Hand, und in meinem Herzen klang wieder, was ich dereinst gesprochen: Dann möchte ich vergessen, daß ich zum Segnen ordiniert bin, und dennoch Euch verfluchen, Heidereiter!

Doch da lag ein Geschöpf vom Fluche so weit erniedrigt. Und ich würgte hinab, was da an Bitterem auf die Lippen wollte. Nein, nicht noch mehr Unglück heraufbeschwören. Der Gerechtigkeit Gottes kann niemand entgehen.

Jetzt, da Dämmerung herrschte, machte ich mich fertig; denn ich mußte Meister Dietrich erreichen. Irmgard lag wieder scheinbar schlafend. Als ich aber an das Lager trat, schlug sie die Augen auf. „Ihr geht, Pastor?“ sagte sie. „So recht. Bringet mir eilend Erlösung vom Bann, so mich gefangen hält.“

„Ich hätte wohl eine Bitte,“ entgegnete ich, „und ich meine, Ihr könntet sie mir gewähren. Wollet mich bei meinem Namen rufen, wie Ihr vordem gethan.“

Da zog es als ein glückliches Lächeln über ihre eingesunkenen Wangen: „So will ich

gern thun, Friedrich Brander, als ich vordem gethan." Und danach fragte sie: „Was riecht also süß?"

Wohl sog ich die Luft ein. Doch nur des Waldes Moderduft drang durch das Geläube der Wände. Als aber weder die Martern noch ich etwas erwiderte, sagte sie: „Mich dünkt, es duftet nach Veilchen."

Da sank ich, meiner unmächtig, auf den Schemel, und heiß quoll es mir aus den Augen. Und ich hub an, von einem frohen Leben, so sich ihr aufthun sollte, zu erzählen und gleichwie ein Maler alles farbig auszuführen. Zwar lag sie da, als ginge sie das nichts an, und nur zuweilen schüttelte sie ein wenig den Kopf. Doch that es mir wohl, meinem ungestümen Herzen süßen Trost einreden zu können.

Dann aber, als die Alte mich zupfte, stand ich auf. Da bat mich Irmgard noch einmal: „Betet mir das Weihnachtslied, so ich liebe. Und alsobald hub ich an:

„O patris caritas,
O nati lenitas!
Wir wären all verdorben,
Per nostra crimina,
So hat er uns erworben
Cœlorum gaudia!
Eia, wär'n wir da!

Ubi sunt gaudia?
Nirgends mehr denn da,
Da die Engel singen
Nova cantica,
Und die Schellen klingen
In regis curia.
Eia, wär'n wir da!"

Ihre Lippen bewegten sich leise, als nähmen sie die Worte auf, so ich aussprach.

„Auf Wiedersehen, Irmgard!" sagte ich, und sie: „Ja, auf schnelles Wiedersehen!"

Und so bin ich in den dämmernden Morgen hinausgeschritten. Vor der Thür aber hat noch die Martern gestanden und zu mir gesagt: „Eilet, Ehrwürden, denn es ist nicht weit, das sie entführen will."

„Was?" rief ich zornig.

„So ich Euch vor Jahresfrist gesagt," antwortete sie ruhig.

„Das glaube, so es will!" rief ich dagegen.

„Ja, ja," nickte die Alte, „Ihr glaubt noch immer nicht, Ehrwürden."

„Ich weiß, daß Gott der Allmächtige ist. Und das genügt mir." Damit hab ich mich gewandt und meinen Weg wohl gefunden. Meister Dietrich hatte die Gäule schon angeschirrt, als ich an den Krug kam.

Doch da ich ihn zur Eile trieb, schüttelte er den Kopf: „Das wird nicht wohl angehen. Denn von dem gestrigen scharfen Fahren hat das Rad schlimmen Schaden gelitten, und muß ich wohl zufrieden sein, wenn ich im Schritt bis gen Gernrode komme."

So mußte ich mich denn in Geduld fassen. Doch kaum, daß wir die hohen Lärchen bei den Wolfsklippen erreicht hatten, ist das Gefährt zusammengebrochen. Der Meister aber mußte zu einer Waldschmiede, so er nicht fern wußte, reiten und bat mich, auf dem Wege bis zu seiner Wiederkunft zu verweilen, was ohne Gefahr war, da keine Güter geladen waren. Ich hätte nicht wohl anders gekonnt, obschon mein Herz blutete. Und mußte ich mich also unthätig am Wagen niederlassen. Kam auch gar bald ein fahrender Fiedler, so, als er mich erblickte, in der Ferne zu spielen begann.

Zwar achtete ich zu Anfang dessen nicht, da ich eher alles andere denn Sang und Klang begehrte. Doch die klagende Weise, so er anhub, nahm bald meine Sinne gefangen. Er hat mir das Lied, da er nach Jahren durch das Dorf zog, nochmals singen müssen, und hat es mir dann die Thränen, so Weh und Leid durch Jahre hin verstockt hatten, in die Augen getrieben:

„Du Rose am Hag, du Rose am Hag,
Was träumst du so schweigsam bei Nacht und Tag
Und magst dich nimmermehr färben?" —
„Das Mägdlein, so meine Blüten gepflückt,
Die Nachtigall, welche mich singend entzückt,
Die sind nun fern,
Und ich muß sterben, verderben.

Vorüber die jauchzende, blühende Zeit,
Die Tage des Minnens so weit, so weit,
Als seien viel Jahre verronnen.
Als klaffte ein Abgrund, so bodenlos tief,
In welchem die Liebe verzaubert schlief
Und sei schon längst
Von Spinnengeweben umsponnen." —

„Du Rose am Hag, du Rose am Hag,
Wie magst du dies wissen, sag an, o sag,
Hast du's an dir selber erfahren?" —
„Ich hört es aus eines Wandrers Lied,
Was es heißt, wenn die Liebe von dannen zieht.
Sein Herze war tot,
Und war doch so jung noch an Jahren!" — —

Als endlich der Meister mit einem Schmied antrabte, hab ich der Arbeit Ende nicht er-

harret, sondern bin in Eilen querfeldein auf die Burg losgegangen.

Doch erst bei beginnendem Abendgrauen bin ich an dem Berge mit hochklopfendem Herzen gestanden, dann aber mit stiller Entschlossenheit emporgestiegen. Zwar hat mich augenblicks die Kunde, Herr Hoyer sei zugegen, gar sehr ermutigt, und wollte ich mich zu ihm führen lassen, da ich bei ihm am ersten etwas von der Fürsprache erhoffte. Doch trat alsobald die Freifrau aus dem Gemach, und wurde meine Absicht vereitelt.

Da ich zu ihr in das Erkerzimmer trat, musterte sie meinen ungeordneten Anzug mit verwunderten Augen, doch ohne ein Wort zu reden, und so sagte ich: „Wollet mein ungebührliches Auftreten verzeihen, Herrin, doch hab ich einen weiten Weg vollendet, Euch so bald als angängig einer Schwerkranken Bitte vorzutragen."

Wohl schaute sie in des Kamines Glut, doch gab sie mir, da ich inne hielt, ein Zeichen, weiter zu reden, und wollte ich ihr also schildern, welcher Art meine Entdeckung und mein Auftrag war. Doch kaum hatte ich Irmgards Erwähnung gethan, als sie, wie nach einem Schlangenbiß, in die Höhe fuhr: „Was schwätzet Er da, Pastor! Ich merke, Er dränget sich gern ein, wo Er nichts zu suchen hat. Doch wird Er üblen Lohn davontragen. Ich habe keine Tochter. Merk Er sich das und laß Er mich in Ruhe!"

„So Ihr Ruhe wollt, so gönnt sie auch der, welche vor Gottes Stuhl zu treten glaubt," sagte ich. „Ihr habt sie verflucht, sie aber seufzet unter der Last, so ihr fast das Herz abdrücket."

„So recht!" rief sie. „Ihr Pfaffen lehret und predigt von einem gerechten Gott, und so sich seine Gerechtigkeit zeiget, fallet ihr ihm in den Arm. Eine schöne Art das!"

„Ich bin nicht hier, um mit Euch über Gottes Eigenschaften zu streiten," sprach ich. „Wo der Verstand aufhört, da fängt der Seele gläubiges Vertrauen an. Dieses mein Herz und das aller fühlenden Menschen gebeut mir, was ich thun soll, nämlich vergeben, lieben und aufnehmen."

Sie sah mich wieder mit jenen kalten Blicken an, die am liebsten den Angeschauten durchbohrt hätten. Doch ich hielt furchtlos stand. Denn es galt mir gleich, was ich wollte gewinnen oder alles verlieren.

„Ich sagte Ihm bereits einmal, daß ich Vorschriften nicht liebe, so mir andre machen," sagte sie.

„Nicht Vorschriften, aber Bitten, Herrin," hub ich wieder an. „Was frommt Euch die Welt, so Euch ferne liegt. Euer Kind aber sehnet sich nach einem milden Wort aus Eurem Munde. Wie mögt Ihr es ihm wehren?"

Da legte sich eine finstere Falte über ihre Stirn, und sie sprach: „Ich hatte einst ein Kind, so Irmgard hieß. Das ist verdorben und gestorben. Seitdem bin ich ein kinderlos Weib. Was heischet Er nun noch, Pastor?"

„Erbarmen," bat ich. „So Ihr einen Verschmachteten am Wege findet, und Ihr mögt ihn retten mit einem Trunk Wasser ..."

„Und jener hat dereinst schändlich an mir gehandelt, so rühre ich keine Hand," unterbrach sie mich. „Im Ahnensaal droben hing ein Bild. Es besteht nicht mehr. Wie ein Gedenken nicht mehr besteht an die, so es darstellte. Er wird das nicht verstehen, Pastor. Daher erübrigt es sich, noch weiteres zu verhandeln. Wenn Er aber denkt, die Geliebte eines meiner Knechte dafür zur Pfarrerin zu machen, daß ich sie vom Fluche löse, so will ich Ihm zeigen, daß ich es gut mit Ihm meine und Ihn also bewahre, in eine Pfütze zu treten."

Diesen fühllosen Worten genüber versuchte ich mein letztes, und schnell vortretend, entgegnete ich ihr: „So möge Gott Euch nicht am letzten der Tage Eure Schuld vorhalten, so Ihr sie der vorhaltet, so Euer Kind bleibt und bleiben wird, und deren Seele von Euch gefordert wird. Denn ob Ihr mich heute anfunkelt oder morgen von dannen schickt, dies gilt mir wenig und hält die Worte nicht zurück, so ich Euch doch sagen muß. Wisset, an Irmgards Fehlen tragt Ihr die Schuld allein, die Ihr nimmer Liebe säetet. Hättet Ihr's verstanden, das Herz, so Liebe begehrte, zu fesseln, wahrlich, sie hätte nimmer gethan, das Euch Schanden macht. So aber habt Ihr nicht um sie Sorge getragen, und daher ist die Schuld, so sie gethan, auch die Eure."

Daraufhin bin ich hinausgegangen. Doch auf der Schwelle stand ein Alter mit grei-

sem Haar und durchfurchtem Gesicht, und sah ich, als ich näher trat, daß es Herr Hoyer war. Gesagt hab ich kein Wort, denn er mochte alles gehört haben, was nötig war. Aber er streckte mir die Hand hin, und mit verklingender Stimme sagte er: „Grüß Er mein Kind, Pastor."

Das hab ich versprochen und bin alsdann zu meinem Mütterlein gegangen, ihr von meines Verweilens Grund zu berichten. Nachdem ich aber etliche Stunden geruht, bin ich die Nacht hindurch aufs neue dem Born entgegengegangen.

Ich hab gemeint, diesen Weg froher gehen zu dürfen, doch als Bote einer aussichtslosen Kundschaft, woher sollte ich freudiges Zutrauen gewinnen?

Am Morgen bog ich von der Landstraße ab in den Wald und ersah in Bälde den Köhler. „Wie geht es?" rief ich ihm zu, doch ich dachte dabei Irmgards. „Gestern abend haben wir sie zur Erde bestattet," antwortete er.

Wohl erschrak ich heftig; doch bald meines Irrtums gewahr werdend, fragte ich nach denen am Born.

„Weiß nicht, Ehrwürden," sagte der Mann zurück. „Eigen Leid bleibt eben das stärkste."

Je näher ich der Hütte kam, um so mehr zögerte ich, indem ich erwog, was ich zuerst sagen sollte. Doch sah ich bald der Martern Gestalt vor der Thür, welche, da sie meiner ansichtig geworden, mir eifrig winkte.

„Was ist's?" sagte ich, als ich so nahe gekommen war, um von ihr vernommen zu werden.

„Nun, Ihr kommt noch zu rechter Zeit, Ehrwürden," sagte die Alte. „Das Sterben hat schon begonnen."

„Sie stirbt!" schrie ich entsetzt auf.

Doch die Martern reckte ihre dürre Hand gegen mich: „Rufet sie nicht zurück. Ihre Gedanken sind nicht mehr hinieden. So ich aber die Freifrau kenne und auf Eurem Gesicht lese, ist es ein Glück, daß sie Euch nicht mehr erschaut."

Ich stürzte hinein: da lag sie mit irrblickenden Augen, kalt war die Hand, so auf der Decke lag, und eine Totenblässe breitete sich mählich über das schöne Gesicht.

Was schrie ich nicht auf in blindem Zorn, da doch nun von des Todes knöcherner Hand mein Letztes dahingerafft wurde? Ich weiß nicht. Nur daß mein Herz erbebte vor der übermächtigen Sprache, so hier geredet wurde. Und also bin ich zum Gebet in die Knie gesunken: „Herr, leite ihre Seele in die ewigen Heimstätten." — —

Wir haben sie unweit der Quelle begraben, da der, so ihr Treue geschworen, und dem zuliebe sie Reichtum und Heimat und ihr junges Leben dahingegeben, sie verlassen hat. Daher hab ich jenen Ort nun Untreuborn geheißen.

Aus dem Gezweig und der Rinde ihrer Hütte hab ich mir an demselbigen Abend vom Köhler einen Rahmen für das zerrissene Bild Irmgards machen lassen, das ich aber bei meiner Rückkehr nicht mehr fand. Denn die Freifrau hatte selbiges von meinem Mütterlein fordern lassen und wird es wohl vernichtet haben. So hab ich mir den leeren Rahmen als ein Angedenken aufbewahrt. Mein letzter Gang auf Erden aber wird sein zum Grabe Irmgards am Untreuborn.

* * *

Wir saßen, nachdem der letzte Satz verklungen war, eine lange Weile wortlos. Meines Wirtes Pfeife war längst ausgegangen. Endlich brach ich das Schweigen: „Und was wird aus Frau Gertrudis und Herrn Hoyer geworden sein?"

„Das weiß Gott!" sagte der Pfarrer. „Ihre Spuren sind verweht und überwachsen. Mögen sie sanft ruhen! Vor allem aber das arme blonde Kind am Untrüborn. Und wenn Sie jetzt den Rest der Nacht droben ruhen," fuhr er fort, „so glaub ich nicht, daß ein Spuk Sie stören wird." —

Dennoch haben mir die Geister dieser alten Mär, von der nur noch ein schwacher Klang in unsere Zeit herübergrüßt, eher keine Ruhe gelassen, als bis ich jene alte Urkunde, die vom Reif in der Frühlingsnacht berichtet, abgeschrieben habe. Und kommst du an den Untrüborn, so vergiß nicht, für die Seele, die dort gebangt hat, einen frommen Wunsch zum Himmel zu senden!



Max Müller
und die vergleichende Religionswissenschaft.

Von

Thomas Achelis.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wenn man mich fragen würde, was ich für die wichtigste Entdeckung halte, die im neunzehnten Jahrhundert in Bezug auf die alte Geschichte der Menschheit gemacht worden ist, so würde ich sagen, es sei die folgende einfache etymologische Gleichung: Sanskrit Dyaush-Pitar = Griechisch Zeus Pater = Lateinisch Jupiter = Altnordisch Tyr. Diese Gleichung besagt nicht nur, daß unsere eigenen Vorfahren und die Vorfahren von Homer und Cicero dieselbe Sprache redeten wie die Bewohner Indiens — dies ist eine Entdeckung, welche längst aufgehört hat, Staunen zu erregen, so unglaublich sie auch anfangs klang —, sondern sie besagt und beweist auch, daß sie alle einst denselben Glauben hatten und eine Zeit lang dieselbe höchste Gottheit unter genau demselben Namen verehrten, einem Namen, welcher Himmel = Vater bedeutete." Mit diesen Worten hat Max Müller (Anthropol. Religion S. 80) treffend den gewaltigen Umschwung der Anschauungen gekennzeichnet, welchen wir der linguistischen Forschung der Gegenwart zu verdanken haben. Sie kann in der That stolz darauf sein, durch ihre Vergleichungen ein klärendes Licht in völlig pfadlose Nacht geworfen zu haben, in prähistorische Perioden des Menschengeschlechtes, von denen keine litterarische oder monumentale Überlieferung uns eine Kunde brachte. Freilich fehlen auch nicht die, fast könnte man sagen, unvermeidlichen Hypothesen, und manches Dogma ist schon zu einer schönen spekulativen Dichtung verblaßt — dahin gehört namentlich die Konstruktion des urarischen Volkes, seiner Religion, Mythologie, Sprache, Heimat u. s. w. —, allein die Grundzüge des Bildes sind unwiderleglich, und je mehr die Sprachwissenschaft es nicht verschmäht, die Hilfe der Völkerkunde und Paläontologie zu verwerten, also die Vergleichung auch über ihr engeres Feld auszudehnen, wird sie im stande sein, ihr Programm immer mehr zu verwirklichen.

Auf diesem Boden ist die vergleichende Religionswissenschaft erwachsen, als deren Begründer* oder wenigstens eifrigen Förderer wir unseren berühmten Landsmann in Oxford, Max Müller, ansehen dürfen. Obschon er seit mehr als fünfzig Jahren dauernd in England lebt und viele seiner Werke englisch geschrieben sind, und obwohl der Versuch, ihn durch eine Professur in Straßburg 1872 wieder an das alte Vaterland zu fesseln, scheiterte, ist er doch in seinem Herzen ein echter Deutscher geblieben. Er ist der Sohn des bekannten Volks- und Griechenlieder-Dichters Wilhelm Müller, dessen Lied „Im Krug zum grünen Kranze" noch in aller Munde lebt, und wurde in Dessau am 6. Dezember 1823 geboren. In Leipzig

* Der Streit darüber ist ziemlich müßig. Freilich besitzt Frankreich schon seit 1878 eine École supérieure d'Études religieuses, und noch früher gab Burnouf, unter dessen Fittichen Müller in Paris studierte, ein Buch über die Science des Religions heraus; ebenso hat der Leidener Professor Tiele schon 1866 vergleichende religionswissenschaftliche Untersuchungen veröffentlicht; aber im großen Stil ist erst, wie wir später sehen werden, die ganze Bewegung durch unseren Gewährsmann organisiert, so daß mit seinem Namen die Wissenschaft unauflöslich verknüpft ist.

studierte er unter Brockhaus Sanskrit und unter Fleischer Arabisch, neben eifrigen klassischen philologischen und philosophischen Beschäftigungen, so daß er 1843 von Professor Drobisch, einem geschworenen Herbartianer, mit folgenden Worten zum Doktor ernannt wurde: Vir doctissime, quamvis nostris sententiis toto coelo distemus, tamen te creo et pronuntio magistrum artium et doctorem philosophiæ in universitate nostra. Durch Schelling nach Berlin gezogen, verfaßte Müller auf seinen Wunsch eine Übersetzung der wichtigsten Upanishaden (Kommentare) der Veden, jener Schriften, die Schopenhauer den Trost seines Lebens und Sterbens nannte. Der junge Gelehrte, in der Erkenntnis, daß man von diesem verhältnismäßig späten Erzeugnis der altindischen Litteratur zu den Veden selbst, der Urquelle, zurückgehen müsse, begab sich nach Paris, um unter Burnoufs Leitung eine Herausgabe des Veda anzubahnen und das erforderliche Material zu sammeln. Da wurde durch einen kürzeren Aufenthalt in England (1846), wo einige Handschriften zu vergleichen waren, diese ungeheuer schwierige Aufgabe dadurch verwirklicht, daß die Direktoren der ehemaligen Ostindischen Gesellschaft Max Müller mit der Herausgabe des Rigveda auf ihre Kosten betrauten. In sechs riesigen Quartbänden erschien dies monumentale Werk in den Jahren 1849 bis 1875, ein Denkmal deutschen Fleißes und Scharfsinnes. Lassen wir unseren Gewährsmann für sich sprechen: „Der Veda selbst war für mich nur Mittel zum Zweck; eine Philosophie der Mythologie und Religion sollte auf zuverlässigerem Material aufgebaut werden, als dies Schelling in seiner späteren Philosophie der Religion und Mythologie hätte thun können. Während ich mich also entschloß, für andere zu arbeiten und eine Ausgabe des Rigveda und seines Kommentars so vollkommen und fehlerlos zustande zu bringen, wie dies damals möglich war, machte ich mich gleichzeitig daran, meine eigene Arbeit zu fördern. Nachdem ich in Oxford Aufenthalt genommen und als Professor der neueren Litteratur und Sprache berufen worden war, widmete ich meine freie Zeit dem Studium der Sprachwissenschaft. Das Studium der Sprache bildet ebenso für das Studium der Philosophie wie für das der Mythologie die unerläßliche Voraussetzung und Einleitung. Welche Aufschlüsse die künftige Forschung auch immer über die wahre Natur der Sprache uns geben mag, vom rein praktischen Gesichtspunkt aus leuchtet es ein, daß die Sprache uns zum mindesten die Werkzeuge des Denkens liefert, daß für den Philosophen eine Kenntnis dieser Werkzeuge ebenso wesentlich ist wie für den Schiffer die Kenntnis seines Schiffes und seiner Ruder.“ (Natürl. Religion S. 19.)

Diese sprachwissenschaftliche Thätigkeit war, wie bereits angedeutet, nur die Grundlage für eine umfassende religionswissenschaftliche und mythologische Forschung, die auf dem internationalen Orientalistenkongreß im Jahre 1874 in London mit einem großartigen Unternehmen in die Erscheinung trat. Dort legte Max Müller den Plan vor zu einer kritischen Sammlung der bedeutendsten heiligen Bücher des Ostens, d. h. aller solcher Schriften, die irgend kanonische Anerkennung innerhalb irgend einer Gemeinschaft erlangt hatten, mit den dazu gehörigen Kommentaren. Diese Encyklopädie, für die die berühmtesten abend- und morgenländischen Gelehrten gewonnen wurden, erschien in drei Serien, die erste zu vierundzwanzig Bänden 1879 bis 1885, die zweite zu fünfundzwanzig Bänden 1886 bis 1895, die dritte, 1894 begonnen auf besondere Veranlassung und mit Unterstützung des Königs von Siam, soll nur buddhistische Werke umfassen. Es galt jetzt nicht mehr, in kühnen, glänzenden Bildern die religiösen und mythologischen Ideen zu entwickeln, sondern ihren thatsächlichen Hergang induktiv, an Hand des gewonnenen Materials festzustellen. Deshalb war eben diese kritische Sichtung der Handschriften die unerläßliche Vorbedingung für die spätere Bearbeitung und Vergleichung. Im übrigen können wir an dieser Stelle nicht genauer die reiche wissenschaftliche Thätigkeit des gefeierten Gelehrten verfolgen, wir wollen nur bemerken, daß er, abgesehen von den rein kritischen linguistischen Werken, auch eine Reihe sehr empfehlenswerter populärer Bücher verfaßt hat, die besonders zur Orientierung auf dem neuen Felde der mythologischen und religionswissenschaftlichen Forschung dienen können. Manche derselben

sind aus Vorlesungen an Universitäten, so die Gifford-Lectures, entstanden und sämtlich später ins Deutsche übertragen worden.*

Eine Vorfrage bedarf freilich, ehe wir in unserer Darstellung fortfahren, der Beantwortung, nämlich der besonders in einseitig naturwissenschaftlichen Kreisen immer noch wieder auftauchende Einwand, daß Mythologie und Religion nur ein einziger folgenschwerer Irrtum sei, in der Hauptsache Erfindung, Lug und Trug schlauer Priester. Man mag dogmatisch über den positiven Inhalt einzelner Religionsformen von unserem Standpunkt aus denken, wie man will, so viel ist für eine unbefangene kulturgeschichtliche Auffassung klar, daß der religiöse Trieb gerade so gut den Tiefen der menschlichen Seele entspringt, wie alle anderen socialpsychischen Erscheinungen, z. B. Recht, Sittlichkeit, Staat, Kunst u. s. w. Die Religion ist mit der gleichen psychologischen Notwendigkeit entstanden, so sehr auch leider in ihrem Verlauf später Berechnung und Täuschung mit hineingespielt haben mögen. Bedauerlicherweise haben vorgefaßte Meinungen und ererbte Vorurteile auch die unmittelbare praktische Beobachtung bei den Naturvölkern unserer Tage beeinträchtigt, wie dies Müller selbst bei einem sonst so objektiven Forscher wie Darwin konstatiert, der, als er bei seiner Weltumsegelung zu den armen Feuerländern an der Spitze Südamerikas gelangte, diese unglücklichen Bewohner eines unwirtlichen Landes fast wie die Teufel im Freischütz beschrieb: Beim Anblick solcher Menschen kann man sich schwerlich einreden, daß sie Mitmenschen, Mitbewohner derselben Erde seien. Ihre Sprache verdient kaum den Namen artikuliert. Kapitän Cook verglich sie mit den beim Räuspern entstehenden Geräuschen; aber sicherlich würde nie ein Europäer sich unter so vielen heiseren und gluckfenden Kehltönen räuspern. (Natürl. Rel. S. 79.) Nachträglich stellte sich heraus, daß diese freilich von der Natur nicht sehr bevorzugten Stämme über einen Wortschatz von über dreißigtausend Wörtern verfügten, eine sehr beachtenswerte Thatsache, wenn man bedenkt, daß ein Shakespeare für sein Weltbild etwa mit der Hälfte auskam. Wir wollen aber zu Gunsten des wahrheitsliebenden englischen Naturforschers hinzusetzen, daß er später freimütig seinen Irrtum erkannte und zurücknahm.

Giebt es nun in der That kein absolut religionsloses* Volk auf der Erde, und beruhen alle entgegengesetzten Behauptungen entweder auf unzureichenden, flüchtigen Beobachtungen oder auf dogmatischen, zu engbegrenzten Voraussetzungen, so muß es auch notwendigerweise bestimmte Quellen für das induktive Studium der verschiedenen Religionen der Menschheit geben. Solcher Fundgruben sind vier vorhanden: 1) die Sprache, 2) der Mythus, 3) Sitten und Gebräuche und 4) heilige Bücher. Was die Sprache anlangt, so dürfen wir über dies Feld hier wohl schweigen und uns mit dem einfachen Hinweis begnügen, daß es, was unsere arische Vergangenheit angeht, gelungen ist, einen indogermanischen Stammbaum zu entwerfen, der in dunkler Vorzeit und in einem immer noch nicht mit Sicherheit festgestellten Lande eine gemeinsame Völkerfamilie umfaßt hat. Dagegen müssen wir die Grundsätze der vergleichenden Mythologie, die sich ihrer Schwester, der vergleichenden Sprachwissenschaft, wie oben bemerkt, angeschlossen, einer eingehenden Prüfung unterziehen.

Daß die hellenische Götterlehre, deren klassische Schönheit und dramatische Lebendigkeit noch jetzt unsere Bewunderung erzwingt, kein völlig nationales, originales Werk nach ihren Bestandteilen ist, sondern vielfach fremde Einflüsse verrät, weiß jeder, der sich auch nur oberflächlich mit ihrer Entstehungsgeschichte vertraut gemacht hat. Aber noch über diesen allgemeinen Rahmen hinaus traten häufig gleichartige Züge bei den verschiedenen Helden und Gottheiten hervor, mochten die einzelnen Namen auch auf den ersten Blick voneinander abweichen. Solche bedeutsame Parallelen waren z. B., wie Müller feststellt, die sehr häufig wiederkehrenden Erscheinungen, daß die Heroen illegitime Kinder waren, der Vater ein Gott oder ein

* Die letzten Werke dieser Art sind: Natürliche Religion, Physische Religion, Anthropologische Religion, Psychologische Religion, sämtlich bei Wilhelm Engelmann in Leipzig erschienen.

* In dieser Beziehung verweisen wir auf das treffliche Werk von G. Roskoff: Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, 1880, in welchem ein sehr umfangreiches Material zusammengestellt ist.

Fremder, die Mutter eine einheimische Fürstin, daß von vielen dieser Heroen dem Stiefvater angeblich Verderben drohte, daß sie deshalb ausgesetzt, von Tieren oder kinderlosen Hirten aufgezogen wurden, in ihrer Jugend sich unter ihren Gespielen auszeichneten, Knechtesdienste verrichten mußten, aber meist siegreich von ihren Kämpfen und Arbeiten heimkehrten, ihre Feinde töteten, ihre Mütter befreiten, als Nachfolger den Thron bestiegen, eine neue Stadt erbauten und meistens eines ungewöhnlichen Todes starben. Dies ist, wie sich leicht zeigen läßt, der gemeinsame Rahmen, in welchen die Mythen von Perseus, Herakles, Ödipus, Amphion und Zethos-Theseus in Griechenland, Romulus und Remus in Italien, Siegfried, Wittich und Wolfdietrich in Deutschland, Kyros in Persien, Karna und Krishna in Indien sich einfügen lassen. (Natürl. Rel. S. 467.) Aber dies Princip der psychologischen Vergleichung läßt sich noch weiter verfolgen, selbst über die engeren Grenzen der ursprünglichen Stammesverwandtschaft hinaus, so daß wir jetzt in der That auf die bisher immer vergeblich gesuchten Züge des allgemein menschlichen Naturells stoßen. Gerade auf Grund der weitreichenden Ergebnisse der modernen Völkerkunde ist es uns jetzt möglich geworden, für diese großartige, weltumspannende Perspektive, die manchem klassischen Philologen vielleicht nur ein ungläubiges Lächeln abnötigt, die handgreiflichsten, unwiderleglichen Belege zu Tage zu fördern. Ein Beispiel mag genügen. Es dürfte bekannt sein (und auch unser Gewährsmann nimmt darauf Bezug), wie die polynesischen Sagen und Kosmogonien in auffälliger Weise mit der hellenischen Mythologie in ihren Grundzügen übereinstimmen,



Max Müller.

so daß man zuerst auf die abenteuerlichsten Entlehnungs-Hypothesen verfiel.* Hier bleibt keine andere Erklärung übrig, als anzunehmen, daß auf einer bestimmten Stufe des geistigen Wachstums dieselben mythologischen Ideen als ein naturnotwendiges Produkt der menschlichen Phantasie entquillen, wie es schon Herder und Schiller ihrer Zeit ahnten und die Völkerpsychologie unserer Tage zur Gewißheit erhoben hat. Mit einer starken Betonung des sprachlichen Moments schildert Müller diesen Prozeß so: „Die Mythologie, welche zuerst gleichsam Wahnsinn zu sein schien, der über das Menschengeschlecht in einer bestimmten Periode seiner Entwickelung gekommen war, ist jetzt als eine unvermeidliche Entwickelungsstufe in dem Wachstum der Sprache und des Denkens — denn die beiden sind immer untrennbar — erkannt worden. Sie repräsentiert, was wir in der Geologie eine metamorphische Schicht nennen würden, eine durch vulkanische Ausbrüche der darunter liegenden Felsmassen herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig geschichteten Sprache. Es ist metamorphische Sprache und Denken, und es ist die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerstreuten Fragmenten dieser mythologischen Schicht die Reste von organischem Leben, vernünftigem Denken und dem ältesten religiösen Sehnen des menschlichen Herzens zu entdecken."

Für das Studium der eigentlichen religiösen Systeme, welche irgend welche weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben, bilden jedoch bei weitem die wichtigste Quelle die heiligen Bücher, die eine anerkannte offizielle Bedeutung für eine Gemeinde der Gläubigen erlangt haben. Europa ist hier, wie in so vielen Beziehungen, ganz und gar auf den kulturgeschichtlich älteren Erdteil, auf Asien angewiesen, und von den fünf Ländern, die in Betracht kommen, nämlich Indien, Persien, China, Palästina und Arabien, nimmt das erstgenannte mit seinen vier großen Religionen (dem Brahmanismus und dem Buddhismus in seinen drei Unterabteilungen) unzweifelhaft die erste Stelle ein. Im ganzen giebt es nach Müller acht Religionen: die vedische, den Buddhismus, das Zoroastertum des Avesta, die Lehre des Confucius, den Taoismus, das Judentum, das Christentum und den Islam. Nur muß man sich hüten, diese mit göttlichem Nimbus umstrahlten Urkunden ganz und gar als Werke der sogenannten Religionsstifter zu fassen. So gewaltig deren Persönlichkeit auch sein mochte, ihre Thätigkeit und Wirksamkeit ist psychologisch nur begreiflich, wenn diese gottbegeisterten Seher in gewissem Sinne einen für ihre Mission schon vorbereiteten Boden antrafen, dem sie ihre Saat anvertrauen konnten. Man erinnere sich außerdem der Thatsache, daß diese Propheten nie die heiligen Schriften selbst verfaßten, und daß sie sich meistens einer buchstäblichen Deutung und Auffassung ihrer Worte, welche der späteren Verknöcherung im Dogma vorauszugehen pflegt, lebhaft widersetzten. Gerade in Bezug auf die unendlichen Greuel, welche der tote Buchstabenglauben in der Menschheit angerichtet (der alte Lucrez und der skeptische Voltaire begegnen sich hier in demselben grimmigen Haß), könnte man der beredten Verteidigung der natürlichen Religion, der unmittelbaren lebendigen Empfindung des Übersinnlichen, der lauteren Sprache des Herzens zustimmen, welche Müller einem Indianer in den Mund legt, indem er sagt: Auch die roten Männer, die auf Gott in der Natur lauschen, werden seine Stimme hören und zuletzt den Himmel jenseits finden, ein Bekenntnis, das unser Gewährsmann so fortsetzt: Diese Religion, die sich in Kopf und Herz, in dem Himmelsgewölbe, in den Felsen, Flüssen und Bergen findet, ist das, was wir natürliche Religion nennen. Sie wurzelt in der Natur, in der menschlichen und in der uns umgebenden Natur, die uns zugleich der Schleier und die Verschleierung oder Offenbarung des Göttlichen ist. Sie kennt keinen Zwang, entwickelt sich mit der Entwickelung des Menschengeistes und richtet sich nach den Bedürfnissen jeden Zeitalters. Und deshalb setzt er im anderen Zusammenhange hinzu: Was unserer Zeit mehr als alles andere not thut, ist die na-

* Vergl. dazu Bastian, dem durch Benutzung sonst unzugänglicher Schriften auf der königlichen Bibliothek in Honolulu besonders tiefe Einblicke in die verschlungenen Irrgänge der hawaiischen Mythologie gestattet waren. (Heilige Sage der Polynesier, Leipzig 1881.)

türliche Religion. Was immer die verschiedenen Theologen unter übernatürlicher Religion verstehen mögen, die Geschichte lehrt uns, daß nichts so natürlich ist als das Übernatürliche. Allein das Übernatürliche muß sich stets auf dem Natürlichen aufbauen; übernatürliche Religion ohne natürliche wäre ein Haus, das man auf Sand gebaut hat. Fallen dann, wie in unseren Tagen, die Regenschauer des Zweifels darauf herab, umbrausen es die Wogen der Kritik und die Stürme des Unglaubens und der Verzweiflung, so stürzt es zusammen, weil es nicht auf den Felsen der buchlosen, der natürlichen, der ewigen Religion gegründet ist.

Diesen stetigen, organischen Umbildungsprozeß des Physikalischen, Natürlichen in die höhere Sphäre des religiösen Glaubens hat nun Max Müller mit dem umfassenden Rüstzeug seines mythologischen Wissens in seinen einzelnen Stadien entwickelt — so liefert er, wie er es selbst nennt, eine Biographie des indischen Feuergottes Agni von seiner materiellen Seite bis zur spekulativsten Fassung — so daß nach seinem Ausdruck dasjenige, was wir selbst unseren Glauben an Gott den Vater nennen, nur die letzte Frucht dieser unaufhaltsamen Entwickelung des menschlichen Denkens ist.

Indem wir grundsätzlich auf alle Polemik verzichten (die zu starke Betonung des meteorologischen Elementes und der Sprache, die Bevorzugung des Vedas und Indiens überhaupt würde dazu freilich auffordern), beschränken wir uns zum Schluß nur auf zwei allgemeine Bemerkungen, welche den hohen Wert der religionswissenschaftlichen Studien im ganzen und großen betreffen. Zunächst leuchtet ein, daß wir nur so die Geschichte des religiösen Bewußtseins verstehen und würdigen können; zugleich erobern wir uns dadurch den einzig richtigen objektiven Standpunkt, der sich gleich weit entfernt hält von dem intoleranten erfahrungsfeindlichen Dogmatismus und der ebenso unberechtigten skeptischen Verneinung der tiefen Bedeutung religiöser Gefühle und Anschauungen im allgemeinen. Ja, diese Rücksicht vermag uns erst, wie Max Müller bemerkt, zu dem Gedanken zu bringen, auch unser religiöses Bekenntnis, so vollkommen es auch anderen gegenüber bislang sein mag, nur als eins der vielen zu betrachten, die in größerer oder geringerer Entfernung sich um die Wahrheit bewegen. Sodann ist der Zusammenhang unseres Glaubens mit der Sittlichkeit, das Problem von dem allgemein gültigen Gehalt der Religion und ihre Beziehung zu den letzten Rätseln alles Seins einer wissenschaftlichen Lösung erst nahe gebracht, wenn die exakte religionswissenschaftliche Arbeit einer möglichst umfassenden Vergleichung vorausgegangen ist. Innerhalb des weiten Gebietes der indogermanischen Mythologie und Religion möchten wir aber wohl keinen verläßlicheren Führer finden als unseren gefeierten Landsmann, der trotz seines Greisenalters unermüdlich thätig ist im Dienst der höchsten Ideale der Menschheit.





Die Kunstarbeiten in Elfenbein.

Eine kunstgeschichtliche Skizze
von
Christian Scherer.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das Elfenbein, worunter man bekanntlich im engeren Sinne die mächtigen Stoßzähne des Elefanten versteht, ist einer von denjenigen Stoffen, die wohl am frühesten für künstlerische Zwecke in Anwendung gekommen sind. Schon unter den ältesten Spuren menschlicher Kunstübung, unter den merkwürdigen Funden aus der Diluvialzeit, deren interessanteste den Höhlen des südlichen Frankreichs und der Pyrenäen entstammen, finden sich Gegenstände in Elfenbein, denen die Hand des Menschen durch Schnitzen oder Gravieren eine künstlerische Gestaltung zu geben versucht hat. Nachdem schon im Jahre 1864 durch den französischen Archäologen Edouard Lartet in der an wichtigen paläolithischen Funden reichen Madeleinehöhle der Dordogne jenes berühmte, auf eine Elfenbeinplatte eingravierte Bild entdeckt worden war, das in grober Zeichnung, aber in überraschender Naturwahrheit ein Mammut darstellt (Abbild. S. 537), wurden in derselben Gegend nach und nach zahlreiche ähnliche Funde gemacht, so daß wir jetzt eine stattliche Menge solcher Sachen, auf Platten eingeritzte Zeichnungen und vollrund geschnitzte Figuren aus Elfenbein, besitzen. Unter ihnen befinden sich neben solchen, die augenscheinlich praktischen Zwecken, wie z. B. als Dolchgriffe u. s. w. dienten, auch Arbeiten von entschieden selbständiger künstlerischer Bedeutung, darunter vor allem jene ganz oder nur in Bruchstücken noch erhaltenen weiblichen Figuren, die bei den Ausgrabungen des Ingenieurs Piette in den Höhlenschichten von Brassempouy im südlichen Frankreich zu Tage kamen. Einzelne der hier gefundenen Figuren zeichnen sich durch einen geradezu erstaunlichen Naturalismus aus, so daß man es wagen durfte, aus gewissen, scharf ausgeprägten körperlichen Merkmalen auf das Aussehen jener Menschen, die während der Höhlenzeit Südfrankreich bewohnten, wichtige und ergebnisreiche Schlüsse zu ziehen. Allein nicht nur in anthropologischer, sondern auch in kunstgeschichtlicher Hinsicht verdienten diese Gegenstände allgemeines Interesse, da sie als früheste Zeugnisse menschlichen Kunstsinnes den in der Geschichte des Ornaments schon längst erkannten Satz von dem Vorrang der plastischen Kunst gegenüber der in der Fläche bildenden Zeichnung und Malerei in überraschender Weise bestätigten und zugleich auch den Nachweis lieferten, daß weder das geometrische Ornament, wie man gewöhnlich annahm, noch die naturalistische Tierzeichnung oder die vollrunde Tierfigur, sondern die plastisch ausgeführte menschliche Gestalt an die Spitze der bildkünstlerischen Entwickelung zu stellen ist. So haben diese Funde, historisch betrachtet, für Wissenschaft und Kunst eine ungeahnte Fülle neuer Erkenntnis gebracht; von rein künstlerischem Standpunkt zeigen sie als erste Versuche, welche in ihrer flüchtigen Ausführung zum Teil wie rasch hingeworfene Skizzen begabter Künstler wirken, eine so scharfe Be-

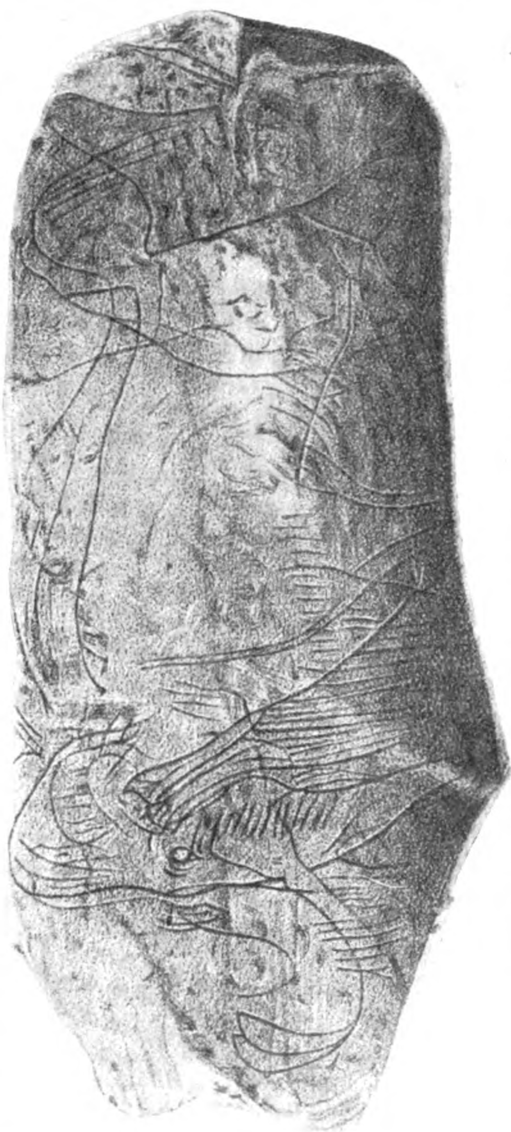
obachtungsgabe, eine so geschickte Herausarbeitung des Charakteristischen, endlich eine so erstaunliche technische Fertigkeit, daß sie hierin kaum von den Elfenbeinarbeiten der ältesten Kulturvölker des Altertums übertroffen werden.

Denn was wir an solchen Gegenständen von den Ägyptern besitzen, sind meist nur kleinere, für den praktischen Gebrauch bestimmte Sachen, wie Würfel, Kämme, Nadeln, Löffel, Büchsen, Castagnetten, Dolche mit elfenbeinernen Griffen, ferner Bumerangs mit eingravierten Darstellungen, hier und da wohl auch einige kleine Figuren. Manche von diesen Gegenständen stammen noch aus der fünften und sechsten Dynastie, sind also fast fünftausend Jahre alt und zum Teil von vortrefflicher Arbeit. Daneben wurde das Elfenbein bei den Ägyptern auch viel zu Tischlerarbeiten benutzt, um Stühle, Betten, Kästen und andere Möbel aus Holz damit zu verzieren.

Einen ähnlichen dekorativen Zweck hatte das Elfenbein auch bei den Kulturvölkern Mesopotamiens, den Babyloniern und Assyriern. Hier diente es ebenfalls häufig zur Verzierung der Möbel und als Schmuck der Kassetten an der Decke und anderer Gebäudeteile, die wir uns damit bekleidet denken müssen, und ähnlich waren offenbar auch die „elfenbeinernen Häuser und Paläste“ beschaffen, welche in den Büchern des Alten Testaments, wo das Elfenbein überhaupt eine wichtige Rolle spielt, öfters erwähnt werden.

Zahlreiche Stellen daselbst zeigen, daß es damals schon vielfach benutzt und in großen Massen verarbeitet wurde. Freilich konnten sich nur Reiche, meist nur Könige und Fürsten, diesen Luxus gestatten, die sich, wie uns z. B. der Prophet Ezechiel vom König von Tyrus berichtet, sogar die Bänke ihrer Galeeren aus Elfenbein herstellen ließen.

Für viele dieser orientalischen Völker waren zweifellos die seetüchtigen und handelskundigen Phönikier die Vermittler dieses kostbaren Materials, das sie auf ihren Handelswegen aus den entlegensten Ländern, aus Indien und Afrika, von wo auch heute noch bekanntlich das beste Elfenbein kommt, in rohem und bearbeitetem Zustand überall hinführten. So sind z. B. auch die Elfenbeingegenstände, die als die ältesten auf griechischem Boden gefunden wurden, nämlich diejenigen, welche Heinrich Schliemann in den sogenannten Schachtgräbern auf der Burg



Elfenbeinplatte mit der Zeichnung eines Mammuts. (Nach Lubbock, Vorgesch. Zeit.)

von Mykene entdeckte, nicht einheimischer, sondern fremdländischer Herkunft, da sie sämtlich ein ausgesprochenes Gepräge nordsyrischer oder ägyptischer Kunst tragen und ohne Zweifel aus diesen Ländern auf dem Handelswege durch phönikische Kaufleute dorthin gelangt sind.

Doch scheint das Elfenbein auch in Griechenland schon früh, wie unter anderem seine häufige Erwähnung in den homerischen Gedichten beweist, zu großer Beliebtheit gekommen zu sein. Anfangs noch selten und kostbar, wurde es mit der allmählichen Entwickelung des Handelsverkehrs immer häufiger und immer mehr in der Plastik heimisch, wo es bald nicht nur zu kleineren Arbeiten kunstgewerblicher Art, sondern auch bei größeren Werken Verwendung fand, wie z. B. bei der berühmten, im Heratempel zu Olympia aufbewahrten Lade des Kypselos, einem der frühesten Werke dieser Art. Hier waren die Reliefs, die in einem dreifachen Friese drei Seiten des viereckigen Kastens schmückten, zum Teil aus dem Holze herausgeschnitten, zum Teil aus Elfenbein geschnitzt und besonders aufgelegt. Es war dies die eine der beiden in Griechenland besonders beliebten Methoden der Verwendung des Elfenbeins, die ein- oder aufgelegte Arbeit, in der unter anderem auch die Wände, Thüren und Decken der Paläste der Heroenzeit verziert waren. Hierbei wurden die geschnitzten elfenbeinernen Zieraten auf einen Untergrund von Holz oder Metall aufgelegt und mit Nägeln befestigt oder sie wurden auch nach Art der Intarsien eingelegt, nachdem die betreffenden Stellen des Untergrunds zuvor vertieft ausgeschnitten waren.

Auf diese doppelte Weise — die erstere erinnert von ferne noch an assyrische Vorbilder, während die letztere erst mit fortschreitender Technik häufiger zur Anwendung gekommen zu sein scheint — wurde auch das Mobiliar der verschiedensten Art verziert. Die zweite, hauptsächlich angewandte Methode, die massive Schnitzerei in Elfenbein, kam dagegen im allgemeinen nur bei kleineren Gegenständen praktischen Gebrauchs, wie bei Schreibtafeln, Würfeln, Schwert- und Messergriffen, Kämmen, Sceptern, Flöten u. s. w., in der luxuriösen Kaiserzeit auch an den Füßen von Betten und Tischen zur Anwendung.

Seine größten Triumphe aber feierte das Material in der Skulptur des klassischen Altertums. Hier wurden nicht nur kleinere Figuren aus Elfenbein geschnitzt und dann oft auch nach dem die gesamte griechische Kunst beherrschenden Grundsatz der Polychromie farbig bemalt, wie z. B. die unter den Ruinen einer römischen Villa bei Rieti gefundene lebensvolle Statuette eines tragischen Schauspielers, sondern es wurden auch lebensgroße Statuen von Göttern und Menschen aus Elfenbein gebildet. Ganz besonders aber war in der Glanzzeit der griechischen Kunst bei großen, oft kolossalen Götterbildern ein Verfahren üblich, bei dem man die nackten Teile aus Elfenbein, alles übrige aber aus einem anderen Stoffe, gewöhnlich aus Gold, fertigte. Diese sogenannten chryselefantinen (goldelfenbeinernen) Bilder spielen in der Geschichte der griechischen Plastik bekanntlich eine wichtige Rolle. Gehörten doch die herrlichsten Schöpfungen eines Pheidias und Polyklet, so unter anderen das Kultbild der Athena im Parthenon, die Kolossalstatue des Zeus zu Olympia, die Kultstatue der Hera in Argos und zahlreiche Werke anderer berühmter Künstler dieser chryselefantinen Technik an. Leider ist uns keines dieser Werke mehr erhalten, so daß es, zumal auch das Verfahren in vielen Punkten noch nicht genügend aufgeklärt, schwierig ist, sich in technischer wie ästhetischer Hinsicht eine richtige Vorstellung davon zu machen. Nur das wissen wir aus den schriftlichen Nachrichten, daß der Künstler zunächst einen mit eisernen Klammern und Stangen zusammengehaltenen Kern aus Thon und Holz herzustellen hatte, über den dann die Gewänder aus getriebenem Goldblech gelegt, während alle nackten Teile aus Elfenbein gebildet wurden. Schließlich wurde das Ganze überarbeitet, geglättet und sauber poliert.

Während aber, wie schon gesagt, von diesen Werken der monumentalen Skulptur keines mehr erhalten ist, sind uns kleinere Elfenbeinarbeiten des klassischen Altertums in ziemlich beträchtlicher Zahl, zumeist aus den Funden der ausgegrabenen Städte Campaniens, überkommen: kleine Skulpturen, Würfel, allerlei Toilettengerät, Griffel, Messergriffe, Flöten u. s. w., fast alles Dinge, die mehr für die Kultur- als für die eigentliche Kunstgeschichte von Wichtigkeit sind. Eine Ausnahme bilden die zahlreichen Diptychen, von denen weiter unten noch die Rede sein wird.



Oberer Deckel eines Evangelienbuches im Herzogl. Museum zu Braunschweig. (Phot. Obernetter.)

Erst vom dritten Jahrhundert n. Chr. erhalten die Elfenbeinarbeiten auch eine erhöhte kunstgeschichtliche Bedeutung, da sie von jetzt ab durch das ganze Mittelalter nicht nur in beträchtlicher Zahl erhalten, sondern auch für gewisse Perioden dieses Zeitabschnittes fast die einzigen Vertreter der Bildhauerkunst sind. Als solche knüpfen sie an den Verfall und Untergang der antiken Kunst und Kultur an, bezeugen den Stand

der Kunstarbeit in den christlich-germanischen Reichen des Nordens und liefern endlich auch Beispiele von der byzantinischen Kunst und deren Beziehungen zur abendländischen.

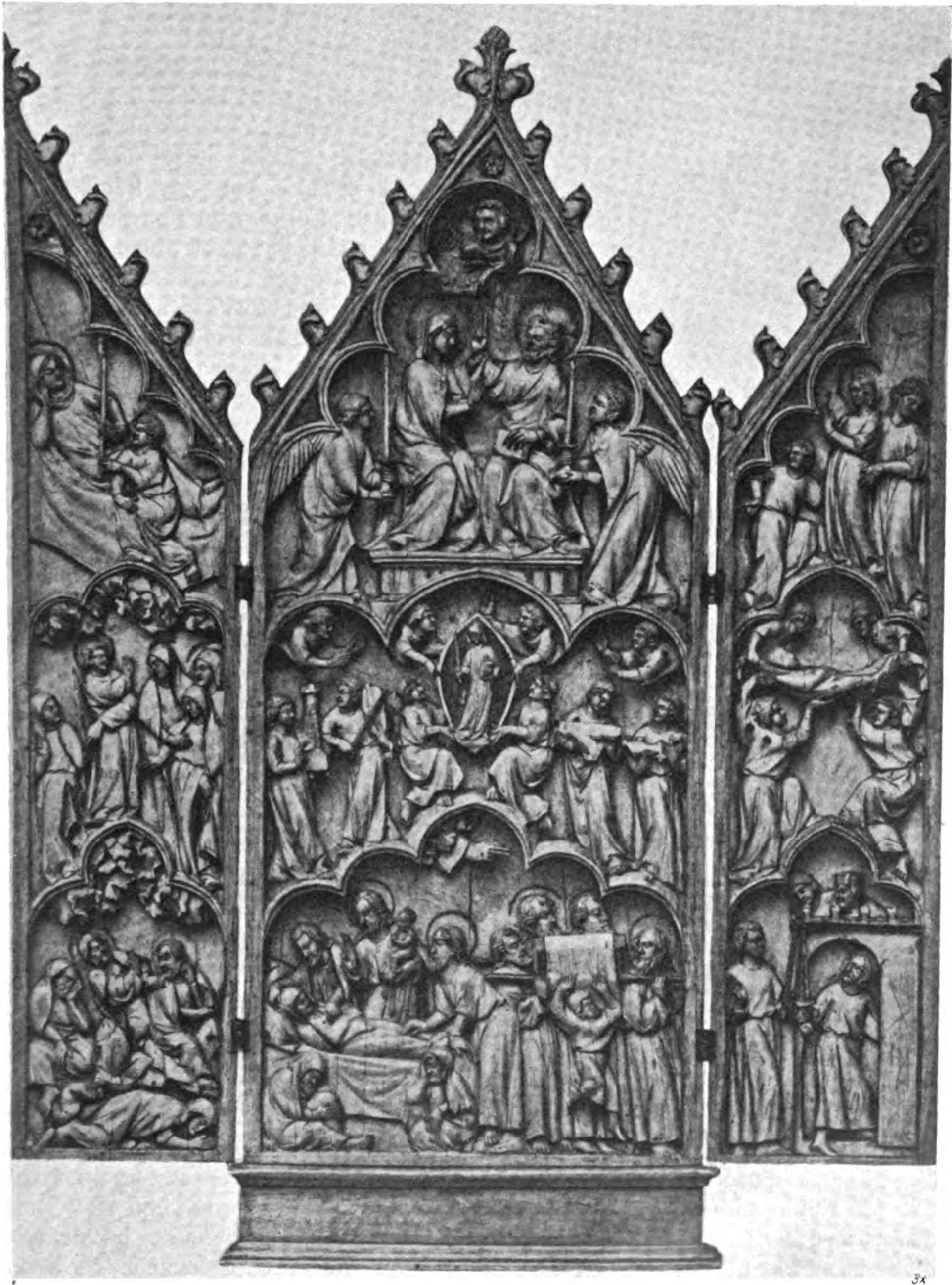
Freilich ist es bei dem häufigen Wechsel des Schauplatzes und aus anderen Gründen nicht immer leicht, diese Beziehungen genau festzustellen, sowie die Herkunft und die Zeit der Entstehung aller dieser Arbeiten mit Sicherheit anzugeben. Doch hat gerade hier die Forschung der neuesten Zeit erfolgreich eingesetzt, so daß wir jetzt im stande sind, eine ganze Reihe altchristlicher Elfenbeinschnitzschulen des Abendlandes nachzuweisen und deren Zeit und Dauer einigermaßen richtig zu bestimmen. Dabei ergiebt sich zunächst die interessante Thatsache, daß diese Schulen, dem politischen Gang der Geschichte jener ersten christlichen Jahrhunderte folgend, gleichzeitig mit der Entwickelung der Städte blühten und verwelkten, wo sie thätig waren.



Hälfte eines sogenannten Konsulardiptychons. 517 n. Chr. (Nach Molinier, Ivoires.)

Voran steht Rom, dessen Elfenbeinbildnerei großen Stils seit der Mitte des vierten Jahrhunderts nachweisbar ist; es folgt mit Beginn des fünften Jahrhunderts Mailand; im sechsten steht Ravenna an der Spitze, während zu gleicher Zeit in Byzanz unter Justinians Regierung die Elfenbeinplastik ihre höchste Vollendung erreicht und von da auch auf das Abendland befruchtend einwirkt, und im siebenten endlich setzt die durch zahlreiche Denkmäler vertretene Langobardenschule in Monza ein; zugleich aber beginnt auch in Rom sich ein neues Kunstleben zu entfalten. Dieser Wechsel der einzelnen Schulen fand natürlich nicht jäh und plötzlich statt; es läßt sich vielmehr immer noch nach der Änderung des Schauplatzes eine Nachblüte am vorhergehenden Sitze erkennen, so in Ravenna, Mailand und besonders auch in Rom.

Die Renaissance Karls des Großen brachte dann, um zunächst bei der Schilderung des äußeren Entwicklungsganges stehen zu bleiben, eine neue große Blüte der Elfenbeinskulptur, die gegen Ende des neunten und Anfang des zehnten Jahrhunderts ihren vorläufigen Höhepunkt erreichte. In der Zeit dieser sogenannten karolingischen Renaissance (etwa 768 bis 850) dienten, infolge der engen Verbindung mit Italien, spätrömische und altchristliche Elfenbeinarbeiten als Vorbilder, die später infolge des sich immer mehr steigernden Imports durch solche aus Byzanz abgelöst wurden. Wie für die vorhergehenden Jahrhunderte, so lassen sich auch für das Zeitalter der Karolinger bestimmte Schulen und gewisse Stätten in Frankreich und Deutschland nachweisen, an denen dieser Kunstzweig seine hauptsächlichste Pflege fand. So kann man für Frankreich eine Schule des Centrums mit ihren Hauptsitzen in Tours, Sens und Poitiers, sowie eine nordfranzösische und eine Metzer Schule unterscheiden, während wir in Deutschland die Elfenbeinskulptur zunächst in den Klöstern am Niederrhein und sodann gegen Ende des neunten Jahrhunderts in verschiedenen süddeutschen Schulen, wie in Bamberg und Regensburg, ausgeübt sehen. Den Mittelpunkt dieser süddeutschen Schulen bildete aber St. Gallen, wo unter anderen der vom Chronisten Ekkehard IV. hochgefeierte, nach 912 ver-



Elfenbein-Triptychon. Französische Arbeit vom Ende des dreizehnten Jahrhunderts. (Nach Molinier.)

storbene Mönch Tutilo thätig war, von dessen Hand sich einige Elfenbeintafeln in der Klosterbibliothek von St. Gallen erhalten haben.

Um diese Zeit, d. h. im neunten und zehnten Jahrhundert, der ersten Periode der deutschen Kunst, spielte gerade die Elfenbeinplastik in Deutschland eine hervorragende Rolle, da sie an Umfang und Wert ihrer Leistungen die gleichzeitige monumentale Skulptur weit überragte und, während diese noch die ersten rohen und kindlichen Versuche anstellte, schon Werke von höchster Vollendung schuf.

Auch in der Folge, d. h. im fortschreitenden zehnten und elften Jahrhundert, der Frühzeit des romanischen Stiles, lassen sich unter den deutschen Elfenbein-Arbeiten zwei Schulen bestimmt unterscheiden, die, wie zunächst die Karolingische, zwar direkt auf klassische Vorbilder zurückgehen, im übrigen aber von den bisher genannten durchaus verschieden sind. Die eine derselben und wohl die ältere ist die Rheinische Schule, die sich noch enger an die Elfenbeinskulptur des Frankenreichs anschließt und die Nachahmung der Antike oft bis zum bloßen Kopieren treibt; die andere und bedeutendere ist die Sächsische Schule, die zwar gleichfalls von der Antike ausgeht, sich aber in der Nachahmung freier und selbständiger, in der Komposition geschickter, in der Charakteristik der Figuren lebendiger zeigt und selbst vor einem derben, oft bis zur Häßlichkeit getriebenen Naturalismus nicht zurückschrickt. Sie ist die eigentlich deutsche Schule, die eine Reihe vorzüglicher Denkmäler, besonders in Quedlinburg und in Braunschweig, hinterlassen hat, darunter als eins der kostbarsten die Schnitzereien auf dem Deckel eines Evangelienbuches im Herzoglichen Museum zu Braunschweig (Abbild. S. 539).



Madonna mit dem Kinde.
Französische Arbeit vom Anfang des vierzehnten Jahrhunderts.
(Nach Molinier.)

Im elften und zwölften Jahrhundert tritt dann, besonders in der rheinischen Elfenbeinplastik, eine immer größere Verflachung und Einförmigkeit ein. An Stelle des sicheren plastischen Gefühls, das diese Künstler bis dahin leitete, tritt ein mehr malerischer Sinn. In solcher Gestalt hat die Kunst sich dort bis zur Mitte des Jahrhunderts erhalten, verschwindet dann aber fast völlig und tritt erst im Zeitalter der Gotik, gegen Ende des dreizehnten und Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, allerdings in etwas veränderter Gestalt wieder auf.

Dies etwa dürfte in großen Zügen der Gang der geschichtlichen Entwickelung der Elfenbeinplastik in der altchristlichen Zeit und im frühen Mittelalter gewesen sein.

Was besitzen wir nun an Elfenbeinarbeiten aus diesem Zeitraum? Zunächst muß hervorgehoben werden, daß es die Kirche ist, der wir in erster Linie diese Sachen verdanken und zwar nicht nur solche, die für ihren Kult bestimmt und demgemäß verziert waren, sondern auch diejenigen weltlicher Art. Und gerade waren diese es, welche ihres besonderen Kunstwertes und zum Teil auch ihres hohen Alters wegen von der Kirche besonders geschätzt und gehütet wurden. Unter ihnen kommen aber vor allem die sogenannten Diptychen in Betracht, die schon oben kurz erwähnt wurden. Es sind dies Schreibtafeln aus Elfenbein, die, aus zwei durch ein Scharnier miteinander verbundenen Platten bestehend, an ihrer inneren Seite mit Wachs überzogen, in das Notizen mit dem Griffel eingegraben werden konnten, außen aber mit Ornamenten und figürlichen Darstellungen verziert sind. Solche Diptychen wurden in Rom und Byzanz von hohen Beamten, insbesondere von den neuerwählten Konsuln, am Neujahrstage oder beim Antritt ihres Amtes an ihre Freunde und Anhänger verschenkt und erhielten daher die Bezeichnung Konsulardiptychen. Auf diesen war gewöhnlich der Konsul in seiner Amtstracht dargestellt, entweder stehend oder auf dem kurulischen Sessel sitzend und in der erhobenen Hand das Tuch haltend, mit dem er das Zeichen zum Beginn der Festspiele gab; über ihm war

oft ein Bild des Kaisers angebracht, unter ihm in einem besonderen Felde allerlei Spiele und Tierkämpfe (Abbild. S. 540).

Manche dieser Tafeln gingen im Mittelalter auf die Kirche über, wurden dann aber für die neuen Zwecke umgestaltet. So finden sich an Stelle der Konsuln biblische Figuren oder auch kirchliche Würdenträger, und ihnen folgten bald allerlei Scenen aus der Heiligen Schrift. Solche christlichen Diptychen, die mit Sicherheit vom vierten Jahrhundert ab nachweisbar sind, wurden zu besonderem Brauch auf den Altar gestellt oder auch als Schmuck der Einbände kostbarer Bücher benutzt, in deren oberen Deckel sie eingefügt wurden, gewöhnlich von einem breiten Rand aus vergoldetem Silber umschlossen, der mit Filigran, bunter Emaille und kostbaren Steinen verziert war.

Mit wenigen Ausnahmen ist der Kunstwert dieser Elfenbeintafeln kein sehr hoher, da sie fast alle deutlich den Verfall der antiken Kunst bekunden. Linienführung, Formen- und Faltengebung sind zwar immer noch antik, aber es fehlt der rechte Geschmack und die alte Geschicklichkeit. Die Formen verrohen allmählich, und mit der Kenntnis des Körpers ist auch die der Perspektive und des Reliefstils verloren gegangen. Erst langsam, besonders während der karolingischen Renaissance, hebt sich die Kunst an diesen Arbeiten wieder; aber überall bemerkt man noch das Ringen mit der Technik und mancherlei Schwächen in den figürlichen Darstellungen. Was diese anbetrifft, so sind sie ausnahmslos religiöser Art. Die Tafeln werden oft dreifach geteilt und die einzelnen Abteilungen mit besonderen Scenen geschmückt. Am häufigsten wurde die Kreuzigung dargestellt, wobei die einzelnen Gruppen übereinander von unten nach oben ohne perspektivische Verjüngung angeordnet werden. Ähnlich geschah es mit anderen Darstellungen, wie z. B. der Kreuzabnahme, dem Tode der Maria u. s. w.

Eine zweite Gruppe mittelalterlicher Elfenbeinarbeiten bilden die Reliquienkästchen, oder besser die Elfenbeinplatten, welche zu ihnen gehörten. Jene hatten in späterer Zeit in der Regel die Form turmartiger, polygonaler Gefäße mit überhöhtem Deckel und waren ringsherum von Brustbildern von Heiligen, seltener auch mit Reitern und anderen Figuren aus den Kampfspielen des Cirkus umgeben, wobei sich auch hier noch mannigfache Anklänge an die Antike finden. Ähnliche Reminiscenzen zeigen auch die sogenannten Pyxiden, Büchsen oder Dosen von cylindrischer Form, die aus dem hohlen Teil des Zahnes gebildet und meist für Kostbarkeiten bestimmt waren, später aber oft als Reliquiarien dienten. Auch sie sind rings von Figuren in antiker Haltung, zuweilen wohl auch von mythologischen Darstellungen umgeben, die dann deutlich auf ihren heidnischen Ursprung hinweisen.



Spiegelkapsel mit Darstellung der Erstürmung der Minneburg. (Phot. Obernetter.)

Rundfiguren in Elfenbein begegnen uns in dieser Epoche selten; hier und da kommen wohl Statuetten von Heiligen und Aposteln als Schmuck der prachtvollen Tragaltäre

und Reliquienschreine vor, doch gehören diese schon einer vorgeschrittenen Kunstperiode, nämlich der Blütezeit des romanischen Stiles an.

Zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts erfolgt nämlich zugleich mit dem allgemeinen Kulturleben auch zum erstenmal ein großartiger Aufschwung der Skulptur, die sich aus den Fesseln der Überlieferung befreit und zu einem tieferen Naturstudium, zu einem reineren Schönheitsgefühl emporringt. Die Kirchen füllen sich mit lebensgroßen Statuen und figurenreichen Reliefs, die, wie z. B. die Skulpturen der goldenen Pforte des Freiberger Doms oder wie die an den Domen zu Naumburg und Bamberg, durch die edle Schönheit der Gestalten, die vornehme Schlichtheit ihrer Gewandung, die individuelle Charakteristik, die sprechende Lebendigkeit und zarte Empfindung des Ausdrucks in hohem Maße fesseln. An dieser Entwickelung der Großplastik nimmt auch die Elfenbeinskulptur teil, indem sie jene in vollständiger Übereinstimmung begleitet und so allmählich auch von der kirchlichen zur weltlichen Kunst vorwärtsschreitet.

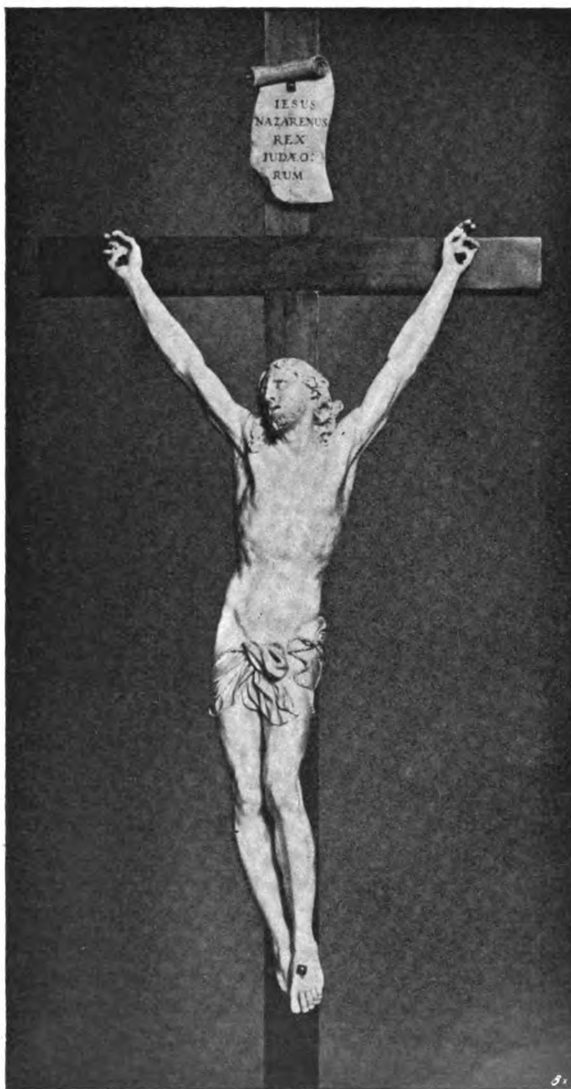
Neben der seltener werdenden Form des Diptychons begegnet jetzt häufiger das sogenannte Triptychon, ein dreiflügeliges kleines Altärchen, zum Zusammenlegen und zum Aufhängen, aber auch zum Stellen eingerichtet und in letzterem Falle in der Regel mit einem predellenartigen Sockel versehen. Das Relief auf diesen Tafeln zeigt den Charakter eines starken Hochreliefs, so daß die Figürchen oft fast freistehend wie auf den gotischen Altarwerken jener Zeit erscheinen. Die Behandlung ist mitunter scharfkantig, so daß der Schnitt erkennbar ist. Überhaupt bleibt es stets eine eigentliche Schnitztechnik, auch da aufs innigste verwandt mit der Holzskulptur, wo es sich, wie z. B. bei vielen französischen Arbeiten, um künstlerisch fein durchgebildete und sorgfältig geglättete Werke handelt. Diese französischen Elfenbeinaltärchen mit ihren meist mehrere Scenen übereinander enthaltenden und oft von gotischen Ziergiebeln in durchbrochenem Maßwerk bekrönten Tafeln sind kleine Kunstwerke im vollsten Sinne des Wortes (Abbild. S. 541).

Allein die Kirche bediente sich dieses edlen Materials auch noch zu mancherlei anderen Gegenständen. So wurden z. B. Hostienbehälter, Weihwasserkessel und Sprengwedel, sehr oft auch Kämme, die dem Priester beim Ordnen des Haares zur Messe dienten, aus Elfenbein geformt und mit Reliefs geschmückt. Besonders gern aber bildete man den Krummstab der Bischöfe aus Elfenbein, wobei vor allem die Krümmung künstlerisch gestaltet wurde, in die man zuletzt sogar irgend eine figürliche Scene, wie z. B. die Madonna mit dem Kind zwischen zwei Engeln, die Verkündigung, Christus am Kreuz u. a., einfügte.

Blieb schon an Werken dieser Art der Rundplastik ein weiter Spielraum überlassen, so entfaltete sie sich doch recht eigentlich erst am Lieblingsgegenstand der gesamten Plastik jener Zeit, an der Figur der Madonna mit dem Kinde. Es war die Epoche des Marienkultes, von der unzählige Darstellungen aus allen Gebieten der Kunst noch heute Zeugnis ablegen. Und gerade für Madonnenstatuetten war das Elfenbein mit seinem warmen Ton, seiner weichen und milden Erscheinung, seiner sanften Politur ein vortreffliches Material, das der Richtung des Geschmackes ausgezeichnet entgegenkam. Bei dem Fortschritt der künstlerischen Fertigkeit zeigte die Figur der Maria anstatt ihrer bisherigen Strenge und Herbigkeit eine immer größere Weichheit und Schmiegsamkeit der Formen und schlankere, gefälligere Proportionen. Dazu kam die rundliche Bildung des Kopfes mit dem milden und seelenvollen Ausdruck, eine lebendige, wenn auch gemessene Gebärdensprache und endlich jene, für diese Zeit so charakteristische Biegung des Körpers mit der stark hervortretenden Hüfte (Abbild. S. 542). Alle diese Züge sind zwar fast sämtlichen Madonnenstatuetten der gotischen Epoche eigen, erscheinen aber in jedem Lande wieder besonders ausgeprägt. In der Weichheit der Formen, dem sanften Fluß der Linien, in der oft bis zur Süßlichkeit gehenden Zartheit des Ausdrucks, aber auch in der technischen Vollendung gehen die französischen Bildwerke voran, die überhaupt in dieser ganzen Periode, was Zahl und Kunstwert anbetrifft, die erste Stelle einnehmen. Die deutschen sind dagegen schärfer, härter, hier und da wohl auch naturalistischer, während die italienischen

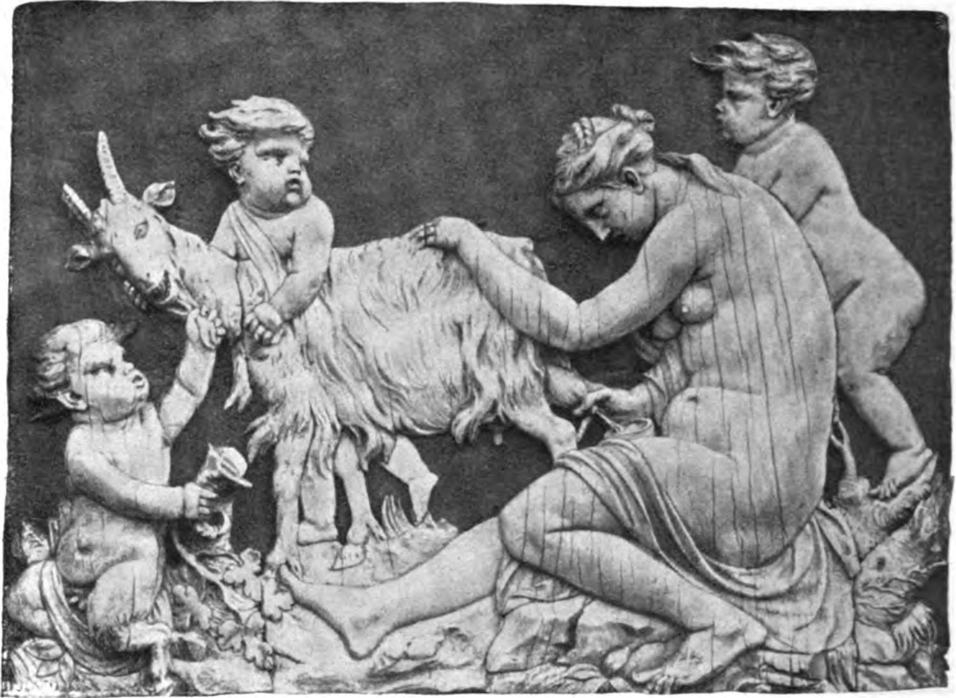
Elfenbeinfigürchen der Madonna erst vom vierzehnten Jahrhundert ab eine größere Vollendung zeigen und dann jene Schlankheit der Formen, jene Ruhe der Haltung und jene Einfachheit der Gewandung annehmen, wie sie den Gestalten Giottos und seiner Schule eigen waren.

Es war bisher ausschließlich von solchen Werken die Rede, die in der Kirche und im häuslichen Kult Verwendung fanden. Wir besitzen aber auch Elfenbeingegenstände weltlicher Art aus dieser Epoche, da Haus und Toilette im Gebrauche solcher Sachen mit der Kirche erfolgreich wetteiferten. Obenan stehen hier die Schmuckkästchen und Spiegelkapseln, d. h. die verzierten Rückseiten der Hüllen runder Metallspiegel, deren Platten nicht mehr vorhanden sind. Die meisten gehören dem vierzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter des Rittertums und Minnedienstes, an und sind daher mit Vorliebe mit den Gestalten und Begebenheiten aus jenen Sagenkreisen epischer Dichtung geschmückt. König Artus und seine Tafelrunde, Karl der Große und seine Paladine, Lanzelot, Held Amadis, Tristan und Isolde u. s. w. sind häufig behandelte Stoffe; daneben begegnen uns aber auch allerlei ritterliche Genrebilder, Herren und Damen beim Schachspiel oder auf der Jagd, Liebesabenteuer sowie die mannigfachsten Scenen des täglichen Lebens, endlich auch Allegorien, in welchen Frau Minne eine Rolle spielt, darunter besonders beliebt die Erstürmung der von Frauen verteidigten Minneburg durch Ritter (Abbild. S. 543). Dieselben Darstellungen finden wir auch auf den Kästchen, wo sie gewöhnlich alle vier Seiten und den Deckel schmücken. Die meisten dieser in großer Zahl noch erhaltenen Arbeiten dürften, worauf Stil und Kostüm hinweisen, französischen Ursprungs sein. Andere Kästchen dieser Art sind mit gravierten figürlichen und mit ornamentalen Verzierungen versehen; wieder andere, namentlich solche orientalischer Herkunft, tragen allerlei Fabeltiere und Arabesken in Flachrelief als Schmuck.



Kruzifix im Herzogl. Museum zu Braunschweig, vermutlich von B. Permoser.

Aus dem Orient stammen wahrscheinlich auch viele jener großen Elfenbeinhörner, die sich meist als Reliquien in den Kirchenschätzen erhalten haben und ursprünglich wohl als Hifthörner dienten, und endlich

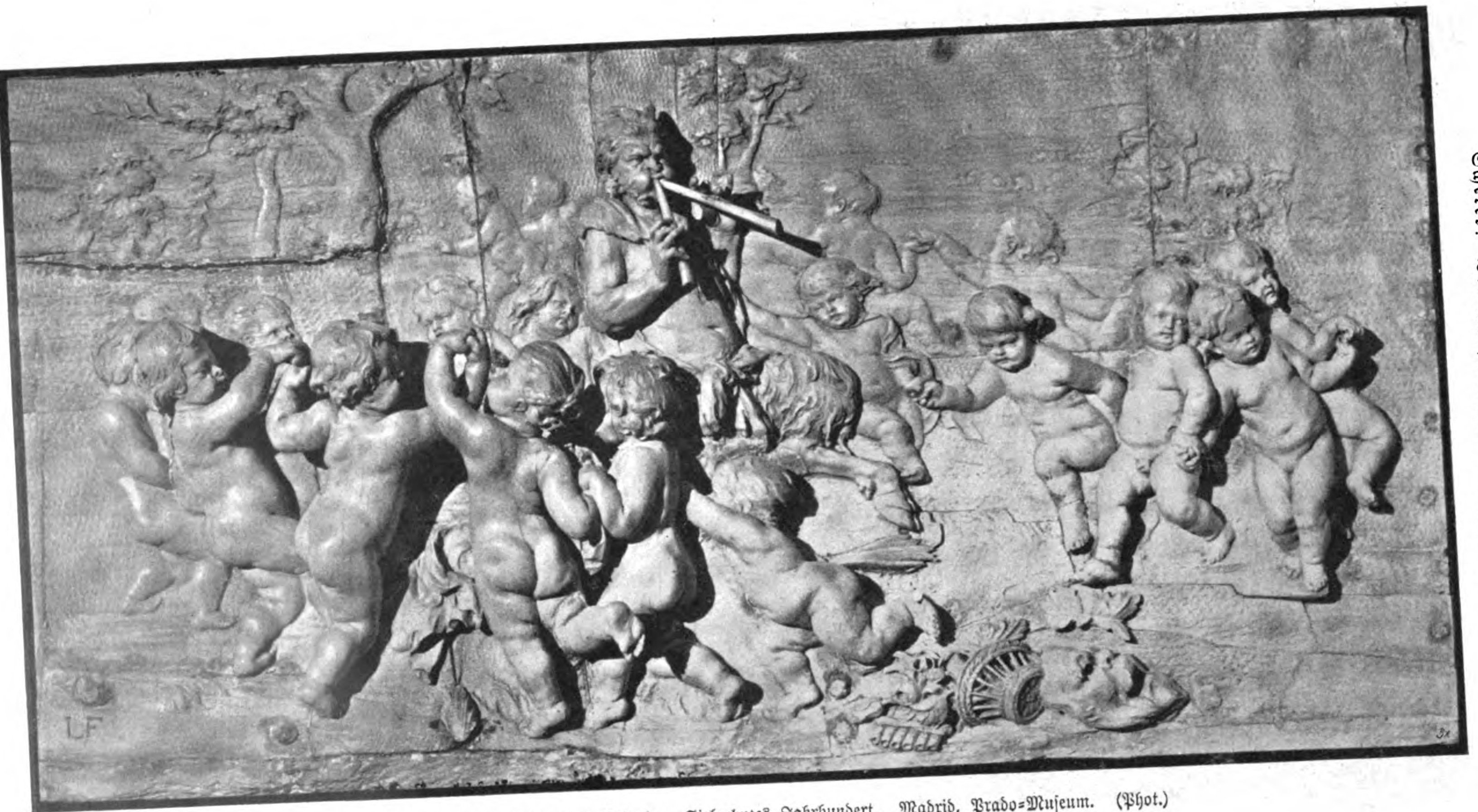


Relief von Gerhard van Opstal. Siebzehntes Jahrhundert. Paris, Cluny-Museum. (Phot.)

gehören auch noch jene Prachtsättel aus Elfenbein hierher, die, zum Teil italienischer, zumeist aber deutscher Herkunft und sämtlich dem fünfzehnten Jahrhundert angehörig, mit allerlei Darstellungen in Flachrelief bedeckt sind, in denen ebenfalls wieder die ritterliche Minne mit dem ganzen allegorischen Apparat jener Zeit eine wichtige Rolle spielt.

Wir haben uns mit manchen der zuletzt besprochenen Arbeiten schon stark dem Zeitalter der Renaissance genähert. Diese selbst, so produktiv auf jedem anderen Gebiet der bildenden Kunst, hat in der Elfenbeinbildnerei verhältnismäßig wenig Bedeutendes hervorgebracht. Die Gründe hierfür sind mannigfacher Art. Zunächst mochte das zarte und vornehme Material mit seiner mehr idealisierenden Tendenz weniger der kraftvoll realistischen Richtung entsprechen, welche die Kunst schon in der Spätgotik und mehr noch in der Frührenaissance eingeschlagen hatte; ferner aber trat das Elfenbein in dieser Periode gegenüber anderen Materialien, wie z. B. dem Erz, das in Italien, oder dem Bux und Solenhofer Stein, die in Deutschland bevorzugt wurden, überhaupt mehr in den Hintergrund, und wenn es namentlich auch bei uns nie gänzlich aufhörte, in der Kleinplastik verwendet zu werden, so hatte es doch von seiner früheren Beliebtheit entschieden eingebüßt. Dazu kam dann endlich noch ein gewisser Mangel an Verständnis für die eigentümlichen Schönheiten und Vorzüge des Elfenbeins, der mitunter so weit ging, daß man sich nicht scheute, solche Bildwerke völlig naturalistisch zu bemalen.

Was uns heute nämlich besonders am Elfenbein entzückt: die Weichheit seiner Erscheinung, die Wärme seiner Farbe, der matte Glanz seiner Politur, das wußte man im Mittelalter und späterhin weit weniger zu schätzen. Denn weitaus die meisten der für kirchliche Zwecke bestimmten Elfenbeinwerke haben wir uns bemalt zu denken, vorwiegend in Rot, Blau und Gold, in gotischer Zeit auch mit gemischten Farben. Dabei überzog die Bemalung in völliger Mißachtung des Materials die Figuren oft völlig, in der Regel aber beschränkte sie sich auf Hervorhebung gewisser Einzelheiten, wie z. B. des Haares, der Augen, der Säume der Gewänder u. s. w. Solche Schnitzwerke mit ursprünglicher Bemalung sind heute sehr



Bacchisches Relief von Lucas Faid'herbe. Siebzehntes Jahrhundert. Madrid, Prado-Museum. (Phot.)



Innenansicht eines Thürflügels am Münzschränkchen Christoph Angermayrs. München, Nationalmuseum. (Phot. Obernetter.)

selten; meistens ist die Farbe nur noch in dürftigen Spuren vorhanden. Wie wir aber im Laufe der Zeit ganz andere Anschauungen von der Polychromie in der Bildhauerkunst erhalten und vor allem auch gelernt haben, uns die Marmorwerke der Alten farbig vorzustellen, so werden wir dasselbe auch für die Elfenbein-Bildwerke des Mittelalters und der Renaissance in weit höherem Maße voraussetzen müssen, als wir es bisher gewohnt waren.

Diese Erscheinung änderte sich jedoch in der nachfolgenden Zeit, im Zeitalter der Spätrenaissance und des Barockstils, wo sich die Elfenbeinplastik, ausgehend von anderen Kunstanschauungen und auf anderen Stilgesetzen fußend, zu einer neuen außerordentlichen Blüte erhob, die wohl in erster Linie der direkten Seeverbindung mit Ostindien und der dadurch erhöhten Zufuhr von Elfenbein nach Europa zu verdanken war. Die Zeit von etwa 1630 bis 1750 gilt mit Recht als die zweite große Blüteepoche der Elfenbeinbildnerei, und ihr gehören die meisten jener Werke an, die

heute noch die bedeutendsten Elfenbein-Sammlungen Deutschlands, nämlich die zu München, Dresden, Berlin, Braunschweig, Kassel und Gotha, füllen.

Der Richtung der Zeit entsprechend, diente die Elfenbeinskulptur jetzt mehr der weltlichen als der kirchlichen Kunst. Nur ein religiöser Gegenstand, der bestimmt war, die Madonnenstatuetten des Mittelalters zu ersetzen, wurde mit Vorliebe in Elfenbein dargestellt, nämlich die Figur des Gekreuzigten. Die schönen und edlen Formen eines nackten männlichen Körpers in einer so eigenartigen Haltung und der Ausdruck des Schmerzes und Leidens stellten der Kunst neue und interessante Aufgaben, für die gerade das Elfenbein besonders geeignet erschien. So entstanden als Schmuck der Altäre in den Kirchen und beim Hausgottesdienst zahlreiche Christusstatuetten, von denen freilich viele infolge gewisser typischer Züge und regelmäßig wiederkehrender Motive, wie sie sich im Laufe der Zeit für den Ausdruck des



Innenansicht eines zweiten Thürflügels am Münzschränkchen Christoph Angermayrs München, Nationalmuseum. (Phot. Obernetter.)

körperlichen Leidens und des Seelenschmerzes herausgebildet hatten, eine völlig schematische Auffassung und eine rein handwerksmäßige Mache bekunden. Andere dagegen sind von einer so hervorragenden Schönheit in der Wiedergabe der Körperformen wie im Ausdruck der Köpfe, daß sie zu den höchsten und edelsten Offenbarungen der Kunst zu rechnen sind. Leider kennen wir fast nie die Namen der Verfertiger dieser Werke; meist knüpft sich eine mehr oder minder unbestimmte Überlieferung an sie, wobei es ganz natürlich ist, daß man besonders ausgezeichnete Werke dieser Art nur Künstlern ersten Ranges, am liebsten einem Michelangelo, einem Dürer u. s. w., von jeher zuzuschreiben suchte. Ein charakteristisches Beispiel unter vielen ist ein wundervolles Kruzifix im Herzoglichen Museum zu Braunschweig (Abbild. S. 545), das bald dem Michelangelo, bald Dürer, bald Cellini, bald Giovanni da Bologna zugeschrieben wurde, obwohl jetzt mit ziemlicher Sicherheit feststeht, daß keiner dieser Künstler überhaupt je in Elfenbein gearbeitet hat. Andererseits aber unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade während der Barockzeit eine ganze Anzahl bedeutender Künstler, deren Thätigkeit ihren eigentlichen Schwerpunkt auf anderen Gebieten hat, besonders Bildhauer, Goldschmiede, ja sogar Architekten und Maler, sich mit Vorliebe auch dem Elfenbein zuwandten und darin oft gerade das Schönste und Beste ihres Schaffens lieferten. Die figürliche Elfenbeinplastik war ja in dieser Zeit kein selbständiger Zweig kunstgewerblicher Thätigkeit; sie bildete nicht, wie z. B. die Goldschmiedekunst, Schlosserei oder Tischlerei, ein eigenes, zunftmäßig abgeschlossenes Gebiet: es scheint vielmehr, als ob sie, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, mehr eine besondere Lieblingsthätigkeit von Künstlern aller Art gewesen sei, die sie „gewissermaßen in geistiger Feierstunde“ zu ihrem persönlichen Vergnügen ausübten. Dadurch kam nicht nur ein höherer und idealer Zug in diese Kunst, sondern es hängt damit wohl auch zusammen, daß die monumentale Plastik — nicht nur die antike, sondern auch die gleichzeitige eines Bernini, eines Giovanni da Bologna und anderer Meister — und später sogar die Werke der großen Maler für die Elfenbeinskulptur jener Zeit in Stil und Auffassung von größtem Einflusse wurden.

Das Gleiche läßt sich auch nach der technischen Seite hin erkennen. Während nämlich die mittelalterliche Elfenbeinplastik, wie wir schon oben sahen, aufs innigste mit der Holzskulptur verwandt erscheint und sich stets als eigentliche Schnitztechnik bekennt, schwebt der späteren als Ideal entschieden die Stein- oder, besser gesagt, die Marmorplastik vor. Ja, man könnte fast noch weiter gehen und behaupten, daß die damaligen Marmorbildhauer von der Technik der Elfenbeinschneider angeregt und beeinflußt worden seien, wenn man sieht, wie jene ihre Werke glatt und glänzend wie Elfenbein behandeln. Jedenfalls bestand zwischen der Elfenbeinskulptur jener Zeit und der großen monumentalen Steinplastik in stilistischer wie technischer Hinsicht ein enger Zusammenhang, der sich auch in dem hier wie dort gleichmäßig zur Geltung kommenden Grundsatze ausspricht, das Material in seiner vollen Reinheit und eigentümlichen Beschaffenheit, d. h. ohne jede Farbe und Bemalung, erscheinen zu lassen.

Man kann auch in der Epoche der Spätrenaissance und des Barockstils verschiedene Schulen unterscheiden, nämlich eine italienische, eine flandrische, eine französische und eine deutsche. Ihnen allen ist gemeinsam eine hohe technische Fertigkeit, so daß sie das Elfenbein mit höchster Bravour und einem wahren Raffinement, besonders bei nackten Figuren, zu bearbeiten verstehen. Es ist ja auch nicht zu leugnen, daß das Elfenbein mit seiner Weichheit, seinem milden und warmen Ton, seiner an die menschliche Haut erinnernden Struktur dieser Richtung in der Darstellung des Nackten, zumal der nackten weiblichen Gestalt und des Kinderkörpers, sehr entgegenkam, und so können wir uns nicht wundern, wenn gerade hierin ganz Vorzügliches geleistet wurde.

Die italienische Schule ging, wie es scheint, einerseits von Michelangelo, dessen mächtige, über die Natur hinausgehende Formen sich jedoch zur Wiedergabe im kleinen nur wenig eigneten, anderseits von den formenschönen und anmutig bewegten Gestalten Giovannis da Bologna aus. Daß beide Künstler aber auch selbst, wie man



Elfenbeinstatuetten von B. Permoser. 1695. Braunschweig, Herzogl. Museum.

wohl hier und da liest, in Elfenbein gearbeitet, ist durch nichts erwiesen, und wenn einzelne Elfenbeinskulpturen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Werken dieser Meister bekunden, so beruht das nur auf einer ganz allgemeinen Stilverwandtschaft, die sich aus dem gewaltigen Einfluß erklärt, den beide auf ihre Zeit und die nachfolgenden Geschlechter ausgeübt haben. Es ist klar, daß ihre Werke und vor allem die überall in großer Zahl verbreiteten reizenden Bronzestatuetten des Giovanni die Elfenbeinschnitzer zum Kopieren oder Nachahmen anregen mußten; wir haben aber keinen Grund, sei es dem Michelangelo, oder dem Giovanni da Bologna, oder Benvenuto Cellini, dem großen Goldschmied, der ebenfalls oft als Elfenbeinbildner genannt wird, oder anderen irgend ein Werk dieser Art zuzuschreiben. Anders verhält es sich mit dem ganz unter Berninis Einfluß stehenden Bildhauer Alessandro Algardi, von dem ausdrücklich überliefert wird, daß er wenigstens in seiner Jugend Christusstatuetten, Kindergruppen und andere Figürchen in Elfenbein gearbeitet habe. Besonders waren seine Kinderfiguren berühmt, und in diesem Genre übertraf ihn nur sein Zeitgenosse, der Vlame François Duquesnoy, der von seinem langen Aufenthalt in Italien den Beinamen Il Fiammingo, d. i. der Vlame, erhalten hatte. Dieser Künstler gilt der Kunstgeschichte als der Kinderbildner schlechthin, der zahlreiche Einzelfiguren und Gruppen von Kindern in Bronze, Marmor und in Elfenbein ausgeführt hat, so daß sein Name allmählich zum Sammelnamen für alle derartigen Kunstwerke geworden ist, soweit sie ein bestimmtes stilistisches Gepräge an sich tragen. Ihre Auffassung und Formengebung nähert sich

den reizenden Kinderbildern Tizians und unterscheidet sie schon dadurch wesentlich von ähnlichen Werken seiner Landsleute, die sich



Elfenbeinhumpen im Besitz des Großherzogs von Baden.
(Nach Lichtdruck.)

im Stil ihrer Elfenbeinskulpturen unmittelbar an Rubens und dessen Schule anschließen.

Unter dieser flandrischen Gruppe von Elfenbeinschneidern ragen vor allem Opstal und Faid'herbe hervor. Beider Werke bekunden in der Wahl ihrer Gegenstände — es sind vorzugsweise Bacchanalien und mythologische Scenen —, in der Auffassung und Behandlung derselben, im Stil ihrer Figuren, kurz in allem den deutlichsten Einfluß jenes größten aller vlämischen Maler. Beide reden dieselbe kraftvolle Formensprache, beide lieben dieselben kühnen und gewagten Bewegungen, beide zeigen dieselbe Neigung zum Dekorativen, die wir aus Rubens' Gemälden kennen. Während aber bezeichnete Arbeiten von Opstals Hand schon lange bekannt waren (Abbild. S. 546), sind sichere Werke Faid'herbes weit seltener, obwohl gerade dieser Künstler dem großen Maler sehr nahe stand und unmittelbar nach seinen Zeichnungen Werke in Elfenbein ausführte. Eines seiner gesicherten Werke, das sich im Pradomuseum zu Madrid befindet, stellt in völlig malerischer Behandlung nackte Kinder dar, die nach den Tönen einer von einem Satyr geblasenen Doppelflöte in wildem Getümmel einen bacchischen Reigen aufführen. Es ist eine große, figurenreiche Komposition, erfüllt von sprudelndem Leben und wundervoll in der Ausführung, die in allem deutlich den Geist Rubensscher Kunst verspüren läßt (Abbild. S. 547).

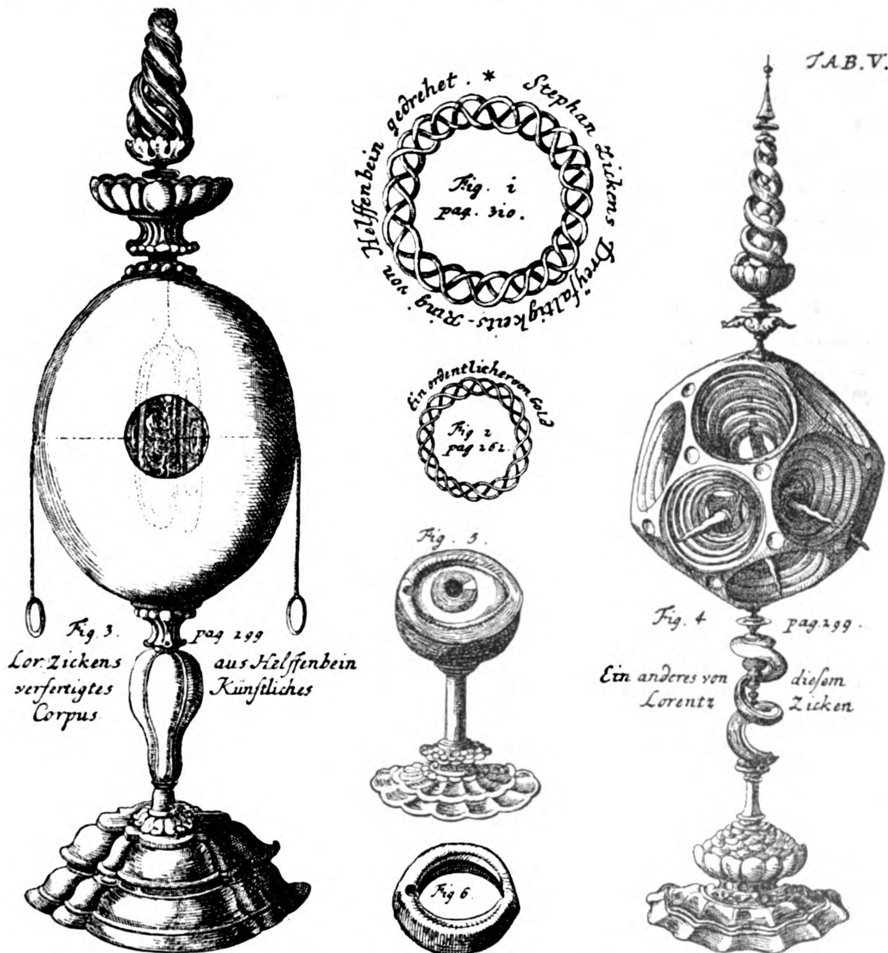
Einen völlig anderen Charakter zeigen die Werke eines dritten vlämischen Elfenbeinschnitzers, des Brüsseler Meisters François Bossuit, der eine mehr klassische Richtung im Sinne der Antike vertritt und in dieser Art zahlreiche Werke religiösen und profanen Charakters, Rundfiguren und Reliefs geschaffen hat. Strenger in der Zeichnung und konventioneller in der Anordnung lehnen sie sich eher an den heroischen Stil Poussins und Lebruns als an Rubens an und leiten daher auch am natürlichsten zu jener kleinen Gruppe französischer Elfenbeinschnitzer der Barockzeit über.

In Frankreich, das, wie wir sahen, im Zeitalter der Gotik eine blühende Elfenbeinplastik gehabt hatte, bestand schon seit dem vierzehnten Jahrhundert zu Dieppe eine berühmte Schule von Elfenbeinschneidern, die auch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert noch eine Anzahl tüchtiger Künstler hervorbrachte, so z. B. Michel Anguier, den Meister der Skulpturen für Val de Grace und die Porte St. Denis; ferner Jean Cornu, den Schöpfer zahlreicher Bildwerke für den Park von Versailles; endlich David le Marchand, der besonders Medaillonbildnisse von Fürstlichkeiten und anderen hohen Personen in Elfenbein schnitzte und in diesem Genre mit Jean Cavalier erfolgreich wetteiferte, von dessen Hand noch eine große Zahl ähnlicher Werke in Berlin, Kassel, Dresden und Braunschweig erhalten ist.

Neben diesen Künstlern war noch eine ganze Reihe anderer thätig, die jedoch keine besondere Bedeutung in dieser Kunst be-

anspruchen können; denn die meisten von ihnen waren weniger wirkliche Künstler als vielmehr Leiter von Werkstätten, in denen allerlei Sachen, hauptsächlich Kruzifixe, in rein fabrikmäßigem Betriebe hergestellt wurden.

Ganz anders war es in **Deutschland**, das in dieser Periode, was die Zahl der Künstler und den Wert ihrer Werke anbetrifft, zweifellos an erster Stelle steht. An der großen Masse der noch erhaltenen deutschen Elfenbeinskulpturen jener Zeit läßt sich erkennen, wie überaus beliebt und gesucht diese Werke damals gewesen sein müssen. Dennoch ist es schwer, hier bestimmte Schulen oder auch nur Gruppen festzustellen, einmal weil die Künstler nicht immer an demselben Orte thätig waren, sondern ihren Wohnsitz häufig wechselten; sodann, weil viele ihrer Werke keinen fest ausgeprägten Stilcharakter tragen, sondern eher eine Mischung der verschiedenartigsten Einflüsse, meist italienischer und vlämischer, zeigen und endlich, weil ein verhältnismäßig nur sehr kleiner Bruchteil dieser Werke mit einer Künstlerbezeichnung, sei es mit einem vollständigen Namen oder mit einem Monogramm, versehen ist. Von den letzteren aber sind die meisten bis jetzt noch nicht gedeutet, und sie werden vielleicht auch nie oder nur durch einen glücklichen Zufall gedeutet werden. Trotzdem lassen sich wenigstens schon jetzt eine ganze Reihe scharf ausgeprägter Künstlerindividualitäten erkennen, die sich



Elfenbeindrechseleien von L. und St. Zick. Nürnberg, siebzehntes Jahrhundert.
(Nach Doppelmayr, Histor. Nachricht u. s. w.)

von der großen Menge deutlich und charakteristisch abheben. Dahin gehört z. B. der Münchener Christoph Angermayr, der Verfertiger des wundervollen Münzschränkchens für Kurfürst Maximilian I. von Bayern, das innen und außen aufs reichste mit figürlichen Elfenbeinschnitzereien in Hoch- und Flachrelief, sowie mit Rundfiguren verziert ist (Abbildgn. S. 548 u. 549); dahin gehört ferner der besonders in Düsseldorf am Hofe des pfälzischen Kurfürsten Johann Wilhelm arbeitende ausgezeichnete Künstler Ignaz Elhafen, der eine Reihe völlig malerisch gehaltener und mit höchster Bravour behandelter Reliefs schuf; dahin gehört weiterhin der meist in Dresden thätige Balthasar Permoser († 1732), der als einer der glänzendsten Vertreter der deutschen Barockplastik nicht nur zahlreiche große Skulpturen schuf, sondern auch meisterhaft in Elfenbein schnitzte (Abbild. S. 551). Ihnen schließt sich der gleichfalls, doch etwas später, in Dresden arbeitende Joh. Christoph Ludwig Lücke an, der seine künstlerische Laufbahn als Modelleur an der Meißener Porzellanfabrik begann, später aber nach einem höchst bewegten Leben zur Elfenbeinschnitzerei, der in seiner Familie heimischen Kunst, überging und hierin, wie noch zahlreiche, überall zerstreute Werke seiner Hand beweisen, ganz Ausgezeichnetes leistete. Aus der großen Zahl anderer tüchtiger Elfenbeinbildner seien dann nur noch folgende genannt: die in Berlin thätigen Meister Däbeler, Kern und Ebenhech, der Wiener Rauchmiller, die Tiroler Petel, Faistenberger und Pichler, von denen die beiden ersten ausgezeichnete Kruzifixe arbeiteten, der Schwabe Michael Maucher und endlich noch der Kasseler J. Dobbermann, der zahlreiche Werke, meist Reliefs mythologischen Inhalts, schuf, die zum Teil noch jetzt im Königl. Museum zu Kassel vorhanden sind.

Von den meisten der hier genannten Künstler kannte man bisher kaum mehr als ihren Namen, und doch nehmen sie auf ihrem Gebiet, in ihrem Fach eine durchaus ähnliche Stelle ein wie die großen Architekten, Bildhauer und Maler auf dem ihrigen. Sie sind es, die einen wirklichen Elfenbeinstil ausgebildet haben: so sehr verstanden sie, das Material nach seinen Eigentümlichkeiten zu behandeln und kunstvoll und stilgemäß zu verarbeiten.

Deutsche und vlämische Künstler waren es auch vornehmlich, die in dieser Epoche jene Trinkgefäße aus Elfenbein, die noch heute den Stolz vieler Museen und Privatsammlungen bilden, in geschnitzter wie in gedrehter Arbeit fertigten. Von ersterer Art sind die zum Teil sehr reich gegliederten Pokale und die Humpen, die aus dem unteren hohlen Teil des Zahnes gebildet und an ihrer äußeren Fläche ringsum mit allerlei figürlichen Darstellungen, Jagden, Kampfscenen, mythologischen Gruppen, vor allem aber — der Bestimmung dieser Gefäße entsprechend — mit bacchischen Aufzügen, meist in starkem, fast vollrundem Relief verziert sind (Abbild. S. 552). Freilich verstoßen sie gerade dadurch nicht selten gegen eines der wichtigsten Grundgesetze der praktischen Ästhetik, insofern, als das allzu stark hervorspringende Relief die Umrisse, den schönen Aufbau und die harmonischen Verhältnisse der einzelnen Glieder stark beeinträchtigt oder gar völlig vernichtet. Aber das lag eben im Geiste der Barockkunst, und darum kümmerten sich diese Künstler in ihrem unermüdlichen Schaffensdrang und ihrer unverhohlenen Freude an Schmuck und Zierat aller Art nur wenig.

Neben diesen geschnitzten Gefäßen gab es aber auch andere, die auf der Drehbank in sehr kunstvoller und geschickter Weise hergestellt waren. Im siebzehnten Jahrhundert zweigte sich nämlich von der gewöhnlichen Drechslerei als besonderer Zweig die Kunstdrechslerei ab. Man lernte jetzt, nicht nur kreisrund zu drehen, sondern auch — und zwar schon gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts — wie es in Hans Webers „Lobgedicht auf die Drechslerkunst“ von 1589 heißt: „Geschoben, geflammt, ablangs gewunden, gantz ecket, und gar künstlich erfunden, viel schöne Bilder von freier Hand gedreht“ herzustellen. Nach Vervollkommnung der Drehbank wurde das Drechseln, besonders im siebzehnten Jahrhundert, als eine Liebhaberkunst von vornehmen Dilettanten in ihren Mußestunden eifrig gepflegt. Der Wert dieser gedrechselten Elfenbeinarbeiten stieg ungemein; ja, man trieb mit diesen oft recht nichtigen Spielereien ohne eigentlichen

Kunstwert einen wahren Kultus und verherrlichte sie, ihre Urheber und selbst deren Werkzeuge in langen, überschwenglichen Gedichten, von denen uns noch mehrfache Proben, vor allem in einem interessanten, der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts angehörenden Gedichte überliefert sind, welches ein begeistertes Lob der edlen Drechslerkunst enthält und einen gewissen Joachim Müllner „Phil. Philol. et Poes. Cultor“ zum Verfasser hat. Es ist ein Gedicht voll bombastischen Schwulstes ganz im Stile jener Zeit; die Schlußverse, in einer Verherrlichung Kaiser Leopolds gipfelnd, lauten folgendermaßen:



Bettlerfigur in der Art S. Trogers. Nürnberg, Anfang des achtzehnten Jahrh. Braunschweig, Herzogl. Museum. (Phot.)

Gott laß, Ihr Kunstfreund', Euch, der Pallas Frucht genießen,
Er lasse fürder Euch die Gnaden=Ströme fließen
Der hohen Majestät des großen Leopold.
Daß er, so euch, als mir in Gnaden bleibe hold!
Es lebe Oesterreich und seine Cedern=Reben,
Es lebe, wer der Kunst der Drechslerei ergeben,
Es lebe, wer die Sonn des Oesterreiches liebt,
Es leb, wer in der Kunst der Drechslerei sich übt,
— — — — — — — — — — — — — —
Es leb, wer Felsen=fest bey seinem Kaiser hält,
Es lebe, wem die Kunst der Drechslerei gefällt,
Es lebe Leopold, der diese Kunst erhöht,
Bis dieses Kugelwerk des Erden=Runds zergeht!

Zu dem hohen Ansehen, das diese Kunst damals genoß, haben wohl in erster Linie jene Dilettanten beigetragen, die sich ihr aus fürstlichen Kreisen zuwandten. So ist uns eine ganze Reihe von Namen fürstlicher und anderer hoher Personen überliefert, die sich eifrig mit der Elfenbeindrechslerei beschäftigt und zum Teil auch noch Werke ihrer Hand hinterlassen haben, wie z. B. Kaiser Ferdinand III., die Kurfürsten Max I., Max Emanuel und Max Joseph III. von Bayern, Peter der Große, Georg III. von England, Kaiser Rudolf II. und zahlreiche andere, darunter auch Damen, wie die Fürstin Lobkowitz, die sich am Ende des siebzehnten Jahrhundert besonders im „Konterfeien“ auszeichnete.

Ein Hauptsitz dieser Drechslerkunst war im siebzehnten Jahrhundert Nürnberg. Hier lebte die Künstlerfamilie Zick, die in drei Geschlechtern sich mit dieser Kunst befaßte und es hierin zu großer Berühmtheit brachte. Abgesehen vom älteren Peter Zick, dem Lehrer Kaiser Rudolfs II., war es besonders dessen zweiter Sohn Lorenz, der das meiste zum Ruhm dieser Familie beitrug und deshalb von Neudörfer, dem bekannten Nürnberger Künstlerbiographen, aufs höchste gefeiert wird. Zu seinen Arbeiten gehörten Elfenbeinpokale, innen und außen mit Buckeln versehen, wie sie sich an Goldschmiedewerken finden, ferner allerhand durchbrochene Arbeiten und die damals so beliebten Galeeren mit Segeln und allem Zubehör; seine Specialität aber bildeten die sogenannten Konterfeit=Büchsen, d. h. zwei aus einem einzigen Stück Elfenbein herausgedrehte, ineinander liegende ovale Büchsen, und andere ähnliche Sachen, die eine unglaubliche Geduld und Geschicklichkeit voraussetzten und schließlich doch nur müßige Spielereien waren (Abbild. S. 553). Von seinem Sohn Stephan sind besonders die „Dreifaltigkeitsringe“ aus Elfenbein berühmt geworden, drei aus einem Stück gearbeitete Ringe, die sich schlangenförmig umeinander winden, ohne einander zu berühren. Da=



Schnupftabaksreiber aus Elfenbein. Achtzehntes Jahrhundert. (Phot. Obernetter.)

neben wußte er künstliche Augen und Ohren und andere anatomische Einzelheiten naturgetreu in Elfenbein darzustellen, und es sei bei dieser Gelegenheit kurz bemerkt, daß das Elfenbein neben dem Wachs besonders gern zu wissenschaftlichen Zwecken, d. h. zur Darstellung anatomischer Präparate und naturwissenschaftlichen Monstrositäten, benutzt wurde, wie sich deren noch manche erhalten haben. Dahin gehören auch die gleichfalls noch zahlreich vorhandenen Totenköpfe in Elfenbein, die mit ganz besonderer Virtuosität von einem Nürnberger Künstler, Namens Christoph Harrich, angefertigt wurden.

Wieder andere suchten ihren Ruhm in allerlei Miniaturarbeiten in Elfenbein, in sogenannten mikrotechnischen Kunstwerkchen oder vielmehr Kunststückchen, welche die Geduld und Geschicklichkeit ihrer Urheber auf die härteste Probe stellten, dafür aber auch die staunende Bewunderung von Mit- und Nachwelt erregten. Einer der bekanntesten Künstler dieser Art und zugleich ein typischer Vertreter für die ganze Gattung von Arbeiten war der Kärntener Leopold Pronner, der unter anderem so zierliche Figürchen von Hirschen, Pferden mit Reitern u. s. w zu schnitzen wußte, daß man sie, wie berichtet wird, durch ein Nadelöhr schieben konnte. Pronner fand, besonders im achtzehnten Jahrhundert, zahlreiche Nachahmer, zu denen auch die beiden Brüder Heß aus Bamberg gehörten, die kleine Landschaften mit Seeprospekten und Schiffen sowie Namenszüge aus Blumenguirlanden in Elfenbein verfertigten, die dann, unter Glas gebracht, bei Fingerringen oft die Stelle des Steins vertraten.



Die Furie. Elfenbeinfigur von J. Geleyn. (Nach Zeitschr. f. bild. Kunst.)

Man kann, wie schön gesagt, wohl den Fleiß und die Ausdauer bewundern, die auf solche Arbeiten verwendet wurden, aber man wird sie ebensowenig wie viele jener Kunstdrechseleien und wie jene anatomischen Gegenstände als Kunstwerke im höheren Sinne gelten lassen dürfen. Es sind vielmehr zumeist nur Spielereien, die einer vorübergehenden Laune des Geschmacks und einer jeweiligen Modeliebhaberei ihr Dasein verdanken und daher wohl ein gewisses kulturgeschichtliches Interesse, aber keinen wahren Kunstwert besitzen.

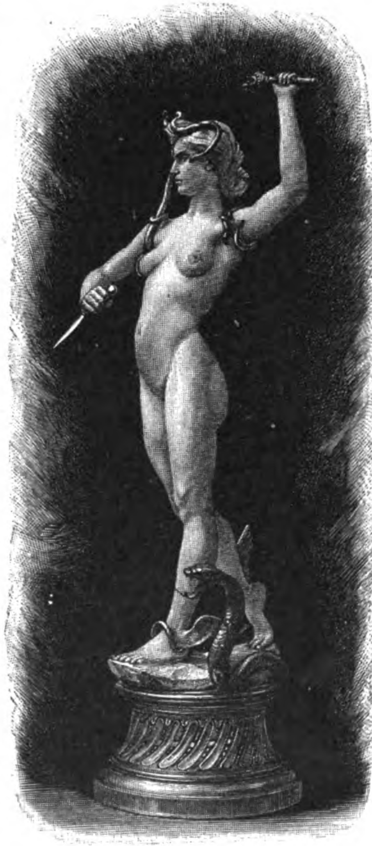
Ein Gleiches gilt von einer anderen Art, nämlich von der im achtzehnten Jahrhundert bei Rundbildwerken aufkommenden und eine Zeitlang sehr beliebt gewesenen Verbindung des Elfenbeins mit Holz, wobei die Figuren in Elfenbein gebildet und mit Gewändern aus dem braunen oder schwarzen Holz der Zuckertanne bekleidet wurden. Der Hauptmeister, wenn auch nicht der Erfinder solcher Figuren war Simon Troger, ein Hirtenjunge aus Haidhausen, der, durch Kurfürst Maximilian III. zum Künstler ausgebildet, in dieser Gattung Außerordentliches leistete. Fast alle europäischen Sammlungen besitzen Werke von seiner und seiner Nachahmer Hand, besonders Zigeuner- und Bettlergestalten, durch deren zerfetzte Gewänder aus braunem Holz der nackte Körper aus Elfenbein hindurchleuchtet (Abbild. S. 555). Außer diesen mitunter derbrealistischen Darstellungen hat Troger aber auch Gegenstände des Alten Testaments und der antiken Mythologie in ähnlicher Weise behandelt. Eine gewisse malerische, an die polychrome Plastik erinnernde Wirkung läßt sich ja diesen Sachen



Statuette eines tragischen Schauspielers.
(Nach Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums.)

nicht absprechen, allein sie werden doch unserem modernen Empfinden und einem geläuterten Kunstgeschmack stets etwas fremdartig und gekünstelt erscheinen.

Anders verhält es sich mit der sogenannten Marqueterie in Elfenbein, die, im siebzehnten Jahrhundert von Italien übertragen, besonders in Nürnberg und Augsburg geübt wurde. Diese Marqueterie, eine Flächenverzierung und Nebenart der Intarsia, d. i. der eingelegten Arbeit von Holz in Holz, die bekanntlich in Italien während der Renaissance ihre höchste Blüte erreicht hatte, besteht in der Verbindung des Elfenbeins mit dem schwarzen Ebenholz. Dabei wurden figürliche und ornamentale Elemente aus dünnen Elfenbeinplatten ausgeschnitten und in das dunkle Holz eingelegt, oder es geschah dies mit kleineren und größeren Elfenbeintafeln, in welche reiche figürliche und ornamentale Verzierungen eingeritzt und dann durch Einschwärzung sichtbar gemacht worden waren. Auf diese Weise wurden allerlei feinere Möbel, insbesondere Prunkschränke, die sogenannten Kabinetts, verziert, bis dann, als die Mode am Ende des siebzehnten und zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts glänzendere Effekte verlangte, diese Möbel mit ihrer feinen, wenn auch bescheidenen Wirkung nicht mehr genügten und anderen Platz machen mußten, die aufs reichste mit Einlagen in allerlei kostbaren Stoffen geschmückt waren. So lösten diese Boullemöbel, wie sie nach dem französischen Kunsttischler Boulle benannt wurden, die Elfenbeinmarqueterien ab. Sie verschwanden mehr und mehr, und gleichzeitig nahm überhaupt die Vorliebe für das Elfenbein als Kunstmaterial ab. Es war dies zweifellos eine Folge des allmählichen Aufkommens des Porzellans, das sich mit seiner schmiegsamen, leicht zu bearbeitenden Masse, die zudem auch die Verwendung von Farben im weitesten Umfang gestattete, besser für kleinere Skulpturen eignete als das schwer zu behandelnde und in seiner Wirkung weit bescheidenere Elfenbein. So blieb dieses in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im wesentlichen nur auf Gegenstände des Gebrauchs beschränkt, auf Schnupftabaksdosen, Reiber für Schnupftabak (Abbild. S. 555), die an ihren Außenflächen mit Reliefs verziert waren, auf Fächergestelle u. s. w. Auch das neunzehnte Jahrhundert zeigte wenig Sinn dafür und verwandte das vornehme und schöne Material fast nur für Gegenstände und Geräte der Toilette, für Broschen, Nadelbüchsen, Notizbücher u. a. m.



Die Furie. Elfenbeinfigur von J. Geleyn. (Nach Zeitschr. f. bild. Kunst.)

Erst neuerdings ist ein erfreulicher Umschwung eingetreten, der wohl in erster Linie auf die in den letzten Jahren an verschiedenen Orten veranstalteten Elfenbeinausstellungen zurückzuführen ist. Hatte schon die im Jahre 1893 im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Dresden veranstaltete Elfenbeinausstellung manche tüchtige Leistungen aufzuweisen, obgleich sie als erster Versuch zur Hebung dieses daniederliegenden Kunstzweiges naturgemäß auch noch recht viel Mittelmäßiges enthielt, so zeigte sich bereits im folgenden Jahre bei Gelegenheit der Antwerpener Weltausstellung die Kunst der Elfenbeinschnitzerei auf einer bedeutenden Höhe.

Vor allem aber hat die im Jahre 1897 anläßlich der Brüsseler Weltausstellung veranstaltete Sonderausstellung von Kunstwer-

ken, bei denen das Elfenbein entweder allein oder — eine Wiedererweckung der antiken Goldelfenbeintechnik — in Verbindung mit Gold, Silber, Holz und Bronze Verwendung fand, glänzend dargethan, was die hochbegabte belgische Bildhauerkunst, die ja heute unumstritten an erster Stelle steht, auch auf diesem Gebiet der Kleinkunst zu leisten vermag. Freilich war dieser Erfolg zum Teil der Freigiebigkeit des Königs zu verdanken, welcher das kostbare Elfenbeinmaterial des Kongo den Künstlern unentgeltlich zur Verfügung stellte, aber dank dieser fürstlichen Freigiebigkeit sind Werke entstanden, die, wie z. B. die Arbeiten eines Meunier, eines van der Stappen und zahlreicher tüchtiger Schüler dieser beiden führenden Meister (Abbildungen S. 556, 557 u. 558), eine durchaus selbständige Auffassung mit einem auserlesenen Geschmack, die höchste technische Fertigkeit mit einem feinen Verständnis für die eigentümlichen Schönheiten und Vorzüge dieses Materials verbinden.



Sphinx. Elfenbeinarbeit von Ch. van der Stappen. (Nach Zeitschr. f. bild. Kunst, 1897.)

Diese Werke, die, wie zu hoffen steht, eine Wiedergeburt der Elfenbeinplastik herbeiführen werden, erreichen nicht nur, nein, sie übertreffen sogar bei weitem alles das, was

heute in Indien, China und Japan geleistet wird. In diesen Ländern, in denen die Elfenbeinschnitzerei als wichtiger Kunstzweig schon seit alter Zeit heimisch war, wird sie auch gegenwärtig noch mit höchstem Geschick ausgeübt; allein es ist eine fremde, unserem Geschmacke allzu fern liegende Kunst, die uns in diesen, wenn auch technisch noch so hoch stehenden Arbeiten entgegentritt. Vor allem gilt das von den Elfenbeinskulpturen der Chinesen, die, soweit sie wenigstens für den Export gearbeitet sind, oft recht gekünstelt und mit allerlei Dekorationsmotiven überladen erscheinen; weniger bizarr sind die indischen Arbeiten: Kästchen, Etuis, Fächergestelle u. a., allein auch sie muten uns in ihren figürlichen Darstellungen immer fremd und sonderbar an. Das Beste und Ansprechendste leisten auch hier wieder, wie auf so vielen anderen Kunstgebieten, die Japaner, die Menschen- und Tierfiguren von höchster Lebendigkeit, welche oft noch durch eine feinfühlige und diskrete Bemalung gesteigert wird, sowie viele andere Arbeiten mit großer Kunst und Geschicklichkeit in Elfenbein herzustellen verstehen. An solchen und ähnlichen Werken soll der abendländische Elfenbeinschneider lernen, damit er sich der vielen Vorzüge dieses lebensvollen Materials wieder bewußt wird und Werke schaffen kann, die sich, was Frische, Unmittelbarkeit und Intimität der Wirkung anbetrifft, getrost mit solchen aus anderen Stoffen, wie Erz und Marmor, messen können.

Andererseits muß aber das Interesse für diese Arbeiten, das wohl hauptsächlich infolge der Unkenntnis des Stoffes und seiner Eigenschaften zurückgegangen ist, auch beim Publikum wieder belebt werden, indem man letzteres durch öftere Vorführung guter Elfenbeinskulpturen über die eigentümlichen Schönheiten derselben zu belehren sowie zu ihrer Erwerbung und damit auch zugleich zur thatkräftigen Unterstützung dieser Kunst anzuregen sucht. Denn nur dadurch wird die uralte Kunst der Elfenbeinbildnerei weiter bestehen und sich zu einer neuen Blüte entfalten können, deren verheißungsvolle Keime in den Werken der genannten belgischen Künstler bereits vorhanden sind.





Heinrich Hertz.

Seine Bedeutung für die mechanische Weltauffassung.

Von

Franz Bendt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Das erste Jahr des nunmehr scheidenden Jahrhunderts darf als das Geburtsjahr der elektrischen Technik betrachtet werden. In ihm beschenkte Volta das Menschengeschlecht mit der Säule und dem Becher, den Apparaten also, welche dazu dienen, elektrische Ströme zu erzeugen.

Mehr als jede andere Kraftäußerung, welche der Mensch der Natur abzuringen lernte, haben die elektrischen Ströme auf die Einrichtungen unserer Erde eingewirkt und das Weltbild verändert. Der Telegraph, das Telephon, das elektrische Licht, die elektrische Eisenbahn, die elektrische Kraftübertragung, die Elektrochemie und noch viele andere kulturgewaltige Methoden und Apparate unterstehen der Energie der elektrischen Ströme.

Aber auch das theoretische Verständnis vom Zusammenwirken der Naturkräfte ist nach Einsicht in das Wesen der elektrischen Erscheinungen durch die großen Forscher dieses Jahrhunderts zu einem gewissen Abschlusse gebracht worden. Auf die Frage nach dem gesetzmäßigen Wirken der Naturkräfte vermag jetzt, dank dieser Arbeiten, der Physiker eine dem Kausalitätsbedürfnis genügende Antwort zu erteilen.

Die Alten sahen im Blitze die stärkste Waffe der Götter. Nun in der That, mit der Erkenntnis und der Beherrschung der elektrischen Kräfte ist das Menschenkind erst zum wirklichen Herrn dieser Welt geworden; es hat gleichsam dem Zeus das Scepter entwunden.

Daß wir so gerüstet in das neue Jahrhundert hinüberzuschreiten vermögen, verdanken wir zum großen Teile den Arbeiten von Heinrich Hertz.

* *
*

Der Großmeister der Naturforschung Georg Kirchhoff bezeichnete es als die Aufgabe der Physik, die Naturerscheinungen in der einfachsten Weise zu beschreiben. Das will besagen, daß alle Vorgänge in dieser unserer Welt auf Bewegungen zurückzuführen und daß dabei alle metaphysischen Vorstellungen von mehr oder minder wirkenden Kräften auszuschließen seien.

Der erste, der in diesem Sinne Physik trieb, war Archimedes, der Verteidiger von Syrakus. Er hatte sich damit begnügt, die Erscheinung an den Körpern zu verfolgen, solange sie in Ruhe verharren.

Fast zwei Jahrtausende mußten verfließen, ehe die Wissenschaft, die Archimedes begründet hatte, zu neuen Fortschritten gelangte. Für die Physik ist in der That das Mittelalter das dunkle; denn alle die philosophischen Versuche, die Naturerscheinungen aus einem Princip heraus konstruieren zu wollen, waren damals ebenso verfehlt wie die Bemühungen der sogenannten großen Philosophen des Altertums und der neueren Zeit.

Erst Galiläi tritt wieder ohne vorgefaßte Meinung den Naturerscheinungen gegenüber; und seine einzigen Hilfsmittel waren die Beobachtung, der Versuch und die durch die

Mathematik geregelte Überlegung. Die Physik verdankt dem großen italienischen Märtyrer in ihren Hauptzügen die Kenntnis von den Gesetzen der Bewegung der materiellen Körper.

Isaak Newton zeigte, daß diese Gesetze auch über die enge Erdsphäre hinausreichen, und daß der Mond, die Sonne, die Erde und die übrigen Planeten den gleichen Gesetzen folgen wie die Körper, die unsere Faust bewegt. Der fundamentalste und vielleicht wichtigste Teil der Physik, die Mechanik, war mit den Forschungen Newtons fast vollendet.

Wenn man im gewöhnlichen Leben von Physik spricht, so pflegt man nicht an diese Erscheinungsgruppe zu denken, sondern an die Vorgänge des Lichtes und der Wärme und an den großen Kreis der elektrischen und magnetischen Erscheinungen. In weiser Erkenntnis ihrer Kräfte hatten die Forscher bis dahin sich mit der Erklärung der einfachsten Bewegungsvorgänge begnügt.

Der Holländer Huygens gab zuerst eine Antwort auf die Frage: Was ist Licht? Eine Antwort, die sich auch in der Folge, der strengsten Prüfung gegenüber, in ihren wesentlichsten Grundzügen als richtig erwiesen hat. Diese von kühnster Vorstellungskraft zeugende Erklärung beweist, daß ein mathematisch-mechanisch geschulter Geist sich ungestraft in das Zauberreich der Phantasie begeben darf. Huygens' Arbeiten sind um so bedeutungsvoller, weil sich aus ihnen gleichsam die Einsichten herauskrystallisiert haben, zu denen die modernen Physiker bei der Erklärung der Vorgänge in dieser Welt gelangten. Nach Huygens ist jeder Raum von einem äußerst feinen Stoffe erfüllt, dem Lichtäther, der die materiellen Körper um- und durchflutet. Jede schwingende Bewegung in diesem feinen Stoffe, die bis zur Netzhaut unseres Auges gelangt, erzeugt die Empfindung und Vorstellung von Licht. Huygens konnte auch bereits zeigen, daß diese Bewegungen Wellenbewegungen sein müssen, verwandt den Erscheinungen, die man an der Oberfläche des Wassers studieren kann.

Es sind zwei große Hypothesen, welche während des achtzehnten und während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gar mächtig auf die denkgeschulten Köpfe eingewirkt haben: die Vorstellung vom Lichtäther nämlich, von dem wir eben sprachen, und der Begriff der Fernwirkung. Newton hatte aus seinen Untersuchungen über die Bewegung der Himmelskörper gefunden, daß sich diese so beeinflussen, als wenn anziehende Kräfte zwischen ihnen wirken; es scheinen Ketten zwischen ihnen vorhanden zu sein, die sie aneinander fesseln. Der große Mathematiker hatte aber dabei ausdrücklich betont, daß es sich hier nur um eine mathematische Fiktion handle; denn Wirkungen ohne vermittelnden Stoff durch den leeren Raum hindurch seien unmöglich und die Vorstellung absurd und unnütz. Leider wurden diese Warnungen Newtons nicht beachtet, sondern die Hypothese von der Fernwirkung ist sogar von den Naturforschern mit Vorliebe verwendet worden.

Wie allbekannt, beeinflussen sich zwei Magnetnadeln, wenn sie in nicht zu großer Entfernung voneinander aufgestellt werden; und mehrere mit Elektricität beladene Kügelchen suchen sich frei durch den Raum hindurch anzuziehen oder abzustoßen. Überall in dem großen Gebiete der Elektricität und des Magnetismus trifft man auf solche und ähnliche Erscheinungen, die in die Ferne wirken.

Auf die Frage: Was ist Elektricität? erfolgte noch vor Jahrzehnten die Antwort, daß die Elektricität ein Stoff sei, der die Fähigkeit besitze, durch den leeren Raum hindurch auf einen gleichen Stoff einzuwirken.

Gleiche Vorstellungen verband man auch mit den anderen physikalischen Kräften; so bezeichnete man z. B. die Wärme als einen Stoff und nahm an, daß ein heißer Körper mehr von ihm enthalte als ein kalter. Kurz, die Anschauungen, welche man aus einem physikalischen Lehrbuche aus der Mitte dieses Jahrhunderts über die physikalischen Kräfte empfängt, lassen sich in den Satz zusammenfassen, daß die Kräfte Stoffe seien, die die sonderbare Fähigkeit besitzen, durch den leeren Raum hindurch in die Ferne zu wirken. Nur ein Teil der Physik, die Optik, bildete davon eine Ausnahme.

Das Unsinnige der Lehre vom Stoff ist natürlich den Physikern und Mathematikern nicht entgangen; aber sie wußten zunächst nichts besseres dafür anzugeben und begnügten sich mit der genaueren Einzeluntersuchung der speciellen Phänomene. Eine

Bresche in die Vorstellung vom Stoff wurde zuerst innerhalb der Wärmelehre gelegt. Schon im Beginne unseres Zeitalters hatte Graf Rumford durch einen gelegentlichen Versuch erwiesen, daß die Wärme kein Stoff sein könne. Er machte darauf aufmerksam, wie beim Bohren der Kanonenrohre sich das Kühlwasser bis zum Sieden erhitzt; und daß die hierbei erzielte Wassertemperatur der Kraft proportioniert ist, die man aufwenden muß.

Ähnliche Beobachtungen traten hinzu. Sie und eine große Anzahl geistvoller Versuche ergaben den Beweis, daß auch die Wärme eine Bewegung ist und zwar eine schwingende Bewegung der kleinsten Teile der Körper.

Für die Vorgänge in der Körperwelt, für die Erscheinungen des Schalles, des Lichtes und der Wärme war also etwas Gemeinsames nachgewiesen. Sie alle haben ihre Ursache in den Veränderungen der bewegten Materie und des raumerfüllenden Äthers. Und noch mehr ließ sich zeigen. Da alle Naturerscheinungen durch Lagenveränderungen hervorgerufen werden, so müssen sie sich auch ineinander überführen lassen und zueinander in gewissen zahlenmäßigen Verhältnissen stehen. Eine gewisse Energiemenge Licht muß einer gewissen Energiemenge Wärme entsprechen. Das ist der Sinn des von Robert Meyer, Joule und Helmholtz erkannten Gesetzes von der Erhaltung der Kraft.

Nur eine große Erscheinungsgruppe stand noch außerhalb dieses Kreises einsam am Wege. Zweifellos beugten sich auch diese Vorgänge dem großen Energiegesetze, aber sonst herrschten überall in ihr noch die Anschauungen von dem Stoff und der Fernwirkung. Wir meinen die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus.

Es giebt nichts Schwereres in dieser Welt, als sich von Ideen und Lehren frei zu machen, die man von Jugend auf als richtig verehrt und auch verwendet hat. Ja, es scheint für ein und denselben Kopf als eine unerfüllbare Forderung, von einem Ideenkreise in einen anderen hinüberzuschreiten. Die Physiker jener Zeit hatten sich nun einmal, soweit es die Lehre von der Elektricität und dem Magnetismus angeht, in die Stoffhypothese hineingelebt; und die neue Generation wurde in diesen Anschauungen unterrichtet. Daß ein vollständiger Umbau des alten Gebäudes notwendig sei, war allen klar. Aber nur einem durchaus unbefangenen Kopfe, der den gewöhnlichen Studiengang nicht durchschritten hatte, konnte ein solcher Bau gelingen.

„Ein solcher Geist war Faraday“, schreibt Hertz in seinem berühmten Vortrage über die Beziehungen zwischen Licht und Elektricität. „Er hörte zwar sagen, daß bei der Elektrisierung eines Körpers man etwas in ihn hineinbringe, aber er sah, daß die eintretenden Änderungen nur außerhalb sich bemerkbar machten, durchaus nicht im Inneren. Faraday wurde gelehrt, daß die Kräfte den Raum einfach übersprängen, aber er sah, daß es von größtem Einflusse auf die Kräfte war, mit welchem Stoff der angeblich übersprungene Raum erfüllt war. Faraday las, daß es Elektricitäten sicher gäbe, daß man aber über ihre Kräfte sich streite, und doch sah er, wie diese Kräfte ihre Wirkungen greifbar entfalteten, während er von den Elektricitäten selbst nichts wahrzunehmen vermochte.

„So kehrte sich in seiner Vorstellung die Sache um. Auf den Einwand, wie denn im leeren Raume andere Zustände als vollkommene Ruhe möglich seien, konnte er antworten: Ist denn der Raum leer? Zwingt uns nicht schon das Licht, ihn als erfüllt zu denken? Könnte nicht der Äther, welcher die Wellen des Lichtes leitet, auch fähig sein, Änderungen aufzunehmen, welche wir als elektrische und magnetische Kräfte bezeichnen? Wäre nicht sogar ein Zusammenhang zwischen diesen Änderungen und jenen Wellen denkbar? Soweit kam etwa der englische Forscher in seinen Untersuchungen.“

Faraday hatte den gewöhnlichen Studiengang der Physiker nicht durchgemacht. Er war aus einfachsten Verhältnissen hervorgegangen und die mathematisch-mechanische Ausdrucksweise der Naturforscher war ihm nicht geläufig. Die Veröffentlichung seiner von Hertz so glänzend geschilderten Meinung erschien daher in einer so seltsamen dunklen Sprache, daß sie den Physikern damals ein Buch mit sieben Siegeln blieb.

Die Faradayschen Meinungen fanden einen glänzenden Interpreten in Clark Maxwell. Er unterzog sich der Riesenarbeit, seines

Meisters theoretische Ansichten in ein mathematisches Gewand zu kleiden. Aus seinen scharfen Darlegungen konnte nun jeder ersehen, daß die Elektricität eine Erscheinung des Äthers sein muß, der den Raum kontinuierlich erfüllt. Ja, es ergab sich sogar die interessante Beziehung, daß die Geschwindigkeit der Elektricität und des Lichtes die gleiche sei. Aber diese sowie viele andere bedeutungsvolle Folgerungen waren nur die Folgen theoretischer Überlegungen. Im naturwissenschaftlichen Sinne fehlte ihnen noch das wesentlichste: der experimentelle Beweis.

Hier ist die Stelle, wo Heinrich Hertz in die Vorgänge eingreift.

* *
*

Heinrich Hertz hat den experimentellen Beweis für die Richtigkeit der Faraday-Maxwellschen Anschauung erbracht. Damit wurde zugleich das Riesengebäude der modernen Physik in gewisser Beziehung vollendet.

Ehe wir zur Besprechung dieser genialsten Versuche, die während der letzten Jahrzehnte auf elektrischem Gebiete ausgeführt worden sind, eingehen, wollen wir uns zunächst mit den ersten Jahrzehnten der Hertzschen Lebensführung vertraut machen.

Heinrich Rudolf Hertz ist ein Hamburger Kind. Er wurde in der alten Hansastadt am 22. Februar 1857 als ältester Sohn des damaligen Rechtsanwalts und späteren Senators Dr. Hertz geboren. Den ersten Unterricht empfing er auf der Bürgerschule; und schon damals äußerte sich seine Liebhaberei und seine Lust an mechanisch-physischen Dingen. Mit Vorliebe arbeitete er am Schraubstock und an der Hobelbank und baute als Knabe brauchbare Maschinen und Apparate. Später besuchte er die Hamburger Gelehrtenschule, das Johanneum, und verließ es Ostern 1875 mit dem Zeugnis der Reife. Hertz war ein äußerst vielseitig befähigter Knabe. Er trieb Arabisch und Sanskrit und zwar so ernstlich und mit solchem Erfolg, daß seinem Vater dringend geraten wurde, den Sohn Sprachwissenschaft studieren zu lassen. Dann wiederum besuchte er die Sonntagskurse der Gewerbeschule und schien seine größte Lust am geometrischen Zeichnen und an mechanisch-optischen Konstruktionen zu finden. In der Vielseitigkeit seiner Beschäftigungsart ist er am besten mit dem jungen Gauß zu vergleichen, der sich bekanntlich den klassischen Sprachen widmen wollte, ehe es ihm gelang, die Konstruktion des regulären Siebzehnecks zu ermitteln.

Vielleicht von dem praktischen Sinne beeinflußt, der den Hamburger beseelt, beschloß Hertz, sich den Ingenieur-Wissenschaften zu widmen. Sein großer Lehrer Helmholtz hat übrigens die Frage aufgeworfen, wie es wohl gekommen sei, daß ein für wissenschaftliche Untersuchungen so hervorragend befähigter Mensch nicht gleich den Weg des wissenschaftlichen Studiums beschritten habe. Er meint, daß gerade die frühreife und außerordentlich klare Erkenntnis von der Schwierigkeit theoretischer Studien und die Bescheidenheit bei der Beurteilung des eigenen Könnens ihn dazu veranlaßt habe.

Hertz wünschte zuerst die Praxis kennen zu lernen; er trat deshalb beim Königlichen Bauamt zu Frankfurt a. M. als Volontär ein und arbeitete mit am Bau der Mainbrücke. Dann ging er nach Dresden auf ein Semester an das Polytechnikum und genügte in Berlin beim Eisenbahn-Regimente seiner Waffenpflicht. Im Herbst 1877 setzte er seine Studien in München fort.

In den ersten Semestern hat der zukünftige Ingenieur sich mit den gleichen Fächern zu beschäftigen wie der angehende Physiker und Mathematiker. Hertz widmete sich mit Begeisterung seinen Studien und gelangte zu der festen Überzeugung, daß er wirkliche Befriedigung nur in den wissenschaftlichen Fächern erlangen könne. Er entschloß sich, wenn auch schweren Herzens, das Fach zu wechseln und Physik zu studieren.

Der Brief, in dem er seine Eltern von seiner Absicht unterrichtet und sie um ihre Erlaubnis bittet, ist außerordentlich charakteristisch für die liebenswürdige Art des jungen Mannes; er läßt einen tieferen Blick in seine Charaktereigenschaften werfen, als alle Schilderungen es zu thun vermöchten. Wir lassen ihn deshalb hier vollständig folgen.

München, den 1. November 1877.

Liebe Eltern!

Ihr wundert euch vielleicht, daß dieser Brief dem vorigen so schnell folgt, und ich

dachte auch nicht, so bald schon wieder zu schreiben, aber es ist diesmal in einer wichtigen Sache, die keinen langen Aufschub verträgt.

Es ist eigentlich ein beschämendes Geständnis für mich, aber es muß doch heraus: ich möchte noch jetzt im letzten Augenblick umsatteln und Naturwissenschaften studieren. Ich komme in diesem Semester an den Scheideweg, wo ich mich ihnen entweder ganz widmen muß oder definitiv von ihnen Abschied nehmen und jeder überflüssigen Beschäftigung mit ihnen entsagen muß, wenn ich nicht meine eigentlichen Studien darüber liegen lassen und ein mittelmäßiger Ingenieur werden wollte. Da ich dies neulich bei der Bearbeitung meines Studienplanes einsah, und so einsah, daß mir darüber kein Zweifel bleiben konnte, da wollte ich zuerst jede überflüssige Beschäftigung mit Mathematik und Naturwissenschaften abschwören; aber da wurde es mir mit einemmal klar, daß ich dies doch nicht könnte, daß ich auch bisher eigentlich nur mit diesen mich beschäftigt habe und jetzt auch auf diese nur mich gefreut, alles andere kam mir schal vor, und die Erkenntnis kam so plötzlich, daß ich am liebsten gleich aufgesprungen wäre und euch geschrieben hätte; aber ich hielt mich doch noch ein paar Tage hin und überlegte die Sache hin und her; aber ich komme zu keinem anderen Resultate. Ich begreife auch nicht, daß ich mir nicht früher darüber klar geworden bin, da ich doch auch hierher mit der besten Absicht kam, Mathematik und naturwissenschaftliche Gegenstände zu hören, an Situationszeichnen, Baukonstruktion, Baumaterialien &c. aber gar nicht gedacht hatte, die doch meine Hauptbeschäftigung sein sollten. Ich habe mir auch das vorgehalten, was ich früher mir öfters gesagt habe, daß ich lieber ein bedeutender Naturforscher als ein bedeutender Ingenieur, aber lieber ein unbedeutender Ingenieur als ein unbedeutender Naturforscher sein möchte; jetzt, wo ich an der Grenze stehe, denke ich aber, daß doch auch wahr ist, was Schiller sagt: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein," und daß allzuviel Vorsicht Thorheit wäre. Ich verhehle mir auch nicht, daß Ingenieur zu werden wohl zunächst ein sichereres Brot wäre, und der Gedanke thut mir leid, daß ich doch auf diesem Wege viel länger deine Hilfe, lieber Papa, in Anspruch nehmen müßte, wie auf dem anderen, aller Voraussicht nach; aber alledem steht das eine gegenüber, daß ich fühle, wie ich mich den Naturwissenschaften doch ganz und mit Begeisterung widmen könnte und mir auch mit ihnen genug geschehe, während ich doch jetzt einsehe, daß das, was man Ingenieurwissenschaften nennt, mir nicht genügt und ich daher immer nach anderer Beschäftigung suche. Ich hoffe, daß ich mich hierin nicht täusche, denn es wäre eine große und verderbliche Selbsttäuschung; aber das weiß ich gewiß, daß ich mich bei den Naturwissenschaften nicht zurücksehnen würde nach den Ingenieurwissenschaften, daß ich aber, wenn ich Ingenieur werde, mich immer nach der Naturwissenschaft sehnen werde, und es scheint mir unerträglich, daß sie mir nur dienen soll, um ein Examen zu machen. Wenn ich zurückdenke, so finde ich auch, daß ich zehnmal mehr Aufmunterung hatte, Naturwissenschaft zu studieren, als Ingenieur zu werden, und ob schließlich ich als solcher durch meine vielleicht etwas größere mathematische Bildung einen Vorzug vor anderen hätte, ist mir auch zweifelhaft; es scheint mir, als ob schließlich doch vielmehr auf praktischen Sinn, Erfahrung und Kenntnis von Daten und Formeln, die mich, weil zufällig, nicht interessieren, ankommt, wenigstens für die ersten zehn Jahre der Praxis. Dies alles und vieles andere habe ich weidlich überlegt und werde es auch weiter überlegen, bis ich Antwort von euch erhalte, und alles in allem komme ich zu dem Resultate, daß es wohl manchen praktischen und handgreiflichen Nutzen hätte, Ingenieur zu werden, aber daß damit doch eine Art Selbstverleugnung und Entsagung verbunden wäre, zu der ich mich nicht zwingen sollte, wenn nicht äußere Gründe mich zwingen. Und so bitte ich dich, lieber Papa, nicht sowohl um deinen Rat, als um deine Entscheidung, denn Rat brauche ich nicht mehr, und es ist auch nicht mehr Zeit, lange zu beraten; aber wenn du mir sagst, ich solle Naturwissenschaft studieren, so werde ich dies als ein großes Geschenk von dir annehmen, und was dann Fleiß und Liebe zur Sache thun können, das werden sie thun;

und ich glaube auch, du wirst diese Entscheidung geben, denn einmal hast du mir noch nie einen Stein in den Weg legen wollen, und zweitens schienst du es selber manchmal lieber zu sehen, wenn ich Naturwissenschaft studierte.

Wenn du es aber für mein Bestes hältst, wenn ich den einmal betretenen Weg verfolge (was ich jetzt nicht mehr glaube), so werde ich auch dies thun, und zwar ganz und voll, denn ich bin das Zweifeln und Zaudern jetzt satt, und wenn ich so fortfahre wie bisher, so bleibe ich ewig auf dem alten Flecke ... Also warte ich auf baldige Antwort und werde bis dahin mir selbst noch weiter überlegen. Einstweilen lebt wohl und grüßt alle von eurem treuen Sohne

Heinrich.

Nach erlangter Erlaubnis blieb er zunächst noch ein Jahr in München. Während des Wintersemesters 1877 bis 1878 widmete er sich vorzüglich dem Studium der Werke der großen Mathematiker. Er las Laplace, Lagrange und andere. Im Sommersemester machte er die praktischen Vorübungen im physikalischen Laboratorium.

Dann aber zog es ihn nach Berlin. Hier war damals thatsächlich die wahre Hochschule für jeden Jünger der theoretischen Naturwissenschaft. Niemals vordem, soweit uns bekannt, sind zu derselben Zeit und an dem gleichen Orte so viele und hervorragende Forscher auf diesem Gebiete als Lehrer thätig gewesen. Helmholtz, Kirchhoff und Dove vertraten die Physik; Weierstraß, Kummer, Kronecker und Borchard die Mathematik, und A. W. Hofmann stand dem chemischen Laboratorium vor. Wenn man die Geschichte dieser Fächer während der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts verfolgt, dann findet man, daß es der Hauptsache nach die genannten Namen sind, an die sich die bedeutendsten Fortschritte auf naturwissenschaftlichem Gebiete anknüpfen. Vor allen Dingen war es Helmholtz, der damals das physikalische Laboratorium leitete, welcher Hertz veranlaßt hatte, nach Berlin zu gehen. Er trat zunächst als Praktikant ein. „Schon während er die elementaren Übungsarbeiten durchführte," schreibt Helmholtz, „sah ich, daß ich es hier mit einem Schüler von ganz ungewöhnlicher Begabung zu thun hatte, und da mir am Ende des Sommersemesters die Aufgabe zufiel, das Thema zu einer physikalischen Preisschrift für die Studierenden vorzuschlagen, wählte ich eine Frage aus der Elektrodynamik in der sicheren, nachher auch bestätigten Voraussetzung, daß Hertz sich dafür interessieren und sie mit Erfolg angreifen werde."*

Es ist rührend zu lesen, wie innig Hertz stets mit den Seinigen in Verbindung stand. Alle seine Briefe sind jetzt voll von der neuen Arbeit; er schildert ihr Wesen in eindringlicher und volkstümlicher Weise und macht so seine Eltern gleichsam zu Mitarbeitern. So berichtet er am 24. November 1878:

„Ich bin in der That jetzt sehr zufrieden und wünsche es mir nicht besser, als ich es habe. Ein großer Teil des Tages ist der Arbeit im Laboratorium gewidmet, und leider sind die Tage so kurz, daß, wenn ein großer Teil abgeht, fast nichts mehr übrig bleibt. Ein großer Teil dieses großen Teils geht natürlich wieder auf sehr unnütze, wenigstens sehr wenig lehrreiche Arbeiten, als Korkschnitzen, Drähte zufeilen &c., und die Beobachtungen an sich sind natürlich auch nicht sehr angenehm. Es kann deshalb auch etwas zweifelhaft sein, ob es ganz richtig ist, so viel Zeit an diese Dinge zu wenden, solange meine Kenntnisse noch so lückenhaft sind, wie sie sind. Aber trotzdem möchte ich diese Beschäftigung nicht missen; ich kann nicht sagen, eine wie viel höhere Befriedigung es mir gewährt, so aus der Natur selbst für mich und andere Belehrung zu holen, als immer nur von anderen und für mich ganz allein zu lernen. Solange ich nur aus Büchern arbeite, verläßt mich das Gefühl nicht, daß ich ein gänzlich überflüssiges Glied der Gesellschaft sei."

Seine Arbeit gewann am 4. August 1879 den Preis. Der Erfolg war für Hertz doppelt günstig, weil das Urteil der Fakultät außerordentlich lobenswert und anerkennend abgefaßt war. Auch hierüber schreibt er den Eltern:

„Ich war mit Dr. K. und L. hingegangen (zur öffentlichen Verkündigung der Urteile), ohne etwas verraten zu haben, und fest ent-

* Die Aufgabe lautete: Versuche einer oberen Grenze für die kinetische Energie der elektrischen Strömung.

schlossen, mir nichts merken zu lassen, wenn der Erfolg ungünstig wäre.

Was den Preis selbst anlangt, so habe ich auf euren Wunsch die Medaille genommen. Dies ist eine ganz große und schöne goldene Medaille, die aber das unglaubliche Ungeschick besitzt, nicht die mindeste Aufschrift zu tragen, nicht einmal, daß sie ein Preis der Universität sei."

Dieser ersten experimentellen Preisarbeit, in der sich bereits Keime seiner später berühmten Untersuchungen finden, folgte eine streng theoretische Untersuchung: „Über die Induktion in rotierenden Kugeln", auf Grund welcher er am 15. März 1880 promovierte. Das Urteil darüber lautete: Acuminis et doctrinæ specimen laudabile. Das Examen hatte er magna cum laude bestanden, ein Prädikat, das die Berliner Universität nur höchst selten verleiht.

Im gleichen Jahre trat Hertz als Assistent in das physikalische Laboratorium ein. Die reichen Schätze des großen Institutes standen ihm nun frei zur Verfügung, und sie wurden von ihm in ausgiebigster Weise verwendet. Während dieser Amtsthätigkeit, die bis zum Jahre 1883 währte, entstanden denn auch neben theoretischen eine große Zahl experimenteller Arbeiten. Wenn er auch von seinen ersten Untersuchungen an das elektrische Gebiet mit Vorliebe behandelte, so hat er sich doch auch in allen Zweigen der physikalischen Forschung bethätigt.

Es war ihm unter anderen aufgefallen, daß man bei der Beobachtung der sogenannten Newtonschen Farbenringe, welche entstehen, wenn man zwei Glaslinsen aufeinanderlegt, sich bis dahin nicht um die Formveränderung gekümmert hatte, die die Glaslinsen dabei im Berührungspunkte erleiden müssen. Er löste die schwierige Frage vollständig und veröffentlichte darüber eine theoretische und eine mehr praktische Arbeit, in der sich unter anderem auch die erste einwurfsfreie Erklärung der Eigenschaft der Härte befindet. Diese Untersuchungen haben eine hervorragende praktische Bedeutung für die feinere Meßkunst gewonnen. Ihre Ergebnisse wurden sofort, gelegentlich der Basisbestimmungen der großen europäischen Gradmessungen, welche damals in Berlin berechnet wurden, angewendet.

Parallel mit diesen Arbeiten liefen Untersuchungen über die Verdunstung, zu welchem Zwecke er ein neues Hygrometer konstruierte. Da der alte Senator Hertz großes Interesse an diesen Untersuchungen hatte, so setzte der Sohn ihm in einem Briefe vom 2. Februar 1882 seine Überlegungen auseinander. Sie beweisen, wie vorzüglich es der junge Forscher verstand, wissenschaftliche Dinge in ein populäres Gewand zu kleiden. Er schreibt seinem Vater:

„Übrigens hier eine kleine Berechnung zu Papas Befeuchtungsversuchen des Morgenzimmers: Im großen und ganzen enthält die Atmosphäre halb so viel Wasserdampf, als nötig ist, sie zu sättigen, oder 50 Prozent ist die mittlere relative Feuchtigkeit. Nehmen wir also an, daß die Menschen für dies Verhältnis eingerichtet oder daß dies das gesunde Verhältnis sei. Dann müssen in einem Kubikmeter Luft gewisse Wassermengen sein, die verschieden sind für verschiedene Temperaturen, und zwar 2,45 Gramm bei 0 Grad Celsius, 4,70 Gramm bei 10 Grad Celsius, 8,70 Gramm bei 20 Grad Celsius, denn diese Mengen würden in der Luft die 50 Prozent relativer Feuchtigkeit geben. Nun wollen wir annehmen, es sei draußen 0 Grad und im Zimmer (geheizt) 20 Grad Celsius. Dann wird auch im Zimmer (da die Luft schließlich doch von außen kommt) in einem Kubikmeter Luft nur 2,45 Gramm Wasser sein, es müßten aber, um das richtige Verhältnis herzustellen, 8,70 Gramm sein, die Luft ist also relativ sehr trocken, und es fehlen 6¼ Gramm Wasser für das Kubikmeter. Da das Zimmer etwa 7 Meter breit, 7 Meter lang und 4 Meter hoch ist, so enthält es $7 \times 7 \times 4$ Kubikmeter, und es fehlen also im Zimmer $7 \times 7 \times 4 \times 6\frac{1}{4}$ Gramm oder nahe 1¼ Liter Wasser. Würde das Zimmer also hermetisch verschlossen, so müßten 1¼ Liter Wasser versprüht werden, um das richtige Verhältnis zu haben. Nun ist das Zimmer nicht hermetisch verschlossen, nehmen wir an, es wechsele in n Stunden vollständig seine gesamte Luft, dann muß in je n Stunden 1¼ Liter Wasser verdunstet oder versprüht werden. Ich glaube, daß man annehmen kann, daß in zwei bis drei Stunden durch Thüröffnen, durch die Fensterspalten ꝛc. die

Luft vollständig gewechselt ist, es muß also per Stunde 5/8 bis 5/12 Liter Wasser oder ein tüchtiges Wasserglas voll verdunstet werden. Ungefähr dasselbe gilt, sobald überhaupt geheizt wird und die Temperatur draußen unter 10 Grad Celsius ist. Wenn man ein Hygrometer aufstellte und vergliche die Feuchtigkeit ohne Verdunsten mit der mit Verdunsten, so könnte man daraus die Zeit finden, innerhalb welcher sich die Luft des Zimmers vollständig erneut. ... Dies ist eine etwas lange Vorlesung geworden, und der Brief wird mich in bedeutende Unkosten stürzen, indes was thut der Mensch nicht alles, um seine lieben Eltern und Geschwister vor dem gänzlichen Eintrocknen zu bewahren."

Das preußische Kultusministerium forderte 1883 Hertz auf, sich in Kiel als Privatdozent zu habilitieren. Es wurde ihm dabei das Versprechen gemacht, seine Beförderung bei erster Gelegenheit zu veranlassen. Das war alles sehr schön — aber in Kiel fehlten ihm die reichen Hilfsmittel des Berliner Universitätslaboratoriums. Allerdings richtete er sich in seinem Hause ein Zimmer zu Experimentaluntersuchungen ein, für das er sich die Apparate, wie einst in seiner Knabenzeit, selbst anfertigte; aber natürlich war das nur ein dürftiges Auskunftsmittel.

Die Probleme, welche er in Kiel aufgriff, wurden, abgesehen von seinen elektrischen Arbeiten, die ihn niemals verließen, auch von den Eigentümlichkeiten des Ortes beeinflußt. Die Vorgänge auf und in dem Wasser erweckten sein größtes Interesse. Es gehörte zu seinen liebsten Erholungen, im Boote aufs Meer hinauszufahren und dadurch Körper und Geist gleichmäßig zu erfrischen. Sein scharfes, für alle Vorgänge in der Außenwelt geschultes Auge läßt ihn Mängel in der theoretischen Erklärung der einfachsten Erscheinungen erkennen und reizt ihn, die Unklarheiten zu heben.

Er macht Untersuchungen: „Über das Gleichgewicht schwimmender elastischer Platten", bei welcher Gelegenheit er an die schier paradoxe Thatsache anknüpft, daß eine schwere elastische Platte, die, auf die Oberfläche des Wassers gelegt, untersinkt, sich schwimmend erhalten kann, wenn man sie in der Mitte stark belastet. Wie ist das möglich? Er erklärt die Erscheinung mittels der strengen mathematischen Analyse. Es zeigte sich, daß sich die Platte in ihrer Mitte bei der Belastung einbiegt und gleichsam ein Boot bildet. Eine andere, wir möchten sagen seemännische Arbeit beschäftigt sich mit den Meeresströmungen und eine meteorologische mit den Zustandsänderungen feuchter Luft.

Endlich, nach zweijährigem Aufenthalte in Kiel, erfolgte seine Berufung als ordentlicher Professor an die technische Hochschule zu Karlsruhe. Nunmehr wiederum im Besitze großer experimenteller Hilfsmittel, widmet er sich ganz elektrischen Untersuchungen und versenkt sich in die wissenschaftlichen Fragen, die die Faraday-Maxwellsche Theorie aufwirft. In Karlsruhe machte Hertz die originalen Experimentaluntersuchungen, die unter dem Namen der Hertzschen Versuche weltberühmt geworden sind.

Das Hochgefühl, das den Forscher beseelt, welcher ein fernes Ziel endlich erreicht, erfüllte auch Hertz. Es dürften die glücklichsten Tage gewesen sein, die er in Karlsruhe durchlebte. Hier fand er auch seine Lebensgefährtin Elisabeth Doll, die Tochter des Professors der Geodäsie an der technischen Hochschule.

Wir wollen nun, soweit sich das in populärer Weise durchführen läßt, zunächst eine Schilderung der Hertzschen Versuche und ihrer Bedeutung geben.

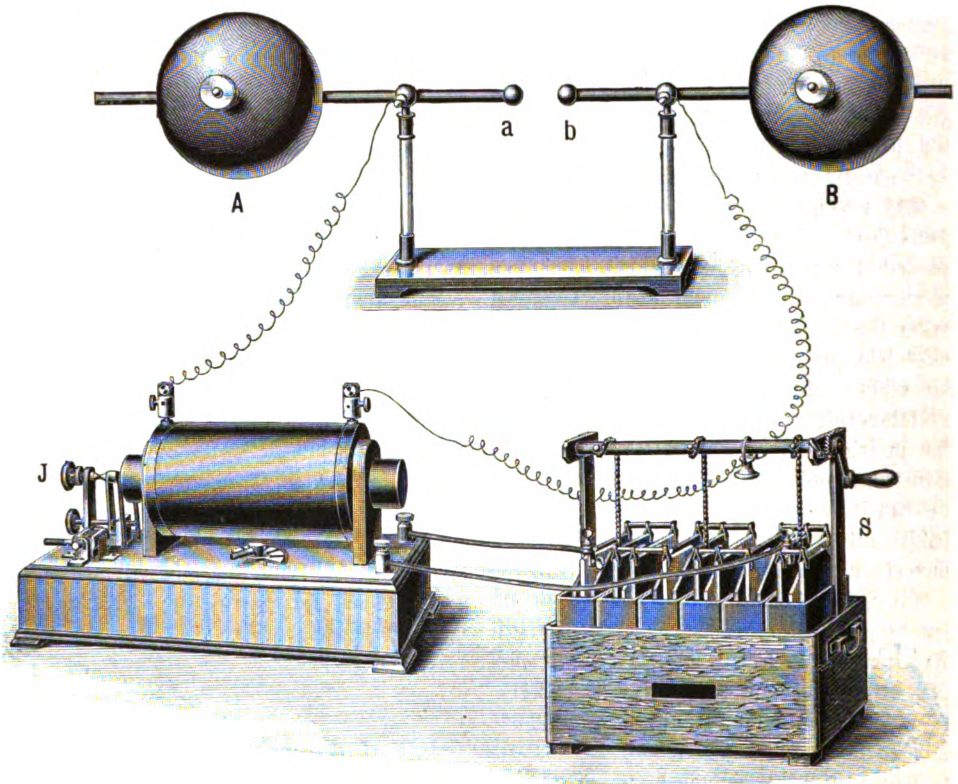
* * *

Nach der Faraday-Maxwellschen Anschauung mußten die elektrischen Erscheinungen zu ihrer Ausbreitung im Raume Zeit brauchen und von Punkt zu Punkt fortschreiten. Dieses Fortschreiten mußte höchst wahrscheinlich in Wellenform erfolgen. Seit der Mitte des Jahrhunderts ist man im stande, elektrische Schwingungen durch Leydener Flaschen hervorzurufen. Der Funke, den man während einer solchen Entladung beobachtet, besteht aus einer sehr großen Anzahl kleinerer Funken, die je eine partielle Entladung darstellen, aber wegen der Trägheit unseres Sehorgans in einen Ausdruck verschwimmen. Eine solche partielle Entladung vollzieht sich etwa in dem millionstel Teil einer Sekunde. Nahm man mit Faraday an, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Elektricität der

Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes gleich sei, dann ergab sofort eine leichte Rechnung, daß solche partielle Welle, wie sie die Leydener Flasche in einer millionstel Sekunde erregt, sich in dieser Zeit über eine Strecke von dreihundert Meter ausbreitet. Solche Messungen waren natürlich innerhalb eines Laboratoriums nicht auszuführen, und die praktische Prüfung unterblieb. Es gelang zuerst Hertz, elektrische Wellen zu erzeugen, die wirklich messend verfolgt und deren Eigenschaften untersucht werden können. Den berühmten Hertzschen Versuchen liegen zwei Apparatkombinationen zu Grunde. Mit der ersten werden die Wellen erzeugt, mit der zweiten untersucht.

Zur Erzeugung elektrischer Wellen verwendete Hertz die Induktionsströme. Wir möchten zunächst an die Entstehung der Induktionsströme erinnern. Sendet man durch einen in sich geschlossenen Draht einen elektrischen Strom, dann entstehen in einem zweiten benachbarten Drahte sehr schnelle, ihre Richtung fortwährend wechselnde Stromstöße, wenn man den ersten Strom, den eine galvanische Batterie erzeugt, schließt und öffnet.

Unsere Abbildung Figur 1 zeigt den Hertzschen Oscillator, mit dem die elektrischen Schwingungen erzeugt werden, sowie die dazu notwendigen Nebenapparate. Die galvanische Batterie, die Stromquelle, sehen wir in S. Der elektrische Strom fließt aus ihr durch zwei Drähte zur sogenannten primären Spule des Induktionsapparates J. Aus diesem gelangen die Induktionsströme zum Hertzschen Oscillator. Er ist, wie unsere Abbildung zeigt, auf zwei Glasstäben isoliert aufgebaut. Sie halten je einen Metalldraht, welcher am besten eine Dicke von 5 mm und eine Länge von 75 cm besitzt. Ein jeder Draht trägt zwei Kugeln, und zwar eine solche von 30 cm Durchmesser aus Zinkblech (A, B) und eine kleine blankpolierte Messingkugel von 3 cm Durchmesser (a, b). Für Versuche ist es am günstigsten, wenn die kleinen Kugeln

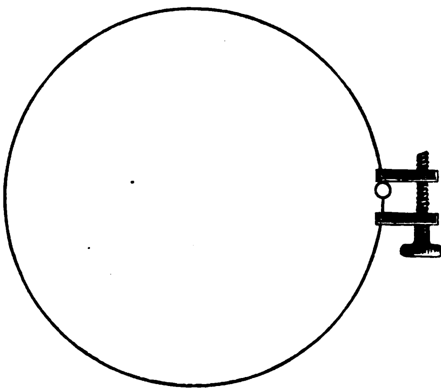


Figur 1. Der Oscillator.

$^3/_4$ cm voneinander entfernt stehen. Solche Zahlenangaben klingen in der Beschreibung sehr trocken und langweilig. Für das Gelingen der Versuche sind sie aber von höchster Bedeutung; und es bedarf häufig vieler Arbeit und großen Scharfsinns, um sie zu ermitteln.

Tritt nach solchen Vorbereitungen der Induktionsapparat in Thätigkeit, dann beginnen zwischen den kleinen Kugeln lebhaft Funken überzuspringen, welche wiederum die Ursachen der Wellenbewegung sind. Aber nur dann erregen sie Wellen, wie sich zeigte, wenn die Oberfläche der Kugeln durchaus sauber und blank ist. Der wirksame Funke unterscheidet sich schon rein äußerlich von seinem unwirksamen Kameraden und macht gleichsam auf sich und seine Bedeutung aufmerksam; er ist stets weiß gefärbt, schwach gezackt und mit einem scharfen Knall verbunden.

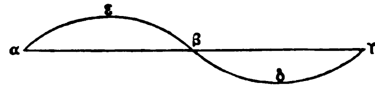
Werden nun wirklich durch den Oscillator elektrische Wellen erregt, die sich nach allen Richtungen des Raumes ausbreiten? Wellen vielleicht, wie sie die Luft durchziehen oder an der Oberfläche eines Sees dahinlaufen? Die Schallwellen empfinden wir mit dem Ohre, die Lichtwellen zeigt uns das Auge; für die elektrischen Wellen jedoch hat uns die Natur kein Organ verliehen! Der Forscher, der uns in die Welt der elektrischen



Figur 2. Der Resonator.

Wellen einführen will, muß uns mit einem künstlichen Organe beschenken, um die neue Welt zu erschließen. Hertz erfand, um die Ausbreitung elektrischer Wellen nachweisen zu können, den elektrischen Resonator.

Es ist eine bekannte Erscheinung, daß wenn in der Nähe eines Leiters, also z. B. eines Metalldrahtes, sich irgend eine elektrische Veränderung vollzieht, sich in dem Drahte von selbst Stromstöße bilden, die



Figur 3. Die Welle.

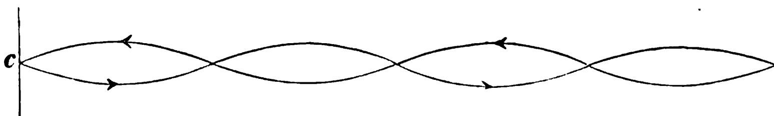
unter anderem bei Berührung der Drahtenden Funken erzeugen. Das ist das Wesen des Hertzschen Resonators, den Figur 2 in seiner frühesten Form zeigt. Er besitzt eine kleine Mikrometerschraube, um auch die Funkenlänge messen zu können.

Um nachweisen zu können, daß Wellen vorhanden sind und daß sie sich irgendwie im Raume nach gewissen Größenverhältnissen verbreiten, muß der Forscher natürlich mit den gesetzmäßigen Erscheinungen der allgemeinen Wellenbewegung vertraut sein. Das schönste Beispiel zum Studium der Wellenbewegung (Figur 3) bieten die Wellen dar, die man auf der Oberfläche eines stillen Landsees beobachten kann. Wirft man einen schweren Körper auf seine Oberfläche, dann beginnt ein Heben und Senken der einzelnen Wasserteilchen um ihre Gleichgewichtslage; und es baut sich die Welle auf aus Wellenberg und Wellenthal. Der aufmerksame Beobachter sieht bald, wie sich hier alles gesetzmäßig entwickelt. Treffen zwei Wellen aufeinander, dann vereinigen sich stets ihre Berge zu doppelter Höhe und ihre Thäler zu doppelter Tiefe. Vereinigen sich jedoch ein Wellenberg und ein Wellenthal auf ihrem Wege, dann gleichen sich die Bewegungen aus, und der See zeigt uns wiederum an dieser Stelle seinen glatten Spiegel. Solche Zusammensetzungen der Wellenbewegung bezeichnen die Physiker als Interferenz, und man beobachtet sie überall, wo Wellen schwingen.

Die Wellen, die die Luft durchziehen, tragen die Laute der Stimme und die Klänge der Musik in unser Ohr; und in Form schwingender Bewegungen gelangt das Licht von der Königin des Tages in unser Auge.

Der Forscher, der in die Geheimnisse der Natur eindringen will, muß es verstehen,

sie in geschickter Weise zu befragen. Die Fragestellung geschieht am besten in der Form des Experimentes. Durch das Experiment ist in unserem Falle zu ermitteln, wie die Welle verläuft, wie lang sie ist, wie hoch sich ihr Berg erhebt und wie tief ihr Thal sinkt. Diese Erscheinungen lassen sich am besten an sogenannten „stehenden Wellen" erkennen. Mittels einer elastischen Schnur ist eine stehende Welle leicht zu erzeugen. Knüpft man eine solche Schnur an eine feste Wand, während man das andere Ende in der Hand hält, und schlägt senkrecht auf sie herunter, dann beginnt ein eigentümliches Spiel (Figur 4): Wellen verlaufen zur Wand und auf demselben Wege wiederum zurück, und wir haben gleichsam vor uns das Bild von zwei sich durchschneidenden erstarrten Wellen.



Figur 4. Stehende Wellen.

Die Teile, die sich nach beiden Seiten heben, nennt man die Schwingungsbäuche, die Kreuzungsstellen die Schwingungsknoten. Wie man leicht aus der Figur sieht, entspricht die Entfernung zwischen zwei Schwingungsknoten einer halben Wellenlänge.

Die Ausbreitung elektrischer Wellen frei im Raume wurde von Hertz zuerst im großen Hörsaale der Physik des Polytechnikums zu Karlsruhe nachgewiesen. Der Saal hat eine Länge von 15 Metern, ist 14 Meter breit und 6 Meter hoch. Hertz beabsichtigte hier zuerst stehende elektrische Wellen zu erzielen. Er ließ dazu die eine Stirnenwand mit einem Zinkblech von 4 Metern Höhe und 2 Metern Breite bekleiden und verband es leitend mit der Gas- und Wasserleitung des Gebäudes. In einem Abstande von 13 Metern wurde der bekleideten Wand gegenüber der Oscillator aufgestellt, und zwar so, daß die Funkenstrecke zwischen den beiden kleinen Kugeln senkrecht aufgerichtet war. Beginnt der Oscillator sein Spiel, dann müssen elektrische Wellen gegen die bekleidete Wand laufen, hier reflektiert werden und nach denselben Gesetzen stehende Wellen erzeugen, wie wir sie oben an der Schnur beschrieben haben.

Hertz begann nun mit seinem Resonator in der Nähe der Metallwand nach Wellen zu suchen. In einer Entfernung von 0,8 Meter bemerkte er das erste Aufleuchten am Resonator. Die Funken waren mikroskopisch klein. Sie hatten ungefähr eine Länge von einem hundertstel Millimeter und entwickelten sich etwa im millionstel Teil einer Sekunde. Man kann sie daher nur im Dunklen und mit ausgeruhten Augen erkennen. Hertz schritt weiter von der Wand zurück und bemerkte in einer Entfernung von 3 Metern einen wahren Funkenstrom. Deutlich konnte er im weiteren wahrnehmen, wie sich die stehende Welle regelmäßig ausbildete. Er sah, daß eine halbe Wellenlänge einen Raum von 4,8 Metern anfüllte; das ergab also für die ganze Welle eine Länge von 9,6 Metern.

Durch Rechnung läßt sich hieraus die Zeit bestimmen, die eine Schwingung erfordert: sie beträgt den dreihundertmillionsten Teil einer Sekunde. Das zeigte, daß die Ausbreitungsgeschwindigkeit der elektrischen Wellen gleich der Ausbreitungsgeschwindigkeit der Lichtwellen ist; nämlich 310000 Kilometer in der Sekunde.

Schon diese ersten Versuche erwiesen also bereits die theoretisch geahnte Wahrheit, daß die elektrischen und die Lichtwellen gleiche Erscheinungen seien und sich nur quantitativ voneinander unterscheiden. Die Länge der Lichtwellen beträgt nur den millionsten Teil eines Millimeters; die elektrische Welle ist viele Meter lang.

Hertz beschloß den experimentellen Nachweis noch weiter auszudehnen, um unzweifelhaft nachzuweisen, daß Licht und Elektricität das Gleiche, also schwingende Bewegungen des Äthers seien. Ist das der Fall, dann müssen alle Erscheinungen, die die Lichtwellen uns zeigen, auch von den elektrischen Wellen sich nachweisen lassen. Sie müssen von Spiegeln gesetzmäßig reflektiert werden; sie müssen beim Durchgang durch verschiedene Körper von ihrem Wege abgelenkt d. h. gebrochen werden und die Vorgänge der Polarisation und dergleichen zeigen.

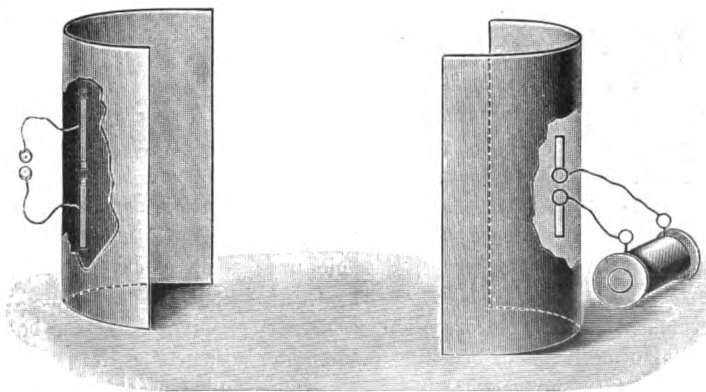
Um den Lichtstrahlen entsprechende „Strahlen elektrischer Kraft“ zu erzeugen, stellte Hertz seinen Oscillator in die Brennlinie eines parabolisch gekrümmt cylindrischen Hohlspiegels (Figur 5). Dieser Spiegel bestand in einem Zinkblech von 2 Metern Höhe und 2 Metern Breite. In einen gleichen Spiegel war der Resonator eingefügt. Er bestand aus zwei Metallstäben, welche durch Drähte mit zwei Kugeln leitend verbunden waren, die sich hinter der Spiegelwand befanden.

Die beiden Spiegel wurden in einer Entfernung von 16 Metern einander gegenübergestellt. Begann der Oscillator seine Thätigkeit, dann zeigte sofort der Resonator hinter dem zweiten Spiegel lebhafte Funken. Die elektrischen Wellen waren also genau, wie Lichtwellen es zeigen, von den Wandungen des ersten Spiegels reflektiert worden, hatten geradlinig den Weg zum zweiten Spiegel eingeschlagen und hatten sich dort nach erneuter Reflexion in der Brennlinie gesammelt. Die geradlinige Ausbreitung der elektrischen Wellen und ihre Reflexion an Spiegeln war somit erwiesen. Die Versuche wurden vielfach variiert, wie es auch in der Optik gebräuchlich ist. Stellte man ein Zinkblech zwischen die beiden Spiegel, dann erlosch sofort der Funkenstrom am Resonator; der Metallschirm warf also einen elektrischen Schatten. Wurde ein Spalt in den Schirm geschnitten, dann begann sofort wiederum der Resonator seine Thätigkeit.

Noch andere Folgerungen können wir aus diesen Versuchen ableiten. Wie wir sahen, halten die Metallbleche, also die sogenannten guten Elektricitätsleiter, die elektrischen Wellen auf und lassen sie nicht durch. Dagegen zeigte sich, daß Holz, Mauerwerk und dergleichen sie ohne weiteres hindurchlassen. Durch eine geschlossene Holzthür beispielsweise schreiten die elektrischen Wellen hindurch wie die Geister um Mitternacht. Auch das ist das Ungeheuerliche der Hertzschen Versuche, daß sie neben den vielen neuen Erscheinungen, die sie uns kennen lehrten, auch unsere Vorstellungen von den elektrischen Wirkungen geradezu auf den Kopf gestellt haben. Die Leiter sind zu Isolatoren, die Nichtleiter zu Leitern geworden.

Hertz ging nun im weiteren zum Nachweis der Brechung der Strahlen elektrischer Kraft über. Es läßt sich zeigen, daß beim Übertritt aus Luft in einen anderen Isolator die elektrische Welle aus ihrer Richtung abgelenkt wird.

Hertz nahm, um das zu erweisen, ein Prisma von Hartpech, welches eine Höhe von 1,2 Metern hatte und einen Winkel von 30 Grad einschloß. Auf das Prisma warf er einen „Strahl elektrischer Kraft“. Die Spiegelkombination, die ihn erzeugte, war 2,6 Meter vom Prisma aufgestellt. Als Hertz nun auf der entgegengesetzten Seite des Prismas mit dem Resonator nach dem gebrochenen Strahle suchte, fand er, daß bei einer Verschiebung von 11 Grad gegen die ursprüngliche Fortpflanzungsrichtung der Welle die Funken zu sprühen begannen und ihre Kraft bei weiterer Drehung zunahm. Die genaue Messung ergab, daß die Ablenkung durch das Prisma 22 Grad betrug.



Figur 5. Der Spiegelversuch.

Die Lichtstrahlen zeigen auch die Erscheinungen der Polarisation. Ihre Wirkung ist so, daß unter besonderen Umständen, auf deren Schilderungen wir hier nicht eingehen können, ein Lichtstrahl, der eine durchsichtige Platte, z. B. eine Kristallplatte, durchläuft, von dieser absorbiert wird. Die Polarisa-

tion zeigt uns also die scheinbar paradoxe Erscheinung, daß Licht einen durchsichtigen Körper nicht zu durchdringen vermag. Die entsprechende Erscheinung läßt sich auch hervorrufen, wenn man ein Drahtgitter in den Weg einer elektrischen Welle schiebt.

Durch die Hertzschen Versuche, die wir im vorstehenden zu schildern versuchten, ist die Übereinstimmung von Licht und Elektricität endgültig erwiesen. Der große Forscher sagt darüber selbst: „Die Herrschaft der Optik beschränkt sich nicht mehr auf Ätherwellen, welche kleine Bruchteile des Millimeters messen, sie gewinnt Wellen, deren Länge nach Decimetern, Metern, Kilometern rechnen. Und trotz dieser Vergrößerung erscheint sie uns von hier gesehen nur als ein kleines Anhängsel am Gebiete der Elektricität. Diese letztere gewinnt am meisten. Wir erblicken Elektricität an tausend Orten, wo wir bisher von ihrem Vorhandensein keine sichere Kunde hatten. In jeder Flamme, in jedem leuchtenden Atome sehen wir einen elektrischen Prozeß. Auch wenn ein Körper nicht leuchtet, so lange er noch Wärme strahlt, ist er der Sitz elektrischer Erregungen. So verbreitet sich das Gebiet der Elektricität über die ganze Natur. Es rückt uns auch selbst näher; wir erfahren, daß wir in Wahrheit ein elektrisches Organ haben, das ‚Auge'."

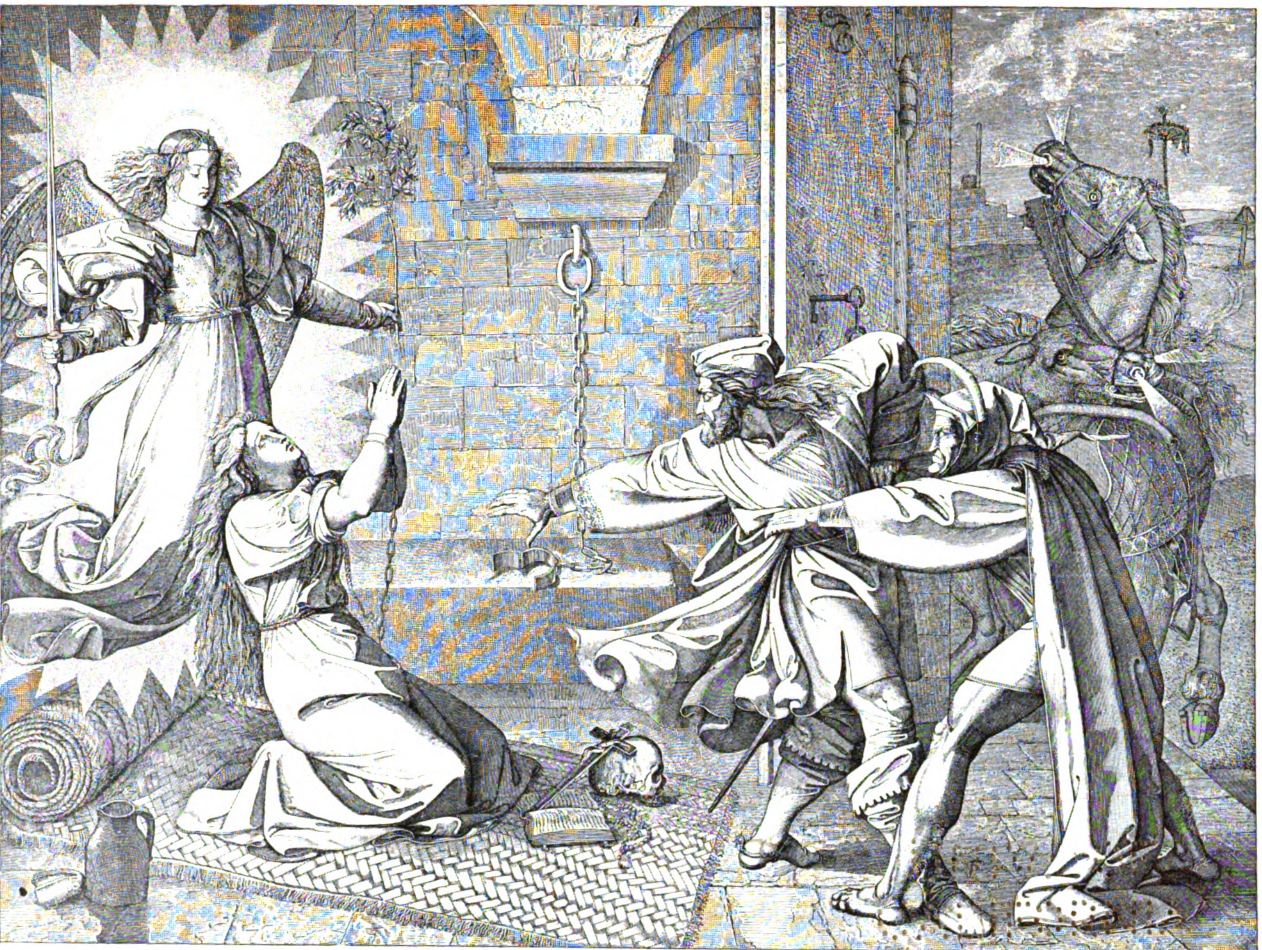
Die physikalisch-mechanische Weltanschauung wurde durch die Hertzschen Forschungen auf einen erhöhten Standpunkt gerückt. Der Erscheinungskreis ist jetzt geschlossen. Es ist erwiesen, daß alle Vorgänge in unserer Welt der Körper zurückzuführen sind auf Wellenbewegungen eines äußerst feinen Stoffes, des Äthers. Die einzige Hauptfrage, die noch übrig bleibt, ist die, wie Hertz in seinem berühmten Vortrage über Licht und Elektricität bemerkte, nach den Eigenschaften und nach der Struktur dieses Äthers; ob er begrenzt oder unbegrenzt sei, ob er an sich selbst in Ruhe verharre oder sich in Bewegung befinde. „Die Quintessenz uralter physikalischer Lehrgebäude," schreibt Hertz, „ist uns in den Worten aufbewahrt, daß alles, was ist, aus dem Wasser, aus dem Feuer geschaffen sei. Der heutigen Physik liegt die Frage nicht mehr fern, ob nicht alles, was ist, aus dem Äther geschaffen sei."

Hertz hatte, wie es die Gewohnheit großer Forscher ist, seine Untersuchungen nur im theoretischen Interesse angestellt. Ihm lag nur daran, Klarheit über die elektrischen Erscheinungen und Vorgänge zu verbreiten. Niemals ist ihm die Wissenschaft die melkende Kuh gewesen. Aber es scheint, als ob in der Natur selbst der Trieb liegt, solche ideellen Bestrebungen zu belohnen.

Schon kurze Zeit nach dem Bekanntwerden der Hertzschen Versuche begannen sich die elektrischen Wellen in der Elektrotechnik zu bethätigen. Nikolas Tesla erzeugte durch sie glänzende Lichterscheinungen in freier Luft, in denen man „das Licht der Zukunft" vermutete. Wirklich praktische Verwendung haben jetzt die elektrischen Wellen in der Marconischen Wellentelegraphie gefunden. Durch sie ist es bekanntlich möglich, ohne verbindenden Draht zwischen den Stationen das Wort auf etwa hundert Kilometer in die weite Welt zu senden. Es ist unzweifelhaft, daß jede Grenze für die Übertragung in dieser Weise einst fallen wird. Überhaupt ist es nicht abzusehen, was die frei in den Raum hinausstrahlenden, kraftbeschwerten elektrischen Wellen noch dereinst zu leisten und zu erwecken vermögen werden. Das Gebiet der elektrischen Wellen ist so recht ein Boden, auf dem die Phantasie Orgien feiern kann.

* *
*

Die Hertzschen Versuche wirkten auf die Physiker aller Länder geradezu berauschend. Es war wie eine Offenbarung über die Forscher gekommen. Der getrübte Blick hatte sich geklärt, und wie über eine weite Landschaft schweifte das wissenschaftliche Auge in lichte Ferne. Was Wunder, daß nach dem starren Staunen, das die Kenner zunächst gefesselt hatte, die Begeisterung ausbrach und Ehrungen und Anerkennungen auf den jugendlichen Forscher gleichsam niederrieselten. Die Akademien bestrebten sich, ihn zu ihrem Mitgliede zu machen, und die Staaten ehrten ihn in der gebräuchlichen Weise. Schon im Jahre 1887 war nach dem Tode von Rudolf Clausius an ihn ein Ruf nach Bonn für den verwaisten Lehrstuhl ergangen. Zwei Jahre später geht er dann thatsächlich nach Bonn. In dieser Zeit hatte er die



Peter von Cornelius: Aus den Faustbildern. Gretchen im Kerker.

Matteucci-Medaille empfangen, den Preis Lacaze von der Académie des Sciences in Paris, den Baumgartner-Preis von der Akademie in Wien, die Rumford-Medaille von der Royal Society, den Bressa-Preis von der Akademie in Turin u. s. w.

In Bonn gab er die Sammlung der Abhandlungen heraus, die die Untersuchungen über Elektricität enthalten. Sie erschien unter dem Titel „Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft“. Dem Werk ist eine Einleitung voraufgeschickt, in der Hertz übersichtlich, klar und nüchtern auseinandersetzt, wie er zu seinen großen Entdeckungen gelangt sei. „Die Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft“ gehören zu den bedeutendsten und merkwürdigsten Werken der Weltlitteratur überhaupt. Abgesehen von den wissenschaftlichen Resultaten, die das Werk bringt und mit deren Bedeutung wir uns hier beschäftigt haben, besitzt es einen unvergleichlich hohen psychologischen und pädagogischen Wert. Es zeigt klar die einsamen Wege, die der Forscher zu beschreiten hat, um gleichsam ins Innere der Natur zu gelangen. Es zeigt, daß nicht durch sogenannte geniale Kniffe und Pfiffe das Große und Erhabene zu erreichen ist, sondern nur durch ernsteste und konsequenteste Arbeit. Schade, daß das Hertzsche Werk immerhin eine Menge Wissen voraussetzt zu seinem Verständnis, es könnte sonst vorzüglich dazu dienen, jene beschränkten Träumer zu kurieren, die glauben, ohne Arbeit, allein mit „genialem“ Blick die Geheimnisse der Welt und des Lebens erschließen zu können.

Auf die jüngere Generation wird es erzieherisch in doppelter Beziehung wirken; es wird den jungen Forscher mit Hoffnungen und Freude erfüllen und in ihm Vertrauen erwecken zu den Leistungen des Verstandes, aber ihn auch zur Bescheidenheit zwingen.

Auch auf anderen Gebieten der Elektricitätslehre hat sich Hertz während der Bonner Jahre mit außerordentlichem Erfolge bethätigt. Großes Interesse hatte er z. B. von jeher den schönen Glüherscheinungen in den Geißlerschen Röhren bezeigt. Wie jetzt allbekannt, haben solche Untersuchungen Röntgen zur Entdeckung der berühmten x-Strahlen geführt. Wir möchten ausdrücklich hervorheben, daß Hertz dieser Entdeckung um Haaresbreite nahe war, und daß er überhaupt in dieses merkwürdigste Gebiet der Physik mit seinen scharfen Sinnen selbständig eingegriffen und es vielfach bereichert hat. Zum Ruhme eines wissenschaftlichen Eroberers wie er ist es nicht nötig, mit Prophezeiungen zu kommen, immerhin ist es als unzweifelhaft zu bezeichnen, daß Hertz auf diesem Gebiete im Interesse des Menschengeschlechtes bei längerer Lebensdauer reiche Lorbeeren geerntet haben würde.

Wenn das direkte Befragen der Natur durch das Experiment Hertz von Jugend an wohl stets am meisten fesselte, so haben doch auch die streng mathematisch-mechanischen Betrachtungen seinen Geist beschäftigt. Schon deshalb, weil niemand besser als er einsah, daß nur durch solche Betrachtungsweise die Antwort, die die Natur im gelungenen Versuche giebt, richtig zu interpretieren ist.

Hertz hat während seiner letzten Lebensjahre die Mechanik in ganz eigenartiger Weise vollkommen durchgearbeitet. Wir besitzen von ihm als letztes Vermächtnis ein hervorragendes Buch über „Die Principien der Mechanik“. Die Herausgabe und Drucklegung besorgte Hertz' Assistent Lenard. „Möglicherweise,“ meint Helmholtz darüber, „wird dieses Buch in der Zukunft noch von hohem heuristischen Wert sein und als Leitfaden zur Entdeckung neuer allgemeiner Charaktere der Naturkräfte dienen.“ Da an einer volkstümlichen Wiedergabe mathematisch-mechanischer Untersuchungen auf engem Raume bisher bekanntlich alle Kunst gescheitert ist, so müssen auch wir uns hier mit der Angabe des Titels bescheiden.

Heinrich Hertz erfreute sich fast während seines ganzen Lebens einer guten Gesundheit. Um so mehr war man beunruhigt, als zuerst im Sommer 1892 sich bei ihm sonderbare Krankheitserscheinungen einstellten. Wiederholt wurden Anschwellungen der Nase beobachtet, und heftige Schmerzen im Ohre stellten sich ein. Die Ursache dieser Erscheinungen suchten die Ärzte in einem krank gewordenen Zahn. Wiederholte Operationen, durch welche Eiterherde im Oberkiefer und an anderen Stellen des Gesichtes entfernt wurden, brachten aber nur auf kurze Zeit

Linderung. Im Frühjahr 1893 nahm er in der Riviera Aufenthalt, und den Herbst desselben Jahres brachte er in Reichenhall zu.

Die schöne Luft des Südens schien Heilung bringen zu wollen. Aber die Hoffnung auf Genesung zeigte sich als vergebens. Am 7. Dezember 1893 mußte er seine Vorlesungen schließen, die er bis dahin mit großer Anstrengung gehalten hatte. Er erlag seinen Leiden am ersten Tage des neuen Jahres, nicht ganz siebenunddreißig Jahre alt. Er hinterließ eine Witwe und zwei Töchter. Der Schmerz um den frühen Tod des großen Forschers war bei den Fachgenossen, ja bei vielen Gebildeten groß und tief. Niemand hat die Größe des Verlustes, welcher die gesamte gebildete Welt traf, schöner und würdiger dargelegt als Hertz' großer Lehrer Hermann von Helmholtz; wir können diese Zeilen nicht besser schließen als mit seinen Ausführungen:

„Für alle, die den Fortschritt der Menschheit in der möglichst breiten Entwickelung ihrer geistigen Fähigkeiten und in der Herrschaft des Geistes über die natürlichen Leidenschaften wie über die widerstrebenden Naturkräfte zu sehen gewohnt sind, war die Nachricht vom Tode dieses bevorzugten Lieblings des Genius eine tief erschütternde. Durch seltenste Gaben des Geistes und Charakters begünstigt, hatte er in seinem leider so kurzen Leben eine Fülle fast unverhoffter Früchte geerntet, um deren Gewinnung sich während des vorausgehenden Jahrhunderts viele von den begabtesten seiner Fachgenossen vergebens bemüht haben. — In alter, klassischer Zeit würde man gesagt haben, er sei dem Neid der Götter zum Opfer gefallen. Hier schienen Natur und Schicksal in ganz ungewöhnlicher Weise die Entwickelung eines Menschengeistes begünstigt zu haben, der alle zur Lösung der schwierigsten Probleme der Wissenschaft erforderlichen Anlagen in sich vereinigte. Es war ein Geist, der ebenso der höchsten Schärfe und Klarheit des logischen Denkens fähig war, wie der größten Aufmerksamkeit in der Beobachtung unscheinbarer Phänomene. Der uneingeweihte Beobachter geht an solchen leicht vorüber, ohne auf sie zu achten; dem schärferen Blicke aber zeigen sie den Weg an, durch den er in neue unbekannte Tiefen einzudringen vermag. Heinrich Hertz schien prädestiniert zu sein, der Menschheit solche neue Einsicht in viele bisher verborgene Tiefen der Natur zu erschließen, aber all diese Hoffnungen scheiterten an der tückischen Krankheit, die, langsam und unaufhaltsam vorwärts schleichend, dieses der Menschheit so kostbare Leben vernichtete und alle darauf gesetzten Hoffnungen grausam zerstörte.

„Ich selbst habe diesen Schmerz tief empfunden, denn unter allen Schülern, die ich gehabt habe, durfte ich Hertz immer als denjenigen betrachten, der sich am tiefsten in meinen eigenen Kreis von wissenschaftlichen Gedanken eingelebt hatte, und auf den ich die sichersten Hoffnungen für ihre weitere Entwickelung und Bereicherung glaubte setzen zu dürfen.

„Sein Andenken wird aber nicht nur durch seine Arbeiten fortleben, auch seine liebenswürdigen Charaktereigenschaften, seine sich immer gleichbleibende Bescheidenheit, die freudige Anerkennung fremden Verdienstes, die treue Dankbarkeit, die er seinen Lehrern bewahrte, wird allen, die ihn kannten, unvergeßlich sein. Ihm selbst war es nur um die Wahrheit zu thun, die er mit äußerstem Ernst und mit aller Anstrengung verfolgte; nie machte sich die geringste Spur von Ruhmsucht oder persönlichem Interesse bei ihm geltend. Auch da, wo er einiges Recht gehabt hätte, Entdeckungen für sich in Anspruch zu nehmen, war er eher geneigt, stillschweigend zurückzutreten. Im ganzen still und schweigsam, konnte er doch heiter an fröhlichem Freundeskreise teilnehmen und die Unterhaltung durch manches treffende Wort beleben. Er hat wohl nie einen persönlichen Gegner gehabt, obgleich er gelegentlich über nachlässig gemachte oder renommistisch auftretende Bestrebungen, die sich für Wissenschaft ausgaben, ein scharfes Urteil fällen konnte."





Bemerkung zu dem beigegebenen Kunstblatt
„Gretchen im Kerker" von Peter von Cornelius.

Durch eine unliebsame Verwechselung der fast gleichartigen Platten ist in unser Septemberheft (Nr. 516, S. 771) statt des echten Corneliusschen Bildes „Gretchen im Kerker" eine politische Karikatur aus der Revolutionszeit geraten, eine Zeichnung, die die Konturen des Originals mit Geschick benutzt, um darin allerlei zeitgeschichtliche Satire zu verstecken. Wir bitten unsere Leser um Entschuldigung des Versehens und geben ihnen in dem vorliegenden Heft eine Reproduktion des echten Blattes, die so eingerichtet ist, daß sie mit leichter Mühe herausgenommen und an der richtigen Stelle eingefügt werden kann.

Litterarische Rundschau.

Jetzt erst, da ich noch einmal den langen Reigen der im letzten Hefte besprochenen Weihnachtslitteratur an mir vorüberziehen lasse, fällt mir schwer aufs Herz, daß ganz gegen meinen ursprünglichen guten Willen die Gedichte wieder einmal das Aschenbrödel haben spielen müssen, das unbeachtet hinter dem Herde sitzt. Zum Glück ist es mir vergönnt, den Frevel noch vor dem heiligen Feste zu sühnen; wird doch diesmal dafür Sorge getragen werden, daß auch dieses Heft, welches schon die Zahl 1900 auf seinem Umschlag zeigt, noch rechtzeitig vor Weihnachten in die Hände unserer Leser gelangt. So soll denn hier die Poesie im engeren Sinne, insbesondere die Lyrik als berufene Königin, den zweiten Zug der Musenkinder eröffnen, und als fröhliche Herolde sollen — eine gute Vorbedeutung für die Zukunft der gesamten Poesie! — voranschreiten die drei Hefte, die der Berliner Verlag von Fischer u. Franke unter dem gemeinsamen schönen Titel **Jungbrunnen** als erste eines neuen Serienunternehmens herausgegeben hat, das, „ein Schatzbehalter deutscher Kunst und Dichtung", im Beginne des neuen Jahrhunderts aller Welt zeigen soll, wie das deutsche Volk und die deutsche Kunst trotz mannigfacher Verwelschung, verklärt vom Glanze der Dichtung, den Flug zu nehmen weiß ins alte romantische Land unserer Volkslieder, Märchen, Sagen, Schwänke und Abenteuer. Zunächst soll aus altem, deutschem Erbgut geschöpft, das in den Werken unserer volkstümlichen Dichter so reichlich aufgespeichert liegt, alsdann, wenn sich Gemüt und Phantasie in diesem Bronnen frisch und gesund gebadet haben, zu eigenem, zeitgenössischem Schaffen vorgegangen werden. Schon heute dürfen die Extreme des Naturalismus für überwunden gelten, schon heute ertönt immer lebhafter der Ruf nach einer Neuromantik, die die Welt wieder mit dem Auge des Volksliedes von ihren schönen Seiten anschaut. Hier setzt das neue, im tiefsten und besten Sinne des Wortes deutsche Verlagsunternehmen der Berliner Firma ein: wie seine Märchen, Schwänke und Volkslieder es gewesen sind, an deren goldenen Fäden unser Volk sich künstlerisch immer wieder zu sich selbst zurückgefunden hat, so soll der „Jungbrunnen" denn auch ausschließlich Märchen, Sagen, Schwänke, Volkslieder und solche Kunstdichtungen enthalten, die entweder schon Allgemeingut des deutschen Volkes und damit eigentlich auch Volkslieder geworden sind, oder die durch ihre Volkstümlichkeit geeignet sind, es zu werden. Die Hauptsache aber sollen in diesem mehr fürs Auge denn fürs Ohr bestimmten Werke die Bilder sein, der Text soll mehr als Rahmen und Erläuterung nebenher gehen, soll den Künstler anregen, die Gestalten seines Zeichenstiftes danach zu schaffen, sie mit der Gemütsinnigkeit zu erfüllen, die uns aus den alten Pergamenten und Löschpapierblättern unserer deutschen Vorzeit entgegenströmt. So kann sich hier in der That ein Jungbrunnen aufthun, der unser krankes ästhetisches Gefühl von neuem verjüngt, stärkt, reinigt und verklärt. Wie wohlthuend das insbesondere auf unsere heranwachsende Jugend wirken würde, liegt auf

der Hand, und die ersten drei Hefte, die in der nichts weniger als süßlichen, aber farbenfrohesten künstlerischen Ausstattung erschienen sind, berechtigen gerade in dieser Beziehung zu den besten Hoffnungen. Mit dem **Bärenhäuter** und den **Sieben Schwaben**, die Franz Staßen in ebenso erfindungsreichen wie humorvollen Bildern neu und drastisch hat wiederaufleben lassen, beschäftigt sich das erste Bändchen. Das zweite ist dem alten unvergeßlichen Hans Sachs gewidmet und bringt in stilgerechter, von Dürerschem Geist erfüllter Ausführung eine lange Reihe herzerquickender Bilder in kerniger Holzschnittmanier (von Georg Barlösius) zu des Nürnberger Meisters kostbarsten **Schwänken**. Ihm schließt sich würdig an das dritte im Bunde: **Liebe, Lied und Lenz** getauft, ein Sammlung von fünfundzwanzig auserlesenen Volksliedern, auf deren freud- und leidvollen Pfaden Franz Staßen wiederum die ganze Fülle seiner innigen poesieatmenden Kunst spielen läßt. Jedes Heft ist für sich abgeschlossen; sein Einzelpreis beträgt Mk. 1.25 (im Abonnement auf die jährlich erscheinenden zwölf Hefte je 1 Mk.), was in Anbetracht des Gebotenen wohlfeil genannt werden muß.

Keine Gattung der Poesie braucht den innigen Zusammenhalt mit dem Volke nötiger als die Lyrik. Ohne ihn ist sie wie ein Gemälde, dem das sehende Auge, wie eine Musik, der das lauschende Ohr fehlt. Deshalb heute die zahlreichen Bemühungen, dem Volke die Dichtkunst, der Dichtkunst das Volk zurückzuerobern. Als einen der aussichtsreichsten dieser Versuche dürfen wir Karl Henckells poetische Flugblättersammlung **Sonnenblumen** ansehen (Zürich, Karl Henckell u. Co.), von der jetzt die ersten vier Jahrgänge zu je vierundzwanzig Blättchen in einer hübschen roten Mappe vereinigt vorliegen. Jedem Lyriker, alten wie neuen, großen wie kleinen, ist ein besonderes, mit seinem Bildnis geziertes vierseitiges Oktavblatt gewidmet, das neben einem knappen Lebensabriß eine gedrängte Auswahl seiner besten lyrischen Gaben enthält. Da finden wir außer Goethe, um nur einige Namen zu nennen, vertreten: Konrad Ferdinand Meyer, Keller, Mörike, Storm, Annette Droste-Hülshoff, Hebbel, Uhland, Freiligrath, Eichendorff, Novalis, Chamisso, Heine, Lenau, Hölderlin, Rückert, Platen, J. G. Fischer, Herwegh, Geibel, Heyse, Jensen, — aber auch Liliencron, Falke, Jul. Hart, Dehmel, Holz, Schlaf, Hartleben, Bierbaum, Arent, Bruno Wille und Gust. Renner fehlen nicht. Alle diejenigen, die es sich aus irgend welchem Grunde versagen müssen, die Werke dieser Dichter — es sind im ganzen hundert Namen — aus den Originalausgaben zu genießen, werden diese Mappe als einen Goldschatz der neueren Lyrik gewiß freudig bei sich aufnehmen.

Aber indes alter und neuer Fruchtsegen eifrig in die Scheuern gesammelt wird, tragen die Äcker schon wieder neue Saat und Ernte: junge zarte Triebe, kräftige grüne Halme, volle reife Ähren, schon gebundene, wuchtige Garben — doch auch viel leeres, ausgedroschenes Stroh. Es war eine harte, nicht immer erfreuliche Arbeit, all die Steige prüfend auf- und abzuschreiten, und nur indem wir nicht bloß alle taube Frucht unbarmherzig den Vögeln und Feldmäusen für ihre Nester preisgaben, sondern auch von der guten manch einen Halm, wie der mecklenburgische Landmann thut, für Wodans Roß stehen ließen, ward es möglich, eine leidliche Auslese zu treffen.

Einem Siebzigjährigen der Vortritt! Nach langen Jahren kommt in Friedrich Spielhagen neben dem Romanschriftsteller, der noch immer keine müde Muße kennt, der Lyriker zum Wort oder besser: der Verfasser **Neuer Gedichte** (Leipzig, L. Staackmann). Denn unter seiner Hand, die so kraftvoll den Bogen des Romans zu spannen weiß, haben „der Leier zarte Saiten“ nie recht tönen wollen, dafür war er nicht naiv genug. Auch diesmal blühen ihm auf dem „Wüstenpfad“, den er noch einmal zu beschreiten wagt, keine duftigen Liederblumen, dafür aber rauschen dem Wanderer und uns mit ihm aus den Wipfeln alter, schattiger Bäume tiefsinnige, lebensweisheitsvolle „Träume und Gesichte“ zu. Da gewinnen zerronnene Nebel einer kühnen Gedankenwelt neue Form und Farbe: um das „Christusbild“ von Monreale läßt Spielhagen seine Hamletgedanken kreisen, der heimatliche Blumengarten wird ihm symbolisch zum ernsten Ackerfeld des Mannes, aus der „Muschel“ kehrt ihm das bestrickende Geplauder einer verführerischen Meerfrau wieder, im „Nachtgesicht“ sieht er die verlorene Geliebte, und in der „Kraftprobe“ und der „Laube“ werden ihm alte Knabenerinnerungen wach. Sein Bestes aber giebt der geistreiche, kluge Denker, der so leicht kein öffentliches, namentlich kein litterarisches Ereignis vorübergehen läßt, ohne sich in Gedanken und unbarmherziger Kritik subjektiv damit auseinanderzusetzen, in den „Zahmen Sonetten“, den „Vierzeilern“ und dem „Tagebuch eines Unparteiischen“. Erstaunlich, wie rege, munter, beweglich und temperamentvoll der greise Meister noch heute den „kaleidoskopisch wechselnden Gestalten“ zu folgen, wie er die flatternden Gebilde des Tages bei dem zu fassen und festzuhalten versteht, was das Wesentliche und deshalb das Bleibende an ihnen ist. Mit besonderem Interesse wird man die Distichen lesen, die der Verfasser der „Neuen Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik“ den modernen Erscheinungen unserer Litteratur gewidmet hat. Auch hier fällt manch scharfes Wort, aber zwischen den Stacheln und Dornen finden wir auch mehr als eine blühende Rose, die der Neidlose jungen Talenten als doppelt wertvolle Anerkennung eines echten Könners und Kenners auf ihr Werk legt. Weniger form- als geist- und sinnvollendete Übersetzungen aus Tennyson, Longfellow, Bryant, Browning, lauter Dichtern, mit denen den Dolmetsch innere Fäden verbinden, machen die Ladung dieses Fahrzeuges voll, in dem — man darf es wohl sagen — ein ganzes Menschenleben mit seinen Schmerzen und Freuden verstaut ist.

Mit einem Epos, das Goethischen Geist mit Homerischer Tonart verbindet und einen Hexameter baut, wie er seit Voß kaum bei uns gehört worden, hat Hans Georg Meyer seine vor anderthalb Jahren (Augustheft 1898) hier rühmend hervorgehobenen „Gedichte" überboten. Seine Dichtung **Eros und Psyche** (Berlin, Karl Siegismund; geb. 4 Mk.) erfüllt das uralte Märchen, das von Apulejus bis auf Hamerling eine so mannigfaltige Gestaltung erfahren hat, mit neuem philosophischem, aber zugleich echt deutschem Gehalt — eine der reifsten und klarsten Früchte, die seit langem bei uns gewachsen.

Wie uns aus dieser Schöpfung eines echten Dichters eine ganze, geschlossene Persönlichkeit entgegenblickt, so führen uns auch Heinrich Bulthaupts soeben in dritter Auflage erschienene Gedichte **Durch Frost und Gluten** eines hochgestimmten freud- und leidvollen Menschenlebens (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung; geb. 5 Mk.). Nur ist der Geist, der aus diesen Blättern spricht, ruhiger und abgeklärter als etwa das immer noch jünglingshaft pulsende Temperament eines Spielhagen. Auch die Form zeigt sich dementsprechend ebener und polierter, wie denn die Weltanschauung dieses vorwiegend ästhetisch gebildeten Poeten überhaupt mit den geläuterten humanen Idealen unserer Klassik ziemlich genau umschrieben ist, nur daß seine Gemütstöne ein gut Teil wärmer und inniger erklingen. Bezeichnend für die verschiedene künstlerische Grundstimmung beider Dichter ist ein scheinbar ganz äußerlicher Umstand: ihre verschiedenartige Behandlung der Sonettenform. Während Spielhagen sie im wesentlichen als behende Schleuder seiner litterarischen, philosophischen und politischen Polemik benutzt, ist sie für Bulthaupt im wesentlichen das Gefäß lebensweiser, Himmel und Welt versöhnender Betrachtungen, mahnender Warnrufe an die Zeit und elegischer Erlebnisse. Aber auch das sangbare Lied gelingt ihm, und in den Abschnitten „Konstantinopel", „Italien" und „Griechenland" weiß er mit leuchtenden Farben südlich prächtige Landschaftsbilder vor uns hinzuzaubern, die plastische Gestalten aus Vergangenheit und Gegenwart beleben.

Auch von Balladen hat Bulthaupt eine ganze Reihe in seiner Gedichtsammlung; aber ihnen fehlt die Kraft und energische Kürze, jene halb im Dämmerhaften befangene unheimliche Stimmung, in der Bürger ein so unübertrefflicher Meister ist. Diese weiß im allgemeinen viel besser Heinrich Vierordt in seinen **Neuen Balladen** zu treffen (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhdlg.), die soeben in zweiter vermehrter Auflage wiederkehren. Manchmal verfällt der Dichter freilich in mehr rhetorischen als poetisch-plastischen Wortreichtum, aber für die Zwecke der Schule und der geselligen Deklamation bietet seine Sammlung eine reiche, abwechselungsvolle Ausbeute.

Wenn der äußere Apparat allein es thäte, wäre auch Frida Schanz eine Balladendichterin. Ihre neue poetische Gabe **Unter dem Eschenbaum** (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing) arbeitet mit all den Gestalten und Stimmungsmitteln, die von jeher als bezeichnend für die Balladenpoesie gegolten haben: mit Nixen und Elfen und Feen und saligen Fräulein — aber der rechte kernige Ausdruck fehlt ihr, um anschauliche Situationen und lebendige Menschen aus den brodelnden Nebeln zu ballen. Was das schlichte Volkslied mit einem einzigen Verse faßt und erschöpft, dazu braucht sie zehn, auch zwölf; echt weiblich löst sie eine einzige Vorstellung, ein einziges Bild in dutzendfache Teilerscheinungen auf, daß man Mühe hat, den flatternden Schemen zu folgen. Doch vielleicht thue ich ihr unrecht, vielleicht macht sie gar keinen Anspruch auf streng künstlerische Gestaltung, vielleicht will sie nur in poetischer Form novellistisch plaudern, und dann muß man allerdings gestehen: das versteht sie prächtig! Vor allem wenn es gilt, von weichen Frauen-, zarten Mädchen- und Muttergefühlen zu erzählen, greift ihre innige, freundliche Weise ans Herz. Geschichtchen wie „Unter dem Schnee", „Der Blinde" und „Die Frau Major" wird keine Mutter ohne tiefe Rührung lesen; aus der Kinderwelt weiß selten jemand so süße, liebe Glockentöne zu wecken wie Frida Schanz. — Eine verwandte Begabung für die gereimte Verserzählung finden wir bei Paula Gräfin Coudenhove; nur zeigt ihre Sammlung **Die Adlernichte** (Paderborn, Ferd. Schöningh) ein noch mehr novellistisches Gepräge und ein umfassenderes Stoffgebiet. — Ein leichtes improvisatorisches Talent nennt Marx Möller sein eigen. Seine **Lieder und Legenden** (Berlin, Freund u. Jeckel) schlendern manchmal gar zu salopp einher, aber in dieser ungebundenen, sorglos zwischen Poesie und Prosa einherpendelnden Form liegt doch auch wieder ein eigentümlicher Reiz. Zum Vortrage oder Vorlesen am häuslichen Herd ist diese lyrische Familienepik mit ihrem warmen, gemütvollen Gehalt wie geschaffen.

Finden sich schon bei Frida Schanz im ganzen mehr trübe als heitere Klänge, so bringt uns Albert Zeller nur **Lieder des Leids** (Berlin, Georg Reimer. Mit dem Bildnis des Dichters). Es ist schon die achte, aus dem Nachlaß vermehrte Auflage, die der pietätvolle Herausgeber Herm. Reimer von diesen Gedichten veranstaltet hat, und man wäre angesichts des jetzt vorliegenden Reichtums dann und wann wohl in Versuchung, sich über eine gewisse Überfülle zu beklagen, wenn nicht aus allem eine so liebenswerte, tüchtige Persönlichkeit spräche. Von Hause aus Naturwissenschaftler, wurde Zeller durch seinen religiösen Sinn früh zur Bethätigung seiner philanthropischen Neigungen getrieben: als ärztlicher Leiter der Irrenanstalt Winnenthal hat er fast ein halbes Jahrhundert hindurch ungemein segensreich gewirkt. Von dem, was er während seines langen thätigen Lebens innerlich gefühlt und erfahren, geben uns seine Gedichte ein klares Bild: was ihn an Freud und Leid bewegt, hat er in ihnen ausströmen lassen. Für alles Gute, was ihm je von Gott und den Menschen

zu teil geworden, beseelt ihn ein rührendes Gefühl der Dankbarkeit, für edle Erholung im Freundeskreise, für die Schönheiten der Natur findet er stets das rechte warme Wort. Am tiefsten aber ergriff ihn der Tod seiner Gattin (1847), deren Andenken er nun in zahlreichen Liedern feiert, nie ohne den bitteren Seelenschmerz durch die Festigkeit und Stärke seines religiösen Bewußtseins zu überwinden strebend. Schmerz- und leidgeprüfte fromme Herzen werden wie bisher so auch in Zukunft aus den reinen Quellen seiner Lieder Trost und Erquickung trinken und sich zugleich auch ästhetisch an der in sich vollendeten Form dieser menschlich schönen poetischen Bekenntnisse erbauen.

Eng an die Zellerschen Gedichte schließen sich die Skizzen und Dichtungen, die Paul Quensel unter dem nicht ganz erschöpfenden Titel **Menschenleid** vereinigt hat (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer; in gewähltem Originaleinband 3 Mk.). Auch er hält sein Auge vor allem auf die Schattenseiten des Lebens geheftet, aber ihm fehlt es dabei nicht an jenem freundlich lächelnden Humor, der gerade aus dem Kleinsten und scheinbar Unbedeutendsten seine hellsten Funken schlägt und über dem Weh und Schmerz des Augenblicks den trostreichen Regenbogen einer höheren Hoffnung spannt. Manche von den Skizzen wachsen sich zu kleinen, nicht bloß durch ihre Stimmung, sondern auch durch ihren Stoff fesselnden Novellen aus, die durch eine gemütsinnige Schlichtheit und ungekünstelte Natürlichkeit entzücken. Dabei herrscht, wie das sonst bei solchen Sammlungen sogenannter „Kleinigkeiten“ wohl der Fall, keineswegs ungebührlich die Idylle vor; eine scharfe, ehrliche Gesellschaftssatire sorgt auch für kräftigere Lichter, und eine erfindungsreiche Phantasie schafft großzügige Geschichts- und Kulturbilder. Allen denen, die ihr eigenes Alltagsleben sinnend zu betrachten lieben, wird das freundliche Buch in solchen Stunden der Selbsteinkehr ein lieber Geselle und Führer werden.

Gedichte von Johannette Lein, einer neuen Naturdichterin — die letzte Zeit hat uns ihrer nur zu viele geschenkt — leitet Alfred Bock mit ein paar das rechte Maß haltenden, einiges aus dem Leben der armen Gießener Nähterin mitteilenden Geleitworten ein (Gießen, Rickersche Verlagsbuchhdlg.). Ihre schlichten Weisen reden in der That ihre eigene, nicht unschöne Sprache, und wer an den Liedern einer Johanna Ambrosius und Marie Stona Freude und Gefallen gefunden hat, wird auch hier manchen einschmeichelnden Weiheklang eines tapferen, reinen Frauenlebens vernehmen, der um so liebenswerter erscheint, als er eine innere, friedlich in sich selbst ruhende Harmonie der Persönlichkeit verrät, wie sie heute im Volke nur noch selten vorkommt.

In zweiter Auflage sind die vor einiger Zeit an dieser Stelle (Märzheft 1899) anerkennend besprochenen Gedichte von Klara Müller **Mit roten Kressen** (Großenhain, Baumert u. Ronge) erschienen.

Echtes lyrisches Gefühl und musikalisches Formverständnis spricht aus den leider gar zu pessimistisch gefärbten **Versen** von Mia Holm (München, Alb. Langen), deren Name vor einigen Jahren durch die „Mutterlieder“ vorteilhaft bekannt geworden. Wenn nur die quadratische Grabtafel-Umrahmung jedes einzelnen Gedichtes nicht wäre!

Ein gedankenvoller, sinniger Innenpoet tritt uns aus Theodor Salburg-Falkensteins **Buch der Phantasien** entgegen (Dresden, E. Pierson). Was ihn am stärksten ergreift und immer wieder die trübe Leier stimmen läßt, ist der niederdrückende Widerstreit zwischen Geist und Körper, Idee und Wirklichkeit:

> Entsagung ist das Ende der Gedanken,
> Und jeden freien Drang verhöhnen Schranken.

Trotzdem nimmt er immer von neuem den Kampf mit dem Leben auf und ermuntert sich zur Thatenfreudigkeit, indem er dem „Ich bin ein Träumer“ das feurige „Ich bin kein Träumer“ entgegenstellt. Und wundersam und entzückend zugleich, wie sich dieser Grübelgeist dann plötzlich doch auch in den zarten und begeisterten Natur- und den leidenschaftlichen Liebesdichter verwandeln kann, mit dem wir Lust und Leid der Seele, Jubel und Trauer seiner Hochlandsheimat willig mitfühlen. Er ist ein Österreicher, und es spricht für seine mannhafte, trotz aller Weichheit kernige Persönlichkeit, daß er für die harten inneren Kämpfe seiner Heimat ein warmes Herz hat, wenn er seinen Schmerz auch nicht immer in poetischer Form auszulösen weiß. Alles in allem eine charaktervolle Generalbeichte, in der viel Schönes und Tiefes schlummert.

Etwa tausend Sprüche in Prosa und Versen über Geselligkeit, Zeitgeist, Frauen, Litteratur, Haus und Heim und tausend anderes hat Georg von Oertzen zu einem amüsanten Vademekum des Lebens zusammengestellt, dessen Titel **Unter uns gesagt** (Wien, A. Hartleben) treffend die diskrete, gesellschaftlich fein abgestimmte Tonart seiner Aperçus kennzeichnet. Dabei unterscheidet der abgeklärte Lebensernst, der all diese geistreichen Kleinigkeiten von innen durchleuchtet, die Kinder seines Witzes vorteilhaft von den sattsam bekannten „Splittern und Spänen“ unserer Witzblätter. Der Verfasser giebt selbst das beste Rezept für den rechten Genuß dieser nur homöopathisch einzunehmenden Arzeneien:

> Dein Finger blättre lässig durch die Seiten.
> Wo er sie öffnet, lies und sinne nach —
> Ein Wort kann mehr sein als ein Buch zu Zeiten.

Bauen sich alle die bisher aufgeführten Gedichtbücher ihre Welt mehr im heimlichen Reiche der Gedanken, so fahren wir mit einem halben Dutzend anderer hinaus in Gottes freie Natur. Tannenduftige Wald- und Jagdlieder, die er nicht zu Unrecht **Waldesrauschen** getauft hat, singt uns Karl Preser (Neudamm, J. Neumann; geb. 3 Mk.), meistens fröhliche, dann und wann aber auch den Thränentau des wehmütigen Volksliedes im Gezweig tragende Weisen, in denen sich Wald-, Liebes- und Vaterlandspoesie zu

frischem, buntem Liederkranze verschlingen. Weidfrohen Gemütern werden die von Eichenlaub grün umrankten Blätter stimmungsvolle Gefährten sein, sei's auf lustiger Birsch oder beim prasselnden Kaminfeuer im lauschigen Jagdgemach.

Auf den Spuren Julius Wolffs, „des großen Meisters deutscher Dichtkunst", wandelt Franz Mahlers Versdichtung aus dem sechzehnten Jahrhundert **Das Alräunchen** (Wien, A. Hartleben), eine mit romantischem Zauberspuk verbrämte Künstler-, Liebes- und Wandergeschichte, in die in der bekannten, bequemen Wolff-Baumbachschen Manier allerlei Spielmannslieder von „deutscher Minne, deutschem Durst und deutscher Schwärmerei" eingefügt sind. Der Verfasser ist offenbar noch zu jung, als daß man ihm ernstlich böse sein könnte.

Was der gute Mahler an dichterischer Phantasie zu wenig, hat Georg Busse-Palma, den sein erprobter Bruder Karl mit einem mäßig starken Gedichtbande in die Litteratur einführt, zu viel. Seine pointegierigen, überladenen, wenn auch kühnen Bilderhäufungen können mit Rudolf von Gottschalls Metaphernfracht wetteifern, aber der lyrische Kern in seinen **Liedern eines Zigeuners** (Stuttgart, J. G. Cotta) ist herzlich schwach. In den etwa hundert Gedichtnummern herrscht eigentlich nur ein einziger Ton, der verbissene Groll des glück- und liebeenterbten Verbannten. Seine Irrungen und Wirrungen, Krankheiten und trotzigen Schmerzen, Wanderfahrten und sehnsüchtigen Todeserwartungen haben hier einen poetischen Niederschlag gefunden, wie er selten bei einem so jungen Dichter konsequenter gefunden werden wird; nun hoffen wir auf die Lösung des inneren Ringens, „des Trotzes und der Thränen", die nach der zuversichtlichen Prophezeiung des längst in sich ausgeglichenen Bruders erst die volle Begabung des Adepten entfesseln könnte. Vorläufig bricht seine Dichtung mit einer Disharmonie schrill ab, wie sie begonnen:

Doch mit dem Sturm ist auch der Tag vergrollt,
Und was uns leuchtet, sind nur blasse Sterne.

Wird der neue Morgen uns das heitere Tagesgestirn bringen?

Steht dieser junge „Zigeuner" also noch in der ahndevollen Dämmerzeit des Werdens, wo die Hoffnung alles ist, so hat Gustav Renner, den Friedrich Lange vor drei Jahren zuerst als schon überraschend reifen Lyriker in die Öffentlichkeit einführte, in seinen mittlerweile erschienenen **Neuen Gedichten** (Selbstverlag, Berlin 62, Kleiststraße 28) den Gipfel seines Könnens erklommen. Ich halte ihn nach wie vor für ein starkes, hocherfreuliches Talent, schon weil aus seinem Denken und Fühlen wie aus seinen künstlerischen Gestalten eine so außergewöhnliche, erfrischende Selbständigkeit spricht, auch wenn er, wie jetzt in seiner zweiten Gedichtsammlung, die sich darin von der ersten, weit jungfräulicheren unterscheidet, auf den alten Balladen-, Romanzen-, Distichen- und Sonettenpfaden wandelt. Und noch eins muß zu seinem Ruhme immer wieder hervorgehoben werden: er verzierlicht und verkritzelt nichts, weiß Großes groß und Starkes stark darzustellen, und das alles gestählt im Feuer einer ernsten, männlichen Welt- und Lebensanschauung.

In die herben Stoffe und Stimmungen einer weltverachtenden Einsamkeitshöhe, der Natur wie des Seelenlebens, steigt am liebsten auch Fritz Lienhards kraftgesättigter Mannessang. Wie aus seinen trutzig-zarten „Liedern eines Elsässers" die Höhenluft des Wasgaus atmet, so spüren wir in seinen stolzen **Nordlandsliedern** (Straßburg i. E., Schlesier u. Schweickhardt) die frische Brise der Nordsee, den hellen Atem der norwegischen Fjorde, den tiefblauen Seeglanz des schottischen Hochlands. In schlichten Linien, die von Gestalten der Sage und Geschichte blutvoll belebt werden, hat er uns diese echt germanischen Landschaften, teils in zarten, duftverklärten Naturstimmungsbildern, teils in wuchtig zusammengeballten Balladenstrophen, vor die Seele gezaubert: und doch, wie Abendrot um schroffes Berghaupt, spielt überall um diese strenge Fremde das weiche Heimweh eines idyllischen Gemüts, das seine Sehnsucht nach warmer Liebe und trautem Heim vergebens hinter der rauhen Rinde eines einsamkeitsstolzen Wikingertrotzes zu verbergen sucht. Daher finden sich auch hier wieder die reinsten Schönheiten in den Liebes- und Heimatsgedichten: es sind Klänge von so entzückender Schlichtheit und Innigkeit darin („Der toten Mutter"; „Dem Bruder"; „Auf der Düne"; „Abendspruch"), daß sie selbst den Vergleich mit einem Mörike und Storm aushalten. Aber auch bei Lienhard heißt es wie bei diesen, die in ihren besten Schöpfungen dem Volkslied so nahe kommen: je kürzer und wortkarger, desto klarer und tiefer. Für große, pathetisch-philosophische Stoffe fehlt ihm der rechte aushaltende Atem, der nun einmal unerläßliche innere, sagen wir getrost: rhetorische Schwung der Gedanken wie der Sprache, der allein auf solche Höhen trägt. Doch auch ohne diese Wolkenflugkraft ist dieser die Großstadt und ihre lauten Gewalten durch seine innere stille Gemütskraft überwindende Dichter eine Erscheinung, an der man seine reine Freude haben darf. —

Doch ich sehe: in diesem gemächlichen Trabe komm ich auf der langen lyrischen Landstraße, die sich noch vor mir dehnt, nun und nimmer ans Ziel. Ich muß den kritischen Gaul also schon in Galopp setzen und darf ihn, was das schmerzvollste, auch da nicht einmal verschnaufen und grasen lassen, wo frische grüne Weide lockt. Das ist gleich in Ludwig Jacobowskis **Leuchtenden Tagen** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag) der Fall, der reifen, in Gedankengehalt wie künstlerischer Form klar ausgegorenen Gabe einer in sich gerundeten Persönlichkeit, die die Welt und ihre vielerlei Gestalten mit warmem Herzen und sonnigem, überall beseelte Bilder sehendem Künstlerauge betrachtet. Dabei muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß diese Ge-

dichtsammlung eines unserer noch immer sogenannten „Modernen“, auch in die Hände von Frauen und jungen Mädchen gelegt, keine Bedenken zu erregen braucht; hat sich doch Jacobowski von Anfang an in dem tumultuarischen Treiben unserer Jüngsten seine litterarische Besonnenheit und Kritik zu behaupten gewußt. Besonders Richard Dehmel war nie sein Freund, Dehmel, der jetzt so eifrig Schule macht. Auch Max Bruns gehört zu der Schar seiner Jünger, wie er mit seiner ersten Gedichtsammlung „Aus meinem Blute“ anbetungstrunken bekannt hat, wie er jetzt im **Lenz**, dem „Buch von Kraft und Schönheit“ (Berlin, Schuster u. Loeffler; 3 Mk.), von neuem mit zahlreichen Huldigungsversen beweist. Überhaupt wollen mir die meistersingerhaft anmutenden virtuosen Nachahmungen Liliencrons, Dehmels, Momberts und anderer Gottbegnadeter wenig gefallen, dagegen müßte blind sein, wer in diesen altertümlich ausgestatteten Blättern in Kleinquart nicht eine echte, mit lebenstrotzender Poesie des Empfindens, Fühlens, Sehens und Denkens schier überladene junge Dichterseele ihre leuchtenden, wenn auch fiebernden und flackernden Funken sprühen sähe. Wenn irgendwo, so erwarte ich, daß hier der Tag die irren Strahlen des zitternden Morgenrots zur vollen, hellen Sonne sammeln wird — nicht früher freilich, als bis Bruns das „Weib“, dem seine Sinne jetzt noch so hingegossen und aufgelöst zu Füßen liegen, durch ernste Manneskraft innerlich überwunden hat. Vorläufig ist das Motto des Buches noch ein Mahnruf auch an seinen Dichter:

Werde nur schlicht:
Dann ist dein ganzes Leben ein Gedicht.

In vielerlei Tonarten versucht sich Michael Georg Conrad, einst der Thomas Münzer der naturalistischen Bewegung, in seinem „lyrischen Cyklus“ **Salve Regina** (Berlin, Schuster u. Loeffler); aber nur eine davon erscheint seinem Instrument angemessen: die derbe, bajuvarisch gemütliche des fränkischen Natur-, Haus- und Heimatspoeten. Als solcher erfreut er uns mit mancher kräftigen, packenden Weise in einer manchmal an Béranger erinnernden liedmäßigen Volkstümlichkeit. Bei manchen anderen Kraftmeyer-Stücken fragt man sich, ob man es noch mit ernstgemeinten Schöpfungen oder schon mit Parodien zu thun hat, wenigstens parodieren die als letztere unverkennbaren immer zugleich auch ihren Dichter. — Einen treffenden, deutsamen Titel hat Johannes Schlaf für seine jüngste Gedichtsammlung gefunden: **Helldunkel** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag). Bezeichnend für die Mischung von Ungestaltetem und reiner, abgeklärter Poesie, wie für das eigentümliche Vorherrschen der impressionistischen, nach den verschwimmenden Zwischentönen und -farben tastenden Darstellungsmanier. „Farbe sein, Ton, Licht, eigener und fremder Schmerz, eigene und fremde Lust, jede Leidenschaft, wie sie in schlichter, natürlicher Kraft sich äußert“ — das ist auch hier noch das Bekenntnis jeder Seite. Wie in seinen novellistischen Skizzen, spürt Schlaf auch in diesen zuweilen an Holz, Walt Whitman, Mombert und Nietzsche erinnernden Gedichten den feinsten Stimmungsnuancen der Kleinwelt außen und innen nach. Es sind einige seltsam ergreifende, rührend schlichte Stückchen darunter, erfüllt von zartester, duftigster Suggestionspoesie — aber dann wieder welch jäher Sturz von der spinnwebfeinen Linie des guten Geschmacks hinab in den Abgrund des Banalen und Gekünstelten! Und dieser Dichter hat doch eigentlich alles, was ihn zu einem großen, ganz die Natur- und Kunstfreude seiner Zeit ausschöpfenden Lyriker machen könnte! — Stark polemisch gefärbt und auch in den rein lyrischen Gaben nicht ohne eine gewisse litterarische Tendenz wider die (doch längst nicht mehr alleinherrschende!) Geschmacksrichtung des Realismus erscheinen Adolf Schafheitlins beide Sammlungen: **Saturnische Phantasien** (zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin, S. Rosenbaum) und **Gedichte** (desgl., ebenda). Der Dichter beweist manchmal eine erfrischende Selbständigkeit des Urteils wie der Form, aber nur gar zu oft versinkt der gute Kern seiner Poesie in einem bombastischen Wortschwall der Reflexionen. Weitaus die besten Stücke sind die Cyklen, in denen Schafheitlin seine gewandte, selten wortverlegene, farbenprächtige Rhetorik mit individuellen Gestalten romanzen-, balladen- oder anekdotenhaft belebt. In dem zweiten Bande ist eine lange Reihe, zum Teil nicht übler Landschaftsbilder dem Schönheitskranze Italiens entlehnt.

Auf daß nun zum Schluß dem Ernst das Satyrspiel, dem Erhabenen die lustige Schelle des Narren nicht fehle, hier der Hinweis auf eine litterarische Satire in Stanzenform, die schon ihrer Originalität wegen Beachtung verdient. Sie kommt aus Weimar, wo der mißvergnügte Adolf Bartels, der grimme Hauptmanntöter und Anti-Nietzscheaner, die heiligen Überlieferungen der Klassiker hütet. Sein satirisch-komisches Epos **Der dumme Teufel** (Leipzig, Eugen Diederichs), jetzt in der zweiten Auflage auch mit satirischen Zeichnungen versehen, geht mit dem Gottseibeiuns auf die Geniesuche, die natürlich, wie's sich für einen so diabolischen Kritiker geziemt, erfolglos bleibt, und hechelt nun alle möglichen öffentlichen Zustände, nicht bloß litterarische Richtungen und schriftstellerische Erscheinungen der Gegenwart durch, manchmal mit einem gewissen bärbeißigen Humor, häufiger noch mit dem bekannten Behagen, vor dem der Witz so gern ausreißt. Das Ganze erscheint als eine Empörung der soliden Provinz wider die Übermacht der schnellfertigen und lärmenden Großstadt und hat als solche eine nicht zu unterschätzende symptomatische Bedeutung. Erfreulich an dem Buche ist das tapfere Bekenntnis seines Verfassers zu einer kraftvollen deutschen Weltanschauung; dafür nimmt man dann gern die manchmal recht holperigen Verse in den Kauf.

Ein groß und vornehm angelegtes Unternehmen, das in eigenartiger Weise Litteratur und

bildende Kunst zu vereinigen strebt, führt sich gleich mit einer vierfachen Buchveröffentlichung unter dem gemeinsamen Titel **Die Insel** ein (Berlin, Schuster u. Loeffler). Als Reisemarschall und maître d'honneur schreitet eine Monatsschrift mit Buchschmuck und Illustrationen voraus, herausgegeben von Otto Julius Bierbaum, Alfr. Walt. Heymel und Rudolf Alex. Schröder, einem, wie es scheint, Münchener Triumvirat, das eine von rein ästhetischen Absichten geleitete „Revue" — Zeitschrift darf man bei einem so zeitlosen Unternehmen nicht sagen — verspricht, frei von jeder Beschränkung auf irgend eine moderne oder gar excentrische Schule. Die Ausstattung ist in Papier, Druck und Reproduktionsart der Bilder (Offizin Drugulin) von jener gesuchten Einfachkeit, die doch vom Luxus schwer zu unterscheiden. Und das scheint mir ein allgemeines Bedenken bei solchen und ähnlichen Unternehmungen, das hier nicht verschwiegen werden darf: leidet unter dieser zärtlichen Verhätschelung der Ausstattung, mag sie noch so künstlerisch gestaltet sein, schließlich nicht der Inhalt? Von jeher, so lange die Geschichte von unserer Litteratur zu berichten weiß, war es der ausgeprägte Stolz des deutschen Wesens, daß der Inhalt die Form überwiege. Wir freuen uns von ganzem Herzen, wenn die Extreme dieses Grundsatzes jetzt durch die neue dekorative Bewegung gedämpft werden; aber im großen und ganzen möchten wir doch daran festgehalten wissen, denn es liegt ein ernstes Stück unseres deutschen Weltberufes darin, und ich fürchte, es sind recht verschwommene internationale Beeinflussungen, die hier wider den Stachel lecken. Diese Einschränkung und Vermehrung vorausgeschickt, dürfen wir uns freilich an mancher Darbietung der „Insel" aufrichtig freuen. Im ersten Heft sind außer den Herausgebern mit poetischen oder prosaischen Beiträgen vertreten: Hugo von Hoffmannsthal, dieser weiche Wiener Symbolist und moderne Renaissancepoet, Gustav Falke, der glückliche Bewahrer und Fortsetzer der älteren lyrischen Schule, vor allem der eines Storm, ferner der originelle Paul Scheerbart, Detlev von Liliencron, Rudolf Walser, der Ästhetiker Jul. Meyer-Graefe u. a. Auch vergessene ältere Schätze unserer Litteratur wollen die Herausgeber auf ihre „Insel" retten. — Charakteristisch für die hier angestrebte Verquickung von Dichtung und bildender Kunst erscheint mir auch der Gedichtband **Dir!** von dem Worpsweder Heinrich Vogeler (Berlin, Schuster u. Loeffler; 5 Mk.). Freilich spricht hier weit mehr der duftige, zartsinnige Stimmungsmaler als der Wortpoet, und dazu dürfen sich die Beschauer wie die Leser beglückwünschen. Denn die Zeichnungen und Vignetten, mit denen der „Verfasser" sein wiederum kostbar-verschwenderisch ausgestattetes Buch geschmückt hat, sind ebenso entzückend, sinnig und zart wie die nach seinem eigenhändig gemalten Manuskript faksimilierten Verse landläufig und allgemein. — In gleichem Großquartformat, in Halbpergament gebunden, ist von einem der Herausgeber der „Insel", Rud. Alex. Schröder, ein Buch Gesänge erschienen, ein Erstlingswerk, das seinen Titel **Unmut** (Berlin, Schuster u. Loeffler: geb. 4 Mk.) nicht umsonst trägt. Es ist Gedankenpoesie, die nach Gehalt und künstlerischer Formgebung weit über die gewöhnliche lyrische Marktware emporragt, aber die pessimistische Stimmung, die das Ganze beseelt, läßt, nun gar in diesem prunkvollen Gefäße dargeboten, keinen erfreulichen Genuß aufkommen. Vorsatzpapier und Titelvignetten stammen von Heinrich Vogeler. — Da wandelt es sich mit seinem Kollegen Alfr. Walter Heymel lustiger, der gleich auf der ersten Seite seines Gedichtbuches **Der Fischer** (Berlin, Schuster u. Loeffler; geb. 3 Mk.) im Tone Bierbaums anhebt:

Will das Herz vor Leid zerspringen,
Soll es bald in Lust erklingen:
Aus der Wehmut wachsen Schwingen.

Und so geht es weiter in ausgelassenen Tandaradei und gewolltem „Halbunsinn" der Lebensfreude! Ein silberheller Schellenklang ausgelassener Daseinslust, an dem auch der Leser, sofern er kein Grillenfänger, seine lachende Freude haben wird. Ich halte Heymels Buch für die weitaus beste und lockendste Veröffentlichung der „Insel". Auch hier fehlt natürlich der Buchschmuck nicht.

Ein neues, manches Schöne versprechendes lyrisches Talent, das schon vor einigen Jahren durch eine anmutige Gedichtsammlung „Duft, Farbe, Ton" bewiesen, wie sich auch alten Stoff- und Formüberlieferungen noch heute neue Seiten abgewinnen lassen, dürfen wir in Albert Geiger erkennen. Seine **Gedichte** (Stuttgart, J. G. Cotta) sind reich an hübscher Haus- und Ehepoesie, wie sie uns — nur reifer, tiefer und gesättigter — Heyse und Jensen in ihren letzten Sammlungen gegeben haben. Auch lyrisch-epische Töne für die stilleren Stoffe dieser Welt hat Geiger auf seinem Instrument.

Aristokratische Feinschmecker in der Lyrik will ich hier wenigstens im Fluge noch aufmerksam machen auf die **Blätter für die Kunst** (Berlin, Georg Bondi), eine Auslese der Gedichte Hugo v. Hoffmannsthals, Stefan Georges und ihrer Freunde, jenes „neuen Dichterkreises", der zu Anfang der neunziger Jahre plötzlich, anfangs in ganz privaten Kreisen, den Naturalismus durch geläutertste Stimmungs-, Darstellungs- und Eindruckspoesie zu entthronen begann. Wer der Alltagsmittel und -Wirkungen der landläufigen Lyrik satt ist, wird hier feiertägliche Blumenbeete finden, von denen er sich in erhöhten Weihestunden des Lebens viel schöne duftige Blumen pflücken kann. Wir kommen auf die vielversprechende Vereinigung ausführlicher zurück.

Ein allerliebstes, ansprechend ausgestattetes Büchlein **Haussprüche und Inschriften** aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, zum Teil gesammelt auf eigenen Wanderfahrten, zum Teil aber auch bewährten litterarischen Vorgängern

wie Gutermeister und Hörmann entlehnt, bietet uns Alex. von Padberg (Paderborn, Ferd. Schöningh). Es ist eine Sammlung so voller schlichter Volksweisheit, daß man auf jeder Seite sein herzliches Behagen daran hat und einmal wieder inne wird, mit wieviel Gemüt, deutsamem Ernst und fröhlichem Humor unsere Vorfahren doch ihr Leben zwischen Wiege und Grab zu schmücken verstanden.

In zweiter, verbesserter und vermehrter Auflage heißen wir die Sammlung von Novellen in Versen aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert willkommen, die Wilhelm Hertz, ein Meister gelehrter germanistischer Forschung, ein unerreichter Künstler der poetischen Übertragung, uns in seinem **Spielmannsbuch** geschenkt hat (Stuttgart, J. G. Cotta). Er ist dieses Dichterhofes rechte kameræerîn und leitærinne dieser leicht beschwingten, fabeltundigen Schar, der fast schon all die bunten Stoffe unserer Schwank- und Märchenlitteratur geläufig sind, die ihre romantischen Abenteuer in so entzückenden Melodien vorzutragen weiß. Freilich sind es ausschließlich altfranzösische Reimerzählungen, die hier zusammengestellt, aber um so mehr Grazie und Liebenswürdigkeit ist darin, und so völlig hat sich Hertz in den Geist jener Zeit zu versetzen gewußt, daß kein fremder Ton aus der modernen Zeit die doch so frei und kühn erneuerten Weisen stört. Auch hier gehen den Versen tiefgründige, aber künstlerisch gestaltete litterar- und kulturgeschichtliche Einleitungen voraus, schwergelehrte Materialsammlungen und Litteraturnachweise hinterher.

Von den einst so beliebten „Blütenlesen" liegt mir heuer — ich unterdrücke mühsam einen Seufzer der Befriedigung — nur eine vor. Sie nennt sich **Sonntagsglocken**, ein dichterisches Hausbuch für jung und alt, und ist zusammengestellt von Maxim. Bern, dem Herausgeber der in Reclams Bibliothek weitverbreiteten „Deutschen Lyrik" (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt). Ausstattung und Bilderschmuck sind sehr ansprechend: die Auswahl dieser religiösen Poesien aber scheint mir leider mehr den zweiten als den ersten Bestandteil des Titelwortes zu betonen. Unter den betreffenden Dichtern sind Gerock, Julius Sturm und Lohmeyer am stärksten vertreten, dann folgen gleich Gerh. von Amyntor, Alfred Formey, Albert Knapp, Pasig, Scheuerlin und Spitta, und vergebens suchen wir nach Storm, Mörike, Leuthold, Heyse, Jensen, Falke, Johanna Ambrosius und Anna Ritter. Trotzdem liegt eine reiche Fülle edelster Erbauung in dem hübschen Geschenkbande.

Entsprechend den beliebten einbändigen Schiller- und Shakespeareausgaben der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart und Leipzig) werden uns jetzt von demselben Verlage auch **Heinrich Heines Sämtliche Werke** in einer einbändigen Folioausgabe dargeboten, die sich nicht bloß wegen ihres billigen Preises (3 Mk.), sondern auch wegen ihrer Handlichkeit, Übersichtlichkeit, gediegenen Druck- und Papierausstattung und der einsichtigen biographisch-kritischen Einleitung, die ihr Ludw. Holthoff voranschickt, einer freundlichen Aufnahme erfreuen wird.

Unter den Romanen und Erzählungen sind noch eine ganze Reihe sehr erfreulicher Erscheinungen zu verzeichnen. Ich suche hier ein paar Dutzend der besseren und besten zunächst wenigstens einigermaßen zu charakterisieren, ohne damit über ihre litterarische Bedeutung im einzelnen das letzte Wort sprechen zu wollen. Vielmehr behalte ich mir vor, zu ruhigerer Zeit auf diese oder jene Erscheinung, vor allem auf die neueren, noch näher zurückzugreifen. — Mit wärmster Empfehlung nenne ich — absichtlich an erster Stelle — Peter Roseggers **Erdsegen** (Leipzig, L. Staackmann; geb. 5 Mk.), einen modernen Kulturroman, in dem der gründliche Kenner bäuerlicher Verhältnisse, der unübertreffliche Meister in der Schilderung ländlicher Lebens- und Gemütsverhältnisse noch einmal alle Kunst seiner humorvollen, echt dichterischen Weltgestaltung spielen läßt. Was ein Städter, der sich infolge einer Wette als Knecht auf einem Bauerngute verdingt hat, in der Zeit alles erschaut, erfährt, erlebt, erfühlt, das ist hier, mit einem köstlichen Erdgeruch in der Darstellung, voller Wahrheit und doch auch voll tiefer Poesie erzählt. — Dem Steiermarker darf der achtzigjährige Tiroler Adolf Pichler die Hand reichen, ein Hort und Stolz des österreichischen Deutschtums. Seine **Letzten Alpenrosen** (zwei Bände; Leipzig, Georg Heinr. Meyer) sind ein schlichtes Denkmal dieser unmittelbar nach und aus der Natur schaffenden, durchaus persönlichen, aber herzhaft volkstümlichen Erzählungs- und Plauderlust. Der liebevoll erfaßte Volks- und Landschaftscharakter giebt auch diesem Dichter seinen Segen. — Gleich nach diesen beiden Süddeutschen sei des Norddeutschen Max Dreyer neues Geschichtenbuch **Lautes und Leises** (Leipzig, Georg Heinr. Meyer; zweite Auflage) genannt, eines der schönsten neuen Zeugnisse gemüt- und humorvoller Heimatsdichtung, das mir seit langem begegnet. Es lebt ein Duft der Landschaft, eine Frische und Jugendlichkeit in dem Buch, die einem auf jedem Blatte den berufenen Dichter verraten. — Wie Dreyers Buch, zeigen auch Fritz Skowronneks Geschichten und Gestalten **Masurenblut** (Berlin, „Vita" Deutsches Verlagshaus) starke landschaftliche Prägung. In den meisten seiner Skizzen und Erzählungen macht sich der poetische Niederschlag seiner ostpreußischen Realistik vorteilhaft bemerkbar, besonders das Tragikomische, das hier auf der Scheide zweier Nationalitäten einen so fruchtbaren Nährboden findet, ist zum Teil ganz prächtig dargestellt. Sobald aber dieser Landschaftspoet den kleinen Winkel seiner Heimatskunst verläßt, wie in der Skizze „Die Tante", gerät er ins Triviale und Seichte. — „Abseits von der Heerstraße", auf einem einsamen Landgute in Holstein, spielt des Holsteiners Julius Stinde neueste, Frida Schanz zugeeignete Erzählung **Martinhagen** (Berlin, Freund u. Jeckel): eine Gouvernantenge-

schichte, deren Stimmung halb von Fritz Reuter, halb von Wilh. Busch beeinflußt ist. Die anfänglichen Enttäuschungen einer Berliner vornehmen und gebildeten Erzieherin auf dem weltentlegenen Erdenwinkel werden da recht eindringlich und unterhaltsam geschildert, bis die Oberflächliche dann die ganze innere Tüchtigkeit, Gemütstiefe und Güte dieser schlichten Menschen erkennen lernt und Martinhagen für sie das neue Land wird, wo ihre Seele zu leben beginnt, wo sie den kostbaren Schatz der Demut findet. Rich. Knötel hat das Büchlein mit dreißig flotten Federzeichnungen geziert. — Als gemütvoll-behaglicher Humorist mit einem romantischen Stich ins Jean-Paulhafte hat Heinrich Steinhausen, der Verfasser der „Irmela“ und des „Korrektors“, längst seine stille, aber treue Gemeinde. Sein neuestes Buch, **Heinrich Zwiesels Ängste** (Berlin, G. Grote), eine Spießhagener Geschichte, schwelgt wieder in dem Reichtum jenes herzgewinnenden Humors, der seine Sonne gerade über die Kleinen und Armen am liebsten scheinen läßt und aus den scheinbar vertrackten Sonderbarkeiten weltfremder Einsamkeitskäuze das feine Gold einer glückverklärten, milden Welt- und Menschenfreude zu spinnen weiß. — Dem Schwarzwälder Bauernleben hat Arthur Achleitner seine beiden Volksgeschichten **Pronele** und **Tannenreis** (Stuttgart, Carl Krabbe; 1 Mk.) entnommen, zwei aus den Tiefen des bäuerlichen Charakters geschöpfte Erzählungen voller dramatischer Spannung und malerischer Landschaftsschilderungen. F. Reiß hat das Buch mit lebensfrischen Landschafts-, Genre- und Trachtenbildern geschmückt. — Auch ein neues Schwarzwald-Buch von Heinrich Hansjakob, dem kernigen Freiburger Stadtpfarrer, ist da: Tagebuchblätter aus dem Kinzigthale, die in seiner geraden, ehrlichen Art seine letztjährigen Erlebnisse und Beobachtungen über Land und Leute erzählen und in gesunder, lehrhafter Moral lebensweisheitsvoll ausspinnen. Hoffentlich folgen diesem **Abendläuten** (Stuttgart, Ad. Bonz; Mk. 4.20), das C. Liebich allerliebst illustriert hat, doch noch wieder frische Morgenklänge — wer so hell ins Leben blickt, braucht seinen Glockenstrang noch nicht in Ruhe zu setzen. — Mit einem neuen Bande seiner beliebten **Thüringer Geschichten** ist August Trinius vertreten (Berlin, Fischer u. Franke). Das außen und innen mit gewähltem künstlerischem Geschmack ausgestattete Büchlein, dem Franz Staſſen stimmungsvolle Illustrationen mitgegeben hat, vereinigt neun gemütvolle Erzählungen, die all die alten Vorzüge des liebenswürdigen Plauderers aufweisen. — Eine thüringische Pastorengeschichte beschert uns auch Ernst von Wolzogen in seiner **Gloriahose** (farbig illustriert von Fr. Reiß; in Leder geb. M. 2.50), doch schreitet er vom stillen Lächeln zum lauten Lachen vor, was ihm bei allen Freunden gepfefferter Kost nur zur Empfehlung gereichen wird. Eine lothringische Pfarrvikargeschichte ist mit der thüringischen vereinigt. — Erzählungen und Skizzen, die sich durch inniges Verständnis für die Kinderseele auszeichnen und von einem warmen Mitleid für alle Armen im Geiste erfüllt sind, hat Paul Keller in zwei Bändchen mit dem Titel **Gold und Myrrhe** zusammengestellt (Paderborn, Ferdinand Schöningh). Manche dieser Gaben hat etwas von dem intimen Reiz der Stormschen Erzählungs- und psychologischen Kleinkunst, getragen von einem kindlich frommen Gemüt, dessen leicht katholische Färbung auch den Protestanten nicht stören wird. Es ist ein Bursch mit halb lustigem, halb traurigem Gesicht, ein Buch, das man lieb gewinnen muß und das für den weihnachtlichen Geschenktisch namentlich aller der Schule nahestehenden Familien wie geschaffen ist. In dem zweiten Bande (Neue Folge) ist der Stoffkreis dieser kindlich-optimistischen Weltbetrachtung noch erweitert und vertieft. — „Biblische Streifzüge und Charakterbilder“ legt dem christlichen Hause der Kieler Marinepfarrer Christian Rogge auf den weihnachtlichen Tisch. Er hat seinem zu Geschenkzwecken ausgestatteten Büchlein den aus der Kirchengeschichte berühmten Titel **Nimm und lies!** (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer) gegeben, und es lebt wirklich etwas von Augustinischer Gemütsinnigkeit, Glaubenskraft und Phantasie in diesen Blättern, die — um nur ein paar der Beiträge hervorzuheben — die Bergpredigt als einen Spiegel des menschlichen Lebens deuten, den Humor in der Bibel behandeln, die Charakterbilder des Täufers, des Elias, des Judas, des Hauptmanns von Kapernaum und des Nikodemus zeichnen und mit freiem Geiste und künstlerisch gebildetem Feingefühl die Offenbarung Johannis erklären. — Ein durch und durch persönliches Werk ist Rudolf Huchs **Tagebuch eines Höhlenmolches** (dritte vermehrte Auflage; Leipzig, H. Haessel). Der „Höhlenmolch“ ist der Verfasser selbst, ein Kleinstädter, der aber aus der Not eine Tugend zu machen weiß und sich in „Staubheims“ enger, dürftiger Welt desto tiefer in sich selbst versenkt. Zwar geht der „Staubheimer“ auch auf Reisen; aber das beste in seinen Aufzeichnungen bleiben die einsamen Phantasien und Grübeleien über Alltagserscheinungen des Lebens mit ihrer humorvollen, herzhaften Weltbejahung. Ich habe für solche persönlichen Bücher der Augenblicksstimmungen — vorausgesetzt, daß wirklich eine Persönlichkeit dahinter steht — eine besondere Schwäche. Man kann sie aufschlagen, wo man will, überall findet man tiefe Durchblicke aufs Allgemeinmenschliche; auch in der trüben Lache am Wege spiegelt sich Gottes liebe Sonne.

Zwei historische Chronikenerzählungen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges werden ernst gestimmten Gemütern, die sich an Storms oder Raabes ähnlichen Stoffen erbauen, eine besondere Freude bereiten. Wilhelm Arminius erzählt uns nach einer Koburger Chronik aus dem Munde des Konstablers Kunrad Rüger die ergreifenden Schicksale der **Beiden Reginen** (Leipzig, H. W. Theod. Dieter), seiner blonden Geliebten und seines ehernen Geschützes. Die

Zeitstimmung, mit einem weichen, lyrischen Hauch überdeckt, ist wunderbar getroffen, durch das Ganze zittert ein rührender Ton der Wehmut, ein Bangen vor dem Unheil im Glück, das einem die Thränen ins Auge treibt. Eine berufene Künstlerhand hat das in der Drugulinschen Werkstatt hergestellte Heft mit poesievollen Zeichnungen geschmückt. — In dem **Magister Vogelius** (Altenburg, Steph. Geibel) hat Johannes Dose nach den Aufzeichnungen eines schleswigschen Magisters im treuherzigen Chronikenstil ein erschütterndes und erhebendes Lebensbild voller Größe, echter Christenliebe und mannhafter Pflichterfüllung gestaltet, das namentlich in allen Pfarrhäusern warme Teilnahme finden wird. — Etwa ein Jahrhundert früher als diese beiden poesiedurchwobenen Erzählungen spielt Ernst Ecksteins neuester Roman **Der Bildschnitzer von Weilburg** (Berlin, Otto Janke; geb. 7 Mk.). Er schildert die abenteuerlichen Fahrten und Erlebnisse Michael Humbrechts, der schließlich nach mancherlei Prüfungen Elsbeth Neßmüller, die liebliche blondzöpfige Tochter des ehrbaren Herrn Braumeisters von Schöffburg, des Erfinders der berühmten Bärwamme und der Leichtenwurz, gewinnt und es, nach anfänglicher harter Fehde als Oberfeldherr der Bauernschar, am Ende doch als Liebling und Schützling des Grafen Urach von Schöffburg zu einer tüchtigen bürgerlichen Existenz eines vielbegehrten Kunsthandwerkers bringt. Mancherlei humoristische Gestalten, an denen die Reformationszeit trotz ihres Ernstes ja so reich, beleben diese farbenreich gestaltete Haupthandlung. — Hier ist auch wohl der beste Platz, um alle Verehrer Otto Roquettes auf eine soeben aus seinem Nachlaß zu Tage geförderte romantisch-poetische Liebesgeschichte **Die Reise ins Blaue** (Leipzig, Robert Baum) aufmerksam zu machen, deren hübscher Ausstattung die Heliogravure nach einem Originalgemälde von Prof. Edm. Kanoldt zu besonderer Zierde gereicht.

Reiseerzählungen sind diesmal nur spärlich vertreten. Für Liebhaber dieses Genres wüßte ich nur Marie von Bunsens aus dem Leben der oberen Stände im modernen England, namentlich Londons, aus den fashionablen Klubs, Sportkreisen und Versammlungen, den Parlamentssessionen, den gemeinnützigen Anstalten u. s. w. reichlich schöpfendes Sittengemälde **Udo in England** (Stuttgart, Carl Krabbe; mit Illustrationen; geb. 3 Mk.) zu empfehlen.

Von Erzählern ernster und lustiger Kriegs- und Offiziergeschichten hier nur ein kleines Pikett. Von der humoristischen Seite behandelt das Garnisonsthema der kleinen Stadt Frhr. von Schlicht in einem starken, durchweg von viel guter Laune und kerniger Frische erfüllten Bande **Ein Kampf** (Berlin, Otto Janke; geb. 7 Mk.), der sich vor allem durch seine lustigen Manöverschilderungen auszeichnet und außerdem den Vorteil hat, daß er mit nicht weniger als drei glücklichen Verlobungen seine Apotheose feiert. — Nur zu zwei Verlobungen bringt es Thilo von Trotha, der erfolgreiche Verfasser der „Hofgunst“, in dem **Sommerleutnant** (Berlin, Freund u. Jeckel), einer lustigen Erzählung, die sich „Roman“ nennt, die aber vielmehr eine humoristische Novelle ist und als solche zweifellos, namentlich von allen militärischen Lesern, freudiger und dankbarer aufgenommen werden wird als mancher langweilige, ernste Roman. — Einen zweibändigen Kriegsroman aus dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78 beschert uns Karl Tanera: **Aus zwei Lagern** (Jena, Herm. Costenoble). Er entfaltet darin wie immer ein reiches Kampf- und Intrigenspiel, verknüpft mit persönlichen romanhaften Erlebnissen seines Haupthelden, eines deutschen Vicefeldwebels Otto Wald, der als Dimitri Michaelowitsch Goro im russischen Lager den Krieg mitmacht. — Herrscht schon hier der Ernst vor, so schreitet Leo Hildeck (Leonie Meyerhoff) in ihrem Roman **Bisangs Ende** (Berlin, „Vita“ Deutsches Verlagshaus), der Geschichte eines entgleisten Offiziers, zur Tragik vor, indem sie die moralische Degeneration eines seiner natürlichen Standesstütze beraubten Kavaliers in der demokratischen Gesellschaft auf mannigfach wechselndem Schauplatz darstellt. — Hoch empor über alle diese mehr oder minder leichte Unterhaltungsware ragt der deutsche Kolonialroman, den Frida Freiin von Bülow, eines unserer eigenkräftigsten weiblichen Talente, **Im Lande der Verheißung** nennt (Dresden, Carl Reißner). Die Verfasserin der „Deutsch-ostafrikanischen Novellen“, des „Konsuls“ und des „Tropenkollers“ verbindet hier ihre längst bewährte persönliche Erfahrung und Sachkenntnis in allen kolonialen Verhältnissen mit einer männlich kräftigen, plastisch herausarbeitenden Darstellungsgabe. Offenbar haben für die Hauptfiguren Personen des wirklichen Lebens Modell gestanden; in der Heldin, einer starken, kühn und mutig geschilderten Frau der That, dürfen wir wohl das gelungene Selbstbildnis der Schriftstellerin erblicken. — Mehr in äußerer, spannend vorgetragener, mit starken Romaneffekten arbeitender Handlung als in der feinen inneren Seelenanalyse sucht A. Oskar Klaußmanns zweibändiges Werk **Die reiche Braut** (Jena, Herm. Costenoble) seinen Ruhm, ein oberschlesischer Bergwerksroman, der besonders seinen bewegten Schauplatz sehr interessant zu schildern weiß.

Der Künstler-, Schriftsteller- und Gelehrtenroman ist unter den diesjährigen litterarischen Neuerscheinungen nicht so stark vertreten, wie wir es eigentlich erwartet hatten. In erster Reihe ist zu nennen Adolf Wilbrandts neuestes Werk **Der Sänger** (Stuttgart, J. G. Cotta). Wesentlich in Mainz spielend, erzählt es die stolze Künstlerlaufbahn Ernst Prinzingers, der es vom einfachen Schlossergesellen zum gefeierten Balladensänger bringt. Für die, manchmal behaglich humoristisch gefärbte Schilderung des Coulissenlebens hat der frühere Burgtheater-Direktor augenscheinlich aus seinen Wiener Erinnerungen geschöpft. Der zum Teil derbe, Unterhaltungsmotive spannend und kräftig verwertende Roman steht, scheint mir, nicht gerade auf der Höhe jener

feinsinnigen, echt künstlerischen Psychologie, die an Wilbrandts Novellenband **Erika und Das Kind** (Stuttgart, J. G. Cotta), dessen erste Gabe unseren Lesern ja bekannt, neben der reifen Bildung und dem geläuterten Geschmack so nachhaltig entzückt. — Etwas konventionell in den Motiven, aber reich an schönen, frischen Naturschilderungen und erfreulich gesund nach Tendenz und Ausgang erscheint Ludwig Ganghofers zweibändiger, von einem bekannten Böcklinschen Gemälde den Titel leihender Roman **Das Schweigen im Walde** (Berlin, G. Grote). Wie Fürst Ettingens wunde Seele an dem heilenden Hauche der Natur, dem „Schweigen im Walde" gesundet und im Umgang mit einem frischen Naturkinde, Lo Emmerle, der Tochter eines Malers, wieder Lust am Leben lernt, das ist mit vielerlei Nebenhandlungen ernster und heiterer Art sehr flott und unterhaltend erzählt. — Eine humoristisch gefärbte Philologenerzählung — oder eigentlich vier, denn in den modernen Rahmen sind mit Hilfe der bekannten Traumtechnik drei kulturgeschichtliche Geschichten gespannt — bietet uns Adolf Hausrath (G. Taylor), der gelehrte Verfasser einer „Neutestamentlichen Zeitgeschichte", in einem stattlichen Bande dar (Leipzig, S. Hirzel). Auf der Traumbank **Unter dem Katalpenbaum**, die, aus einem alten Mumiensarge gefertigt, die Luft der verschiedenen Kulturepochen in die Julihitze geheimnisvoll wieder aushaucht, durchlebt der mißmutige Rektor Timotheus die Junkerwirtschaft und den Werberunfug des patriarchalischen Regiments, die Hexenprozesse und die Ketzergerichte des Mittelalters, den Sklavenjammer und die allgemeine Treulosigkeit der antiken Welt, um nach diesen niederdrückenden Gesichten freudiger, lebensfroher und thätiger in die Gegenwart zurückzuschreiten. — Zwei von den modernen Emancipationsbestrebungen beeinflußte Erzählungen legt uns Baronesse Falke (A. v. Falstein) auf den Tisch. **Die Werdenden** (Dresden, Heinr. Minden; 3 Mk.) schildern in anspruchsloser Erzählungsart, aber nicht ohne feine besondere Züge, die heranreifenden Talente des weiblichen Schriftstellertums. Eines davon, Christine v. Milde, wird durch tiefgreifende Herzenserlebnisse unter harten Schmerzen und Mühen zu einer „Seienden". Der bekannte Kampf für die freie Entwickelung der Persönlichkeit ist hier in einer ruhig elegischen Form ansprechend und unaufdringlich dargestellt. Ein anderer Band derselben Schriftstellerin — **Erbsünde** (Dresden, Heinr. Minden. 2. Aufl.; 4 Mk.) — führt uns als Gegenstück den aufsteigenden, mit sich und der Außenwelt ringenden Schriftsteller vor. Auch hier muß man dem echt epischen Zuge der Erzählung, dem ernsten, getragenen Pathos, der sorgfältigen Psychologie, der gesammelten Stimmung warmen Beifall zollen. Nur das fremdwörterreiche Deutsch vertrüge wohl noch eine sorgfältigere Feile.

Der Frauen- und Eheroman ist in zwei ansprechenden Erscheinungen vertreten. In einer Brieferzählung schildert R. Artaria **Das erste Jahr im neuen Haushalt** (Leipzig, Ernst Keil. 2. Aufl.). Der besten Freundin vertraut die junge Heldin Emmy alles rückhaltlos an, was ihr Herz und Kopf bewegt; nur gelegentlich ergreift die Verfasserin das Wort zur Erläuterung. — Kräftiger und kühner geht A. v. Boguslawski in seinem Roman **Hermine Lüdeking** (Berlin, Freund u. Jeckel) ins Zeug. Hier erleben wir alle die Enttäuschungen mit, die die emancipationsfreudige Titelheldin in ihrer mehr aus socialistischer Parteineigung denn aus Liebe geschlossenen Ehe mit dem Phrasenheld Dr. Kunoth erfahren muß. Endlich lernt sie die ganze öde Trivialität dieses Parteilebens durchschauen und zugleich die zersetzende Wirkung der socialistischen Idee auf die niederen Volksklassen verachten. Sie wendet sich von dem Überschätzten energisch ab und dem echten, ruhigen und mutigen Manne zu, der ihr Kind gerettet hat — aber der Tod schneidet den Glücksfaden entzwei, ehe er fertig gesponnen. Starke satirische Lichter auf gewisse Zerrbilder der „Moderne" durchspielen die Haupthandlung. — Harmlosere Fäden spinnt Hans Arnold (Babette von Bülow) von ihrem Rocken. Sie hat jene freundliche, heitere Familien-Unterhaltungskunst zu ihrer Domäne erwählt, die es sich angelegen sein läßt, die kleinen alltäglichen Freuden und Leiden des Hauses mit einem Schimmer von Humor und Poesie zu umkleiden und so das Behagen am eigenen Heim und Herd zu stärken. Auch ihr neuer Novellenband **Christel** (Stuttgart, Ad. Bonz; 3 Mk.) bringt außer größeren Erzählungen eine Reihe von Familienbildern, die dieses Urteil bestätigen. Die zierlichen Genrebildchen, die Wilh. Claudius zu den Blättern gezeichnet hat, stehen ihnen gut zu Gesichte.

Eine ganz eigene und besondere Stelle unter den neuen litterarischen Schöpfungen unserer „Namhaften" nimmt Paul Heyses jüngste belletristische Gabe ein. Es ist ein Band **Neuer Märchen** (Berlin, Wilh. Hertz; 5 Mk.), zehn an der Zahl, im Grunde nichts anderes als romantisch gefärbte kleine Novellen, die an ein Märchenmotiv anknüpfen, es aber mit neuem, selbsterfundenem, mehr bewußt künstlerisch als naiv gestaltetem Inhalt füllen. Was diese Erzählungen so wertvoll macht, ist ihre von Natur gegebene harmonische Kürze, der Zauber der „rhythmischen Zeichnung", der — wie das bei jüngeren, länger ausgesponnenen Heysischen Novellen oft nicht der Fall — die toten Stellen in der Zwischenhandlung erspart bleiben. Eins von diesen Märchen, eins der besten, kennen unsere Leser, den „Jungbrunnen" (Januarheft 1899). Daneben entzückt vor allem die „Johannisnacht", die erzählt, wie zwei Seelen sich ihre Herzen von droben zurückholen: die junge Gräfin das ihre von dem zärtlich geliebten Kinde, das jetzt in anderer Hut schlummert; die Bauernmagd von ihrem Hans, der jetzt mit der Ursel durchs Johannisfeuer springt. Man sieht, wie sich hier verschiedene deutsche Märchenmotive, unter anderen auch das vom „Thränenkrüglein", zu neuem poetischen Leben verschmelzen. — Zwei ältere auserlesene

Novellen Heyses, **Die Macht der Stunde** und **Droni**, sind zu einem vornehmen Geschenkbande (Stuttgart, Carl Krabbe; in Leder geb. Mk. 3.50) vereinigt und von Fritz Reiß mit Landschaftsbildern aus Italien und Volkstypen aus Bayern geziert worden, den Schauplätzen dieser beiden Erzählungen, in denen der feine Kenner der Frauenseele Probleme des weiblichen Herzens — dort im Banne der vornehmen Gesellschaft, hier in dem stillen Thale des Landvolkes — mit bekannter Virtuosität in Stoff- und Sprachbehandlung zur tragischen Lösung führt.

Von dieser stillen, in romantischer Einsamkeit blühenden Märchenpoesie bis zu dem modernen Großstadtroman, insbesondere dem Berliner, ist ein weiter Weg. Er ist mit zahllosen Mittelmäßigkeiten gepflastert, über die der Fuß achtlos hinwegschreitet. Aber am Ende der fast endlosen Straße erheben sich ein paar starke Talente, alte und neue, im Vordergrunde Friedrich Spielhagen, der seinen alten Ruhm zäh und stark wie ein lorbeergekrönter Gladiator in immer neuen Schöpfungen verteidigt. Sein neuester Roman **Opfer** (Leipzig, L. Staackmann; geb. 6 Mk.) packt brennende sociale Probleme der Gegenwart an, läßt also seine Kunst zurückkehren auf den Boden ihrer ersten großen Triumphe, wo auch heute noch, wie gleich die Anfangskapitel des neuen Buches zeigen, die starken Wurzeln seiner Kraft ruhen. Das hohe gesellschaftliche Leben Berlins erfährt dabei die gleiche lebenswahre Behandlung wie der nach Befreiung ringende Arbeiterstand — im übrigen kritisiert man in so flüchtiger Übersicht solche Werke nicht; ein schnelles Wort zur Charakteristik, das ist alles, was hier der ausführlicheren Besprechung vorausgeschickt werden soll. — Viel von Spielhagen gelernt hat Max Kretzer, der Verfasser des „Meisters Timpe", der „Epiker der deutschen Moderne". In seiner letzten Periode hat er sichtlich die halb altmodischen, halb hypermodernen Ungereimtheiten seiner Tendenz und Darstellungskunst einheitlicher auszugleichen verstanden und, wie seine neuen Berliner Geschichten **Großstadtmenschen** (Berlin, Fischer und Franke) beweisen, runde, lebenswahre, auch künstlerisch objektiv gehaltene Gestalten aus den zwei Welten des vornehmen Salons wie der heißen Fabrikluft zu schildern gelernt. Wer ihn in seiner Stärke, zugleich aber auch von seiner liebenswürdigsten Seite kennen lernen will, kann das nicht besser als aus dem vorliegenden schmalen Bändchen von anderthalbhundert Seiten. — Mit ihm verglichen, gleitet Fritz Mauthner in seinem Berliner Roman **Kraft** (Dresden, Heinr. Minden. 3. Aufl.; Mk. 3.50), der neben einem eigenartigen, phantasievoll ausgesponnenen Konflikt ein paar prachtvolle, derb realistisch gezeichnete Berliner Volksfiguren aufweist, stark ins Sensationshafte hinüber: Ein junger Rechtsanwalt liebt die Gemahlin eines durch fehlgeschlagene chemische Experimente gräßlich verstümmelten, an den Rollstuhl gebannten ehemaligen Majors. Ein gewissenloser Streber und Erpresser droht mit Verrat. Der Liebhaber schlägt ihn nach einem abendlichen Zusammenstoß auf verschwiegener Flur nieder. Aber sein Gewissen treibt ihn wenigstens, den als Mörder Verdächtigten, einen polnischen Erdarbeiter, vor Gericht zu verteidigen. Damit hofft er sich vor sich selber zu rechtfertigen und die geliebte Frau, deren Gatte sich inzwischen in böser Ahnung getötet hat, mit skrupelloser Kraft zu gewinnen. Aber sie, durch ein Versprechen gebunden, will wohl seine Geliebte, nicht aber seine Gattin werden. Das geht über seine Kraft. Er beschließt, sich zu entdecken und das wertlose Leben wegzuwerfen. Doch es kommt nicht dazu: als des Polen Freisprechung bekannt wird, reichen sich beide die Hand zum Bunde. — Mit derselben dramatischen Keckheit wie Mauthner pflegt auch Hans Land seine Berliner Geschichten vorzutragen. Diesmal ist es eine traurige Berliner Liebesgeschichte, die den unschönen, aber bezeichnenden Titel führt **Und wem sie just passiret** (Berlin, S. Fischer): ein Lebemann, der endlich sein Herz entdeckt, richtet nun willenlos sich und die Geliebte zu Grunde. Wer starke, schnelle Effekte liebt und ein sprudelndes Glas französischen Champagner altem gutem Rheinwein vorzieht, wird hier auf seine Rechnung kommen. — Im Großstadtmilieu spielt auch Carl Thom. Richters stellenweise stark realistisch gefärbte, zum Schluß aber durch eine tragisch-sittliche Sühne versöhnende Geschichte **Magdalena**, deren Heldin ihren Namen nicht umsonst trägt (Stuttgart, Carl Krabbe). H. Schlittgen, der bekannte Zeichner der „Fliegenden Blätter", war für diese wie für die mit ihr vereinigte Geschichte „Großmutter" der berufene moderne Illustrator. — Am Ende dieser Reihe, aber hoch über Mauthner und Land, steht Felix Holländer, der sich aus den Gärungen seiner realistisch-naturalistischen Anfänge längst zu künstlerisch ausgeglicheneren Schöpfungen durchgearbeitet hat. Wenn irgend welche, so verdienen seine beiden jüngsten Romane **Das letzte Glück** und **Erlösung** (Berlin, S. Fischer) eine eingehendere Besprechung zu ruhigerer Zeit. So viel aber darf schon hier gesagt werden, daß er zu den interessantesten und tüchtigsten Erscheinungen unserer jüngeren Romanschriftsteller gehört. Rührend und ergreifend, von einem verklärenden Schimmer wehmutsvoller Poesie umhaucht, ist in dem ersten Roman das letzte, unter Tod und Thränen versiegende Glück zweier durch die Satzungen der Welt getrennter, durch den Spruch des Herzens vereinigter Menschenseelen mit einfacher, aber desto feinerer und tieferer psychologischer Kunst geschildert, während die zweite Erzählung, reicher und gemütvoller ausgebaut, durch Glück und Leid, Sichfinden und Sichverlieren zwei Kinderseelen begleitet, bis aus dem Mädchen eine tiefunglückliche Frau wird, die sich erst qualvoll zur inneren und äußeren Freiheit durchringt. Hier ist echtes Leben mit realistischer Kraft unverkünstelt wahr und doch erhebend idealistisch gestaltet.

Eine Sammlung echter Haus- und Familienbücher, in deren Gehege sich nicht ein

einziger Band befindet, der nicht eine durchaus gesunde und erquickliche Lektüre böte, hat der Leipziger Verlag von Friedr. Wilh. Grunow zusammengestellt. Wenn irgend welche, so gehören diese Bücher in den weihnachtlichen Festkreis; sie haben jenen tüchtigen Kern und jene Weihe des Gemütes in sich, die auf den unverdorbenen Geschmack des gutbürgerlichen deutschen Hauses noch immer ihren vollen Zauber ausüben und alt und jung gleichermaßen erfreuen. Mit Freuden wird man besonders die neue aus dem Boden der Heimat geschöpfte Erzählung **Der Erbe** (geb. 6 Mk.) von Charlotte Niese begrüßen, jener Holsteinerin, die in den Erinnerungen „Aus dänischer Zeit" mit so köstlicher, genrehafter Behaglichkeit heitere und traurige Charakterbilder aus der Vergangenheit der meerumschlungenen Zwillingsländer entworfen und in kleinmalerischer, idyllischer Gemüts- und Stimmungspoesie mit ihrem Landsmann Storm gewetteifert hat. Ihre Stärke ist, wie sich auch hier wieder zeigt, nicht sowohl die romanhafte Führung einer großen, spannenden Handlung, als vielmehr die Auflösung des Wockens in zartausgesponnene Einzelfäden, die sie dann noch dazu mit einem lieben, heiteren Humor zu vergolden liebt. — In den gleichen Stimmungskreis gehört der Kieler Timm Kröger, der für seine dichterischen Anfänge sich noch der aufmunternden Anerkennung Theodor Storms erfreuen durfte. Wie er uns vor zwei Jahren in seiner „Wohnung des Glücks" Landschafts- und Menschenbilder gab, die ganz in Duft und Farbe seiner Heimat getaucht waren und für den doch eigentlich ergriffenen Romanstoff nur die rechte straffe Komposition vermissen ließen, wie er dann bald darauf in der Novelle „Schuld?" neben der unverminderten Stimmungskunst auch die Gestaltungskraft für Charaktere und Ideen gefunden hatte, so entzückt uns auch seine jüngste Skizzen- und Novellensammlung **Heinz Wieck und andere Geschichten** (geb. 4 Mk.) durch die halb lachende, halb weinende, schwermütig-sonnige Heimatspoesie, die darin atmet, im Verein mit einer phantasievollen Gestaltenfreude. Freilich wollen auch hier die kostbarsten Perlen dieser bescheidenen Kunst von einem verwandten, liebevoll sich hingebenden Gemüt erst aus der Tiefe hervorgeholt werden. — Freundlicher, sinniger und einschmeichelnder erzählt Luise Glaß, längst als gediegene Jugendschriftstellerin bekannt, ihre unterhaltsamen Kleinstadtgeschichten **Der goldene Engel und Kleine Geschichten** (geb. 5 Mk.), beweglicher und kraftvoller weiß Max Grad (wohl auch eine Dame?) im **Lattenhofer Sepp** (geb. 5 Mk.), einer manchmal dramatisch bewegten Glaubens- und Gewissensgeschichte eines jungen Geistlichen, seine süddeutschen, bodenwüchsigen Volkscharaktere zu zeichnen. — Zwei Erzählungen — **Fortunatus Laatschy** und **Dina** (geb. 4 Mk.) — hat Eduard Dupré zu einem stattlichen Bande vereinigt: die erste eine reizvoll verschlungene oberelsässische Geschichte aus dem Anfang der neuen Zeit, in der ein tapferer Lebensmut blüht; die zweite eine unkriegerische Geschichte aus dem großen Kriegsjahr 1870, als Zeit- und Stimmungsbild noch wertvoller denn als Roman. — Diesen deutschen Werken reihen sich die Bücher zweier nordischer Erzähler an. Von Sophus Bauditz, dem Verfasser der erfolgreichen „Wildmoorprinzeß", liegen **Spuren im Schnee** (geb. 4 Mk.) und andere Erzählungen, darunter auch zwei stimmungsvolle Weihnachtsgeschichten, vor, von K. G. Bröndsted ein Roman: **Der Vorreturm** (geb. 7 Mk.). Alle diese Grunowschen Verlagserscheinungen, deren gutes, reines Deutsch sprichwörtlich ist, zeichnen sich durch vortreffliches Papier, durch ein gefälliges, schlankes Oktavformat, dauerhaften, aber geschmackvollen Einband und durch eine dem Auge äußerst wohlthuende charaktervolle Frakturschrift mit einem leisen altertümlichen Anhauch aus.

Für Freunde ausländischer Romanlitteratur verweisen wir hier endlich auf folgende Werke: Von Rudyard Kipling, dessen ausführliche litterarische Würdigung unsere Leser im Juliheft unserer Zeitschrift finden, ist in guter deutscher Übersetzung — soweit von „gut übersetzen" bei diesem seinen eigensten, unnachahmlichen Stil schreibenden Dichter überhaupt die Rede sein kann — das **Neue Dschungelbuch** (Berlin, „Vita" Deutsches Verlagshaus; geb. 5 Mk.) mit den Originalzeichnungen von Lockwood Kipling und sämtlichen Gedichten sowie einer Einleitung von Ernst Heilborn erschienen. Des „Urweltwanderers" Mogli Erlebnisse aus dem ersten Dschungelbuche werden in diesem neuen gleich phantastisch und poesievoll fortgeführt. — Einen ganzen und echten, bisher weniger bekannten Andersen empfangen wir in der rührenden, vom Märchenzauber umsponnenen Kindergeschichte **Der Glückspeter**, die Friedrich Ramhorst in feingeschliffener Übersetzung bei uns einführt (Berlin, Fischer u. Franke; fein geb. 4 Mk.). — Aus dem Ungarischen bietet uns derselbe Verlag eine Erzählung von Koloman Mikszáth: **St. Peters Regenschirm**, ein humoristisch-satirisches Genre- und Sittenbild aus dem bäuerlichen Kleinleben seiner Heimat voller Laune und Originalität. — Russische Geschichten und Satiren aus der neuzeitlichen Litteratur des Zarenreiches stellt W. Henckel in der dreibändigen, mit Einleitungen und Bildnissen versehenen Sammlung **Sbornick** (Berlin, Joh. Räde; je 1,50 Mk.) zusammen. Außer Tolstoj und Garschin ist namentlich reichhaltig der Satiriker Saltykow-Schtschedrin vertreten, den unsere Leser aus mehreren Übersetzungen von Ilse Frapan (August und Dezember 1898) kennen. — Eine überraschende litterarische Entdeckung kommt aus Polen. Dem polnisch schreibenden Litauer Heinrich Sienkiewicz ist es endlich gelungen, die Abneigung seiner Landsleute gegen die einheimische Litteratur zu besiegen und zugleich durch seine Romane auch das berechtigte Interesse und Aufsehen des Auslandes hervorzurufen. Es verdient deshalb allen Dank, daß uns die Verlagsanstalt Benziger u. Co. (Einsiedeln) in zwei stattlichen, gediegen ausgestatteten Bänden mit zwei hervorragenden

Romanschöpfungen dieses Dichters bekannt macht: ein umfassendes Bild der modernen polnischen Gesellschaft voller Leben und dramatischer Bewegung, durchspielt von reichen humoristischen Lichtern, erhalten wir in der **Familie Polaniecki**, einen historischen Roman aus der Zeit der neronischen Christenverfolgung in **Quo vadis?**, einer Dichtung von hoher poetischer Anschauung, die wir schon aus der Kollektion Hartleben kannten, die aber nun, in diesem viel würdigeren Gewande, bedeutend reiner und schöner wirkt. Beide Werke sind von E. und R. Ettlinger leidlich gut übersetzt, das erste ist mit einem Bildnis des Verfassers und einer klar und anschaulich charakterisierenden Einleitung von Karl Muth versehen, das zweite mit Karten, Ansichten, Plänen und siebzehn zweifarbig gedruckten Original-Illustrationen von Alex. Rothang geschmückt. — Von Gabriele d'Annunzio, Italiens gegenwärtig bedeutendstem Romanschriftsteller, der feurigen italienischen Geist mit französischem Raffinement zu verbinden weiß, liegt (in deutscher Übersetzung von M. Gagliardi) **Der Triumph des Todes** vor (Berlin, S. Fischer), ein starker Band, eins der interessantesten Dokumente der modernen Seele, die wir haben, nach dem Vorbilde Bourgets mit allerlei subjektiven Exkursionen über Fragen des modernen Lebens und Fühlens gefüllt, aber doch auch fesselnde Gestalten voller Individualität und mit einem sprühenden Innenleben vorführend.

Für die Jugendschriftenlitteratur bleiben noch einige hübsche neue Erscheinungen nachzutragen. Kleine Kindergeschichten aus dem Landleben mit pädagogischer Moral in Reimen, mit farbenfrohen Bildern, wie die Kleinen sie lieben, bringt Amalie Röber in **Großmütterchens Bilderbuch** (Oldesloe, L. H. Meyer; 2,50 Mk.); mit **Märchen**, gleichfalls illustriert, die glücklich ihre eigene Mittelstraße wandeln zwischen der Naivität der Grimmschen und dem Tiefsinn der Andersenschen, beschert den Größeren im Alter von acht bis vierzehn Jahren E. E. Ries (München, C. H. Beck) eine Gabe, an deren fröhlicher Phantasie und gesundem Gefühl man seine volle Freude haben darf. Belehrenden Inhalts sind die kleinen Erzählungen und Gespräche aus der Natur, die A. Friedrich unter dem Titel **Kinderwelt** aus dem Englischen frei bearbeitet und auf deutsche Verhältnisse übertragen hat (Berlin, S. Rosenbaum). Besonders rühmend dürfen hervorgehoben werden „Die sparsamen Eichhörnchen", „Die Geschichte einer Ameise", „Das Leben eines Schmetterlings", „Die schöne Raupe", „Wie die Bohnen wachsen", „Die Geschichte eines Samenkorns", weil hier die Kleinen in reizender poetischer Form zu selbständigen Naturbeobachtungen angeleitet werden. Text wie Bilder (zwölf Tier- und Pflanzenzeichnungen von Bridgman) scheinen uns auch noch für reifere Jahre, als der Verfasser bescheidentlich meint (vier bis acht Jahre), von Wert zu sein. — Mit lautem Jubel werden in der Kinderstube die „Illustrierten Taschenbücher" begrüßt werden, von der die Deutsche Verlagsgesellschaft Union (Stuttgart) gleich eine ganze Serie herausgegeben hat. Da ist zunächst das **Jugendtheater**, eine durch zahlreiche Abbildungen erläuterte Anleitung zum Bau und Betrieb eines Puppentheaters, das ja auch noch hundertfünfzig Jahre nach Goethes Kindheit im Paradiese der Jugendträume eine der ersten Rollen spielt. Nach gleichem Plane, nur schon ein gut Teil ernster angelegt ist die **Liebhaberphotographie**, ein praktisches Hilfsbuch, das ebenfalls mit vielen Abbildungen geschmückt ist. Ein drittes reich illustriertes Büchlein giebt Anleitung zur Einrichtung und Pflege des **Aquariums und Terrariums**, während ein viertes sich dem gestirnten Himmel zuwendet und in einer **Kleinen Sternkunde** alles Nötige an Hilfsmitteln, Litteratur und mathematischen Formeln an die Hand giebt. Ein praktischer Berater für die künftige Berufswahl des Jungen liegt in dem Büchlein **Armee und Marine** vor: hier findet man — gleichfalls durch Abbildungen erläutert — allerlei Winke für den Dienst im Heere und der Marine, für die Berufsoffiziere im engeren Sinne, aber auch für die Sanitätsoffiziere, Roßärzte, Zahlmeister u. s. w., über Anstellungsbedingungen, Besoldung, Ausrüstung, Verwendung, Beförderung. — Eine reichhaltige Sammlung unterhaltender und belehrender physikalischer Spielereien, in denen aber meistens ernster Sinn steckt, finden unsere reiferen Knaben — und auch wohl Mädchen — in den **Kolumbuseiern** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), zwei in sich abgeschlossenen, mannigfaltig illustrierten Bänden (je 4 Mk.), die die jungen Geister in frischem Plauderton und doch mit einer gewissen Gründlichkeit „ins Innere der Natur" sehen lassen und sie zugleich unterweisen, wie sie, belehrend und unterhaltend zugleich, dem staunenden Familien- und Freundeskreise ohne viele Apparate und doch wirkungsvoll die Erscheinungen der uns umgebenden Naturgesetze klar machen können. — Eine schier unerschöpfliche Menge unterhaltenden und belehrenden Stoffes bietet der Jugend, vornehmlich der weiblichen, aber auch Knaben im Alter von vier bis sechzehn Jahren, das mit etwa vierhundert Abbildungen versehene **Buch der Jugendspiele und -beschäftigungen**, herausgegeben von Felix Moser (Wien, A. Hartleben; geb. in Original-Farbendruck-Einband 6 Mk.). Es enthält alle möglichen Liebhaberkünste und Dilettantenarbeiten, die sich mit Pinsel und Brennstift, mit Laubsäge und Schnitzmesser, mit Grabierstichel und Modelliereisen, mit Feder und Finger herstellen lassen. Auch Sport und Spiel sind gebührend berücksichtigt. — Mit besonders gewähltem Geschmack und vielen reizenden Überraschungen an Unterhaltungsspielen, Liebhaberkünsten, Erzählungen, Belustigungen, Gedichten rc. ist in diesem Jahre als auserlesene Festgabe für junge Mädchen **Der Jugendgarten** (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft) bestellt worden. Über zweihundert ein- und mehrfarbige Illustrationen, darunter namentlich Volkstrachten und modernes Kunstgewerbe sehr schön vertreten sind, zieren das nun schon zum vierundzwanzigsten Male

wiederkehrende Jahrbuch. Unter den Mitarbeiterinnen fällt besonders **Luise Glaß** durch gute Laune und heiteren Lebensmut auf. Ihrer Feder verdanken die Backfischchen ferner auch die längere, zusammenhängende Erzählung **Das Montagskränzchen** (3. Aufl., Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft), die mit vielem Humor die großen Freuden und kleinen Leiden dieses poesievollen Alters schildert und in ihren Kapiteln zugleich eine reiche Fracht unterhaltenden Stoffes für Gesellschaftsspiele, Festaufführungen und dergleichen mit sich führt. Als Gegenstück dazu für die reifere Knabenwelt erscheint Karl Mays exotische Erzählung **Der schwarze Mustang** (4. Aufl., Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft). Beide Bücher sind mit flotten Genrebildern sehr lebendig illustriert. — Ein alter lieber Bekannter, neu für die Jugend bearbeitet von Peter Schlicht und mit sieben prächtigen Farbendruckbildern geschmückt, schwingt auch dieses Jahr Coopers **Der letzte Mohikaner** wieder seine Streitaxt (Leipzig, Otto Spamer; solid geb. 2 Mk.). Ferner erschien im gleichen Verlage **Die Schatzinsel** (in buntem Originaleinband 3 Mk.), eine Erzählung von Robert Louis Stevenson, die die jugendliche Phantasie aufs weite blaue Weltmeer, auf einsame Inseln und in ferne Wunderländer führt, ihren kühnen Helden mit Freibeutern, Wilden und furchtbaren Ungeheuern kämpfen läßt, bis er in den rettenden Hafen einläuft. Hier sind die zahlreichen Farbenbilder nach Aquarellen von W. Zweigle besonders fein und malerisch ausgefallen. Überboten werden sie vielleicht nur von dem halben Dutzend echt künstlerisch ausgeführter Bilder, die Willi Stöwer, der bekannte Marinemaler, zu der neuen Ausgabe und Bearbeitung von **Seekadett Jack Freimut** von Kapitän Marryat (Leipzig, Otto Spamer; 2 Mk.) beigesteuert hat. — Mit zwei neuen Bändchen kehrt der alte, immer gern gesehene W. O. von Horn in der Kinderstube ein (Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft; geb. je 80 Pfg.): in dem einen erzählt er **Leben und Thaten Zietens** und den **Brand von Moskau**, in dem anderen führt er uns in die Zeit Katharinas II. von Rußland (**Der Herr ist mein Schild**) und die Lebensgeschichte des **Admirals de Ruiter**. Dort hat W. Zweigle, hier R. Mahn je sechs historische Bilder dazu gezeichnet. Die Bändchen gehören zu der bekannten „Universalbibliothek für die Jugend“.

Damit sei der Kinderstube genug gethan; zwei weitere Bücher führen uns schon wieder auf jenes Grenzgebiet, wo „Jung und Alt“ eine Einheit wird. So erzählt A. Becker in einem sehr stattlich auftretenden und ansprechend ausgestatteten Buche **Auf der Wildbahn** (Berlin, Trowitzsch u. Sohn; geb. 7 Mk.) nach eigenen Erlebnissen in frischfröhlichem Weidmannston allerlei Ferienabenteuer in deutschen Jagdgründen. Eine Fülle von humorgewürzten Anekdoten, Jagdgeschichten, Wanderungen, Naturbeobachtungen — auch wohl etwas Jägerlatein ist darunter — weckt hier in dem Leser jenes gesunde Frohgefühl, das nun mal mit dem deutschen Walde für alle jugendlich und kräftig empfindenden Gemüter Gott sei Dank ohne weiteres gegeben ist. Professor Woldemar Friedrich hat dies lebens- und kraftstrotzende echte Jugendbuch mit einer langen Reihe weidgerechter Abbildungen geschmückt. — Ein vaterländisches Werk legt uns der Berliner Verlag von Martin Oldenbourg auf den Tisch. In einem vornehmen und gediegen ausgestatteten Bande finden wir hier die Geschichte der **Hohenzollern** in Bild und Wort dargestellt. Den Text, ein Muster von präziser, schlichter Klarheit und eindringlicher Wärme, hat Richard Sternfeld, Professor der Geschichte an der Berliner Universität, geschrieben; die Bilder, durchweg Originale, sind nach Aquarellen von Carl Röhling in der Kunstanstalt von G. Bürenstein u. Co. hergestellt. Sie halten eine glückliche Mitte zwischen historischer Treue und freier, genrehaft lebendig ausgestaltender Erfindung. Das Werk sei für die reifere Jugend sowie für den Familientisch aufs wärmste empfohlen!

Für Freunde der vaterländischen Geschichte bieten sich auch sonst noch eine Reihe von neuen, empfehlenswerten Werken dar. Auch hier seien zunächst nur die besten und gehaltvollsten herausgegriffen. Eine umfassende Darstellung der kulturgeschichtlichen und politischen Entwickelung des **Deutschen Vaterlandes im neunzehnten Jahrhundert** (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt; 725 S., Originaleinband, mit sechs historischen Karten) empfangen wir vom Generalmajor z. D. Dr. Albert Pfister, einem Enkel des als Verfasser der „Geschichte der Teutschen“ rühmlichst bekannten Joh. Chr. Pfister. Seinem Andenken ist das Werk gewidmet, und das mit Recht, denn es ist aus derselben warmherzigen tapferen Deutschgesinnung herausgeschrieben, die schon jenen vaterländischen Schriftsteller so charaktervoll auszeichnete und ihn schon 1829 als Motto das tapfere Wort finden ließ: „Der deutsche Geschichtschreiber muß selber ganz deutsch sein.“ Schöner und gründlicher als in der Pfisterschen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts ist dieser Grundsatz kaum schon durchgeführt worden; vor allem schätzen wir an dem Werke jene glückliche Vereinigung von diplomatischer und Kulturgeschichte hoch, die man heutzutage sonst so selten findet, und — wunderbar mit ihr verquickt und versöhnt — zugleich die aristokratische Begeisterung für die großen Persönlichkeiten in unserer vaterländischen Geschichte, allen anderen voran für Bismarck und sein erhabenes Werk. Als ein echt deutsches Haus- und Erbbuch, das das heilige Feuer vaterländischen Ehrgefühls, vaterländischen Stolzes und vaterländischer Begeisterung auf unserem Herd zu erhalten berufen ist, sei das Werk aufs Wärmste empfohlen. — Eine vortreffliche geographisch-geologische Ergänzung zu dem eben besprochenen geschichtlichen Werke bildet Prof. Dr. J. Kutzens von demselben vaterländischem Geiste getragenes, altbekanntes Buch **Das deutsche Land** (Breslau, Ferd. Hirt; 600 S., geb. Mk. 12,50), dessen vierte, gänzlich umgearbeitete,

mit den neuesten geologischen Forschungsergebnissen in Einklang gebrachte Auflage Dr. Vikt. Steinecke, ein Schüler Kirchhoffs, mit der ganzen Gründlichkeit und Exaktheit dieser mustergültigen Schule besorgt hat. Aber auch in der neuen wissenschaftlichen Bearbeitung ist zum Glück kein trockenes Lehrbuch entstanden, sondern vielmehr eine in lebendigen, malerischen Farben ausgeführte Beschreibung und Schilderung der deutschen Gaue, der man unter reichem ästhetischem Genuß und fast müheloser, jedenfalls höchst anregender Belehrung wie ein schönheitsfroher Wanderer immer gern und freudig folgt. Neben eingehenden geologischen Schilderungen entwirft der Text besonders anschaulich alle Landschaftsbilder, verfolgt die Entwickelung der einzelnen Gebiete in Bezug auf Gewerbthätigkeit, Heer- und Handelsstraßen, Verkehr und Siedelungen. Auch der heute als so wichtig erkannten Wechselbeziehung zwischen dem deutschen Volke und seinem Boden, der Landeskultur und dem deutschen Volkstum ist ein weites Feld gewidmet. Zur Erleichterung des Verständnisses und zur nachhaltigeren Veranschaulichung hat die Verlagshandlung dem Werke nicht weniger als 125 Abbildungen, Karten und Tafeln in Schwarz- und Buntdruck beigefügt, unter denen durch künstlerische Behandlung namentlich vier große Landschaftsaquarelle Heubners hervorragen.

Ein neues vielversprechendes Unternehmen eröffnet Georg Steinhausen im Verein mit der Leipziger Verlagshandlung von Eugen Diederichs mit den **Monographien zur deutschen Kulturgeschichte**, die dem deutschen Volke die Kenntnis seiner früheren Kulturverhältnisse durch Wort und Bild vermitteln und dadurch deutsches Volkstum und nationale Eigenart stärken sollen. Ein Material von über fünftausend authentischen Illustrationen ist dazu systematisch durch den Verleger aus ganz Deutschland zusammengetragen und nach kulturgeschichtlichen und künstlerischen Gesichtspunkten ausgewählt, so daß in diesen Veröffentlichungen die besten Holzschnitte und Kupferstiche unserer alten Meister, die so lange in den Mappen und Schränken unserer Bibliotheken, Museen und Archive verborgen waren, nun als beredte Zeugen einer kraftvollen, lebenstrotzenden Zeit ihre fröhliche Auferstehung feiern werden. Denn nicht etwa bloß für Gelehrte oder Geschichtsliebhaber sind die „Monographien" bestimmt, sondern für jeden, der noch Freude empfinden kann an unserem vaterländischen Sein und Werden. Diese Darstellungen sollen wieder in der dichterischen und gerade deshalb echt volkstümlichen Tonart zu der Allgemeinheit unserer Gebildeten sprechen, wie einst vor vierzig Jahren und nachhallend noch heute Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit", mit denen sie als Hauptsache auch das Streben gemeinsam haben, den Geschlechter- und Standesstolz wieder zu erhöhen. Einem jeden unserer wichtigeren Stände wird eine besondere, reich aus den alten Quellen illustrierte Sonderdarstellung zu teil werden; daneben aber werden allgemeiner gehaltene „Sitten- und Zeitbilder" einhergehen. Zunächst sind von Ständen, Berufen und Volksgruppen vorgesehen: Arzt, Bauer, Buchhändler und Buchdrucker, Geistlicher, Gelehrter, Handwerker, Jäger und Fischer, Kaufmann, Künstler, Lehrer, Richter und andere. Erschienen ist schon **Der Soldat in der deutschen Vergangenheit** von dem Magdeburger Archivar Dr. Georg Liebe (brosch. 4 Mk., geb. Mk. 5,50), eine nach den Quellen gearbeitete, aber in anschaulichen, frischen Kultur- und Zeitbildern allgemein anregend gestaltete Darstellung des deutschen Kriegs- und Soldatentums vom fünfzehnten bis zum ausgehenden achtzehnten Jahrhundert. Ausstattung, Papier, Schriftart, Format und Druck ist dem Charakter des Mittelalters angepaßt, dessen künstlerisch durchgebildete Druckgrundsätze hier in modernen Formen weiterentwickelt werden. 183 Abbildungen und Beilagen nach den alten zeitgenössischen Originalen, allesamt in Zinkätzung faksimiliert wiedergegeben, wodurch die eigentümliche Schönheit der Vorlage festgehalten wird, darunter Blätter nach Baldung, Beham, Burgkmair, Dürer, Holbein, Schauffelin, Schongauer und anderen, liefern zu dem Text die interessanteste Bildergalerie, die für die Geschichte des deutschen Soldatenwesens zu denken. Als zweiter Band geht uns in letzter Stunde zu: **Der Kaufmann in der deutschen Vergangenheit** von G. Steinhausen.

Aus der deutschen Vergangenheit in die letzten großen Ruhmestage geleiten Carl Bleibtreus Schlachtenschilderungen aus dem deutsch-französischen Kriege. Seinem Dies irae (Stuttgart, Carl Krabbe; 31. bis 35. Tausend, illustriert von Rob. Haug; 1 Mk.), der die Kämpfe um Sedan aus dem französischen Lager heraus, nach den Erinnerungen eines Adjutanten des Generals Wimpffen, mit Zolaschen Wirklichkeitsfarben schildert, ist inzwischen das dichterische Schlachtengemälde **Gravelotte** (Stuttgart, Carl Krabbe; illustriert von Chr. Speyer; 1 Mk.) in neuer, verbesserter und vermehrter Auflage gefolgt: neue Scenen sind hier eingeflochten, Ergänzungen und Berichtigungen angebracht, insbesondere aber ist der Kampf der Division Cissey malerisch ausgeführt, die Schilderung der Reiterschlacht bei Mars la Tour mit vielen neuen Einzelheiten ausgestattet und der Kampf um Amanvillers neu bearbeitet worden. Viele hochdramatische Scenen helfen so das bewegte Bild noch lebendiger und farbensprühender machen. Eine Reihe taktischer Anmerkungen zum Schluß wenden sich an den militärischen Fachmann. Umfangreicher noch sind in einem weiteren, stärkeren Bändchen die Kämpfe um **Paris** (Stuttgart, Carl Krabbe; illustriert von Chr. Speyer; 2 Mk.) geschildert, wobei den bisher weniger bekannten Zuständen auf französischer Seite besondere Aufmerksamkeit gewidmet wird. Trochu und Ducrot treten — dank der poetischen Licenz — überall redend in dramatisch wirkungsvoll gestalteten Scenen auf, auch Boissenet, Boulanger und Miribel huschen über den Schauplatz. Wieviel hier die Phantasie aus sich selber gesponnen, wieviel sich historisch halten und rechtfertigen läßt,

ist freilich eine andere Frage, die nur sachmännische **Kritik** entscheiden könnte. — Eine Ergänzung zu der ergreifenden „Fröschweiler Chronik" des Pfarrers Klein liefert dessen Schwester Katharina Klein in ihren **Fröschweiler Erinnerungen** (München, C. H. Beck; 2. Aufl.). Die Verfasserin, in der Kriegszeit eng mit dem Pfarrhause verbunden, schildert hier ihre besonderen Erlebnisse mit einer Anschaulichkeit und Frische, die von den Eindrücken jener Tage beredtes Zeugnis geben, zugleich aber mit einer so liebevollen Anteilnahme und Wärme für alle kleinen Ereignisse und Verhältnisse ihrer Umgebung, daß uns die geschilderten Personen und Orte vertraut werden, als wären wir selbst beteiligt. Die mehr novellistischen „Erinnerungen" der Schwester sind friedlicherer und weiblicherer Natur als die grandiose „Chronik" des Bruders; aber der innere Gehalt an Gemüt und tapferer Frömmigkeit ist gleich tüchtig und wertvoll. — Ein militärisch-unterhaltendes Prachtwerk, **Krieg und Frieden**, geschrieben von Carl Tanera, illustriert von Ernst Zimmer, beginnt soeben in Lieferungen (vollständig in fünfundzwanzig Lieferungen zu je 50 Pf. Berlin, Rich. Eckstein Nachfolger) zu erscheinen. Die erste enthält mit der gewohnten meisterhaften Plauderkunst des Verfassers erzählte Feldzugserinnerungen von 1870/71 teils heiterer, teils ernster Natur; die farbigen Vollbilder wie die flotten Textillustrationen haben in Erfindung und Linienführung die rechte Keckheit und Schneidigkeit. Beim Erscheinen neuer Lieferungen werden wir auf das Werk zurückgreifen.

Seite an Seite mit dem deutschen Kriegsruhm zu Lande marschiert jetzt längst der überseeische Forscher- und Eroberermut, aus dessen reicher Geschichte uns Dr. Ludw. Gäbler in seinem jetzt schon in vierter Auflage erschienenen, der reiferen deutschen Jugend, aber auch den Erwachsenen bescherten Werk, eines der fesselndsten biographischen Kapitel darstellt: **Heroen der Afrikaforschung** (Leipzig, O. R. Reisland; 500 Seiten). Der Verfasser läßt die Forscher im wesentlichen selbst das Wort führen, indem er ihre Reisewerke benutzt, spinnt aber bei Unterbrechungen den Faden selbständig fort und giebt zwischen den Zeilen und am Schlusse erläuternde Erklärungen. Das erste Kapitel (Erforschung des Nilgebietes) führt J. Hanning Speke, Samuel Baker und G. Schweinfurth vor; das zweite (Sahara und Sudan) gilt dem deutschen Kleeblatt Barth, Rohlfs und Nachtigal; das dritte (Süd- und Centralafrika) schildert Livingstones, Stanleys und Wißmanns kühne Züge. Ein Anhang endlich, „Slatin Pascha", entwirft in außerordentlich lebhaften Farben ein Bild der jüngsten Ereignisse im Sudan, im Reiche des Mahdi, gewährt also einen kulturgeschichtlich besonders wichtigen Einblick in den neuesten Ansturm des Islam gegen die europäische Gesittung. Reicher, mannigfaltiger Bilderschmuck begleitet jeden einzelnen Abschnitt.

Ein ganzes kleines Archiv geschichtlicher Memoirenlitteratur bringt die Verlagshandlung von H. Schmidt u. C. Günther (Leipzig) auf den Büchermarkt. Da sind zunächst die **Memoiren Napoleons I.**, nämlich das **Tagebuch von St. Helena**, geführt von Las Cases, deutsch bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein (zwei Bände; geb. je Mk. 5.60), Denkwürdigkeiten, die in verkürzter Form alle intimen Aufzeichnungen des Korsen während seines achtzehnmonatigen Aufenthaltes auf der Verbannungsinsel aufzeichnen, vielfach nach dem eigenen Diktat des Kaisers. — Das Leben des einzigen Sohnes Napoleons, des Herzogs von Reichstadt und **Königs von Rom**, nach dem historischen Roman Ch. Laurents (geb. Mk. 5.60) hat derselbe Übersetzer ins Deutsche übertragen: von Mailand aus wird der Versuch unternommen, den „Gefangenen des Herrn von Metternich in Schönbrunn" zu befreien, um ihn nach Frankreich zu führen und die Herrschaft der Bourbonen zu stürzen — das das äußere Gerippe der effektvoll vorgetragenen Handlung: um herum sind hunderterlei bunte Gestalten und Zeitereignisse gruppiert, die vereint ein buntes, anziehendes Gemälde liefern. — Weitaus das interessanteste Buch dieser Litteratur sind aber zweifellos **Die Memoiren der Gräfin Potocka** (1794 bis 1820), veröffentlicht von Casimir Stryenski, nach der sechsten französischen Auflage gewandt übersetzt und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein (eleg. geb. 10 Mk.). Der Großoheim der schöngeistigen Verfasserin war Stanislaus Poniatowski, der letzte König von Polen — das wird genügen, um anzudeuten, welche Kreise ihre in der Darstellung der Personen und Zeitverhältnisse übrigens meisterhaften Aufzeichnungen berühren. Nirgend ein toter Punkt; überall sprühendes, prickelndes Leben, manchmal voll tragischer Größe und Hoheit, öfter noch voll grotesker, tragikomischer Lächerlichkeit, die aber nur um so amüsanter wirkt. Warschau, Wien und Paris sind die Schauplätze, Alexander I., Napoleon, Marie Luise, Murat, Davoust, Pauline Borghese, der Fürst von Ligne, König Jérôme nur ein paar von den berühmten historischen Persönlichkeiten, die kaleidoskopisch an uns vorüberwirbeln. Das Buch gehört in die vorderste Reihe der Memoirenlitteratur, neben die Aufzeichnungen einer Markgräfin von Bayreuth, einer Maria Baktschirschew, vielleicht aber auch einer Gräfin Courtot. —

Hinter der Welt- will auch die Litteraturgeschichte nicht zurückbleiben. Auch sie wartet mit einer stattlichen Zahl von neuen Biographien und Denkwürdigkeiten auf, von denen hier vorläufig nur die wichtigsten und genußreichsten, und auch diese nur im Fluge, aufgeführt werden können. Die erste gilt der Prophetin der jüngeren Romantik, einem der größten weiblichen Anregungstalente, dem empfindlichsten und beweglichsten Seelenspiegel, in dem sich die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts litterarisch beschaut haben: **Rahel Varnhagen** (Stuttgart, Greiner u. Pfeiffer). Ihr hat soeben Otto Berdrow ein in weitestem Rahmen angelegtes

Lebens- und Zeitbild gewidmet, das diese Frau, die namentlich für den Berliner Salon zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts von so beispielloser Bedeutung ist, aus dem Wust verworrener, allzu gehäufter Litteratur neu und frisch wie eine noch Lebende erstehen läßt. Hier ist die erste zusammenhängende, ordnende und sichtende Biographie — ein Bild, das hundert andere Porträts der Zeit mit in sich schließt, ein Schatzkästlein namentlich für unsere gebildete Frauenwelt wie für alle Litteraturfreunde, zumal da die Verlagshandlung das Buch mit zwölf herrlichen Bildnissen ausgestattet hat. — In zweiter, veränderter Auflage ist soeben, rechtzeitig vor dem Feste, auch Erich Schmidts **Lessing** erschienen (zwei Bände; Berlin, Weidmannsche Buchhandlung), die monumentale Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, die das Wunder zuwege gebracht hat, die wuchtende Erntefülle einer mit jahrelangem Fleiße betriebenen gelehrten Forschung in eine Form zu gießen, die rein, klar, gefällig und künstlerisch wirkt wie das entzückende Ebenmaß eines plastischen Bildwerks. Wir gedenken dem Werke in einem unserer nächsten Hefte einen besonderen Aufsatz zu widmen. — Eine neue, handliche **Goethe-Biographie** eröffnet die Serie von litterarhistorischen Monographien, die die Verlagshandlung von E. A. Seemann (Leipzig) im Verein mit der Gesellschaft für graphische Industrie herauszugeben beginnt. Sie stammt aus der Feder Georg Witkowskis, des Mitherausgebers der Weimarer Sophienausgabe, und hält in der frischen, allseitig belebten Darstellungsart sowie der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit den Vergleich mit der in demselben Verlage erschienenen Heinemannschen wohl aus; auch die vorzüglichen, durchweg authentischen Bilder erinnern an sie, ohne sich auf die gleichen zu beschränken. Nur — was das Wesentliche und in vielen Fällen ja Ausschlaggebende — der Preis (eleg. karton. 3 Mk.) ist ein bedeutend niedrigerer. — Als zweite Nummer dieses Unternehmens, seine andere Seite kennzeichnend und vertretend, ist gleichzeitig erschienen: **Das Wiener Burgtheater** von Dr. Rudolf Lothar (derselbe Preis), ein gleichfalls ungemein reichhaltiges, mit nur neuem Bilderschmuck (Porträts, Rollenbilder, Karikaturen, Dekorationen, Theaterzettel u. s. w.) illustriertes Werk, das aus einem umfangreichen, meistens hier zum erstenmal benutzten Quellenmaterial die wechselvollen Schicksale der Wiener Burg darstellt. Allen Freunden des Theaters wird das Buch zu einer reichen Quelle des Genusses und der Anregung werden. — Als einer der Erfolgreichsten und Gefeiertsten hat an der Wiener Burg zweiundvierzig Jahre hindurch **Ludwig Gabillon** gewirkt, der unübertreffliche Schöpfer der gewaltigen Hagen-Rolle in Hebbels Nibelungen. Ihm hat nun Helene Bettelheim-Gabillon in einer aus seinen Tagebüchern und sonstigen Aufzeichnungen schöpfenden Biographie ein litterarisches Denkmal gesetzt, das das Muster eines kernigen, launigen und doch im Grunde tiefernsten Künstlerbuches genannt werden muß (Wien, A. Hartleben; geb. Mk. 7.20). Gabillons mecklenburgische Heimat, seine romantischen Wanderjahre, seine Abenteuer in Kassel und Hannover, seine Wirksamkeit unter Laube, Halm, Dingelstedt, Wilbrandt, Förster, Burckhard und vieles andere mehr lebt sprechend vor uns auf. Historisches und Reinmenschliches verschlingt sich hier zu schönem Kranze. Ein gewinnendes, echtes, tiefes und warmes Lebensbuch, das Geist und Gemüt gleichermaßen speist und innerlich froh und heiter macht. Das Werk ist mit vielen Porträts und Abbildungen geziert.

Eine Serie zeitgenössischer Selbstbiographien eröffnet die Verlagshandlung von Schuster u. Löffler (Berlin). Im ersten Bande (zweihundert Seiten) erzählt Hermann Lingg seine **Lebensreise**, im zweiten giebt der **Richter und Dichter** Ernst Wichert seinen Lebensausweis. Allgemeine kulturgeschichtliche Perspektiven vertiefen auch hier überall die persönlichen Erinnerungen. Jede Biographie ist mit einem Porträt in Heliogravure geschmückt.

Und nun zum Schluß der Hinweis auf ein Büchlein, für den mir die Leser, falls sie meinem Winke folgen, besonders dankbar sein werden. Es führt den Titel **Wie werden wir Kinder des Glücks?** und kommt von dem Verfasser des überall mit Freude und Dank aufgenommenen Erziehungsbüchleins „Wie erziehen wir unseren Sohn Benjamin?", von dem Koblenzer Provinzialschulrat Dr. Adolf Matthias (München, C. H. Beck). Behandelte dieses die Kindheitsjahre im häuslichen Bannkreis der Elternliebe, so beschäftigt sich das neue Lehr- und Erbauungswerkchen mit den Wanderjahren, den Kämpfen, Krisen und Entscheidungen, die der Werdende draußen zu bestehen hat, ehe das Leben ihn fertig „gebildet" hat. Hierbei ihm zu helfen, ist des prächtigen, sinnigen Buches Absicht. Was der Verfasser an und für sich selbst erlebt hat, macht er zum Wiedererleben für seine Leser. Verbitterte und resignierte Gemüter werden sich darin erfrischen, dem Suchenden hilft es finden, den Zagenden stützt es, mit dem Glücklichen jubelt es, und auch aus dem scheinbar Alltäglichsten und Gewöhnlichsten schlägt es Funken der Freude. Es ist das rechte, echte Weihnachtsbuch, eine helle, strahlende Kerze am Baume des Lebens.

F. D.

* * *

Daß die italienische Litteratur Perlen kostbarsten Wertes besitzt, das wußte auch in Deutschland von jeher jeder, der nur einmal dies oder jenes von Dante, Petrarca, Boccaccio, Ariosto und Tasso gelesen hatte, und geläufig war es ferner uns allen schon von der Schulbank her, daß die große, gewaltig um sich greifende Bewegung, die mit den beiden Schlagwörtern „Renaissance" und „Humanismus" eigentlich nur in zwei besonderen Beziehungen bezeichnet wird, von Italien aus ihren Ursprung genommen hat. Aber das war, von einigen Lieblingen wie etwa Bojardo, Manzoni oder de Amicis

abgesehen, im Grunde auch alles, was der „gebildete Laie“ in Deutschland von der italienischen Litteratur glaubte wissen und kennen zu müssen — was ihm fehlte, das war die Kenntnis des Entwickelungsganges, das verbindende Element, das sein Einzelwissen zum geordneten Mosaik zusammenfügte. Freilich, ein Vorwurf erwuchs daraus für ihn nicht, denn wo wäre das Werk gewesen, das ihm diesen Entwickelungsgang im Zusammenhang aufgezeigt hätte, wo in Deutschland die Geschichte der italienischen Litteratur, die diese von ihren Anfängen bis in unsere Tage verfolgte? Das ist erst jetzt anders geworden, und daß es anders werden konnte, verdanken wir dem einhelligen Zusammenwirken dreier gleichmäßig für die hohe Aufgabe begeisterter Kräfte: dem Bibliographischen Institut in Leipzig und Wien und zwei tüchtigen Gelehrten, Dr. **Berthold Wiese** in Halle und Professor Dr. **Erasmo Pèrcopo** in Neapel. Um es mit einem Worte zu sagen: vor kurzem ist uns die erste bis auf die jüngste Gegenwart reichende, die ganze Entwickelung umfassende Geschichte der italienischen Litteratur geschenkt worden, das Bibliographische Institut ist der Verleger, und die beiden genannten Gelehrten sind die Verfasser des wertvollen Werkes **Geschichte der italienischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** (Mit hundertachtundfünfzig Abbildungen im Text, einunddreißig Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und acht Faksimile-Beilagen. Preis in Halbleder gebunden 16 Mark.)

Das Buch hat aber drei Brüder: es ist ein Glied der „Sammlung illustrierter Litteraturgeschichten“, die das Bibliographische Institut herausgiebt, wie dessen Verlag ja stets die Richtung aufs Encyklopädische nimmt, und der „Geschichte der italienischen Litteratur“ sind schon Darstellungen der deutschen und der englischen Litteratur vorangegangen,* während ein die französische Litteratur behandelnder Band in kurzem nachfolgen wird. Es ist also nicht möglich, das Buch von Wiese und Pèrcopo ganz allein für sich zu betrachten, wir werden vielmehr den besten Maßstab für seine Beurteilung gewinnen, wenn wir von den charakteristischen Eigentümlichkeiten der ganzen Sammlung, von den Grundlagen ihres gemeinsamen Planes ausgehen und darauf unsere Besprechung aufbauen.

Fragen wir zunächst nach dem Publikum, für das die „Sammlung illustrierter Litteraturgeschichten“ bestimmt ist, so können wir kaum weit genug greifen, um den Kreis von Lesern zu umschreiben, dem diese Bücher dienen wollen: sie sind so eingerichtet, daß sie jedem Gebildeten, gleichviel welches Geschlechts, welches Standes, welches Berufes, welcher Konfession, in die Hand gegeben werden können. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß sie auch der gelehrte Fachmann als nützliche Hand- und Nachschlagebücher gern benutzen wird, aber vor allem und in erster Linie sind sie für die große Masse der gebildeten und litterarisch interessierten Laien bestimmt, und daraus ergeben sich sogleich die bedeutungsvollsten Aufgaben, die sie lösen, die wichtigsten Eigenschaften, die sie besitzen müssen.

Vor allem müssen ihre Verfasser Männer sein, die nicht bloß vorzügliche Kenner ihres Faches, gelehrte, selbständige, unmittelbar aus den Quellen schöpfende Forscher sind, aber andererseits auch nicht bloß gewandte Künstler der Form, geistreiche Schilderer und Beherrscher einer plastischen, lebensvollen Darstellung, sondern Schriftsteller, die beides miteinander verbinden, die vollkommene Macht über ihren Stoff mit der Gabe gemeinverständlicher, formvollendeter und fesselnder Darstellung vereinigen. Und in dieser Beziehung müssen wir sagen, daß es dem Bibliographischen Institut gelungen ist, für die italienische Litteraturgeschichte eine höchst glückliche Wahl zu treffen: Dr. Berthold Wiese, den übrigens auch die „Monatshefte“ zu ihren Mitarbeitern rechnen dürfen (s. Wieses Aufsatz über Leopardi, Heft 502, Juli 1898), wie Professor Dr. Pèrcopo erfreuen sich eines festbegründeten wissenschaftlichen Rufes, der für den Inhalt ihres Werkes volle Gewähr bietet, und in der Darstellung stoßen wir auf so viele lebendige Schilderungen, so viele geschickte, scharf umrissene Charakteristiken von Männern und Zeiten, daß wir die Darstellung des Buches nicht bloß sehr belehrend, sondern auch sehr unterhaltend und, was die Hauptsache ist, im besten Sinne populär nennen dürfen.

Nur die englische Litteratur ist in der Sammlung des Bibliographischen Instituts von einem einzigen Verfasser behandelt worden; in die Bearbeitung der übrigen drei Bände haben sich je zwei Autoren geteilt. Dadurch ist es möglich geworden, daß sich jeder der beiden Verfasser auf das engere Gebiet seiner wissenschaftlichen Thätigkeit beschränken konnte, was für die Durcharbeitung der Einzelheiten natürlich von großem Werte war. Die Einheitlichkeit des Ganzen hat darunter keineswegs gelitten, weil die Betreffenden sich selbstverständlich nicht zu dem gemeinsamen Werke verbunden haben würden, wenn sie sich nicht über die Auffassung der Aufgabe in voller Übereinstimmung gewußt hätten. Für die englische Litteraturgeschichte war die Teilung nicht nötig, einmal weil hier der Stoff schon so allseitig durchgearbeitet war, daß seine Zusammenfassung ein Gelehrter allein bewältigen konnte, und zweitens, weil Professor Wülker von jeher

---

* **Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** Von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Mit hundertsechsundzwanzig Abbildungen im Text, fünfundzwanzig Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt, zwei Buchdruck- und zweiunddreißig Faksimile-Beilagen. — **Geschichte der englischen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** Von Prof. Dr. Richard Wülker. Mit hundertzweiundsechzig Abbildungen im Text, fünfundzwanzig Tafeln in Farbendruck, Kupferstich und Holzschnitt und elf Faksimile-Beilagen. — Preis jedes Bandes in Halbleder gebunden 16 Mark.

sowohl die ältere als die neuere Zeit gleichmäßig eingehend studiert hat.

Um den populären Charakter der Werke vollkommen zu wahren, wurde der Plan der Sammlung nach zwei Richtungen hin wiederholt und besonders sorgfältig durchgeprüft: einmal in Bezug auf die Auswahl des Darzubietenden, und zweitens hinsichtlich der Form der Darstellung. Wir gehen hier zunächst auf den ersten dieser Punkte ein, auf die Auswahl des Dargebotenen. Zwei verschiedene Interessen können bekanntlich in der Geschichte der Litteratur miteinander in Widerstreit geraten, das an der Persönlichkeit und das an der Entwickelung. Hier aber wurde versucht, diese beiden Interessen miteinander zu verknüpfen und sie derselben Aufgabe dienen zu lassen: ein abgerundetes Gesamtbild der betreffenden Litteratur zu gewinnen, aus dem sich die führenden Geister je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger abheben. Darum wurden z. B. einem Dante, Petrarca und Boccaccio in der italienischen Litteraturgeschichte ganz mit Recht besondere Kapitel eingeräumt, während anderwärts nur das Typische, die Richtung, die Schule als Ganzes lebensvoll in die Augen springt, die einzelnen Dichter dagegen, knapp behandelt, sozusagen im Gesamtbild aufgehen. Damit, daß nur die charakteristischen Erscheinungen eine eingehende Behandlung beanspruchen durften, wenn das Werk übersichtlich und in den Grenzen eines Hand- und Hausbuches bleiben sollte, hängt es auch zusammen, daß sich die Verfasser sorgsam vor dem Anhäufen allzu zahlreicher Daten und Titel hüten mußten: die Werke sollten lesbar sein, daher war alles Katalogisieren zu vermeiden. Viel wirkungsvoller mußte es sein, durch Aus- und Rückblicke das einzelne zusammenzufassen, damit vor allem die Entwickelung in ihrem ganzen Verlaufe, die großen Strömungen klar vor Augen lägen. In dieser Beziehung sind in Wieses und Pèrcopos Buch namentlich die Kapitelschlüsse zu loben. Daß es nicht möglich war, die litterarischen Strömungen von dem ausgebreiteten Flußnetz der allgemeinen Kulturströmungen abzugraben, versteht sich von selbst: allenthalben in dieser „Geschichte der italienischen Litteratur“ werden wir daher kurz, aber klar und lebendig mit dem vertraut gemacht, was aus der allgemeinen Zeitgeschichte das Verständnis der litterarischen Erscheinungen erleichtern kann. Damit aber ihre Eigenart möglichst unmittelbar und ungetrübt hervortrete, müssen die Schriftsteller gelegentlich auch selbst zu Worte kommen; daher stoßen wir häufig auf charakteristische Stellen aus den besprochenen Werken, größere oder kleinere Proben von Stil und Inhalt, die, wo es nötig war, in trefflichen Übersetzungen dargeboten werden. Hierher gehören endlich auch die zahlreichen Analysen und Inhaltsangaben aller wichtigeren litterarischen Kunstwerke — eine Beigabe, die durchaus nicht zu unterschätzen ist, erleichtert und vertieft sie doch die eigene Lektüre. Alles in allem: es steckt in dem Wiese-Pèrcoposchen Werke ein so reicher Inhalt, daß man sich wundern muß, wie es möglich war, ihn auf vierzig Bogen zu verarbeiten.

Das Geheimnis erklärt sich jedoch wenigstens zum Teil aus der geschickt gewählten Form der Darstellung. Daß sich dabei streng wissenschaftliche Gründlichkeit mit schriftstellerischer Gewandtheit verbunden hat, ist schon gesagt; hier sei aber doch noch auf einige besonders hervorhebenswerte Punkte hingewiesen. Alles, was in den Litteraturgeschichten des Bibliographischen Institutes steht, ist Zeile für Zeile auf Grund von Quellenstudien und unter sorgfältigster Benutzung der neuesten wissenschaftlichen Untersuchungen geschrieben, aber dennoch merkt der Leser nirgends etwas von gelehrtem Ballast oder wissenschaftlicher Trockenheit: die Lektüre ist ihm keine Arbeit, sondern ein Vergnügen. So wurden z. B. alle weitschichtigen Litteraturnachweise, mit denen sonst in wissenschaftlichen Werken Hunderte von Anmerkungen beschwert sind, ausgeschlossen, weil sie den Leser eines populärwissenschaftlichen Buches durchaus nicht interessieren, und anderseits wurde durch Verweisungen, Erläuterungen schwieriger Kunstausdrücke und dergleichen dafür gesorgt, daß sich die Bücher aus sich selbst erklären, daß der Leser nicht erst da und dort nachschlagen muß, um sich Belehrung zu holen über Begriffe wie Sequenz, Schweifreim, Terzine, Fablel u. s. w. So viel Rücksicht auf ein Laien-Publikum zu nehmen, ist für den Gelehrten gewiß nicht leicht; um so mehr ist es anzuerkennen, daß Wiese und Pèrcopo hierin eine sehr glückliche Hand bewiesen haben.

Fügen wir nun noch hinzu, daß ein äußerst sorgfältiges Register das sofortige Auffinden aller gesuchten Namen ermöglicht, so können wir die Besprechung des Textes verlassen und noch ein Wort den zahlreichen Illustrationen widmen. Über den Wert bildlicher Darstellungen für die Behandlung umfassender litteraturgeschichtlicher Gebiete sagen wir nichts, ist doch nach Goethe „die Gestalt des Menschen der beste Text zu allem, was sich über ihn empfinden und sagen läßt,“ und redet doch die Auflagenzahl einer ganzen Reihe von illustrierten Werken litteraturgeschichtlichen Inhalts die deutlichste Sprache. Nur ist zwischen solchen „Bilderbüchern“ und den Werken des Bibliographischen Instituts ein starker, ausgeprägter Unterschied: dort dienen die Illustrationen oft nur zum bloßen äußerlichen Schmuck, hier dagegen stets zur Erläuterung des Textes, d. h. sie sind integrierende Bestandteile des Werkes, die nicht beliebig entfernt werden können. Sie zerfallen in Tafeln und Textbilder, erstere wieder in farbige (Chromolithographie) und schwarze (Holzschnitt, Kupferstich, Kupferätzung, Faksimilebeilagen). Alle sind mit großem Geschick und Bedacht ausgewählt, ja die Verlagsanstalt hat keine Mühe und keine Kosten gescheut, um die Bilder nach den besten Originalen herstellen zu lassen. Von den Illustrationen der italienischen Litteraturgeschichte seien wenigstens, da wir auf die hundertachtundfünfzig Ab-

bildungen im Text natürlich nicht eingehen können, einige der schönsten Tafeln erwähnt, nämlich zwei farbige Darstellungen zu Dantes „Komödie“, zwei originelle farbige Blätter zu Petrarcas „Triumphen“, Caraccis „Rinaldo und Armida im Zaubergarten“ zum „Befreiten Jerusalem“, die bewegte und figurenreiche „Scene aus Manzonis Promessi sposi“ und die prächtigen Porträts von Alfieri, Parini und Leopardi, sowie endlich das Stimmungsbild „Die Tasso-Eichen in Rom“ (von Richard Püttner).

Aus allen drei bisher erschienenen Gliedern der „Sammlung illustrierter Litteraturgeschichten“ haben wir im obigen den Plan dieses großen Unternehmens abgeleitet und an ihm den Wert der Wiese-Pèrcoposchen Litteraturgeschichte abgeschätzt, um zu erkennen, daß dies ein in jeder Beziehung empfehlenswertes Buch ist, ein Buch, das eigentlich in jedes gebildete deutsche Haus gehört. Dr. H. Z.

* * *

Vorkämpfer der deutschen Einheit. Lebens- und Charakterbilder von Dr. Hans Blum. (Berlin, Hermann Walther.) — Es ist ein Weg aus der dämmerigen Tiefe empor zur lichten Höhe, den uns Hans Blum an der Hand der hier zusammengestellten vierzehn Lebensbilder gehen läßt, aber wenn man am Ende der Wanderung ist, bewegt einen neben dem Gefühle der Befreiung und Erhöhung auch das des Dankes und der Anerkennung für all die stille oder laute Arbeit, die Generationen vor uns, ärmer an Erfolg, desto reicher an reiner Begeisterung, für unser langsam reifendes nationales Einigungswerk geleistet haben. Schriften wie die vorliegende werden immer und immer wieder not sein, wenn wir die vaterländischen Errungenschaften der Jahre 1870/71 nicht als ein glückliches Geschenk zufällig günstiger Konstellationen der gerade herrschenden Politik, sondern vielmehr, was sie sind, als eine unter langer banger Sorge, Mühe und Arbeit erzielte Frucht eines nationalen Bildungsprozesses erkennen sollen, in dem sich das Tüchtige unserer Volkskraft mit zäher Energie ans Licht des wirksamen Tages emporrang, das Kranke und Ungesunde sich nur widerwillig und zögernd unschädlich machen ließ. Und auch die andere Wandlung unseres vaterländischen Charakters spiegelt sich in dieser politischen Bildnisgalerie: an Stelle des Sinnens und Denkens tritt die herzhafte That, an Stelle des schöngeistigen Idealismus die auf Bismarck und sein Werk getaufte Realpolitik, die Politik der bewaffneten Faust, die ihr Reich anstatt im Wolkenkuckucksheim der kosmopolitischen Ideen auf dem beschränkten, aber festen Grund und Boden dieser Erde sucht. Welch eine Kluft gähnt in dieser Hinsicht zwischen dem Göttinger Professor Wilh. Ed. Albrecht, der die Reihe der „Vorkämpfer“ eröffnet, und Johannes von Miquel, dessen Lebensbild uns mitten in die politischen Kämpfe der Gegenwart führt! Aber es sind Übergänge da, die die Gegensätze überbrücken, Geister der Versöhnung und Vereinigung von Idealismus und Realismus, deren innere Bildungsharmonie uns das heutige energische Überwiegen des letzteren beinahe bedauern lassen. Mit Ausnahme von Blums Vater sind alle hier Porträtierten in der glücklichen Lage gewesen, das ersehnte Ziel, dem ihr und ihres Volkes Ringen galt, noch zu erreichen. So wird der Leser unterrichtet nicht bloß über ihren Anteil an der Bewegung des Jahres 1848/49, sondern namentlich auch über die unsäglich traurigen Zustände, die Deutschland in dem Jahrzehnt von 1849 bis 1859 bedrückten, und endlich über das Wiedererwachen des nationalen Gedankens von 1859 an bis zu seiner siegreichen Verwirklichung am 18. Januar 1871. Dabei hat der Verfasser dafür gesorgt, daß die deutschen Stämme möglichst mannigfaltig vertreten sind. Aus Altpreußen hat er außer W. E. Albrecht noch Ed. Simson, Rudolf Delbrück und Max von Forckenbeck gewählt, aus Bayern den Fürsten Hohenlohe und Joseph Völk, aus Sachsen Robert Blum und Karl Biedermann, aus Hannover Johannes von Miquel und Rudolf von Bennigsen, aus Hessen August Metz und Ludwig Bamberger, aus Württemberg J. Hölder, aus Baden nicht Karl Mathy, den uns ja Freytag bereits mustergültig geschildert hat, sondern Julius Jolly. Dem Verfasser stand für jedes einzelne dieser Lebensbilder das beste und reichhaltigste Material zu Gebote: handschriftliche Nachlässe, Urkunden, persönliche Mitteilungen oder regelrechte Interviews. Man wird nicht erwarten, daß diese zum Teil noch in die unmittelbare Gegenwart hereinragenden politischen Lebensbilder „objektiv“ gehalten sind; als Parteifarbe des Verfassers giebt sich vielmehr die nationalliberale offen zu erkennen, aber man muß, wie die gefällige, schlichte Darstellung überhaupt, die Sachlichkeit der Behandlung anerkennen, das ehrliche Bestreben, Personen und Dinge ohne rhetorische Floskeln und Phrasen aus und für sich selber sprechen zu lassen. So könnte man dem Buche vielleicht ungeschmälerte Anerkennung zu teil werden lassen, wenn nicht die beigegebenen vierzehn Bildnisse, technisch meistens durchaus tadellos wiedergegeben, in gar so steifer, abgezirkelter, lebloser, noch dazu fast alle in der völlig gleichen Umrahmung, aufträten. Heißt das die „Einheit“ nicht zu weit getrieben? F. D.

* * *

Für weitere Kreise, aber mit dem ganzen Rüstzeug der naturwissenschaftlichen Fachbildung und praktischen Erfahrung haben Prof. E. Treptow, Prof. Dr. F. Wüst und Prof. Dr. W. Borchers das **Berg- und Hüttenwesen** dargestellt (Leipzig, Otto Spamer; 12 M.). Das gediegen ausgestattete, in Lexikongröße und -stärke erscheinende Werk, dem nicht weniger als sechshundertzwanzig große und kleine Abbildungen beigegeben sind, erschöpft in einer klaren und sachlichen, dabei aber auch, wenn die Gelegenheit dazu auffordert,

in einer warmen, von poetischer Auffassung des Berufs getragenen Darstellung seinen Gegenstand nach allen Richtungen: es giebt eine Geschichte des Bergbaues, erörtert den Bau unserer Erdrinde, schildert den Bergmann und seine Arbeit, bespricht die technischen Hilfsmittel des Bergbaues, zeichnet uns bis ins einzelnste den gesamten Betrieb, die Erz-, Kohlen-, Salz- und Edelsteingewinnung und begleitet jeden Abschnitt mit erläuternden und belebenden Illustrationen. Der zweite Teil des Buches zerfällt in Eisenhüttenkunde und in Metallhüttenkunde, darin fesseln besonders die schwierigen und deshalb wegen seiner lichtvollen Darstellung doppelt dankenswerten Schilderungen der Hochöfen, ihres Betriebes wie ihrer Erzeugnisse, die Beschreibungen der verschiedenen Schmiedeprozesse, und nicht zu vergessen die Geschichte, Gewinnung und Verwendung der mannigfaltigsten Metalle. Ein Namen- und Sachregister macht es den Benutzer möglich, auch gelegentlich in den schier unerschöpflichen Schacht dieser Fundgrube hinabzufahren, um sich über Einzelheiten Rat und Belehrung zu holen.

Ein würdiges Seitenstück zu diesem Pfadfinder und Wegweiser für die unterirdischen Reiche menschlichen Forschens und Schaffens bildet ein mit gleichem Luxus ausgestattetes Werk aus der Feder Prof. Dr. Leo Grunmachs, des Lehrers an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, der bereits an Spamers mit Recht so beliebtem „Buch der Erfindungen" seine Kenntnisse und Darstellungskunst bewährt hat. Diesmal behandelt er an der Hand von fast tausend vorzüglichen Textabbildungen die **Physikalischen Erscheinungen und Kräfte** nach ihrer Erkenntnis und Verwertung im praktischen Leben (Leipzig, Otto Spamer; M. 7.50). Er thut das durchweg, wie uns zahlreiche Stichproben lehren, in einer lebendigen, anregenden, aber gemeinverständlichen Sprache, ohne Voraussetzung besonderer mathematischer oder naturwissenschaftlicher Vorbildung und dabei doch möglichst unbeschadet wissenschaftlicher Strenge. Selbstverständlich dehnt sich der Inhalt bis auf die physikalischen Errungenschaften der allerjüngsten Tage aus, so haben in der Spektralanalyse schon die von Ramsay neu entdeckten Elemente der Atmosphäre, ferner das neue Fernrohr der Treptow-Sternwarte bei Berlin, das Goldschmidtsche Verfahren zur Gewinnung reiner Metalle, die magnetische Wage, die neuesten Ergebnisse der Marconischen „Telegraphie ohne Draht" („Funkentelegraphie" nach Slaby) und vor allem die neuesten Apparate für Röntgen-Untersuchungen eingehende Berücksichtigung gefunden. Dieser letztere Gegenstand insbesondere, der das Ganze abschließt, ist mit sichtlicher Liebe hervorragend klar und reich, auch illustrativ, behandelt (ein ganzer Bogen), und dabei zeigt sich, wie tief der Verfasser in das innere wissenschaftliche Wesen der Dinge einzudringen, wie er höher als den greifbaren „praktischen" Nutzen noch ihren sittlichen bildenden Wert zu schätzen und seinen Lesern zu deuten versteht. Auch hier fehlt der sorgsame Sachweiser nicht. —l.

* * *

Es wird unsere Leser interessieren, zu erfahren, daß die Verlagsbuchhandlung von R. Oldenbourg in München und Leipzig sich entschlossen hat, den Preis des in ihrem Verlage erschienenen bekannten historischen Werkes **Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I.** vornehmlich nach den preußischen Staatsakten von Heinrich von Sybel von Mk. 66.50 auf M. 35.— herabzusetzen. Das Sybelsche Werk ist ein fast unentbehrlicher historischer Kommentar zu Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen", auf den der Altreichskanzler selbst in zahlreichen Fällen verweist.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Im gewohnten Geleis.

Roman
von
Ossip Schubin.

V.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es war spät. Gleich nach der leichten Abendmahlzeit beeilte Marie sich zur Ruhe zu gehen. Der Kammerdiener schritt von einem Zimmer ins andere, schloß die Läden, prüfte deren Sicherheit und teilte seiner Herrin mit, daß er bereits zwei Nachtwächter gedungen habe.

„Wozu denn?“ fragte Marie.

„Nun, zur Bewachung des Schlosses. Ich habe mich erkundigt, Excellenz, und es waren immer zwei Nachtwächter da!“

„Ja, zur Bewachung der Gold- und Silberfasane in der Voliere bei dem Bassin dort unten,“ erklärte gleichgültig Marie. „Zur Bewachung des Schlosses war niemand nötig.“

„Excellenz!“ rief Lenze entsetzt. „Excellenz, das Schloß war aber auch noch nie von einer einzelnen Dame bewohnt. Ich fühle mich für das Leben Eurer Excellenz verantwortlich!“ — Dann fuhr er fort, Fensterläden zu verschließen und Thüren abzusperren mit wichtig zusammengezogenen Brauen und einem Kopfschütteln, das so viel sagen wollte als: Die Damen sind immer waghalsig — weil sie keine Ahnung haben von der Gefahr!

Marie ließ ihn gewähren. Ob er zwanzig Nachtwächter gedungen hatte oder keinen einzigen, war ihr ganz gleichgültig. Sie fürchtete sich vor keiner Gefahr, gegen die man sich mittels einer Gendarmeriepatrouille sichern kann, aber sie fürchtete sich ... vor was? ... das hätte sie selbst nicht zu sagen gewußt. Vielleicht wollte sie sich nicht klar werden darüber. Ihr eigenes Herz ist für die edle Frau ein Heiligtum, in das sie sehr selten das volle Tageslicht hineindringen läßt.

Ohne auf die umfassenden Verteidigungsmaßregeln des Dieners weiter zu achten, schritt sie auf ihr Schlafzimmer zu. Es war ziemlich hell erleuchtet, fast zu hell, so daß man seine ganze Herabgekommenheit ebenso wie die Poesie seiner ursprünglichen Ausschmückung wahrnehmen konnte. Die Wände waren mit mattblauem Gitterwerk bemalt, um das sich Kletterrosen rankten, über jeder Thür ein verblaßtes Blumenstück und in den Ecken die vier Jahreszeiten: der Som-

mer in sehr luftigem Gewand, schläfrig auf einem Haufen Garben hockend und mit einem Kranz von Mohnblumen auf dem Kopf; der Herbst, etwas berauscht, einen Becher schwingend und nur spärlich mit Rebenranken bekleidet; der Winter in einen weitläufigen blauen Mantel eingehüllt, dessen Kapuze er über den niedlichen Blondkopf gezogen hatte; der Frühling schlank und fein, über grüne Felder hinschwebend, eine Glocke in der Hand, die aus dem Kelch eines Schneeglöckchens gebildet war. Mit der Glocke wollte der Schalk offenbar alles in der Natur zum holdseligen Leben erwecken, was in der Winterkälte geschlafen hatte. Marie Rheinsberg wähnte das feine, verführerische Stimmchen dieses Glöckchens zu hören: „Tim — tim — tim — wach auf, der Frühling ist da!“

Sie lächelte dem Frühling zu und sah sich nach einer elektrischen Schelle um, dann lächelte sie über sich. Wer hatte je von einer elektrischen Schelle gehört in Sanssouci! Ein gestickter Glockenzug — Lilien und Rosen in Schmelz auf feinem Stramin ausgeführt — baumelte neben der Thür herunter. Marie kannte ihn gut, erinnerte sich, daß er das Geschenk einer armen Cousine gewesen war, die damit ihren Sommeraufenthalt bezahlte. Als sie daran ziehen wollte, blieb er ihr in der Hand.

Sie fragte sich, wie man es ehemals angefangen hatte, um der Dienerschaft bekannt zu geben, daß man sie brauche. Es gab nur zwei Arten: schreien oder selber zu den Leuten laufen. Ehe sie sich noch darüber klar geworden war, welche dieser beiden Methoden in ihrem Fall die anwendbarere wäre, erschien die Kammerjungfer ungebeten und zwar von dem umsichtigen Lenze gesandt.

Noch sehr von der Reise mitgenommen, wenig von ihrer neuen Umgebung entzückt, klagte sie ihrer Herrin sofort etwas vor von den zahlreichen Unbequemlichkeiten in Sanssouci. Die Öfen heizten nicht, die Fußböden schwankten einem unter den Füßen, und durch die Deckenkuppel im Saal drang der Regen. Der Förster selbst hatte es ihr erzählt, neulich bei einem Gewitter sei das Wasser in zwei dicken Schnüren heruntergeflossen, man habe Waschschüsseln unterstellen müssen, um es aufzufangen. Weder die Waschküche noch der Kohlenkeller hätten Schlösser, und das allerärgste war, die Leute in der Umgebung sprächen alle böhmisch! Fräulein Betty hatte sich nicht gedacht, daß die Menschen in Böhmen noch so weit hinter der Kultur zurückgeblieben seien; es war wirklich schrecklich!

Diesem Gejammer ihrer Zofe widmete Marie nur eine flüchtige, ironisch schattierte Aufmersamkeit. Erst als die Zofe bemerkte: „Excellenz verzeihen die Frage — es ist nur — meinen Excellenz, daß es der Mühe wert ist, die Koffer auszupacken? Excellenz werden es doch keinesfalls lange aushalten in diesem Eulennest,“ da erwiderte Marie etwas scharf: „Packen Sie nur getrost aus, ich bin fest davon überzeugt, daß ich es ganz gut aushalten werde!“

„Excellenz,“ bemerkte hierauf gereizt die Zofe, „wenn ich die Koffer auspacke, so muß ich doch wissen, wo ich die Sachen unterzubringen habe.“

„Nun, ich glaube, es giebt Schränke genug,“ erwiderte Marie.

„Allerdings, Excellenz, aber sie sind voll alter Fetzen und Gerümpel.“

Sie öffnete einen; Marie war's, als habe man eine Thür in die Vergangenheit aufgerissen. In buntem Durcheinander lagen da in den Fächern armselige Dinge, die sie an ihre Mädchenzeit erinnerten: Wäschestücke, Blusen, ein paar alte Schuhe, obenauf ihr Brautkranz und ihr Schleier.

Nach ihrer Abreise mußte das Hausmädchen in Eile alles irgendwie fortgeräumt haben, dann war es so geblieben — vierzehn Jahre lang!

„Soll ich das Zeugs hinauswerfen, oder wollen Excellenz eine Auswahl treffen?“

„Ich werde mich darüber entscheiden — morgen ... und jetzt können Sie gehen, Betty, ich brauche Sie nicht mehr.“

Während sie die Thür des Schlafgemachs ihrer Herrin hinter sich schloß, keimte in dem Herzen der Verabschiedeten bereits die Absicht, sich nach einem neuen Posten umzusehen. Sie war eine Schweizerin, stammte also aus dem Herzen der Kultur. Kein Wunder, daß sie es in diesem Bärenlande nicht aushalten konnte!

Marie war indessen stehen geblieben vor dem offenen Schrank. Ein kleinlicher Verdruß, eine kindische Scham darüber, daß die vornehme Zofe durch diese dürftigen Über-

bleibsel einen Einblick in die klägliche Armut ihrer Vergangenheit gethan, hatte ihre Seele gestreift.

Diese thörichten Anwandlungen machten bald anderen Gefühlen Platz. Von den zerrissenen, mühsam geflickten Hemdchen, den derben Schuhen, den verwaschenen Kleidchen wandte sich ihr Blick dem Brautkranz zu. Der hatte ihr den Ausweg geschaffen aus all der Kümmerlichkeit heraus — sie schloß das Schubfach.

Sie wollte an andere Dinge denken, an den Frühling, an die Zukunft. Aber ihr war's, als ob der welke, verstaubte alte Brautkranz wie ein böses Omen vor ihr aufgetaucht sei, etwas, das die Hoffnung hemmte, das die Fähigkeit brachlegte, Luftschlösser zu bauen. Und während sie den Kopf auf ihren Kissen hin und her schob, konnte sie, wie sehr sie sich auch bemühte, doch immer nur an dieselben zwei Dinge denken: an ihren Hochzeitstag und — an den Todestag ihres Mannes.

Gerade ein Jahr war es her. Sie waren heimgekehrt von einem langen Aufenthalt in Rom. Sie hatten den Abend recht heiter geplaudert. Er hatte sich viel wohler gefühlt als seit langem, und sie hatte sich aufrichtig darüber gefreut. Es war ihr ein Trost, daß sie sich gefreut hatte, daß sie seinen Wert nie so vollständig erkannt hatte wie in diesen letzten zwei Jahren, daß sie in ihm immer nur den Freund gesehen, der ihr mit unendlicher Zartheit über eine schwere Zeit hinübergeholfen hatte, und nicht den Riegel vor ihrem Glück.

Um elf Uhr trennten sie sich. Er küßte sie auf die Stirn und sagte ihr noch: „Du bist eine brave Frau, Marie — möge dir das Schicksal vergelten, was du mir in diesen letzten zwölf Jahren gewesen bist!"

Ihr war eigentümlich leicht ums Herz gewesen nach diesen Worten. Sie hatte in jener Nacht besser geschlafen als seit langem.

Da plötzlich hatte sie ein scharfes Pochen an die Thür geweckt. „Um Gottes willen, Frau Gräfin, mit seiner Excellenz ist es sehr schlecht!"

Sie war aufgefahren und mit einem Ruck in ihre Schuhe und Kleider hinein. Ihr Herz war stehen geblieben. Da lag er, hoch aufgerichtet in den Kissen, blau im Gesicht, mühsam röchelnd, vom Schlag gerührt. O, wenn er sie nur noch erkennen, ihr ein letztes Wort sagen wollte zum Abschied!

Sie hatte sich über ihn gebeugt und seinen Namen gerufen, und er hatte die Augen geöffnet und auf sie gerichtet: er hatte sie erkannt und hatte noch ein letztes Wort zu ihr gesprochen: „Dank ... Dank ..." Er wiederholte es immer wieder — es war das einzige, das er noch finden konnte.

Das Wort auf den Lippen war er gestorben — am 10. April war's gewesen, an ihrem Geburtstage. Man hatte das Fenster seines Zimmers geöffnet, um Luft hereinzulassen. Und während sie noch ganz aufgelöst vor Schmerz neben seinem Bette gekniet, seine erkaltende Hand in der ihren, hatte sie aus dem Garten herauf die Nachtigall schlagen hören, und schaudernd hatte sie befohlen, man solle das Fenster schließen.

Sie hatte ihn unsagbar betrauert, unsagbar entbehrt! Erst sehr langsam hatte sich ihr Herz von neuem den Sonnenseiten des Lebens zugewandt — der einen großen Hoffnung.

Aber es war, als ob die arme Hoffnung doch nicht recht Wurzel fassen wollte. In ihrem Herzen schrie's auf: er liebt dich nicht, er wird dich nie lieben, du bist zu alt für ihn, und er wird es nie vergessen, daß du die Gattin eines Greises gewesen bist. Flieh, so lange es noch Zeit ist, flieh, bevor du dein Ich ganz verloren hast!

Sie nahm sich vor zu fliehen. Aber sie floh nicht.

* *
*

Den nächsten Tag fand sich Hans Ronsky zum Gabelfrühstück ein. Sie besprachen zusammen das nötigste, um Marie den Aufenthalt in Sanssouci erträglich zu gestalten. Die Dachdecker, die provisorische Herrichtung des Stalles, ein paar Pferde und einige Milchkühe wollte Hans verschaffen. Um den Koch wurde nach Berlin telegraphiert, die Küchenmädchen sollten aus Natek geschickt und der Kutscherposten dem dicken Joseph verliehen werden, auf seine dringende Bitte. Dies alles deutete auf einen längeren Aufenthalt. Marie erklärte sich von dem Fleckchen Erde entzückt, bekannte die Absicht, das alte Schlößchen neu herzurichten, nach Mög-

lichkeit zu konservieren. Da man ihm aber keine neuen Bequemlichkeiten abzwingen oder einfügen konnte, ohne sein ganzes altmodisch malerisches Gepräge zu vernichten, wollte sie ein neues, modernes Wohnhaus, ein englisches Cottage in den Park hineinbauen und suchte einen geeigneten Platz dafür.

Hans half ihr suchen, half ihr wirtschaften; sie half ihm politisieren und utopistische Luftschlösser bauen.

Immer mehr fühlte sie sich von dem sich deutlich ausprägenden Bewußtsein beunruhigt, daß er einen falschen Weg wandle, daß er den falschen Weg noch obendrein ohne Überzeugung ginge, infolgedessen bald diesen, bald jenen Seitenweg versuche, daß er vor lauter Hin und Her nirgends ankommen, sondern eines schönen Tages, wegmüde oder wegverdrossen, über ein unbedeutendes Hindernis stolpernd, stecken bleiben und den Rest seines Lebens, die Hände in den Taschen, das Jahrhundert an sich vorüberfließen lassen werde, wie es eben konnte, wie es eben mochte.

Aber wenn ihr der Verstand so herbe Dinge über ihren Abgott sagte, hieß sie ihn schweigen. Für den Augenblick war der Verstand in den Bann gethan, das Herz allein hatte das Wort. Ein Tag mußte kommen, wo der geknebelte Verstand seine Fesseln sprengen, sich an Marie fürchterlich für die ihm aufgezwungene Passivität rächen würde. Aber der Tag war noch fern ...

Die Boten flogen nur so hin und her zwischen Natek und Sanssouci — Boten mit freundlichen Sendungen seinerseits, Sendungen von Treibhausblumen, Treibhauserdbeeren und früh getriebenem Gemüse, Boten mit freundlichen Dankbriefchen, mit zuvorkommend geliehenen und empfohlenen Büchern ihrerseits. Er schickte seine Gärtner, Blumenbeete vor dem Schloß auszustechen und mit Primeln, Levkojen, großblühenden Stiefmütterchen und anderen freundlichen Frühlingskindern zu bepflanzen. Er kam fast alle Tage, um selber nachzusehen, kam zum Lunch, zum Nachmittagsthee, manchmal zum Diner um acht. Dann plauderten sie immer noch ein Weilchen in dem alten Kuppelsaal. Rings um sie eine Art bernsteinfarbiger Dämmerung, in die die Lampen zwei vereinsamte kleine weißliche Lichtinseln bohrten, und durch die hindurch die Schäfer und Schäferinnen an der Wand gespensterhaft undeutlich, aber mit einer Undeutlichkeit, die ihnen Leben verlieh, den Gesprächen zwischen der schönen Frau mit den leuchtenden blauen Augen und den leicht ergrauten Schläfen und dem jungen lebhaften Manne zu lauschen schienen. Seltsame Gespräche, in denen volltönende Namen, wie Karl Marx, Ferdinand Lassalle und Herbert Spencer aufklangen. Die Schäfer und Schäferinnen an der Wand mochten auf andere Dinge gefaßt gewesen sein zwischen einem jungen Mann und einer schönen Frau. Aber wie wurden sie enttäuscht! Zärtliche Regionen streifte das Gespräch nie.

Vielleicht waren die Schäfer und Schäferinnen nicht die einzigen, die sich enttäuscht fühlten. Vielleicht kochte mehr als einmal ein Gefühl des Verdrusses in dem Herzen Marie Rheinsbergs auf. Merken freilich ließ sie sich's nie.

Manchmal auch erschrak sie über die Konfusion in seinen Ansichten, über das zu weite Ausholen kleinen Fragen gegenüber. Es schwebte ihr auf der Zunge, ihm etwas darüber zu sagen, ihn zu warnen. Aber im letzten Augenblick fehlte ihr der Mut. Sie hob sich ihre Warnungen, ihre Ratschläge bis später auf.

Und so ging alles seinen Gang, und ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, hatte sie ihn langsam in den schönen Wahn hineingetäuscht, daß sie alle seine Absichten zweckentsprechend finde, ihn selbst als ein großes politisches Genie betrachte.

Er fühlte sich unendlich wohl in ihrer Nähe, freute sich von einemmal zum anderen auf die Stunden, die ihn mit ihr zusammenführen würden, und sagte ihr das oft in knappen, innigen Worten.

Und sie freute sich an seiner Herzlichkeit mit einer Freude, in der allerdings etwas Unbefriedigtes war. Aber dieses unbefriedigte Gefühl beruhigte sich mehr und mehr. Sie dachte nicht über den Augenblick hinaus — der Augenblick war schön.

Daß Konsty ihr alle Tage unentbehrlicher wurde, ahnte sie nicht, weil sie ihn alle Tage begrüßen durfte, alle Tage stundenlang mit ihm verkehrte, weil jeder Abschied nur der Quartiermacher war für ein neues Wieder-

sehen, weil nie der Schatten einer anderen Frau zwischen ihn und sie trat, sie fest überzeugt war, daß sie unter allen für ihn am höchsten stand, daß, wenn er sie nicht heiratete, er überhaupt nie heiraten würde.

Manchmal kam ihr der Gedanke, daß die Welt diesen regen Verkehr mit einem jungen Manne in ihrer völligen Einsamkeit mißdeuten könnte; die Absicht, eine Freundin einzuladen, streifte ihre Seele. Olga Ronitz käme gleich, aber ... jede Störung wäre ihr unerträglich. Eine Freundin, die entweder lästig mit dabei säße, während sie und Hans zusammen plauderten, oder die sich gar mit schelmischer Diskretion zurückziehen würde ... nein, entsetzlich! ... lieber sollte die ganze Welt sie mißverstehen — so lange sie ihrer eigenen Achtung sicher war. Was lag daran!

* *
*

Heute hatte sie ihn in Natek besucht. Es war der bedeutungsvolle Sonntag seiner Vorlesung. Es war eigentlich gar keine Vorlesung, sondern ein freier Vortrag, den er in einem auf seine eigenen Kosten erbauten Saal hielt — ein Vortrag zur Verherrlichung des Handwerks. Er hielt ihn stehend, die Hand leicht auf die Tischplatte gestützt, die schlanke Gestalt hochaufgerichtet, den braunen Kopf stolz zurückgeworfen, die dunklen Augen blitzend von Begeisterung, der ihm eigenen, leicht entzündbaren Begeisterung. Die böhmische Sprache, ein Gemisch von weich hinsingenden Vokalen und fast abstoßenden, harten Naturlauten, floß in stürmischen Wogen von seinen Lippen. Sein Organ klang so weich und voll und warm, daß die, welche der böhmischen Sprache nicht mächtig waren, hätten denken können, er trage Liebesgedichte vor. Aber es war nicht von Liebesdingen die Rede.

Angefangen hatte er den Vortrag mit der Versicherung, daß kein Mensch sich deswegen zu schämen brauche, ein Handwerker zu sein. Die Handwerker zerfielen in zwei Kategorien, in die Kategorie der nützlichen Handwerker, welche, wenn sie ihren Beruf mit dem nötigen Ernst handhabten, als Handlanger der Wissenschaft bezeichnet werden könnten; und in die Kategorie jener anderen, welche zur Verschönerung des Lebens dienten. Beide Kategorien seien demnach berufen, den idealen Inhalt des Lebens zu erweitern und zu vertiefen. Diesmal, so erklärte er weiter, wolle er sich nur mit der zweiten Kategorie beschäftigen.

Hierauf breitete er einen Stoß Photographien vor den Seifensiedern, Maurerpolieren, Tischlern, Schmieden und Zimmerleuten aus, die sein Publikum bildeten, und zeigte ihnen den Dogenpalast, den Petersdom und sehr viele Abbildungen moderner und antiker Goldschmiedekunst, darunter natürlich auch Abbildungen der Meisterwerke Benvenuto Cellinis. Er schloß seine mehr oder minder freie Improvisation mit den Worten: „Und hiermit glaube ich bewiesen zu haben, daß die Kunst nichts weiter ist als das in den Adelstand erhobene Handwerk!“

Bei dieser Phrase, welche ihm besonders gut zu gefallen schien, hatte er die Augen Maries gesucht, und hierbei war ihm eine gewisse Enttäuschung zu teil geworden. Die Augen wichen ihm aus, und was mehr war, Maries ganzes Gesicht hatte einen unruhigen, nicht recht zufriedenen Ausdruck.

Das war verdrießlich, und darüber konnten ihn die massenhaft geschrienen „Slávás“ der ehrsamen Handwerker und ihrer Gattinnen, an welche seine Expektorationen gerichtet waren, nicht trösten. — —

Jetzt saß er mit Marie im Schloßhof von Natek unter einer großen Linde, deren dünner Laubansatz freilich nicht genügt hätte, Schatten zu spenden; aber das Schloß half der Linde dabei und verhinderte die Sonne, die beiden Menschen irgendwie ungebührlich zu behelligen. Ein Krug leichten, kunstvoll gekühlten Champagners und eine silberne Schüssel voll ausgezeichnet schöner Glashauserdbeeren stand zwischen Marie und dem jungen Mann. Sie hatte sich einige vorgelegt, aber sie beeilte sich nicht damit. Irgend etwas schnürte ihr die Kehle zu — die Feigheit. Sie wußte, daß er von ihr hoffte, sie würde ihm etwas Anerkennendes über seinen Vortrag sagen. Aber was hätte sie ihm denn sagen können, das zugleich anerkennend und aufrichtig gewesen wäre, als daß er sehr schön ausgesehen hatte beim Reden und daß seine Stimme gut geklungen hatte?

Eine Weile herrschte tiefes Schweigen, nur in dem weichen Lindenlaub rauschte es

leise, und von Zeit zu Zeit knisterte der grobkörnige Kies, mit dem der Hof bestreut war, unter den Schritten von ein paar Menschen, die mit tiefen Bücklingen und neugierigen Blicken an Marie und Hans vorbei dem Park zustrebten.

„Es ist außerordentlich großmütig und menschenfreundlich von Ihnen, Hans, dem Publikum jeden Sonntag freien Eintritt in den Park zu gestatten," begann Marie.

„Das ist doch wirklich das geringste, was ich thun kann," versicherte Hans; „ich schäme mich ohnehin, daß ich den armen Leuten nicht alle Tage den Eintritt gewähre, besonders im Sommer, wo der Park der einzig kühle Ort in der Umgebung ist."

„Das ist sehr schön und hochherzig gedacht," murmelte Marie.

„Hm! ... aber ... Ihnen schwebt ein ‚Aber' auf den Lippen," sagte er, „heraus damit!"

„Ich ..." — sie zwang sich zu einem großen Aufrichtigkeitsanlauf — „ich finde, daß Sie bei all Ihren philanthropischen Veranstaltungen zu weit gehen!"

Sie verstummte verlegen, hierauf begann sie erst die Glashauserdbeeren über alle Maßen zu loben, dann die schöne Form der Linde, unter welcher sie saßen.

Hans Ronskys Gesicht verdüsterte sich immer mehr: „Lassen wir das, Marie! Sie machen mich nervös — mir ist momentan etwas anderes wichtiger, als daß mein Gärtner gute Glashauserdbeeren zu ziehen versteht. Hm! ... Marie ... Sie haben mir bis jetzt noch gar nichts über meinen Vortrag gesagt. Ich erwarte ja keine Komplimente von Ihnen; aber etwas Interesse, eine aufrichtige Meinungsäußerung kann ich doch von Ihnen verlangen!"

„Ach, Hans, es fällt mir so schrecklich schwer, darüber zu sprechen! Sie meinen alles so gut, so edel. Und wenn Sie fehlen, so fehlen Sie doch nur aus den schönsten Absichten — aus purer hochherziger Überspanntheit!"

„Hm! ... hm!" Hans trommelte nachdenklich auf der Tischplatte ... „Sie sind sehr liebenswürdig, Sie verzuckern die Pille, so gut Sie können; aber Sie finden, daß ich fehl gehe!" Seine Stimme klang heiser, und sein Gesicht war blaß geworden.

„Hans! ... bitte, nehmen Sie mir's nicht übel!" In ihrer Aufregung und Herzlichkeit faßte sie ihn bei beiden Händen — „so gut ich's versteh, gehen Sie fehl. Was war Ihre Absicht, als Sie den Vortrag hielten?"

„Nun, das Selbstgefühl des Handwerkerstandes zu stärken. Ich denke, das sollte ich Ihnen deutlich gemacht haben!" rief Hans.

„Mir haben Sie das allerdings deutlich gemacht ... aber ... aber ich glaube, es ist ganz unnötig, das Selbstgefühl des Handwerkerstandes in der Weise zu stärken, wie Sie es zu thun versuchen! Sie fingen Ihren Vortrag mit den Worten an: ‚Niemand braucht sich zu schämen ein Handwerker zu sein!' Ja, Hans, gottlob ist es noch gar keinem wackeren böhmischen Handwerker eingefallen, sich seines Gewerbes zu schämen, und daß er deshalb getröstet werden müßte, ein Handwerker zu sein, geht im ersten Augenblick einfach über sein Verständnis. Er denkt darüber nach — warum bedauert mich der Herr ... und schließlich bedauert sich der Handwerker selbst! ... Hans, Hans! Sie säen ja Unzufriedenheit und Mißgunst mit vollen Händen, alles aus übertriebenem Edelmut, alles, weil Sie sich einbilden, ein jeder Handwerker in Natek müsse so fühlen, wie Hans Ronsky fühlen würde, wenn er an seine Stelle verschlagen worden wäre. Sind Sie mir sehr böse, Hans?"

„Ich bin Ihnen gar nicht böse," erklärte er. „Es thut weh, aber es war gewiß notwendig, mich aufzuklären!"

„Ganz genau hab ich Ihnen nicht folgen können," fing sie von neuem an, „ich habe zwar meine Muttersprache seiner Zeit gut gesprochen, aber etwas habe ich sie doch verlernt, wenngleich ich immer trachtete, im Auslande jedes bedeutende böhmische Buch zu lesen, das neu erschien."

„Nun, in vierzehn Tagen halte ich den Vortrag noch einmal deutsch," meinte Hans, „wenn Sie die Geduld hätten ..."

„Natürlich werde ich mich einfinden! Mich persönlich hat ja Ihre Rede außerordentlich angesprochen. Ich fand sie sehr geistreich, lebendig ... nur, wie gesagt, Sie überschätzen Ihr Publikum!"

Sein Gesicht fing an, sich aufzuhellen. „Und unterschätzen Sie es nicht ein wenig, mein Publikum, Marie? Soll man dem

Volke nicht das beste bieten, was man zu bieten hat?"

„Gewiß, aber mit Auswahl. Das dünkt Ihnen kleinlich, aber ich habe doch recht! Ich habe ja weder Ihre Bildung noch Begabung, Hans, aber wir Frauen haben mitunter einen gewissen praktischen Sinn, der den großen männlichen Idealisten abgeht — wir wirken manchmal gut als Bremse."

„Marie! Sie sind ein Engel!" rief Ronsky, „wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen ...!"

In diesem Augenblick trat der Kammerdiener Ronskys an den kleinen Tisch unter der Linde. „Ich bitt, gräfliche Gnaden, der Förster von Ein ist da, möcht mit gräflichen Gnaden sprechen."

„Sie verzeihen, Marie ..." Hans erhob sich, um mit dem Oberförster zu reden.

Nach einer Weile kehrte er zurück. „Der Zajiz" (so hieß der Förster) „teilt mir soeben mit, daß die Birkhähne auf der Rowina noch balzen. Er fragte mich, ob ich nicht Lust hätte, morgen früh auf die Balz zu gehen. Sie sagten mir neulich, Sie wären seit Ihrer Mädchenzeit nicht mehr auf der Birkhahnbalz gewesen und hätten Lust, das Aufwachen des Waldes wieder einmal mit anzusehen. Soll ich Sie um halb drei abholen? Die Rowina grenzt an die Wälder von Sanssouci."

Als Marie kurz darauf, nachdem in betreff des morgigen Jagdvergnügens alles Nötige besprochen worden war, nach Sanssouci fuhr, freute sie sich, daß alles noch so gut abgelaufen war, und lobte Hans in ihrem Innersten dafür, daß er die Wahrheit so gut vertragen habe. Wie viel Schmeichelei sie aufgewendet hatte, um dieses Resultat zu erzielen, wie klein sie sich gemacht hatte, um ihn nicht zu demütigen, darüber vermied sie genauer nachzudenken.

„Es ist so viel Schwung, so viel jugendlicher Heroismus in seinem ganzen Wesen. Mein Gott, es giebt ja Menschen, die allenfalls über ihn lachen könnten, es giebt auch Menschen, die über den Don Quijote lachen; und doch ist der Don Quijote für mich die rührendste Figur, in welcher je ein Dichter die Übertriebenheit des Edelmuts, die Ablehnung alles Gemeinen, die sich ewig von neuem schaffende Illusion synthetisiert hat!"

* * *

Marie war seit ihrer Mädchenzeit nicht mehr auf der Birkhahnbalz gewesen und freute sich deshalb wie ein Kind auf dies Vergnügen. Sie legte sich um neun Uhr nieder, um eins weckte sie die verdrießliche Kammerjungfer.

Marie stand auf, lustig wie ein Kind. Sie sang, während sie sich wusch und ankleidete — ein derbes warmes Lodenkleid ... einen Lodenhut — ganz weidgerecht.

Dann setzte sie sich in den Saal, dessen Fensterläden alle verschlossen waren, an einen Tisch, auf dem eine vereinzelte Lampe stand, aß Sandwiches, trank ein Glas Portwein und wartete.

Sie forderte den alten Lenze auf, die Holzläden vor der Thür zurückzuschlagen. Lenze aber hatte Angst, das durch die Scheiben schimmernde Licht könne Räuber anlocken. Sie lachte ihn aus und fragte ihn, ob er sich einbilde, daß Räuber wie die Motten nach dem Lichte flatterten. Der Alte schüttelte den Kopf, folgte ihrem Befehl aber offenbar nur mit großem Widerstreben. Lichter anzünden und Fensterläden zurückschlagen um zwei Uhr in der Nacht in einem einsamen Waldschlößchen, das erschien ihm, dem Stadt- und Schutzmanngewohnten, als eine haarsträubende Herausforderung des Schicksals.

Draußen war es noch fast dunkel, der Widerschein der Lampe spiegelte sich rot in einer schwarzen Fensterscheibe.

Marie war zu früh aufgestanden — sie mußte warten. Ihr dicker, zobelbesetzter Reisepelz lag neben ihr. Sie fragte den Diener, ob er den Fußsack vorbereitet habe.

Es war ihr sonderbar, so mitten in der Nacht dazusitzen in diesem stillen, einsamen Schloß. Sie fing an unruhig zu werden. Hatte Ronsky die Zeit verschlafen, hatte er die Verabredung überhaupt vergessen? Sie griff nach einem Roman und las. Er war nicht aufgeschnitten, das Zertrennen der Blätter tönte in die Stille der Nacht hinein wie das Rauschen eines Windstoßes — unheimlich-laut.

Endlich hörte man leise, leise das sich allmählich verstärkende Rollen von Wagenrädern. Es hielt vor dem Schloß. Jetzt pochte jemand an eine Fensterscheibe. Angstvoll trat der Kammerdiener an die Glas-

thür, öffnete sie schließlich behutsam und meldete Marie, daß der Herr Graf Ronsky draußen warte.

Marie schlüpfte in ihren Pelz und trat hinaus. Ronsky kam ihr entgegen, begrüßte sie vergnügt und half ihr in den Wagen.

„Ich habe ein leichtes Gewehr für Sie mitgebracht,“ rief er, „wenn Sie schießen wollten.“

Marie dankte ... das wollte sie sich noch überlegen, meinte sie.

„Und sind Sie ordentlich verpackt?“ fragte er.

Sie deutete auf ihren Pelz. Der alte Lenze und Ronskys Jäger bemühten sich gemeinschaftlich, ihr in den Fußsack zu helfen — und fort ging's durch den totenstillen Park, durch die dunkelgraue Nachtluft, in welche die Wagenlaternen zwei schmale, blasse Lichtstreifen zeichneten.

Der Kammerdiener machte hinter Marie die Thür zu und verschloß sorgfältig die Fensterläden.

„Was ist denn das eigentlich für ein Vergnügen, zu dem ein junger Mann eine Dame, die's auch noch nicht aufgegeben hat, jung zu sein, um zwei Uhr in der Nacht abholt?“ fragte die Kammerjungfer.

„Das ist ein Vergnügen, bei dem die Herrschaften in einem in die Erde gegrabenen Loch sitzen und auf einen mißtrauischen Vogel schießen, der sich ihnen nur zum Schuß naht, weil er aus Verliebtheit dumm geworden ist,“ erwiderte der Kammerdiener, der in seiner Jugend Büchsenspanner gewesen war.

„Was Sie sagen! ... Und wie lange sitzen sie in dem Loch beisammen?“

„Manchmal zwei bis drei Stunden,“ erwiderte Lenze ärgerlich. „Was geht Sie das übrigens alles an, Fräulein Betty?“

„Es muß eben ein sehr großes Vergnügen sein, mit so einem jungen Herrn zwei Stunden lang in einem Loch zu sitzen,“ sagte die Kammerjungfer bissig.

„Und ich finde es ein eigentümliches Vergnügen, über seine Herrschaft loszuziehen, besonders über so eine Heilige wie unsere Frau Gräfin, hören Sie's, Fräulein Betty, und wenn das noch einmal geschieht, so ...“

Aber die Kammerjungfer war verschwunden — die Drohung blieb dem alten Lenze im Halse stecken. —

Indessen trabten die leichten Jucker Ronskys die breite Straße entlang, welche zwischen den hohen Bäumen des Parks in die Wälder führte. Der Weg war sandig, der Hufschlag der Pferde klang gespenstig leise; es war nur wie ein Huschen, das die tiefe Nachtstille unterbrach.

Die Luft war köstlich frisch, vom Tau gekühlt, vom Duft der sich im Schlafe kräftigenden Waldbäume gewürzt. Ringsum alles weder dunkel noch hell, nicht form- aber farblos, eine in großen, halbverwischten Zügen gehaltene Kohlenzeichnung, kein Bild.

Steil hinauf geht's zu einer Lichtung, auf der einzelne Riesenkiefern ihre Stämme in den Himmel strecken und wo Quendel und Ginster angefangen haben zu blühen und zu duften. Man sieht die Blüte nicht, aber man genießt den Duft.

Der Boden ist braungrau, die Wälder sind schwarz, zwischen zerrissenen Wolken am Himmel blinken einzelne Sterne, ihr Licht dringt nicht herunter auf die Erde.

Jetzt fährt der Wagen aufs freie Feld, über eine weite, von Wäldern vielfach umdunkelte Heide. Im Westen über einer niedrigen Hügelkette sieht man die Mondscheibe in einer Insel von grünlich-gelblichem Licht zwischen finsteren Wolken sich dem Horizont zuneigen. Bald darauf ist der Mond verschwunden, die Welt noch um eine Schattierung dunkler geworden. Dann ein schlafendes Dorf, dessen weiße Mauern durch die Dämmerung schimmern.

Ein Hund schlägt an, ein Hahn kräht gedehnt und traurig. Dann liegt auch das Dorf hinter ihnen. —

Sie sind wieder in einen Wald eingebogen. Der Weg ist noch sandiger; sie können kaum vom Fleck; die Kraft der Pferde erlahmt.

Jetzt hält der Wagen. Neben einer Schneise steht der Förster des Reviers mit seinen beiden Hegern, um die Herrschaften bis zu dem „Schirm“ zu geleiten.

Ronskys Jäger springt vom Bock, um Marie behilflich zu sein, teilt sich mit den beiden Hegern in das Tragen der von Marie und Ronsky abgelegten Pelze, des Fußsacks, der Gewehre.

Sie gehen eine ganze Strecke durch den Wald, dann am Waldrand entlang, dann über eine Lichtung.

Aus einem an die Lichtung stoßenden Brachfeld ragt etwas, das in der verwischenden Dämmerung fast wie eine indianische Federkrone in vielfach vergrößertem Maßstabe aussieht — dort eine Wiederholung desselben Undings ... und dort ...

Es sind die „Schirme", in das Brachfeld gegrabene Löcher, um die man Fichtenzweige in die Erde gesteckt hat. Der Förster zeigt den Herrschaften den am günstigsten gelegenen Schirm, hilft ihnen sich unterbringen, übergiebt Hans Ronsky die Gewehre und zieht sich mit seinen Trabanten zurück.

„Wappnen Sie sich mit Geduld, Marie, wir werden warten müssen!" sagt Ronsky. „Es ist schon spät im Jahre, und sehr ergiebig wird die Jagd auf keinen Fall sein."

„Ja, ja, ich weiß schon, gar so sehr aus der Stadt bin ich doch nicht," erwidert sie ihm.

„Wollen Sie eine Cigarette?"

„Ja, mit Vergnügen!"

Nachdem sie ein paar Züge gethan hat, wirft sie sie weg. „Es ist schade, den Morgenduft zu verderben. Riechen Sie den Tau, Hans?" fragt sie.

„Ja ... herrlich!"

„Das wundersamste, was es giebt!" murmelt sie. „Tau auf jungem Gras!" Sie thut einen tiefen, genießenden Atemzug.

Er folgt ihrem Beispiel. „Herrlich!" murmelt er noch einmal, dann schweigen sie beide.

In ihrem Pelz geborgen, genießt sie die herbe, feuchte Frische um sich herum. Übernächtig, wie sie ist, fühlt sie sich ganz befangen in einer behaglichen Müdigkeit, die etwas wie einen dämpfenden Nebel über alle ihre Empfindungen zieht, ein Zustand, in dem sich die Gegenwart mit Träumen und Erinnerungen mischt. Manchmal fragt sie sich, warum sie sich gar so wohl fühle. Es ist schön, dazusitzen und dem langsamen Erwachen der Natur zuzusehen, ist schön, allein zu sein in dieser köstlichen Morgenfrische — mit ihm!

Er ist ungeduldiger; der Jäger ist wacher in ihm als der Mensch. Gespannt lauscht er dem Birkhahn entgegen.

Manchmal klingt aus der Ferne herüber etwas Undeutliches, leicht pochend Schauerndes. Da flüstert er: „Der Birkhahn ... er kommt!" ... und dann beugt er sich vor, aber der Birkhahn kommt nicht.

„Es ist schon zu spät im Jahre," klagt er immer wieder und setzt hinzu: „vielleicht wird sich überhaupt keiner mehr zeigen." Und dann murmelt er: „Zu dumm! Lohnte auch wahrlich, Sie für so ein verfehltes Unternehmen aus den Federn zu scheuchen!"

Sie antwortet nicht; sie lächelt nur.

Die Dämmerung lichtet sich etwas. Die Farben freilich sind immer noch nicht zu erkennen; nur ein unruhiges Weiß durchspielt das gleichmäßige Grau. In Wald und Feld wird es langsam lebendig. Zwischen dem eintönig klagenden Ruf der Brachschnepfe, die über den Feldern schwebt, klingt das zärtliche Girren der Waldtaube aus dem Forst heraus, dann wieder das heisere Krächzen des Fasans, dem jedesmal ein schaudernder, plusternder Flügelschlag folgt. — Ein seufzender Windhauch streicht durch den Wald und trägt den Duft der Fichten zu dem Taugeruch auf dem Brachfeld. Und in diese Naturlaute hinein tönt aus einem fernen Dorf, das man nicht sieht, das melancholische Horn eines Nachtwächters.

Vier Uhr. ... Der Birkhahn meldet sich noch immer nicht. „Das wird mir zu dumm!" brummt Hans Ronsky. „Bitte, sagen Sie es mir, wenn Ihnen die Geduld ausgegangen ist!"

„Aber sie ist mir gar nicht ausgegangen," versichert sie.

„Hm! ... Sie sind wirklich fabelhaft gutmütig!" meint er, „jede andere Frau hätte mich mit Insulten überhäuft wegen des mißlungenen Unternehmens ... aber ... pst ... vielleicht ... Nein, es ist nichts."

Marie lacht leise.

„Wie, Sie lachen, Marie! Mir war's, als girre eine Waldtaube neben mir."

Wieder schweigen sie beide; aber sie fühlt's, daß sein Blick durch die Dämmerung hindurch ihr Antlitz sucht.

Er räuspert sich ... fängt einen Satz an und bleibt stecken ...

„Was haben Sie auf dem Herzen, beichten Sie!" neckt sie ihn.

„Marie!" flüstert er.

„Nun?"

„Werden Sie sehr böse sein, wenn ich Sie etwas ganz Ungebührliches frage?"

Ihre Augenbrauen zucken ein wenig. „O ... ich bitte!" murmelt sie.

„Ich — ich möchte nur wissen ... ob Sie ... eine so ... o, ich erspare Ihnen die Beiwörter — eine solche Frau wie Sie durchs Leben gegangen sind ohne einen Roman?“

„Es scheint so ...“ Sie zuckt die Achseln. Ihr Mund ist ganz trocken geworden, und plötzlich kommt ihr eine Hoffnung, eine Ahnung. Sie erwartet etwas Wunderbares, das über ihr Leben entscheiden muß.

„Nun, dann kann ich Ihnen nur gratulieren, Marie. Ihre Unerreichbarkeit muß felsenfest gestanden haben, denn Sie müssen doch sehr oft vergeblich geliebt worden sein.“

„Meinen Sie wirklich?“ flüstert sie.

„Aber Marie!“ unwillkürlich beugt er sich vor, „Sie müssen doch wissen, daß Sie anbetungswürdig sind!“

Maries Herz klopft so laut, daß sie Angst hat, er könne es hören. Sie möchte von neuem anfangen zu reden, nur damit er es nicht schlagen hören sollte. Aber es fällt ihr nichts ein, sie schweigen beide.

Eine Waldtaube girrt in der Ferne, und die Wälder rauschen dazu. Es ist jetzt bedeutend heller geworden, die weißliche Bewegung in der grauen Luft wird stärker.

Mit einemmal hebt sich's wie leicht bewegte Schleier von der Erde empor. Ein grüner Schimmer taucht aus der Farblosigkeit des Bodens auf. Kurz darauf kann man die einzelnen Hälmchen erkennen, müde auf der Erde niedergestreckt unter ihrer Last von Tau. In den Wäldern wird es immer unruhiger, eine Stimme antwortet der anderen. Und jede Stimme ist ein Lockruf der Liebe oder eine Antwort darauf.

Und mit einemmal kommt es Marie zum Bewußtsein, daß die ganze Natur um sie herum nur nach einem strebt, nach dem verklärenden, erwärmenden Zauber, der das Leben schafft, jedes Pflänzchen sehnt sich der Blüte entgegen, aus der die Frucht reift. Nicht nur die Vögel in den Bäumen, die Bäume selbst, ja die gärende Frühlingserde atmet Liebe, schlafende Kräfte wachen auf, und vergessene Keime drängen ans Licht. Ihr wird sonderbar zu Mute, es ist, als ob das große Fieber sich auch ihrer bemächtigt habe, sie fühlt den Schmerz des Lebens wie noch nie, und sie weiß, daß sie das Glück mit derselben Kraft würde empfinden können. Es ist ganz nah, es mischt sich mit dem Schmerz, wie sich der nahende Morgen rings um sie herum mit der fliehenden Nacht mischt. Sie trachtet ihrer Empfindung einen festen Umriß abzuzwingen, aber nein, das Denken verscheucht den Umriß. Wozu denken, warum nicht den Augenblick genießen! Sie merkt, wie der junge Mann von neuem anfängt sie zu betrachten, und zwar mit einem Ausdruck sich immer steigender, erwärmender Bewunderung ...

Sie sieht ihn an mit einem hilflosen, durch Thränen leuchtenden Blick, der ihm alles verraten müßte, wenn er zu lesen verstünde.

Eine köstliche und doch beunruhigende Ahnung streift ihn — —

Plötzlich lenkt etwas seine Aufmerksamkeit ab. Er wendet den Kopf ... Es giebt ihr einen Stich ... „Sehen Sie dort die Henne?“ murmelt er.

Richtig ... dort, kaum sechzig Schritte entfernt von den beiden, trippelt ein schlanker Vogel mit einem schmalen, spitzzulaufenden Schweif über das graugrün schimmernde Feld. In seinen Bewegungen ist eine sonderbare, wichtigthuerische Feierlichkeit.

„Jetzt muß der Hahn kommen ... hören Sie ihn?“ flüstert Hans.

Durch die kühle, herbe Morgenluft schwebt, zwischen allen anderen Vogelstimmen deutlich vernehmbar, ein klagender, einschmeichelnder, sehnsüchtiger Laut, etwas zwischen einem Girren und einem Trillern, dann eine fast regelmäßig gebildete, aufwärts steigende Tonleiter, dann wieder dasselbe Girren, heißer, dringlicher, voll demütig flehender Leidenschaft.

„Sehen Sie ihn?“ murmelt Hans mit stockendem Atem. Ja, sie sieht ihn ... er kommt näher ... näher, schlägt mit seinem großen schwarzen Stoß ein Rad, hebt und senkt die Flügel ... Er scheint über sich hinauszuwachsen, schwebt über der Erde, gleitet wieder nieder, fängt von neuem an zu girren, zu trillern, zu bitten ...

Hans legt seine Büchse an ... Ein überwältigendes Mitleid ergreift Marie ... Er drückt los — der Schuß geht fehl ... Im entscheidenden Augenblick hat Marie den Freund beim Arm gepackt.

„Aber, Marie!“ ruft er etwas unwirsch, „was ist Ihnen denn eingefallen?“

„Mir that leid um den Vogel,“ murmelt sie ... „es war mir entsetzlich, daß er sterben sollte im schönsten Augenblick seines Lebens!“

„Dem schönsten ...?“

„Ja, dem Augenblick vor dem Glück,“ seufzt sie.

Aber er ist nicht zu besänftigen. „Nun, das ist ja alles sehr poetisch; aber wenn man so sentimental sein wollte, müßte man jeden Sport aufgeben. Ich wußte gar nicht, daß Sie so sind. Jetzt haben wir unsere Zeit umsonst verloren!“

„Haben wir wirklich unsere Zeit so ganz und gar verloren?“ sagt sie träumerisch mit einem Blick nach Osten. — In der Lücke der dunklen Waldmauern, welche den Horizont umgrenzen, hat es angefangen, dunkelrot zu glühen, der mit leichtem Gewölk bedeckte Himmel schillert im seltsamsten Farbenspiel. Es ist, als ob blaßviolette und rosa Wellen über einen türkisgrünen Untergrund zögen. Der Tau auf den Grashälmchen schimmert wie Quecksilber ... ein kalter, nach Erde riechender Hauch schaudert über das Brachfeld hin.

Da, mit einemmal ... jauchzend triumphierend, von oben schwebt es herunter, eine große jauchzende Befreiung, wie klingendes Licht ... die Lerchen haben angefangen zu singen, und die ganze Erde wird hell.

Über den schwarzen Wäldern, breit und rot, steigt die Sonne, fächerförmig von ihrem Mittelpunkt ausgehend, strecken sich ihre Strahlen über den Tau, erst kupferfarbig, dann golden; silberne Schleier umhüllen goldene Streifen, breiter und breiter werden die Streifen, die Schatten verscheuchend, von der Erde Besitz ergreifend, bis sie im allgemeinen Licht der langsam höher steigenden Sonne verschwinden. — —

Die Lerchen jubelten und trillerten noch, die ganze Himmelskuppel schien aus dieser hellen, schwebenden, sozusagen leuchtenden Musik aufgebaut; und von dem silbernen Klanghintergrund hoben sich alle die anderen Stimmen des Frühlingsmorgens ab — eine nach der anderen.

„Haben wir wirklich unsere Zeit verloren?“ fragte sie noch einmal.

„Nein!“ sagte er, aber seine Stimme klang nicht überzeugt.

Zwischen den Schatten der Wälder, die sich lang hinstreckten über das Brachfeld, sah man jetzt den alten, breitschulterigen Förster schreiten, von seinem Hund und seinen Trabanten begleitet.

„Na, ich ... gratuliere, Gräfliche Gnaden, hatte schon Angst, es würde sich kein Hahn mehr zeigen ... aber ...“

„Mein lieber Kembitzky ... es ist nichts zu gratulieren ... ich habe den Hahn gefehlt,“ erklärte Hans.

„Aber, Gräfliche Gnaden! ... das ist doch nicht möglich, er kam ja auf fünfzig Schritt ... ein Schütz wie der Herr Graf ...“

„Sie müssen sich hineinfinden, Kembitzky! Ihr Schüler hat Ihnen heute wenig Ehre gemacht,“ versicherte Hans und zündete sich eine Cigarette an.

Der alte Förster war ganz verblüfft, daß Graf Hans Ronsky, dem er vor zwanzig Jahren zum erstenmal das Gewehr zwischen die Hände gelegt hatte, und der seitdem einer der sichersten Schützen Österreichs geworden war, einen Birkhahn auf fünfzig Schritt gefehlt hatte! Sein Blick schweifte von ihm zu der schönen Frau.

Dann begaben sie sich zu dem wartenden Wagen. Die flinken Pferde zogen an; Hans und Marie waren beide still. Die Luft erwärmte sich; Marie streifte ihren Pelz ab, Hans half ihr dabei. Sie merkte, daß er sie unaufhörlich betrachtete. Die Farbe kam und ging auf ihren Wangen. Und so fuhren sie weiter durch den Duft des Waldes, den kräftigen, herben und doch wundersam süßen Morgenduft, durch das helle, leuchtende und doch von einer dämpfenden Feuchtigkeit verschleierte Licht. Rings um sie herum jauchzende Vogelstimmen und seiner Entfaltung zustrebendes zartes Grün.

Endlich hielt der Wagen vor dem Schlößchen. Alles schlief noch ... der Jäger mußte klopfen, ehe der Schloßwärter, sich die Augen reibend, die Thür öffnete.

„Haben Sie mir verziehen, Hans?“ fragte Marie.

„O, Marie! es ist an Ihnen, mir zu verzeihen!“ rief er. „Es war ja wunderschön — und ich war ein Tropf, ich hatte die Poesie der Stunde nicht gleich erfaßt.“

Sie reichte ihm die Hand, von der sie, ohne sich selbst davon Rechenschaft zu geben,

wohl nur um die Morgenluft darüber hinstreichen zu fühlen, den Handschuh heruntergezogen hatte.

Er drückte einen langen, innigen Kuß darauf. „Marie! mir ist, als hätte ich Sie erst heute kennen gelernt! ... Marie ...“

„Adieu!“ rief sie, ihm die Hand entziehend.

Ehe er sich's versah, war sie im Schloß verschwunden; die Thür war hinter ihr zugefallen.

* *
*

„Wäre es möglich, daß sie mich liebt?“ Das war die Frage, welche sich Hans Ronsky immer und immer wieder vorlegte, während er aus dem Walde nach Hause fuhr. Sein Herz jauchzte ihm die Antwort zu. „Ja, sie ist mein, sie liebt mich — sie — und sie ist eine einzige, herrliche Frau!“

Ein Gemisch von Seligkeit und Begeisterung erfüllte ihn ganz. Aber schon im Laufe seiner Fahrt von Sanssouci nach Natek fiel die Temperatur seiner Gefühle. Er hatte an die Möglichkeit einer leidenschaftlichen Zuneigung Maries für ihn nie gedacht. Jetzt, da er knapp davorstand, empfand er ihre Liebe mehr als eine Auszeichnung denn als ein Glück. Daß seine Beziehungen zu Marie nicht mehr auf der alten Basis bestehen konnten, daß sie nunmehr einem Ziel zustreben durften, hatte er heute einsehen gelernt. Der Gedanke, daß sie um fünf Jahre mehr zählte als er, streifte ihn, war ihm aber weiter nicht unangenehm. Er war nicht der erste, der eine ältere Frau zum Altar führte! Und sie war noch immer bildschön, dabei eine unvergleichlich vornehme Erscheinung. Der alte Ehrgeiz, der ihm seit seiner Jugend herrliche, wenn auch immer weiter in die Zukunft rückende Ziele vorgezeichnet, meldete sich. Sie würde vorzüglich repräsentieren in einer hohen offiziellen Stellung, und welche Gehilfin er an ihr haben würde!

Aber gerade bei diesem Gedanken durchzog ihn eine etwas unangenehme Empfindung, als ob ihm jemand einen Zügel hätte anlegen wollen. Er dachte an ihren unbefriedigten, unruhigen Blick während seiner Vorlesung in Natek und dann nach der Vorlesung an ihr ablehnendes Urteil. Und doch, mit wie viel Anerkennung war dieses sanft ablehnende Urteil verbunden gewesen, wie hoch stand er trotz allem in ihrer Achtung!

Er ließ dem Gärtner auftragen, in dem Warmhaus abzuschneiden, was am schönsten war und was gerade blühte. Diese blühenden Schätze wollte er ihr selber bringen, wenn er nach Sanssouci fuhr, um ... Dann frühstückte er mit großem Appetit — an ein Ausschlafen dachte er nicht. Ihm verschlug es nichts, seine Nachtruhe um ein paar Stunden zu kürzen.

Mittlerweile kam die Post an. Er empfing sie stets mit Vergnügen, brachte sie doch zumeist schwärmerische Äußerungen von Studiengenossen, die seine Lebensführung bewunderten und nicht aufgehört hatten, Großes von ihm zu erwarten. Das thut immer wohl, so lange man nämlich selber noch nicht aufgehört hat, Großes von sich zu erwarten. Diesmal aber bereitete Hans das Lesen der Briefe kein ungeteiltes Vergnügen.

Einer seiner Getreuen, und zwar der Getreueste, welcher bereits seit mehreren Jahren im politischen Getriebe Österreichs eine untergeordnete, aber gewissenhaft durchgeführte und — zum mindesten in den Augen seiner Parteigenossen — nützliche Rolle spielte, schrieb ihm:

Mein teurer Freund!

Du weißt, wie ich auf dich baue, auf dich hoffe, an dich glaube! Von Jugend an habe ich in dir eine Kraft gesehen, die dazu berufen sein sollte, dem Zerfall unserer zusammenbröckelnden Monarchie, unseres lieben, kranken Österreichs, Einhalt zu thun. Ich habe dich immer gleich bewundert, während du als junger Diplomat deinen Ideenkreis erweitertest, es lerntest, unsere Angelegenheiten von einem allem Parteihader entfremdeten objektiven Standpunkt anzusehen, und jetzt, wo du, mutig einer glänzenden Laufbahn entsagend, dich mit größter Aufopferung dem Studium unseres Volkes widmest. Ich sehe mit der größten Spannung dem Moment entgegen, wo du es endlich für geboten halten wirst, aufzutreten, dein ganzes Genie nutzbringend zu entfalten. In meinen Augen ist deine letzte öffentliche Meinungsäußerung, deine Broschüre „Es muß anders werden!“ nicht nur von hohem litterarischem Wert, sondern auch von unabseh-

barer politischer Bedeutung. Leider giebt es Menschen, die anders urteilen. Diese behaupten, du decktest nach allen Weltgegenden hin so viele Übelstände auf, daß es nicht abzusehen sei, aus welcher Richtung du das Heil erwartest. Außerdem bliebest du zu sehr an Einzelheiten haften und könnest infolgedessen keine Synthese finden. Du identifiziertest dich so vollständig mit allen Parteien, daß es deinen Lesern unmöglich würde, herauszubringen, ob du ein Hoch-Tory (verzeih den ungebildeten Ausdruck, ich gebrauche ihn als Citat!) — also, ob du ein Hoch-Tory seiest oder ein Anarchist. Auf diesen lächerlichen Unsinn erwiderte ich: „Du seiest vor allem ein Idealist!“ Worauf man mir zur Antwort gab: damit sei nichts gesagt, die Idealisten seien vorläufig keine politische Partei; und dein Onkel Miroslaw, welcher dieser Diskussion beiwohnte, setzte sogar hinzu: „Gott sei Dank!“ Ein anderer unserer Parteigenossen äußerte sich sogar: „Hm! Selbst ein Idealist hat manchmal gewußt, was er will; und der Teufel hol mich, wenn Ronsky das weiß!“ Auf diese Blasphemie erwiderte ich nur: „Die zweite Broschüre, welche mein Freund soeben unter der Feder hat, wird euch darüber aufklären!“ Nach dem hier Aufgezeichneten wirst du wohl den Zweck dieses Schreibens erraten haben. Zögere nicht länger, die Zeit drängt! Je rascher die Veröffentlichung deiner neuen Flugschrift vor sich geht, desto besser!

Außer dieser Epistel hatte die Post Hans Ronsky noch zwei Briefe gebracht, und zwar einen von seinem böhmischen Hofmeister, der Chefredacteur einer offiziellen, in böhmischer Sprache erscheinenden Zeitung geworden war, und einen von seinem deutschen Hofmeister, der jetzt Professor und Reichsratsabgeordneter, und zwar mit ausgesprochen deutscher Färbung, war.

Beide verlangten einen kurzen Auszug der neuen, bereits vor ihrem Erscheinen so hohes Interesse erregenden Broschüre.

Nur der Ungar hatte sich nicht eingestellt. Der stand auf festem politischem Boden und bettelte nicht um Unterstützung bei schwankenden politischen Geistern.

Die drei offenen Briefe lagen vor Hans auf dem Schreibtisch, als der Gärtner an seine Thür klopfte und auf ein zerstreutes „Herein“ eine Garbe von duftenden, taufrischen Lilien, sowie einen mit Moos ausgepolsterten Korb voll wundersamer dunkelroter Rosen hereintrug. Er hatte darauf gehalten, dem Herrn eigenhändig seine Produkte zu unterbreiten, um das ihm rechtmäßig gebührende Lob einzuernten.

Hans starrte ihn groß an. „Was zum Teufel ist Euch eingefallen, mir mein halbes Warmhaus kahl zu scheren!“ schrie er. So ganz und gar hatte er schon seinen Auftrag von heute morgen vergessen.

* * *

Mit einem Gefühl unerklärlicher Wonne und Seligkeit war Marie aus dem Wald in das Schlößchen zurückgekehrt. Sie sagte sich, daß, wenn sie Hans nicht ins Wort gefallen wäre, ihre Verlobung bereits stattgefunden hätte. Im Innersten fühlte sie sich eigentlich schon als verlobt.

Sie hatte sich sogleich, nachdem Hans fortgefahren war, niedergelegt und war fest eingeschlafen. Als sie aufwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel: es bereitete ihr eine unangenehme Überraschung, feststellen zu müssen, daß sie sich müder fühlte als am Morgen, ehe sie sich niedergelegt hatte. Sie erinnerte sich, daß, wenn sie als Mädchen nach einer durch solche Birkhahnbalz gestörten Nacht zwei Stunden geschlafen, frisch wie ein Reh aufgewacht, die Lücke in ihrer Ruhe gar nicht mehr empfunden hatte.

„Die Jugend ist eben vorüber!“ sagte sie sich. Sie stellte die Thatsache fest mit einer gewissen ruhigen Sachlichkeit, aber zugleich auch mit einer ihr am Herzen nagenden Verzweiflung. Das Gefühl von Wonne und Seligkeit, mit dem sie aus dem Wald zurückgekehrt war, konnte sie nicht mehr finden, wenigstens war es nicht ungetrübt. Allerhand Zweifel und Bedenken schoben sich in ihr Glück. Es war, wie wenn Wolken über einen blauen Sommerhimmel zögen und die Sonne verdeckten. Aber die Sonne drängte sich doch wieder durch ...

Warum hatte sie ihn unterbrochen? fragte sie immer wieder verdrießlich, warum, von einer unerklärlichen Scheu getrieben, sein

Geständnis verhindert? Etwas in ihr sagte ihr, daß es gut so gewesen war, daß es der Loyalität ihres ganzen Charakters widersprochen hätte, sich eine flüchtige Erhitzung seines Herzens — sie gehörte zu den Frauen, welche das Wort „Sinne“ nicht einmal in Gedanken aussprechen — zu nutze zu machen, um ihn an sich zu binden.

„Wenn er mich wirklich liebt, kommt er heute noch und hält um mich an, ruhig und ernst, ohne Überstürzung, wie sich's in unserem Fall geziemt,“ sagte sie sich.

Sie erhob sich von ihrem Lager, konnte sich jedoch nicht entschließen, nach der Kammerjungfer zu klingeln, und kleidete sich ohne deren Hilfe an. Sie hatte den dringenden Wunsch, allein mit ihren Gefühlen zu sein. Sie fühlte sich schwer und müde, fühlte die Last ihres Körpers mehr als gewöhnlich. Ihr war's, als ob sie ein Glas zu starken Weines genossen oder den allzu betäubenden Duft einer Blume eingeatmet hätte. Halbvergessene Melodien schlichen durch ihre Seele, die Melodien, mit denen Mühlen damals vor vier Jahren in dem Berliner Konzert den Frühling wachgesungen hatte.

Den Frühling ... sie dachte an ihre Spazierfahrt mit Olga Ronitz im Tiergarten. „Das war kein Frühling — nur die Sehnsucht nach dem Frühling hat Mühlen geweckt. Der Frühling ist tot geblieben,“ sagte sie sich, „der rechte, unbändige, alles umstoßende, alles belebende, alles berauschende, alles bethörende Frühling! Aber jetzt mußte er kommen!“

Es war, als sollte ihr Herz, das sie in ihrer Jugend grausam und rücksichtslos begraben, verklärt und selig auferstehen. Aber sie vermochte nicht, sich der neuen Seligkeit mit der Unbefangenheit der Jugend hinzugeben. Ein Schwindel, ein Gefühl der Unsicherheit und der Unruhe, der Angst mischte sich erst ganz leise, dann immer deutlicher in das Glück, ihr war's, als habe sie plötzlich ihren sittlichen Halt verloren. Sie schwebte zwischen Himmel und Erde und suchte vergebens den Boden unter den Füßen.

Ihr altes „Ich“ kämpfte gegen ihr neues Glück, und wenn sie für einen Augenblick aufhörte zu kämpfen, so hatte sie sofort das erleichternde, aber erschlaffende Gefühl des Herabschwebens, des Sinkens. Ihr war's, als sollte sie in einem Meer von Wonne untergehen.

Sie trat ans Fenster. In wundervoller Schönheit breitete sich der Park vor ihr aus, der weiße Fliederbusch vor ihrem Fenster blühte. Alles war Duft, Sonnenschein, Vogelgezwitscher, leuchtende, klingende Schönheit. Rings um sie herum jauchzte der Frühling — immer lauter, immer einschmeichelnder pochte er an ihr mühsam verschlossenes Herz, ungestüm, siegessicher.

Sie atmete mühsam, faltete krampfhaft die Hände und murmelte vor sich hin: „Ridona mi la calma ... ridona mi la calma!“

* *
*

Sie nahm sich zusammen, sagte sich, daß eine vernünftige Frau schließlich noch etwas anderes auf der Welt zu thun habe, als vor einem offenen Fenster zu stehen und einen blühenden Fliederbusch anzustarren.

Sie begab sich in den kleinen Salon, in dem sie sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte — ein kleines trauliches Zimmer, dessen Wände mit einer alten Tapete verkleidet waren, auf der verschiedene Chinesen unter aufgespannten Sonnenschirmen um allerhand Türme und Tempelchen herumtanzten.

Ein köstlicher Duft von frischen Blumen schlug ihr entgegen. Sie sah sich um und bemerkte auf dem Tisch neben einer der tiefen, braun ausgetäfelten Fensternischen einen Korb voll Lilien und Rosen.

Ihr Herz schlug stark, sie eilte auf die Blumen zu, suchte ein Billet, irgend einen Zettel ... umsonst. Hierauf läutete sie. Schon längst hatte Hans Ronsky einen seiner Mechaniker aus Natek herübergesendet, um das einsame Waldschlößchen mit elektrischen Schellen zu versehen.

Der alte Lenze trat ein.

„Lassen Sie die armen Blumen doch nicht verdursten!“ rief sie ihm zu, „bringen Sie ein paar Vasen! Wo kommen die Blumen übrigens her?“

„Der Herr Graf aus Natek hat sie geschickt.“

„So ... und war kein Billet dabei?“

„Nein, Excellenz, nur ein Päckchen. Da mir der Bote das als etwas sehr Wichtiges übergeben hat — ich mußte den Empfang

unterschreiben —, so habe ich es in meinen Schrank verschlossen. Excellenz wollten wir nicht wecken, wir dachten Excellenz hätte die Ruhe nötig nach der anstrengenden Jagdpartie."

Marie runzelte ein klein wenig die Brauen. „Bringen Sie mir das Päckchen," befahl sie.

Lenze brachte es. Es war ziemlich dick. Marie merkte sofort, daß es ein Manuskript enthielt, also keine — Liebeserklärung.

Ein Widerwillen überkam sie plötzlich vor den Blumen, die sie noch vor kurzem so liebevoll betrachtet hatte. Sie überließ es dem alten Lenze, sie in den Vasen zu ordnen, und zog sich in das kaum verlassene Schlafzimmer zurück, um das Paket zu öffnen.

Als sie es geöffnet hatte, wurde sie totenblaß, das Manuskript entfiel ihren Händen — — einen kurzen Augenblick drehte sich alles mit ihr — vor ihren Füßen schien sich ein Abgrund aufgethan zu haben, der ihren Traum verschlang.

Sie faßte sich bald.

Außer diesem Manuskript enthielt die Sendung noch den Brief des „Getreuesten" und einen Zettel folgenden Inhalts:

Liebe Marie, verehrte teure Freundin!

Es drängte mich eigentlich, heute noch selbst zu Ihnen hinüberzufliegen, um zu sehen, wie Ihnen unsere mißglückte Birkhahnbalz bekommen ist. Leider macht mir der Posteinlauf einen Strich durch die Rechnung. Ich habe die verschiedensten wichtigen Briefe zu beantworten, unter anderen den eines Freundes, Eugen Binsky, den ich zu Ihrer Orientierung beigelegt habe.

Erst wollte ich, ohne weiter zu zögern, meine Flugschrift in die Druckerei schicken. Dann aber kam mir doch der Wunsch, vorher Ihr Urteil darüber zu vernehmen. — Vielleicht sind Sie so gut, das Manuskript durchzufliegen, und deuten mir freundlichst an, wo Sie eine Änderung erforderlich finden. Es wird sich wohl nur um Details handeln! ...

Bitte, machen Sie mir kleine Bleistiftzeichen, wo Sie nicht einverstanden sind, und schreiben Sie mir überhaupt, wie Ihnen mein Essay gefällt.

Die Sache eilt sehr! Verzeihen Sie, daß ich Sie damit behellige, aber ich setze das unbedingteste Vertrauen in Ihre Freundschaft! Mit tausend Handküssen

Ihr Ronsky.

Verzeihen Sie mir den Ausdruck „mißglückte Birkhahnbalz". Er ist schlecht gewählt. Ich habe Ihnen den gefehlten Hahn längst vergeben. Es war doch wunderschön!

Im ersten Augenblick war Marie so zornig, daß sie Lust hatte, ihm das Paket ungelesen zurückzusenden. Langsam legte sich der kleine Zorn und machte einem großen Schmerze Platz.

Sie schloß sich in ihr Zimmer ein, um nicht gestört zu werden, und setzte sich zu eingehendem Studium zurecht, worauf sie zuerst den Brief des „Getreuesten" aufmerksam durchlas. Dann versenkte sie sich in das Manuskript.

* *
*

Sie las und las — mit kurzen Unterbrechungen — bis in den Abend, bis in die tiefe Nacht hinein.

Anfangs las sie eine Seite oft vier-, fünfmal, um ihren Sinn ganz in sich aufzunehmen. Sie legte Papierstreifen mit kleinen Anmerkungen zwischen die Blätter. Aber als sie weiter vorgedrungen war, hörte sie auf, sich mit einer eingehenden Kritik der Arbeit zu plagen. Die Sätze wurden immer verworrener, die Urteile immer widersprechender. Hier und da eine sehr hübsch ausgefeilte Phrase, ein poetisches Gleichnis, ein interessanter Gedanke; aber nichts, was für die zeitgenössische Politik einen Wert gehabt, nichts, was auf nur eine einzige der die Welt bewegenden Fragen ein neues Streiflicht geworfen hätte.

Eine erdrückende Menge von Belesenheit, eine verwirrende Vielseitigkeit, die jedem Standpunkt gerecht werden wollte, eine tödliche Ausführlichkeit bei Einzelheiten und Phrasen, Phrasen! ... Eine naive Art, prätentiös hergerichtete Gemeinplätze als etwas ganz Neues auf dem politischen Präsentierteller herumzureichen ... Das war das erschreckendste von allem! — —

Der Abend war hereingebrochen, als Marie mit dem Lesen dieses Machwerkes zu Ende war. Sie sah ratlos um sich, ein unsäglich

warmes, inniges, mütterliches Mitleid mit ihm, mit der Unzulänglichkeit seiner Begabung oder seiner Ausdrucksmittel quälte sie, der innigste Wunsch, ihn zu schützen, ihn vor dem schonungslosen Urteil seiner Zeitgenossen zu bewahren. Diese Flugschrift durfte nicht veröffentlicht werden! — —

In jener Nacht legte Marie sich nicht nieder — nicht einen Augenblick — sie dachte und dachte. Und dabei ging sie auf und ab, bis die Füße unter ihr schwankten.

Armer Hans! Er schien seiner Sache so sicher, es war schrecklich, ihn aus allen seinen Himmeln reißen zu müssen! Würde er ihr die Demütigung, die sie ihm anthun mußte, je verzeihen? gab es einen Mann, der einer Frau so etwas verzieh?

Dann aber sagte sie sich herb, daß es darauf nicht ankomme; die Hauptsache war, ihn vor der Veröffentlichung seines mißglückten Aufsatzes zu bewahren, und es hieß nun überlegen, wie dies am besten zu bewerkstelligen sei.

In seinem Brief hatte er ausdrücklich gebeten, ihm zu schreiben, was sie von seiner Flugschrift halte. Dagegen bäumte sich alles in ihr auf. Aber nach kurzem Kampf sagte sie sich, daß es doch besser sei, es zu thun.

„Ich werde den Mut zur Aufrichtigkeit nicht finden, wenn ich ihm in die Augen sehe, ich werde mit dem zweiten Wort aufrichten, was ich mit dem ersten niedergerissen habe. Es ist besser, daß ich schreibe," entschied sie.

Die Lampe, welche die ganze Nacht über gebrannt hatte, flackerte trübe und ging plötzlich aus; das blasse Morgenlicht drang in grauen Streifen durch die Ritzen in den Fensterläden. Marie schlug die Läden zurück und öffnete ein Fenster: durch das blasse, glanzlose Morgenlicht schimmerte der weiße Fliederbusch und grüßte sie mit seinem Duft. Sie dachte an gestern um dieselbe Zeit ...

Das vielfarbige Geglitzer der ersten Sonnenstrahlen lag über dem Tau der Rasenplätze von Sanssouci, als Marie die Feder zur Hand nahm und an ihren jungen Freund schrieb.

Aber nichts wollte ihr genügen; wohl zehnmal vernichtete sie das Geschriebene. Der Tag war voll hereingebrochen, als sie endlich ein paar Zeilen zusammengebracht hatte, die sie zweckentsprechend fand.

Lieber Hans!

Ich habe Ihre Flugschrift gelesen und zwar mit dem größten Interesse. Ich finde vieles darin sehr schön! Wenn Sie jedoch auf mein Urteil den geringsten Wert legen, werden Sie Ihre Arbeit nicht veröffentlichen. Talent verrät sie ja auf jeder Seite, und der ideale Zug, der mich in Ihrem Wesen so sympathisch berührt, der mir selbst Ihre Fehler lieb macht, läuft durch die ganze Schrift. Aber das zielbewußte Wollen, die deutlich ausgesprochene Tendenz fehlt.

Wenn Sie sich die Mühe nehmen möchten, im Laufe des Tages zu mir herüberzufahren, so könnten wir die ganze Sache noch genauer durchsprechen. Vorläufig nur so viel von Ihrer Ihnen treu und herzlich ergebenen

Marie Rheinsberg.

Sie legte den Brief zu dem Manuskript, siegelte es eigenhändig ein und übergab es dem alten Lenze mit dem Bedeuten, es augenblicklich durch einen sicheren Boten nach Natek befördern zu lassen. Nachdem das geschehen, schloß sie sich in ihrem Zimmer ein, legte sich auf ihr Bett und weinte, wie sie in ihrem Leben noch nicht geweint hatte.

* * *

Graf Miroslaw hatte bereits so viele Geschäftsbriefe uneröffnet liegen lassen, daß sich auf seinem Schreibtisch unter dem langgestreckten Bronzejagdhund, den er als Briefbeschwerer benutzte, ein ganz ansehnliches Häuflein dieser, wie er sich auszudrücken beliebte, „lauernden Feinde" angesammelt hatte. Aber heute war einer angekommen, den er trotz alles inneren Widerstrebens hatte aufmachen müssen, denn es war ein Expreßbrief gewesen, und es hatte „dringend" darauf gestanden.

Sein erster Ausruf, nachdem er ihn durchflogen, war: „Hab ich nicht recht, wenn ich behaupte, man soll nie Geschäftsbriefe lesen, man ärgert sich doch immer nur darüber!?"

Ein helles Auflachen seiner liebenswürdigen Gattin, an die er sich mit seiner gewagten Behauptung gewendet hatte, antwortete dem eigenartigen Ausspruch.

Gräfin Leontine, welche zugegen war, lachte auch, dann fügte sie hinzu: „Du bist

einzig, mein lieber Max — wirklich einzig! Ha — ha — ha!" Worauf der Graf, den der Expreßbrief in eine sehr üble Laune versetzt hatte, ausrief: „Ich weiß schon, Leontine, ich weiß schon, du bewunderst mich wieder einmal ... aber darum handelt es sich momentan gar nicht!"

„Um was handelt es sich denn eigentlich?" fragte Gräfin Klotilde. Sie war soeben im Begriff gewesen, mit ihrer Cousine vierhändig zu spielen, und erfaßte die Gelegenheit, sich vom Flügel loszumachen. Es war nämlich einigermaßen ermüdend, mit Leontine vierhändig zu spielen. Sie berief sich so oft auf „ihre Auffassung", besonders bei der Neunten Symphonie von Beethoven. Es war gewiß die allerbeste Auffassung, das hatte Bülow der Gräfin Leontine selbst bestätigt — ja, er hatte beim Dirigieren an ein oder zwei Stellen sogar sich nach ihrer Auffassung gerichtet — aber es war doch ermüdend.

„Du spielst mir zu gut," versicherte Gräfin Klotilde mit ihrem freundlichen Phlegma.

Und Gräfin Leontine strich das Kompliment mit derselben herablassenden Würde ein, mit der sie eben alle Komplimente als bare Münze einzustreichen pflegte.

Es war vormittags; die Herrschaften befanden sich nicht in dem kleinen, freundlichen, mit Cretonne überzogenen Wohnzimmer, in welchem die Gräfin Leontine so eifrig an ihrem Meßgewand gestickt hatte, sondern in dem sogenannten Musiksalon, einem feierlichen, um zwei Meter höheren Raum, der sich im Mittelbau des Schlosses befand und mit alten Gobelins austapeziert war. Im übrigen hatte er weder viel Zierat noch viel Möbel aufzuweisen, außer einem roten Marmorkamin, der erst vor drei Jahren hereinpraktiziert und ganz und gar mißraten war. Trotzdem hatte der Raum etwas vornehm Anheimelndes an sich. Nur die endlos hohen Fensternischen sahen kahl und nüchtern aus, obgleich sie mit weißer, von Goldleisten geschmückter Holzvertäfelung verziert waren. Man hatte sich seit zwanzig Jahren noch nicht einigen können über die Farbe der Vorhänge. Es paßte immer nichts zu den Gobelins, und selbst die zahlreich gespendeten Ratschläge der Gräfin Leontine hatten noch keine Entschlüsse zur Reife gebracht.

Der Graf war mit seinem Expreßbrief wie eine Bombe in das feierliche Gemach hereingestürzt, mitten in das Andante der Neunten Symphonie.

„Um was handelt sich's denn, Alter?" fragte noch einmal die Gräfin Klotilde.

„Ach, um nichts ... das heißt um alles ... um alles!" schnaubte der Graf. „Die Kommission behandelt unsere noch nicht parzellierten Gründe als Ackerland und bietet einen Gulden pro Quadratklafter ... einen Gulden! Es ist geradezu zum Lachen! Hans scheint das mit einer Gleichgültigkeit hinzunehmen ... Du hast nichts mehr mit den Gründen zu thun, Leontine, wie ...?"

„Nein — gar nichts, ich habe meinen Anteil noch bei Lebzeiten meines Mannes an Hans abgetreten."

„Ja, richtig ... richtig! Wir sind die ausschließlichen, glücklichen Besitzer!" brummte der Graf, „Hans und ich! Aber Hans ist unbegreiflich! Nach dem, was mir der Doktor Hampe schreibt, ist ihm alles Wurst ... alles ... er will sich nach mir richten ...! Das ist unerträglich, wenn sich die Leute nach einem richten wollen — ich will mich nach den anderen richten! Der Hampe behauptet, wir müßten es auf einen Prozeß ankommen lassen, es gäbe keinen anderen Ausweg!"

„Jedenfalls wäre es besser, du besprächest dich noch vorher mit Hans," meinte Gräfin Klotilde.

„Ja, ja! Du hast ganz recht," versicherte ihr Gatte, „ich muß ihm sofort schreiben. Wir müssen uns ein Rendezvous geben."

Die Gräfin Leontine, welche indessen fortgefahren hatte, halblaut Motive aus der „Neunten" zu klimpern — wenn sie die „Neunte" einmal aufgeschlagen hatte, konnte sie sich nie losreißen von ihr —, zog jetzt plötzlich die Hände von den Tasten. Ihr Gesicht nahm einen nachdenklichen, dann einen beruhigten Ausdruck an, wie das eines Feldherrn, dem plötzlich ein glänzender Schlachtplan eingefallen ist.

„Aber warum muß es denn in Prag sein?" fragte sie, worauf sie hinzusetzte: „Ich werde ihn ganz einfach auffordern, herzukommen. Noch heute will ich ihn einladen."

Die Gräfin Leontine that alles selbst, sie lud sogar unaufgefordert Gäste ein in fremde Häuser.

Gräfin Klotilde lächelte nur vor sich hin, dem Hausherrn aber war die Geduld gerissen. „Ich danke dir vielmals für die Mühe, die du dir um meinetwillen geben willst. Aber ich kann deine Freundlichkeit nicht annehmen. Ich habe die schlechte Gewohnheit, meine Gäste selber einzuladen.“

Diesem Ausfall war selbst das mit Eisen gepanzerte Selbstgefühl der Gräfin Leontine nicht gewachsen. Sie erhob sich und streckte sich zu ihrer vollen Höhe empor. „Wie du wünschest, lieber Max!“ Dann verließ sie mit dem herrlichen Anstand, der bei allen Hoffesten an ihr gerühmt wurde, das Gemach — jeder Zoll eine Königin.

* *
*

Ein peinliches Schweigen folgte ihrem Abgang. Graf Miroslaw war selber betroffen von dem, was er angerichtet hatte. Er wußte es ganz genau, was nun folgen würde. Die Gräfin Leontine würde mit ihrer Abreise drohen, sie würde alle zehn Koffer, mit denen sie stets zu reisen pflegte, in ihre Appartements bringen lassen, dann würde sie der Kammerjungfer Ratschläge in betreff des Packens erteilen, Klotilde würde sich zu ihr hinaufbegeben und eine Stunde lang an ihr herumtröſten müssen — und dann würde sie wieder bleiben und weiter regieren; man würde nur vorsichtiger mit ihr umgehen, ihr noch mehr Rechte einräumen müssen als früher. Einen Gast, und mochte er noch so nervenangreifend sein, unhöflich behandelt zu haben, war eine Sünde, für die man büßen mußte, besonders wenn der Gast eine Frau und der Sünder ein Gentleman war. Fatal!

Der Graf sah sich ratlos nach seiner Gattin um, wie jedesmal, wenn ihm das Leben Schwierigkeiten in den Weg warf. Sie machte ein bekümmertes Gesicht, um ihn recht zu ängstigen.

„Aber, Klotilde,“ fragte er beklommen — „war's denn wirklich so arg? War ich wirklich grob?“

Gräfin Klotilde brach in ein herzliches Lachen aus. „Ja ... ich kann's nicht leugnen,“ erwiderte sie.

Er fing an unruhig auf und ab zu gehen. „Fatal! ... sehr fatal! ... es wär mir recht leid, wenn Leontine es ernstlich übel genommen hätte, denn ... trotz all ihrer Schrullen bleibt sie doch eine hervorragende Frau! ... zu dumm!“

Erdrückt von der Last seines Schuldbewußtseins, setzte er sich nieder und versank in tiefes Nachdenken. „Und an allem ist dieser infame Expreßbrief schuld! Daß man auch jetzt keine Stunde des Tages mehr vor der Post sicher sein kann! Telegramme sind arg genug, aber noch Expreßbriefe! ... Ich nehme keinen Expreßbrief mehr an! ... Hab ich übrigens nicht recht, daß es unnütz ist, Geschäftsbriefe zu lesen? Es ist doch nur eine Formalität! Der Anwalt hat seine vorgefaßte Meinung, bei der er bleibt und gegen die er keinen Einwand aufkommen läßt. Zu was die Schreiberei! Verflucht! ... Ich hätte mich doch nie so hinreißen lassen, wenn ich mich nicht früher über den Expreßbrief blau und grün geärgert hätte! Glaubst du wirklich, daß die Leontin abreisen wird?“

„Keine Spur! beruhige dich ... und ein andermal sei ein wenig vorsichtiger!“ lachte die Gräfin Klotilde, dann nach einer Pause fügte sie hinzu: „Warum willst du denn deinen Vetter nicht einladen?“

„Warum?“ fuhr der Graf auf, „warum? Ich hab doch nichts dagegen — nicht das geringste ... aber schließlich find ich doch wirklich, daß man mir so etwas in meinem eigenen Hause selber überlassen kann.“

„Nun, das ist gewiß auch ein Standpunkt, und wenn du ihn hättest behaupten wollen, ohne ein Ungewitter heraufzubeschwören, so hattest du nichts weiter zu thun, als an Leontines übergefälliger Proposition vorübergehend zu sagen: ‚Du hast recht, Leontin — ich werd mich sehr freuen, Hans zu sehen — ich schreib ihm gleich!‘ ... Jetzt, nachdem du die Sachen auf die Spitze getrieben hast, bleibt dir wohl nichts anderes übrig, als klein beizugeben.“

Graf Miroslaw fuhr fort, unruhig auf und ab zu wandern. „Du hast recht, Klotild, wie immer,“ versicherte er. „Hm! könntest du nicht zu Leontin hinaufschauen und ihr sagen ... hm! ... was du willst — du wirst schon etwas finden zu meiner Entschuldigung!“

„Ja! ja! Alterl ... ich werde ihr sagen, daß der Expreßbrief an allem schuld war!“

„Das ist ja auch ganz richtig ... und dann kannst du sie bitten, den Brief an Hans zu schreiben, oder sie soll ihm telegraphieren, das klingt noch dringlicher!"

„Nun, wir wollen's schon machen, irgendwie wird's wohl gehen," versicherte Gräfin Klotilde aufmunternd.

„Du bist die Vernunft in Person," lobte der Graf. „An dem Tage, an dem ich um dich anhielt, hab ich das gescheiteste Stückl in meinem Leben ausgeführt!" Er nahm ihre kleine, volle weiße Hand in die seine und tätschelte sie zärtlich.

„Nun, es wär wohl auch gegangen ohne mich, du hast nur eine schlechte Gewohnheit ... du kutschierst zu schnell um die Ecken herum!"

„Ja, ohne dich hätt ich schon verschiedene Räder an verschiedenen Ecken verloren — das steht fest!"

* *
*

„Hat der Herr Graf keinen Jäger mitgebracht, oder kommt der vielleicht mit dem nächsten Zug?" So fragte der alte Kutscher des Grafen Miroslaw Hans Ronsky, dem er nach Katschow, der Bahnstation, von der aus man nach Wodanka fuhr, entgegengekommen war. „Es ist auch eine Britzka da für das Gepäck!" setzte er hinzu.

Hans kannte den alten Kutscher in der drapfarbenen Sommerlivree mit blauem Kragen. Er war ein Musterkutscher, fuhr wie der Teufel und war nie betrunken. Hans pflegte ihm sonst jedesmal etwas Freundliches zu sagen. Heute sah er ihn kaum an und erwiderte auf seine Frage nur trocken: „Ich habe keinen Diener mitgenommen. Ich denke nicht, mich lange in Wodanka aufzuhalten."

„Das ist aber schad," bemerkte der Kutscher mit der respektvollen Zutraulichkeit eines alten böhmischen Herrschaftsdieners. Dann betrachtete er den jungen Herrn kopfschüttelnd. „Dem ist was ‚der quer gangen'," stellte er bei sich fest, worauf er, sobald sich Hans in den blauen Polstern des gelben Phaetons zurechtgesetzt hatte, die Pferde antraben ließ.

Der alte Kutscher hatte recht, es war ihm etwas „der quer gangen". Er hatte Marie seinen Aufsatz eingeschickt — einesteils wirklich, um einen guten Rat in betreff der letzten Ausfeilung von ihr zu erhalten, hauptsächlich aber, um sich von ihr beloben, bewundern, wieder einmal so recht nach Herzenslust verhätscheln zu lassen.

Er hatte viel von seiner Flugschrift gehalten, hatte sich seines Erfolges sicher gefühlt. Ihr abfälliges Urteil hatte ihn ganz und gar niedergeschmettert, dann aber im höchsten Grade aufgebracht.

Wenn sie noch von ihrer persönlichen, unmaßgeblichen Meinung gesprochen hätte! Aber so mit voller Sicherheit ihn bestimmen zu wollen, auf die Veröffentlichung zu verzichten, darin verriet sich die Selbstüberhebung einer verwöhnten Frau — das war einfach unerhört!

Blaß vor Zorn hatte er den Brief Maries in tausend Fetzen zerrissen, dann, noch zitternd vor Erregung, ein paar Zeilen an seinen „Getreuesten" geschrieben, an den er sofort das Manuskript absenden ließ.

Ihm war, wie er dem „Getreuesten" mitteilte, darum zu thun, in dieser Angelegenheit das reife Urteil eines politischen Parteigenossen zu hören. Die Veröffentlichung wollte er von dem „Getreuesten" abhängig machen. Der Zorn der Enttäuschung, das gekränkte Selbstgefühl hatten ihm noch in allen Adern gepocht, als das Telegramm seiner Schwester aus Wodanka an ihn gelangt war. „Max wünscht dringend, dich in wichtigen Geschäftsangelegenheiten zu sprechen. Komm sofort!"

Nichts hätte ihm erwünschter sein können! Wenige Stunden später war er ins Eisenbahncoupé gestiegen. Der Weg von Katschow nach Wodanka war weit und dreiviertel davon war schlecht. Graf Miroslaw prozessierte bereits seit zwei Jahren mit drei Gemeinden, welche sich nicht entschließen wollten, die Straße herrichten zu lassen. Er wäre gewiß im vollsten Sinne des Wortes besser gefahren, wenn er, statt zu prozessieren, für die Ausbesserung selbst aufgekommen wäre. Aber, wie viele Menschen, die ein sehr anständiges Leben ohne alle Grundsätze führen, war er ein Principienreiter erster Klasse.

Das Terrain war hügelig, bergauf bergab ging's durch die Wälder, dann zwischen sumpfigen Wiesen dahin. Kurz vor Schluß kam noch ein Stück steil bergansteigender Straße.

Aber was war das? Dort, wo die Straße ihren Höhepunkt erreichte, stand eine weiße Martersäule, und daneben erblickte Hans die Silhouette einer weiblichen Figur. Das Gesicht vermochte er nicht zu erkennen, aber das eine sah er genau, daß das Mädchen dort oben jung, hochaufgeschossen und schlank war und daß es rötliches Haar hatte, welches in der untergehenden Sonne wie Gold glänzte.

Sich mit der Hand die Augen schützend, spähte es nach der Richtung aus, von wo der Wagen kam. Als er sich aber vorbeugte, um es genauer zu mustern, wendete es sich rasch, fast heftig um und eilte, von der Straße abbiegend, querfeldein über eine Wiese davon. Und wieder verriet ihm jede Bewegung, daß die Fremde sehr jung war. Er konnte sich gar nicht satt sehen an dieser halb wilden Unbefangenheit, mit der sie vorwärts hetzte. Sie lief so rasch, daß ihr Kamm ihr aus der Frisur fiel. Ihr reiches Haar rollte herab und flatterte hinter ihr her wie eine lodernde Flammengarbe.

Rotgoldig zeichnete es sich ab gegen das Türkisblau des Abendhimmels. Er sagte sich's später oft, daß sein Herz damals Feuer gefangen habe an der züngelnden Flamme ihres im duftigen, feuchten Frühlingswind hinflatternden Haares ... Wer konnte das sein? .. Wer anders als sein Mündel Nixa, die kleine Halbwilde, die ihm am Tage seiner Promotion mit so heißer Begeisterung die Hand geküßt — Nixa, die er zum letztenmal als unfertigen, unbeholfenen Backfisch kurz nach dem Tode seines armen Bruders gesehen hatte. Konnte sie sich so herrlich entwickelt haben?

Er merkte, daß sie im Laufen die Richtung nach dem Park zu eingeschlagen hatte, dessen mächtige alte Bäume man über eine niedrige weiße Mauer aufragen sah, und daß sie in einem Thürchen dieser selben Mauer verschwand.

Offenbar gehörte die Unbekannte zum Schloß. Ja, wer konnte es anders sein als Nixa!

* *
*

„Willkommen, Hans! ... Hoffentlich gefällt's dir hier, und du hältst's recht lang bei uns aus!“

Mit diesen Worten empfing Graf Miroslaw den Vetter, dem er bis in die Durchfahrt entgegengekommen war. Er sah sehr schön und vornehm aus in einem hellen Anzug, der seine noch mit sechzig Jahren schlank gebliebene Figur gut kleidete. Er paßte zu der Treppe, auf der er seinen jungen Anverwandten hinaufbegleitete, einer breiten, hochüberwölbten Treppe. Die mit weißlicher Ölfarbe gestrichenen Wände waren durch allerhand merkwürdig halbrunde Fenster und Nischen unterbrochen, die alle mit reich entwickelten grünen Pflanzen verstellt und dort, wo sie bis an den Boden reichten, mit wundervoller, altväterischer Eisenarbeit vergittert waren.

„Hast du deine Gewehre mitgebracht? Es stehen dir drei starke Böcke gleich morgen zur Verfügung. Der Wildstand ist heuer gut; ich bin froh, daß ich dir wenigstens das zu bieten hab. Im übrigen wirst du's ledern finden bei uns!“

Graf Miroslaw war ganz Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft. Er hatte den Expreßbrief völlig vergessen und überhaupt, daß der Vetter eigentlich einer geschäftlichen Angelegenheit halber „dringend“ nach Wodanka citiert worden war.

„Und wo ist dein Jäger?“ fragte er, nachdem er ein paar Höflichkeiten mit Hans ausgetauscht hatte.

„Ich hab ihn nicht mitgebracht,“ erwiderte Hans. „Ich bin ja nur in aller Eile herübergerutscht auf Leontines Telegramm hin. Es scheint, daß es sich um wichtige Geschäftsangelegenheiten handelt.“

„Ach ja! ... richtig! ... die Geschichte wegen der Expropriation ... Aber weißt du, Hans, besprechen müssen wir uns ja und eine Meinung abgeben; aber eigentlich geschieht das doch nur zur Parade. Wir werden schließlich alle beide den Ausweg erwählen, den uns der Hampe als den einzig richtigen darstellt. In jedem Fall bin ich froh, dich hier zu haben. Und jetzt entkommst du uns nicht so bald!“

„Aber ich hab ja gar nichts veranlaßt zu Hause, gar nichts geordnet für eine längere Abwesenheit,“ entgegnete Hans.

In diesem Augenblick wurde er der Schwester ansichtig, welche, mehr Maria Stuart als je, in dem weiten, luftigen Flur stand,

auf den die Treppe ausmündete, und nun ihren Bruder mit einer Überschwenglichkeit umarmte, als ob er ein drei Jahre lang vermißter, endlich heimkehrender Nordpolfahrer wäre.

Im Salon kam ihm die Gräfin Klotilde entgegen, herzlich, gutmütig, wohlthuend.

Eine anheimelnde Atmosphäre durchströmte das ganze Haus. Hans wurde nach seiner Reise gefragt und wie er Natek verlassen. Der Hausherr streifte mit einer flüchtigen Frage seine angenehme Nachbarschaft, worauf er ihn in das für ihn hergerichtete Zimmer hinaufgeleitete, damit er sich zum Souper „sauber" mache. „Eigentlich könntest du bleiben, wie du bist — wir sind ganz unter uns," hatte der Hausherr dem Gast mitgeteilt, „aber es wird dir vielleicht selber angenehmer sein, dich umzukleiden. Ich schick dir den Franz!"

„Ganz unter uns ..." Während Hans sich des Eisenbahnstaubes entledigte und seinen Reiseloden mit einem Smoking vertauschte, fragte er sich, was dieses „unter uns" bedeute. Ob die goldhaarige Walküre, die er dort neben der Martersäule erblickt, am Ende doch nicht sein Mündel sei, ob sie vielleicht gar nicht zu den tafelfähigen Schloßbewohnern gehöre? Es war nicht zu denken — solche in Freiheit dressierte Rassefüllen wie die wuchsen nicht auf in der Enge einer Beamten- oder Inspektorswohnung.

Die dröhnende, tragisch mahnende Stimme eines Gongs schnitt seinen Gedankenfaden entzwei. Zugleich pochte jemand an seine Thür. Der alte Schloßwärter meldete, die Herrschaften hätten sich im Salon versammelt, das Souper sei bereit.

Es war im Gobelinsalon, wo sich die Herrschaften versammelt hatten. Sofort bei seinem Eintritt bemerkte Hans seine goldhaarige Walküre, sein jugendliches Mündel Nixa. Sie trug ein weißes Kleid, das bis zum Hals, ja mit seinem knappen gestickten Stehkragen bis an das Kinn hinaufging, die Arme bis an die Ellbogen freilassend. Die Arme waren zart, wunderschön geformt und weiß und glatt wie Alabaster. Das Haar, welches er vorhin hatte ungebunden im Winde wehen sehen, war jetzt zusammengerollt, aufgesteckt und wellig von Stirn und Schläfen zurückgestrichen. So machte es den Eindruck, fast zu schwer für den kleinen Kopf zu sein.

So schön, wie er sie geträumt, war Nixa, aus der Nähe besehen, nicht; aber immerhin machte das Gesicht, das ebenso wie die Arme das echte Alabasterweiß der Rothaarigen aufwies, einen interessanten Eindruck.

„Monika!" rief er herzlich, „da bist du ja! Hast du dich aber verwandelt! Alle Achtung! Ich freu mich sehr, dich wiederzusehen!"

Monika senkte die Augen, sah verlegen aus und wurde rot.

Er imponierte ihr offenbar sehr. Ihre Schüchternheit rührte ihn. Allerhand ritterliche Instinkte tauchten in ihm auf. Er nahm die Hand, welche Nixa ihm mit einer etwas linkischen Bewegung gereicht hatte, und führte sie an seine Lippen. „Bist du es denn wirklich?" lachte er. „Die kleine Monika, die ich zum letztenmal vor drei Jahren sah, war dick, hatte einen kurzen Hals und unzählige Sommersprossen. Sie stand im unvorteilhaftesten Alter. Für jemanden, der die Übergangsperiode nicht mitgemacht hat, wäre es wirklich schwer gewesen, die Kaulquappe von damals mit der Nixe von heute zusammenzureimen!" Er verbeugte sich lächelnd.

„O, wie galant du sein kannst! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß ein so hervorragender Mann wie du sich zu so etwas hergiebt!"

„Und wie du zu schmeicheln verstehst!"

„Schmeicheln! ... O, Onkel Hans ...!" Eine solche überzeugte Fülle von Anbetung sprach aus ihren zu ihm aufgeschlagenen Augen, daß es ihm durch Mark und Bein ging!

Doch in diesem Augenblick wurde die Flügelthür geöffnet: man begab sich zu Tisch.

* * *

Hans Ronsky war ungewöhnlich angeregt und gesprächig bei dem Souper. Das hübsche Speisezimmer mit der eichengetäfelten Decke und den spanischen Ledertapeten, von denen sich die in schmalen, altväterischen Goldrahmen gefaßten Familienporträts abhoben, war gut beleuchtet, das Essen vorzüglich, wenn auch eher österreichisch als französisch.

Nur die Weine waren französisch: alter Burgunder und weißer Bordeaux, herrlicher Yquem, dessen in Eis gekühltes Feuer eine einschmeichelnd aufregende Wirkung auf Hans ausübte. Er fühlte sich wie von einer Last erleichtert, von einer Fessel befreit, er hielt Vorträge über die politische Lage Österreichs und gebrauchte unaufhörlich seine Lieblingswendung: „Meines Erachtens etc. ...“ Alle anwesenden Damen, von seiner Schwester angefangen, hörten ihm andächtig zu.

Plötzlich hörte er sich eine Phrase sagen, die besonders geistreich war, die dem Hausherrn ein lautes „ausgezeichnet“ abgewann, und er ward sich bewußt, daß die Phrase gar nicht von ihm war, daß sie von Marie herrührte. Er schüttelte die Erinnerung von sich ab; aber von dem Augenblick an verhielt er sich stiller.

Über den sehr einfach, aber mit blendender Sauberkeit gedeckten Tisch hinüber bemerkte er Nixa, die ihn mit anbetenden Blicken anstrahlte, die Augen jedoch sofort auf ihren Teller senkte, als sie bemerkte, daß auch er ihr seine Aufmerksamkeit zuwendete. Er sah es genau, daß die Befangenheit des jungen Mädchens, anstatt abzunehmen, mit jeder Minute wuchs. Ein gerührtes Mitleid durchwärmte ihn. Er hätte sie in die Arme nehmen mögen, um sie zu streicheln, zu beruhigen, zutraulich zu machen und dann abzuküssen ... abzuküssen ...

„Weißt du, Nixa, daß ich dich heute bereits aus der Ferne erblickt habe?“ bemerkte er nach einer Weile.

„Du mich?“

„Ja, ich dich! Ich glaube nicht, daß man dich so leicht mit einer anderen verwechseln kann. Du standest dort bei der Martersäule und spähtest die Landstraße hinauf. Offenbar hast du irgend was erwartet, den Postboten wahrscheinlich, der dir ein neues Kleid bringen sollte. Als du des Wagens ansichtig wurdest, schienst du sehr enttäuscht zu sein, denn du hast mit aller Geschwindigkeit die Flucht ergriffen.“

Nixa war feuerrot geworden. Niemand an der Tafel antwortete. Gräfin Klotilde wechselte einen Blick mit ihrer Cousine, worauf diese, man war beim Dessert, die Tafel aufhob.

„Die Herren können sich noch ein wenig beim Wein unterhalten,“ meinte die Dame des Hauses. „Wir werden uns ohne sie im Salon behelfen. Meinem Mann macht es ein besonderes Vergnügen, wenn er ein wenig ‚tischeln‘ kann, und ihr hättet die beste Gelegenheit, eure langweiligen Geschäftsfragen zu erörtern.“

Hans war aufgestanden, um den Damen die Thür zu öffnen. Als Nixa an ihm vorüberkam, suchte er ihren Blick zu erhaschen, aber sie hielt die Augen eigensinnig zu Boden gesenkt ...

Er fühlte es deutlich, daß es ihm verdrießlich war, zu seinem Vetter und den Weinflaschen zurückzukehren, um so mehr, als er merkte, daß er den Vetter vom „Tischeln“ nicht so leicht würde loszureißen vermögen.

Es war das eine englische Sitte, welche Graf Miroslaw kennen und lieben gelernt hatte, als er noch Attaché in London war. Als echter österreichischer Edelmann hätte er es gänzlich unstatthaft gefunden, sich bis zu irgend einem unästhetischen Grade zu betrinken, das war gut für Rekruten oder Studenten. Hingegen liebte er es, seine Lebensanschauungen mittels eines Glases starken Burgunders optimistisch zu stimmen, sich überhaupt in eine gute Laune „hineinzupiepeln“, wie er es nannte.

„Noch ein Glas?“ sagte er jetzt, indem er dem Vetter den Chambertin hinüberschob.

Hans goß sich pro forma ein paar Tropfen ein.

„Du weißt nicht, was gut ist,“ versicherte Miroslaw und streckte die Arme ein wenig von sich, „mir ist geradezu zu Mute, als hätte ich Sonnenstrahlen im Leib, und ein Wohlwollen fühl ich gegen meinen Nächsten — nicht zu beschreiben! Ich möcht die ganze Welt umarmen!“

Er schenkte sich noch ein Glas ein, dann mit einem lustigen Augenblinzeln zu dem Vetter hinüber: „Hast du die arme Nixa in Verlegenheit gebracht!“

„Aber wieso?“ fragte Hans.

„Na, als du ihr erzähltest, daß du sie dort bei der Martersäule bemerkt, wie sie dir entgegenspähte! ... Du gabst freilich vor, zu denken, daß sie die Post erwartet haben müsse. Aber das war durchsichtig.“

„Max, ich versichere dir ...“ beteuerte Hans.

Der Hausherr fing an zu lachen. „Solltest du wirklich an die Postsehnsucht geglaubt

haben?“ rief er. „Nein! Bist du naiv! Du ... unter uns — cela ne tire pas à conséquence. Die Nixa hat ja geradezu eine tragische Leidenschaft für dich. Wir haben sie neulich dabei betroffen, wie sie ein Briefcouvert geküßt hat, nur, weil es mit deiner Handschrift verziert war.“

„Max!“

„Thatsache ... Thatsache, mein Lieber!“ versicherte Miroslaw. „Nun, sterben wird Nixa an dieser Schwärmerei nicht — für irgend etwas schwärmen junge Mädchen immer. Früher hat sie für einen Tenor geschwärmt. Wie hieß er nur? ... Macaroni oder Salami. So etwas Italienisches! Die Schwärmerei datiert übrigens sehr weit zurück. Sie muß noch in kurzen Kleidern gesteckt haben, als sie sein Bild im Medaillon um den Hals trug. Ist das dumm ... ein junges Mädchen! ... Und es giebt Männer, die sich gern mit so etwas abgeben. Mir ist das unbegreiflich! Zum Anschauen sind ja die Mädel mitunter recht hübsch — aber man kann mit ihnen nicht reden, sie sind zu langweilig. Und immerfort muß man sich in acht nehmen, daß man sich nicht vergaloppiert. Ich habe mein ganzes Leben nur mit einem jungen Mädchen gesprochen — das war die Klotilde, und mit der eigentlich auch erst, als ich schon mit ihr verheiratet war.“

Hans fing an zu lachen, worauf der Hausherr den Lapsus, dessen er sich schuldig gemacht hatte, gewahr wurde und ebenfalls lachte. Zu gleicher Zeit klopfte er sich auf die Stirn und dann der Flasche Chambertin auf den Stöpsel. „Ich glaube, es ist Zeit, daß wir uns in den Salon verfügen, sonst muß ich meinen Verstand in der leeren Flasche suchen. Mein Geist und der Chambertin dürften die Plätze gewechselt haben.“

* *
*

Um das reizende Schlößchen von Sanssouci herrschte eine bleierne, verschlafene Müdigkeit, als ob die, welche es bewohnte und die Seele des Ganzen gewesen war, alle Teilnahme am Leben verloren hätte.

Seit mehr als einer Woche erwartete sie ihn jeden Tag, jede Stunde — er kam nicht. Die hohen alten Faulbäume hatten ihre schwül duftenden Blüten abgestreift, der Boden unter ihnen war mit zarten weißen Blättchen wie mit Schnee bestreut. Und über den Fliederbüschen lag ein gelbbraunes Welken, als ob eine Flamme versengend darüber hingezogen wäre.

Zwischen den schwertförmigen Irisblättern, die scharf und spitz eine grüne Mauer um das Bassin vor dem Schloß aufbauten, streckten sich grünviolette, flachgepreßte Knospen hervor, ja an vielen Stellen prangten die Irisblumen schon in der vollen Pracht ihrer veilchenblauen, gelben oder weißen Anmut. Die Vielfarbigkeit des jungen Frühlingslaubes hatte sich in ein allgemeines helles Grün verwandelt, das, besonders an den Linden- und Kastanienbäumen, etwas grell und unvermittelt gegen das Schwarz der Baumrinden an Stämmen und Ästen abstach.

Der schönste Augenblick des Frühlings, die vielverheißende Unfertigkeit, war vorüber. Das ausgeführte Bild war nicht so schön wie die Skizze, und es lagen auch schon zu viele welke Blüten im Gras.

Marie sah bleich aus und war zusehends abgemagert.

Durch die Dienerschaft hatte sie erfahren, daß Hans für ein paar Tage verreist war, aber das erklärte nichts. Eine rasende Unruhe rüttelte an ihrer Seele, zehrte an ihrer Gesundheit. Wie sie die Sache auch hin und her drehen mochte, sie fand doch für sein langes Ausbleiben nur eine Erklärung: er hatte ihr ihre Aufrichtigkeit übel genommen.

Anfangs hatte der Ärger über seine thörichte Empfindlichkeit sie dermaßen erfüllt, daß sie darüber die Sehnsucht nach ihm vergessen hatte. Es ist doch nicht möglich, daß ich einen so eitlen, kleinlichen Menschen liebe, hatte sie sich ein- über das anderemal gesagt. Es ist ja nur gut, daß ich ihn zu rechter Zeit als das erkannt habe, was er ist.

Aber in kurzer Zeit fiel der Zorn, und die Sehnsucht kam wieder. Sie fand tausend Entschuldigungen für ihn. Sie hätte zartere Worte finden sollen, um den schönsten Traum seines Lebens zu zertrümmern, um eine Hoffnung, auf die er seinen ganzen Lebensplan aufgebaut hatte, hinzurichten!

Daß sie ihn kränken, eine Verstimmung heraufbeschwören würde, hatte sie nicht nur

gefürchtet, sondern erwartet. Sie hatte sich zu einer stürmischen Auseinandersetzung gewappnet. Aber daß er plötzlich, ohne ein erklärendes Wort, aus ihrem Leben heraus verschwinden würde, darauf war sie nicht vorbereitet gewesen. Wie sie sich auch Vernunft predigte, ihre Zeit wie sonst mit ernsten oder nützlichen Beschäftigungen auszufüllen trachtete, sie konnte ihre innere Unruhe nicht bemeistern. Es lag ihr schwer auf der Brust, mit jedem Atemzug wähnte sie einen Centner zu heben. In ihren Adern floß das Blut heiß, bald langsam, bald stürmisch, immer schmerzlich, als wolle es die Adern sprengen. Sie war zugleich matt und rastlos. Sie hätte Lust gehabt, sich auf ihr Lager auszustrecken und sich nie mehr zu rühren. Aber sobald sie sich niederlegte, war ihr, als habe sie sich auf lodernde Flammen gebettet; und sie richtete sich auf, um von neuem, aber vergeblich, eine Zerstreuung zu suchen. Doch sie fand sie nicht, da alle ihre Gedanken immer wieder zurückstrebten auf denselben Punkt, von dem sie nichts loszureißen vermochte. Die schöne und starke Fähigkeit, sich für die vielfältigsten Dinge zu interessieren, die sonst eine ihrer schönsten Eigenschaften ausgemacht hatte, war gänzlich gelähmt. Wenn sie sich eine Stunde lang zum Lesen oder zum Musizieren zwang, wußte sie nachher nie, was sie gelesen, was sie gespielt hatte. Und wenn man vor ihren Augen eine der alten Linden vor der Terrasse umgehauen hätte, die sie so liebte — sie hätte es nicht gemerkt, oder es wäre ihr gleichgültig gewesen.

Ihr ganzes Sein war nur noch ein gespanntes Sehnen und Lauschen. Immer horchte sie auf das leichte Räderrollen, das ihr sein Kommen verkünden mußte. Aber es war nichts zu hören, nichts als das leise Flüstern der Bäume, das Singen der Vögel, das Summen und Schwirren der Insekten: der ganze volle Jubelaccord des Liebe und Blüte weckenden Frühlings, in den das Fallen welkender Blüten hineinknisterte.

* * *

Seit Ronskys Ankunft in Wodanka sind heute vierzehn Tage vergangen. Anfangs war die Verlängerung seines Besuches für ihn mit Skrupeln verbunden. Aber die Skrupel haben sich bald verflüchtigt. Er amüsiert sich ausgezeichnet, und das Gefühl des Wohlbehagens, das ihn gleich in der ersten Stunde nach seiner Ankunft unter dem Dach seiner Verwandten umfangen hat, ist noch im Steigen.

Es ist ein sehr schöner Frühlingstag, ein warmer, duftiger, von kühlenden Winden durchspielter Maitag.

Die Gräfin Leontine sitzt an einem offenen Fenster ihres Schlafgemaches und blickt, hinter einer Gardine verborgen, aufmerksam hinunter auf ein junges Paar, welches um das große, mit Rosen bepflanzte Rundell vor der Schloßfront ein Radwettrennen veranstaltet: Hans und Nixa, beide, wie sie vom Lawntennis-Platz gekommen sind, in hellen, schmaldurchstreiften Wollanzügen und mit fast gleichen Matrosenhüten. Sie sehen beide sehr angeregt aus und scheinen gegenseitig an ihrer Gesellschaft viel Freude zu finden.

Nixa fährt unendlich besser als ihr junger Vormund. Nachdem sie das Rennen glänzend gewonnen, gönnt sie sich das Vergnügen, ihn durch die merkwürdigsten Kurven und andere komplizierte Figuren, die sie mit ihrem Rade in den gelben Sand hineinzeichnet, zu verblüffen. Zu dem Fenster, von dem aus Leontine die beiden heimlich beobachtet, tönen herzliche Lachsalven, bewundernde und warnende Ausrufe hinauf.

„Teufelsmädel! ... famos! ... Um Gottes willen, brich dir nicht den Hals!“ Und wie graziös sie dabei aussieht, wie leicht und anmutig sie ihre Kunststücke macht! Was unsere Zeit alles erlebt, Nixen auf dem Veloceped! Ich hätte gar nicht geglaubt, daß das verdammte Rad eine Frau so gut kleiden könnte!

„Hör mal, Nixa, das ist zu arg!“ erklärte Hans schließlich mit komischer Entrüstung. „Meine männliche Würde leidet es nicht, mich dermaßen von dir in den Schatten stellen zu lassen! Ich muß dir deine Künste ablernen, um dich, sobald es irgend angeht, darin zu übertreffen!“

Aber mit dem Übertreffen schien es noch gute Wege zu haben. Wie viele vorzügliche Reiter, manipulierte Hans mit dem Zweirad schwerfällig und ungeschickt. Als er,

Nixas Beispiel nachahmend, die Arme auf dem Rücken verschränkte, behauptete er sich nur mit Mühe, und als ihm plötzlich ein laut bellender Spitz entgegensprang, machte er bei dem Versuch, dem Spitz auszuweichen, eine so ungeschickte Bewegung, daß er samt seinem Rade zu Boden und zwar gegen eine weißlackierte Gartenbank fiel.

„Um Gottes willen, Onkel Hans!“ Ehe er sich's versah, war Nixa von ihrem Rade heruntergesprungen und reichte ihm beide Hände, um ihm beim Aufstehen zu helfen. Ihre Besorgnisse gutmütig verlachend, schnellte er zwar ohne ihre Hilfe empor, dabei aber stellte es sich heraus, daß er auf den linken Fuß nicht recht gut auftreten konnte.

„Es ist nichts ... ich habe mir nur ein wenig den Knöchel verstaucht!“ rief er, „gebrochen ist er nicht; es hätt schlimmer ausfallen können. Das kommt vom Ehrgeiz, Kleine!“

„Ja,“ versicherte Nixa, „das kommt vom Ehrgeiz! ... Ach, der Ehrgeiz ist überhaupt ein gräßlicher Unruhstifter und Quälgeist. Ich kann den Ehrgeiz nicht leiden!“

„Hast recht! Bist ein großer Philosoph sans le savoir, wie übrigens alle echten Philosophen!“

Sie saßen jetzt beide auf der weißen Gartenbank, gegen die Hans so ungeschickt mit seinem Fahrrad angeprallt war. Plötzlich legte der Vormund seinem Mündel väterlich den Zeigefinger unter das Kinn. „Was ist denn das, Nixa? ... Thränen?“ Und er tippte einen großen Tropfen von der Wange des jungen Mädchens weg. „Wo kommen denn die her, Nixa?“

„Es war nur ... ich bin so fürchterlich erschrocken, als ich dich auf dem Boden liegen sah,“ schluchzte Nixa. „Ich hatte Angst, du habest dir am Ende das Bein gebrochen — wie August Schönberg im vorigen Jahre.“

„Kleiner Narr!“ rief Hans, „ich hätte gar nicht geglaubt, daß Nixen so warmherzig sein können.“ Er nahm ihre Hand, streichelte sie leicht und führte sie an seine Lippen. „Und es wär dir sehr leid gewesen um mich, wenn ich mir das Bein gebrochen hätte, was?“

„Natürlich, sehr!“ erklärte sie, während sie sich mit dem Rücken ihrer Hände die nassen Augen trocken rieb. „Aber es wär doch auch wieder sehr schön gewesen — ich hätte dich von früh bis spät gepflegt.“

„Kleiner Narr! ... kleiner, rührender Narr!“ murmelte Hans.

Während er noch aufrichtig bewegt dem jungen Mädchen in die thränenglänzenden großen Augen sah, den schieferblauen Augen der Rothaarigen, kam der alte Kammerdiener auf den großen, im Halbkreis mit Rokokostatuen besetzten Platz vor dem Schloß und meldete: „Frau Gräfin lassen sagen, es sei Besuch gekommen.“

„Wer ist denn gekommen?“ erkundigte sich etwas ärgerlich über die Störung Nixa.

„Der Herr Graf Doppelberg und der Herr Major aus Kralow mit Frau Gemahlin!“ Damit zog sich der Kammerdiener zurück.

„Wer ist denn der Major?“ fragte Hans.

„Ein gewisser Müller mit irgend einem Prädikat ... man konnte ihn, scheint's, ganz gut leiden, solang er ledig war. Seitdem er geheiratet hat und überall seine Frau vorstellen will, wünscht man ihn an das Ende der Monarchie.“

„Wen hat er denn geheiratet ...?“

„Ach, irgend jemand,“ erklärte Nixa hochmütig, „sie heißt Schulze, infolgedessen nennt man das Paar Müller und Schulze. Ein bißchen Geld hat sie, auch ein bißchen Bildung. Mit beidem macht sie sich unbeliebt.“

„Von wem weißt du denn das alles?“

„Doppelberg hat mir's erzählt,“ erwiderte Nixa.

„Hm! Und Doppelberg ist ...?“

„Ach!“ — sie errötete ein wenig — „Doppelberg ist ein Oberleutnant.“

„So!“ ... Hans sah das junge Mädchen von der Seite an. Nicht ohne Spannung, ja nicht ohne geheime Unruhe wartete er auf das, was sie über Doppelberg sagen würde. „Ein Oberleutnant ... und weiter nichts ...?“ drang er in sie.

„Ach, nebenbei ist er ein ganz anständiger Mensch, der famos Lawntennis spielt und mich heiraten will!“

„So ... so ... heiraten will er dich — was sich so ein Gelbschnabel alles erlaubt! Dann interessiert er mich natürlich lebhaft, da muß ich mir ihn sogleich ansehen,“ scherzte Hans und machte Miene aufzustehen. Dabei

stellte es sich aber heraus, daß ihn der Fuß doch bedeutend mehr schmerzte, als er anfangs angenommen hatte. Er verzog ein wenig den Mund und stieß ein ärgerliches „Zu dumm!“ heraus, um sich dann von neuem niederzusetzen.

„Ich werde dich bitten müssen, mir einen Diener zu schicken, auf den ich mich stützen kann,“ bemerkte er, worauf Nixa, energisch den Kopf schüttelnd, erwiderte: „Warum? Du kannst dich auf mich stützen, wenn du durchaus ins Schloß willst. ... Aber eilt's denn gar so ... Ich versichere dir, es ist hier viel hübscher als im Salon.“

„Wohl möglich, aber ich brenne vor Neugierde, Doppelberg kennen zu lernen,“ versicherte Hans mit jener scherzhaften Übertreibung, hinter der sich die Wahrheit mitunter zu verstecken liebt. „Gefällt er dir? Als Theresianisten hab ich ihn gekannt, aber davon, wie er jetzt aussieht, hab ich keine Ahnung. Ist er hübsch?“

Sie zuckte die Achseln und streifte aus niedergeschlagenen Augen sein Gesicht mit einem raschen, schlauen Blick, den er nicht merkte. Hierauf sagte sie: „O ja, er gefällt mir ganz gut. Er ist hübsch und gut gewachsen, reitet vorzüglich — o, famos reitet er! Hindernisse versteht er zu nehmen! Er tanzt auch sehr gut ... und liebt mich rasend.“

„Nun ...“ Hans Ronskys Brauen zogen sich immer finsterer zusammen. „Mehr kann man nicht verlangen!“

„Eigentlich nicht — das sag ich mir auch,“ seufzte Nixa und sah zu Boden.

Eine längere Pause trat ein. In den Bosketts, die aus den Rasenplätzen aufragten, zwitscherten die Vögel verliebte Duette, dazwischen hörte man die Spritze des Gärtners, welcher die Rosenbäumchen abwusch. Hans nahm zuerst den Faden des Gesprächs wieder auf. Seine Stimme klang ganz verändert, als er fragte: „Hat er sich dir schon erklärt, Monika?“

Sie warf etwas ärgerlich den Kopf zurück. „Vor allem bitte ich dich, mich nicht Monika zu nennen, ich werde dir gar nichts verraten, wenn du mich Monika nennst!“

„Ja, aber du heißt doch so!“

„Wie man mich getauft hat, hab ich selber fast vergessen,“ erwiderte sie, „aber wie man mich nennt, das weiß ich ganz gut. Die Leute, die mir fern stehen, nennen mich Monika; die, die mir näher stehen, nennen mich Nixa ... und du ... wenn du mich gern hast ... Onkel Hans ... wenn du mich gern hast, nennst du mich Nix.“

„Aber ich hab dich ja immer gern,“ versicherte er, sich zu ihr niederbeugend und ihre Hand in die seine nehmend. Was für eine weiße, glatte, seidenweiche Hand es doch war! Wie süß die Vögel in den Bosketts zwitscherten, und wie würzig der Duft des frisch begossenen Rasens sich mit dem Geruch des jungen Laubes mischte! Wie herrlich sind doch Frühling und Jugend, die erste, unreife, so viel versprechende Jugend!

„Ich hab dich ja immer gern,“ versicherte er noch einmal, ihre Hand etwas fester in die seine hineindrückend.

„Ja,“ sagte sie, mit dem Kopf nickend, „aber manchmal hast du mich lieber!“ Sie warf den Kopf zurück und lachte. Dabei öffneten sich ihre frischen roten Lippen über den gesunden, blendend weißen Zähnen, und ihre goldschimmernden, nicht sehr dunklen, aber dichten und langen Wimpern senkten sich über ihre glänzenden Augen. „Onkel Hans,“ bettelte sie, „nenn mich Nix! Nenn mich immer Nix!“

„Wir wollen schon sehen!“ erklärte er, „wir wollen's uns gut überlegen — wenn du sehr brav bist! ... Aber sag mir, wie nennt dich Doppelberg?“

„Der! Gräfin Monika nennt er mich — wie sollte er mich denn anders nennen?“

„Und er hat sich noch nicht erklärt?“

„Nein — ich habe ihn noch nicht zu Worte kommen lassen,“ behauptete Monika, wobei sie einen sehr langen Hals machte und die Mundwinkel etwas hochmütig herunterzog.

„Ja, meine liebe Monika!“

Sie sprang auf und machte Miene davonzulaufen. Er hielt sie an einer Kleiderfalte fest. „Also, meine liebe Nix, wenn du es durchaus willst ... meine liebe Nix ... wenn er sich noch gar nicht erklärt hat, so hängt ja die ganze Geschichte in den Wolken, und du bildest dir's am Ende gar nur ein, daß er dich heiraten will!“

„Hm! Onkel Hans!“ — und ihre Augen nahmen einen harten, finsteren Ausdruck an

— „du scheinst zu denken, daß es einem Mann sehr schwer fallen müßte, sich zu entschließen, mich zu heiraten!“

„Aber, Nix!“

„Ach, Onkel Hans, du weißt doch, daß ich die Wahrheit sag. Übrigens hast du recht — ganz recht im großen ganzen — aber nicht was Doppelberg anlangt. Ich hab immer Verehrer gehabt, aber Doppelberg ist der erste, der's ernst meint. Woher ich das weiß? Er klagt und seufzt ja bei allen unseren Bekannten über seine Gefühle und fragt, ob man glaube, daß er Chancen habe, und dann wird mir das wieder zugetragen, und ich werde gefragt.“

„Und was hast du bis jetzt geantwortet?“

„Irgend etwas, das die Sache hinausschiebt, das mir Zeit gönnt, mir's zu überlegen.“

„Also du überlegst dir's doch!“ rief Hans. „Wenn ein Mädchen anfängt in solchem Fall zu überlegen, so ist sie eigentlich schon entschlossen zu heiraten ohne Liebe. Denn die Liebe schließt die Überlegung aus. Nix, Nix! wärst du so etwas im stande?“ Seine Stimme klang zugleich scharf und erregt.

Wieder schoß aus ihren niedergeschlagenen Augen ein Blick zu ihm hinüber, ein Blick, den er nicht bemerkte. Dann murmelte sie: „Geh nicht zu scharf ins Gericht mit mir, Onkel Hans. Was soll aus so einem Mädchen wie ich werden, wenn es sitzen bleibt? Er ist ein anständiger Mensch. Manchmal sage ich mir, greif zu! Deine Zeit ist kurz, du bist keine von denen, die man noch heiratet, wenn sie verblüht sind. Und vielleicht hätt ich mich entschlossen, wenn ... wenn ich nicht ...“ Sie senkte den Kopf und wendete sich von ihm ab.

„Wenn nicht ... wenn du nicht einen anderen gern hättest. Hab ich's erraten, Nix ... mein armer, kleiner Nix?“ Er nahm sie bei beiden Händen und zog sie an sich heran. „Wer ist's? Nix, beicht's deinem alten Vormund, wer? Wirst du mir's sagen?“

„Nie!“ rief sie aus.

„Hast du denn gar kein Vertrauen zu mir, Nix?“ drang er weiter in sie, und plötzlich eine kalte, gekränkte Miene annehmend, setzte er hinzu: „Nun, wie's dir beliebt!“ und dabei ließ er ihre Hände aus den seinen gleiten. Da sprang sie auf, schlang einen ihrer jungen, warmen Arme um seinen Hals, küßte ihn auf die Stirn und rannte davon.

„Nix! Nix!“ rief er ihr nach, „laß mich doch nicht so erbärmlich im Stich, Nix! Hast du denn vergessen, daß ich ein Krüppel bin?“

Aber sie wendete sich nicht, sondern floh über die Rasenplätze, so rasch sie ihre jungen Glieder tragen konnten.

Wie wunderschön elastisch so eine junge Gestalt ist! 's ist doch was Herrliches um so einen frischen, unberührten Menschenfrühling! dachte Hans bei sich, während er ihr nachstarrte.

Im ersten Stock schließt sich ein Fenster, ohne daß er es merkt. Es ist das Fenster, hinter welchem seine Schwester die kleine Scene, die sich soeben zwischen ihm und seinem Mündel abgespielt, aufmerksam beobachtet hat.

„Hm! ... hm!“ macht Gräfin Leontine, indem sie sich in ihren Lieblingsfauteuil zwischen ihrem Schreibtisch und ihrem improvisierten Reisealtar setzt. Und sie faltet die Hände und verfällt in ein tiefes Nachdenken, aus dem sie erst der Gong weckt, der die Schloßbewohner von Wodanka zu dem Diner herbeiruft, das wie gewöhnlich um halb zwei aufgetragen wird.

Major und Majorin waren zum Diner eingeladen worden. Denn wenn auch Graf Miroslaw den Major seit dessen Verheiratung Gott weiß wohin wünschte, so war er doch noch immer sehr höflich gegen ihn und zwar aus zwei Gründen. Erstens aus allgemeiner Menschenfreundlichkeit, welche, mochte er von sich sagen, was er wollte, einen Hauptzug seines Charakters bildete, und zweitens ... ja, zweitens, weil man trachten mußte, das Regiment bei guter Laune zu erhalten, „dem Fery zulieb“.

Fery war der jüngste Sprößling des Grafen: ein bildschöner Junge, ebenso intelligent wie faul, was teilweise die Schuld seines Vaters war, welcher den Schulfleiß als eine überflüssige Abnützung der geistigen Fähigkeiten betrachtete.

„Lern nur gerade so viel, daß du durchkommst!“ hatte er ihm von früh auf eingeprägt, und danach hatte sich Fery bis dahin

gehalten. Er war nie durchgefallen, außer im letzten Jahr, und dies auch nur dank der Unvorsichtigkeit eines Professors, welcher ihm eine Frage gestellt hatte, auf die er nicht vorbereitet war. Von da an mußte er die Studien etwas ernster nehmen und sogar den Sommer im Miroslawschen Palais auf der Kleinseite zwischen zwei Hofmeistern verbringen, die in ihn hineintrichterten, was das Zeug hielt, das heißt so viel, als er sich irgendwie gefallen ließ; denn das Freiwilligenjahr nahte heran, und darauf mußte man vorbereitet sein. Im Herbst sollte Fery in das derzeit in Kralow stehende Dragonerregiment eintreten, da mußte man doch liebenswürdig gegen den Major sein!

Übrigens auch ohne sich durch Ferys Zukunft bestimmen zu lassen, wäre einem nicht viel anderes übrig geblieben, als die Müllers zu Tisch einzuladen. Die Majorin hatte sich gleich nach ihrer Ankunft herzzerbrechend über die schlechten Wege geäußert, ja sogar erklärt, wenn sie eine Ahnung davon gehabt hätte, wie schlecht und wie weit der Fahrweg zwischen Kralow und Wodanka sei, hätte sie die Tour nicht unternommen; in einem Tag sei die Partie gar nicht auszuführen!

Worauf der Major ihr etwas hastig in die Rede fiel: „Ach, meine Liebe, du verstehst das nicht — wenn die Pferde zwei, drei Stunden ausgeruht haben, so laufen sie wieder wie der Teufel.“

Aber unter drei Stunden geht's nicht, und so wurden denn der Herr und die Frau Major von Müller zum Diner eingeladen. Daß unter diesen Umständen auch Graf Doppelberg zum Bleiben aufgefordert wurde, verstand sich von selbst.

Hans Ronsky wurde reichliche Gelegenheit geboten, den Verehrer seines Mündels zu beobachten, und nicht ohne heimlichen Verdruß mußte er feststellen, daß eigentlich selbst der anspruchsvollste Vormund gegen diesen Bewerber schwerlich etwas einwenden konnte. Schlank, hoch aufgeschossen, schmal in den Hüften, schmal im Gesicht, mit aristokratischer Hakennase und etwas konventionell zuvorkommendem Leutnantslächeln, stillen, freundlich anspruchslosen Manieren, ohne jegliche Spur von Affektation oder Prätension, war Doppelberg vom Kopf bis zu den Füßen der österreichische Kavallerie-Offizier erster Qualität. Sehr gutmütig im gewöhnlichen Leben, praktisch, in seinem militärischen Beruf tüchtig, sonst nicht von Nerven beunruhigenden geistigen Interessen geplagt, schien er wie geschaffen zu einem rücksichtsvollen Ehegatten, umsichtigen Familienvater und verträglichen Hausgenossen. In Bezug auf Namen und Vermögen bot er mehr, als was Monika eigentlich erwarten durfte.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß Graf Miroslaw, nachdem die Gäste weggefahren waren, seinem Vetter Ronsky im Rauchzimmer, wo die beiden Herren eine „Erholungscigarre“ rauchten, zurief: „Die Nixa hat wirklich ein unverschämtes Glück! Der Doppelberg ist in sie verliebt wie ein Narr! Und da überlegt sie sich's noch!“

Hans lag mit stark geschwollenem Knöchel auf einer Chaiselongue ausgestreckt und hörte schweigend zu.

„Und da überlegt sie sich's noch!“ wiederholte, neben dem Vetter stehen bleibend, Graf Miroslaw.

„Das ist ihre Sache,“ bemerkte Hans nun endlich ziemlich trocken, indem er einen langen Zug aus seiner dunkelbraunen Havanna that, worauf er nachdenklich eine Reihe zierlicher blauer Rauchringe vor sich hin blies.

„Meinst du? ... Da bin ich nicht ganz deiner Ansicht,“ ereiferte sich der leicht erregbare Graf Max. „Ganz und gar nicht deiner Ansicht. Ich finde, in solchem Fall haben doch ältere, erfahrenere Leute die Jugend darauf aufmerksam zu machen, was vernünftig ist. Und das kannst du der Nixa schriftlich geben, daß sich ihr eine solche Gelegenheit ein zweites Mal nicht bieten wird.“

„Kann man nicht wissen!“ murmelte Hans. Die Rauchringe flogen ihm jetzt etwas hastiger von den Lippen, und ihre Form war nicht mehr so präcis rund wie früher.

„Aber, mein lieber Hans!“ Graf Miroslaw unterbrach seinen Spaziergang, um sich rittlings auf einen Rauchsessel an dem Kopfende der Chaiselongue, auf der Ronsky ausgestreckt lag, niederzulassen. „Aber, mein lieber Hans, bedenke nur die Nebenumstände! Die Mutter der Nixa — mag sie zehnmal eine russische Fürstin gewesen sein, wie man behauptet — eine Petersburger Demimondlerin war sie gewiß!“

„Onkel Max!“ fuhr Hans auf. „Ich bitte dich, laß das! ... Schließlich war sie die Frau meines Bruders!“

„Beruhige dich nur, mein Alter, wir sind ja ganz unter uns! Vor der Welt würde ich natürlich diesen Punkt niemals berühren. Aber du begreifst schließlich, daß all meine Diskretion die Welt nicht hindern wird, an die Antecedenzien deiner Schwägerin zu denken. Daß der Umstand die Heirat Monikas erschwert, läßt sich wohl nicht leugnen. Herrgott! wenn einer meiner Buben ... aber das gehört nicht hierher! Doppelberg hat Vermögen und keine Eltern, die ihm etwas dreinreden könnten. Du solltest froh sein, sie anzubringen. Ich bitte dich, red ihr doch zu, stell ihr die Sache vor — schau, daß sie zugreift!“

Aber Hans erwiderte nur: „Fühle mich nicht berufen, mich hineinzumischen.“

Max Miroslaw schob seine buschigen Brauen in die Höhe und betrachtete den Vetter aus seinen krystallklaren, dunkelblauen Augen aufmerksam. „Hast du etwas gegen Doppelberg, Hans?“

„Nein,“ entgegnete dieser mit immer deutlicher zu Tage tretender Verdrießlichkeit, „persönlich habe ich gegen ihn nichts einzuwenden. Ich fürchte nur, daß er Monika nicht gewachsen sein wird!“

Graf Miroslaws helle Augen öffneten sich für einen Augenblick sehr weit, dann schlossen sie sich ganz. Ein kaum merkliches Lächeln huschte über seine Lippen, er brach keine Lanze mehr für Doppelberg, ergab sich überhaupt von da ab einem gedankenvollen Schweigen. Nach einer Weile stand er auf, trat in eine der tiefen Fensternischen und fing an leise vor sich hinzupfeifen — irgend einen Donizettischen Gassenhauer, den er vor vierzig Jahren von der Grisi oder von Mario im Kärntnerthortheater gehört haben mochte. Wäre es vielleicht doch möglich, daß Nixa eine bessere Partie machen könnte, als Doppelberg ist? dachte er. Auf so etwas war Graf Max allerdings nicht gefaßt gewesen.

* * *

Das blasse, glanz- und schattenlose Grau eines Frühlingsabends zwischen Sonnenuntergang und Mondaufgang liegt über dem Park von Wodanka, über seinen zierlich abgezirkelten und verschnörkelten Blumenbeeten in der nächsten Umgebung des Schlosses, über seinen sich weit hinziehenden, von wundervollen alten Baumgruppen unterbrochenen Wiesen, dort, wo sich der Garten in den Park verläuft, über seinem sich terrassenförmig abstufenden französischen Garten mit den scharfkantig verstutzten Laubmauern, zwischen denen man grüne Sandsteinstatuen von Göttern und Göttinnen aufschimmern sieht.

In dem Gobelinsalon sitzt Gräfin Klotilde Miroslaw und spielt halblaut, mit großer Verve und etwas steifen Fingern Walzer von Strauß, teils zur Zerstreuung des maroden Hans Ronsky, der in einem bequemen Excelsiorfauteuil lehnt, während sein geschwollener Fuß, vorsichtig von dem zu Hilfe gerufenen Landarzt bandagiert, vor ihm ausgestreckt auf einem Sessel ruht.

„Hab ich den Walzer gern getanzt!“ ruft die Gräfin, während sie nach Beendigung der „Geschichten aus dem Wiener Wald“ die Hände vom Klavier zieht.

„Hast du überhaupt viel getanzt?“ fragt Hans.

„Gewiß und mit Passion! Besonders die ersten zwei Jahre nach meiner Heirat. Meinem Alten war's gar nicht recht, er hatte eigentlich schon ausgetanzt, als ich anfing, aber das war kein Grund für mich aufzuhören! Einmal, als er mir ins Gewissen predigte, erklärte ich ihm: Weißt du, Max, ich seh wirklich nicht ein, weshalb ich mich ausschnaufen sollte, nur weil du keinen Atem mehr hast ... Nun ... dann sind die Kinder gekommen ... da hab ich selber den Atem verloren.“

„So!“ Hans Ronsky scheint nachzudenken. „Max ist bedeutend älter als du — nicht wahr?“

„Um vierzehn Jahre!“

„Die Ehen, bei denen der Mann bedeutend älter ist als die Frau, fallen oft gut aus,“ murmelt er, „während umgekehrt — bereits ein geringes Übergewicht an Jahren bei der Frau dem Mann gegenüber störend wirkt. Meinst du nicht?“

„Im Durchschnitt und bei Durchschnittsmenschen wohl,“ gesteht die Gräfin Klotilde zu, „nichtsdestoweniger weiß ich Fälle, in

denen geradezu ideale Ehen ...“ Sie bricht plötzlich ab und beschäftigt sich mit einer Lampe, die blakt. „Es ist nicht zum Aushalten — der Cylinder steht schief ... Mein alter Waschatz wird sich sein Lebtag nicht in die Petroleumlampen finden,“ erklärt sie. „Er ist noch aus der Ölzeit, und das ärgste ist, wenn ich ihm einen Vorwurf mache, nimmt er's übel. Soll ich dir etwas vorlesen, Hans, oder eine Partie Halma mit dir spielen? Du armer Invalid!“

„Du bist die einzige, die sich ein wenig um mich kümmert,“ bemerkt Hans mit einer durch seinen Zustand keineswegs gerechtfertigten Erbitterung. „Für die anderen existier ich nicht einmal. Wo sind sie denn alle?“

„Max und Leontin gehen im Park spazieren.“

„Ja, und ...“ Er stockt.

„Und Nixa ... wo die steckt, das kann ich dir selber nicht sagen. Wahrscheinlich schreibt sie an ihrem Tagebuch. Wenn man ein junges Mädchen nicht finden kann, nehm ich immer an, daß sie an ihrem Tagebuch schreibt.“ — —

Aber Monika schreibt nicht an ihrem Tagebuch, sie ist mit interessanteren Dingen beschäftigt. Während sie im Begriffe stand, im Garten unten spazieren zu gehen, hat sie durch eine der scharfkantigen, dichten grünen Mauern des sogenannten französischen Gartens hindurch ihren Namen nennen hören, worauf sie, behend und leicht wie eine Katze sich der grünen Mauer nähernd, folgendes vernimmt:

„Leontin, ich warne dich ... Hans steht im Begriff, sich in Monika zu verlieben.“

Monika erkennt die Stimme des Grafen Miroslaw. Durch ihre Augen blitzt ein seltsames, schwüles Wetterleuchten, man sieht den Schimmer deutlich mitten in der allgemeinen Glanzlosigkeit. Die eine Hand fest auf ihr hochschlagendes Herz gepreßt, mit der anderen vorsichtig die verräterisch raschelnden Röcke an sich haltend, den Kopf vorgebeugt, in der ganzen, halbgebückten Gestalt den Ausdruck lauernden Lauschens, schleicht sie an der grünen Laubwand entlang, hinter der Graf Miroslaw mit seiner Cousine auf- und niederwandelt. Die Antwort der Gräfin Leontine kann sie nicht vernehmen, vielleicht hat die Gräfin gar nicht geantwortet, aber sehr deutlich hört und versteht sie das, was der Graf weiter spricht: „So unwahrscheinlich meine Behauptung klingt, stützt sie sich auf sehr genaue Beobachtungen. Und die Nixa kokettiert mit ihm, daß es nur so wettert ...!“

„Darin irrst du. Sie giebt sich einfach, wie sie ist. Sie ist viel zu unbefangen. Heute vor dem Gabelfrühstück mußte ich ihr eine kleine Rüge erteilen,“ erwidert jetzt die Gräfin Leontine.

„Hm!“ brummt Graf Miroslaw, „das wird in diesem Fall nichts nützen. Das einzige, wodurch du der Gefahr noch allenfalls vorbeugen könntest, wäre, unter irgend einem Vorwand aufzupacken und mit Nixa fortzureisen. Wir würden dich zwar entsetzlich entbehren,“ fügt er gefühlvoll hinzu, „aber natürlich, wenn es heißt, einer solchen Kalamität vorzubeugen ...“

„Kalamität ...“ Gräfin Leontine wiederholt das Wort gedankenvoll ... „Kalamität!“

„Nichts auf Erden wäre mir unwahrscheinlicher vorgekommen, als daß Hans sich in Nixa verlieben könnte — ein Mensch, der bis vor wenigen Tagen unter dem direkten Einfluß einer so hervorragenden Frau wie Marie Rheinsberg gestanden hat. Es ist einfach komisch!“

Dann hört Nixa wieder eine Weile nichts. Anfangs denkt sie, daß der jetzt leise zwischen den Blättern herumstreichende Nachtwind sie am Horchen hindert, daß die beiden zu leise reden, um von ihr verstanden zu werden. Aber nein, es ist nur eine Pause in dem Gespräch eingetreten — ein langgezogener Gedankenstrich.

Gräfin Leontine nimmt den Faden von neuem auf. „Max! heute früh, als ich merkte, welchen Eindruck Nixas unbefangene und kindliche Zuthunlichkeit auf meinen Bruder übte, bin ich erschrocken; nun mir aber deine Bemerkungen die zweite Gefahr vor Augen führen, die Hans droht, denke ich ruhiger über die Sache. Wenn ich zwischen zwei Kalamitäten wählen muß, der, ob Hans Marie Rheinsberg heiratet oder Monika — dann wähl ich die zweite. Wenn er Monika heiratet, bleibt ihm wenigstens eins gesichert, mein unbegrenzter Einfluß auf seine Frau, und — ich will mich nicht überschätzen — aber ich glaube, daß unter den obwalten-

den Umständen dieser Einfluß das wichtigste für Hans ist. Er hat sich mir entfremdet, er entzieht sich meinem Rat. Ich kann ihm nur noch auf Umwegen beikommen — durch seine Frau! Und wenn er Nixa heiratet, hab ich ihn ganz in der Hand. Sie ist mir blind ergeben, sie denkt nur durch mich ..."

„Ja, was ist das?" fragt stehen bleibend Graf Miroslaw, indem er einem plötzlichen Aufrascheln weiblicher Kleider und einem davoneilenden Schritt nachhorcht.

„Ein aufgescheuchter Vogel!" erklärt die Gräfin Leontine.

„Das müßte ein sehr großer Vogel gewesen sein! Wenn mich nicht alles täuscht, hat deine dir blind ergebene kleine Freundin wieder einmal gehorcht. Es ist nicht das erste Mal, daß ich sie darauf ertappe. Ich muß sagen, daß das eine Gewohnheit ist, die ich für mein Teil der zukünftigen Frau meines Bruders lieber abgewöhnen möchte."

„Was dir nur einfällt, Max! Ich begreife gar nicht, wie du auf einen solchen Gedanken kommen kannst! Die Person dort war gewiß ein Hausmädchen, das von einem Stelldichein mit einem Reitknecht nach Hause lief. Der Stall liegt nach der Richtung ..."

Indessen tritt Monika in den Salon, in welchem sie ihren Vormund in übellauniger Verdrossenheit antrifft. Gräfin Klotilde hat sich entfernt, um, wie alle Tage um diese Stunde, in Regierungsangelegenheiten mit Koch und Haushälterin zu verhandeln, ein Umstand, der Monika keineswegs unbekannt ist.

Mit sittsam niedergeschlagenen Augen und befangener Haltung geht sie an Hans vorbei und versenkt sich in die Betrachtung einer Anzahl illustrierter Journale, die auf einem eingelegten Tischchen liegen.

„Monika!" ruft Ronsky ärgerlich.

Sie rührt sich nicht.

„Nix!"

Da sieht sie sich um.

„Komm doch näher!"

Sie erhebt sich, macht ein paar Schritte, jedoch ohne ihm so nahe zu kommen, daß er die Hand nach ihr ausstrecken kann.

„Was ist denn in dich gefahren, Nix?" ruft Hans ärgerlich. „Du bist ja wie ausgewechselt seit heute früh, machst die Musterkomtesse, sagst nicht A noch B. Ich versichere dich, so gefällst du mir gar nicht!"

„Ach, Onkel Hans ... Onkel Hans ..."

„Schließlich mußt du wissen, daß es nicht zum größten Vergnügen gehört, mit einem verstauchten Knöchel stundenlang auf einem Fleck sitzen oder liegen zu müssen. Ich hatte gehofft, daß mir meine kleine Nix ein wenig Gesellschaft leisten würde, aber keine Spur!"

„Ach, Onkel Hans, wenn du wüßtest ..."

„Nun, was denn, Schatz?"

Wieder tritt sie um einen Schritt näher, aber immer noch nicht nahe genug, daß er sie berühren könnte. „Onkel Hans! ich schäme mich so ... so ... Tante Leontine hat uns heute zugesehen — heute vormittag, und auch gesehen, daß ich dich ... daß ich dich auf die Stirn geküßt habe, und sie hat mir Vorstellungen gemacht ... ach, gezankt hat sie mit mir wie noch nie! Sie sagt, ich sei kein Kind mehr ... ich dürfe mich dir gegenüber nicht so gehen lassen. Und ich schäme mich so!"

Jetzt ist sie ihm ganz nahe. Er greift nach ihrer Hand. — „Meine kleine Nixa, mein armer kleiner Schatz — wie haben sie dich nur so quälen, so unnütz, so geschmacklos einschüchtern können!" Doch ehe er sich's versieht, hat sie sich von ihm losgerissen und ist zum Zimmer hinausgeeilt. Er bleibt allein mit einem rot und gelben Flimmern vor den Augen und einem schwindeligen Gefühl im Kopf — auf den Lippen das Brennen eines ungelöschten Durstes.

(Schluß folgt.)




George=Square in Glasgow.

Im Lande der „Jungfrau vom See“.

Reiseskizze

von

G. von Beaulieu.

II.

(Nachdruck ist untersagt.)

Doch es heißt von Schottlands Hauptstadt scheiden; auf dem Waverley=Bahnhofe besteige ich den Eisenbahnzug, welcher in einer Stunde nach Glasgow fährt.

Ich komme an Linlithgow vorbei, in dessen Schloß Maria Stuart im Jahre 1542 geboren ist; man sieht das Gebäude von der Bahn aus massig daliegen. Sonst bietet der Weg wenig Bemerkenswertes, nur rauchende Hochöfen und Eisenwerke, so daß man wähnen könnte, in einem westfälischen Industriebezirke statt in dem romantischen Schottland zu sein. Dann erscheinen Fabrikschornsteine, ein schiffbedeckter breiter Fluß, eine auf Höhen gelegene große Stadt — Glasgow.

Glasgow ist die erste Handelsstadt Schottlands, mit gegen 700000 Seelen. Es zieht sich am Clyde hin, der hier von neun Brücken überspannt und von zwei Tunnels der unlängst in Betrieb gesetzten Untergrundbahn unterhöhlt ist. Das erste Dampfschiff wurde hier geschaffen, es fuhr von Glasgow bis nach Greenock, dem Ort am Ausfluß des Clyde in die See. Heute werden hier, in dem Geburtsort James Watts, des Erfinders der verbesserten Dampfmaschine, Schiffe gebaut, welche alle Meere durchkreuzen; die Docks und Hafenanlagen sind großartig.

Die öffentlichen Gebäude imponieren, das Leben auf den Straßen ist rege und unermüdlich, und trotzdem gefällt uns Glasgow nicht, besonders wenn wir aus dem traumhaft schönen Edinburgh kommen. Dort Erinnerungen an die Vergangenheit, geistiges Leben, wundervolle Natur; hier Industrie und Handel. Eine dicke schwere Luft lagert über der Stadt, der Dampf ihrer vielen Fabrikschornsteine.

Dennoch besitzt Glasgow einen nur ihm gehörenden Reiz: es ist ein unvergleichlicher Ausgangspunkt für Ausflüge nach Meer, Seen und dem Hochlande. Ohne Mühe und besondere Kosten vermag man von hier

aus in Tagestouren die anziehende Umgebung zu genießen. Einen lebenden Beweis dafür bieten die Boys of Glasgow, die bekannte junge Malerschule, welche durch ihre Naturimpressionen aus dem Hochlande die Kunstfreunde aller Nationen mit dessen melancholischer Schönheit bekannt gemacht hat.

Auch in Glasgow suchte ich, wie ich es schon in Edinburgh gethan, ein Temperance-Hotel auf. Man bekommt in den strengen Mäßigkeits-Gasthöfen keinerlei alkoholhaltige Getränke; es erscheint uns Deutschen seltsam, Herren beim Mittagessen Milch trinken zu sehen. Ich wählte die Hotels, weil das Publikum dort ein angenehmes und weniger lautes ist als in den übrigen Gasthöfen. Warum die Temperance-Bewegung in ganz Großbritannien so lebhaft ist, lernt man erst in Schottland, dem Lande des Whiskey, ganz verstehen.

So zahlreiche Betrunkene, Männer und Frauen, hatte ich noch nirgends gesehen, besonders der Anblick der taumelnden zerlumpten Weiber ist ein äußerst widerlicher. Wein und Bier werden nicht viel getrunken, das Bier ist kein Nationalgetränk wie bei uns. Selbst Bemittelte genießen Whiskey mit Wasser, oft aber nur Mineralwasser und Limonade. Schroffe Gegensätze berühren sich in Schottland: vollkommene Enthaltsamkeit und wüstes Gelage.

Hier gleich ein Wort über die Hochlandhotels. Sie gelten für sehr teuer. Ich kann das nicht bestätigen; man erhält für drei bis vier Mark täglich ein behagliches sauberes Schlafzimmer, das Licht ist in den Preis inbegriffen, für Bedienung wird noch etwa eine Mark für die Person berechnet. Die Mahlzeiten sind freilich teuer, bieten aber viel. Das Frühstück am Morgen besteht aus Kaffee, Thee, Kakao, Eiern, mehreren Fleischgerichten, Fischen — unter denen der frische Hering und Lachs besonders vorzüglich sind —, ferner verschiedenen Arten Brot, Kuchen und Fruchtmarmeladen. Das zweite Frühstück, das Lunch, ist noch reichhaltiger, noch mehr das abendliche Dinner. Die Hotels haben durchweg eine Reihe behaglicher Aufenthaltsräume. Außer dem eleganten Speisesaal findet man ein Drawingroom mit Pianino, oft auch mit Harmonium, ein Lese-, ein Schreib- und ein Rauchzimmer. Einige Hochlandgasthöfe, wie z. B. das schloßähnliche Trossachs-Hotel, sind mit raffiniertem Luxus ausgestattet, haben Telegraph, Post, einfache und üppige Privaträume, die aus Wohnzimmer, Schlafzimmer und Badezimmer bestehen. Diese Gasthöfe gehören Aktiengesellschaften, und obwohl sie zuweilen die einzigen an Ort und Stelle sind, wird man doch nicht in ihnen übervorteilt, weil feste Tarife bestehen. In



Stadthaus in Glasgow.

den Bureaus waltet als Leiterin meist eine Dame; man sagt ihr, wieviel man ausgeben will, und erhält demgemäß ein Zimmer angewiesen.

Mein erster Gang in Glasgow galt der Kathedrale. Sie liegt im Norden der Stadt am Rande häßlicher ärmlicher Straßenzüge; im Hintergrunde erheben sich Hügel, auf denen die Nekropolis, die schöne Totenstadt mit ihren Denkmälern, Tempelchen und Gartenanlagen, sich hinanzieht.

Zu Füßen des Friedhofes sieht man die eintürmige Kathedrale. Sie ist ein mächtiger frühgotischer Bau, dreischiffig, mit Krypta und Kapitelhaus. Das Mittelschiff zeigt die flache Holzdecke, welche der schottischen Gotik eigentümlich ist, die Seitenschiffe haben kühne Kreuzgewölbe. Besonders interessant war mir die Krypta unter der Kirche mit ihren malerischen Pfeilerstellungen und Wölbungen. Hier befindet sich auch das Grabmal des heiligen Mungo. Glasgow wurde 560 an der Stelle eines Bischofsitzes gebaut, den St. Mungo errichtet hatte.



Nekropolis von Glasgow.

Durch die wenig verlockende Highstreet, Mungos einstige Hauptstraße, gelange ich, in der Richtung zum Clyde bergabsteigend, in die lebhafte Georgestreet und von dort zu dem elegantesten Platze der Stadt, dem Georges-Square. Eine Reihe von Standbildern schmückt ihn, darunter das Monument von Walter Scott. Auf das an diesem Platze gelegene Stadthaus sind die Glasgower besonders stolz, mir erscheint es mehr prächtig als einheitlich und edel.

Zweckentsprechend und schön ist dagegen der gegenüber befindliche Palast der Bank von Schottland, auch die Börse mit ihrem korinthischen Giebelbau schließt den Square wirkungsvoll ein.

Durch die glänzende verkehrsreiche Buchanan- und Jamaicastreet wandere ich zur Broomielaw, dem Quai des Clyde, von dem alle Dampfer abfahren. Seine Länge beträgt zweiundeinehalbe englische Meile, es laufen ungefähr elftausend Schiffe jährlich in den Hafen ein.

Der Clyde selbst imponierte mir mit seinem trägen schmutzigen Wasser wenig; ich sah ihn freilich nicht vorteilhaft zur Zeit der Ebbe; während der vom Meere in ihn einströmenden Flut soll er rein und lebhaft sein.

Ein Pferdebahnwagen führte mich nach dem Nordwesten der Stadt, dorthin, wo sich auf der Höhe grüngeschmückte moderne vornehme Stadtteile befinden, das Westend von Glasgow. Es ist auf Hügeln erbaut; die das Flüßchen Kelvin umwindet. Man sieht hier breite helle Avenuen, schöne neue Häuser, den Westend-Park und den gut gehaltenen botanischen Garten. Auf der Höhe ragt das stattliche Universitätsgebäude empor.

Die Universität ist schon im Mittelalter, 1450, begründet; ihr jetziges Heim wurde 1870 vollendet. Sir G. G. Scott, der Architekt, dem so viele englische und schottische Städte ihre monumentalen Gebäude verdanken, ist auch der Entwerfer dieses gotischen Palastes. Wir sehen ein Rechteck von hundertzweiundsechzig Meter Länge, das zwei Höfe umschließt und durch einen Turm in schönen Verhältnissen bekrönt wird; die Masse des Unterbaues wird durch Rundtürme und Giebel wirkungsvoll gegliedert.



Kathedrale von Glasgow.

Am folgenden Tage erlebte ich etwas in seiner Art Merkwürdiges, nämlich den Glasgow-Fog. Der Tag schien nicht kommen zu wollen, um acht Uhr war es trotz des Augustmorgens noch dunkel; was ich anfangs für einen schmutzig weißen Vorhang meines Fensters gehalten, war Nebel. Man mußte Gas brennen, beim Ankleiden wie beim Frühstück. Doch plötzlich sank die gelbweiße Wand, strahlendes Sonnenlicht vergoldete die hastende Fabrikstadt.

Ich begab mich zu dem St.-Enoch's-Bahnhofe. Als ich in London nach einer besonders interessanten Hochlandstour mich erkundigt, hatte man mir die Trossachstour genannt. Um so bereitwilliger entschied ich mich für sie, weil hier der Schauplatz der „Jungfrau vom See" ist, des Scottschen Gedichtes, welches noch heute alte und junge Herzen bezaubert.

Anfangs fuhr ich ein Stück mit der Eisenbahn. Man kann auch in der Broomielaw ein Schiff besteigen und den Clyde entlangfahren. Doch ich hatte das schon am Tage zuvor gethan und wollte den etwas zweifelhaften Genuß nicht wiederholen.

Bei Greenock mündet, wie früher erwähnt, der Clyde in das Meer, den Firth of Clyde bildend. Ein Teil dieses Fjordes schneidet nach Norden hin tief in das Land ein; die langgestreckte Wasserfläche, halb Meerarm, halb See, heißt Loch Long. Das Klima dieser Gegend gehört zu dem schönsten der schottischen Westküste, der Strand hat südliche Vegetation. Am Ufer des Loch Long befinden sich viele Villenorte; die begüterten Glasgower Kaufleute verleben hier die warme Jahreszeit in entzückend schönen, behaglichen Homes. Das kann um so eher geschehen, als an der Ostküste des Loch Long die nach Norden führende Hochlandbahn entlangläuft und es erlaubt, in kürzester Zeit mitten in den Geschäftsverkehr zurückzukommen.

Ich fahre bis Greenock, wo die Westlinie der Eisenbahn am Clyde ihren Endpunkt hat. Als ich den Bahnhof verlasse und an den Hafenquai trete, thut sich vor mir ein wundervolles Bild auf.

Womit vermag ich den Loch Long, diesen „Meersee", zu vergleichen?

Im allgemeinen ist es nicht gut, bei der Betrachtung landschaftlicher Schönheit Vergleiche anzustellen. Man soll sich einem Eindrucke ganz hingeben, ihn so voll genießen und sich nicht mit dem Gedanken an andere Eindrücke, die man früher gehabt, zerstreuen. Auch hier möchte ich nur vergleichen, um zu orientieren, nicht um Kritik zu üben. Der Loch Long erinnert mit seinen Bergmassen, den villenbesetzten Ufern, der üppigen Vege-



Inneres der Kathedrale von Glasgow.

tation, dem regen Schiffs- und Bahnverkehr am meisten an den Genfer See. Auch die Farbe des Wassers ist bei dem herrlichen Wetter blau, der See leicht gekräuselt.

Ich besteige einen der großen eleganten Dampfer, welche den Loch Long entlang bis zu dem in der Nordostecke gelegenen Arrochar fahren. Von dort ist der Weg bis zum Loch Lomond, dem nächsten Hochlandsee, den ich besuchen will, nur ganz kurz, man kann ihn gut zu Fuße zurücklegen. Doch erwartet die Reisenden, welche das Schiff verlassen, in Arrochar die lustige Hochlandcoach mit ihrem rotbefrackten Führer und Kutscher. Auf hohen eisernen Leitern erklettern wir die offenen Wagen, und nun geht es geschwind über Berg und Schlucht, über Heide und Moor. Rötlich schimmert die Heide, dazwischen bräunlich das Moor; auf den weiten Flächen weiden die eigentümlich zottigen Hochlandschafe, die Widder mit langem, gewundenem Gehörn erinnern an die Böcke des Polyphem. Dann wieder fahren wir durch üppigen Wald, unter dem besonders schön die zart gefiederten Lärchenbäume sich ausnehmen.

Schneller, als uns lieb, sind wir am Loch Lomond angelangt. Er ist der größte und für viele auch der reizvollste der Hochlandseen; er erstreckt sich von Norden nach Süden fünfundzwanzig Meilen lang und eine bis fünf Meilen breit.

In dem idyllisch gelegenen Tarbet-Hotel will ich verweilen. Es gehört einer Aktiengesellschaft und ist, wie die meisten Hochlandgasthäuser, vorzüglich eingerichtet, sein Bau, im Einklang mit dem Charakter der Landschaft, schloßähnlich mit Türmchen und vorspringenden Erkern. Der Park liegt unmittelbar am See, gerade gegenüber Tarbet erblickt man den mächtigen Bergrücken des Ben Lomond. Am Nachmittage wanderte ich einen romantischen Waldweg entlang, dessen Felsklippen malerisch in das Wasser ragen. Der Loch Lomond zeichnet sich durch seine vielen Inseln aus, sie geben dem See seine Eigenart; besonders in seinem südlichen Teile ist er mit etwa einem Dutzend Inseln bestreut, die meist schön bewaldet sind.

Eine internationale Gesellschaft, unter ihr auch einige Deutsche, hatte sich in dem Hotel versammelt und genoß in längerem Aufenthalte die Stille des Hochlandes und die herrliche stärkende Luft in der geschützten Seebucht.

Mich führte mein Weg am folgenden Mittage wieder fort. Dicht am Tarbet-Hotel hält das Dampfschiff, welches alle paar Stunden seeauf und seeab fährt, von Balloch bis Inversnaid, also fast unmittelbar von Süd nach Nord.

Ich kreuze heute nur den See und lange bald in Inversnaid an. Es ist herrlich gelegen, hoch am steil abfallenden Felsen; wunderbar ist der Rückblick auf die Berge von Arrochar, über die ich gestern fuhr. Wieder wartet am Landungsplatze des Dampfbootes eine Hochlandcoach. Die meisten Reisenden haben Cook's-Billets, welche zu Fahrten auf Eisenbahnen, Dampfschiffen und Wagen berechtigen. Heute ist die Gesellschaft besonders interessant, alle Sprachen hört man, selbst Italienisch, ein Fall, der bei Reisen im Norden nicht häufig vorkommt. Auch Russen, Deutsche, Amerikaner sind da.

Entzückend schön und zu meiner Befriedigung viel länger als gestern verläuft die Fahrt im offenen Wagen bergan. Ich blicke noch nach Rob Roy's Höhle am Loch Lomond zurück, dann nimmt mich Hochgebirgsstimmung gefangen. Der Himmel ist mit dunklen Wolken bedeckt, nur hin und wieder blitzt die Sonne hervor. Das paßt zu der schwermütigen Stille des schottischen Hochlandes. Kahl sind die Berge, doch von schönen Formen und Farben, oft erscheint ihr Moorboden tief blau und die Heide dann um so leuchtender rot. Steinblöcke übersäen das Moor, Geröll, welches ehemalige Gletscher herbeigeführt; Ginsterbüsche blühen zwischen dem moosigen Fels, schwärzliche Torfstrecken wechseln mit braunen Gewässern ab. Ein kleiner See, der Loch Arklet, sieht wie ein fragendes, versunkenes Erdauge aus der Tiefe empor; es beginnt zu stürmen, schwere Tropfen fallen. Nur zu! — so habe ich euch mir vorgestellt, Berge von Rob Roy, so melancholisch düster, sehnsüchtig einsam.

Der anfangs so lustige kleine Wagenzug huscht nun gespenstisch über die Felsen, deren Schönheit „der Schrecken im Schoße liegt".

Wie ein verflogener Falter über gähnenden Klüften, öder Wildnis, so fühlt sich hier der Mensch. Ernst und feierlich stimmt diese Landschaft, um so mehr, wenn schwerer Himmel auf ihr lastet.

Noch stürmte es, als wir in Stronachlachar anlangten.

Dieser für englische Zungen unaussprechliche Ort befindet sich schon am Ufer des Loch Katrine. Man besteigt hier den kleinen Schraubendampfer, welchen man im Einklang mit der Poesie der Gegend Rob Roy genannt hat.


Edward Irving-Fenster in der Kathedrale von Glasgow.

Der Loch Katrine erscheint mir die Perle der schottischen Seen. Mächtige Berge in bläulichen, rötlichen Farbentönen schließen ihn ein; sie senden grünbewaldete Hügel zum See hinab, die eine Menge anmutiger, heimlicher Buchten bilden; hier und da taucht aus dem smaragdenen Wasser ein Inselchen empor.

Der Loch Katrine ist der eigentliche Schauplatz der „Jungfrau vom See". Scotts schönes Gedicht ist der Phantasie aller Völker so gegenwärtig, daß man wähnt, die Gestalten der Dichtung hätten gelebt; man spricht von ihnen wie von wirklichen Menschen.

Bei Stronachlachar hat der See den Charakter wilder, düsterer Größe. Die Berge sehen wir hier kahl, die Felsen zerklüftet und nackt, die Schluchten nicht bewachsen, nicht von lachenden grünen Matten unterbrochen. Streng ernst sind ihre moorbraunen oder mit Heidekraut bedeckten Hänge, die Küste ist so steil und rauh, daß sie die silbernen Wellen des Sees nicht

schmeichelnd an sich lockt, nein, trotzig abwehrt.

Der gewaltige Rücken des Ben Venue begrenzt im Süden den See, ihn durchfurcht ein Paß mit einem jener zungenzerbrechenden gälischen Namen, die wir schon kennen und fürchten, Beal-Ach-Nam-Bo. Hier hat Rob Roy seine Viehherden — denn er war in Wirklichkeit ein Viehhändler — vom Hochlande den Märkten der Ebene zugetrieben. Walter Scott aber umkleidet den kühnen Räuber mit dem verklärenden Schimmer der Poesie.

Von dem Passe aus hat man einen herrlichen Blick auf den Loch Katrine und zugleich auf den Loch Vennachar. Nahe diesem Bergeinschnitt, am Hange des Ben Venue, befindet sich die Gespensterschlucht Coir-nan-Uriskin, wo die Urisks, die Hochlandkobolde, ihr Wesen trieben, also eine Art schottischen Hexentanzplatzes. Die Schlucht gleicht einem Amphitheater, breitschattige Bäume und scharfzackige Felsen schließen sie ein, große Steinblöcke sind über sie hingestreut, als entstammten sie dem Ausbruche eines Vulkanes.

Der Ben Venue war früher bewaldet, Erlen, Birken, Ebereschen bekrönten ihn. Er ist nicht nur der höchste, sondern auch der malerischste der schottischen Berge, selbst jetzt, wo man ihn seines grünen Schmuckes beraubt hat. Edel sind seine Formen und ehrfurchtgebietend die Felsenstirn, welche er dem See zuwendet.

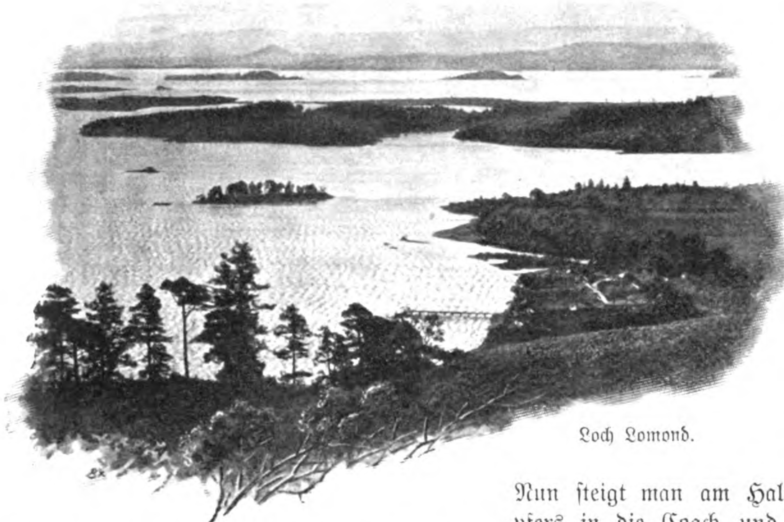
Am Fuße des Ben Venue ragt aus dem silberigen Wasser die grüne Kuppe einer reizenden kleinen Insel empor, „Ellen's Eiland". Sie ist durch den Zauberer Walter Scott der Wallfahrtsort aller romantischen Seelen geworden. Hier hauste die liebliche Jungfrau vom See, Ellen Douglas, mit ihrem ritterlichen Vater, der auf der Insel Schutz vor dem Zorn des Königs gesucht. Hierher brachte Ellen auf einem Kahne den Ritter von Snowdon, den König selbst, der sich auf der Jagd verirrt hatte und unerkannt mit Ellen Douglas zusammentraf.



Universität von Glasgow.

In Wahrheit war die Insel ein beliebter Zufluchtsort für Frauen und Kinder, wenn die Männer der Alpenstämme sich blutig befehdeten. Das kleine Eiland konnte von den Weibern leicht verteidigt werden.

Dunkle Klippen, an die das Wasser weißschäumend wogt, wechseln mit sanften Buchten, an deren hellen Kieseln die Wellen leise verrieseln; kecke Gebirgsströme stürzen sich zum See hinab; um hohe Felsen kreist der Adler, dazwischen grüßen stille Thäler, deren verlassene Matten wie verzaubert da-



Loch Lomond.

liegen, als huschten nur beim Mondenschein leichte Elfenfüßchen über sie hin. Der See ist oft so regungslos, daß man den Schatten vorbeifliegender Vögel in ihm erkennt, ihr Schrei ist der einzige Laut in der Felseinsamkeit.

Der Loch Katrine befindet sich nördlich der großen Bergkette, die das Hochland vom Tieflande trennt; er ist zehn Meilen lang und etwa zwei Meilen breit und speist die Wasserwerke von Glasgow. Ein Fluß, der weiter östlich den Loch Achray, dann den Loch Vennachar und endlich den Teith bildet, lenkt sein überschüssiges Wasser ab.

Unfern von Ellen's Eiland landet der „Rob Roy“. Hier beginnen die malerischen Felsenthäler der Trossachs. Die Bezeichnung ist ebenfalls gälischen Ursprungs und bedeutet etwas trotzig Emporragendes. Der Zugang vom See zu den Trossachs geschah früher auf steilen, in den Fels gehauenen Stufen, die man Leitern nannte; Stricke, die an den Zweigen der Bäume hingen, dienten den Hochländern bei dem Erklettern dieses Pfades zur Stütze. Nun steigt man am Halteplatze des Dampfers in die Coach und fährt eine breite Chaussee entlang.

Wieder war es die „Jungfrau vom See“, welche diese Felswildnis dem Verkehr erschloß. Der Touristenstrom wurde nach der Veröffentlichung des Gedichtes so stark, daß der Weg gebaut und eine regelmäßige Postverbindung eingerichtet werden mußte.



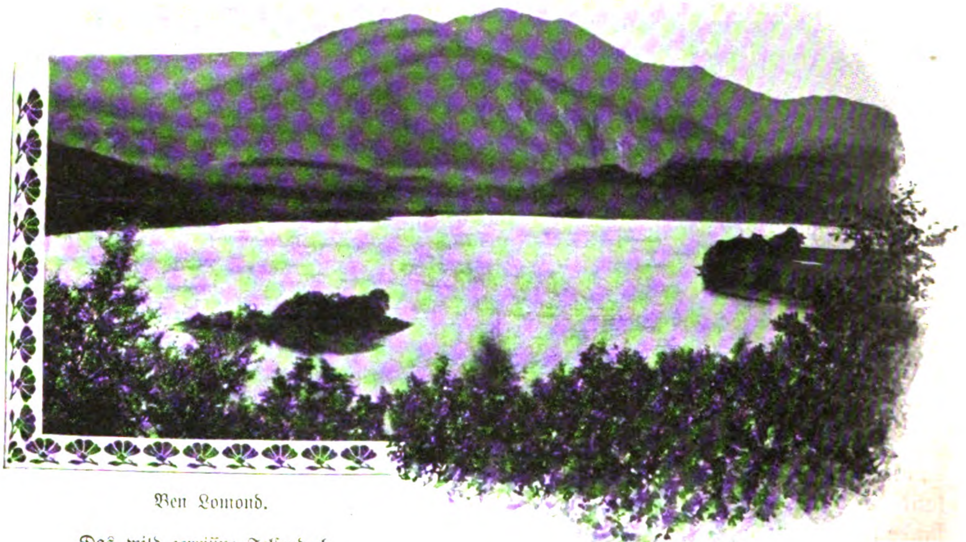
Loch Lomond.

Reizend und üppig ist in diesen Schluchten die Vegetation: Ebereschen, Birken, Weißdorn, Lärchen bilden einen förmlichen Urwald, riesige Farne wuchern unter den Bäumen,

großer, langdoldiger lila Fingerhut blüht an den Hängen, geheimnisvoll feierliche Stille herrscht in den Klüften. Scott schildert die Trossachs, wie folgt:

Es wogt des Tages ebbend Meer
Leis übers Thal vom Westen her,
Die Purpurhöhn, der Felsen Spalt
Ein Strom lebend'ger Glut umwallt.
Doch nicht ein Strahl erglühet dort,
Wo in der Schlucht sich windet fort
Der Weg, von Schatten tief bedeckt,
Um manchen Fels, der starr sich reckt
Plötzlich hervor aus Thales Rinn,
Mit seiner sturmgeborstnen Zinn ...
Ganz hoch, wo weiße Zacken schimmern,
Wo irre Lichter wogen, flimmern,
Vermag der Wandrer zu erschaun
Des Sommerhimmels köstlich Blaun —
Das alles rings so seltsam wild
Wie eines Feentraumes Bild.

Am Ausgangspunkte der Trossachs, dort wo sie sich auf den lieblichen kleinen Loch Achray öffnen, befand sich ursprünglich eine Hütte, Ardcheanochrochan mit Namen, das heißt Wohnung am Ende des Gipfels. Nach dem Erscheinen der „Jungfrau vom See"



Ben Lomond.

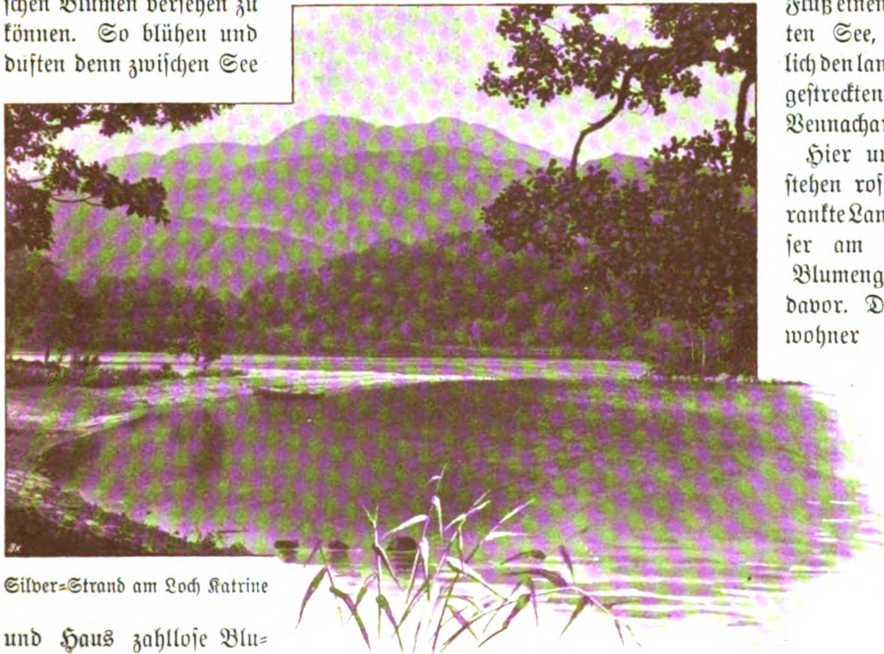
Das wild zerrissne Felsendach
Formt Schlösser, Dome, Türme nach,
Phantastisch scheint's geschmückt zu sein
Mit Minarets und Kuppeln fein,
Pagoden glaubt man fast zu sehn
Und Orients künstliche Moscheen.
Auch sind die Festen all nicht kahl,
Geschmückt mit Bannern ohne Zahl;
Denn von vermorschten Zinnen aus,
Weit ob der Tiefe dunklem Graus,
Von Tau erglänzend, flattert schwank
Der wilden Rose grün Gerank,
Und Schlinggewächs, vielfarbig schön,
Wogt in des Westwinds lindem Wehn.
Freigebig streute hier Natur,
Was auf den Bergen blühet nur.
Wildröschen würzt die Lüfte da,
Weißdorn mit Hasel eint sich nah.
Viel Primeln gelb und Veilchen blau
Giebt engen Raum die Klippe rauh ...
Dort unten Birk und Espe weiß
Bei jedem Hauch erzittern leis.
Hoch schlagen Esch und knorr'ge Eich
Die Wurzeln tief ins Felsenreich.
Noch höher ragt der Fichtenbaum;
Quer über den beengten Raum
Des Himmels sein Gezweige hängt
Hoch, wo sich Klipp an Klippe drängt.

baute man hier einen Gasthof und in jüngster Zeit das malerische Hotel, das mit seinen Rundtürmen und massigen grauen Mauern einem alten Schlosse gleicht und, ebenso wie das Tarbethotel am Loch Lomond, mit dem Charakter der Landschaft im Einklange steht. Hier lebt man so gut und behaglich, wie es in einem Gasthause möglich ist; eine vornehme Gesellschaft, hauptsächlich Engländer, findet man in der Saison versammelt. Außer der Schönheit der Natur lockt auch die Fischerei; in dem dunklen Wasser des Loch Achray fängt man Forellen und Lachse. Der See ist nur eine Meile lang und eine halbe Meile breit, dennoch vereint er auf kleinstem Gebiete alle Gegensätze des Hochlandes: Berg und Thal, Wald und Strom, Heide und Moorland. Der nördliche Strand ist wild felsig, im Süden schließen sich Korn-


Ben Venue. Blick auf Loch Katrine und Loch Vennachar.

felder und grüne Matten, deren Hintergrund hohe Berge bilden, an sein stilles Wasser. Scott sagt von ihm: Felsen, tiefe Wälder schlummern an deiner Brust; der Lerche helles Lied, das aus der Wolke zu dir hinabschallt, erscheint für dich zu lustig laut.

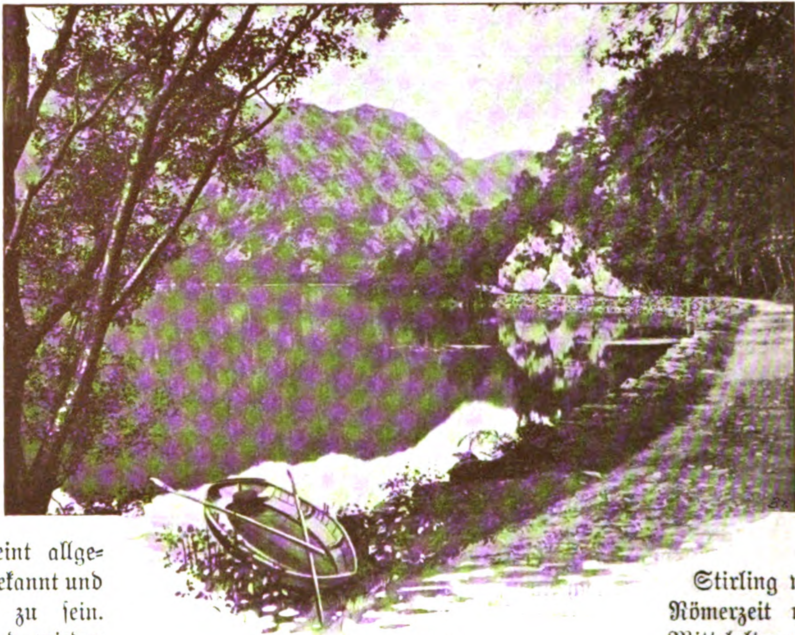
Auch in den Trossachs hielt ich Rast, um ihre Schluchten zu durchstreifen und an dem anmutigen Strande des Loch Achray auszuruhen. Das Hotel hat eine eigene große Gärtnerei, nur um die Tafel stets mit frischen Blumen versehen zu können. So blühen und duften denn zwischen See und Haus zahllose Blumen, unter ihnen Rosen, Reseden, Levkojen und besonders die starkriechende Wicke, welche man in England und Schottland so häufig findet.


Silver-Strand am Loch Katrine

Doch eines Morgens mußte ich Abschied nehmen. Vor dem Burggasthause hielt die Hochland-Coach, ich erkletterte ihr steiles hohes Verdeck. Die Fahrt geht am See entlang, aus welchem sich ein helles klares Flüßchen, der Teith, ergießt. Er durchbraust die romantische sagenbevölkerte Schlucht von Glenfilas und wird von der alten malerischen Brig of Turk überspannt. Bald bildet der Fluß einen zweiten See, nämlich den lang hingestreckten Loch Vennachar.

Hier und da stehen rosenumrankte Landhäuser am Wege, Blumengärten davor. Die Bewohner treten heraus, sobald sie die Coach nahen hören; man wechselt Gruß und Zuruf, ja einzelne kommen dort, wo der Wagen hält, heran,

um Briefe in Empfang zu nehmen. Vor mir sitzt ein schottischer Geistlicher; sein feines bartloses Gesicht ist klug und liebenswürdig, er scheint allgemein bekannt und geehrt zu sein. Hin und wieder begegnen wir Privatfuhrwerken. Vornehme Leute sitzen darin, auch sie grüßen den Reverend, die Damen nicken ihm besonders freundlich zu. Am Wege sieht man Hochlandmusikanten, Mann, Weib und Kind, der Mann im schottischen Tartanrocke; er spielt eine barbarische Melodie auf dem Pibroch, der originellen Dudelsackpfeife.



Loch Katrine.

Das Thal weitet sich; Wiesen, Kornfelder erscheinen. Wir verlassen den See und fahren nun am Teith entlang. Ben Ledi grüßt aus der Ferne herüber, im breiten Thale liegt Callander. Es wird viel von Sommerfrischlern besucht, denn außer einem reizenden Aufenthalt bietet es auch Gelegenheit zu schönen Hochlandausflügen.

In Callander beginnt die Eisenbahn, der ich auf einige Zeit lebewohl gesagt, um mich der romantischen Coach anzuvertrauen. Ich steige nun in den Zug, und bald erhebt sich vor mir eine der ältesten Städte des Inselreiches, Stirling.

Es hat Ähnlichkeit mit Alt-Edinburgh, da es sich ebenfalls an einem Berge emporzieht und von einem Kastell auf steilem Felsen bekrönt wird. Nur von der Stadtseite ist das befestigte Schloß erreichbar, auf den übrigen Seiten fällt der Fels schroff zur Ebene ab.

Stirling war zur Römerzeit und im Mittelalter ein militärisch wichtiger Ort; der Wasserlauf des Forth zu seinen Füßen bildet einen natürlichen Schutzwall zwischen Nord und Süd. Unweit der Stadt befand sich vormals die einzige Brücke über den Fluß, wo oft Kämpfe stattfanden. Wer Herr der Brücke war, hatte den Schlüssel zum Hochlande in der Hand, und Stirling vermochte von seiner Höhe aus den wichtigen Paß zu verteidigen.

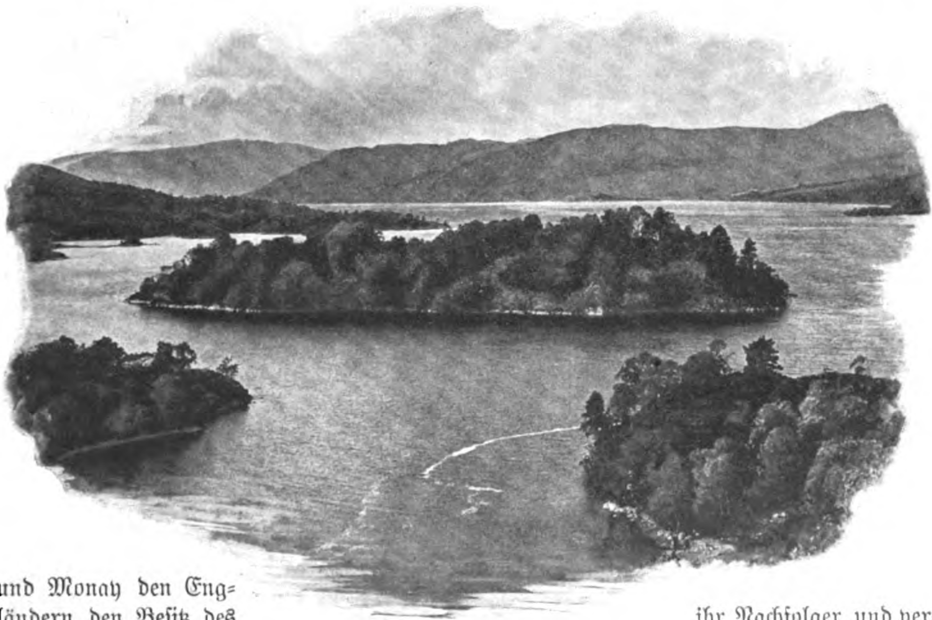
Wie früher erwähnt, zog sich vom Ausflusse des Clyde bei Glasgow bis zum Ausflusse des Forth bei Edinburgh eine römische Mauer hin, die mit Forts besetzt war. Eine aufgefundene Inschrift verrät, daß bei Stirling die zweite römische Legion Wache gehalten habe.

In alter Zeit soll der Ort Stryveling oder Strivelin geheißen haben, und zwar darum, weil drei Ströme dort in der Ebene miteinander kämpfen (strive), nämlich der Forth, Teith und Allan; oberhalb der zu Füßen von Stirling gelegenen Forthbrücke vereinen sie sich. In zahlreichen Windungen schlängelt sich der Forth durch die Ebene; fast als könne er sich nicht von ihr trennen,

kehrt er immer wieder zu seinem Ausgangspunkte zurück.

Das Kastell von Stirling beherrscht das Land nach Norden und nach Süden hin. Es wurde 450 von den Picten erbaut, nachdem die Römer die Gegend verlassen hatten. In Stirling trafen die Reiche der Picten, Scoten und Sachsen zusammen. Später wurde Stirling eines der vier königlichen „Burghs", welche Gerichtsbarkeit über die anderen Burgen besaßen, nämlich Edinburgh, Roßburgh, Stirling, Berwick. Als die Sachsen das ganze Land unter ihrer Macht hatten, wurde hier zuerst die Münze geschlagen, welche sterlinus hieß, das nachmalige Pfund Sterling oder Sovereign.

Stirling war einst ebenso wie Edinburgh Hauptstadt des Landes. Mit Vorliebe residierte hier der Hof, der Adel errichtete hier seine Schlösser, es war Sitz der Innungen, sein Handel blühte, ja selbst mit dem Festland hatte die alte Forthstadt Handelsverkehr. 1339 entrissen die Grafen Douglas und Monay den Engländern den Besitz des Kastells, 1370 wurde es durch Robert II. das Heim der Stuarts, das Windsor Schottlands. Viele der schottischen Könige ließen sich in Stirling krönen, z. B. Jakob V., der Vater Maria Stuarts. Er erbaute auch den gotischen Palast auf dem befestigten Felsen. Jakob liebte Stirling besonders; um sein Volk kennen zu lernen, mischte er sich in Verkleidungen unter die Leute, und des Königs Abenteuer gaben zu mancher Ballade Anlaß. Als Jakob starb, war Maria gerade acht Tage alt; von neun Monaten wurde sie durch den Erzbischof von St. Andrews unter großem Jubel der Bevölkerung zur Königin gekrönt. Sie verlebte einen Teil ihrer Kindheit hier, bis ihre Vormünder sie nach Frankreich sandten, wo man sie dem Dauphin, später Franz II., vermählte. Nach dem Tode ihres Gatten kehrte sie nach Schottland zurück. Wie sie dort ihre zweite Heirat mit Darnley schloß, zeigte uns die Geschichte von Holyrood. In Stirling wurde Jakob VI. getauft und Maria 1567 gezwungen, zu seinen Gunsten dem Throne zu entsagen. Unter der Leitung des bedeutenden Gelehrten und Historikers Buchanan verlebte der König hier die Zeit bis zu seinem dreizehnten Jahre. Nach dem Tode der Königin Elisabeth wurde er als Jakob I. ihr Nachfolger und vereinte so 1603 England und Schottland unter einem Scepter; das alte Stuartschloß Stirling war nun nicht länger Residenz.



Loch Katrine.

Weiter erzählt die Chronik: Jakob I. habe 1617 die Heimat wieder besucht und in Edinburgh mit den Professoren über philo-

sophische Themata debattiert. 1651 wird die Feste von Stirling durch Cromwells Heerführer, General Monk, belagert. Bald darauf teilt man mit, eine Post nach Edinburgh sei errichtet worden und Glasgow fange an, Stirling den Vorrang streitig zu machen. 1677 werden ein Zauberer und drei Hexen gefangen genommen. 1708 bezahlt man fünf Sovereigns fünf Shillings für Weingläser, die aus Anlaß des Sieges über die Franzosen am steinernen Kreuze der Forthbrücke zerschellt worden sind. 1842 endlich besuchen Königin Viktoria und Prinz Albert das ehrwürdige Stuartheim.



Ellen's Eiland.

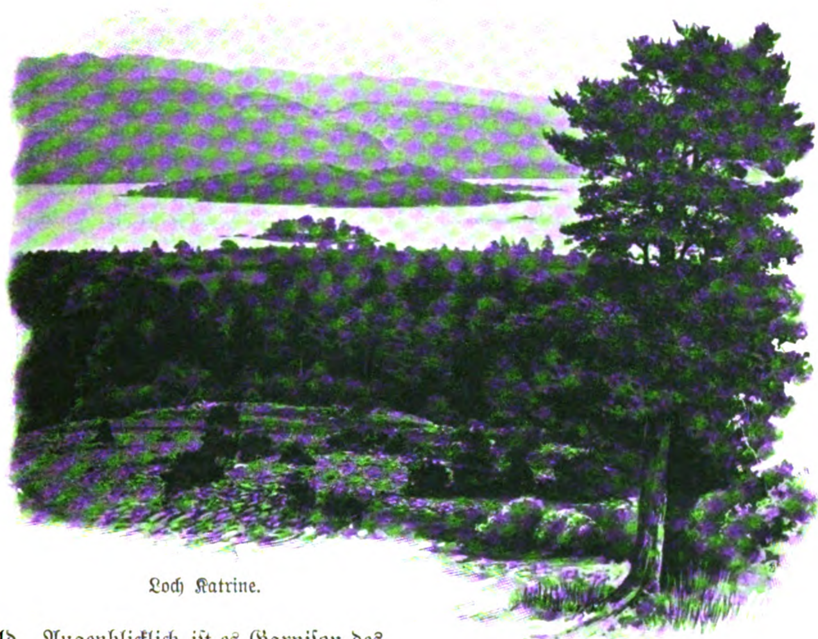
Aus der bunten Folge der Ereignisse, über welche die Schloßchronik Aufschluß giebt, griff ich aufs Geratewohl einige heraus; sie spiegeln in großen und kleinen Dingen das wechselreiche Geschick des Felskastells in der Forthebene wieder. Sonderbar berührt es, von der beginnenden Rivalität Glasgows zu hören. Glasgow ist mit seinen siebenhunderttausend Einwohnern jetzt eine Weltstadt, welche die Fühlfäden ihres Handels, ihrer



Loch Katrine.

Kunst, ihres geistigen Lebens nach allen Kulturländern hin ausstreckt, Stirling dagegen ein vergessener kleiner Ort von siebzehntausend Seelen, der nur von der Erinnerung lebt, nur wegen seiner wunderschönen Lage aufgesucht wird.

Als ich auf dem Bahnhofe in Stirling anlangte, fragte ich gleich nach dem Wege zum Schlosse. Steil bergan steigend, durch eine malerische alte Straße schreitend, erreichte ich es bald. Augenblicklich ist es Garnison des dritten Bataillons der Argyll- und Sutherland-Hochländer, einer Elitetruppe in malerischer Uniform. In der engen, zum Kastell führenden Straße steht nahe dem freien Platze vor dem Festungsthore eine Taverne. Hier befand sich das Haus, in dem George Buchanan, der Erzieher Jakobs VI., wohnte. Auf der Esplanade erhebt sich ein Standbild von Robert Bruce; der schottische Nationalheld ist im Kettenpanzer dargestellt, auf das Schwert gestützt; er blickt mit ruhigem Antlitz in der Richtung nach Bannockburn, dem Orte, wo er mit 30000 Schotten 100000 Engländer besiegte. Auf dem Mittelblock des Piedestals ist das schottische Wappenschild mit dem springenden Löwen angebracht. Die Statue wurde erst in neuester Zeit, 1871, errichtet. Bei ihrer Enthüllung sprach man das stolze Wort: Hier ist Bruces Standbild, aber ganz Schottland ist sein Monument.



Loch Katrine.

Über eine Zugbrücke und durch ein niedriges Festungsthor gelangt man in das Kastell. Trotzig erhebt es sich mit seinen massigen Mauern und vorspringenden Rundtürmen auf dem Felsen. Das Schloß innerhalb der Mauern ist in Form eines Vierecks erbaut, seine Fassade mit grotesken Figuren und Schnitzwerk verziert. Zu seiner Rechten befindet sich das Parlamentshaus, welches unter Jakob III. entstand. Die große Halle ist hundertzwanzig Fuß lang, ihre Decke reich in Eichenholz geschnitzt. Robert Burns sagt von dem Hause:

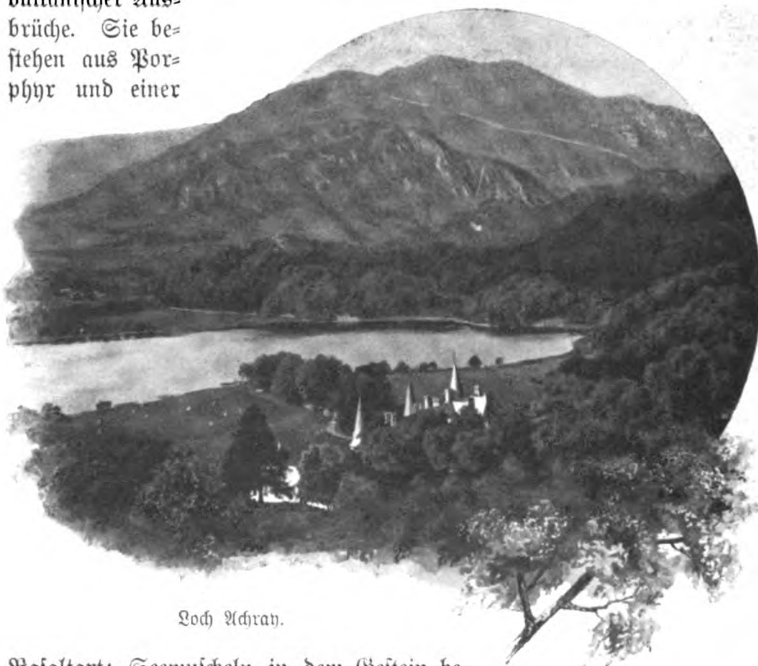
> Here Stuarts once in glory reigned
> And laws for Scotland's well ordained.

Die frühere königliche Kapelle wird jetzt als Erfrischungszimmer für Besucher und als Zeughaus benutzt. Jakob VI. hatte sie von neuem erbaut und mit einem Stabe von Geistlichen und Sängern versehen, von denen „einige ihren religiösen Pflichten genügten, die übrigen zu seiner Erheiterung dienten".

In dem anstoßenden Gebäude war einst das Boudoir Maria Stuarts, nun dient es als Offizierkasino. Über einem Fenster des

Baues sieht man die Initialen M. R. (Maria Regina) mit der Krone und der Distel, der schottischen Wappenblume, an einem anderen Fenster sind ebenfalls die Initialen mit der Jahreszahl 1557, dem Jahr von Marias Hochzeit mit dem Dauphin von Frankreich, angebracht.

Hinter dem jetzigen Gouvernementshause hat man von der Gartenmauer einen wundervollen weiten Blick auf das Land. Schroff fällt der Fels ab, hier und da ein wenig mit Grün bewachsen, silbern schlängelt sich der Forth durch Kornfelder, Wiesen und Wälder. Im Westen liegt das Land Rob Roy's und der Jungfrau vom See; den ganzen Horizont umschließen dunkelblau die Bergriesen des Hochlandes: Ben Lomond, Ben Venue, Ben Ledi und Ben Voirlich. Sie sind zwar nicht mit Gletschern bekrönt, aber sie haben vollkommenen Alpencharakter; ihre meist kahlen Hänge sind mit großen Felsblöcken übersäet, wohl Überbleibsel einstiger vulkanischer Ausbrüche. Sie bestehen aus Porphyr und einer Basaltart; Seemuscheln in dem Gestein bezeugen, daß einst das Meer das ganze Land überflutet hat. Im Inneren des Felsens findet man rauchtopasartige Bergkrystalle, die zu eigenartigen schottischen Schmucksachen verarbeitet werden; unter den Broschen sieht man oft kleine Nachbildungen der Lochaber-Axt, der alten Hochlandswaffe.



Loch Achray.

Eine Stelle des Aussichtsgartens von Schloß Stirling heißt „Ausguck der Königin Maria", eine andere „Ausguck der Königin Viktoria". Als letztere mit dem Prinz-Gemahl 1842 hier verweilte, bewunderte sie die herrliche Landschaft sehr; zur Erinnerung daran wurde in die Steinwälle ein V. R. und H. P. A. eingeschnitten. Das Panorama ist in der That, wie ein begeisterter Tourist sagte, „der Monarch der Aussichten".

Als ich mich von der alten Feste trennte, begab ich mich zu der Grey friars church in ihrer Nähe. Es sind eigentlich zwei Kirchen, durch einen modernen Portalmittelbau verbunden. Die niedrige frühgotische Westkirche mit ihrem eckigen plumpen Turme stammt aus dem zwölften Jahrhundert, der höhere Ostanbau, der Chor, wurde im sechzehnten Jahrhundert errichtet und zeigt den Perpendikulärstil. Wie viele Geschehnisse sahen diese alten Mauern! Maria von Guise wurde hier zur Königin-Regentin von Schottland gekrönt, für ihre minderjährige Tochter Maria (Maria Stuart). 1567 wurde Maria Stuarts Sohn Jakob hier im Alter von dreizehn Monaten und zehn Tagen zum Könige gekrönt, bei welcher Ceremonie John Knox die Festpredigt hielt. Als ungefähr hundert Jahre nach der Reformation die neue presbyterianische Kirche gegen das Episkopat Macht gewonnen, wurde die Grey friars church in zwei Hälften geteilt, und Ebenezer Erskine, der Begründer der Secession (der jetzigen unierten presbyterianischen Kirche) predigte in einer Hälfte des alten Baues. Der viereckige Turm der Westkirche wurde von Monk

dem gefürchteten General Cromwells, besetzt gehalten. Auch den anstoßenden alten Friedhof occupierte er mit seinen Soldaten, in manchem Monument sieht man noch heute Löcher von Kugeln, Spuren seiner Wirksamkeit.

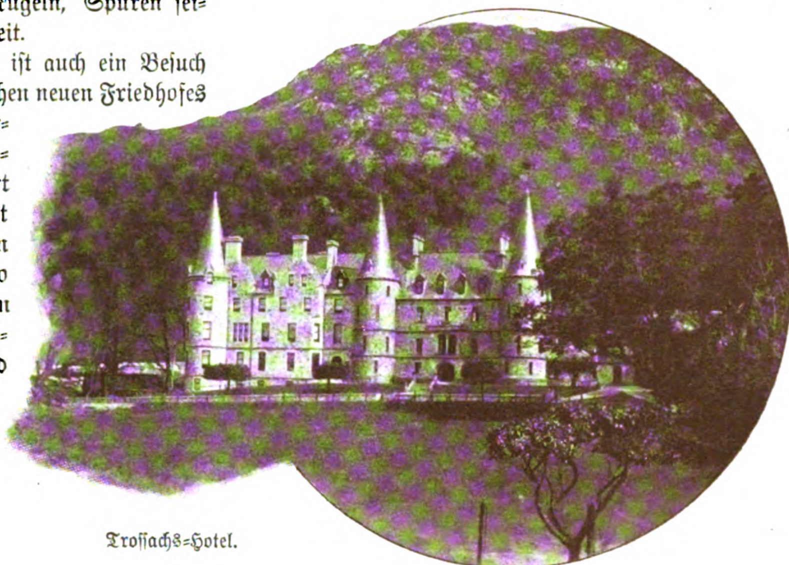
Interessant ist auch ein Besuch des parkähnlichen neuen Friedhofes unweit der Kirche. Der hochgelegene Ort war zur Zeit der Stuarts ein Spielplatz, wo man ritterlichem Sport wie Ringelstechen und anderm huldigte. Sehr schön ist hier der Blick vom Ladies' Rock bei Sonnenuntergang: ein unvergleichliches Schauspiel, wie der feurige Ball hinter dem gewaltigen Ben Lomond verschwindet. Wenn man das Auge von der Aussicht löst mit einem Seufzer der Befriedigung und zugleich des Bedauerns, daß es nicht immer so Schönes erblickt, weilt es auf den eigentümlichen Monumenten der Totenstadt. Besonders eine Inschrift fällt als merkwürdig und von bedächtiger Lebensweisheit zeugend auf. Man liest:

Our life is but a winterday.
Some only breakfast and away,
Others to dinner stay
And are fully fully.
The oldest men but sups
And goes to bed:
Large is his debt,
That lingers out the day.
He that goes soonest
Has the least to pay.

Zu deutsch etwa:

Ein Wintertag ist unser Leben nur,
Der eine frühstückt — und dahin ist seine Spur.
Ein andrer noch zu Mittag ißt,
Des Daseins Glück er mehr genießt.
Ein dritter gar zu Abend bleibt,
Bis ihn die Müdigkeit vertreibt;
Die größte Zech hat er gemacht,
Weil er den ganzen Tag verbracht.
Von dem wird wenig nur begehrt,
Wer nur ein Frühstück hat verzehrt.

Diese Grabschrift enthält in ihrer wortkargen, hausbacken kernigen Art viel von dem Nationalcharakter der Schotten überhaupt: jeder Schönfärberei abhold, besitzen



Trossachs-Hotel.

sie den trockenen schlichten Humor, der sie neben anderen Eigenschaften uns Deutschen verwandt macht.

Viel wäre noch von Stirling zu sagen: seinen Kletterstraßen, die oft nur aus Stufen bestehen, seinen geschichtlichen Erinnerungen, die uns auf Schritt und Tritt entgegentreten. Stirling macht an Anziehungskraft Edinburgh den Rang streitig. Es ist einheitlicher, unberührt von modernem Leben. Edinburgh wird durch die neue elegante Stadt in zwei Welten geteilt, welche sich im Grunde bekämpfen. Und wenn auch die Schönheit der Natur darüber hinwegtäuscht, die Kluft gähnt dennoch; alt und neu — eines stört das andere. Oder vielmehr das Alte sinkt zu einer Dekoration des Neuen herab.

An englischen Kaminen läßt man zuweilen den Stuhl des Großvaters stehen, wenn auch die Augen des Greises sich geschlossen haben; sein Ruheplatz bleibt, man bewahrt ihn aus Pietät. Die Altstadt und das Kastell von Edinburgh sind solch ein geduldeter Lehnstuhl des Großvaters am Kamin der Jugend. Das Leben flutet über sie hinweg, schaut sie neugierig, meist verständnislos an.

In Stirling aber ist das Alte das Lebendige. Wer die graue Stuartstadt aufsucht, will sich zurückversetzen in vergangene Zeit; das Heute verschwindet ihm vor der Wucht der Erinnerung.



Loch Achray.

Nochmals wandere ich durch die Kletterstraßen der Stadt, welche malerisch sind wie nur die eines Felsennestes in römischen Bergen.

In Sinnen verloren, begebe ich mich auf den Bahnhof. Nur zu schnell wird mich das Ungeheuer Dampf nach Edinburgh zurückbringen. Ich sage „Ungeheuer" — so nützlich es ist, ich bin ihm oft gram, aus Schönheitsgefühl. Es verdirbt Stimmung und Aussichten; es läßt uns hasten und raubt uns die Zeit, zu uns selbst zu kommen. Freilich, so weit wie John Ruskin, der alle Eisenbahnen abschaffen wollte, gehe ich nicht. Ich lasse sie leben, wenn ich auch manchmal auf sie schelte.





Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Zu Kalkschmidt: Die Kunst in der Photographie.

H. Kühn-Innsbruck: Sommer.



Die Kunst in der Photographie.

Von

Eugen Kalkschmidt.

(Nachdruck ist untersagt.)

Es ist eigentlich nicht verwunderlich, daß die Photographie eine Erfindung just des neunzehnten Jahrhunderts wurde. Sie brach an dem weitschattenden Baume der menschlichen Geistesentwickelung mit der nämlichen Selbstverständlichkeit ans Licht des Tages, wie sich die Knospe im Frühling öffnet; ihre Zeit ist da und weckt sie. Das praktische Leben wie die Wissenschaft unseres Jahrhunderts bedurften beide der Photographie. Das Leben: weil jeder Tag die Stunden schneller um die Erde zu jagen schien und eine jede den Menschen zu schnellerem Dasein, zu reicherer Arbeit aufrief — die Wissenschaft: weil ihrem rastlosen Streben in dunkle Gebiete hinein, ihren aus exakter Forschung gewonnenen Ergebnissen eine genauere bildliche Berichterstattung nötig wurde, als sie die lebendige Hand des Zeichners gemeinhin zu geben vermochte. Der ganze nüchterne, karge Geist der Zeit verlangte nach der Buchstäblichkeit, der unverbrüchlichen Treue der lichtempfindlichen Photographenplatte. Und sie ward ihm.

Die Berufsphotographie, von der hier zunächst die Rede ist, begann um das Jahr 1850 als lohnendes Gewerbe fröhlich aufzublühen. Sie übernahm das Erbe all der Kleinkünstler, die durch Zeichnen, Stechen oder Malen von Porträts, deren Originale sich in den mittleren Kreisen fanden, ihr kärgliches Brot verdienten; diese Porträtphotographen gründeten sich in den Städten ihre Werkstätten und nannten sie stolz „Ateliers". Aber auch „schöne Gegenden", behagliche Landsitze oder stolze Schlösser ließ man nun nicht selten photographieren. Doch blieben diese Landschaftsaufnahmen zunächst nur Versuche, da die Vorbereitungen äußerst umständlich waren und der Erfolg vom guten Glück mehr abhing als von der Geschicklichkeit des photographischen Meisters, der ein ganzes chemisches Laboratorium mit auf die Reise nehmen mußte, um die Glasplatten lichtempfindlich zu machen, zu „gießen", wie das Fachwort lautet. Dieser Zweig des Gewerbes also, die Landschaftsphotographie, konnte sich erst im Anfang der siebziger Jahre voller und lohnender entfalten, als durch die Erfindung der sogenannten „trockenen Platten" das Mißlingen der Aufnahmen im Freien nicht mehr so oft vorkommen konnte und der ganze Aufnahmeprozeß ein wesentlich kürzerer und billigerer wurde. Und drittens dienten besondere Anstalten der wissenschaftlichen Photographie, die aber hier für uns nicht in Betracht kommt, da sie natürlich niemals künstlerische Erfolge erreicht oder auch nur angestrebt hat.

Das Gewerbe des Porträtphotographen war es, das zuerst als eine Art Kunst beim Volke Geltung erlangte; und das ging ja auch ganz begreiflich zu. Denn da seine Jünger die Thätigkeit der Dutzendkünstler, der Dutzendporträtisten übernahmen und fortführten, lag die Versuchung nahe, sich auch mit Rang und Titel dieser Vorgänger zu schmücken, und der von ästhetischen Zweifeln nicht angekränkelte Volksgeschmack stand dem nicht im Wege. Im Gegenteil: wofern der Photograph seine Ware nur recht „schön" zu fertigen wußte, nannte man ihn gern einen



C. Winkel-Göttingen: Landstraße.

tung auffassen: uns bedeutet rein künstlerisches Schaffen nach wie vor ein selbstherrliches Gestalten der Natur einem ganz bestimmten Zweck zuliebe. Eine bloße sachliche Wiedergabe dagegen — und sei sie noch so getreu, und sei immerhin der Herr der Schöpfung ihr Objekt — muß doch stets bleiben, was ebensogut wie hohe Kunst seinen runden Platz in der Welt auszufüllen hat: eine Handfertigkeit, ein Gewerbe.

Freilich, wenn wir heute die verblichenen, hilflosen Gruppen- und Figurenbilder unserer Väter und Großväter im Album durchblättern und dann an die neuere Zeit mit ihren sich meist auf Brust- oder Kniebild beschränkenden Aufnahmen gelangen, dann könnte man am Ende doch wohl sagen, daß unsere Photographen künstlerisch dazu gelernt haben, daß sie Künstler geworden sind. Aber wenn wir von der Beschränkung auf den charakteristischen Teil des Menschen absehen — die ja öfter eine künstlerische Beschränkung sein kann —, so erkennen wir doch nur zu bald, daß die günstige Wirkung der modernen Bilder auf uns eine kurze, oberflächliche war, daß sie durch äußere Mittel, durch die neue Technik bewirkt wurde. Diese Technik hat sich — dank der dauernden Arbeit ernster Wissenschaftler und einsichtiger Fachleute — insbesondere in den siebziger Jahren ganz außerordentlich rasch entwickelt, und das ist gewiß hoch erfreulich. Zu bedauern aber bleibt, daß die Mehrzahl der Berufsphotographen alles Ernstes glaubte und noch glaubt, mit Hilfe dieser Technik allein das Reich der schönen Künste

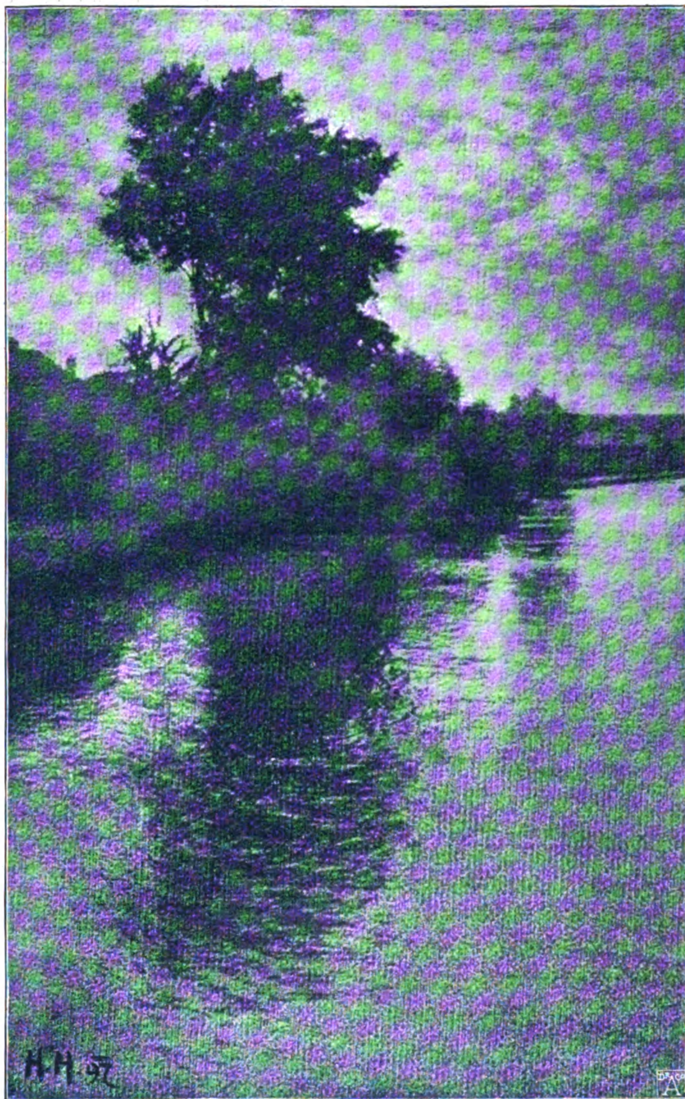
Künstler und nahm den Unterschied zwischen „schön" und „verschönert" nicht gar zu genau. Denn im Volke herrscht — und um so stärker, je tiefer es an Bildung steht — der Glaube, daß eine Kunst um so viel mehr wert ist, als sie die gewohnte Alltagsnatur ringsum an Schönheit übertrifft. Und dieser Aberglaube, der jedoch wie aller Aberglaube sein Körnlein richtigen Empfindens birgt, hat es mitverschuldet, daß aus dem photographischen Handwerker ein anspruchsvoller Plattenkünstler wurde, ohne daß er es immer für nötig gefunden hätte, diesen stolzen Namen auch durch wirklich künstlerische oder auch nur kunstgewerbliche Arbeit ehrlich zu verdienen.

In dem Sinne freilich, wie sich heute jeder akademisch gebildete Schneider einen Künstler nennt, darf's der Photograph natürlich auch thun. Aber wir wollen hier den Begriff doch lieber in seiner ursprünglichen Bedeu-

erobert zu haben. Und selbst die redlichsten Fachleute wollen es nur langsam und schwer einsehen, daß diese neue Technik, die das ehrliche Handwerk zu einer verschönernden Künstelei mit der „unedlen" Wirklichkeit nach und nach verführte, uns damit eine recht garstige und lächerliche Lüge großgezogen hat. Dieser galante Schwindel, der dem Wesen der an die reale Erscheinungswelt streng gebundenen Photographie stracks zuwiderläuft, dessen sich aber weder die Photographen noch das Publikum recht bewußt sind, ist die Retouche.

Ja, diese Retouche ist eines der wenigen Wunder, die sich in unserem verstandeskräftigen Jahrhundert in Glauben und Ansehen erhalten haben. Der reinste Zauber- und Jungbrunnen ist sie uns. Wer da liebt, ein schief Gesicht in diesem profanen Leben zu schneiden — auf der Photographie schaut er gerad und freundlich drein. Wessen Riechorgan, von der Natur um gerade Bildung falsch betrogen, nun stumpf und ungerad in die Winde des Weltalls hinausragt — auf der Photographie hat die Retouche sein Gebrechen mit gütigen Linien edel verschönt. Das Auge der schönen Frau, darum Geist, Klugheit und Lebenserfahrung ihre stillredenden Spuren in zarten Fältchen zurückließen — die Retouche duldete sie nicht; es darf nur noch sagen: ich bin das Auge eines Menschen, wessen? — das ist ja gleichgültig. So werden aus reifen Frauen unreife Mädchen, aus Greisen Männer in den besten Jahren, und umgekehrt aus grünen Sekundanern mit einem knappen Dutzend keimender Härlein auf der Lippe — lebenserfahrene Herren mit keck aufgewirbelten Schnauzbärten und allesamt von Frau Retouches Gnaden. Und diese seine unbegreiflich schönen Werke erfüllen das Herz des echten Photographen mit hohem Stolz und sein Publikum mit Hochachtung vor seiner „Kunst".

Ging diese Entwickelung des photographischen Porträtgewerbes zunächst darauf aus,



H. Henneberg-Wien: Motiv bei Stillfried.

das Bild des Menschen unnatürlich verschönert auf die Nachwelt zu bringen, so lernte die Photographie draußen in der freien Natur wenn auch noch nicht mit künstlerischen, so doch mit ehrlicheren Mitteln zu schaffen. Sonderbar genug: hier unterschlug man dem nachforschenden Auge des Käufers keinen Stein am Wege, keinen Riß in der Ziegelwand. Hier mußte alles tadellos bis ins einzelne ausgeführt sein und „stimmen", denn nur dann waren die Besteller mit den Landschaften zufrieden, merkwürdigerweise dieselben Leute, die im Atelier des Porträtisten das höfliche Verschweigen unlieber Einzelheiten als höchst bewundernswert, malerisch und Gott weiß was gepriesen hatten. Und gehorsam entwickelten sich die Landschaftsphotographen als gewissenhafte Reporter der genauesten Details, die Atelierphotographen als liebenswürdige Plauderer im galantesten Feuilletonstil, und beide Richtungen bewiesen



G. Einbeck-Hamburg: Wanderung.

schon durch dieses unterthänige Anpassen, dieses den jeweiligen Neigungen des Publikums Entgegenkommende, daß sie vom Wesen des Kunstschaffens beide nicht viel an sich hatten; ihre Parole hieß im besten Falle „Arrangement".

Mehr noch als den Porträtisten im Atelier kamen den Landschaftern die technischen Neuerungen zu gute, und von diesen war es nach der „trockenen Platte" vor allem der Momentapparat, welcher die mühselige Landschaftsphotographie zum regen selbstständigen Gewerbe ermunterte. Allmählich erst kam man darauf, neben der unbelebten „Gegend" auch das Lebende in seiner Bewegung bildlich festzuhalten. Bei uns in Deutschland war Anschütz der erste, der dies mit Ausdauer und Erfolg versuchte; die meisten Leser dürften sich wohl noch an das Aufsehen erinnern, das seine Momentaufnahmen in den achtziger Jahren verursachten. Der Flug des Vogels, das Galoppieren des Pferdes wurde von der Platte in der Geschwindigkeit eines Augenblicks mit unverbrüchlicher Treue festgehalten und bewies, daß die Bewegung der Dinge keineswegs immer so war, wie wir sie in unserer Kunst gewöhnlich dargestellt fanden. Erst jetzt erkannte man den hochentwickelten Beobachtungssinn der Japaner, die uns mit ihren sparsamen Linien, ihren einfachen kecken Farben so perspektivisch fremd und unnatürlich angemutet hatten. Und in jenen Tagen auch erstand bei uns in Deutschland der nichtberufsmäßige Moment-, der Amateurphotograph, der sich fortan als dritter an der Erzeugung der Lichtbilder bethätigte, welche uns hier interessieren.

Das eine unterschied ihn sogleich wesentlich von denen, die ihm vorausgingen: er war kein Fachmann, der die streng überlieferten Gesetze erst durcharbeiten mußte, ehe er daran denken konnte, sich selber Gesetze vorzuschreiben. Er war durch keine Rücksichten auf irgend welchen fremden Geschmack in der Bethätigung seines eigenen gehemmt; er war so frei, wie es der Berufsphotograph nie hatte sein können. Eine solche völlige Freiheit hat immer ihre guten und schlechten Folgen, und es hängt von Zeit und Umständen ab, welche davon sie hinterläßt. In der

Photographie war die Zeit für die Entwickelung guter Folgen zwar noch nicht reif, aber doch im Reifen. Darum betrachtete man den Knipskasten des Liebhabers eine geraume Weile als eine zweck- und harmlose Spielerei müßiger Leute. Und doch war diese Spielerei die Vorbedingung für das langsame Erwachen einer bescheidenen Kunst in der Photographie, und aus den Reihen dieser Liebhaber- oder zu deutsch „Amateur"-Photographen, die jeder Zünftler zunächst mit rechtschaffenem Spott als Dilettanten abthat, sollte der fröhliche Beweis erbracht werden, daß man in der Photographie über das unwahre Verschönern hinaus — innerhalb der ihr natürlichen Grenzen selbstverständlich — zum Kunstschönen gelangen kann; daß mit ihrer Hilfe Werke entstehen können, in denen die Natur nicht nur mit gutem Geschmack ausgewählt, „gesehen", sondern künstlerisch durchempfunden erscheint. Diese Bereicherung unserer künstlerischen Ausdrucksmittel also verdanken wir den photographischen Dilettanten.



H. Kühn-Innsbruck: Reichenau.

Ein paar Worte über die Bedeutung des Dilettantismus sind hier wohl am Platze, denn er hat seine Bedeutung, das ist keine Frage, selbst wenn er sie sich nur dadurch erworben hätte, daß er der Phantasie, diesem Stiefkinde unserer Zeit, einen kleinen vergnügten Spielplatz seitab vom Straßenlärm des Lebens rettete.

Die Entwickelung der bildenden Künste in Deutschland hätte in diesem Jahrhundert schneller vorwärts schreiten können, wenn der Rhythmus ihrer Bewegung sich der breiten Masse des Volkes unmittelbarer mitgeteilt hätte. Dazu aber fehlte der Menge noch der leichte Fluß künstlerischer Kultur. Die durch Jahrhunderte vorzugsweise aristokratischer Schätzung selber aristokratisch gewordene Kunst mußte seit der großen Revolution die Fühlung beim Volke suchen, unser Volk aber war seit den blühenden Tagen, da Albrecht Dürer und Peter Vischer ihre Werke schufen, der Kunst fremd geworden. Bei aller Kultur, die uns die technischen Erfindungen bescherten, blieben unsere Empfindungen träge, denn unsere Sinne waren nicht zu schnellem und beherztem Wahrnehmen geschult. Wir hatten die gesunde Sinnlichkeit unserer Väter verloren und mit ihr den Maßstab für gesundes künstlerisches Schaffen. Auch heute noch ist diese Unkultur keineswegs überwunden; wenn wir heute aber doch thatsächlich besser, das heißt mit größerer Bewußtheit und erhöhter Formen- und Farbenfreude in die Welt sehen, so hat zu dieser Bildung unseres Auges, zu diesem Erstarken unserer Phantasie nicht zuletzt der Dilettantismus in mancherlei Gestalt das Seine beigetragen. Und eine dieser Gestalten wurde mit dem Entstehen der Amateurphotographie wach und wirksam.

Denn es ist nun einmal so: Wer drei Tage hat Holz hacken müssen, wird in diesen drei Tagen vom Wesen des Holzhackens gründlicher und überzeugender unterrichtet,

als ihm dreißig Abhandlungen über dasselbe Thema sagen können. Und diese Erfahrung von der schnellen Lehre durch die lebendige That macht jeder, der aus dem theoretischen Kenner zum praktischen Könner erwachsen will. So wird der Amateurphotograph, der über die erste Kinderfreude am „Verblitzen“ der Platten hinaus ist, die Welt um sich her schon mit ganz anderen Augen betrachten als vorher, da er sie ohne Apparat gleichgültig durchschlenderte. Er wird zunächst auf Merkwürdigkeiten fahnden — daher die Unsumme von niedlichen oder albernen Anekdotenbildern, die einem das Verweilen in unseren Amateurausstellungen oft so schwer machen. Dann verfeinert sich sein Geschmack — kostümierte Damen und Herren in allen möglichen Situationen, aus denen deutlich eine „Geschichte“ oder auch nur eine dankbare Scene redet, werden das bildliche Ergebnis sein; das „Genrebild“ unserer Familienblätter feiert in ihm seine Auferstehung. Wird ihm auch die Freude an diesen niedlichen Dingen schal, dann endlich sieht der Amateur, daß es eine Natur giebt, die keine Anekdoten erzählt, die nicht kostümiert zu werden braucht, die man finden und nehmen muß, wie sie ist, ganz gleich, ob man ihrer im Menschen, im Tiere oder in der Landschaft ansichtig wird. Und hier beginnt die Kunst in der Photographie.

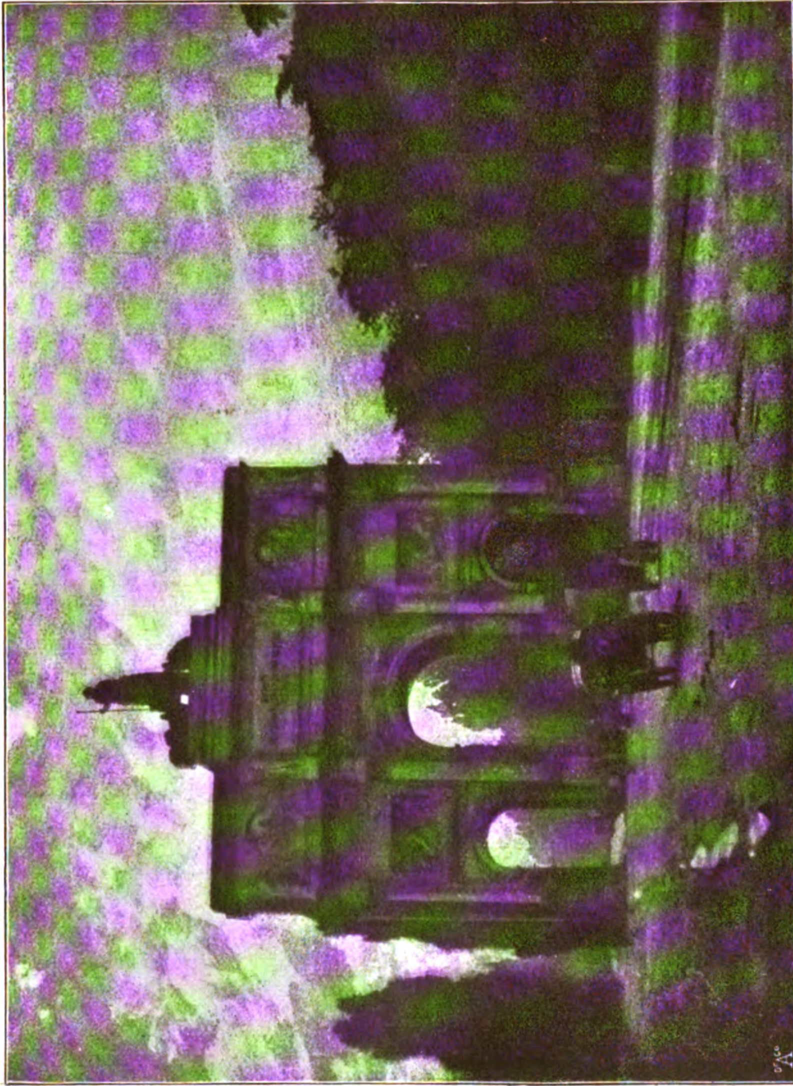
Noch vor etwa sechs Jahren war von dieser Kunst nicht allzuviel zu spüren. Damals fanden die deutschen Amateure zuerst den Mut, auf einer internationalen Ausstellung ihr Können aller Welt zu zeigen. In Hamburg, wo man sich — innerhalb Deutschlands — mit der neuen Liebhaberei am eingehendsten und erfolgreichsten beschäftigt hatte, wo der eifrige Förderer des Dilettantismus, Professor Lichtwark, als Direktor der Kunsthalle mit Wort und That auch für die Amateure eintrat, wurde die erste Amateurausstellung, wie man sich kurzweg zu sagen gewöhnte, eröffnet. Was Lichtwark uns von ihr in seinem Werke „Die Bedeutung der Amateurphotographie“ überliefert hat, erscheint uns heute freilich nicht gar so bedeutend. Ja, es wird uns schwer, die Begeisterung zu verstehen, mit der ein Ästhetiker vom Rufe und Verdienste Lichtwarks über Aufnahmen spricht, die uns jetzt so nüchtern, so nichtssagend alltäglich erscheinen. Hieraus erhellt wohl am deutlichsten, wie überraschend die Liebhaberphotographie künstlerisch gewachsen ist, wie sehr auch unsere Ansprüche an sie in kurzer Zeit gestiegen sind. Denn diese Bilder, die damals das bekannte „größte Aufsehen“ erregten und als Kunstwerke sozusagen entdeckt wurden, würden auf den Ausstellungen der jüngsten Zeit in München, Berlin oder Leipzig kaum ein flüchtiges Interesse geweckt haben. Und nicht etwa den deutschen Amateuren allein, sondern auch den berühmten Ausländern von dazumal ginge es heute so, obwohl das verhältnismäßig Beste auf der Ausstellung von ihnen gekommen war. Verwunderlich erscheint das nicht, wenn man bedenkt, daß die Amateurphotographie in der Fremde bei weitem älter ist und dort im Jahre 1893 bereits so allgemein betrieben wurde wie etwa heute bei uns. Während es vierzig Vereine in Deutschland gab, hatten es die Engländer z. B. schon auf vierhundert gebracht. Der einen Ausstellung in Deutschland standen deren fünf in England gegenüber, und es ist begreiflich, daß im Wettstreit um gute Ausstellungsbilder bei dieser Konkurrenz für unseren Kontinent nur Bilder zweiter oder dritter Güte übrigblieben. Demnach siegte damals das Ausland mit ziemlich leichter Mühe; heute aber können wir uns getrost neben England, Frankreich und Amerika sehen lassen; wir sind es nicht, die verlieren, das hat die letzte internationale Ausstellung in Hamburg stolz bewiesen.

Ein Gang durch die Ausstellungen jener Tage aber geschah zunächst nur zur Befriedigung der Neugier am „Sujet“, am dargestellten Was, und diese Neugier half am Ende über die Eintönigkeit der Motive, der Auffassungen, der unaufhörlichen Schwarzweißblätter hinweg. Die rein ästhetische Freude am künstlerischen „Wie“ auch des Lichtbildes, am Wechsel seiner Farben und Stimmungen ist uns erst heute erschlossen, denn damals war der sogenannte Gummidruck noch nicht als das vorzügliche Ausdrucksmittel gerade des künstlerisch empfindenden Amateurs so bekannt und geübt, wie er's heute ist.

Worin besteht nun das Besondere dieses Gummidrucks? Diese Frage genau, d. h.

vom technisch-praktischen Standpunkt genau hier zu beantworten, würden mir wohl die wenigsten der Leser danken. Und offen gestanden, genau könnte ich's gar nicht einmal, denn so manches an ihm ist noch dunkles Ateliergeheimnis; auch wird noch fort- und glanzlosen Eigenart sich die Sympathie der wohlhabenden Leute von Geschmack schnell erworben hat.

Man sehe sich, um schneller zu verstehen, unter unseren Bildern die beiden gegenüberstehenden Landschaften auf S. 646 u. 647 an.



H. Kühn-Innsbruck: Siegesthor in München.

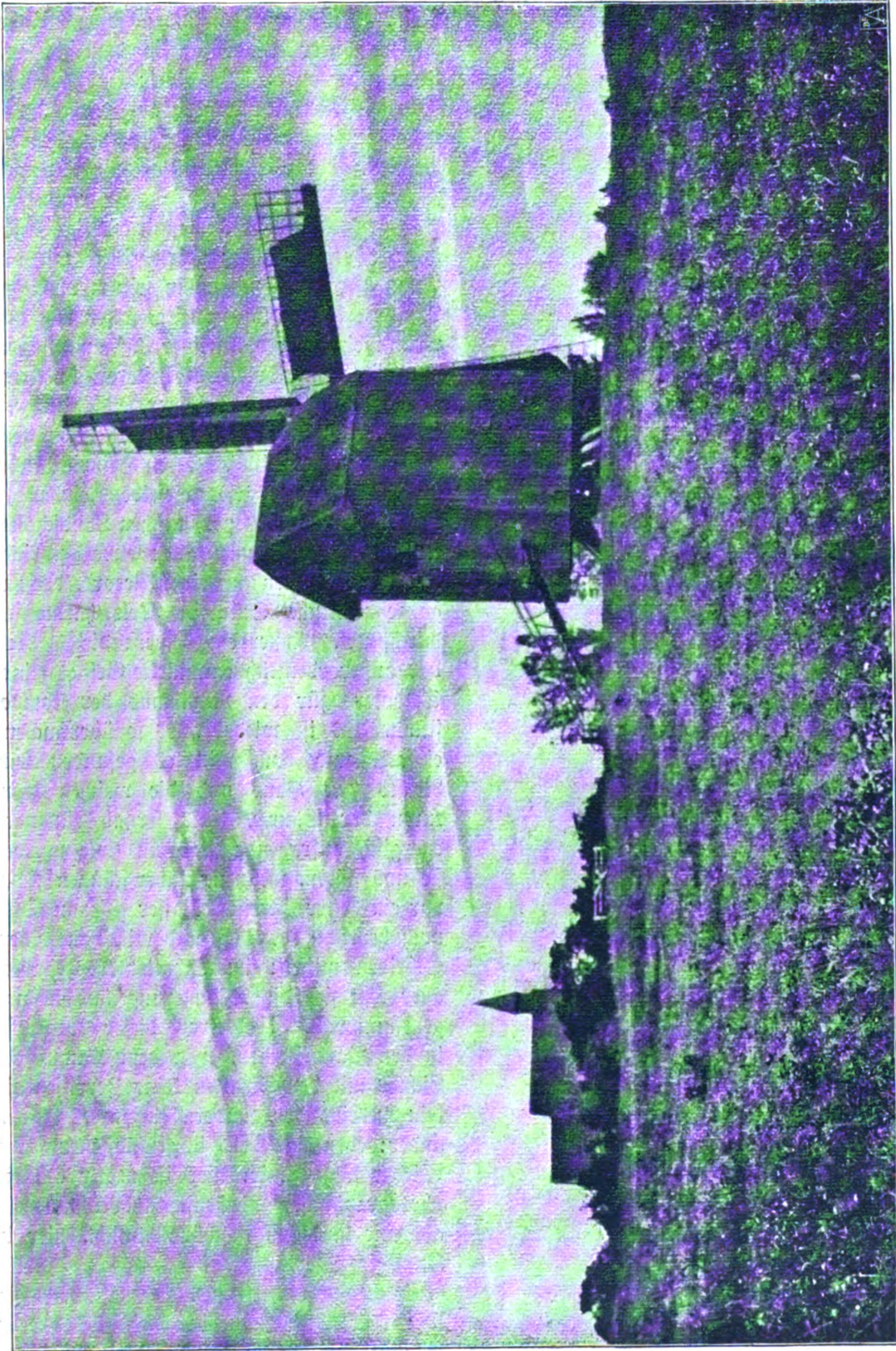
während an ihm gebessert. Die deutlichste Erklärung giebt er selbst, wenn man ihn mit seinen älteren Geschwistern vergleicht, dem glatten glänzend-rötlich-braunen Albumindruck, der auch heute noch von den meisten Berufsphotographen für Porträt und Landschaft angewendet wird, und dem Platindruck, der mit seiner matten, grauschwarzen Links die Landstraße von C. Winkel-Göttingen wäre die Wiedergabe eines Bildes nach dem alten Verfahren, das jeden Zweig am fernen Baume, jeden Stein am Wege mit unerbittlicher Schärfe berichtet und uns so kaum zum Erfassen des gesamten, ein wenig mageren Landschaftsmotivs kommen läßt. Wir sehen rechts die klar umrissenen Stämme,

wir sehen sie kleiner und kleiner werden, wir gelangen hinten ans Haus, an dem wir deutlich jedes Fenster wahrnehmen, und so haben wir jedwedes Ding im einzelnen. Aber wenn wir ein *Bild* genießen wollen, müssen wir's als *Ganzes* empfinden können, das in allen seinen Teilen verbunden ist, das unser Auge sofort umschließt. Bei Hennebergs „Motiv bei Stillfried“ können wir's. Da ist keine plätschernde Welle, da dehnt sich ein einsames Gewässer. Wir meinen diese dämmerige Einsamkeit mit ihrem Abendfrieden so nah, so unmittelbar zu spüren, wie wenn sie etwas Leibhaftiges wäre. Und doch ist alles nur bescheidene Wirklichkeit, ja, eine vereinfachte, also ärmere Wirklichkeit, als wir sie draußen im Freien haben. Aber darauf ging der Photograph hier gerade aus. Alles ist Ruhe und Sammlung. Alles wiederholt nur immer wieder ein und dasselbe Stimmungswort. Alles wirkt malerisch, und wir vergessen vollkommen, daß dieses Fleckchen Erde von der lichtempfindlichen Platte des photographischen Apparates abgefangen wurde.



J. Craig Annan-Glasgow: Die dunklen Berge.

Also wäre hier die malerische Wirkung durch nicht viel mehr als ein Verwischen der Wahrheit, ein Verschmähen der ewig-wirklichen Natur erreicht? Ja und nein; zunächst gehen wir abermals ans Betrachten



H. Henneberg-Wien: Windmühle.

und zwar zu Heinrich Kühns „Sommer“. Ein Hügel rechts, ein anderer links, ein Pfad in ihrer Mitten; hinten heraus wächst breit, trotzig ein einzelner Baum in die lichten Wolken. Damit wäre alles, was Umriß im Bilde hat, benannt. Freilich, die einzelnen Blumen im hohen Grase genau zu benennen, das vermögen wir nicht. Auch müssen wir's unentschieden lassen, ob dieses Baumexemplar in die Klasse der Linden oder der Buchen einzureihen ist. Die Wolken sind noch am ehesten als unzweifelhafte, ungefährliche Aus-



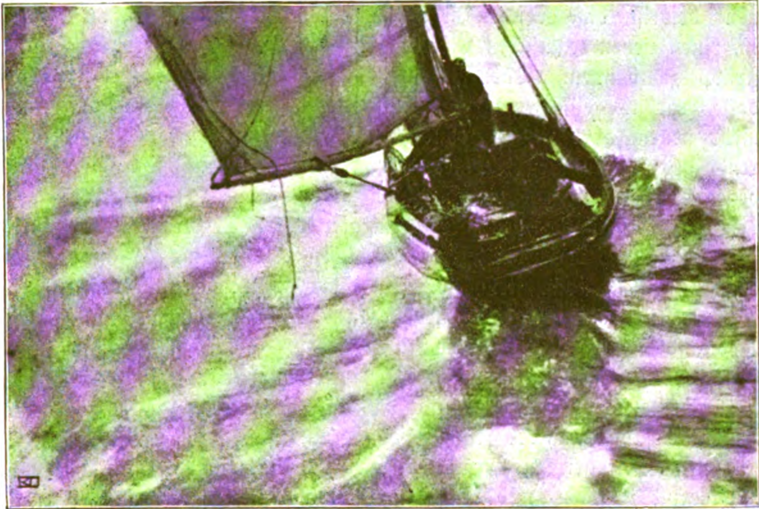
H. Watzeck-Wien: Segelboote

flügler zu erkennen, die keinem Sommernachmittag etwas zu leide thun. Alles hübsch verschwommen — ja, aber darum wesenlos? Nein. Denn wir empfinden ja das Unbetretene dieser Pfadrinne so deutlich, wir sehen jede leise Wölbung der Hügel sich im sachten Hell und Dunkel aussprechen, wir nehmen keine Blume wahr, wohl aber ein Blumenfeld, eine ganze stillgeschäftige Hügelwiese. Und der Baum, wie er sich rundet im Behagen seiner Kraft, wie wir richtig in ihn hineinsehen und unseren Blick mit den Sonnenstrahlen zugleich in seinem wohligen Dunkel ertrinken lassen! Das alles lebt und webt ineinander voll seliger Lust am Blühen, am Lichte, an Sommers heiterer Sphärenmusik. Das ist der Sommer selbst, der uns in heller Sonnenluft hier entgegenkommt.

Ein anderes Bild desselben Heinrich Kühn, die „Reichenau", zeigt dieselbe Feinheit in der Andeutung des persönlichen Landschaftslebens, im Abstimmen aller etwa zudringlichen Einzelheiten auf einen Accord, der das ganze poetische Stücklein Welt harmonisch durchflutet. Außerdem beweist dieses Blatt das außerordentlich entwickelte Gefühl seines Schöpfers für den Rhythmus der Komposition. Es ist wieder alles so überraschend einfach, und doch will es gefunden sein. Rechts das Haus und die weichen Konturen der Bäume, links fernab ein paar energisch aufragende Pappeln (wie würden sie uns stören, wenn sie näher stünden!), davor ein heller Streifen Wasser — man fühlt: noch herrscht der Tag und will von keinem Scheiden wissen; im Schatten des Hauses aber regt sich die Dämmerung lautlos und geheimnisvoll. Und trotz dieser Kontraste in den Baumformen, trotz dem Kampf des Lichtes mit den Schatten keine Zerrissenheit, kein Auseinander, sondern ein zartes Ineinander: eben ein Bild in geschlossener Ruhe. Wieder fühlen wir: hier ist mehr als ein photographischer Rechenschaftsbericht, mehr als eine landläufige schöne Ansicht, hier ist Kunst im Werke.

Oder um ein Beispiel zu wählen, dessen wirkliche Erscheinung den meisten der Leser bekannt sein dürfte: das Münchener Siegesthor. Wer von uns, der die Langeweile der gedankenlosen Ludwigsstraße heruntergeschritten ist, hat nicht aufgeatmet, wenn dieser schwache Versuch, den Stil einer starken Zeit nachzuahmen, endlich als dennoch erquicklicher Abschluß der ausgestandenen Öde vor

ihm sich aufbaute. Und doch: wer von uns hat dieses niedliche Siegesthor je so gesehen, wie Kühn es sah? So groß und feierlich, als stünde es da, einen heiligen Hain zu bewahren. Und es liegt doch nur Schwabing dahinter, die verschlafene Droschke vorn zeigt es uns deutlich an. Jetzt aber können wir auch das bewundernde Wort jenes als Meister hoch geschätzten Malers verstehen, welcher auf der Münchner Amateur-Ausstellung in der Secession sagte: „Ja, warum malt man denn nicht so!“



P. Demachy-Paris: Auf See.

Indessen, der Gummidruck erlaubt dem Amateur nicht nur dieses Zusammenschließen der aufgenommenen Dinge zum einheitlichen Stimmungsbilde durch das Vereinfachen der Umrisse allein, nicht nur die zartesten Schwingungen des Dunkels und des Lichtes werden uns durch sein grobkörniges Papier getreu übermittelt, auch die Farbe muß ihm dienen. Allerdings nicht so, wie sie dem Maler gefällig ist; wenn sie das einst thäte, d. h. wenn der Photographie die natürlichen Farben einst entdeckt sein werden, so wäre ihr damit künstlerisch kaum etwas gewonnen. Denn einer der Hauptreize des Lichtbildes besteht für mich in seinem gleichmäßigen Durchdrungensein von einem Farbtone, wie er sich bei der Lithographie oder der Radierung auch findet und der als Stimmungserreger von nicht geringer Bedeutung ist. Daß dieses Grün, Blau oder Braun im Grunde durch dreimaliges oder noch öfteres Übereinanderdrucken verschiedener Farbtöne entsteht, braucht uns nicht gleich an bunte Bilderbogen denken zu lassen. Es geschieht eben doch nur, um eine Farbstimmung zu erzeugen, sie zu vertiefen und vielfältig zu machen. Wird diese Einheitlichkeit aufgegeben, wie es in jüngster Zeit bereits geschehen, so wird noch immer ein unerfreulicher Mischmasch zu Tage gefördert.

So also ist der Gummidruck beschaffen, und es ist erklärlich, daß seine Anwendung durch die Wiener Amateure oder — wie ich von nun ab treffender sagen möchte: Lichtbildner Henneberg, Kühn u. Watzeck geradezu wie eine kleine Revolution von Berufsleuten und Liebhabern empfunden wurde. Denn gerade das, was man bisher so eifrig erstrebte: die möglichst scharfe Wiedergabe der Umrisse und Einzelheiten, das vernachlässigt der Gummidruck auf eine empörende Weise. Ja, die Empörung gegen diese Neuerung war so groß, daß in Leipziger Blättern vor noch gar nicht langer Zeit ein flammend geschriebener Aufruf erschien, der so etwas wie die Gründung eines „Anti-Gummidruckvereins“ bezweckte. Entdeckt wurde dieses neue Druckverfahren schon anfangs der sechziger Jahre, aber seine Wiederaufnahme und Vervollkommnung durch die genannten drei kommt einer mühsam erarbeiteten Entdeckung fast gleich. Jahrelang haben sie, angeregt durch Versuche des Franzosen Demachy in Paris, unverdrossen an ihm geprobt und gebessert, sich ihre guten und schlimmen Erfahrungen wechselseitig mitgeteilt und ihn so zu einem lichtbildnerischen Ausdrucksmittel erhoben, das seinesgleichen an künstlerischen Wirkungen namentlich durch landschaftliche

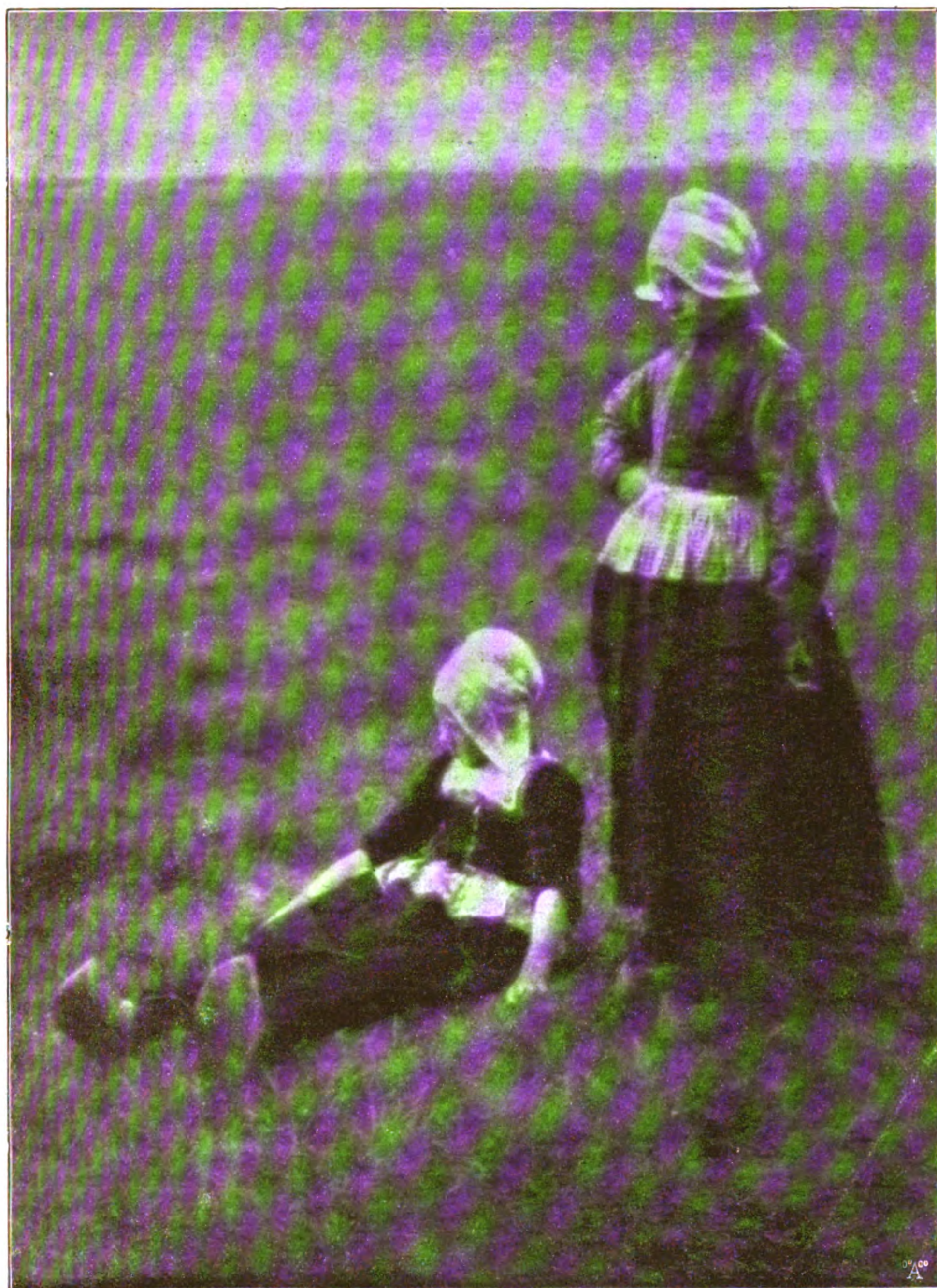
Motive bisher nicht gefunden hat. Noch aber sind die Entdeckungen hier keineswegs zu Ende. Kühn hat erst vor kurzem erklärt, daß er die Technik für außerordentlich bildungsfähig halte, und sein duftiges Bild der beiden köstlichen „Holländerinnen“ beweist, daß er schon drauf und dran ist, einen neuen technischen Weg durchs Gestrüpp zu bahnen. Das Bild ist bereits das Ergebnis eines zwar ebenfalls nicht mehr neuen, aber neuangewandten Verfahrens, des sogenannten „Kohledrucks“. Wir begegnen ihm seit ein paar Jahren unter den Reproduktionsdrucken der berühmteren Galeriegemälde, deren breite farbige Flächenwirkung er in gedämpftem, braunem Glanz meist ganz vorzüglich wiedergiebt. An den „Holländerinnen“ indes können wir sehen, daß er — gleich dem Gummidruck verfeinert und neuangewandt — für das bildmäßige Erfassen auch des frischen Lebens mit schönstem Gelingen zu verwerten ist. Der Kohledruck zeigt — und im Original noch diskreter als hier in unserer Probe — eine so außerordentliche Feinheit und Weichheit im Ineinander der verschiedenen Tonstärken, daß er wenigstens in dieser Eigenschaft dem Gummidruck heute fast schon überlegen ist.

Diese neue Technik, die das Wesen der Dinge in dichterischer Verklärung wiederzugeben erlaubt, statt es wie ehedem nur nüchtern zu erklären oder schablonenhaft zu verschönern — sie hat den hellen Streit angefacht um die Frage: Gehört diese Art Photographie zur Kunst? Oder anders ausgedrückt: Kann sich ein Künstler ihrer bedienen, um seinen Gedanken die sinnenfällige Form zu geben? Die Zahl derer, die hierauf unbedingt nein sagen, ist groß; ihrer wenige giebt es, die diesem Nein ihr bedingtes Ja entgegenstellen. Die ersteren berufen sich da mit Vorliebe auf den Amerikaner P. H. Emerson, den die Photographie zu einer gründlichen Untersuchung über ihre möglichen künstlerischen Eigenschaften anregte. Ihm ergiebt sich, daß „jene Kenntnis, welche den wirklichen Künstler ausmacht: Zerlegung, Weglassung von Einzelheiten, Verstärkung von Ton und Einzelheiten, Anpassung des Ganzen auf einen Grundton immer ganz außerhalb seiner (des Photographen) Macht bleiben wird ... Alles, was seinem Gefühl übrig gelassen ist, wird die Auswahl des Gegenstandes sein ...“

Als Emerson diese Zeilen niederschrieb, gab es den Gummidruck von heute noch nicht; seine Ansicht wäre durch Entwickelungsthatsachen leicht zu widerlegen. Schärfer äußerte sich im vorigen Jahre ein Künstler, der Maler Wilhelm Trübner, in seinem Buche „Die Verwirrung der Kunstbegriffe“ * dahin, daß die Photographie nur „ein farbloses Spiegelbild der Natur, hergestellt auf rein mechanisch-physikalischem Wege“, geben könne. Und ein anderer Künstler, der belgische Mystiker Fernand Khnopff, ließ erst zu Beginn des Jahres 1899 in einer englischen Kunstzeitschrift eine recht energische Warnung durch das Reich der schönen Künste ergehen, eine Warnung vor der eroberungslüsternen Photographie; „denn,“ sagt er, „was aber auch immer der Kunstphotograph zu thun unternimmt: er wird niemals im stande sein, die Wirkung von Linie und Fläche zu beseitigen, er ist zuguterletzt der Sklave seines Modells und befindet sich in der Lage jenes Soldaten, der seinem Hauptmann zurief, daß er einen Gefangenen gemacht habe. ‚Bring ihn her!‘ schrie der Hauptmann. ‚Kann ich nicht,‘ antwortete der Soldat, ‚der Kerl läßt mich nicht von der Stelle!‘“ — Was Khnopff einwendet, ist ohne Zweifel richtig. Aber müssen wir denn nun an den Lichtbildner gleich mit höchsten Maßen herantreten? Müssen wir ihn denn schnell neben den Gipfelkünstler stellen wollen, um seine ganze Kleinheit recht klein zu sehen? Wahrlich, das müssen wir nicht, und das wollen wir auch nicht, und die Künstler des Lichtbildes noch viel weniger.

Aber wie, wenn wir sie zu den nachschaffenden Künstlern thäten, wenn es denn schon ohne Fach und Ordnung nicht geht. Der Kupferstecher, der Schauspieler, der Musiker — sie befinden sich ja alle in der Lage jenes tapferen Soldaten, sind ja alle abhängig von irgend einem vorgeschriebenen Modell! Sollten wir sie darum samt und sonders als Handwerker kurzweg abthun? Haben sie uns nicht hundertfältige künstlerische Genüsse vermittelt, die wir ohne sie nie so gekannt hät-

* Jetzt zweite vermehrte Auflage. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, Rütten u. Loening, 1900. S. 44.



H. Kühn-Innsbruck: Holländerinnen.

ten, die nur sie allein uns geben können!? Freilich, die Linse, die das Bild von draußen übernimmt und es der Platte weitergiebt, ist wie die letztere von totem Glase; und der Vorgang bei diesem Empfangen ist rein „mechanisch-physikalisch". Aber arbeitete das Hirn des Lichtbildners etwa auch nur mechanisch, als es ihn just diesen Platz um diese bestimmte Stunde aus dem All für sich ausscheiden hieß? Und wie bei der Landschaft, so ist's auch beim Bildnis. Wäre die Photographie wirklich nicht mehr als ein

rein mechanischer, physikalischer Prozeß, wie Trübner sagt, so könnten die Ergebnisse dieses Vorganges, die farblosen Spiegelbilder der Natur, doch wohl nicht so ungeheuer verschieden sein, als sie es nach unser aller Erfahrungen sind. In dieser Verschiedenheit ist der Beweis erbracht, daß das subjektive Thun des Photographen — von der Retouche ganz abgesehen — das Werden des Bildes im guten oder im schlechten beeinflussen kann. Mit dem „Spiegelbilde" ist es also nichts, denn ein Spiegel, der eine wie der andere, zeigt die Dinge, wie sie sind.

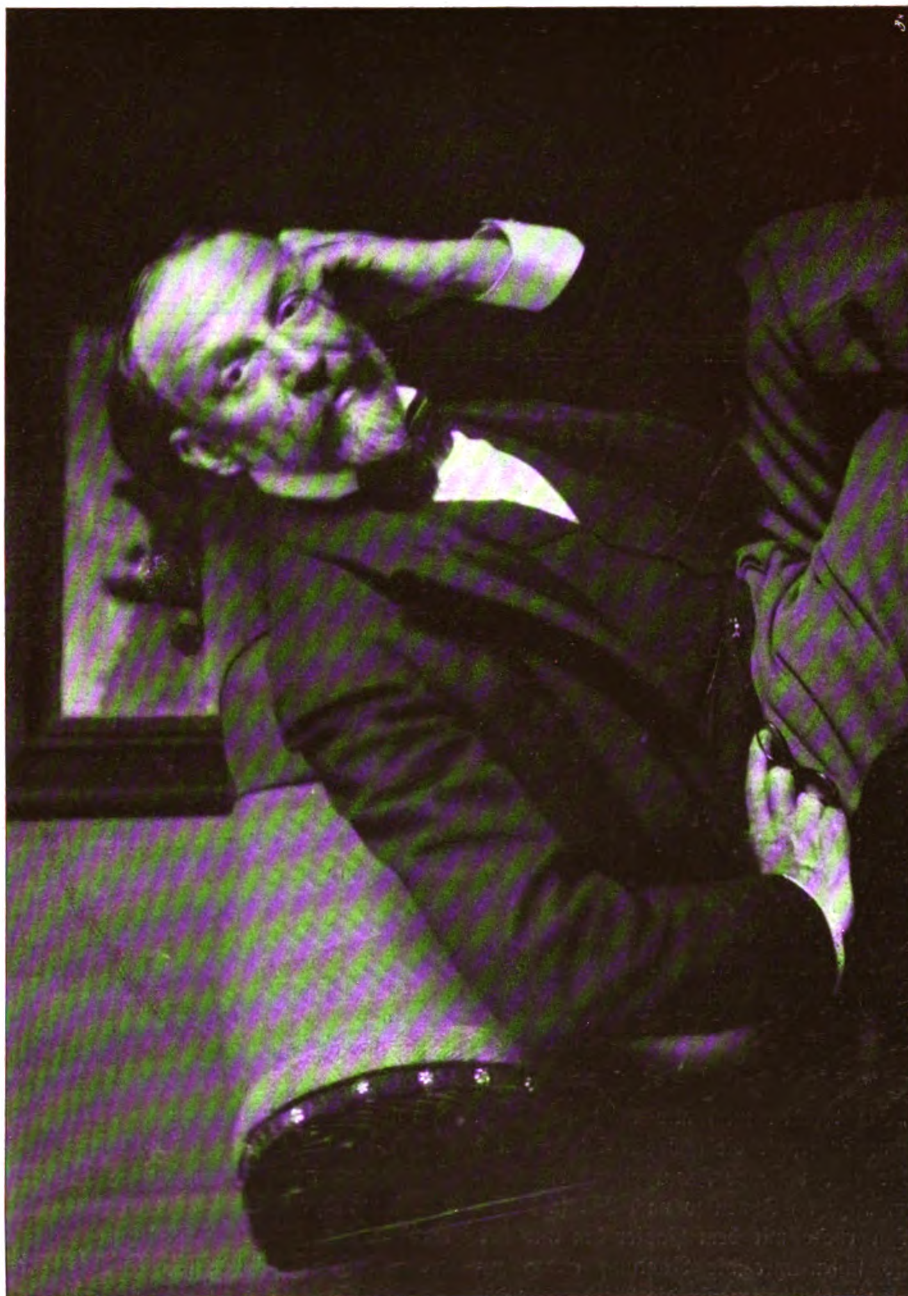
Also auch das Porträtieren haben die Amateure auf andere Art versucht als die Fachleute. Sehen wir uns z. B. das Porträt auf S. 659 von Matthies-Masuren an, der von den wenigen Lichtbildnern, die in Deutschland ein gutes Porträt zu stande bringen, der bedeutendste ist. Man lasse sich einmal Zeit zum ruhigen Betrachten. Ist es nicht gerade, als hätte sich der alte Herr eben im Sessel niedergelassen, um uns ein wenig zuzuhören und dann mit liebenswürdiger Behaglichkeit ein lebenskluges Wort zu sprechen? Und wir empfinden hier vor allem, wie jede Linie uns stillredend den Weg weist, den unser Auge wandern soll; und das Ziel, auf dem es endlich ruhen muß, ist das durchgeistigte Antlitz. Alle die sorgfältig verstreuten Lichtflecke rundum — die Hand, der Sessel, das Bild — ordnen sich in melodischem Rhythmus bescheiden der Gesichtsecke unter; gerade durch dieses Dienen aber sagen sie: Dort, dort sieh hin! Wir sind nichts, wollen nichts sein! Giebt uns denn all dieser künstlerische Ausdruck nicht mehr an gesammeltem Leben, als uns irgend eine technisch verschönte Dutzendphotographie oder auch ein stümperhaftes Ölgemälde geben kann? Wahrlich, unsere freischöpferischen Künstler sollten nicht kurzerhand verdammen, sondern zu verstehen suchen, wo diese bescheidene, werdende Bildkunst hinaus will, hinaus kann. Des aber dürfen sie sich getrösten, die wirklichen Künstler: erst dort, wo die Lichtbildkunst aufhört, fängt die hohe, die selbstherrliche Kunst an.

Sie haben es ja ehrlich bekannt, die Männer dieser neuen Art, daß sie lernend vor den Werken der hohen Kunst von Anfang an gestanden haben und noch stehen. Es wäre mir ein leichtes gewesen, in der Auswahl ihrer Arbeiten* noch mehr solche zu berücksichtigen, die ganz offenkundige Anklänge an Böcklin, an die Landschaftsmeister von Fontainebleau, an die Impressionisten verraten. Aber ist denn das ein Fehler, der bittere Vorwürfe rechtfertigen könnte? Im Gegenteil: die Werke der Großen mögen diesen Werdenden nur getrost die Geheimnisse der Komposition einprägen, so eindringlich, als es immer haften will. Die „wenigen, die was davon erkannt" — es sind bis heute ja nur erst ganz wenige — die werden dann schon noch mehr Mut bekommen, das fremde Empfinden respektvoll abzuschütteln und aus ihrem eigenen Inneren heraus in die Natur zu sehen, um aus ihrer Fülle das wenige zu schöpfen, was ihnen, den Lichtbildnern, den eigenen Inhalt ihres Schaffens geben kann.

Wir aber, die wir weder zur Fahne der Großen noch der Kleinen bedingungslos geschworen haben, wollen wünschen, daß den spärlichen Könnern, denen die ehedem als müßig geltende Spielerei zu einer neuen Kunst ergrünt, in den Kreisen der Liebhaber- und Berufsphotographen immer mehr mit lernender Achtung begegnet werde. Beide haben sie das gemein, daß sie sich gar zu schnell für Meister halten, daß sie ihrer Hände Werk, und sei es noch so siech und klein, nicht ohne die größte Genugthuung betrachten können. Amateuren wie Fachphotographen — und den letzteren bei ihrer nicht geringen Bedeutung für den Volksgeschmack zumeist — thut eine gründliche kunstphotographische Lehre not. Freuen wollen wir uns, wenn dort dieser Kunst ein vertrauender und begabter Zuwachs an Jüngern erstünde. Freilich nicht nur mit den inneren, sondern auch mit den äußeren Mitteln, mit profanem Gelde begabt; denn noch ist die Lichtbildnerei eine teure Kunst, der vor allem auch der Absatz ihrer Erzeugnisse noch fast gänzlich fehlt. Von staatlichen Anstalten, die künstlerische Lichtbilder sammeln, wäre vom Auslande das Brüsseler Museum zu nennen, bei uns hat bisher das einzige Dresdener

* Wir entnehmen die hier beigegebenen Proben mit Erlaubnis des Verlages Georg D. W. Callwey in München dem Photographischen Centralblatte, einem reich ausgestatteten Fachorgan, in dem sich die schnelle Entwickelung der Amateurphotographie zur Lichtbildkunst ganz besonders überzeugend verfolgen läßt.

Kupferstichkabinett einen richtigen Vorausblick für die Zukunft bewiesen und vor kurzem eine solche Sammlung begonnen. Man



H. Matthies-Masuren: Porträt.

sollte zwar meinen, daß die häufigen Ausstellungen der letzten Jahre Liebhaber in Fülle geweckt hätten — Liebhaber wohl, aber Käufer verschwindend wenig; zweihundert Mark z. B. sind für eine „Photographie“ eben noch ein etwas ungewöhnliches Geld. Darum aber sollten wir uns entwöhnen, die recht abgebrauchte Begriffsmünze des Wortes „Photographie“ auf diese Lichtbildkunst anzuwenden, die es verdient, daß man ihrer neuen Art auch mit neugeprägter Schätzung gerecht wird.



Miß Harriet.

Aus der Skizzenmappe eines Malers.

Von

Robert Waldmüller.

Die Vortragsweise der folgenden Geschichte habe ich nicht ändern wollen. Der sie einst auf meinen Wunsch aus der Erinnerung niederschrieb, weilt nicht mehr unter den Lebenden. Er gehörte zu den schwärmerisch angelegten Naturen, denen das kalt beobachtende Künstlerauge fehlt, die aber für diesen Mangel durch das ihnen entgegenkommende Vertrauen bekümmerter Herzen reichlich entschädigt zu werden pflegen.

R. W.

* * *

„Sie werden mich also nicht im Profil zeichnen?" fragte die schöne Unbekannte und suchte eine passende Frontstellung einzunehmen, „sitze ich Ihnen so nach Wunsch?"

Ich rückte mit dem Papier hin und her. Bald schien mir die Richtung etwas zur Linken vorteilhafter für die Wiedergabe des schönsten Teils ihres Kopfes, bald versuchte ich's mit der etwas zur Rechten gebogenen Haltung. Lange Zeit konnte ich nicht finden, was ich wünschte. Die hohe Stirn trat bei allen Seitenansichten zu männlich hervor, und doch war wieder der Schnitt der Nase von so edler Schönheit, daß ich mich nicht entschließen konnte, ihn nicht zur vollen Geltung gelangen zu lassen, sollte auch der Mund und die etwas stolz aufgebogene Oberlippe darüber an Anmut verlieren.

„Sie sind zu gewissenhaft," redete sie mich von neuem an, „versuchen Sie es, wie ich jetzt sitze. Was liegt viel daran, wenn das erste Bild vom zweiten übertroffen werden sollte? Ich bleibe, wie ich jetzt eben sitze; die Aussicht auf den See ist köstlich; ohnehin habe ich das Boot dann fortwährend im Auge. Angefangen also! Wir haben nur noch eine Stunde Ruhe."

Ich begann die Hauptpunkte festzustellen. Die gewonnene Stellung mit etwas geneigtem Kopf, der Blick in die Ferne gerichtet, war in der That die günstigste, die sich denken ließ. So wiedergegeben, konnte dieses Antlitz mehr als ein bloßes Porträt, es konnte ein wahrhaft schönes Bild werden. Aber ich zeichnete, wie ich bald bemerkte, ohne zu wissen was, ohne Sammlung, mit meinen Gedanken fortwährend auf Reisen. Wie vagabundenartig dieses Künstlerleben! dachte ich, und die letzten Tage zogen Stunde

für Stunde an meinem Geiste vorüber. Wie Asmodeus hebt die uns begleitende Muse die Dächer von allen Häusern und zeigt uns deren Inhalt, läßt uns Räume betreten, in die ein anderer Fuß kaum auf dem meilenweiten Umweg herkömmlicher Einführung, gut dokumentierter Empfehlungen gelangen würde, setzt uns stundenlang einsamen Schönen gegenüber, die sich den anstarrenden Blicken eines anderen kaum nur eine Minute lang preisgaben. Höchst eigentümlich! — Und ich versuchte mit möglichster Gewissenhaftigkeit, die Augenlinien in das richtige Verhältnis zueinander zu bringen.

Da weiß ich nun weder von ihr, fing mein Selbstgespräch nach einigen hundert Strichen von neuem an, noch von ihrem ehrwürdigen Begleiter mehr, als daß sie Miß Harriet genannt wird und daß er den Namen Brotherton trägt; daß sie die Table d'hote nie bis zum dritten Gang mitmacht, und daß er in seiner Jugend ein verwünscht hübscher Bursche gewesen sein muß. Und was weiß er von mir, dem er ohne Bedenken seine Tochter oder Nichte oder Begleiterin anvertraut? Daß ich ein deutscher Maler bin — meinen Namen kann er nicht einmal aussprechen —, daß ich die Schweiz als Tourist skizzierend durchwandere und mir nie einfallen ließ, dieses Land der reisenden Söhne Albions wegen heimzusuchen. Im Gegenteil, ich sagte ihm gleich am ersten Tage unserer Bekanntschaft, daß mich die Engländer — ich glaube, ich sagte sogar die fatalen Engländer — trotz schönen Wetters und herrlicher Fernsicht, vom Rigi vertrieben haben, was ihm ganz begreiflich schien.

Ich hatte die Augen einigermaßen nach Wunsch angelegt und begann nach diesem Grundmaße die Nase anzudeuten.

Daß er mich dennoch fragte, fing ich wieder an, ob ich Miß Harriet porträtieren wolle, ist im Grunde echt englisch; er trug, mit vollem Bewußtsein seines Zwecks, meiner persönlichen Abneigung gegen seine Landsleute nicht die mindeste Rechnung; er wollte ihr Porträt und fragte nicht viel danach, ob sie jemand male, dem die Engländer angenehm oder dem sie zuwider seien. Möglich aber auch, daß mein entschiedener Wunsch, dieses schöne Gesicht zu zeichnen, obschon nicht ausgesprochen, nach der Lehre vom magnetischen Gedankeneinfluß ihn zu seinem Antrag wider Willen nötigte. Denn ich glaube — ja wahrhaftig, sie beginnt, mir's anzuthun, und sieh da: die Nase ist ganz verzeichnet!

Ich wischte aus, was ich gezeichnet hatte, und legte den Bleistift mißmutig zur Seite.

„Was? alles ausgelöscht?“ fragte sie.

„Es will mir heute nicht glücken,“ antwortete ich.

„Wie meinen Sie das? Wünschen Sie Erfrischungen? Ist es Ihnen hier im Zimmer zu warm?“

„Wohl möglich, aber ...“

Sie stand auf, ohne meine vorbeugende Antwort abzuwarten, und holte aus dem Nebenzimmer einen Silberteller mit zwei geschliffenen Gläsern und zwei Flaschen von Krystall, Sherry die eine enthaltend, klares Wasser die andere.

Ich war ebenfalls aufgestanden; sie ließ sich auf dem Balkon des Salons nieder und bat mich, auch ins Freie hinauszutreten und dort Platz zu nehmen. Zwischen uns stand der Silberteller auf einem feingeschnitzten Weißholzschemel.

Nachdem wir getrunken hatten, gab die liebliche Aussicht über den Luzerner See Stoff zur Unterhaltung, und sie wußte davon so manches fragend und anregend herbeizutragen, daß wir tief in die Geschichte des Schweizer Volkes und dessen ganze Vergangenheit hineingeraten waren, ehe ich noch Gelegenheit gefunden hatte, die Unterbrechung meiner Arbeit zu entschuldigen. Von dem politischen Teil unseres Gespräches kamen wir unbemerkt auf das religiöse Gebiet, wozu eben der Schweizer Boden unerschöpfliches Material bot. Sie hatte viel über Religion nachgedacht, war in unseren deutschen Philosophen leidlich bewandert und wußte über Strauß und Feuerbach mit gleicher Schärfe wie über Hegel und Kant zu urteilen. Hat man sich aber über allgemeine Fragen von tieferer Bedeutung freimütig ausgesprochen und zum Teil auf gemeinschaftlichem Wege angetroffen, so liegt es nahe, persönliche Beziehungen mit Vertrauen zu behandeln und die gewöhnlichen Rücksichten beiseite zu setzen, welche Bekannte frischen Datums gegeneinander zu beobachten pflegen.

So machte sich's denn, kaum weiß ich wie, daß sie selbst zum Thema unseres Gespräches wurde, und daß mir die Ursache entschlüpfte, weshalb ich meine Arbeit unterbrochen hatte. „Gleichgültige Gesichter,“ sagte ich, „Personen, die meinen Geist nicht beschäftigen und mein Herz nicht erregen, glaube ich mit vollkommener Sicherheit wiedergeben zu können; sie sind mir tote Gegenstände, und nach Linien und Punkten löst die Hand ihre Aufgabe, ohne sich vom Richtigen zu entfernen. Mit Ihnen ist es anders, und mit manchen, wenn schon nicht vielen Gesichtern geht es mir, wie es mir mit Ihnen ging, — es ist mir unmöglich, Ihnen gegenüber eine mechanische Fertigkeit zu üben.“

Sie blickte längere Zeit, ohne zu antworten, über den See hinaus. Sie schien sich durch meine Worte um die Freiheit gebracht zu fühlen, mit der sie bisher den Wendungen des Gesprächs gefolgt war, und doch auch unter ihrer Würde zu finden, meinem Gedankengang Fesseln anzulegen, die er nicht selber wählte. Nach einer Weile sagte sie: „So habe ich Ihren Geist beschäftigt? Ich halte das für keine bloße Redensart; wir haben von zu ernsten Dingen geredet, als daß ich den Übergang zu Fadheiten Ihnen zutrauen dürfte. Was dachten Sie sich denn, da Sie doch über mich Gedanken gehabt haben?“

Es war unmöglich, mit mehr Einfachheit in Haltung und Gebärde diesen Worten Ausdruck zu geben, als es geschah, und ich zögerte mit der Antwort, so sehr ging es gegen mein Gefühl, mit einer Gegenbemerkung den Eindruck ihrer Worte in meinem Gemüte zu stören.

„Nun?“ fragte sie wieder.

„Man ist nicht immer im stande,“ antwortete ich, „sich selbst, geschweige denn anderen, Rechenschaft zu geben über diesen oder jenen Eindruck, welchen eine fremde Erscheinung auf uns macht. Vor einer halben Stunde noch empfand ich für Sie etwa das, was ein junges Herz in begeisterten Stunden für ein schönes Wesen empfindet. Seitdem hat Ihr Geist so sehr das Herz in seine Schranken zurückgewiesen, daß mein ganzer Gedanken- und Gefühlsgang eine andere Richtung genommen hat. Ich empfinde Ihnen gegenüber nur noch Interesse, — aber ein tiefes.“

Sie hatte mich, während ich redete, scharf angesehen, und ich meinte, als sich unsere Blicke begegneten, etwas Düsteres, Schmerzliches in ihren Augen zu sehen, das nach einer Aussprache verlangte und zitternd nach Bürgschaft suchte für die Heilighaltung lange verschwiegener Seelenstimmungen. „In der freien Natur,“ sagte sie nach längerer Pause, „ist es unerträglich zu schweigen, wenn Reden Bedürfnis wird. Im Salon der großen Stadt versteinert man eher und begräbt sich in sich selber, zumal wenn man dieselben Wände, die uns beichten hörten, zu dauernden Zeugen haben muß: da ist es besser zu schweigen. Hier, den Alpen gegenüber, am schönen Seeufer, unter freiem Himmel, selbst eine Wandernde und von einem Wanderer befragt, hier möchte ich mein Herz erleichtern, etwas nur, denn weich werden ist gegen meine Natur. Ich hasse es,“ sagte sie lauter, „es wäre in meiner Lage Thorheit.“

Sie hielt inne und blickte über den See hinaus. Der Pilatus steckte, wie gewöhnlich, mit seinem rauhen, verwetterten Scheitel in grauen Wolken, den Rigi beleuchtete rosig die untergehende Sonne, vom Fuße der gegenüberliegenden Alpen meinte man Schellen zu hören. Es lag ein tiefer Frieden auf der ganzen Gegend, und die Kähne und Boote durchfurchten so lautlos den klaren Seespiegel, als scheuten sie sich, die Abendruhe rings umher zu stören. — „Ich will Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen,“ hob die Fremde wieder an; „was mir gerade in den Kopf kommt. Breche ich plötzlich ab, so fragen Sie, bitte, nicht weiter.“

„Ich heiße also Harriet,“ begann sie nach einer Pause, „und bin sechsundzwanzig Jahre alt. Wir waren sieben Geschwister, zwei Brüder, fünf Schwestern, ich die zweitjüngste. Die Brüder sind in Ostindien gestorben, der eine am Klimafieber, der andere im Kriege. Die jüngste Schwester ist erst zehn Jahre alt und in einer Pension in Surrey. Mein Vater war Schotte von Geburt. Kaum zwanzig Jahre alt, heiratete er meine Mutter, die damals siebzehn Jahre alt, schön, gebildet und sanft gewesen sein soll. Sie hatte einiges Vermögen geerbt; dadurch und durch verwandtschaftlichen Einfluß wurde es

meinem Vater möglich, in seinem Beruf — er war Marineoffizier; damals gab es so jugendliche Marineoffiziere — von Posten zu Posten zu steigen, bis er zuletzt Unteradmiral ward. Das Seeleben hatte ihm jedoch andere Begriffe von Ordnung, Häuslichkeit und Familienleben beigebracht, als man auf dem Festlande und zumal in England zu haben pflegt. Er war rauh und tyrannisch gegen meine Mutter, und ich mache mir kein Hehl daraus, daß ich ihn von meinem dritten Jahre an mehr noch gehaßt als gefürchtet habe. Eines Kindes Mutter mißhandeln ist das beste Mittel, das Kind schon mit allem Haß und Zorn auszurüsten, der, selbst wenn er in Erwachsenen Raum gewinnt, noch immer zu früh kommt."

Sie schwieg ein paar Minuten, als koste es ihr Mühe, des Sturmes Herr zu werden, den die Erinnerung in ihrer Brust wieder aufgeregt hatte. „Mutter und Vater sind tot," setzte sie mit veränderter Stimme hinzu, „und beiden ist besser. Von meinen drei älteren Schwestern heiratete die jüngste zuerst, und zwar bald nach des Vaters Tode. Sie hatte schon ein Jahr lang danach getrachtet, aus dem Hause zu kommen, um Auftritten zu entgehen, die sich immer erneuerten und den häuslichen Herd nicht selten zum Fegefeuer umwandelten. Sie war rasch und leichtsinnig in ihrer Wahl, wie es Mädchen von ausgezeichneter Schönheit oft begegnet. Ihr Mann, ein Gentleman in jeder äußerlichen Beziehung, war seinen Sitten nach keiner, ohne Grundsätze, ohne Religion; er ist vor einem Jahre ..." Sie unterbrach sich, und als ich einen Blick nach ihr hinübersandte, erschrak ich, wie das Wühlen in dieser düsteren Vergangenheit den Adel ihrer Züge erniedrigt und dem ganzen Gesicht eine veränderte, harte Prägung gegeben hatte. Ich fühlte, daß sie unwillkürlich weiter gegangen war, als sie beabsichtigt hatte, und bat sie, zu vermeiden, was ihr peinlich sei. Sie wischte mit der Hand eine Thräne von der Wange; dann antwortete sie, ohne mich anzusehen: „Lassen Sie mich ausreden — Sie werden mich sonst nur halb beurteilen können; ich habe anderes erduldet, und es ist mir nicht darum zu thun, Vergangenes und Überstandenes Parade machen zu lassen. Der Mann meiner Schwester ist vor einem Jahre deportiert worden."

Von neuem folgte eine längere Unterbrechung. Sie stand einmal auf, um ein paar Gänge im Salon auf- und abzumachen, und ich sah, daß sich das weiße Taschentuch nicht von ihren Augen entfernte. Dann nahm sie wieder ihren Platz auf dem Balkon ein und suchte durch einige Bemerkungen über die Lichtspiele auf der vor uns ausgebreiteten Landschaft die nötige Fassung zu gewinnen, um fortfahren zu können.

„Wie das alles groß und schön und harmonisch ist!" sagte sie dann. „Man fühlt sich dieser Alpennatur gegenüber so klein und begreift zu Zeiten kaum, daß die winzigen Miseren des Lebens den kräftigenden, aufrichtenden Eindrücken dieser wesenlosen Riesen um uns her die Wage zu halten vermögen. Immer von neuem sage ich mir: Freue dich doch, genieße des Lebens! Laß dich nicht von Dingen überwältigen, die, von der Höhe aus gesehen, kaum noch die Bedeutung eines Sandkorns haben! Aber das Gehirn und das Menschenherz sind eben auch nur Punkte im Weltall und können sich nur auf Augenblicke über sich selbst erheben."

Sie wollte weiter reden, als ihr Blick plötzlich auf dem See vor uns eine Barke entdeckte, welche im Begriff war zu landen. „Er kommt," sagte sie, „in zwei Minuten kann er hier sein. Lassen Sie mich heute lieber allein; ich möchte nach diesem Zwiegespräch nicht gern einen Abend zu dreien durchmachen." — Sie gab mir nach englischer Sitte die Hand, und nachdem wir für die morgige Sitzung die Zeit verabredet hatten, suchte ich das Freie, im Grunde des Herzens froh, daß die peinlich gewordene Unterhaltung ein passendes Ende gefunden hatte.

* *
*

Am späten Abend trieb mich's noch einmal aus meinem Gasthof in die warme Juliluft hinaus. Ich schlenderte am Seeufer entlang, gelangte über die dunklen, holzbedachten Brücken auf den schön gelegenen Kirchhof, seitwärts auf dem Wege nach Küßnacht. Dort blieb ich vor einem Fenster der Kirchhofsmauer in Gedanken vertieft stehen. Die Mauer nach der Seeseite hin hat immer

zwischen einer oder zwei mit Inschriften bedeckten Grabtafeln, vor denen nicht selten ein kleines Weihbecken steht, eine fensterartige Öffnung, durch welche sich die entzückendste Aussicht auf den See, auf das kleine Vorgebirge Meggenhorn links, auf die Insel Altstaad, auf den Rigi, Bürgenstock, Pilatus und die ihnen zu Füßen liegenden Almen bietet. Kein Lüftchen regte sich, alles still, wie abgeschieden durch die gewaltige Berggrenze vom lauten Leben der übrigen Welt. Nur ein lichter Punkt gab dem See etwas Wechsel und Veränderung, und das Auge folgte immer von neuem unwillkürlich dem bald sichtbaren, bald wieder verschwindenden Scheine. Es mochte die Laterne auf dem um diese Zeit von Fluelen herüberkommenden Dampfboot sein. Als sie zum fünften- oder sechstenmal durch das Segel des Dampfers verdeckt wurde, riß ich mich gewaltsam von dem fesselnden Banne dieses köstlichen Nachtpanoramas los und setzte meine Wanderung fort. Wohin? nach ihrem Hause? Es lag hart am See, an der Straße nach Küßnacht. Wunderbarer Name! dachte ich und schlenderte in Gedanken weiter. Es kam mir die Sage vom Pontius Pilatus in den Sinn, der sich in einen See des Berges gestürzt haben soll und seitdem das Unwetter verschuldet, welches so oft von den eben am Pilatus hängenbleibenden Wolken über den See hereinbricht. Ist es Merian oder sein Vorgänger, der die Gefahr beschreibt, welche es der ganzen Gegend bereitet, wenn man dem See zu nahe kommt und den darin Ertrunkenen aufweckt? „Der Pfütz ist tief, mit Holz umschränket, damit dasselbe niemand erzürne, ist grausam anzusehen, schwarz von Farb, alle Zeit still und bleibt vom Winde unbeweglich.“

Mir klangen die Worte des alten Geschichtschreibers noch im Kopfe, als ich vor dem Hause der Fremden stand. Jawohl, dachte ich: „damit dasselbe niemand erzürne!“ Es giebt mehr geheime Stellen als die dort oben auf dem Pilatus, die man in Frieden lassen soll, „schwarz von Farb — alle Zeit still,“ aber der drinnen liegt, den soll man schlafen lassen.

Als ich aufblickte, war mir's, als hörte ich deutlich das Echo meiner Worte. Es schloß sich in demselben Augenblick die Thür, welche auf den Balkon führte, und eine vorhin wahrnehmbar gewesene Lampe im Nebengemach, dessen Fenster weit offen standen und hinter Blumen und Pflanzen den Tüllvorhang eines Himmelbettes erkennen ließen, erlosch in derselben Minute. — Alles blieb still. Ich warf noch einen Blick auf den schlafengegangenen See und schritt langsam und in ernsten Gedanken meiner Behausung zu.

Der nächste Vormittag war rauh und kalt, wie es der Fall zu sein pflegt, wenn der Pilatus, statt einen Hut zu tragen, einen Degen gezeigt hat, d. h. so etwa um seine Hüften herum von Wolkenschichten umgeben war. — Ich suchte die Stimmung des vorigen Tages zurückzurufen, fühlte aber bald, daß sie von den Einflüssen der heiteren Natur draußen nicht abzutrennen war, und daß ich vieles beim heutigen kalten Regenwetter mit kälteren Sinnen aufnehmen würde als gestern in der freundlichen Sonnenbeleuchtung. Entschlossen, heute nur die Anfertigung des gewünschten Bildes im Auge zu haben und mich aller äußeren Einwirkungen zu erwehren, knöpfte ich Rock und Inneres mit stoischer Weltverachtung zu und machte mich auf den Weg nach dem Landhause Master Brothertons.

Vor der Thür angelangt, schellte ich ein-, zweimal, da sie gegen die Gewohnheit verschlossen war. Nach einer Weile wurde ich eingelassen, mir aber vom öffnenden Diener Ruhe und leises Treppensteigen empfohlen, da Miß Lucy unwohl sei. Ich wollte mich wieder entfernen, aber der Diener sagte mir, ich werde trotz des Unwohlseins erwartet, und wenn ich mich im Salon gedulden wolle, werde er Miß Lucy von meiner Anwesenheit benachrichtigen.

Ich stieg also in den ersten Stock hinauf und vertiefte mich nach einer Weile in ein offen am Fenster liegendes Buch, auf dessen Seiten häufige Bleistiftstriche die vertraute Beschäftigung der Fremden mit diesem Stoffe vermuten ließen. Es waren Thomas Moores „Irish Melodies“, dessen Tonweisen mir zum großen Teile bekannt und seit langem lieb waren. Das reizende traurige Lied „She sung of love“ war aufgeschlagen. „Sie sang von Liebe,“ heißt es darin, „während ihre Leier vom rosigen Abendlicht beschienen

war und sie selbst von den reichen Strahlen desselben Lichtes verklärt schien, als erhalte sich die Seele in der zitternden Hülle einzig noch von der Nahrung dieses sanften Feuers."

Die Melodie war beim Lesen ungerufen in meinem Gedächtnis wieder erstanden und klang mit ihrem einfachen Schluß fortwährend in meinem Herzen nach, als ich schon zum drittenmal das Lied zu Ende gelesen oder mehr noch mit den Augen zu Ende gedacht hatte. Das rauhe Wetter draußen, die stoischen Morgenvorsätze, alles war wie weggewischt, und meine Stimmung hatte etwas so tief Erregtes, Bangendes bekommen, daß ich fast zitterte, als der Tritt des Dieners im Schlafgemach nebenan hörbar wurde. Leise Worte klangen durch die Thür, dann ward sie vorsichtig geöffnet und der Diener bat mich einzutreten. Ich folgte ihm.

Neben dem Bette mit den gestern abend gesehenen Tüllvorhängen saß die Fremde im großen Lehnstuhl. Ihr Gesicht war kaum wiederzukennen, so bleich und durch die Nachthaube verändert erschien es mir; das kastanienbraune Haar, fast ganz unter der Haube verborgen, die Augen halb geschlossen und die langen Wimpern, erst jetzt mir recht sichtbar, gaben dem stillen Antlitz etwas einer Totenmaske Ähnliches.

Der Diener entfernte sich lautlos. Sie schlug die Augen auf, reichte mir die Hand und bat mich, auf dem bereitstehenden Stuhle Platz zu nehmen. Als sie sprach, hatte ich Mühe zu glauben, ich stehe vor derselben hochaufgerichteten, stark betonenden Unbekannten, deren Vergangenheit ich gestern aus ihrem Munde vernommen. Welche Verwüstung in diesem schönen Menschenkörper, welche Veränderung in jeder Äußerung!

Ich fragte, meine Besorgnis möglichst verbergend, nach ihrem Befinden und nach der Ursache ihres Unwohlseins. Sie fühle sich etwas besser, gab sie zur Antwort. Ein Blutsturz habe sie in den ersten Stunden der Nacht befallen; sie sei dem Sterben nahe gewesen, doch scheine ihre Natur noch nicht erliegen zu wollen. Des Vorurteils gedenkend, welches Engländer gegen die Ärzte anderer Nationen zu hegen pflegen, fragte ich nach dem Arzt, welcher sie behandle, und erhielt zu meiner Verwunderung den Bescheid, er wohne in Zürich. „In Zürich!" rief ich, „acht Stunden von hier! Und war er denn etwa zufällig in Luzern?"

„Er muß bald hier sein," erwiderte sie. „Master Brotherton ist heute nacht sogleich nach Zürich gereist, um ihn herüberzuholen. Es ist ein Landsmann, ein sehr geschickter Mann; er behandelte mich schon in Zürich und brachte mich glücklich durch."

Alles Zureden, einstweilen doch die Hilfe eines deutschen Arztes zu benutzen, war vergebens; ich bat dringend, wiederholt, fast unmutig, da mir ein alter Luzerner Arzt von tüchtiger Erfahrung bekannt war. Sie lehnte indessen alles ab, Master Brotherton habe nur zum englischen Arzte Vertrauen.

„Und Sie selbst," rief ich, durch diese Berufung auf eines dritten Vorurteile außer Fassung gebracht, „stehen Sie selbst denn nicht über diesem kleinlichen Nationaldünkel? Um Sie allein handelt sich's hier ja doch!"

Sie schüttelte den Kopf, ohne Antwort zu geben, und ich meinte ihre Gedanken zu erraten; es war mir, als stimme die Verspätung der Hilfe mit unausgesprochenen Wünschen zusammen, die durch ihre frühere Äußerung über besseres Befinden nur hatten bemäntelt werden sollen.

Ich stand auf; mir war's, als trage ich die Verantwortung dieses allmählichen Hinsiechens, wenn ich ruhiger Zuschauer blieb, statt Hilfe zu holen. Als ich aber nach einem Vorwande suchte, mich zu entfernen, erriet sie sogleich meine Absicht, und es bemächtigte sich ihrer eine solche Unruhe, daß ich, um nichts Schlimmeres herbeizuführen, ihre Willensfreiheit nicht beschränken durfte.

Ich nahm wieder ihrem Stuhl gegenüber Platz und sprach von früher zu meiner Kenntnis gelangten Fällen ähnlicher Art, führte aber nur solche an, welche ein glückliches Ende genommen hatten. Sie schien indessen nicht behandelt sein zu wollen, wie man Kranke behandelt, und sagte, meine Anführungen nach einer Weile unterbrechend: „Sie haben vergessen, worüber wir gestern gesprochen. Gab ich Ihnen nicht meine Gründe an, welche, für mein Gefühl wenigstens, das Nichtsein nach dem Tode widerlegen? — Ich fürchte mich nicht vor dem Sterben; ich habe keine Ursache, mit dem Leben zu liebäugeln; warum sollte ich nicht wünschen, in einer neuen Welt, auf diesem oder jenem

Stern, ein frisches Dasein beginnen zu dürfen? Meine Hoffnungen liegen alle über das Leben hinaus — wohl mir, wenn sich der Weg verkürzt!"

Seit ich sie gestern hatte reden hören, konnte ich mir sagen, daß sie in ihren heiligsten Gefühlen geknickt, ja gebrochen sei, und mich befremdete nicht der Schluß, zu dem diese Lebensniete sie gelangen ließ. Aber meiner gesunden Natur widerstand dennoch dieses frühzeitige Verlorengeben einer wenn auch nicht mehr zu gewinnenden Schlacht. „In Ihrem Alter," sagte ich, „war ich mit meiner Lebensrechnung etwa auf denselben Punkt gelangt. Es kommt den meisten Menschen einmal im Leben der Gedanke, dem Tode ins Handwerk zu pfuschen; ich habe diesen Gedanken lange mit mir herumgetragen; urteilen Sie danach, ob meine Rechnung besser stand als die Ihre." — „Waren Sie persönlich frei?" fragte sie langsam; „ich meine: nicht verheiratet?" Ich bejahte. „Da ist die Parallele nicht durchführbar," erwiderte sie, und ihr Kopf sank wieder in die Kissen zurück; sie schloß die Augen, und es folgte eine lange Pause.

Ich sah nach der Uhr und rechnete die Meilenzahl zwischen Luzern und Zürich im Kopf zusammen; hin und zurück — zurück zu zweien, vielleicht erst nach längeren Vorbereitungen in Zürich, mögliche Achsen- und Radbrüche nicht einmal mit angeschlagen: es kamen immer zum allerwenigsten vierzehn Stunden heraus, und noch lange war es nicht Mittagszeit. Aber sie hatte sich zu entschieden gegen fremde Hilfe erklärt, als daß ich ohne Gefahr ihr solche hätte aufdringen können. Der schwergehende Atem verriet, daß der Schlummer wieder die Oberhand gewonnen hatte.

Ich schlich mich leise ins Nebengemach und trug mein Zeichengerät zusammen. Ihrem Stuhle gegenüber hielt ich mit wenigen Strichen das Bild der Schlafenden fest. Kein Praxiteles hätte ein schöneres Modell wünschen können. Der Kopf lehnte, halb zu mir gewendet, im weichen Kissen; die Haube, fast ganz nach hinten geschoben, hatte das lange Haar freigegeben; es quoll in reicher Fülle um Hals und Wangen; die feine Hand selbst, die, über die Brust gelegt, einen Teil des Kinnes bedeckte, hob die holde Natürlichkeit des Bildes, statt es zu beeinträchtigen. Ich zeichnete lange und mit wahrhafter Begeisterung. So oft eine veränderte Lage der Schlafenden die Ansicht zu einer neuen machte, nahm ich ein frisches Tonblatt zur Hand und fixierte rasch die weichen, sanftlinigen Konturen. Fünf Blätter hatte ich entworfen, zwei ausgearbeitet und hätte noch ein Dutzend hinzufügen mögen, als sie, ohne mich zu bemerken, erwachte und lächelnd die Augen aufschlug.

Zugleich griff sie nach der Schelle. Als sie mich aber gewahrte, schrak sie zusammen und sagte: „Ich hatte vergessen, daß Sie mein Krankenwärter sind. Verzeihen Sie den langen Schlaf — aber Sie haben mich recht erschreckt."

Ich legte die Zeichnungen beiseite; sie wollte sie aber sehen, und während ich ihr eine nach der anderen hinüberreichte, sagte sie: „Mir fiel, als ich Sie zeichnen sah, das düstere Bild von Coignet ein: ‚Tintoretto, seine tote Tochter malend.'" — Der Vergleich lag nahe; zwei meiner Skizzen gaben sie fast ganz ebenso wieder wie die mehr schlafend als tot scheinende Tochter Tintorettos auf dem bekannten Bilde des französischen Meisters. Aber ich hatte des Bildes nicht gedacht, und mich erschütterte der Vergleich und das Wort „tot" mehr, als ich's beschreiben kann.

Sie prüfte, ohne zu sprechen, die Zeichnungen, eine nach der anderen, nahm zurückgelegte wieder zur Hand und schien zweifelhaft, welcher sie den Vorzug geben solle. „Wenn ich am Leben bleibe," sprach sie endlich, „werde ich Sie um diese bitten. Setzen Sie Ihren vollen Namen auf die eine Ecke, hier unten, rechts." Ich that es, und sie nahm den Bleistift aus meiner Hand, um mit zitternden Strichen den ihren daneben zu setzen. Dann rollte sie das Blatt zusammen und legte es zu Häupten ihres Bettes. Sie schien meinen Blick, der auf ihren Zunamen gefallen war, bemerkt zu haben. Ich wollte sie nicht zum Sprechen nötigen, unterdrückte daher die sich mir aufdrängenden Fragen; als sie aber keine derselben zum Vorschein kommen sah, hob sie selbst an.

„Ihre Kunst hat die schöne Eigenschaft aller Künste, daß sie emporhebt und vergessen macht. Die Skizzen waren für mich

ein ähnlicher Genuß, wie ihn einem Mädchen der Dichter bereiten mag, der sie besingt. Verstehen Sie, wie ich's meine? Es soll nicht Ihrer Fertigkeit Lob gespendet werden, sondern der Sache selbst, dem Aufbewahren eines Wesens durch die Kunst, gleichviel wie. Weil sie erinnern hilft, macht sie vergessen — nämlich den Staub und das Zerstörbare; sie hält nur das Ideale fest, und daß auch dieses zerstäubt, macht sie vergessen, weil sie selbst Dauer hat. Ließe sich für das Gefühl nicht schon hieran ein halber Beweis für die Unsterblichkeit knüpfen?"

Ich hätte ihr in dieser Stunde nicht um den Preis der Welt die schönen Stützen ihres Glaubens nehmen mögen und suchte nur so viel Einreden in meine zustimmende Antwort aufzunehmen, als nötig waren, um den Verdacht zu beseitigen, ich behandle sie als Kranke, Schonungsbedürftige. — Nach einer Weile aber kam sie auf den Zunamen zurück, der vorhin mein Befremden erregt hatte. „Ich habe Ihnen gestern nichts von mir erzählt; wollen Sie noch dies oder jenes wissen, so fragen Sie." Ich fürchtete das schlimmste von einem Wiederanregen dieses Gegenstandes und suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. Sie wollte indessen von keinen Rücksichten wissen und begann von neuem:

„Ich habe eine unglückliche Jugend verlebt; was ich Ihnen gestern sagte, wird Ihnen das begreiflich machen. Schon als kleines Mädchen war mein einziger Gedanke, daß es die Aufgabe unseres Geschlechtes sei, zu leiden, und zwar von den Männern zu leiden, und ich habe unzähligemal gewünscht, ein Knabe zu sein. Das Unglück der Mutter, das der Schwester später waren Ursache und Bestärkung dieses Gedankens für mich. Die älteste Schwester teilte meine Ansicht und suchte sie zu befestigen. Sie starb unverheiratet; ich nahm mir damals vor, gleich ihr allein im Leben zu bleiben. Die zweite Schwester verheiratete sich und starb im ersten Jahre ihrer Ehe.

„Als ich," fuhr sie fort, ohne meine Bitte, sie möge es genug sein lassen, zu beachten, „als ich mit der kleinen Schwester allein zurückgeblieben — wir waren verarmt und auf Verwandte angewiesen —, da suchte ich nach irgend einer Erwerbsquelle und nahm endlich eine Stellung als Vorleserin einer blinden Dame an. Ich befand mich in trauriger Abhängigkeit, fühlte das Drückende derselben tiefer als Armgeborene und hatte zuweilen große Sehnsucht, frei zu sein, sei es auch durch Hilfe eines Mannes.

„So war ich neunzehn Jahre alt geworden, da führte mich das Geschick einem jungen Mann in den Weg, der mich lieb gewann und mir seine Hand anbieten ließ. Ich empfand nichts für ihn, hatte aber meine damals vierjährige Schwester zu bedenken. Lange schwankte ich, ob ich, um ihr eine Stellung im Leben zu sichern, wagen sollte, was unzählige vor mir gewagt. Aber nach wochenlangem innerem Kampfe sah ich ein, daß es mir unmöglich sei, ohne Liebe eine Verbindung einzugehen. Ich lehnte ab und blieb auf mich selbst angewiesen.

„Ein Jahr später brachte eine Handelskrise den Verwandten, an welchem ich damals noch einen Halt hatte, um sein ganzes Vermögen. Ich sah keine Möglichkeit, meine Schwester durch meiner Hände Arbeit zu ernähren, und befand mich viele Monate lang in der peinlichsten Lage, zu allem bereit und doch beim Überfluß an Dienstsuchenden keine Gelegenheit findend, meine Kenntnisse zu verwerten. In dieser trostlosen Zeit traf ich auf einer Reise in der Nachbarschaft Londons, die ich unternommen, um mich persönlich wegen einer Anstellung zu bewerben, mit einem Verwandten jenes jungen Mannes zusammen, einem ältlichen Herrn, Witwer seit langer Zeit und im Begriff, von England nach dem Festland überzusiedeln.

„Ich war abermals von einer früher Angemeldeten überflügelt worden und kehrte mit den trostlosesten Gedanken nach London zurück, als jener ältliche Herr mein Reisegefährte wurde. Mein Name war ein Empfehlungsbrief, der keiner Unterschrift bedurfte. Ich selber war ihm, so schien es, durch Beschreibung so gut bekannt, als ob wir in längerem Verkehr gestanden hätten. Er glaubte mir einen Dienst zu erweisen und sich selbst eine erwünschte Veränderung in seiner häuslichen Einsamkeit zu bereiten, wenn er mir seine Hand anbot, und verlassen, wie ich war, nahm ich sie an. — Das sind jetzt fünf Jahre her," setzte sie hinzu und sank erschöpft in die Kissen zurück.

Sie hatte erzählt, als rede sie von einer ihr fremden Person, nicht von sich selbst, und dieser eisige Gleichmut machte mir einen unheimlicheren Eindruck als der gestrige vulkanische Ausbruch ihres tiefsten Jammers. Es war, als betrachte sie ihr Leben als abgeschlossen und ziehe mit vollkommener Gefühllosigkeit das Facit der Gesamtrechnung. Nur als sie des ersten Antrages erwähnte, zitterte ihre Stimme, und sie hatte Mühe, deutlich zu reden.

Ich entfernte mich unbemerkt aus dem Gemach und entsandte den Diener mit einer Bleistiftnotiz an den mir befreundeten Luzerner Arzt, dessen ich schon gedachte. Als ich das Zimmer wieder betrat, hatte sie die Augen geöffnet und sah mit Befriedigung, daß ich wiedergekommen war. „Es läßt sich, wie Sie sehen," fing sie nun von neuem an, „aus meiner Lebensgeschichte gar nichts lernen, denn es ist eine reine Schicksalsgeschichte; ich selbst weiß keinen Schritt meines Lebens, den ich, wiederholten sich die ganz gleichen Verhältnisse, anders thun könnte, als ich ihn gethan. Und doch möchte ich gern zu Ende erzählen; es thut mir wohl, einmal zu beichten. Haben Sie noch etwas Geduld?" — Ich bat sie, fortzufahren, aber alles beiseite zu lassen, was sie erregen und ihren Zustand verschlimmern könnte. „Wenn Sie erst ganz wieder hergestellt sind," setzte ich hinzu, „will ich schon aus Ihnen herauslocken, was Sie mir jetzt etwa verschweigen müssen."

Sie lächelte ungläubig, dann sprach sie: „Darum sagte ich, Ihre Parallele treffe nicht zu; Sie waren frei — ich bin verheiratet." Sie hielt einige Minuten inne, als lasse sie die folgenden Abschnitte ihres Lebens im Geiste vorüberziehen; ihre Stirn trübte sich, und sie fuhr langsam fort: „Ich hatte über die Ehe immer nur von dem einen Gesichtspunkt aus nachgedacht, daß sie im glücklichen Falle ein Mittel sei, dem Elend in der gewöhnlichsten Bedeutung des Wortes zu entgehen. Ich mache mir keinen Vorwurf darüber, denn die Armut hatte mich überfallen wie ein Dieb in der Nacht, und durch die Sorge um meine kleine Schwester war ich dahin gekommen, den Mangel, die wirkliche Dürftigkeit als das schrecklichste Gespenst zu betrachten, das alle anderen überlebt hat und überleben wird. Mein Herz hatte niemals gesprochen; die Eindrücke meiner ersten Kindheit waren zu stark gewesen, als daß sie nicht über die ersten Jugendjahre hinaus hätten vorhalten sollen. So wußte ich denn nicht, was Liebe war, viel weniger kam mir in den Sinn zu ahnen, wozu ein ganzes Dasein ohne sie werden kann.

„Unser Hochzeitstag war festgesetzt und bis dahin nur noch ein Zeitraum von einigen Wochen durchzumachen. Mein Bräutigam überhäufte mich mit Geschenken, nicht minder mit Güte. Ich freute mich des plötzlich erlangten Sicherheitsgefühls, ich begann Mut zu fassen und von der niedergedrücktesten Stimmung zu einer fast krankhaften Heiterkeit überzugehen, wie sie plötzlicher Wechsel nicht selten in seinem Gefolge hat. Zugleich mit dieser wiedererlangten Spannkraft und Lebensfrische stellten sich aber Gedanken ein, die mir früher doch eigentlich fremd gewesen waren. Ich fing an, dem Leben gegenüber Ansprüche zu machen; es war mir zum erstenmal, als sei in meiner Existenz eine Lücke, die aller Reichtum und alles Vernünfteln nicht auszufüllen vermochten. Es kam mir zum erstenmal ein Schauder an, wenn ich an die nahe Veränderung meiner Lebensweise dachte.

„In dieser Zeit mußte ich im Hause meines Verlobten fast täglich dem jungen Verwandten desselben begegnen, dessen ich bereits erwähnt. Er war nicht viel älter als ich, und dieses Altersverhältnis machte uns, ohne daß ich's bemerkte, zu halben Vertrauten und führte uns näher zusammen, als ich und mein Verlobter in monatlanger Bekanntschaft gekommen waren. Auf einem Spaziergang, wo mein früherer Bewerber mich am Arm führte, kam unsere gegenseitige Stimmung — ich weiß nicht wie — zum offenen Aussprechen, und als ich abends mein einsames Zimmer suchte, glaubte ich zum erstenmal namenlos und unaussprechlich glücklich zu sein. Am folgenden Tage erst übersah ich den Weg, auf den ich abgeirrt war. Mein Herz und mein Gewissen waren in heftigstem Streite; ich glaubte in einem Augenblick, alle eingegangenen Verpflichtungen zerreißen, nur der plötzlich erwachten Stimme des Herzens folgen zu dürfen, und holte alles an Gründen zusammen, was meinem plötzlich beredt und reif gewordenen

Gemüte zu Gebot stand; im nächsten Augenblick aber widerlegte mein Gewissen alles, was ich an Einwänden zusammengetragen hatte. Und ich sagte mir, die Dankbarkeit binde mich schon jetzt für Lebenszeit.

„Eine ganze Woche lang bestand ich den furchtbarsten inneren Kampf, den nur Jugendkraft bestehen, Herzens- und Gewissenszwiespalt veranlassen kann, bis ich matt und erschöpft in jene thatenlose, ruhebedürftige Abspannung verfiel, welche das Geschehenlassen für das Unvermeidliche und das Märtyrertum für das Gottgefälligste hält, und wo der kranke unterliegende Geist sühnen, immer sühnen zu müssen glaubt. Acht Tage später war ich Brothertons Ehefrau."

Die Stimme versagte ihr von neuem; sie trank mit brennendem Durst das Wasser, welches ich ihr reichte, hielt lange Zeit beide Hände vor den Augen und sank dann wieder in die Kissen zurück. — Ich trat, von Wort und Gebärde mächtig ergriffen, an das offen stehende Fenster. Da lag die Natur so friedlich ausgebreitet, so gesund und erfrischt nach dem kalten Morgenregen. Die letzten Wölkchen verflatterten, und heiter, als habe sie nie Thränen und Gewitter gesehen, beschaute sich die Sonne im klaren Spiegel. Mir fielen Lenaus Worte ein:

Klar blickt der alte Mörder Ocean
Dem Himmel zu, als hab er nichts gethan.

Und drinnen im Gemache ging doch ein junges Leben zu Ende, und unzählige Geschöpfe im Weltall verhauchten in dieser selben sonnigen Minute ihren letzten Atemzug! Wunderbares Durcheinander von Lachen und Weinen, sagte ich mir, von Leben und Sterben, von Blühen und Verwelken! Wohl denen, welchen der Glaube an das Wiederanknüpfen des hier zerreißenden Fadens das Unvermeidliche erleichtert! Ich will die Fortdauer nach dem Tode glauben, und stünden die Toten selber aus ihren Gräbern auf, um Zeugnis dagegen abzulegen! Nur diejenige Philosophie, welche das Leben erträglicher und das Sterben leichter macht, hat ihren Zweck erfüllt.

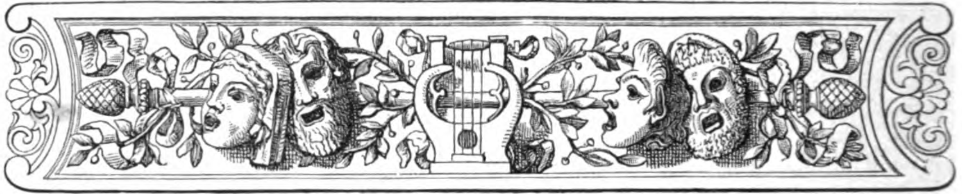
Als ich wieder an das Bett trat, sah ich, wie sie eine gewaltsame Anstrengung machte, um weiter zu sprechen. Mit matter Stimme sagte sie: „Ich glaube, Freund, es geht zu Ende — hören Sie noch eins —"

Aber ein heftiger Husten unterbrach hier ihre Worte. „Ich bitte, gönnen Sie sich Ruhe," sagte ich. — Sie schlug die Augen noch einmal auf, und als ich der suchend umhergreifenden Hand die meine entgegenreichte, wurde der Atem kürzer und kürzer, der Blick starrer und glanzloser, der Druck ihrer Hände fester, kälter — und sanft war sie entschlafen.

* *
*

Zwei Jahre später führte mich mein Weg wieder nach Luzern. Es widerstand meinem Gefühl, dem Hause nahe zu kommen, in welchem ich so eigentümliche Stunden verlebt hatte. Ich fürchtete mich vor dem bloßen Anblick der neuen Bewohner. Aber auf den Kirchhof bin ich gegangen und habe unter den Grabsteinen gesucht und gesucht, bis mir der Totengräber eine mit Moos bedeckte Platte zeigte, die ein Engländer hatte legen lassen. „Und kein Name darauf?" fragte ich, das wuchernde Moos mit der Hand entfernend. „Der fremde Herr," erwiderte der Totengräber, „hatte anfangs eine Inschrift bestellt, aber es scheint, er hat den Stein später leer gelassen." Er zeigte mit dem Finger mitleidig auf die Stirn, als wolle er des Fremden Eigentümlichkeit dadurch erklären. Aber ganz unbeschrieben war sie doch nicht: „Miß Harriet" stand in verblichenen goldenen Buchstaben darauf, und der alte Herr, sagte mir der Totengräber, besuche das Grab alljährlich an ihrem Sterbetage, gleichviel aus wie weiter Ferne er zu dem Grabe reisen müsse.





Erinnerungen an Franz Liszt.

Von

Gerhard Rohlfs.

Aus seinem Nachlaß herausgegeben.

Meine erste Bekanntschaft mit Liszt liegt weit zurück, sie datiert vom Jahre 1871. Im Oktober 1870 waren wir nach Weimar gekommen, hatten dort dauernd unseren Wohnsitz genommen, und der Großherzog hatte mir oft gesagt, ich solle doch Liszt einen Besuch machen. Aber aus irgend einem Grunde, oder auch aus keinem, hatte ich diesen Besuch immer aufgeschoben, und so machte sich unsere Bekanntschaft ganz zufällig.

Meine Frau und ich wurden eines Tages zu einer Dame geladen, die Gesanglehrerin war und deren Bekanntschaft wir durch Elise Polko gemacht, als letztere unser Gast in Weimar war. Da die Dame uns gleichzeitig sagen ließ, auch Liszt käme zu ihr, so nahmen wir die Einladung natürlich freudig an.

Und richtig, da kam der große „Meister“, wie er stets genannt wurde, denn auch die drei steilen Treppen herauf, in das dürftig möblierte Zimmer der Sängerin. Wir wurden einander vorgestellt, oder richtiger, meine Frau nahm die Vorstellung entgegen, während ich mich dem Meister selbst vorstellte. Und es ging mir wie so vielen anderen: Liszt bezauberte mich sofort. Er war ja nicht eigentlich schön zu nennen, aber er hatte ein Etwas, das in seinem Auge lag, was unwiderstehlich einen jeden anzog. Und später, als ich ihn näher kennen lernte, habe ich die Kraft noch oft erproben können, in steigendem Maße. Namentlich, wenn er am Klavier saß, umgeben von einer großen Menge von Anhängern und Schülern, konnte er mit seinem Blick, wenn sich dieser gerade auf einen richtete, eine ordentlich bezaubernde Wirkung ausüben. Das habe nicht bloß ich als Mann gefunden, sondern alle miteinander, alt und jung, Männer und Frauen.

Wir blieben nur kurze Zeit. Frau *** trug einige Lieder vor, wozu sie sich selbst begleitete, dann brach Liszt auf, aber nicht ohne uns vorher einzuladen, seinen Sonntagsmatineen beizuwohnen. Dieses Zusammentreffen war, wie wir später erfuhren, auf Liszts besonderen Wunsch geschehen.

Die Matineen bei Liszt in der Hofgärtnerei, wo er auch seine Wohnung hatte, bildeten einen der Hauptanziehungspunkte für Weimar. Er war mit Einladungen aber sehr wählerisch, und eigentliche Weimaraner traf man dort fast nie. Die Hofgärtnerei war ein kleines Häuschen am Eingange der Belvedere-Allee, worin sich jetzt das Liszt-Museum befindet und in welchem im Parterre der Hofgärtner wohnte. Der obere Stock war vom Großherzog Liszt zur Verfügung gestellt. So lange in Weimar die Fürstin Wittgenstein lebte, war Liszt die Altenburg, ebenfalls ein großherzogliches Gebäude, zur Verfügung gestellt. Als er dann infolge von Intriguen Weimar verließ, nach Rom und Pest übersiedelte und nach langen Jahren erst wiederkam, bewohnte er regelmäßig jenes so hübsch im Garten gelegene Häuschen, das er oft selbst scherzend „Hoffräuleinwohnung“ nannte. Es reichte auch vollkommen für Liszt aus; es bestand

aus einem Vorzimmer, in dem hinter einer abgeteilten Wand der Diener Liszts schlief. Dann kam man in ein Eßzimmer, und von dort in einen ziemlich großen Salon. Daran stieß dann wieder Liszts Schlafzimmer. Alle Zimmer, ohne Ausnahme, waren während der Matinee immer voll besetzt.

Bei diesen Matineen, denen häufig die großherzogliche Familie beiwohnte, und wo man immer interessante auswärtige Persönlichkeiten traf, trugen die Schüler und Schülerinnen neueste und klassische Sachen vor. Das Programm war meist vorher von Liszt zusammengestellt und nur die besten Schüler, fertige Künstler schon, ausgewählt. Liszt ging währenddem hin und her, oft korrigierend, oft plaudernd, oft kleine boshafte Bemerkungen machend. Manches Mal setzte er sich auch an den Flügel, spielte selbst oder mit einem oder dem anderen seiner Schüler vierhändig. Das war dann immer das Signal zu einem allgemeinen Aufstand, jeder wollte dann zunächst stehen, um den Meister zu sehen und einen Blick von ihm zu erhaschen, denn Liszt liebte es, während seines Spieles angesehen zu werden.

Wir hatten einmal sogar den Vorzug, Liszt und Rubinstein vierhändig spielen zu hören, als letzterer Liszt in Weimar auf einige Stunden besuchte. Beide Meister hatten sich jahrelang nicht gesehen, es herrschte eine kleine Mißstimmung zwischen ihnen, und meine Frau, die mit Rubinstein aus ihrem Elternhause befreundet war, bekam von ihm aus Leipzig den Auftrag, bei Liszt anzufragen, ob ein kurzer Besuch seinerseits genehm sei. Als meine Frau Liszt fragte: „Lieber Meister, Rubinstein läßt fragen, ob er Sie besuchen darf," antwortete Liszt gelangweilt: „Der Joseph? Was will er?" Als sie aber antwortete: „Nein, der Anton," da leuchtete Liszts Auge auf, und er bezeigte eine unerwartete, ungeheuchelte Freude, traf eilige Anordnungen zu einem würdigen Empfang seines großen Kollegen, und am Abend des anderen Tages waren seine Räume gefüllt von einer auserlesenen Gesellschaft. Meine Frau hatte an dem Abend den Vorzug, eine Partie Whist mit Liszt, Rubinstein und einem Enkel Schillers, Baron Gleichen-Rußwurm, zu spielen, die aber nicht lange währte, da Liszt schlecht und zerstreut spielte, meine Frau ebenfalls und Rubinstein ein Spieler von Profession war, der hohe Einsätze gewohnt war, während Liszt nur pour le roi de Prusse spielte.

Unter „Schüler Liszts" verstand man natürlich keine Schüler im gewöhnlichen Sinne, auch nahm Liszt von niemandem Honorar, sondern es waren reife Künstler oder aufgehende Sterne, die nur der Ehre teilhaftig werden wollten, Liszt vorspielen zu dürfen. Wir haben dort viele bedeutende Künstler auftauchen sehen, aber wie viele, die viel versprachen, sind auch verkommen und verdorben, denn Liszt mit seinem großen, guten Herzen war nicht streng wählerisch in der Annahme seiner Schüler. Viele lebten noch dazu aus seiner Tasche. In einer Saison, als gerade viel Unkraut unter dem Weizen sich befand, wollte Bülow, der auch häufiger Gast in Weimar war, reine Luft haben, und als Liszt ihm sagte, dabei könne er nichts thun, antwortete Bülow ihm: „Dann überlaß es mir." Und als die Schüler dann eines Nachmittages zum Meister pilgerten, empfing Bülow sie mit der Nachricht, Liszt sei eben zu Hofe befohlen und habe ihn gebeten, die Stunde zu übernehmen. Da soll es dann „schneidig" hergegangen sein, und bei der nächsten Stunde vermißte Liszt verschiedene seiner Schüler. Sobald Bülow aber Weimar verlassen hatte, tauchten sie wieder auf. In Weimar leben zwei Töchter Adolf Stahrs als vorzügliche Klavierlehrerinnen. Und Bülow soll verschiedenen Lisztianern, die sich Künstler glaubten, geraten haben: „Gehen Sie zu Fräulein Stahrs und nehmen Sie erst dort gründlichen Unterricht, ehe Sie den Meister belästigen."

Wir erlebten bei Liszt auch Eugen d'Alberts erstes Auftreten, der damals ein etwa fünfzehnjähriges Bürschchen war. Liszt empfahl ihn uns gleich, was er meist that, wenn ihm jemand seiner Schüler besonders am Herzen lag, und sagte: „Ich gebe nicht viel auf Wunderkinder, dies ist aber ein solches." Und eine andere Dame, der er d'Albert auch empfahl, sagte nichtachtend, indem sie den kleinen Kerl mit ihrer Lorgnette musterte: „Comment, ce petit garçon!"

Noch lebhaft erinnere ich mich der ersten Matinee, der wir beiwohnten. Alle Zimmer

waren gefüllt, sogar das Schlafzimmer von einigen Damen occupiert. Wir lernten mehrere Herren und Damen kennen, die das ständige Publikum bildeten, denn Schüler und Schülerinnen wechselten natürlich fast in jedem Semester, sie kamen aus allen Ländern und jeder Nation, um noch den letzten Schliff zu erhalten und nachher als „Lieblingsschüler Liszts" in die Welt zu ziehen. Da war z. B. eine junge Künstlerin, die nichts weniger als gut spielte. Liszt mochte sie aber, weil sie ein frisches, natürliches Wesen hatte und ihm von einer hohen Persönlichkeit empfohlen war. Als sie bei uns einmal eine Transskription von ihm über die Mazurka aus Tschaikowskys „Onegin" spielte und sehr daneben hieb, sagte er zum Schluß: „Das war eine Transskription von Lina"; so hieß die junge Dame. Eine andere Dame spielte einmal eine Consolation von ihm, griff aber gleich daneben und entschuldigte sich, das Pedal sei so schwer zu treten. Liszt bat sie liebenswürdig, doch noch einmal zu beginnen, als sie aber zum zweitenmal denselben Fehler machte, sah Liszt zum Pedal hinunter und sagte: „Das Pedal, das böse Pedal!"

Unter den Stammgästen der Lisztschen Matineen nenne ich vor allem Se. Königl. Hoheit den Großherzog, der, wenn er in Weimar anwesend war, selten eine Matinee versäumte und der aufmerksamste und eifrigste Zuhörer war. Ferner Frau von Meyendorff, geb. Fürstin Gortschakow, Gemahlin des verstorbenen russischen Gesandten in Weimar. Frau von Meyendorff galt ungemein viel bei Liszt, wenn er über ihre musikalischen Urteile auch öfter spöttelte. Was sie sonst sagte, war ihm maßgebend. Da war ferner ein alter Jugendfreund Liszts, Justizrat Gille aus Jena, der mit ihm auf du und du stand und viele Korrespondenzen Liszts besorgte. Als eine große Herzensgüte muß es dem Meister angerechnet werden, daß, wenn Justizrat Dr. Gille über Nacht bei ihm blieb, der alte Herr dem Gast sein Bett abtrat und selbst auf dem Sofa schlief. Gille und Liszt waren Altersgenossen. Ferner nenne ich die schon vorhin erwähnten Fräulein Stahrs, die die eifrigsten Verehrerinnen des Meisters waren und die er auch oft zu ihren „musikalischen Kaffees" besuchte. Dann waren noch ständige Gäste der Hofkapellmeister Lassen, das von Mildesche Ehepaar, Konzertmeister Kömpel und andere. Allen diesen schlossen meine Frau und ich uns nun auch als ständige Gäste an. Und vom Jahre 1871 bis 1887 verband uns eine aufrichtige Freundschaft. Ihm verdankten wir die Bekanntschaft vieler hervorragender Künstler und anderer Persönlichkeiten.

Auch merkwürdige Leute traf man dort oft. So erinnere ich mich eines Professors aus München, eines Astronomen, der sich bei einer Matinee alle seine Orden angelegt hatte. Als Liszt ihn im Nebenzimmer im Hintergrunde fand, soll er im Vorübergehen zu ihm gesagt haben: „Gehen Sie doch mehr nach vorn, Sie sind ja so hübsch angezogen." Dieser Professor wollte auf dem flachen Dach meiner Villa einen Vortrag über Sternenkunde halten, Instrumente aufstellen, um den Himmel zu beobachten, und Liszt war ganz begeistert von dieser Idee. Ich glaubte aber, meine Einwilligung nicht geben zu dürfen, da mein Haus dadurch doch etwas gefährdet schien. Liszt war stets der liebenswürdigste, freundlichste Wirt, und nur einmal erinnere ich mich, ihn heftig und erregt gesehen zu haben, als ein junger Künstler ihm in musikalischen Sachen, ich glaube, es handelte sich um Beethoven, widersprach. Da sprühten seine Augen, seine Blicke schossen Blitze, und er rief ein- um das andere Mal „Grünschnabel", und jedesmal, wenn er an dem jungen Mann vorbeikam, murmelten seine Lippen: „Grünschnabel". Natürlich bemühten sich sämtliche anwesende Schüler und Schülerinnen, dem Unglücklichen ebenfalls ihre Mißbilligung zu zeigen, und dem jungen Manne blieb nichts anderes übrig, als sich schleunigst auf Nimmerwiedersehen zu empfehlen, da kein Mensch mehr mit ihm sprach.

Wir verabschiedeten uns nach der ersten besuchten Matinee dankbar von Liszt, und er verfehlte nicht zu sagen: „Von jetzt an sind Sie eingeladen ein- für allemal, und wenn Sie Besuch haben, bringen Sie ihn mit."

Daß wir von seiner freundlichen Aufforderung regelmäßigen Gebrauch machten, versteht sich von selbst, und Liszt nannte uns oft seine „Stammgäste", während er sich „Hausfreund" nannte. Aber nicht nur waren

wir seine Gäste bei den Matineen, auch oft sind wir zu Tisch, zur „musikalischen Bowle", nachmittags und abends, seine Gäste gewesen. Liszts Haushalt wurde sehr junggesellenmäßig geführt, oft ließ er sich aus Gasthäusern speisen, oft lebte er nur von Konserven, oft kochte sein Diener für ihn oder seine Aufwärterin Pauline, eine ehemalige Kammerfrau der Fürstin Wittgenstein, die in Weimar sich verheiratet hatte. Abends gab es meist, wie Liszt scherzend sagte: „kalte Behandlung", das heißt kaltes Abendbrot.

Daß aber nicht jeder ihm willkommen war und man vorher bei ihm anfragen mußte, erfuhr ich aus einer der nächstfolgenden Matineen. Es war sehr voll, und eine bei ihm eingeführte junge Amerikanerin hatte ein anderes Fräulein, das vorher nicht bei ihm Besuch gemacht hatte, mitgebracht. Nun unterließ sie es auch noch, die Dame vorzustellen und um Erlaubnis zu bitten, der Matinee beiwohnen zu dürfen. Liszt aber ging durch den Saal und sagte: „Ich glaube, heute ist der ganze ‚Russische Hof' hier!" — das Hotel, in dem die Dame wohnte. Natürlich richteten sich aller Blicke auf die beiden Damen, die nichts Gescheiteres zu thun wußten, als sich französisch zu empfehlen.

Im Laufe der Zeit wurde ich mit Liszt sehr bekannt und vertraut. Es war ja offenes Geheimnis, daß es, wie Liszt selbst sagte, „zum guten Ton in Deutschland gehörte", wenn nur irgend möglich, Liszt spielen gehört zu haben, und das folgende Billet bezieht sich darauf. Man muß dabei bedenken, wie selten in den letzten Jahren Liszt spielte und daß er öffentlich gar nicht mehr auftrat und mancher wieder abziehen mußte, ohne ihn gehört zu haben. Er schrieb:

Verehrter Freund!

Vielleicht ist es Ihren Verwandten nicht ungelegen, ein paar Klavierpiecen von meinen zu alten Fingern vorgetragen zu hören. Ich versäumte gestern, Ihren neuen Bechstein-Flügel zu introduzieren. Machen Sie dies wieder gut und kommen Sie mit Ihrer lieben Frau und den Verwandten heute abend sieben Uhr.

Hofgärtnerei. Ergebenst
F. Liszt.

Solche Briefchen liefen häufig bei uns ein, und ich lasse noch einige folgen, um zu zeigen, wie freundschaftlich wir uns standen.

„Morgen, Dienstag, giebt es Quartett-Schmaus — Tschaikowsky und Beethoven — nebst Maitrank in der ‚Hofgärtnerei'. Hierzu lade ich Sie und Ihre liebe Frau freundschaftlich ein, und wenn Sie erlauben, gehen wir dann zusammen fünf Uhr Villa Rohlfs dinieren."

„Erlauben Sie mir, Ihnen heute abend Herrn Dr. Blum von Hyrth (aus dem Schwabenlande), früher sehr geschätzter Advokat in Offenburg, seit mehreren Jahren aber tüchtiger Komponist und Theoretiker der Musik, vorzustellen. Er verweilte ein paar Jahre in Rom, nicht wie Tannhäuser, denn er hatte die Ehre, Leo XIII. mehrmals aufzuwarten, und ist eingeladen, nach Rom zurückzukehren. A revoir dimanche, comme de bonne coutume."

„Einer meiner besten Freunde, Walter Bache, vortrefflicher Pianist und Musiker, auch charakterfester Engländer, verweilt ein paar Tage in Weimar. Erlauben Sie mir, ihn nächsten Sonntag halb zwei Uhr in Ihrem Hause einzuführen?"

„F. Liszt dankt bestens — erwartet Sie heute (musikalisch) sechs Uhr und kommt mit Vergnügen morgen (dinatorisch) zu Ihnen."

Wir hatten den Meister einst eingeladen, das marokkanische Nationalgericht „Kuskussu" bei uns zu essen. Er schickte dann noch seinen Diener, um das ungarische Nationalgericht „Gulasch" zu bereiten. Darauf bezieht sich folgendes Briefchen:

„Unser rendez-vous couscoussou bleibt für heute halb zwei Uhr. Der türkische Gast, Ahmed Kiamil Bey (cavaliere Consolo), beweint, nicht erscheinen zu können, und muß, auf ärztliche Verordnung, mehrere Tage sein Zimmer hüten. Den Wagen habe ich bestellt; Ihre liebenswürdige Frau wird mir erlauben, sie nach dem couscoussou zu dem café pianistique der verehrlichen Fräulein Stahr zu begleiten. Mein Montene-

griner, Signor Spiridione, wird sich bei Ihnen zwölf Uhr melden, als Oberinspektor der Königlichen internationalen Kochkunst."

Der Meister bekam in jedem Jahr von Bechstein einen neuen Flügel geliefert, und der Bringer mußte den alten dann wieder mitnehmen. Zugleich fügte Bechstein einige Kisten echter Havannacigarren bei, von denen aber Liszt nur die wenigsten zu rauchen bekam. Dafür schmeckten sie seinem Diener um so besser. Liszt rauchte ungern Havannacigarren. Dahingegen hatte er eine Vorliebe für alte Schweizer Cigarren, wie sie zum Schmuggeln nach Oberitalien eingeführt werden. Ein ganz unmenschlich starkes und abscheulich stinkendes Kraut! An einer solchen Cigarre pflegte er dann lange herumzukauen.

Es war Brauch geworden, daß wir jährlich einmal nach dem benachbarten Osmanstedt hinausfuhren. Das Gut gehörte bekanntlich Wieland, und hier liegt er auch begraben. Die Ilm, die das hübsche Gut durchrieselt, macht im Park eine lauschige Bucht, die fast eine Halbinsel umschließt, und hier liegt Wieland und neben ihm seine Gattin. Außerdem seine Freundin Sophie Brentano. Ein dreieckiger Obelisk bedeckt das gemeinschaftliche Grab. Das schöne Gut Osmanstedt gehörte damals einer Familie v. G. Herr v. G., ehemaliger englischer Offizier, hatte die Hofdame der verstorbenen Großherzogin geheiratet und sich demgemäß im Großherzogtum seßhaft gemacht. Liszt kannte die Dame des Hauses von ihrer Hoffräuleinzeit her, sie hatte eine hübsche Stimme, begleitete sich selbst zur Guitarre, und der Meister hörte gern von ihr kleine italienische Straßenlieder singen. Auch ihre Tochter, als wir die Familie kennen lernten, noch ein Kind, war musikalisch und mußte dem Meister jedesmal ein Stück vortragen, das sie sich im Laufe des Jahres mühselig einstudiert hatte. Liszt verkehrte seit Jahren dort und hatte uns ebenfalls eingeführt. Den Tag unseres Ausfluges dorthin pflegte Liszt festzusetzen, und ich zeigte dann unser Kommen in Osmanstedt telegraphisch an. So erhielt ich denn eines Tages folgende Zeilen von Liszt:

Verehrter Freund!

Wollen Sie so freundlich sein, Herrn v. G. unseren Besuch in Osmanstedt für nächsten Freitag anzusagen. Eine Repertoireänderung und anderes verhalten mich hier bis Freitag, wo Sie und Ihre verehrte Frau drei Uhr abholen wird, Villa Rohlfs, um nach Wielands Ruhestätte, Osmanstedt (Osman klingt etwas türkisch), zu fahren.

Freundschaftlich ergeben
F. Liszt.

So kam denn Liszt angefahren und schickte den inzwischen bei ihm eingetroffenen Hans von Bülow ins Haus, um uns zu holen. Verschiedene Schüler und Schülerinnen befanden sich noch in Liszts Begleitung, so daß ich gar nicht wußte, wie wir in den zwei Wagen unterkommen sollten. Der stets höfliche Meister wollte sich durchaus auf den Bock setzen und stand nur davon ab auf meine bestimmte Erklärung, dann hinter dem Wagen herlaufen zu wollen. Schließlich fanden wir auch alle Unterkunft, in jedem Wagen sechs Personen.

Es war ein wunderbarer Tag, und namentlich im Anfang, als wir durch das schöne Gehölz, Webicht genannt, nach Tiefurt fuhren, war die Fahrt äußerst anregend, Liszt in bester Laune. Bei dem reizend gelegenen Schloß Tiefurt vorbei kamen wir sodann nach einem an der Chaussee nach Osmanstedt gelegenen Wirtshaus, wo Liszt regelmäßig anzuhalten und auszusteigen pflegte. Hier wurde ein Glas Apfelwein getrunken, und Liszt ließ sich, ich weiß nicht zum wievieltenmal, Geschichten vom alten Wirt erzählen, der früher Kammerdiener bei Mendelsohn gewesen war. Ich habe sie wenigstens ein halbes Dutzend mal gehört und der Meister in seiner bekannten Güte wohl doppelt so oft.

Dann ging es weiter, und bald waren wir vor Schloß Osmanstedt, einem hübschen Bau aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Er bestand aus zwei großen, einander gegenüberliegenden Gebäuden, wovon das eine die Gutsherrschaft bewohnte, während das andere für den Pächter bestimmt war, denn das Ganze, mit Ausnahme des Parkes, der sehr umfangreich war, hatte Herr v. G. verpachtet.

Alles wurde programmmäßig ausgeführt, nur beim Eintritt ins Haus, wo der in Livree gesteckte Kutscher uns empfing, murmelte Liszt vor sich hin: „Oui, oui, il est en tenue.“ Ich hatte nämlich zum Meister auf der Fahrt geäußert, wir würden bei G. vom Kutscher in Livree empfangen werden, dessen er sich nicht mehr erinnerte. Man machte dann den üblichen Spaziergang zum Grabe Wielands, und hernach ging es zum Diner. Das Speisezimmer lag zu ebener Erde und öffnete sich durch eine große Glasthür auf den Garten. Nun machten die Wirte in liebenswürdigster Weise die Honneurs. Man bemühte sich natürlich stets, Liszts Lieblingsspeisen vorzusetzen, und so gab es auch dieses Mal wieder die übliche Ochsenzunge. Sie war aber leider zäh und hart, Liszt ließ sein Stück liegen und warf mir einen mißbilligenden Blick zu, als er mich zum zweitenmal davon nehmen sah. Bei der Nachhausefahrt, kaum hatte der Wagen sich in Bewegung gesetzt, sagte er sofort zu meiner Frau: „Ich wußte wohl, daß Ihr Gatte ein höflicher Mann ist; daß er aber seine Höflichkeit so weit treibt, zweimal von dieser infamen Ochsenzunge zu nehmen, hätte ich ihm nicht zugetraut.“

Hernach wurde Kaffee genommen und die übliche Musik vorgetragen. Nachdem Frau v. G. einige Lieder zur Guitarre gesungen, die Tochter ihr einstudiertes Stück vorgetragen, sagte der Meister: „Nun, lieber Bülow, spiel du uns etwas vor.“ Bülow setzte sich an den Flügel und begann eine Phantasie. Mitten in seinem Spiel ging Frau v. G. leise hinaus, um einige Anordnungen zu treffen. Bülow hörte sofort zu spielen auf, und gefragt, warum er nicht weiter spiele, sagte er: „Ich glaubte, es sei jemand in Ohnmacht gefallen,“ und nur auf Liszts freundliche Bitte spielte er weiter.

Man sagt, Liszt sei Jansenist gewesen, was er lächelnd halb zugab, halb verneinte. „Dann wäre ich ja Altkatholik,“ sagte er zu mir. „Es gab eine Zeit, wo er in Paris, es war in den vierziger Jahren, wieder aufleben sollte, da bin ich wohl einigemal in die Versammlungen gegangen, aber vom Anteilnehmen an einer Versammlung bis zur Mitgliedschaft ist noch ein weiter Schritt.“ Liszt war eifriger Katholik und bethätigte seine Gemeinschaft mit dem katholischen Glauben dadurch, daß er jeden Morgen zur frühen Stunde zur Messe ging. Hier ist ein eigentümlicher Zwiespalt in der Natur Liszts zu bemerken: er, der ein eifriger Leser und Abonnent der Revue scientifique war, der sich durch Lesen moderner Erscheinungen immer auf dem Laufenden hielt! So mußte ich ihm verschiedene neuere wissenschaftliche Bücher leihen: Darwins Descent of men, Wallaces „Natürliche Zuchtwahl“ ꝛc. Der Meister war eine durchaus moderne Natur, er suchte sich von allem selbst zu unterrichten.

Liszt wollte gern einen Freund von mir kennen lernen, der an der weimarischen Kunstschule Kunstgeschichte lehrte. Ich lud dann eines Tages den Professor ein, sonst aber niemanden, da Liszt den Wunsch geäußert hatte, ganz allein mit uns zu sein. Kurz vor der Essenszeit kam eine Droschke angefahren — ich wohnte damals noch an der Bahn, also etwa zwei Kilometer von der Hofgärtnerei entfernt —, und der Droschke entstieg Liszts Pauline. Schon fürchtete ich eine Absage des Meisters, er ließ aber nur den Besuch von Sr. Eminenz Kardinal Haynald aus Ungarn anmelden, der eben bei ihm eingetroffen sei, die Herren würden sofort erscheinen. Und so geschah es auch. Vor derartigen Überraschungen war man bei Liszt nie sicher, man mußte daher, wenn man ihn einlud, immer auf einige Personen mehr rechnen.

Die Herren kamen also, es wurde bald zu Tisch gegangen, und dies war eines der unterhaltendsten und interessantesten Diners, die ich je mitgemacht. Meine Frau hatte den Arm der Eminenz gegeben und saß zwischen ihr und dem Meister, während der Professor und ich uns gegenüber saßen. Der Kardinal war eine äußerst interessante und sympathische Persönlichkeit, ihn interessierte alles, und hauptsächlich war er in der Botanik vollkommen unterrichtet, außerdem war er auch ein leidenschaftlicher Musikliebhaber und Kenner. Liszt hingegen, der auch für alles Interesse hatte, achtete die Natur und deren Schönheiten fast gar nicht. Für ihn war Kunst alles und in der Kunst die Musik. Machte ich ihn bei einem Spaziergang oder auf einer Fahrt auf diese oder jene Schönheit in der Natur aufmerksam, so

pflegte er dies kaum zu beachten, es war, als ob es nicht vorhanden war.

Haynald blieb bis gegen acht Uhr, dann brachten wir ihn zur Bahn, und er fuhr fort mit dem Versprechen, im nächsten Jahre wiederzukommen. Ob er es gethan, weiß ich nicht, da ich meine Libysche Expedition vorhatte und im folgenden Jahre in Weimar nicht anwesend wäre.

Eines Tages hatte ich den Großherzog gebeten, mein Gast zu sein, und pünktlich, wie er zu sein pflegte, fuhr er um fünf Uhr vor. Alle anderen Gäste waren natürlich schon da, nur Liszt fehlte. Nach zehn Minuten gab ich meiner Frau ein Zeichen, und sie gab dem Großherzog den Arm, um ihn ins Speisezimmer zu führen, wobei sie zu ihm sagte: „Wir erwarteten eigentlich noch Liszt, er scheint aber nicht zu kommen.“ — „O, dann lassen Sie uns noch warten, gnädige Frau, Liszt kommt nicht immer pünktlich, aber das macht ja nichts.“ Nun mußte also gewartet werden, bis ich nach etwa einer halben Stunde Liszt ganz langsam den schmalen Feldweg zu unserem Hause heraufkommen sah. Zum näheren Verständnis führe ich hier an, daß ich damals an der der Bahn parallel laufenden Chaussee wohnte, zu der eine auf dieser senkrecht stehende Chaussee von der Stadt herführte und man diesen Weg durch einen schmalen Feldweg abkürzen konnte. Gewöhnlich benutzte der Meister, der das Gehen schon ziemlich scheute, diesen Richtsteig. Endlich war er da, entschuldigte sich aber keineswegs wegen seines Zuspätkommens, sondern that, als wenn nichts passiert sei. Er mußte Ärger erlebt haben, denn er war, was sehr selten vorkam, in denkbar schlechtester Laune. Man ging zu Tisch, und meine Frau saß neben dem Großherzog und einem ehrwürdigen alten Herrn, Präsident R., dem ich inzwischen den Platz zugewiesen, da ich auf Liszt nicht mehr gerechnet hatte, worüber der nun allerdings sehr ungehalten war. „Wer ist denn jener alte Herr?“ fragte er mich ziemlich laut, und als ich ihm meine Erklärungen gab, milderte das durchaus nicht seinen Zorn, im Gegenteil, seine Laune blieb ausnahmsweise mal schlecht.

Im Laufe der Unterhaltung äußerte der Großherzog seine Begeisterung über den Violinvirtuosen Sarasate, der zum erstenmal nach Weimar gekommen war und tags vorher bei Hofe gespielt hatte. „Sarasate ist gar kein großer Künstler, nur aufgepufft, aufgepufft,“ sagte Liszt. — „Aber, lieber Meister, erlauben Sie mir, er hat ganz ausgezeichnet gespielt und mir ausnehmend gefallen.“ — „Königliche Hoheit,“ erwiderte Liszt sehr laut, so daß wir es über den ganzen Tisch hören konnten, „verstehen gewiß sehr gut das Regieren, aber in musikalischen Dingen glaube ich mehr zu verstehen, und meiner Meinung nach ist er kein großer Künstler.“ — „Sie mögen ja im allgemeinen recht haben, lieber Meister, aber ich bleibe doch bei meiner Meinung.“ Dieser beinahe grobe Ausfall Liszts gegen den Großherzog hatte aber auf ihre freundschaftlichen Beziehungen nicht den geringsten Einfluß.

Mit dem Meister hatte ich bald nach diesem Diner eine sehr ernste Unterhaltung. Es war gerade jenes entsetzliche Unglück in Bremerhaven vorgefallen, bei dem Hunderte unschuldiger Menschen das Opfer eines Amerikaners geworden waren. Ich besuchte Liszt und fand ihn gerade mit Lesen des Berichtes beschäftigt. „Es ist zum Verzweifeln,“ sagte der Meister, „man sollte ganz an der Gerechtigkeit Gottes irre werden.“ — „Ja,“ erwiderte ich, „glauben Sie denn an einen persönlichen Gott?“ — Der Meister sah mich an und sagte dann: „Wenn Sie meinen, ich glaube an solch einen persönlichen Gott, wie ihn Raphael dargestellt hat, nein, an einen solchen kann ich nicht glauben, aber ich glaube an eine personifizierte oder, wenn Sie wollen, personenlose Gerechtigkeit, die alles hier auf Erden ausgleicht.“ — „Wenn Sie daran glauben, wer bringt denn jene unschuldigen Wesen — denn ich nehme an, daß die Mehrzahl der Verunglückten mit keiner großen Sünde behaftet war — wieder ins Leben zurück, und wer jene Tausende, die täglich getötet werden, die sich an Schlachttagen bis zu Hunderttausenden steigern; wer wird allen diesen gerecht?“ erwiderte ich. — Der Meister wurde böse und sagte dann bloß: „Das muß dem unerforschlichen Ratschluß Gottes anheim gegeben werden.“ — „Das ist eine wohlfeile Antwort, und dann glauben Sie doch an einen persönlichen Gott, denn Ihre Argumentation ist die eines protestantischen Theologen.“ — Liszt blieb



Franz Liszt.

Zu Rohlfs: Erinnerungen an Franz Liszt.

nachdenklich sitzen und sagte noch: „Ja, das ist ein ungeheures, nie zu ergründendes Geheimnis.“

Bald nach diesem Gespräch führte mich mein Weg wieder nach Afrika, und als ich 1880 zurückkam, holte meine Frau mich von Rom, wohin sie mir entgegengefahren war, ab. Wir trafen uns, am selben Tage ankommend, in der ewigen Stadt, wo wir beim Oheim meiner Frau, Alexander Schweinfurth, wohnten, der eine elegante Etage in einem der Torloniaschen Paläste gemietet hatte.

Ich erfuhr natürlich gleich, daß Liszt in Rom sei und in Tivoli in der Villa d'Este beim Kardinal Hohenlohe Wohnung genommen hatte. Wir gingen oder fuhren vielmehr am folgenden Tag, ohne uns vorher anzumelden, nach Tivoli und waren bald darauf in der herrlich gelegenen Villa d'Este.

Die Überraschung gelang vollkommen, Liszt glaubte mich noch in Afrika, und nun stand ich mit meiner Frau plötzlich vor ihm. Seine augenscheinliche Freude rührte uns tief. Es war gerade der Tag vor Weihnachten, und da er ganz allein war, verbrachten wir einen vergnügten und interessanten Tag bei ihm und speisten, am 24. Dezember, im Freien, auf der Terrasse sitzend. Nachher führte uns der Meister durch die ganze herrliche Villa.

Im Jahre 1886 waren meine Frau und ich wiederum Gäste in der Villa d'Este, dieses Mal aber nicht bei Liszt, sondern bei dem Kardinal Hohenlohe. Liszt hatte ihn damals von unserer Anwesenheit benachrichtigt, und der liebenswürdige, hohe geistliche Herr kam eigens nach Rom, uns zu besuchen und nach Tivoli einzuladen. Wir haben dort dann wieder einen äußerst interessanten Tag verlebt, und auch der Kardinal führte uns in der Villa und dem herrlichen Garten lange umher. Er lud uns freundlichst ein, da er in kurzer Zeit wieder nach Rom übersiedeln wollte, nach der Villa d'Este zu kommen und dort so lange zu bleiben, als es uns behagte. Wir eilten damals aber nach Hause und folgten der freundlichen Aufforderung deshalb nicht.

Als wir Liszt in Tivoli verließen, sagte er uns beim Abschied: „Ich hole Sie morgen zu einem Konzert ab, das auf der deutschen Botschaft stattfindet und wo Rubinstein auch sein wird.“ Wir baten ihn daraufhin, bei uns zu frühstücken, und er versprach zeitig zu kommen. Er traf denn auch richtig ein, und nach dem Frühstück fuhren wir nach dem Palazzo Caffarelli, wo wir den großen Saal vollgefüllt mit der Aristokratie und der Künstlerschaft Roms fanden. Liszts Eintritt machte Aufsehen, wir hatten uns etwas verspätet, und der Meister wurde schon ungeduldig erwartet. Der liebenswürdige Empfang seitens unseres deutschen Gesandten Baron Keudels und seiner Gemahlin, denen ich noch keinen Besuch abgestattet hatte, endlich die Bewillkommnung mit Rubinstein, erfreute uns sehr, und das Konzert, das zu wohltätigem Zwecke stattfand und teils von deutschen, teils von italienischen Künstlern ausgeführt wurde, war natürlich in Gegenwart zweier so großer Meister ein ausgesucht schönes.

Wir sollten auf Liszts Wunsch auch die Fürstin Wittgenstein in Rom kennen lernen, und dort führte uns der Meister durch ein vorhergehendes Schreiben ein. Als wir „die Fürstin“, wie Liszt sie schlechtweg nannte, besuchten, wurden wir aufs freundlichste empfangen. Sie wohnte, irre ich nicht, in der Straße Babuino, ungefähr drei oder vier Treppen hoch. Da saß sie im Centrum eines großen Salons, wie eine Spinne in ihrem Netze. Der Saal war mit Möbeln, unter denen sich auch ein großer Bechstein befand, so vollgepfropft, daß man sich zu ihr nur durchschlängeln konnte. Sie war durch ein jahrelanges Leiden ganz an ihren Lehnstuhl gefesselt, aber noch äußerst lebhaft und geistreich, so daß wir einen genußreichen Abend dort verlebten.

Nach uns erschienen noch andere Herren, vom auswärtigen Amt, von der österreichischen Botschaft, aber alle ohne ihre Damen. Meine Frau war außer der Fürstin und ihrer Gesellschafterin die einzige Dame in der Gesellschaft. Das läßt sich nicht leugnen, die Fürstin war eine der geistreichsten Frauen, die mir je vorgekommen. Beim Nachhausegehen sagte mir der Meister, sie sei in den letzten Jahren ganz dem Mysticismus verfallen, sie habe jetzt dicke Bände über die Natur der Engel geschrieben, irre ich nicht, sollen es dreißig Bände gewesen

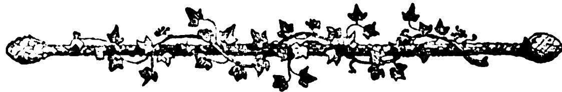
sein. „Da pfuscht sie ja Stanley ins Handwerk," erwiderte ich. — „So, ich wußte nicht, daß der auch über die Engel etwas veröffentlicht hat," sagte Liszt. — „Doch, in seinen Unterhaltungen mit Sultan Mtese hat er ihm die Natur der Engel zu erklären versucht." — „Dann weiß er mehr als ich," meinte Liszt.

Die letzten Lebensjahre des Meisters flossen ruhig dahin, er teilte sie gewöhnlich zwischen Ofen-Pest, Weimar und Rom. Im Monat April kam er meist nach Weimar und blieb dort bis zum Oktober. Mit ihm zogen dann immer vierzig bis fünfzig Schüler und Schülerinnen in Weimar ein. In den letzten Jahren spielte er, wenn er ausging, fast immer Whist. Whist wurde von ihm morgens und abends gespielt, und dabei mußte stets eine Flasche Cognak und Sodawasser bei ihm stehen. Auch die Matineen, die früher so besucht und anregend waren, wurden selten und hörten schließlich ganz auf, da sich viele unberufene und nicht eingeführte Gäste hineingedrängt hatten. Liszt lud jetzt nur noch persönlich oder durch besondere Billets ein.

Bei einer solchen zuletzt gegebenen Matinee waren wir wie immer zugegen. Es hatten schon verschiedene seiner Schüler gespielt, da stand Liszt auf, setzte sich an den Flügel und spielte zu unserer aller Freude und Erstaunen eine Beethovensche Sonate, aber so wunderbar schön und so durchgeistigt, wie man sie wohl nie wieder hören wird. Wir alle waren tief ergriffen; der Großherzog aber, der auch zugegen war, erhob sich, nachdem Liszt geendet, und sagte mit Thränen im Auge: „So, lieber Meister, nun ist's genug, wir wollen uns diese Musik nicht entweihen lassen durch andere nachfolgende, diese wollen wir mit nach Hause nehmen." Wir waren alle sehr bewegt und gingen stillschweigend fort. Es war gewissermaßen der Schwanengesang des Meisters gewesen.

Einige Tage später, als ich meine Morgenpromenade machte, sah ich vor dem Hause Liszts einen Wagen halten, und bald darauf kam er, gestützt von seinem Diener, auf die Straße. Einer seiner Schüler, der ihn in den letzten Jahren stets begleitete, folgte. „Wo hinaus, lieber Meister?" rief ich. — Er erwiderte: „Ich fahre nach Luxemburg, und wenn Sie mich zur Bahn begleiten wollen, so steigen Sie mit mir ein." Ich stieg in seinen Wagen, und er sagte mir, er fühle wieder das Bedürfnis zu reisen, er habe verschiedene Einladungen erhalten und wolle denen folgen. Von Luxemburg wolle er zu seiner Tochter nach Bayreuth und dann nach Pest.

Am Bahnhof fanden wir schon die ganze Liszt-Gemeinde versammelt, die gekommen war, um dem Meister Lebewohl zu sagen. Das war ein langes Abschiednehmen, die hübschesten und jüngsten Mitglieder bekamen einen Kuß, die älteren einen Händedruck, für jeden hatte Liszt ein freundliches Wort. Er winkte noch aus dem Wagenfenster und rief: „Au revoir à bientôt à Weimar." Er sollte nicht wiederkommen. Wir lasen von seinem Triumphzug nach Luxemburg, daß er in Bayreuth angekommen sei, und von seinem Kranksein dort. Seinen Tod erfuhren wir in Heidelberg, wo wir zur Feier des fünfhundertjährigen Jubiläums uns gerade aufhielten. Sein alter Freund, Dr. Gille aus Jena, der auch dort war, teilte ihn uns mit. Er war ein edler und großer Mensch und ein noch heute unerreichter Künstler.





Die Wunderwelt der Radiolarien.

Ein Blick in die Tiefsee.

Von

Wilhelm Bölsche.

I. (Nachdruck ist untersagt.)

Wir alle kennen das alte liebe Märchenbild vom „Schatz in der Tiefe“. Durch einen Zauberspruch gelöst, öffnet sich der Berg, und im roten Licht eines Geisterflämmchens glühen unendliche Reichtümer auf. Oder dem Sonntagskinde in der Maiennacht klärt sich der tiefe Strom zu durchsichtigem Krystall, und im Blau da unten schimmert es von versunkenem Golde. Das schlaue „Venediger Männlein“ aber bringt gleich einen Zauberspiegel mit, in dem sich jede verborgene Kostbarkeit klar abspiegeln muß, und läge sie noch so tief. Alte Schnurren — die Zeiten haben sich verwandelt, wunderbarer, als das Volksmärchen träumt. Der Naturforscher ist das wahre Venediger Männlein geworden, das durch Bergwände schaut und in Wassergründen liest.

Neben mir, wie ich das schreibe, steht einer seiner stärksten Zauberspiegel: das Mikroskop. Ich werfe einen Blick hinein. Und auch mir ist, ich schaue in einen Nibelungenhort. Da liegt es unendlich gehäuft, ganz so, wie man sich einen verwunschenen Schatz der Zwergentiefe malt. Im halben Schein des etwas abgeblendeten Lichtes köstlichste Geschmeidearbeit aus gediegenem Silber. Blanke Schilde mit Stacheln am Rande. Alte wunderliche Helme mit Pickelhaubenspitze und langen Ohrklappen. Kugeln und Becher, Schüsseln und silberne Flaschen, strahlende Teller mit kunstvoller Verzierung wie aus dem berühmten Silberschatz von Hildesheim. Medaillons und Körbchen in zierlichstem Filigran. Vogelbauer und Kinderspielzeug, Rasseln und kleine Windmühlen, aber alles durch äußerste Kunst zum Wertstück erhöht. Die Kronen verschollener Könige, doch auch silberne Dornenkronen wie ein mahnendes Gegenstück aller Erdenmacht. Große, prunkende Ordenssterne mit den schönsten Kreuzen darauf. Scepter und Schwerter, Hellebarden und Streitäxte, lateinische und russische Kreuze an langem Schaft. Einiges ist zerbrochen, wie es uralten Schätzen der Sagenzeit geziemt. Aber noch jedes Trümmerstück, jeder Fetzen eines Kettenpanzers, jeder abgebrochene Dolchgriff ein Kunstwerk, wie es keinem Waffenschmiede der Epigonenzeit mehr glückt ...

Wo liegt dieser Schatz? Ich ziehe ein kleines Glasplättchen unter dem Mikroskop hervor. Zwischen zwei Gläsern dieses Plättchens erscheint dem freien Auge etwas wie eine schwache Trübung. Eine Anzahl winzigster Pünktchen, etwa als sei eine leichte Prise Schnupftabak hier eingeklemmt. Ein kleiner Zettel an der Seite des Plättchens giebt dazu lakonisch dunklen Bericht. „Radiol. Ooze. Chall. Stat. 271. C. Pacif. 2425 Fd.“ Ooze (englisch) heißt Schlamm. Radiolarian-Ooze ist Schlamm, der fast ganz aus den Kieselschalen gewisser Geschöpfe besteht, die der Naturforscher als R a d i o l a r i e n bezeichnet. Die vorliegende Probe solchen Schlammes ist von den Gelehrten des englischen Schiffes „Challenger“ (zu deutsch „Der Herausforderer“) auf der zwei-

hunderteinundsiebzigsten Station ihrer wissenschaftlichen Expedition um die Erde gesammelt worden. Und zwar geschah es im Central-Pacific, also im Herzen des Stillen Oceans. Es handelt sich um eine Schlammprobe vom Grunde des Oceans. 2425 Faden maß die Tiefe dieses Oceans an jener Stelle. Ein „Faden“ mag rund zu etwa zwei Metern gerechnet werden. Das giebt eine Wassersäule von nahezu 4850 Metern. Der Montblanc ist nur 4810 Meter hoch. Man könnte ihn an jener Stelle in den Stillen Ocean versenken, und das größte Schiff dürfte noch über seinen Gipfel wegfahren, ohne an eine Klippe zu stoßen.

Aus solcher ungeheuerlichen Tiefe ist die kleine Probe „Schnupftabak“ heraufgeholt. In Kanada-Balsam zwischen zwei Glasstückchen konserviert, hat sie eben unter meinem Mikroskop gelegen. Sie war der „Schatz“, der bei langsamer Bewegung des Glasplättchens in silberner Schöne an meinem staunenden Auge vorüberzog. Jedes der Schatzstücke, das ich sah, war in Wahrheit nur die Vergrößerung eines Pünktchens, dem bloßen Auge einzeln kaum oder gar nicht mehr wahrnehmbar. Und jedes dieser Pünktchen ist jetzt die einzelne Schale eines einzelnen Lebewesens — eine Schale, in der einmal ein lebendiges Wesen gehaust hat, eine Schale, die dieses lebendige Wesen selbstthätig sich gebildet hatte, wie ein kleines Menschenkind sich Zähne bildet oder ein Schmetterling sich seine bunten Flügel baut. Jede Art dieser Geschöpfchen baut sich auch nach besonderer Art ihr Schälchen, in dem sie wohnt, ihr Skelett gewissermaßen, das ihren sonst weichen Körper stützt. Eine ganze Fülle solcher Arten aber barg die eine winzige Schlammprobe. Sie sind nicht wirklich von Silber, diese Schalen. Aus Kieselsäure sind sie zumeist aufgezimmert, demselben Stoffe, der den schönen Bergkrystall baut. Wunderbar aber vor allem: diese Kieselschalen treten uns entgegen als Gebilde, allen Ernstes sehr vergleichbar den herrlichsten Proben menschlichen Kunsthandwerks. Sie zeigen sich wirklich zu Kronen und Sternen, Helmen und Bechern aufs vollkommenste geformt. Ästhetisches Wohlgefallen wird in kühnster Form in uns geweckt. Und das alles in einer Welt verschwindender Kleinheit, heraufgeholt aus Meerestiefen, in denen ein Montblanc versinkt, von uns getrennt nicht bloß durch die Ferne des Tropenoceans, sondern auch dort noch durch eine halbe Meile Wasser, in der das letzte Stäubchen Sonnenlicht längst erloschen ist, ehe die ganz große, ganz schaurige Tiefe sich aufthut ...

Der Blick schweift vom Mikroskop fort über eine lange Kette seltsamer Zusammenhänge, die dieses Bild, diesen Gedanken ermöglicht haben. Über ein Stück Kosmos und ein Stück menschlicher Geistesthat.

Tiefseeforschung! Was man vor hundert Jahren noch unter diesem Worte sich gedacht hätte! Man hat wohl gesagt, der Ocean sei die Wiege der menschlichen Kultur. Es ist vielleicht wahrer, daß er der Prüfstein der Kultur ist, der Prüfstein einer Kultur, die zugleich Erderoberung war. Der Kulturmensch hatte den Urwald, die Wüste, das Hochgebirge überwunden, als er vor der endlosen Fläche des Oceans noch immer mit dem Grauen wie vor einem unergründbaren Ungeheuer stand. Und als er dann endlich, im Zeitalter der großen Entdeckungen, nun doch wagte, den gewölbten Rücken dieses Ungetüms zu überklettern, da blieb ihm das eigentliche Grauen noch lange treu. Auf Holzplanken steuerte er sich hinüber. Aber da drunter war's fürchterlich, Kraken und Seeschlangen. Und ein unmeßbarer schwarzer Schlund, der immer bereit war, Schiffe zu fressen, aber sonst auf nichts Antwort gab. Tief, entsetzlich tief ging das hinab. Wie tief, darüber hatte man allerdings keinerlei Erfahrungen, sondern nur alte Mythen.

Aus dem Altertum überkommen war eine Art philosophischer Messung, offenbar im einsamen Grüblerstübchen zuerst ausgeheckt. Alles in der Welt folgt strengen Gesetzen der Symmetrie. Tiefe und Höhe stehen in einem geheimen Wechselverhältnis. Also wird die höchste Bergerhebung der äußersten Meerestiefe auf Erden entsprechen. So schloß man. Wie hoch die obersten Bergspitzen wirklich waren, wußte man damals freilich auch noch nicht. Immerhin riet man auf ein paar tausend Meter nach oben und unten. An thatsächliche Messungen in die großen Oceantiefen konnten aber selbst Kolumbus, Vasco

da Gama und Magalhaes noch nicht denken. Die kurzen Lotleinen von höchstens vierhundert Metern Länge, die an den Küsten genügten, verloren im freien Ocean jeden Wert. Vergebens lotete Magalhaes auf seiner Weltumsegelung damit, er fand keinen Grund. Und da, wo selbst jene philosophische Deduktion nicht hingedrungen war, zweifelte man noch in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts ernstlich daran, ob das Weltmeer überhaupt allerorten einen Grund habe. Varenius mußte noch 1671 diesen Glauben ausdrücklich widerlegen. Hundert Jahre später befuhr der große Cook den Stillen Ocean und das südliche Eismeer, ausgerüstet mit aller Wissenschaft seiner Zeit. Diesmal ging das Lot auf fünfhundert Meter hinab, ohne den Boden zu treffen. Fast um dieselbe Zeit, Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, ließ Phipps bei Spitzbergen gar dreizehnhundert Meter Leine laufen, noch immer ohne Erfolg. Endlich, 1818, glaubte sich John Roß darin in der Baffinsbai einer großen Lösung nah: sein Lotapparat stieß bei fast zweitausend Metern auf und brachte sogar mit Hilfe einer kunstvoll ersonnenen Kneifzange eine Probe eisigen Grundschlammes ans Licht. Um diese Zeit wußte man aber bereits sehr gut, daß zweitausend Meter noch nichts bedeuteten gegen die wirkliche Höhe der stolzesten Bergriesen auf der Erde. Sollte also der antike Glaube recht haben, so mußte Roß' Zweitausendmeterstelle immer noch eine verhältnismäßig seichte Stelle sein, und von anderen Punkten ließ sich weit mehr erwarten, nachdem überhaupt so lange Lotleinen einmal erfunden waren.

Einstweilen sollte es aber gerade mit diesen Leinen noch eine böse Sache werden. Im Juli 1843 meinte der jüngere Roß auf seiner wundervollen Südpolarfahrt eine Tiefe von über achttausend Metern festgestellt zu haben, ohne noch dabei Grund gefunden zu haben. In dieser Zeit war durch die Engländer schon die Höhe des Dhawalagiri im Himalaya auf mehr als achttausend Meter bestimmt, die alte Forderung schien also ungefähr erfüllt. Als aber in den fünfziger Jahren gar Angaben über Tiefenmessungen



Cortina cervina; dreihundertfache Vergrößerung.*

bis zu vierzehn- und fünfzehntausend Metern Seetiefe folgten, begann die Kritik stutzig zu werden. Man verwertete allerdings jetzt die nötige Schnurlänge zu kolossalsten Messungen, und jeder Beobachter modelte an der Art dieser Schnur und ihrer Lote herum. Aber es stellte sich gleichwohl heraus, daß man die Ablenkung der Leine durch Strömungen und andere wichtige Störungen nicht beseitigt, ja nicht einmal in Betracht gezogen hatte. Und so wurden gerade diese neueren Ziffern, mit Einschluß selbst der von Roß aus dem Südmeer, nachträglich alle

* Diese und sämtliche übrige Figuren geben Proben von dem äußerst zierlichen Bau der harten Kieselschalen der Radiolarien. Die Mehrzahl der Bilder ist dem zweiten und vierten Bande von Ernst Haeckels „Monographie der Radiolarien" (Berlin, Georg Reimer) entnommen, nur die auf S. 684 u. 685 befindlichen aus Haeckels „Kunstformen der Natur" (Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig).

wieder illusorisch. Die ganze Arbeit stand abermals beim Anfang.

Diesmal griffen aber die Amerikaner alsbald mit höchster Energie ein. Für sie trat mit den fünfziger Jahren die Tiefseefrage aus dem Nebel allgemein philosophischer Betrachtung oder auch dem engeren Zweck rein geographischen Fachstudiums heraus in das grelle Licht einer äußerst dringlichen praktischen Forderung. Die Idee eines unterseeischen Telegraphenkabels zwischen Europa und Amerika tauchte auf. Die endliche Erfüllung dieser grandiosen Idee bedeutet technisch den Moment, da der Kulturmensch sein altes Grauen vor dem „Ungeheuer Meer" endgültig abgeschüttelt und den Ocean bis in seinen Abgrund hinab dauernd für sich erobert hat. Für die Tiefseefrage im alten Sinne aber bedeutete sie zugleich die Epoche der Lösung. Maury von der Marine-Sternwarte zu Washington revidierte jetzt die ganze Theorie und Praxis des Problems, und die Kabelarbeiten selbst führten allmählich zur genauesten Kartenaufnahme zunächst des Atlantischen Seebodens zwischen Irland und Nordamerika, in der auch exakte Tiefenmaße ihre Stelle fanden. Zum erstenmal bekam man in Maurys Zusammenfassung nicht bloß einige vage Ziffern, die der Phantasie aufhalfen, sondern es erschien das regelrechte Bild eines ganzen Oceanbodens, wie er sich in Ebene, Thal und Gebirge darstellen müßte, wenn das deckende Wasser fortgedacht wird. Maury selbst und mit viel mehr Glück noch Brooke und Baillie verbesserten auch das Tiefenlot selbst, das schließlich doch zum annähernd fehlerfreien Registrierapparat umgeschaffen werden sollte und zugleich das Heraufziehen von Grundproben auch aus den gigantischsten Tiefen ermöglichte. So ließ Brooke das Lotseil in einer Eisenstange enden, die unten ein paar vorstehende, beim Druck leicht in die Stange selbst hineinzustoßende hohle Federspulen trug. Um diese Stange war eine durchbohrte schwere Kanonenkugel so befestigt, daß sie Stange und Lotseil zunächst durch ihr Gewicht bis auf den Grund mitriß, im Moment des Aufschlagens aber sich automatisch löste. Die befreite Stange und Leine konnten dann leicht wieder aufs Schiff hinaufgezogen werden, und in den Federspulen, die der Stoß unten zuerst in den Schlamm hinein- und dann in die schützende Stange zurückgetrieben hatte, kamen zugleich Proben des Tiefseeschlammes selber mit herauf. Diese Methode wurde von Baillie dann noch wesentlich verfeinert. Jedenfalls gingen die Sachen im Sinne des alten Problems jetzt mit Riesenschritten vorwärts. Und nachdem man inzwischen den Gaurisankar im Himalaya-Gebirge als wohl endgültig größte Bergerhebung der Erde mit rund 8800 Metern festgestellt, fanden sich in den folgenden Jahrzehnten jetzt wenigstens einige Seetiefen im Atlantischen und Pacifischen Ocean hinzu, die diesem Gaurisankar nun doch ungefähr entsprachen, auch bei Anwendung der schärfsten Lotapparate. Wie die Dinge heute liegen, scheint es allen Ernstes, daß jene Maße unseres Planeten sich ziemlich die Stange halten: wenig über eine deutsche Meile vom Meeresspiegel an aufwärts in das Luftreich hinein und wenig über eine Meile abwärts in die Wassernacht. Vielleicht ist es nur zufällig so. Vielleicht aber auch hat es wirklich sein Gesetz.

Wie es aber so oft in der Geschichte menschlicher Forschung gegangen ist: in dem Moment, da das antike Problem der „reinen Tiefe" erledigt war oder wenigstens dicht vor seiner Erledigung stand, erschien es in gewissem Sinne schon gar nicht mehr als so ausschließlich interessant. Ein ganz anderes „Tiefseeproblem" rückte nicht technisch, aber allgemein wissenschaftlich in den Vordergrund. Gut, die Lotleine mochte so und so viel tausend Meter abrollen. Die wichtigere Frage aber stellte sich sofort dahinter: Wie sieht es, wenn es denn so schaurige Abgründe da unten giebt, in diesen Abgründen aus? Vor allem: giebt es Leben da unten? Von der Länge der Lotleine schweifte der Blick des Forschers hinweg zu jenen Schlammproben, die der Apparat heraufbrachte. Und abermals war es eine reiche Kette der Meinungen, Behauptungen, Irrtümer, die vor diesem neuen Problem aus den Tiefen menschlichen Denkens sich mit heraufzog.

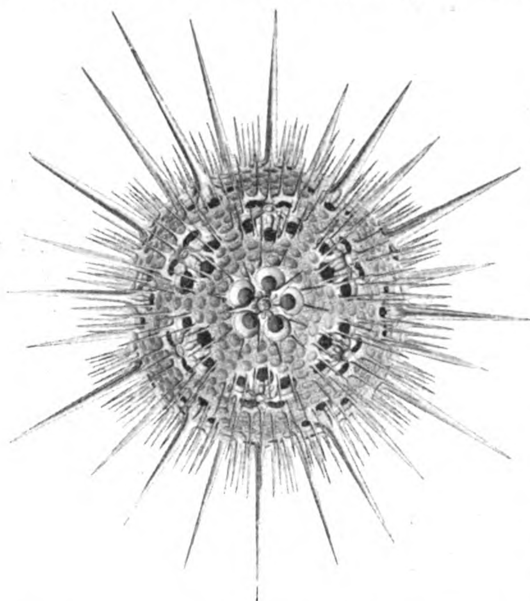
Vom „unfruchtbaren Meere" singt der jonische Grieche der Homerischen Zeit — in Liedern, die das Meer doch schon so gewaltig schildern. Es klang etwas davon fort bis tief in unser Jahrhundert hinein in dem

festen Glauben, daß der Ocean, wenn auch auf seiner Fläche nicht wirklich lebensarm, so doch abwärts in die Tiefe hinunter ein einziges ungeheures Grab ohne jedes Stäubchen fortdauernden Lebens sei. Im Grunde: was wußte man bis an unser neunzehntes Jahrhundert heran selbst vom Leben der Meeresfläche? Ein paar große Merkwürdigkeiten. Daß Fische darin wimmelten, die gelegentlich wie die Heringe wahre Inseln bildeten, niemand wußte woher, und ein andermal wieder geheimnisvoll fehlten. Daß der Walfisch sich heraufhob wie eine Berglast dem Menschen nützlicher Artikel, die man sich allerdings nicht entgehen lassen durfte; man nahm das so gründlich, daß dieser Riese der Salzflut beinahe ausgerottet war, ehe man sonst vom Leben im Ocean etwas Rechtes kannte. Der Hering wie das fälschlich „Walfisch" getaufte Seesäugetier waren beide noch Vertreter der Wirbeltiere. Das ist einer der großen Tierstämme, die wir heute unterscheiden. Das Meer beherbergt aber zahllose Tierformen aus mindestens acht Stämmen — außer Wirbeltieren noch Manteltiere (Ascidien, Salpen), Mollusken (Schnecken, Muscheln, Tintenfische), Stachelhäuter (Seeigel, Seesterne, Seegurken), Gliederfüßer (Krebse), Würmer, Cölenteraten (Schwämme, Polypen, Medusen) und endlich Angehörige des Mischstammes der sogenannten Protozoen oder Urtiere. Und von diesen acht Stämmen kommen zwei, die Manteltiere und die Stachelhäuter, ganz, einer, die Cölenteraten, fast ausschließlich im Meere vor. Wie wenig die ältere Tierkunde damit noch rechnete, zeigt am besten die Systematik bis auf die Mitte unseres Jahrhunderts. Linné warf alles unterhalb der Wirbeltiere und Gliederfüßer in einen Topf als „Würmer". Cuvier löste wenigstens die Mollusken noch als besondere Hauptgruppe heraus, ließ aber den ganzen Riesenrest (mit Ausnahme eines Teiles der echten Würmer) immer noch unter einer haltlosen Rubrik „Radiärtiere", deren mangelhafte Definition nur zu gut bewies, wie schwach bis in die dreißiger Jahre hinein die allgemeine Kenntnis gerade der tieferen, wesentlich meerbewohnenden Gruppen geblieben war.

Das änderte sich erst in den Tagen der rastlosen Thätigkeit unseres großen deutschen Physiologen Johannes Müller. Auch der alte Freund dieser Blätter, Karl Vogt, hat nicht wenig zu dem Umschwung beigetragen. Auf einmal begriff der Tierkundige, daß das Meer für ihn alles eher als eine Wüste oder besten Falles ein gelegentliches Raritätenkabinett sein dürfe. Eines seiner wichtigsten ständigen Beobachtungsgebiete mußte es werden, das er wie ein kluger Feldherr mit seinen besten Truppen und einem Netz sicherer Küstenstationen zu umgeben hatte. Johannes Müller zog mit seinen Schülern, so oft es irgend anging, an die See und richtete sich mit „fliegendem Laboratorium" bald an der Nordsee, bald am Mittelmeer ein, so gut es eben ging. Es war, als sinke eine Schranke, die bisher die ganze zoologische Forschung gelähmt, als jetzt zum erstenmal Naturforscheraugen auch die kleinere und kleinste Tierwelt des Salzwassers am lebendigen Stück beobachten konnten. Die Epoche war ohnehin gerade angebrochen, wo man das Mikroskop — verbessert, wie die Technik es jetzt bot — als das entscheidende Geschütz des Tierforschers endgültig anerkannt hatte. Die Zellenlehre, von Schwann für das Tierreich begründet, bot einen ganz neuen Anhalt zu einer früher nie gewagten einheitlichen Auffassung des tierischen Organismus in seinem mikroskopischen Innengefüge. Und das Studium der Jugendformen und Keimformen der Einzelindividuen, durch Karl Ernst von Bär entscheidend angeregt, verhieß noch einen besonderen Gewinn, dem wieder gerade eine Menge von Seetieren (zum Beispiel die ausschließlich marinen Stachelhäuter) aufs glücklichste entgegenkamen.

Indessen auch diese ganze Epoche, wie sie die Namen von Müller, Schwann, Bär bezeichnen, ging zunächst nur an das Strandgebiet und die Oberfläche des Meeres heran. Müller fischte die Meeresfläche nach kleinem und winzigstem Getier mit einem feinen Gazenetz ab wie mit einem Schmetterlingsnetz. Das war für den Augenblick ein gewaltiger Fortschritt, der das Material zu einer ganzen Bibliothek köstlichster Forschung, ja in gewissem Sinne zu einer ganz neuen Zoologie geliefert hat. Aber die Tiefe des Oceans kam dabei noch gar nicht in Betracht. Und die Frage konnte einstweilen noch lange eine offene bleiben, ob diese Tiefe

überhaupt auch für diesen meerbeflissenen Zoologen irgend welches Interesse biete. Allerdings gingen schon in Müllers Zeiten ein paar Versuche weiter. Der alte John Roß hatte ja bereits 1818 bei seiner erwähnten kühnen Tiefensondierung von — behaupteterweise — fast zweitausend Metern in der Baffinsbai einen Seestern heraufgezogen. Kam er wirklich aus solcher Abgrundstiefe? Dann verhieß das ja ein unabsehbares Arbeitsfeld. Die ganze Wassersäule von zweitausend Metern an bis zur Fläche, ja am Ende von jenen Dhawalaghiri-

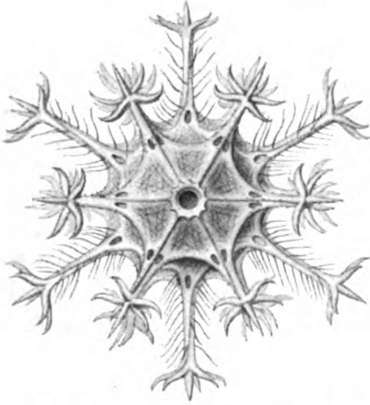


Haeckeliana porcellana. Diese Schale hat einen wirklichen Durchmesser von nur 0,4 mm.

Tiefen und Gaurisankar-Tiefen an bis oben hinauf belebt allenthalben von dem unerschöpflich wimmelnden Groß- und vor allem Kleingetier, wie es die oberste Schicht dem Mullnetz bot ... ein grandioses Bild, gegen das alle tierische Lebensfülle des Landes zurücktrat! Einige Züge mit dem Schleppnetz der Austernfischer wenigstens in gewissen Tiefen, die besonders Sars in Christiania unternahm — der treffliche Pastor und spätere Zoologieprofessor, dessen Tochter die heute so bekannte Frau von Fridtjof Nansen ist — schienen das in den vierziger Jahren nur zu bestätigen. Aber rund um dieselbe Zeit erhob sich gegen alle Phantasien der Art die gewichtige Stimme eines Mannes, von dem die Mitlebenden allerdings meinten, daß er als Autorität reden dürfe. Forbes (der Zoologe, nicht der gleichnamige und gleichzeitige Geologe und Gletscherforscher) hatte sich sehr eingehend und unanfechtbar kritisch mit der Bevölkerung der englischen Meere und ganz besonders auch des Mittelmeeres beschäftigt. Er kam im wesentlichen zu dem Ergebnis, daß von einem eigentlichen Tiefseeleben schlechterdings keine Rede sei. Tiefer als rund sechshundert Meter sollte überhaupt kein Leben mehr vorkommen. Schon eine ganze Strecke früher erloschen die Pflanzen. Bei sechshundert aber auch die Tiere. Es wurden Gründe vorgebracht, warum es so sein müsse. Die alte Geschichte: „Der Philosoph, der tritt herein Und beweist euch, es müßt' so sein." Forbes war ein zu guter Beobachter, als daß man ihm nicht auch da hätte folgen sollen, wo er bloß deduktiv schloß. Man übersah aber, daß seine Verallgemeinerung, die aller Tiefsee das Leben absprach, thatsächlich eine solche war und sich bloß auf die eine strenge Thatsache stützte, daß er im Mittelmeer (also keineswegs einem offenen großen Ocean) eine Abnahme des Lebens nach unten im Sinne jener Ziffern stellenweise konstatiert hatte. Eine ganze Weile galt Forbes' Behauptung als Glaubenssatz. Dem Zoologen gehörte bloß ein winziger Bruchteil des obersten Meeres. Der Rest war Öde. Öde, deren Finsternis schon sehr bald das pflanzliche Leben, deren enormer Wasserdruck aber verhältnismäßig früh auch schon das tierische Leben erstickte.

Bloß, wie gewöhnlich: einige Skeptiker blieben nun doch. Und ihre Hoffnung richtete sich eben auf jene so rasch aufblühende Tiefseeforschung im Gefolge der Terrainstudien zur Legung des transatlantischen Kabels. Nicht lange und die Ergebnisse sollten hier wirklich so merkwürdig werden, daß sie allein jene kostspieligen Studien gerechtfertigt hätten, auch wenn das große technische Experiment unterseeischer Telegraphenleitung an sich mißlungen wäre. Zuerst kam bei den Arbeiten der Engländer und Amerikaner mit dem Brookeschen Sondierungs-

apparat Schlamm vom Thalboden des Atlantischen Oceans herauf, der zahllose Kalkschälchen von Urtieren enthielt. Das konnten aber immerhin, wenn man skeptisch sein

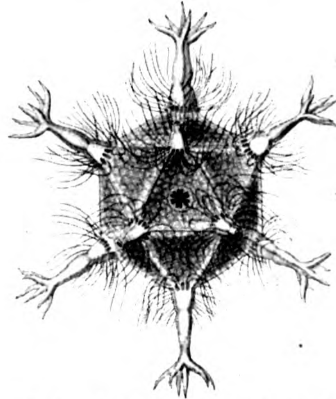


Circostephanus coronarius, so gelegt, daß in der Mitte die größere, von acht bis zwölf Zähnen umgebene Mündung der Schale sichtbar wird. Der wahre Durchmesser der ganzen Schale beträgt nur 0,5 mm.

wollte, noch die abgesunkenen toten Schalen von Geschöpfen sein, die lebend sämtlich sich ganz oben herumtrieben. Es mußten bessere Beweise heran. Doch auch die kamen alsbald. Man holte Tiere herauf, die nicht bloß allem Anschein nach aus gewaltigen Tiefen — weit über Forbes' Maß hinaus — stammten, sondern denen auch an der Stirn geschrieben stand, daß sie an Tiefenverhältnisse angepaßt waren.

Man muß sich erinnern, was dieses Wörtchen „Anpassung" seit der Wende zu den sechziger Jahren bedeutete. Es war keine leere Phrase mehr. Darwin hatte seine große Lehre aufgestellt. Alles Lebendige der Erde, Tier wie Pflanze, erschien als der Spielball entscheidender Anpassungsgesetze. Das weiße, dick bepelzte Polartier zeigte sich den Eisverhältnissen des Poles angepaßt, das gelbe Wüstentier der heißen Sandöde, der grüne Laubfrosch dem Blätterwerk, auf dem er saß. Im Lichte dieser Lehre dünkte es wie etwas Selbstverständliches, daß das Tiefseetier, wenn es überhaupt existierte, den seltsamen Umständen der Tiefsee angepaßt sein müsse. Forbes hatte allerdings gerade an der „Möglichkeit" solcher Anpassung bis hier herab gezweifelt. Sollte es wirklich denkbar sein, daß organische Wesen, diese zartesten, gebrechlichsten Gebilde unseres Planeten, sich noch an Wasserverhältnisse angepaßt haben könnten, wo schon bei vierhundert Metern finstere Nacht herrschte, bei achtzehnhundert Metern aber schon ein Wasserdruck von zweihundert Atmosphären auf jedem Bewohner lastete und wahrscheinlich auch die Temperatur schließlich bis nahe an Null Grad herunterging?

Immerhin hatte die Anpassung ja sonst im Tierreich Fabelhaftes geleistet. Auch die Schlünde der Adelsberger Grotte und der Mammuthöhle Nordamerikas sind völlig finster. Und doch hausen hier farblose, blinde Molche, dort blinde Fische in den stygisch schwarzen Gewässern. Die Blindheit scheint dabei gleichsam zu den Anpassungen selber zu gehören: das Auge ist eingegangen, weil es nicht mehr gebraucht wurde. Da war es denn gewiß interessant, daß aus den oceanischen Abgründen jetzt allen Ernstes Tiere heraufkamen, die verwandte Anpassungen aufwiesen. Zunächst gerade auch blinde Tiere. Blinde Fische, blinde Krebse. Das mußten echte Bewohner der dunklen, also tiefen Teile der See sein, die ihr Augenlicht aus Anpassungsgründen aufgegeben hatten, gleich jenem Adelsberger Molch. Dann fanden sich aber auch Tiere, die umgekehrt sehr große Augen hatten. Das schien verdächtig. Indessen die Lösung folgte auf dem Fuße.



Circogonia icosahedra. Diese Schale hat einen wirklichen Durchmesser von nur 0,7 mm.

Eine dritte Gruppe der Ankömmlinge aus der oceanischen Nacht zeigte äußerst kräftige Leuchtorgane. Auch diese Anpassung hat der Sache nach nichts Ungewöhnliches. Wie

allbekannt, leuchten eine ganze Masse auch von Landtieren im Dunklen. Bei unseren „Glühwürmchen“, kleinen Käfern, locken sich die liebenden Gatten mit dem grünen Sternchen, das von gewissen Stellen ihres Leibes ausstrahlt. Der Cucujo-Käfer Brasiliens glänzt gar so hell, daß man wie beim Schein einer Laterne daneben lesen kann. Und an der Oberfläche des Meeres erzeugen Myriaden meist winzig kleiner Seetiere jenes entzückende Schauspiel, das der Laie „Meerleuchten“ nennt. In der ewig finsteren Tiefsee mußte solche Gabe aber ein Anpassungsmittel ersten Ranges werden. Der Fisch, der Krebs hellte sich selbst seinen Weg. Wundervoll gewahren wir diese Selbsthilfe besonders bei einzelnen Fischen da unten. Der Leuchtapparat sitzt ihnen direkt über dem Auge: es ist, als sei das lichtempfangende Organ hier zugleich das lichtstreuende geworden. Natürlich ließ ein so bewehrtes Tier seine eigenen Augen nicht verkümmern. Die vielfältigen hellen Stellen der Meeresnacht, die aber von solchen Fackelträgern überhaupt erzeugt wurden, mochten auch andere, selbst nicht leuchtende Geschöpfe da unten bewogen haben, ihre Augen nicht eingehen zu lassen, sondern im Gegenteil recht riesig aufzuthun. So war dieses Rätsel mit erklärt. Freilich traf das alles nur das Tier. Die Pflanze, die das Sonnenlicht nicht als Lampe bei der Nahrungssuche oder als Liebessignal gebrauchen kann, sondern in ihm eines ihrer unentbehrlichen direkten Lebenselemente besitzt, konnte es schlechterdings nicht zu solchen Anpassungen, die ihre chemische Lebensküche negierten, bringen. Und da hat Forbes wirklich recht behalten: das Pflanzenleben hört im Ocean durchweg mit zweihundert Metern Tiefe gänzlich auf. Um so reicher und merkwürdiger wurde dafür mit jedem neuen Funde das Tierbild.

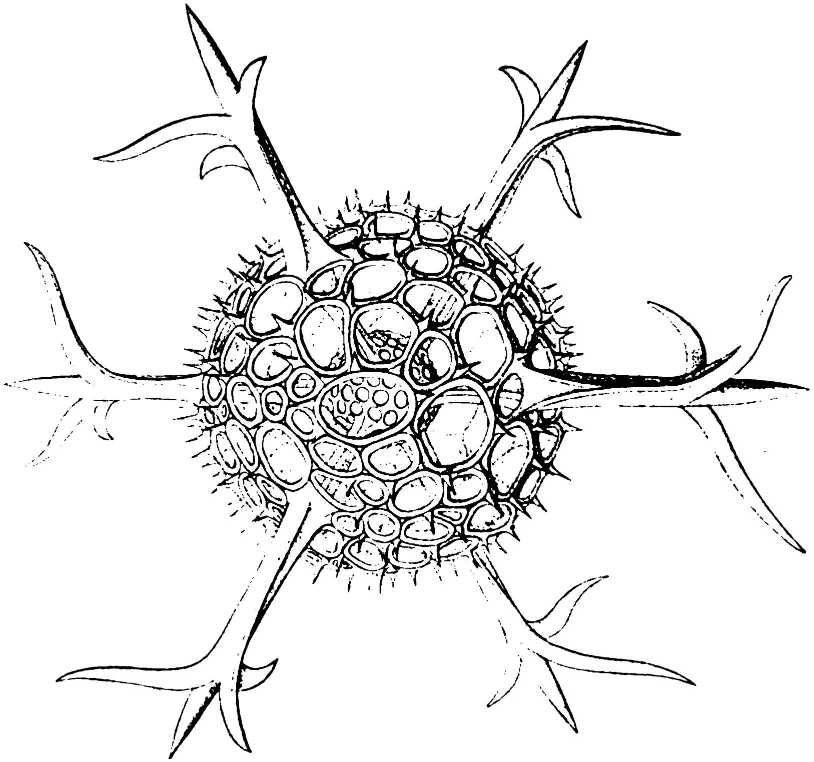
Eine wahre Märchenwelt. Zu den Anpassungen an die Dunkelheit traten andere an den Wasserdruck und die übrigen Besonderheiten dieser Existenz unter völlig abnormen Bedingungen. Fische und Krebse zeigten wahre Fratzenformen. Da gab es sammetschwarze Fische mit einem solchen Riesenmaul, daß das ganze Tier eher einem schwimmenden Löffel glich als einem Fisch. Krebse streckten ihre unglaublich verlängerten Beine und Fühler wie ein ungeheures Netz um sich her, um im Dunklen möglichst weit tasten und schon an der leisesten Erschütterung des Wassers auf weiteste Entfernung hin einen nahenden zweiten Styx-Bewohner signalisieren zu können. Krebsartige Geschöpfe, die sonst in bescheidenster Größe auftreten, wie unsere friedliche Hausfreundin, die Assel oder das „Kellertier“, krochen hier in wahrer Gigantenform daher, und ebenso regte es sich da unten von spinnenartigen Riesen, groß beinahe wie Vogelspinnen, aber unendlich dünnbeinig stelzend gleich unseren Weberknechten. Fern ab von allen Stürmen der Oberfläche liegt ja dieses Abgrundwasser, und die gebrechlichsten Wesen, die oben jede harte Welle zerschlüge, durften hier offenbar sich frei zu unerhörter Größe entfalten. Eine Weile glaubte man sogar, in dieser Welt der Wunder noch einer ganz besonderen Spur nahe zu sein. Diese abgeschiedenen Unterweltsgründe sollten die Tierwelt aus verschollensten Urtagen der Erdgeschichte zum Teil lebendig gerettet haben. Oft ist ja dergleichen vom Ocean und seinen Geheimnissen geglaubt worden. Seit die Gerippe der ausgestorbenen Seereptilien Ichthyosaurus und Plesiosaurus in unseren Museen stehen, hat immer einmal wieder ein phantasievoller Kapitän berichtet, er sei einem lebenden Untier der Art, etwa einem Plesiosaurus mit langem Schwanenhals, begegnet. Seitdem man durch die großartigen Funde in Nordamerika weiß, daß in der Kreideperiode — also allerdings Millionen von Jahren vor unserer Zeit — den damaligen Ocean enorme, schlangenartig dünne Reptile von hundert Fuß Länge, die sogenannten Mosasaurier, durchschwommen haben, ist die berüchtigte fabelhafte „Seeschlange“ gern als eine noch überlebende Art solcher vorsündflutlichen Ungetüme aufgefaßt worden. An Humboldt wandte sich einst ein wunderlicher Grübler, der untrügliche Beweise zu haben glaubte, daß die Erdkugel nahe dem Nordpol ein Loch habe, das in eine ungeheure Höhle voll noch lebender urweltlicher Saurier führe, eine Idee, die der geistreiche Jules Verne zu einer glänzend erfundenen, leider aber im zoologischen und geologischen Detail ganz erbärmlichen Dichtung verwertet

hat. Träumereien und fromme Wünsche! Thatsache aber war, daß jetzt aus der Seetiefe wirklich Vertreter einer Tiergruppe heraufkamen, die unter den Versteinerungen aus früher Zeit der Erdgeschichte eine bedeutende Rolle spielen. Die Meere der Jura- und Kreidezeit hatten zahllose Mengen überaus zierlicher Geschöpfe beherbergt, die der Naturforscher als „Seelilien" bezeichnet. Obwohl am Boden mit langem Stengel haftend und oben zu einer blütenartigen Krone entfaltet, haben diese Geschöpfe doch mit echten Lilien, ja mit Pflanzen überhaupt nicht das mindeste zu thun. Es sind echte Tiere aus der Verwandtschaft der Seeigel und Seesterne. In der Gegenwart, so schien es, war diese ebenso absonderliche wie schöne Tiergruppe, die einst wahre Wälder in der See gebildet hatte, bis auf verschwindende Nachzügler in den amerikanischen Tropenmeeren ausgestorben. Da zog Sars bei den Lofoten eine Gattung, die sich äußerst eng an Formen der Kreideperiode anschloß, aus der Tiefe von sechshundert Metern, also von der Grenze, wo nach Forbes überhaupt kein Leben mehr vorkommen sollte. Und nun stellte sich allmählich heraus, daß gerade in großen Tiefen solche lieblichen Seelilien noch in allerlei Formen und beträchtlicher Anzahl wurzelten. Der Ocean der unendlich fern verschollenen Kreidezeit schien ganz tief da unten noch einmal wiederzukehren. Es hat aber bei dem einen Fall im wesentlichen doch sein Bewenden gehabt, und die Idee, daß man im Meeresabgrund noch einmal wie in einem Schacht in die Vergangenheit der Erde rückwärts steige, ließ sich sonst nicht halten.

Das waren eben Pionierirrtümer. Es hat nicht an anderen gefehlt. So hieß es auch einmal, der tiefste Oceansgrund sei allenthalben mit einer formlosen, doch lebendigen organischen Masse bedeckt, die man „Bathybius" getauft hatte. Der Tierkundige kennt aus Salz- und Seewasser mancherlei Geschöpfe, die, ganz oder nahezu ohne Organe, bloß ein einheitliches Klümpchen lebenden Stoffes darstellen. Auch jene heute so berühmten Bazillen, die Erreger unserer furchtbarsten Krankheiten, scheinen hierher zu gehören. Im Bathybius aber meinte man ein noch einfacheres, noch niedrigeres und ursprünglicheres Geschöpf vor Augen zu haben, das, noch nicht einmal zu Einzelindividuen gesondert, viele Quadratmeilen als eine Art lebendigen Schleims bedeckte. Die eben sieghaft vordrängende darwinistische Bewegung in der Naturforschung glaubte das brauchen zu können: der Bathybius erschien als die Urform aller Lebensentwickelung, die vielleicht in diesen geheimnisvollsten Abgründen der Tiefsee unmittelbar durch sogenannte „Urzeugung" aus toten Stoffen entstand. Es handelte sich aber nur um einen großen Fehlgriff in der Beobachtung. Der angebliche „Bathybius" hatte sich durch einen sehr einfachen Prozeß erst nachträglich in den Gläsern gebildet, die gewisse Schlammproben der Tiefsee enthielten. Indem auf das kalkhaltige Meerwasser Spiritus gegossen worden war, hatte sich der schwefelsaure Kalk als flockiger Niederschlag ausgeschieden, und diese rein tote, anorganische Masse war irrtümlich von den Beobachtern als der im Spiritus von Anfang an mit konservierte Leib eines organischen Wesens beschrieben worden. So war es nichts mit dem „Urwesen", eine Korrektur, die natürlich die Darwinschen Ideen im übrigen keineswegs antastete, da diese den „Bathybius" zwar ganz gut hätten brauchen können, ihn aber durchaus nicht auf Tod und Leben etwa nötig hatten.

Alle diese Erfolge wie Probleme kamen natürlich nicht auf einen Tag. Und sie kamen in dieser Fülle auch schon nicht mehr bloß als Abfall von den Kabelarbeiten. Sobald man im Gefolge dieser Arbeiten einmal fest wußte, daß es trotz Forbes' Zweifeln da unten überhaupt noch tierisches Leben gab, regte sich der Eifer zu Tiefsee-Expeditionen, die eigens diesen zoologischen Zweck ins Auge faßten. Zwei englische Gelehrte, William Carpenter und Wyville Thomson, machten diese Sache ums Ende der sechziger Jahre zu ihrer Lebensaufgabe. Obwohl das Problem jetzt als ein rein fachwissenschaftliches den eigentlich praktischen Zweck entbehrte, wußten diese vortrefflichen Männer doch den großen Stil der Untersuchung zu wahren, ja schließlich zu steigern. Beide waren längst Physiologen und Zoologen von Ruf, als sie dieses Feld wählten. Auf Thomson hatte besonders jene Entdeckung von Seelilien

in der Tiefsee Eindruck gemacht, er glaubte an eine noch zu entdeckende Urwelt-Fauna dort unten, was sich, wie schon gesagt, allerdings lismus der englischen Staatsleitung. Die Probe hat sich aber, wie rückhaltlos anzuerkennen ist, in umfassendstem Maße bewährt.



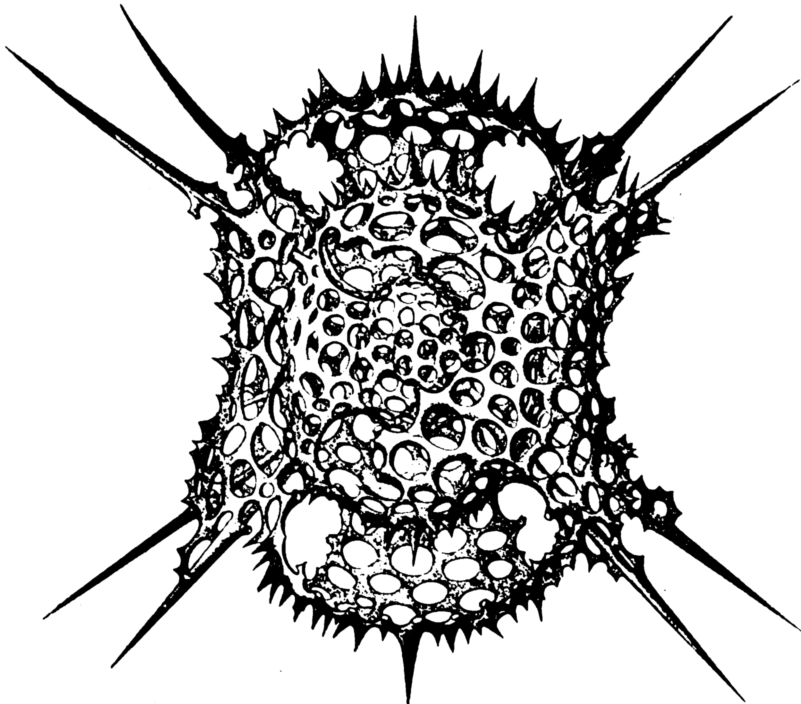
Hexancistra quadricuspis; dreihundertfache Vergrößerung.

durch die Untersuchungen selbst nachher nicht so bewähren sollte. Der alte Carpenter erlangte alsbald die Unterstützung der englischen Regierung, die zunächst zu drei Fahrten das Schiff stellte. 1868 wurde mit dem Kanonenboote „Lightning“ (Blitz) das Meer bei den Faroer-Inseln sondiert. Bei tausend Metern ergab sich reiches Tierleben! 1869 und 1870 setzten Fahrten des Wachtschiffes „Porcupine“ (Stachelschwein) bis nach dem Golf von Biscaya und bis Malta die Studien höchst erfolgreich fort. Diesmal wurden noch weit größere Tiefen belebt gefunden. Alle Welt wurde jetzt aufmerksam. Carpenter wandte sich an die Regierung, ob sie nicht eine regelrechte Weltumsegelung eigens für Tiefsee-Zwecke ausrüsten wolle. Da die materiell wichtige Kabelfrage diesmal ganz im Hintergrund stand, war die Forderung immerhin eine ziemlich starke Probe auf den rein wissenschaftlichen Idea-

Die größte That in der ganzen Tiefsee-Forschung des neunzehnten Jahrhunderts setzt hier ein: die ruhmreiche Weltfahrt der englischen Korvette „Challenger“. England bewilligte zunächst die Kleinigkeit von zwei Millionen Mark. Später mußte die Summe noch um eine weitere Million und 360000 Mark erhöht werden. Ein Kriegsschiff wurde durch Entfernen von anderthalb Dutzend Kanonen und Einbauen eines Laboratoriums in ein treffliches Naturforscherschiff verwandelt. Das Kommando erhielt ein Kapitän, der auch von der wissenschaftlichen Aufgabe etwas verstand, George Nares; er ist später durch seine glänzende Nordpol-Expedition, die an der Westküste von Grönland bis 83 Grad 20 Min. vordrang, berühmt geworden. Die engere fachwissenschaftliche Leitung aber kam, wie recht und billig, in Thomsons bewährte Hand. Bei den sehr ausgiebigen Verhältnissen, die herrschten, konnte

dieser Tiefsee-Chef aber noch einen ganzen Stab ergänzender Kräfte um sich sammeln, Fachmänner für Zoologie, Botanik, Chemie, Zeichnen und andere. Seine glücklichste praktische Wahl war dabei der erste Assistent John Murray. Auch ein junger deutscher Zoologe aus Siebolds Schule, Rudolf von Willemoes-Suhm, durfte an der Expedition teilnehmen; er sollte leider zu ihren Opfern gehören, da ihn das glühende Tropenklima der centralen Südsee im dritten Jahr der Reise hinraffte. Sie sollte Jahre dauern, diese ganze Weltumsegelung — seit den Tagen des großen Cook wohl die eigenartigste, die unserem Planeten gewidmet worden ist. Sonst war der Ocean immer nur die Brücke gewesen, die den Naturforscher von Land zu Land trug. Diesmal kam ein Schiff, das die Absicht zu haben schien, auf dem Wasser — je offener, desto besser — geradezu heimisch zu werden. Das Land, welches man hier suchte, lag Tausende von Metern senkrecht unter dem Kiel. Dafür war es aber, wo immer man es traf, ein „neuer" Erdteil mit allem Reiz des Unbekannten.

Die ganze Fahrt dauerte vom 21. Dezember 1872 bis zum 25. Mai 1876. Das erste Jahr galt dem Atlantischen Ocean in seiner vollen Breite und einem großen Teil seiner Länge. Dann ging es nach einigem Aufenthalt in Kapstadt tief in das immer noch so mysteriöse südliche Eismeer hinab, bis vor jene dräuende Eismauer, die heute noch wie vor mehr als hundert Jahren, als Cook segelte, unser Wissen dort abschneidet wie ein verriegeltes Thor, zu dem unsere Technik noch keinen Schlüssel besitzt. Auch der „Challenger" mußte schließlich vor den Eisbergen flüchten und kam mit Mühe im März 1874 nach Australien. Zwanzig Monate hindurch widmete er sich jetzt dem Stillen Ocean. Die Heimfahrt endlich führte durch die Magalhaes-Straße wieder in das atlantische Becken zurück, das von Montevideo bis zu den Azoren nochmals vollständig durchquert wurde. Siebenhundertneunzehn Tage hatte das wackere Schiff, als es in Portsmouth wieder vor Anker ging, auf offener See zugebracht, unter den Schneeschauern des Antarktischen Meeres wie, was die Leistungsfähigkeit der Teilnehmer noch



Pylozonium octacanthum; dreihundertfache Vergrößerung.

wesentlich mehr in Anspannung setzte, unter den sengenden Glutstrahlen der äquatorialen Sonne. Im ganzen waren 68890 Seemeilen zurückgelegt worden. Und das alles unter fortgesetzter beobachtender Thätigkeit der Naturforscher an Bord. Auf jener ungeheuren Meilenbahn, die sich im verwegensten Zickzack um die ganze Planetenkugel schlang, hatten nicht weniger als dreihundertundsiebzig Tiefsee-Lotungen stattgefunden, zweihundertfünfundfünfzig Temperaturmessungen in die Tiefsee hinab und zweihundertvierzig Züge mit dem Schleppnetz. Darunter befand sich eine erfolgreiche Lotung mit emporgeretteter Schlammprobe aus rund 8800 Metern, also echter Gaurisankar-Tiefe; der Ort war im Stillen Ocean, nicht weit von den Philippinen. Einem derartig systematischen Angriff widerstand das Geheimnis der Tiefsee nicht mehr; es gab jetzt reine Bahn. Sechshundert Kisten mit zoologischem und sonstigem Material, die in tadelloser Erhaltung daheim anlangten, boten der Wissenschaft fortan ein „Tiefsee-Museum", das aller vagen Spekulation ein Ende machte und mit „Thatsachen" redete.

Unter diesen Thatsachen war eine von besonderer Bedeutung. Ja, man konnte sie die wichtigste von allen nennen, da sie die räumlich größten Gebiete umspannte. Schon jene ersten Untersuchungen des nordatlantischen Bodens bei Gelegenheit der Kabellegung hatten, wie oben erwähnt, die Aufmerksamkeit auf eine seltsame Grundzusammensetzung des Oceanschlammes in gewissen Tiefen gelenkt. Die heraufgeholten Schlammproben wiesen immer und immer wieder Unmassen kleiner Schälchen auf, die als die Gehäuse oder Skelette äußerst niedriger Organismen von der unbestimmten unteren Grenze des Tierreiches gedeutet werden mußten. Der Sachverhalt schien jedesmal folgender.

Um die Küsten der Festländer und Inseln herum zeigte sich ganz regelmäßig zunächst ein flacher Kranz rein mineralischer Massen — Schlicklager, deren Schlamm und Sand deutlich seine Herkunft vom Lande selbst, als Küstentrümmer, die das Süßwasser beständig ins Meer hineinwusch, verriet. Dieser Kranz mochte sich bis zweihundert Seemeilen von der Küste hinausziehen. Dann aber änderte sich der Schlamm in seiner Beschaffenheit gänzlich. Er wurde freier Oceanschlamm. Was aber bildete den? Die Untersuchung der Proben ergab eine gelbliche Masse, die beim Trocknen weiß wurde wie Kreide. Kreide ist reine Kalkmasse. Der Schlamm war jetzt unzweideutig auch Kalkschlamm. Unter dem Mikroskop zeigte sich denn auch, wo der Kalk herkam. Der ganze Schlamm war ein dichtes Gemisch aus den winzigen Kalkschalen jener Geschöpfe. Es hat sich in der Folge herausgestellt, daß gerade diese Geschöpfe selbst in lebendem Zustande nicht da unten herumkriechen, so reich auch sonst das Tiefseeleben ist. Sie schweben mit ihren Kalkschälchen frei im Oceanwasser, zum Teil geradezu an der Oberfläche. Erst wenn das Tier abgestorben ist, fällt das Schälchen in die Tiefe hinab. Man bekommt aber einen Begriff, welche unerhörten Massen dieser Geschöpfchen das Oceanwasser erfüllen müssen, wenn man bemerkt, daß Quadratmeile um Quadratmeile ganzer Riesengebiete des Oceangrundes mit einer einzigen Schlammmasse aus solchen Kalkschälchen bedeckt sind! Es ist übrigens dies offenbar die ganz gleiche Methode, der unsere heutige Kreide einst ihren realen Ursprung verdankt hat. Was wir heute Kreide nennen, das war in der alten Epoche der Erdgeschichte, die wir als Kreideperiode bezeichnen, genau solcher Tiefseeschlamm aus den Kalkgehäusen abgestorbener Lebewesen. Erst die Bewegungen und Faltungen der Erdrinde haben in den seitdem verflossenen gewaltigen Zeiträumen diesen alten Meeresgrund trocken gelegt und hoch zu Inseln und Gebirgen heraufgetürmt. Noch jetzt aber weist das Mikroskop in der Kreide unverkennbar die Schälchen ihrer ehemaligen unfreiwilligen Erbauer. Doch das nebenbei.

Die Stelle im System, die der Naturforscher jenen lebenden Besitzern der schlammbildenden Kalkschalen anweist, ist bei den sogenannten Urtieren. Enger gehören sie nach gangbarer Schablone zu den Wurzelfüßern oder Rhizopoden. Der Laie, der sich ein solches Wesen vorstellen will, muß fast alles über Bord werfen, was ihm an einem „Tier" gewöhnlich vor Augen schwebt. Ein Hund, ein Frosch, eine Auster, ein Seestern sind echte Tiere. Diese Tiere

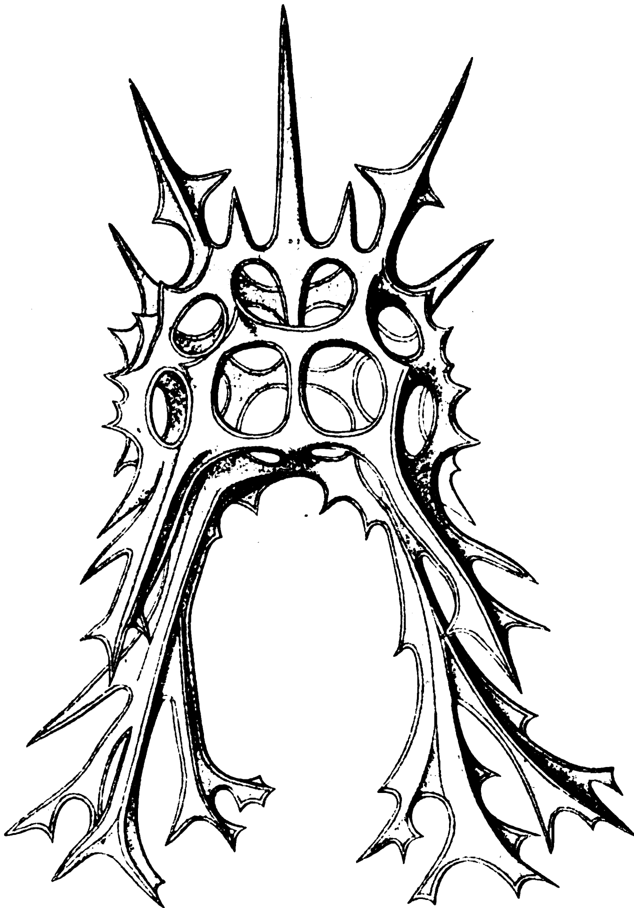
bestehen, wenn man sie unter dem Mikroskop betrachtet, aus Millionen meist unsichtbar winziger lebendiger Körperchen oder Klümpchen. Das sind die sogenannten **Zellen**. Auch der Körper des Menschen ist aus Myriaden solcher Zellen zusammengesetzt. Diese Zellen bilden aber gleichzeitig in jedem höheren tierischen Körper nicht eine gleichartige Masse, sondern sie treten gruppenweise zu Organen zusammen. Der Magen, das Gehirn, das Herz sind solche Organe. Beim Menschen, Hund oder Frosch auch die Beine und Füße. Ein solches Wurzelfüßergeschöpf besteht aber nun ganz im Gegensatz dazu nicht aus vielen Zellen, sondern eben nur aus **einer einzigen**. Diese eine einzige Zelle ist sein ganzer Leib. Von echten Organen in jenem Sinne ist natürlich nicht die Rede. Nur eine ganz geringe Gliederung zeigt sich innerhalb des einzigen Zellenleibes. Aber nicht einmal ein Magen ist da: die ganze Leibesmasse nimmt Nahrung auf und verdaut sie. Kein Blut kreist, kein Herz schlägt. Und es giebt auch keine ständigen bewegenden Gliedmaßen. Wenn das Urtier trotzdem kriecht und schwimmt, so geschieht es, indem der ganze weiche Schleimleib beliebig bald hier bald dort wurzelartige Zipfelchen aus sich herausfließen läßt, die im Augenblick als Hand oder Ruder dienen, um gleich darauf wieder in der weichen Leibesmasse zu zerschmelzen. Nur eines ist bei vielen dieser Sonderlinge allerdings ganz konsequent entwickelt: sie vermögen aus ihrem fast organlosen Leibe **harte Skelette** auszuscheiden, die ihrem gallertigen Körper als Schutz, als Stütze dienen. Und zwar besteht dieses Skelett bei den genannten Wurzelfüßern aus Kalk: es bildet jene Kalkschälchen des Tiefseeschlammes. Insbesondere die Gattung Globigerina wurde als eine hervorragende Werkmeisterin des Kalkschlammes erkannt.

An sich würde nun nichts im Wege stehen, sich mit solchem „Globigerinen-Schlamm“, wie man ihn getauft hat, thatsächlich den **ganzen** Oceanboden der Erde, soweit er etwa zweihundert Meilen von der nächsten Küste abliegt, bedeckt zu denken. Man käme auf eine runde Fläche von mindestens drei Achteln der gesamten Erdoberfläche — ungefähr ebensoviel, wie alle fünf Kontinente zusammen beanspruchen. Hier war es aber die Challenger-Expedition, die dargethan hat, daß die Sache, wenn schon in der Wirkung ebenso gigantisch, doch nicht ganz einfach über einen Leisten gearbeitet ist. Thomson und seine Leute stellten fest, daß bei einer Tiefe von etwa viertausend Metern **der Globigerinenschlamm mehr und mehr aufhört**.

Es tritt in den noch entlegeneren Abgründen an seine Stelle ein Teppich von nochmals wesentlich andersartigem Schlamm, dem gerade das Charakteristische des Globigerinenschlammes vollständig fehlt: die Kalkschälchen und überhaupt der Kalk. An und für sich mußte das überraschen. Die Kalkschälchen der Globigerinen und verwandten Wurzelfüßer sinken, wie wir gesehen haben, allenthalben im Ocean von oben nach unten ab. Das lebende Geschöpf treibt sich im freien Wasser herum, die tote Schale fällt auf den Grund. Dabei kann es für dieses Absinken selber doch ganz einerlei sein, wie tief der Oceangrund liegt. Liegt er näher als viertausend Meter, so lagern sich die Schälchen eben schon bei weniger als viertausend Metern fest auf und bilden Kalkschlamm. Liegt er dagegen fünftausend oder sechstausend oder gar achttausend Meter tief: warum sollten sie dann nicht bei fünf- und sechs- und achttausend Metern genau ebenso zur Ruhe und zur Schlammbildung kommen? Es war nötig, eine Hilfserklärung zu suchen. Sie fand sich in der wahrscheinlich nicht widerleglichen Thatsache, daß in den riesigen Tiefen jenseits der viertausend Meter, da, wo die Montblanc-Tiefe allmählich zur Gaurisankar-Tiefe wird, eine Macht auftritt, die die absinkenden Kalkschälchen **auflöst**. Diese Macht ist das mit Kohlensäure erfüllte, unter gewaltigem Druck stehende Meerwasser selbst. Es gewinnt in solcher Tiefe einfach die Kraft, das absinkende Kalkmaterial vollkommen aufzulösen, wie der heiße Kaffee ein Stück Zucker löst. So wird die Bildung irgend welchen Kalkschlammes hier unmöglich trotz der Thatsache, daß auch auf dieses tiefste Terrain unablässig Millionen von Kalkschälchen herabregnen.

Indessen: Schlamm liegt darum doch auch dort, wenn schon kein Kalkschlamm. Wo kommt nun dieser Schlamm her? Man hat ihn im Gegensatz zu dem Globigerinenschlamm seiner vielfach merkbaren Farbe nach

den „roten Tiefseeschlamm" genannt. Es ist eben der Teppich eines neuen, tieferen Stockwerkes, in allem durchaus verschieden. Die rote Farbe rührt von Eisen- und Manganoxyd her. Die chemische Untersuchung zeigt das. Sie zeigt aber auch sofort, daß ein sehr großer Teil der Schlammbestandteile vulkanische Masse ist, Asche, Bimsstein, Lava. Man muß sich erinnern, daß fast alle thätigen Vulkane der Erde dem Meere nahe liegen und jede Eruption eine Unmenge solcher Stoffe ins Wasser wirft. Es finden auch Vulkanausbrüche gelegentlich direkt im Ocean selbst statt. Und furchtbare Explosionen, wie die des Krakataua an der Sundastraße, wo das Meerwasser in den Krater einbrach und ihn wie einen Kessel platzen ließ, haben auf Zeiten die ganze Erdatmosphäre mit vulkanischem Staub durchsetzt: Staub, der allmählich dann niedergesunken sein muß und zweifellos zu großen Teilen vom Ocean aufgesaugt ist. Dort sank er dann nochmals durch die ganze Wassersäule bis auf den Grund. Gewisse Nickelbestandteile des Tiefseeschlammes haben sogar die Vermutung geweckt, daß feiner metallischer Staub unablässig vom Weltraum aus auf die Erde niederfällt, meteorischer, nickelhaltiger Staub, der sich ebenso, wie man ihn auf unberührten Schneefeldern der Landgebiete nachgewiesen hat, dann auch im tiefen Teppich des oceanischen Grundstammes allmählich anhäufen mußte.



Elaphospyris cervicornis; vierhundertfache Vergrößerung.

Aber das alles erschöpft noch nicht den roten Schlamm. Es bleibt noch ein Hauptbestandteil: Kieselerde. Wie oberhalb der viertausend Meterlinie Kalk, so hier Kiesel. Woher gerade dieser Stoff? Wir rufen uns zurück, daß jener Kalk des oberen Schlammteppichs auch nicht „von selbst" dahin kam, sondern seinen Weg durch lebendige Leiber tierähnlicher Lebewesen genommen hatte. Er erschien in der Form von Myriaden abgelagerter Kalkschälchen solcher Wesen. Nun wird aber von lebendigen Geschöpfen der Erde wie Kalk, so auch Kiesel häufig verarbeitet. Es lag also nahe genug, auch für die Kieselbestandteile des roten Schlammes an organischen Ursprung zu denken. Der Expedition des „Challenger" war es vergönnt, in der Linie dieser Thatsachen und Wahrscheinlichkeiten gerade eine ihrer fruchtbarsten und schönsten Entdeckungen zu machen.

Schon im kalkigen Globigerinenschlamm lassen sich zahlreich mit eingebettete Kieselkörperchen nachweisen. Unters Mikroskop gebracht, enthüllt sich ein solches Kieselkörperchen durchweg als die Schale, das Skelett eines den Globigerinen zwar verwandten, aber doch durchaus nicht gleichartigen Geschöpfes: eines Geschöpfes aus der

Gruppe der Urtiere vom Wurzelfüßertypus, die man als Radiolarien (oder „Strahlinge" auf deutsch) von den übrigen sondert. Neben anderen feinen Unterschieden im Bau ihres (auch hier durchaus nur aus einer Zelle gebildeten) Leibes trennt sie von dem Schlage der Globigerinen vor allem die Art eben ihrer Skelette oder Schalen: statt aus Kalk sind diese hier in den meisten Fällen aus Kiesel aufgebaut. Im übrigen sinken diese Kieselschälchen genau so nach dem Ableben ihrer Besitzer auf den Grund wie die Kalkschälchen. Das lebende Radiolar lebt mit seinem Kieselskelett vergnüglich im Wasser des Oceans (allerdings diesmal noch bis in große Tiefen hinab), nicht aber auf dem Schlammgrunde selbst. Während aber die Kalkschalen, wie erwähnt, jenseits der ersten viertausend Meter vom gepreßten, kohlensäurereichen Wasser erfolgreich gleichsam aufgefressen, aufgezehrt, verflüchtigt werden, ist das bei den Kieselschalen nicht möglich. Es liegt also theoretisch auf der Hand, daß da, wo der Globigerinenschlamm aufhört, nach unten zunächst ein Schlamm beginnen muß, der von Lebensresten jetzt wesentlich nur noch Radiolarien enthält. Der „Challenger" durfte das aber nun zum wirklichen Bilde gestalten, und zwar kam die Sache doch noch ganz wesentlich imposanter heraus, als sie rein theoretisch zu erwarten wäre.

Es war vor allem der Stille Ocean, der ein überaus wichtiges Schauspiel bot. Der Stille Ocean ist trotz seiner vielen Inseln (es sind wesentlich steile Korallenriffe) verhältnismäßig sehr tief. Der Durchschnitt der Tiefe geht auf viertausend bis sechstausend Meter hinab. Man ist also jenseits der Globigerinengrenze. Und wunderbar: an einer ganzen Reihe von Stellen fand sich nun wirklich die ganze Tiefe von diesen viertausend bis sechstausend Metern in der prachtvollsten Weise bedeckt mit reinem Radiolarienschlamm. Die Radiolarien erschienen hier so hageldicht wie oberhalb der viertausend Meter etwa im Atlantischen Ocean die Globigerinen. An vielen anderen Stellen freilich machte es den Eindruck, als unterlägen auch die Radiolarien mit absteigender Tiefe ziemlich rasch einem geheimnisvollen Zerstörungsprozeß. An ihre Stelle trat dann der eigentliche und reine „rote Schlamm", der zwar noch in hohem Maße kieselhaltig ist, aber in dem doch die sichtbar erhaltenen Radiolarienschalen auffallend abnehmen, bis schließlich die individuelle organische Form kaum noch in letzten Spuren wahrnehmbar ist. Wer diese Zerstörung besorgt — die übrigens hier keine chemische Verflüchtigung wie bei dem aufgelösten Kalk der Globigerinen, sondern nur eine Lösung der individualisierten Form bedeutet — bleibt einstweilen dunkel. Aber das ist ja auch nebensächlich. Die interessanteste neue Thatsache war die Entdeckung wirklicher Radiolarienlager von prächtigster Erhaltung in der Tiefsee. Wieder war es eine besondere Erkenntniskette, die hier heran lenkte und den eigentlichen Gewinn bezog.



Lithocubus astragulus; vierhundertfache Vergrößerung.

(Schluß folgt.)



Von damals bis heute.

Eine Dorfgeschichte

von

Johannes Johannsen.

(Nachdruck ist untersagt.)

An dem einen Ende des Dorfes erhebt sich die aus riesigen Granitquadern aufgeführte Kirche, nahezu unberührt von der Unbill dreier Jahrhunderte, an dem anderen Ende befindet sich das um vieles jüngere, schon baufällige Pastorat, und zwischen diesen beiden Bollwerken des christlichen Glaubens zieht sich die Straße hin, schnurgerade, nur von einem einzigen Feldweg durchschnitten.

Feiertagsfriede liegt über den stillen Gärten, den strohgedeckten Häusern, denn es ist Sonntag, Sonntag im Junimond.

Die Sonne steht sehr hoch an dem blauen, beinahe wolkenlosen Himmel, und ihre Strahlen dringen goldig und sengend in alle Ritzen und Winkel.

Vor ein paar Stunden ist hier plaudernd und lachend die Schar der Kirchgänger vorübergegangen, eine Weile später der Pastor im langen Talar, ein Sammetkäppchen auf dem Haupte. Jetzt aber ist es still geworden, keines Menschen Laut ist hörbar, kaum je der Ruf eines Tieres. Die Dorfleute haben sich in ihre Häuser zurückgezogen, diese heißeste Zeit zu verschlafen; Schlaf und Ruhe, das sind ja ihre Sonntagsfreuden nach dem harten Tagewerk der Woche.

Auf der Treppenstufe vor ihrer Mutter Hause sitzt einsam und verlassen klein Tini. Sie hat die Röckchen hochgehoben und die Beine lang von sich gestreckt, damit sie bequemer ihre Füßchen erblicken kann. Zur Feier des Tages trägt Tini nämlich Stiefel, nicht etwa Schuhe, nein wirkliche richtige Stiefel, gleich einer Großen. Die Sohlen sind von zart gelber Farbe und noch ganz blank, klein Tini hat sie aber auch nach jedem Schritt mit ihren dicken kleinen Fäusten abgerieben, da ist's doch kein Wunder. Auf die Spitzen hat der Schuster Lacklederfleckchen gesetzt, und wenn die Kleine die Füße bewegt, so flammt die Sonne darin wie in einem Spiegel.

Ehe das Kind noch dieses Spieles müde ist, bemerkt es ein Gotteskäferchen auf dem sonngebräunten Ärmchen. Das winzige Tierlein hat rote Flügeldecken mit schwarzen Punkten, und als Tini den Arm ausstreckt, klettert es daran empor, emsig ein Ziel verfolgend.

Wie unendlich interessant ist das doch anzusehen! Als der Käfer aber dann in dem Ärmel ihres Kleides verschwindet, nehmen klein Tinis blaue Kinderaugen, die bis dahin mit gespannter Aufmerksamkeit jede Bewegung des Tieres begleitet haben, einen bekümmerten Ausdruck an. Die Sache scheint bedenklich zu werden, auch findet sie mit einemmal, daß es sie krabbelt. So bricht sie denn nach kurzem Überlegen in ein mörderisches Geschrei aus, darauf setzt sie nämlich gewohntermaßen ihre Hoffnung in jedweder Not und Bedrängnis.

Heut ist es aber umsonst, denn niemand hört sie. Die Mutter näht im Schlafzimmer auf der Maschine, und alle Thüren sind fest geschlossen.

Infolgedessen stellt klein Tini das nutzlose Weinen gar bald ein. Zwar schluchzt sie noch, und ab und zu rinnt eine Thräne über die runden Backen, aber von dem Urheber ihres Kummers, dem Gotteskäferchen, sind ihre Gedanken längst weit abgelenkt. Die Messingspitzen an den Schnürbändern der neuen Stiefel nehmen jetzt ihr ganzes Interesse in Anspruch. Wer weiß, wenn man ein bißchen daran zöge, so könnte man vielleicht die Schleife lösen.

Mit beiden kleinen Fäusten greift Tini danach, und ihre Bemühungen werden auch sogleich von Erfolg gekrönt. Glühend vor Eifer beginnt sie die roten Bänder aus den Schnürlöchern zu ziehen. Jetzt heißt es alle Kraft zusammennehmen, und wer hätte das gedacht, sie hält den leeren Stiefel in der Hand! Nun kommt der zweite Fuß daran. Es kostet tüchtig Mühe, aber mit Genugthuung kann Tini auch jetzt beide Stiefel neben sich auf die Treppenstufe stellen. Dort machen sie sich eigentlich viel besser als an den Füßen, man kann sie so recht mit Muße betrachten, von hinten und von vorn.

Wie wär es, wenn sie nun ein wenig strumpfsock spazieren ginge? Das thut Tini so gern, und hier im Freien auf dem Sandweg muß es ganz besonders prachtvoll gehen, viel besser noch als drinnen im Zimmer. Langsam, ein bißchen unsicher, promeniert sie vor dem Häuschen auf und ab.

Da kommt ein bunter Falter angeflogen, der sich dem Kinde zu Gefallen auf einem Grashalm vor ihm niederläßt. Ein schillerndes Farbenwunder, wiegt er sich am schwankenden Halme, ganz leise nur wie im Traum.

Ei, wenn klein Tini den fangen könnte, was würde da die Mutter für Augen machen! Als sie aber den Schmetterling haschen will, hebt dieser schwerfällig die Flügel und fliegt auf einen anderen Halm.

Dieses Mal will Tini nun vorsichtiger sein, er soll ihr nicht wieder entgehen.

Wie leise sie aber auch dahinschleicht, und wie behutsam die ungelenken Kinderfingerchen sich auch zum Griffe spreizen, der Schmetterling fliegt von dannen, und klein Tini hat das Nachsehen.

Aber weit kann er unmöglich gekommen sein, gewiß nur ein Stückchen, und so trollt denn klein Tini die Dorfgasse hinab in die weite blaue Welt hinaus.

* * *

Vergessen und verlassen stehen die Stiefel auf der Treppenstufe. Noch immer spiegelt sich die Sonne in den blanken Spitzen, doch es ist niemand mehr da, den das funkelnde Spiel noch ergötzte.

Das Häuschen, in dem Tinis Mutter wohnt, ist eins der kleinsten im Dorfe und eins der freundlichsten. Seine Mauern sind leuchtend rot angestrichen, und die Mörtelfugen sind mit weißer Farbe übermalt, das giebt dem Besitztum ein behagliches, sauberes Ansehen.

Drinnen auf der einen Fensterbank stehen in bunten Porzellantöpfen üppig wuchernde Pelargonien und ein duftender Heliotropstrauch. Auf dem anderen Fensterbrett befinden sich aber keine Blumen, dort lehnt tagaus tagein die neueste Nummer einer Modenzeitung ganz dicht an der Scheibe, denn klein Tinis Mutter ist Schneiderin.

Ein Namenschild hat Marge Jansen nicht an ihrem Hause, und im Grunde genommen ist auch das Modenblatt überflüssig, jedes Kind im Dorfe weiß zu sagen, wer die Kleider nach der neuesten Weise zu nähen versteht.

Die große Tretmaschine hat längst ihr Gerassel eingestellt, und Frau Lehnsmanns Sammettaille ist fertig. Eben haben Marge Jansens flinke Finger den letzten Knopf angeheftet, ihre Arbeit ist für heute beendet.

Wie es nur kommt, daß Tini sich nicht blicken läßt, vielleicht ist sie gar eingeschlafen.

Marge hängt die Taille an einen Nagel und geht klein Tini holen. Aber das Kind ist nicht mehr draußen, nur die neuen Stiefel auf der Treppenstufe verraten, daß es einmal dort — gewesen ist.

Das ganze Haus und den kleinen Garten sucht Marge ab, nirgends eine Spur von Tini. Bei den Nachbarsleuten ist sie auch nicht gewesen, vielleicht haben andere Kinder die kleine Ungehorsame mit sich fortgelockt.

Auf der Straße ist es noch so still wie vor einer Stunde. Unter einem Holunderstrauch spielen ein paar Kinder mit den Scherben eines Topfes und einem abgebrochenen Weinflaschenhals, von Tini wissen sie nichts, und so geht Marge Jansen immer weiter die Gasse hinunter.

Schon fallen ihr allerlei schreckliche Geschichten ein von in Mergelgruben Ertrunkenen und ähnliche grausige Dinge. Neulich las sie auch im Wochenblatt von zwei Knaben, die unter einem zusammengestürzten Heuschober erstickten. Wenn sie Tini nur erst wieder gesund und munter vor sich sähe.

Ganz am anderen Ende des Dorfes begegnet ihr der alte Weber.

„Klaus," ruft sie ihm schon von weitem entgegen, „hebt Se mien Tini nich sehen?"

„'n lütt Deern is an mi vörbikamen vör'n halv Stunns Tied. Se har keen Hot op, wer't wer, weet ick nich. Ick kann ja keen Minsch mehr kennen, mien Ogen warn von Dag to Dag schlechter. Ach Gott, mien Ogen! Mit Zinksalv heff ick't all versöcht, nüzt ock nix. Dokter und Apotheker..."

„Seggen Se mi in aller Welt, wo de lütt Deern blewen is, Klaus!"

„De lütt Deern? — Ja, de is op't Feld lopen, op Alf Erichsens Meihsenn löw ick."

Marge Jansen eilt weiter. Als sie an das bezeichnete Feld kommt, zögert ihr Fuß, aber die Mutterliebe überwiegt jedes Bedenken.

An einem Heuhaufen lehnt eine Harke, und ein paar Schritt weiter steht ein Mann, der Tini auf den Armen trägt. In seiner Rechten baumelt eine goldene Uhr an einer schweren, massiven Kette, und klein Tini sucht das willkommene Spielzeug mit den dicken Händchen zu fassen. Sie trägt einen ungefügen Kranz aus Kleeblumen, wie ihn wohl derbe Männerfäuste winden mögen, auf dem blonden Gelock, darunter erstrahlt ihr rosiges Antlitz vor Lust und Heiterkeit. Offenbar befindet sich das Kind vollkommen wohl bei seinem neuen Freunde.

„Tini!"

Marge Jansens Stimme klingt nicht freudig und erleichtert, sondern erschreckt und zornig. Als Tini die Mutter erblickt, stößt sie einen schrillen kleinen Jubelschrei aus, und triumphierend streckt sie ihr den Kleeblumenkranz entgegen.

„Kuck, Mutter, fein, nich?!"

Der Mann ist ganz rot und verlegen geworden, vorsichtig stellt er das kleine Mädchen auf den Boden, und sogleich stürzt auch Marge Jansen auf das Kind zu. Mit einer so heftigen Bewegung schließt sie es in ihre Arme, als ob sie es einer drohenden Gefahr entreißen müsse, und stumm, ohne auch nur ein Wort zu verlieren, eilt sie das Feld zu verlassen.

Klein Tinis süßes Kindergesicht blickt über der Mutter Schulter hinüber. Ein paarmal winkt sie noch ihrem Spielgenossen von vorhin zu, aber der Mann bemerkt es nicht. Er hat den Rechen wieder aufgenommen und harkt eifrig das Heu zusammen, doch müssen seine Gedanken wohl nicht bei der Arbeit sein, denn häufig genug fährt er vier-, fünfmal über denselben Fleck hin, wo längst kein Halm mehr zu sehen ist.

Es ist ein noch junger Mann mit einem weißblonden Schnurrbart und hübschen weichlichen Zügen.

Jetzt läßt er den Rechen eine Weile ganz ruhen: „Sollte denn das ihr Kind gewesen sein," murmelte er vor sich hin, „sollte das ihr Kind sein?"

Dann aber harkt er wieder so eifrig weiter, als ob er sein Brot damit verdienen müsse, dabei ist er der reichste Bauer im Dorfe, und es ist Sonntag-Nachmittag.

* *
*

Blutrot ging die Sonne unter, der Abend brach herein. In der Luft spielten die Mücken, das verhieß für morgen einen guten Tag.

Marge Jansen hatte klein Tini ins Bett gebracht und an ihrem Lager gesessen, bis

das Kind schlief. Oft dauerte es recht lange, ehe die blauen Augen sich schließen wollten, heut aber war Tini von dem langen Marsch ermüdet, nach wenigen Minuten schon nahm sie der Schlaf in seine weichen Arme.

Eine ganze Weile ging Marge finsteren Blickes mit zusammengepreßten Lippen im Zimmer auf und ab. Dann machte sie plötzlich vor der großen Mahagoni-Kommode Halt und zog hastig ein Schubfach nach dem andern auf. Mechanisch glitten ihre Augen über das schneeweiße Leinenzeug, das da zierlich aufgeschichtet mit bunten Bändern umwunden beisammen lag. Im untersten Fach sah es keineswegs so ordentlich aus wie in den oberen, denn darin pflegte Marge allerhand Zeugflicken und dergleichen zu bewahren, Dinge, die zum Wegwerfen zu gut und zum Aufheben eigentlich zu wertlos waren. Scheu, als ob sie etwas Böses thäte, griff Marge Jansen in die hintere Ecke der Schublade und zog nach einigem Suchen ein in Seidenpapier gewickeltes Päckchen hervor. Als sie dann zögernd die Umhüllung abwickelte, kam nur eine Kette aus hellblauen Glasperlen zum Vorschein, von der Art, wie man sie alltäglich in Marktbuden für wenige Groschen feilhält.

Warum sie das Ding da nur nicht längst verschenkt oder vernichtet hatte?

Die goldene Brosche, die Ohrringe und das Kreuz, das alles war doch zum Trödler gewandert. Viel bekam sie ja nicht dafür, am Ende nicht einmal den zehnten Teil des Wertes, aber die Sachen lagen am anderen Tage in der kleinen Auslage des Ladens, jedermann sichtbar. Da konnte er sehen, wieviel sie sich noch aus seinen Gaben machte, und das war es doch, was sie wollte.

Diese blauen Perlen, weshalb sie die wohl bewahrt haben mochte, lange vier Jahre hindurch?

Marge Jansen setzte sich in den hohen Lehnstuhl am Tisch und stützte den Kopf auf die Hände.

Heute wußte sie selbst nicht, wie es geschehen konnte, aber damals war sie jung und leidenschaftlich gewesen, und — sie hatten einander geliebt. Ja, sicherlich auch er hatte sie lieb gehabt, ach, wie oft schwor er ihr nicht ewige Liebe und Treue. Nichts auf der Welt sollte sie jemals trennen, nichts — durfte sie trennen können! Und sie war thöricht genug, ihm zu vertrauen.

Er war der einzige Sohn des reichsten Hofbesitzers und sie nur ein Nähmädchen ohne einen Heller Vermögen. Zum Verwundern war es gewiß nicht, wenn eine solche Schwiegertochter seinen Eltern nicht in den Kram paßte. Marge ward bei ihm verleumdet, seine Mutter weinte und lamentierte vom Morgen bis zum Abend, sein Vater drohte mit Verstoßen und Enterbung. Da willigte er endlich in eine andere Heirat, und Marge Jansen war verlassen und — bethört.

Mit unerhörtem Pomp wurde seine Hochzeit gefeiert. Kaum vermochte die kleine Dorfkirche neben den Gästen die Zahl der Neugierigen zu fassen, die alle Zeugen sein wollten solch seltenen Festes. Sechs Jungfern folgten der Braut, und ihr weißes Seidenkleid vom allerschwersten Stoff schleppte lang hin über den mit Rosen bestreuten Fliesenboden.

Von alledem hatte Marge nichts gesehen, und doch kam es ihr vor, als ob sie dabei gewesen wäre, so haarklein war es ihr erzählt worden von mitleidigen Seelen.

Zuerst meinte sie vor Schande vergehen zu müssen. Mit Fingern würde man auf sie weisen, verachtet und gemieden würde sie bleiben ihr Leben lang. War es da nicht besser, sich in den Mühlteich zu werfen und dem unschuldigen Kinde und sich ein solches Dasein zu ersparen?

Aber derartige Anwandlungen von Feigheit vergingen. Ein verzweifelter Trotz kam über sie, eine maßlose Verachtung der ganzen Welt. War sie denn überhaupt schuldig, durfte man sie verurteilen? Sie hatte einen Mann geliebt und ihm vertraut, voll und ganz, war das ein Verbrechen? Nein, sie wollte leben, und das schuldlose Kind sollte auch leben.

Ganz kurz vor klein Tinis Geburt war ihr dann in einem gewöhnlichen Briefcouvert ein Tausendmarkschein zugesandt. Kein einzig geschriebenes Wort war dabei, aber Marge Jansen wußte auch so, von wem das Geld herkam. O nein, bezahlen ließ sie sich ihre Ehre nicht, so tief war sie nicht gesunken, und mit ihrer Adresse als Absender versehen

schickte sie den Schein zurück. Die tausend Mark kamen nicht wieder, Beweis genug, daß sie in die rechten Hände gelangt waren. Nicht um eine Welt hätte Marge jetzt Unterstützungen von ihm angenommen; hatte er geglaubt, sie um Geld erwerben zu können, da irrte er, nicht für alle seine Thaler war sie käuflich!

Und endlich, endlich war alles überstanden. Ein Kind war geboren, ein kleines Mädchen. Mit allgewaltiger Mutterliebe preßte Marge Jansen ihre Tochter an die Brust. Wie mußte sie dieses Kind nicht lieben, welchem sie auch den Vater ersetzen sollte!

Im Grunde war es ihr eigentlich besser ergangen, viel besser, als sie erwarten durfte. Man mied sie nicht, auch merkte sie nicht einmal, daß sie verachtet wurde. Schwer genug ward ihr das Leben in jenen Tagen, denn sie war blutarm, aber gutherzige Menschen gaben ihr etwas Näharbeit, und so schlug sie sich durch. Später ging sie dann nach Hamburg, um das Kleidermachen zu erlernen, und als sie nach Jahresfrist wiederkam, erbte sie noch das Haus von einer alten Tante. Lust zur Arbeit hatte Marge Jansen immer gehabt, aber während der langen Abwesenheit waren ihre fleißigen Finger auch geschickt geworden. So wollten die jungen Mädchen des Dorfes ihren Sonntagsstaat bald genug nur noch von ihr gemacht sehen, und es gab jetzt zu schaffen in Hülle und Fülle. Rastlos, fast ohne sich eine Erholung zu gönnen, saß Marge nun über die Nähmaschine gebeugt, aus dem Hause kam sie höchst selten. Kaum daß sie einmal in die Kirche ging, sie hatte ja keine Zeit, sie mußte arbeiten. Ein blanker Thaler nach dem anderen wanderte in den alten Geldbeutel, der Marges Ersparnisse enthielt, aber der Schatz mußte noch viel, unendlich viel größer werden.

Große Pläne staken Marge Jansen im Kopf; wenn die Leute um sie herum ihre Wünsche geahnt hätten, verrückt hätte man sie gescholten. Sonderbar genug waren ja diese Luftschlösser wohl auch bei einer simplen Näherin im Dorfe. Das Geld war nämlich für Tinis Studium bestimmt, ihre Tochter sollte Medizin studieren, das war Marges glühender Wunsch.

Wenn klein Tini erst eine Doktorin war, so fragte niemand viel nach ihrer Geburt, sie befand sich in freier, geachteter Stellung, da mußte sie glücklich werden.

O, Marge Jansen wollte ihr Kind schon so erziehen, daß es den Kampf mit der Welt aufnehmen konnte. Sollte man je einmal von ihrer Tochter sagen: „Sie hat keinen Vater!“ da sollte klein Tini stolz antworten dürfen: „Einen Vater habe ich zwar nicht, aber ich habe eine Mutter, die mir geholfen hat zu werden, was ich geworden bin!“

Ja wahrlich, das Kind war Marge zum Heile gegeben, sie hatte etwas, an das sie ihr Herz hängen, für das sie denken und sorgen konnte. — —

Auf Alfs Heirat mußte doch wohl ein Fluch gelegen haben, denn seine Verhältnisse hatten sich weniger günstig gestaltet als die ihren. An Geld und Gut gebrach es ja wahrhaftig nicht, sein Vater hatte ihn auf den großen schuldenfreien Hof gesetzt, und dazu kam noch die beträchtliche Mitgift von den Schwiegereltern. Aber die junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Frau ward von unüberwindlichem Heimweh gequält. Kam sie von einem Besuch bei den Eltern zurück, so zählte sie schon die Tage, bis sie wieder dorthin fahren durfte. Nein, glücklich war er nicht, auch nicht, als ihm nach Jahresfrist ein Knabe geboren wurde, denn das Kind starb, nachdem es kaum geatmet hatte. Die Entbindung war nicht ohne Gefahr gewesen, und im Dorfe hieß es, die junge Frau sei auf den Tod erkrankt. Drei Tage später lag sie denn auch weiß und kalt mit dem toten Kindchen im Sarge.

Er wäre ganz wirr im Kopf vor Schmerz, sagten die Leute, aber Marge Jansen wußte das besser. Die Trauer um sein Weib konnte nicht so grenzenlos sein, denn er hatte es nie geliebt — sein böses Gewissen war es, das ließ ihm keine Ruhe.

Nur von fern, in der Kirche zuweilen, sah Marge sein elendes, blasses Gesicht, an ihrem Hause ging er gar selten vorüber, er scheute sich wohl, ihr vor Augen zu treten.

Einst, jetzt lagen auch schon wieder Monde dazwischen, da hatte auf der Fensterbank bei den Geranien eine thönerne Sparbüchse gestanden. Im ersten Augenblick wußte Marge Jansen sich nicht zu erklären, woher das

Ding wohl stamme, bis sie auf der rauhen Oberfläche ein mit Blaustift gemaltes „Katharina“ gewahrte, da wußte sie es gleich. Viel Geld war wohl in dem irdenen Spielzeug gewesen, denn durch die nicht allzu schmale Ritze schillerte es von Gold und Silber. Auch Nickel schien dabei zu sein, es sah täuschend genug aus, als ob sich's wirklich jemand erspart hätte.

Das wurde eine schwere Versuchung für Marge, welch ein Beitrag war diese Summe nicht für ihren heimlichen Schatz!

Bald aber ermannte sie sich. Das Geld ging auch diesmal bei Heller und Pfennig an den Absender zurück, und den zerbrochenen Spartopf warf sie auf die Straße, gerade vor ihrem Hause. Was glaubte er denn, sie und das Kind wären eins, und lieber wollte sie arbeiten Tag und Nacht, ja lieber betteln bei fremden Leuten als Almosen empfangen von ihm.

Bis jetzt hatte klein Tini noch niemals gefragt, weshalb sie keinen Vater habe wie andere Kinder, aber der Horizont ihrer Gedanken erweiterte sich von Tag zu Tag, über kurz oder lang mußte sie diese Frage stellen. Vorerst würde Marge ihr sagen, der Vater sei tot, später aber sollte sie die volle Wahrheit erfahren. Wie leicht klein Tini einmal mit dem Manne, der so nahe beim Dorfe wohnte, zusammentreffen konnte, das war Marge Jansen seltsamerweise nie in den Sinn gekommen. Und durch einen unglückseligen Zufall war es heute geschehen: der Vater hielt seine Tochter auf den Armen, und das Kind jauchzte ihm zu.

Hatte er nicht durch den Spartopf neulich bewiesen, daß ihm Tini nicht gleichgültig war, konnte er nicht später vielleicht den Versuch machen, ihr das Kind zu entreißen?

Marge Jansen sprang erregt auf und trat an das Bett. Klein Tini lag in tiefem Schlummer, das süße Gesichtchen war vom Schlafe gerötet, und die kleinen Fäustchen guckten geballt unter der Decke hervor. Das Kind mußte wohl von holden Dingen träumen, denn um den vollen Mund flog ein Lächeln.

Mit angehaltenem Atem und vorgebeugtem Halse starrte Marge auf das liebliche Antlitz ihrer Tochter.

Nein, das waren nicht ihre Züge, sie konnte es sich nicht verhehlen, klein Tini glich dem Vater. Die feine Nase, das ovale Kinn und selbst jener weiche Zug um den Mund. Mein Gott, wenn das Kind nun gar nichts von ihr hätte, wenn sich auch der schwache, wankelmütige Charakter des Vaters in ihm entwickelte! Wenn Marges Pläne zu nichte würden und das Kind sie am Ende gar einst freiwillig verließ, um zu ihm zu gehen!

Bei diesem Gedanken schoß Marge Jansen das Blut in die Wangen. Es war unerträglich schwül hier im Zimmer, man konnte keine Luft schöpfen, sie mußte ins Freie.

Geräuschlos, damit klein Tini nicht erwache, verließ sie die enge Stube und ging hinaus in den Flur. Dort öffnete sie behutsam die Hausthür und lehnte sich tief aufatmend an den Pfosten.

Es war ein wundervoller Abend, so still und friedlich. Hinter dem Hause verborgen stand der Mond. Die Bäume und Sträucher in den Gärten warfen schwarze Schatten auf die Straße, und so verharrte Marge lange Zeit in ihrer Stellung, ohne sich zu regen und zu rühren. Der leise Wind kühlte ihre glühende Stirn und beruhigte ihr erregtes Gemüt.

Marge Jansen hatte ein empfindsames Herz für das Weben der Natur, es war nicht das erste Mal, daß sie den Frieden suchte und fand in Betrachtung der irdischen Schönheit.

Da plötzlich sah sie, wie sich von dem Schatten etwas löste, und wie auf ein Zauberwort erschien auf dem vom Mondlicht überfluteten Platze die Gestalt eines Mannes. — Es war der Mann, der ihr den ganzen Tag nicht aus dem Sinn gewollt.

Marge hielt es für das beste, ins Zimmer zurückzukehren, was wollte der Mensch von ihr, er konnte ihr nichts zu sagen haben. Darum gab sie ihre Stellung an der Thür auf und wandte sich langsam ins Haus, aber der Mann folgte ihr.

„Ich habe auf dich gewartet, Marge Jansen, ich mußte dich sprechen.“

Sie drehte nur halb den Kopf und blickte ihm kalt ins Gesicht. Nichts in ihren Zügen verriet, daß sie nicht einem Fremden gegenüberstand.

„Was wünschen Sie von mir?“ fragte sie kurz, und als sie das gesagt, bereute sie schon fast, überhaupt gesprochen zu haben.

„Es ließ mir keine Ruhe, Marge. Das Kind, das kleine Mädchen, war es denn wirklich mein Kind?“

Offenbar kostete es ihm Anstrengung, dieses Wort über die Lippen zu bringen, aber es mußte gesagt sein.

„Geht das Sie etwas an?“

Demütig, ein Bittender stand er vor ihr: „Sei barmherzig, Marge Jansen. Siehe, ich habe nichts weiter auf der Welt, was ich lieben könnte. Laß mich das kleine Mädchen zuweilen sehen, laß mich für seine Zukunft Sorge tragen dürfen. Ich bin doch nun einmal sein Vater.“

„Meine Tochter hat keinen Vater, und fremde Hilfe braucht sie nicht, ihre Mutter sorgt für sie.“

Der Mann trat ganz dicht vor Marge hin, und in dem blassen Licht des Mondes sah sie, wie furchtbar entstellt seine Züge waren.

„Ich habe dich all die Zeit nicht vergessen können, Marge Jansen. Haus und Hof, mein ganzes Besitztum biete ich dir, aber heirate mich und laß mich dem Kinde den Namen geben, der ihm gebührt.“

Das Weib lachte höhnisch auf. „Vor vier Jahren wollten Sie mich doch nicht, haben Sie so Ihre Meinung geändert?“

„Man hinterbrachte mir Schlechtes über dich, und ich glaubte es.“

„Trotzdem ich Ihnen schwor, daß man log!“

Scheu senkte er vor ihren zornigen Blicken die Lider. Alf Erichsen hatte noch nie so glänzende Augen gesehen wie bei Marge. „Zwei Flammen glühen in ihnen,“ sagte er vor Jahren bewundernd. „Sie werden erlöschen, wenn ich dich nicht mehr liebe,“ erwiderte sie lächelnd mit der ganzen Überschwenglichkeit der ersten Liebe. Das war damals gewesen, aber die Flamme hatte die Liebe überdauert.

„So bleibt mir denn keine Hoffnung mehr?“ fragte er nach einer Weile mit unterdrückter Leidenschaft.

„Keine! Ich verachte Sie, und meine Tochter soll Sie verachten lernen; wenn es Zeit ist, werde ich ihr sagen, wie Sie an uns gehandelt haben. Wollen Sie aber dem Kinde und mir einen Dienst erweisen, so gehen Sie uns aus dem Wege und denken Sie nicht mehr an uns.“

Die Thür hatte sich vor ihm geschlossen, Marge Jansen ging hochaufatmend ins Zimmer zurück.

Gott sei Dank, er war fort, und sie hoffte, daß er jetzt nicht wiederkommen werde. Aber diese Begegnung hatte doch ihr Blut in Wallung gebracht, mehr als sie es sich gestehen wollte. Er besaß noch dieselbe weiche, etwas singende Stimme, auf deren Liebesworte sie so gern gehorcht in jenen Tagen ihrer Jugend. Das Gespräch im Flur hatte klein Tini aus dem Schlaf geweckt. Sie verließ das Bett und kletterte in ihrem Nachtkleidchen auf den Stuhl am Fenster. Da stand sie nun, als Marge in die Stube trat, klopfte mit den Händchen an die Scheiben und nickte immerzu. Als Tini ihre Mutter gewahrte, hielt sie den Arm vors Gesicht und lächelte verlegen, wie es kleine Kinder zu thun pflegen, wenn sie sich eines Unrechts bewußt sind.

„Mutter,“ sagte sie verschämt, „der Mann mit der Tickeuhr steht draußen!“

* *
*

Klein Tini dachte noch oft an ihren neuen Bekannten, aber sie grüßte ihn nicht mehr, wenn er, wie das in der letzten Zeit häufiger geschah, an der Näherin Häuschen vorbeiging. Die Mutter hatte es verboten, warum wohl? Man wünscht doch sonst allen Leuten im Dorfe „Guten Morgen“ oder „Guten Abend“, je nach der Tageszeit. Einen Grund hatte ihr die Mutter nicht angegeben, und als Tini danach fragte, war ihr gesagt: „Deine Mutter will es nicht, das laß dir genügen.“ Böse war er nicht, das wußte Tini gewiß, sonst hätte er sie ja nicht auf die Arme genommen und so schön mit ihr gespielt.

O, wenn sie nur noch einmal die Uhr sehen könnte! Manchmal träumte sie gar von ihm, von dem fremden Mann und — von seiner Uhr. Sie sah, wie sich die Zeiger drehten und hörte deutlich, wie es drinnen tickte. Wollte sie aber die Kapsel öffnen, um das Ding zu sehen, das da drin-

nen ohne Aufhören „tick, tack“ machte, dann kam jedesmal die Mutter auf die Wiese, und alles war vorbei. Klein Tini erwachte, öffnete schlaftrunken die Lider, rieb sich mit den Händchen die Augen und schlief wieder ein.

Heute war nun Jahrmarkt im Dorfe, immerfort rollten die Wagen mit den Bauern am Hause vorüber. Sogar eine blau lackierte Kutsche war die Straße entlang gefahren. Tini glaubte, in diesem Fuhrwerk müsse sich der König befinden und sein oberster Minister, deshalb war sie zur Mutter hineingelaufen, um danach zu fragen. Es waren aber Frauen zum Kleideranprobieren drinnen gewesen, so konnte nichts daraus werden. Klein Tini trollte also wieder hinaus und setzte sich von neuem auf die Treppenstufe. Das Kind hätte gewünscht, es möchte alle Tage Jahrmarkt sein. Gleich am Morgen war die Mutter mit ihr durch die Budenreihen gegangen, und Tini hatte ein Pfefferkuchenherz bekommen und eine neue Puppe, die sie gar nicht mehr aus den Händen ließ.

Ganz deutlich tönte lustige Musik zu ihr herüber. In Carsten Carstens großem Saal tanzten die Leute, das hatte ihr die Nachbarsfrau erzählt. Leise summte Tini die Melodie nach und betrachtete dabei entzückt ihre Puppe. Sie konnte immer noch nicht so recht glauben, daß dieses Prachtstück wirklich ihr gehörte. Früher hatte sie ja auch schon eine Puppe besessen, aber deren Kopf war aus Porzellan gewesen, diese neue hatte einen Kopf aus Wachs mit richtigen seidenweichen Haaren. Es war eine ungeahnte Pracht!

Klein Tini wickelte den Schatz sorgsam in ihr Kattunschürzchen, denn die Puppe war nur mit einem Hemd bekleidet, — leider. Aber morgen wollte die Mutter ein elegantes Kleid für sie machen, Tini durfte sich das Zeug selber aus der Flickenlade suchen. Wenn sie nur gewußt hätte, ob grün oder blau schöner sei.

Als das Kind endlich einmal aufblickte, ging gerade der fremde Mann vorüber, und blitzschnell wandte Tini den Kopf nach rechts. So blieb sie ihrer Meinung nach mindestens eine halbe Stunde unbeweglich sitzen, dann schielte sie vorsichtig nach links, und erst als sie sich überzeugt hatte, daß nichts mehr von ihm zu sehen war, begann sie kecker um sich zu blicken. Ob seine kleinen Töchter wohl auch Puppen hatten, Tini glaubte das, aber so schön wie ihre waren sie sicherlich nicht.

Auf der Fahrstraße, gerade vor der Hausthür, lag ein Strauß Geranienblüten, den die Mutter von den Stöcken abgeschnitten hatte. Die roten Blumen leuchteten und glitzerten in der Sonne, verwelkt schienen sie eigentlich noch gar nicht. Was für einen prachtvollen Kranz könnte Tini daraus winden, o, es sollte fein werden!

Sorgfältig legte das Kind die Puppe auf den Stein, ganz dicht an die Mauer, wohin die Sonnenstrahlen nicht so dringen konnten, und dann trippelte sie hinunter auf die Straße. Warum die Mutter diese Blumen nur weggeworfen hatte, sie waren noch ganz frisch, erst eben erblühte waren darunter.

Die Kleine hockte nieder und pflückte eifrig jede einzelne Blume, an der noch ein rotes Blatt hing, von den Dolden. Tinis Köpfchen glühte, sie hatte es ungemein wichtig mit ihrer Arbeit.

Bald aber ereignete sich etwas, was sie den Kranz vergessen ließ. In einiger Entfernung kam auf der Landstraße ein Leiterwagen dahergejagt, der mit einer Anzahl Bauernburschen dicht besetzt war. Einer von ihnen schwang eine Flasche, ein anderer spielte die Ziehharmonika, und alle sangen sie aus vollem Halse. Vorn an der Deichsel flatterte eine blauweißrote Fahne, die Pferde galoppierten, und der Kutscher ließ noch immerfort die Peitsche auf die Tiere niedersausen, es war eine lustige Jahrmarktsfahrt. Vor Überraschung ließ klein Tini die Blumen fallen. Mit offenem Munde und über dem Magen gefalteten Händchen stand sie da, ganz stumm vor Staunen. So etwas bekam man nicht alle Tage zu sehen.

Unterdes war drinnen im Hause die Anprobe beendet. Marge Jansen begleitete die Kundschaft hinaus, wie das so ihre Gewohnheit war. Meist fand sich noch allerlei zu erzählen, und häufig genug faßte auch eine der Damen beim Gehen erst einen wichtigen Entschluß. Wenn die gepufften Ärmel nun einmal so sehr in Mode wären, so möchte Marge Jansen nur welche machen, und was dergleichen Bestimmungen mehr waren.

Auch heute standen sie wieder an der Thür im lebhaften Gespräch, da kreischte plötzlich eine der Frauen laut auf: „Herrgott, das Kind!"

An der Biegung des Weges schoß ein Leiterwagen vorüber. Die Pferde rasten, offenbar hatte der Kutscher die Macht über sie verloren, und in unmittelbarer Nähe stand regungslos, wie träumend, ein Kind, klein Tini. Im Augenblick erfaßte Marge die gräßliche Gefahr. Eine Sekunde war sie wie gelähmt, dann stürzte sie ein paar Schritte vor, den heranstürmenden Tieren entgegen.

Aber wie durch geheimnisvolle Kraft gebannt, hielt plötzlich das Gefährt. Die riesenstarken Mähren bäumten sich und schlugen mit den Hufen, daß die Funken stoben, aber der Wagen stand, er kam nicht weiter vorwärts. Das Kind war gerettet, und ein einzelner Mann hatte dieses Wunder bewirkt. Mit der Linken hielt er das kleine Mädchen noch hoch in der Luft, dann setzte er es behutsam auf das Pflaster nieder.

Leidenschaftlich umschlang Marge Jansen ihr Kind. War es denn möglich, war ihm denn wirklich kein Leids geschehen? Ihre Händchen, ihre Füßchen mußte klein Tini zeigen, und alles war unverletzt und unversehrt, nur ein wenig erschrocken war die Kleine.

Marge wollte das Kind auf den Arm nehmen, um es ins Haus zu tragen, aber klein Tini wehrte sich. Fragend und ängstlich starrten ihre großen blauen Augen auf den Mann, dem sie ihr Leben zu verdanken hatte. Als Marge den Blicken ihres Kindes folgte, kam ihr zum erstenmal der Gedanke an seinen Retter. Die trunkenen, verstörten Burschen waren mittlerweile vom Wagen herabgeklettert, zwei von ihnen hatten die Pferde gefaßt, zwei andere stützten einen leblosen Mann.

Jede Farbe war aus seinem Antlitz gewichen, schlaff hing der rechte Arm herab, und Marge Jansen sah, wie das Blut in einem dicken Strom von der Hand herniederrieselte. Die Finger waren von den Wagenrädern vollständig zerquetscht zu einer formlosen breiartigen Masse. Es war ein grauenerregender Anblick.

Klein Tinis Körper überlief ein Zittern, sie barg den Kopf tief in die Kleider ihrer Mutter. „Mutter," fragte sie ängstlich, „der Mann mit der Tickeuhr, ist er tot?"

In Marge Jansens Ohren gellte es wieder: „Ist er tot?" aber sie rührte sich nicht von der Stelle, sie regte nicht Hand noch Fuß, um dem Unglücklichen Hilfe zu leisten.

Allmählich öffneten sich die Thüren der Nachbarhäuser, eine nach der anderen. Frauen kamen zum Vorschein, neugierig fragend, mit skandallüsternen Gesichtern. Eine von ihnen trug eine Schale mit Wasser und ein Handtuch. Dem Ohnmächtigen wurde ein notdürftiger Verband angelegt, und dann trugen sie ihn fort.

Still und ernüchtert kletterten die Burschen auf den Wagen, ihre Trunkenheit war verflogen. Langsam, wie man einer Leiche folgt, fuhren sie davon, und vor ein paar Stunden waren sie so jubelnd und ausgelassen ins Dorf eingezogen.

Die Frauen blieben zurück. Hier und da bildeten sich Gruppen, man steckte die Köpfe zusammen und tuschelte. Ein altes Weib trat dicht vor Marge hin und sah ihr lauernd in die Augen: „Het he dat Kind twischen de Peer rutholt?"

Marge Jansen antwortete nicht, sie nahm klein Tini an der Hand und führte sie still ins Haus.

Drinnen in der Hinterstube warf sie sich mit dem Kinde auf die Knie und betete laut: „Vater unser, der du bist im Himmel —"

Marge Jansen war durchaus nicht fromm, im Glück vergißt man Gott, und im Unglück verzweifelt man an ihm, aber dann giebt es wieder Augenblicke, wo man seine rettende Vaterhand förmlich zu sehen vermeint, und so war es Marge ergangen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Immer sah sie die gräßlich verstümmelte Hand vor sich. Vielleicht war es nicht einmal so schlimm, als es ihr beim ersten Anblick erschienen war, am Ende hatte nur das hervorquellende Blut einen so entsetzlichen Eindruck auf sie gemacht. Tiefe Wunden mußten es ja gewesen sein, aber die Hand war gewiß noch zu retten.

So viel Mühe Marge Jansen sich auch gab, um sich den Unfall so gering als möglich vorzustellen, es gelang ihr nicht, sie hatte die formlosen Finger zu deutlich gesehen.

Wenn nur jetzt wenigstens eine von den Nachbarinnen kommen möchte, die ihr die näheren Umstände erzählen könnte! Aber es kam niemand, es war, als ob sich alle Welt gegen sie verschworen hätte.

Würde denn nicht jeder an seiner Stelle dasselbe gethan haben? War es nicht so natürlich, daß er alles daran setzte, um das Kind vor Unheil zu bewahren? Ja, wenn es glücklich abgelaufen wäre, so würde sie weiter kein Gewicht auf die Sache legen, dann hätte er nicht mehr als die Pflicht der Menschlichkeit erfüllt, — aber so?

Marge ging hinaus in den kleinen Garten, um einen Blumenstrauß zu pflücken, den sollte ihm Tini als Zeichen ihrer Dankbarkeit bringen. Er hatte dem Kinde ja nun einmal das Leben gerettet, und bei dieser Gelegenheit würde Marge auch erfahren, wie es um die Hand stand. Aber ehe der Strauß noch vollendet war, warf sie die Blumen wieder von sich. Es ging nicht, nein, es ging nicht. Er konnte Tinis Kommen als eine Annäherung auffassen, und das durfte nicht sein. Zu viel lag zwischen ihr und diesem Manne, auch waren sie ihm keinen Dank schuldig.

* * *

Wie ein großes blitzendes Auge lag das Eis auf dem Dorfteich. Am Ufer war ein rundes Loch in die Krystalldecke geschlagen, da funkelte das blanke, schwarze Wasser. Auf den umherliegenden Eisschollen hockten eine Anzahl Enten, ihre Federn waren gesträubt, und den Kopf hatten sie unter die Flügel geschoben, denn es war bitterlich kalt. Der Sturm pfiff, in großen einzelnen Flocken flatterte Schnee hernieder. Augenblicklich taute es, aber in der Nacht würde es wieder frieren.

Der Wind blies Alf Erichsen gerade ins Gesicht, er hatte Mühe vorwärts zu kommen. Als er jetzt am Schulhaus vorbeiging, schlug es vier Uhr, es war noch mitten am Tage, und schon herrschte tiefe Dämmerung. Alf stützte sich auf seinen Knotenstock und blieb eine Weile stehen. Er hatte Kinder gern, besonders die kleinen, gleich mußten sie nun herausgesprungen kommen, denn um vier waren die Lehrstunden zu Ende. Aber es kam niemand. Seltsam, der Schulmeister war doch sonst so präcise, oder — nein, heut war erst Dienstag. Sie mußten wohl aus irgend einem Grunde frei haben, die Buben und Mädchen.

Da riß ihm der Sturmwind fast die Mütze vom Kopf, Alf griff mit beiden Händen danach und schritt eilends weiter. Durchdringend kalt war es, trotzdem es taute. Die Füllen sollten auch unter Dach und Fach, das hatte er sich heute morgen gelobt. Sie besaßen zwar einen dichten, langhaarigen Pelz, aber der Winter war gar zu streng und zu unbeständig. Die Tiere magerten zusehends ab, er würde ewig zu füttern haben, um sie wieder bei Fleisch zu bekommen. Im Stall war aber nicht Raum genug für die zwanzig Fohlen, darum wollte er jetzt den Zimmermann bestellen, es mußte Platz geschafft werden. Rüstig schritt Alf Erichsen vorwärts. Der Sturm umbrauste ihn nach wie vor und machte noch mehrmals Miene, ihm die Mütze zu entführen, aber er erwartete jetzt solchen Angriff und war auf der Hut.

Eine ganze Weile mußte er noch gehen, ehe er das Ziel seiner Wanderung erreichte. Des Zimmermanns Haus war neu und modisch. Vor einigen Jahren erst, als er heiraten wollte, hatte er es beinahe eigenhändig aufgebaut. Besonders die blau und roten Schiefersterne, aus denen das Dach zusammengesetzt war, erregten die Bewunderung der Dorfleute. An der nach Osten liegenden Mauerseite befand sich noch ein aus Steinen und Balkenwerk aufgeführter Verschlag, daher drang ein dumpfes schnarrendes Geräusch, wie von einem über knotiges Holz fahrenden Hobel. Durch die duffen Scheiben eines Fensterchens fiel schwacher Lichtschein auf die Straße, der Meister war bei der Arbeit.

Eine Staketpforte öffnend, trat Alf in den kleinen, mit Kohlstauden besetzten Garten, er war ja mit der Örtlichkeit vollkommen vertraut. Oft genug hatte er hier als Bube mit dem jetzigen Meister zwischen aufgeschichteten Brettern und Ziegelsteinen umhergespielt. Die Leute sagten, es sei bei dem Zimmermannsjungen im Oberstübchen nicht ganz richtig. Sei dem, wie ihm sei, ein seltsamer Bursch war er seit je gewesen. Zu

der Schule saß er sein lebelang bei den Abc-Schützen, über notdürftiges Lesen und Schreiben brachte er es nicht hinaus. Aber Zeichnen, das konnte er, darin war er ihnen allen über. Am liebsten malte er still für sich Häuser und Kirchen auf die Schiefertafel, und zu Alf hatte er einst gesagt, er wolle ein Baumeister werden. Der arme Tropf, dazu war es nicht gekommen, aber ein tüchtiger Zimmermann war doch aus ihm geworden, trotz seiner geringen Geistesgaben.

Alf klinkte eine niedrige Thür auf und befand sich sogleich in der Werkstatt. Von der rohen Holzdecke hing eine Hängelampe herab, deren Cylinder schief gesunken und von der Flamme schwarz angekohlt war. Infolgedessen herrschte dicke qualmige Luft in dem kleinen Raum, ohne daß der Zimmermann es gemerkt hätte. Mit aufgekrempelten Hemdärmeln stand er an der Hobelbank und ließ den Hobel über ein langes schmales Brett sausen.

„Guten Abend, Meister!“ grüßte Alf auf Plattdeutsch. Der Zimmermann wandte ein wenig den Kopf. „Guten Abend,“ wiederholte er, aber der Hobel schnurrte so sehr, daß die Worte kaum zu verstehen waren.

„Sie müssen mir auf der Tenne einen Verschlag machen für die Füllen, Meister. Alte Latten und Bretter werd ich wohl genügend haben, können Sie nicht schon morgen kommen?“

Der Mann hielt einen Augenblick in der Arbeit inne: „Morgen, nein, da kann ich nicht.“ — Er sagte das erst, nachdem er eine ganze Weile nachgedacht hatte.

„Nun, dann Donnerstag oder vielleicht Freitag.“

„Freitag! Ja, da geht es, und den Gesellen bringe ich mit.“

„Gut,“ meinte Alf, „also Freitag. Ich glaubte, bei diesem Wetter wäre nichts zu schaffen, und nun stecken Sie bis an den Hals in Arbeit.“

„O ja, ich habe zu thun, sehr viel zu thun.“

„Was soll denn das da werden?“ fragte Alf, auf die schmalen Bretter weisend, über die der Hobel wieder kreischend hinfuhr.

Der Zimmermann lachte. „Särge sollen es werden,“ sagte er fröhlich, „Särge. Drei, vier, fünf Särge.“

Offenbar befand sich der Geist des Mannes wieder in umnachtetem Zustand. Alf grauste es, und mit kurzem Gruß verließ er die Werkstatt. Um durch die Hausthür auf die Straße zu gelangen, mußte er einen schmalen, mit Cement gedielten Korridor überschreiten. Vorn am äußersten Ende dieses Ganges befand sich die beste Stube der Meisterin. Zwischen den Fenstern hing ein Spiegel im Goldrahmen und darunter ein Trumeau mit einer Marmorplatte. Ja, es war vornehm eingerichtet in des Zimmermanns neuem Hause. Heute nun stand die Thür zu dem Heiligtum offen, wäre es nicht schon so finster gewesen, man hätte sich ungehindert die Pracht besehen können.

Schon wollte Alf die Hausthür öffnen, als er lautes Weinen vernahm. Da ließ er die Klinke wieder fahren und wagte es, den Fuß in die beste Stube zu setzen, denn von dorther klang das Schluchzen herüber.

Durch zwei breite, hohe Fenster konnte das schwache Dämmerlicht ungehindert ins Zimmer fallen, und so kam es, daß es hier noch heller war als im Flur. Auf dem unbequem hochgepolsterten Sofa saß tief in sich gesunken ein dem Anscheine nach noch junges Weib, das hatte den Kopf mit einer dunklen Kattunschürze bedeckt, und durch ihren zarten Körper ging heftiges Zittern.

War denn in diesem Hause heut alles verhext? Der trübselige, wunderliche Zimmermann lachte, und seine hübsche, allzeit muntere Frau weinte, als ob ihr das Herz brechen sollte. Vor Jahren hatte Alf mit diesem Weibe auf derselben Schulbank gesessen. Wenn der Lehrer die Kleine schalt, so blieb sie ganz still und ernst, gleich nachher aber lachte sie wieder. Sie weinen gesehen zu haben, erinnerte er sich überhaupt nicht.

Sachte zog Alf dem jungen Weibe die Schürze vom Gesicht. „Weshalb weinst du denn so sehr, Elsbeth?“ fragte er mitleidig. „Was fehlt dir, kann ich euch helfen?“

Ihre Augen schwammen wie in einem blanken See, sie war förmlich aufgelöst in Thränen.

„Uns kann niemand helfen, niemand, denn wir haben alles verloren, was wir besaßen, unser ganzes Glück.“ Und dann begann sie wieder leidenschaftlich zu weinen.

„Mein Gott, Elsbeth, so schlimm wird es ja nicht sein. Man muß wenigstens sehen, was sich thun läßt."

Das Weib hielt plötzlich wieder im Schluchzen inne. „Nein," sagte sie, den Kopf schüttelnd, „dabei läßt sich nichts mehr thun, gar nichts."

Sie stand auf, faßte Alf Erichsen an der Hand und zog ihn hinter sich her in ein alkovenartiges Nebenzimmer. Mitten in dem kleinen Gemach stand ein mit einem weißen Laken überdeckter Tisch, darauf brannten in neusilbernen Leuchtern zwei Kerzen. Das einzige Fenster des Stübchens war verhängt, und die Diele war bestreut mit feingeschnittenen Buchsbaumzweigen. Alf wußte, daß sich in dem Zimmer eine Leiche befinden mußte. Die Frau führte ihn vor eine große, die ganze hintere Mauer einnehmende Wandbettstelle. Schweigend schob sie die bunt bedruckten Gardinen zurück, und Alf Erichsen blickte auf zwei tote Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Ihre wachsbleichen Gesichter hoben sich scharf von dem blendenden Weiß des Linnens, auf dem Antlitz des Dirnleins spielte wie sanfter Hauch ein Lächeln, aber der Knabe mußte furchtbar gelitten haben. Mit unerbittlicher Grausamkeit lag noch der Todeskampf auf den feinen Zügen.

„Sind sie denn wirklich tot?" flüsterte Alf ergriffen. „Vor vier Tagen habe ich dem Jungen noch einen Weidenstock geschnitten, und er war frisch und munter. Wie konnte das nur so schnell geschehen?"

„Am Abend kam er mit Halsschmerzen nach Hause, er und das Mädchen. Am folgenden Tage sagte der Doktor, sie hätten die Diphtheritis, und gestern waren sie tot."

Über die Frau war eine merkwürdige Ruhe gekommen, die Alf fast weher that als ihr leidenschaftliches Weinen.

„Arme, arme Elsbeth!"

„Ja," sagte das Weib, „wir sind arm geworden, entsetzlich arm. Gegen die Diphtheritis giebt es kein Mittel, sie ist ein tückisches, schleichendes Raubtier, ein mit knöchernen Fingern erbarmungslos würgendes Gespenst, vor dem man sich nicht retten kann, nicht flüchten. Ach, wir bleiben nicht die einzigen Trauernden, es wird noch mehr Tote geben im Dorfe. Heute ist schon die Schule geschlossen, denn des Küsters Knaben haben auch die Diphtheritis, und der Schneiderin klein Tini liegt in den letzten Zügen."

Alf überrieselte es kalt. Marge Jansens Kind — sein Kind. Vielleicht war auch klein Tini schon von dem unerbittlichen Tode dahingerafft, ohne daß er, der Vater, es wußte. Er mußte hinaus, er wollte fort zu seinem Kinde.

Als er im Begriff war, den Fuß über die Schwelle zu setzen, trat ihm der Zimmermann entgegen.

„Haben Sie meine Kinder gesehen? Sie sind tot, alle beide tot, und ich mache Särge, vier, fünf, sechs Särge."

— — — — — — — — — — — — — — —

Vorübergehende mochten wohl meinen, die Schneiderin feiere ein Fest, so hell erleuchtet waren die Fenster ihres Häuschens. Wer weiß, ob die kleine Stube jemals eine solche Fülle von Licht gesehen hatte.

Tini fürchtete sich vor der dunklen, schwarzen Nacht, sie wollte die Sonne, den Tag. Marge Jansen konnte die Sonne nicht schaffen, aber sie hatte ihre beiden hohen Petroleumlampen angezündet und sie so dicht ans Bett gestellt, daß der volle Schein auf das Kind fiel. Wirklich war es auch, als ob klein Tini etwas ruhiger wurde. Röchelnd und mühsam klangen zwar noch immer die Atemzüge, doch schien es Marge, als ob sie nicht mehr mit jener entsetzlichen, jagenden Schnelligkeit aufeinander folgten, die ihr das Blut in den Adern gerinnen ließ.

Am Fußende des Bettes lagen allerlei bunte Zeugflicken und die Puppe mit den Flachshaaren. Verächtlich hatte klein Tini das sonst so geliebte Spielzeug beiseite geworfen, und Marge suchte in allen Kisten und Kasten nach einem Gegenstande, der dem Kinde Freude machen konnte. Dabei war ihr auch die Kette aus blauen Glasperlen in die Hände gefallen. Alles, was klein Tini begehren mochte, würde ihr Marge gegeben haben, weshalb denn nicht diese Perlenschnur?

Mechanisch, unermüdlich ließ das Kind die blauen Glaskugeln durch die Finger gleiten, während Marge an einem Kleiderärmel nähte, den sie schon seit gestern morgen in Arbeit hatte. Er würde wohl niemals fertig wer-

den. Zwei Tage und zwei Nächte hatte Marge Jansen jetzt nicht geschlafen, dennoch fühlte sie sich weder müde noch abgespannt. Die fieberhafte Angst, die sie seit Tinis Krankheit nicht los zu werden vermochte, ließ es nicht dazu kommen.

An der Wand tickte die Uhr, der Atem des Kindes ward wieder schneller und mühsamer. Marge Jansen nähte weiter, immer weiter, aber sie wußte selbst kaum, daß sie es that. Sie stach sich mit der Nadel in die Finger, daß es schmerzte, und die Blutstropfen befleckten den Stoff ihrer Arbeit, sie achtete es nicht. Verstohlen blickten ihre Augen nach dem Kinde, ihre Ohren horchten auf jeden Laut aus seinem Munde.

Wieder trat jene furchtbare, grauenhafte Atemnot ein, die Marge erzittern machte. Endlich wollte sie aufspringen, um klein Tini zu Hilfe zu eilen, aber ein Mann trat an das Bett und kam ihr zuvor.

Alf Erichsen hatte sich durch den dunklen Flur getastet. Er sah einen schmalen Lichtstreif durch die Thürspalte fallen, und so war er ins Zimmer gekommen, ohne daß Marge es merkte. Wie hätte das auch geschehen sollen, sie hatte ja nur Augen und Ohren für das Kind.

Alf klopfte die Kissen zurecht und brachte klein Tini in eine sitzende Stellung, Marge Jansen nähte, sie nähte immerzu. Nach und nach begann sich das Kind wieder zu beruhigen. Tini lächelte ein wenig und sah den fremden Mann, den sie so gut kannte, dankbar und bittend mit den kranken blauen Kinderaugen an. Sogleich verstand Alf den Blick, er zog die goldene Uhr aus der Tasche und legte sie in der Kleinen Hände. Er öffnete die Kapsel und zeigte ihr die schnurrenden, fleißig sich drehenden Räder. Da sah Marge, daß ihm an der rechten Hand die mittleren Finger fehlten, nur zwei häßliche, fleischüberwachsene Stümpfe waren davon übrig geblieben.

Klein Tini war ganz in staunendes Anschauen versunken, die Uhr war ja für das Kind ein lang ersehntes Spielzeug. Alf rückte sich einen Stuhl an das Bett und warf einen furchtsamen, beinahe flehenden Blick auf Marge. Sie wußte nicht, was er wollte, es wäre ihr nie in den Sinn gekommen, ihn fortzuweisen. Nur für das Kind hatte Marge Jansen Gedanken, für sonst nichts auf der Welt.

„Wann ist der Physikus zum letztenmal hier gewesen?“

„Heute mittag um zwölf Uhr.“

„Ich will ein Pferd nehmen und ihn holen, es ist besser.“

„Des Lehnsmanns Knecht ist schon nach der Stadt geritten, in einer Stunde kann der Doktor hier sein.“

„Ist es heute schon einmal so schlimm gewesen?“

„Schon heut morgen. Ich wollte, der Physikus sollte schneiden, aber Tini fürchtete sich so sehr, und er meinte auch, es wäre noch immer Zeit dazu.“

Stumm saßen sich die Eltern gegenüber, in dem Bette lag das ächzende Kind. Mitunter bewegte klein Tini die Lippen, als ob sie reden wollte, vielleicht mühte sie sich, das Geheimnis der kreisenden Räder zu ergründen. Das Kind röchelte, die Uhr tickte, man hörte, wie der Docht in der Lampe das Öl aufsaugte.

Dann plötzlich glitt die goldene Uhr von der Bettdecke herab und fiel mit lautem Klappern zu Boden. Ein schnurrendes Geräusch, die Räder standen, es mochte wohl die Feder im Werke zersprungen sein. Klein Tini tastete mit den Händen in der Luft. Ihre Brust hob und senkte sich, sie wollte atmen, sie konnte nicht. Die Äderchen an den zarten Schläfen schwollen an, aus den blauen Augen schrie es nach Hilfe.

Marge und der Mann sprangen voll Angst in die Höhe. Er hob das Kind aus den Kissen und nahm es auf den Arm. Klein Tini gurgelte und ächzte. Sie wollte atmen, atmen, aber nur dumpfe, qualvoll schaurige Töne klangen pfeifend durch das Zimmer. Alf flüsterte dem Kinde zärtliche, beruhigende Worte zu. Klein Tini wand und krümmte sich in seinen Armen, er hatte Mühe, sie zu halten. Mit der Linken umklammerte sie seine Schulter, die Rechte griff hilfesuchend ins Leere, bis sie an dem Halse ihrer Mutter Halt fand.

Wange an Wange lagen die Gesichter der drei einzigen Menschen in dem kleinen Hause. Ein konvulsivisches Ringen und Winden, ein hohler, pfeifender, gurgelnder Ton. Das Haupt mit den blonden Härchen sank kraft-

los herab, über die matten blauen Augen schlossen sich die Lider.

Klein Tini rang nicht mehr qualvoll nach Atem, die Engel hatten ihre Seele zum lieben Gott getragen.

Des Kindes Herz hatte aufgehört zu schlagen, sie fühlten, wie seine Glieder kalt und steif wurden. Alf löste Tinis Händchen von ihrer Mutter Hals und legte den kleinen Leichnam behutsam auf das Lager. Er hieß Marge sich setzen und ließ sich selbst wieder auf dem Stuhl am Bette nieder. So hielten sie die Totenwacht an der Leiche ihres Kindes.

Dem Manne rannen ununterbrochen die hellen Thränen über die Wangen, Marge saß stumm und starr, ihre Augen brannten wie Feuer, aber sie konnte nicht weinen.

Man hörte das Aufschlagen von Pferdehufen, vor dem Hause hielt ein Wagen. Mit einem lauten, derben Gruß trat der Arzt in das Zimmer, das war so seine Art, wenn er Angst und Sorge bannen wollte. Aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen Er sah den weinenden Mann, das starre Weib und auf dem Bette das tote Kind. Hier konnte er nicht mehr helfen. Für das, was ihm zu thun übrig blieb, war auch noch morgen Zeit. Leise, ohne ein weiteres Wort geredet zu haben, verließ er das Haus.

Von draußen klang dumpfes Gerassel herüber, es war das Geräusch der vorwärts rollenden Räder.

Surrend sog der Docht in den Lampen nach wie vor das Öl in die Höhe, an der Wand tickte die Uhr. Der Mann hatte den Kopf auf die Kante des Bettes gelehnt, er weinte.

So verrann die lange, lange Winternacht. Mählich dämmerte der Morgen, es begann Tag zu werden.

Marge stand auf und löschte die Lampen. Wozu sollten sie noch brennen, durch die Scheiben fiel ja das trübe Licht des Morgens.

Stumm saßen sie einander gegenüber. Marge Jansen brütete vor sich hin, und der Kopf des Mannes lag noch immer auf der Bettkante. So ward es denn vollends Tag.

Endlich richtete Alf sich empor, er wischte die Thränenspuren aus den Augen und erhob sich.

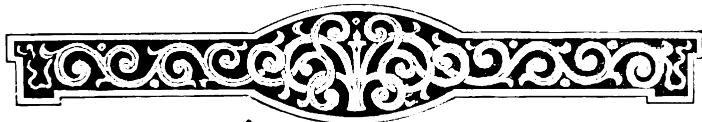
„Ich muß jetzt fort, darf ich in einer Stunde wiederkommen?“

Sie nickte: „So bald und so oft Sie wollen.“

„Ich danke dir, Marge Jansen.“

Alf reichte ihr die Hand, und für einen Augenblick lagen die häßlichen Stumpfe in ihrer Rechten. Als er dann den Kopf hob, traf ihn ihr Blick, und er erschrak. Das waren ja nicht mehr die schimmernden, blitzenden Augen von gestern. Jedes Feuer, jeder Glanz war in ihnen erloschen. Nur qualvolles, alles Leben tötendes Weh lag in diesen Augen, die Flamme war tot, er suchte sie vergebens.

In der Nacht war Schnee gefallen, Straße und Felder waren mit dichter, weißer Decke verhüllt. Von den Dachziegeln fielen einzelne schwere Tropfen, wie Thränen, die der Himmel weinte.





Relief am Treppenhaus des „Künstlerhauses" in Berlin.

Kunstausstellungen und Kunstsalons in Berlin.

Von

Hermann Häfker.

(Nachdruck ist untersagt.)

Kunstausstellungen haben sich fast zu allen Zeiten ähnlich gesehen. Ob man die Reproduktion der beiden Kupferstiche aus dem achtzehnten Jahrhundert in der „Kunst für Alle" (1886) ansieht, die den Pariser „Salon" und die „Royal Academy" in London darstellen, oder in einen modernen „Ausstellungspalast" tritt — hier wie dort eine Menge von Bildern niedrig und hoch, oft bis an die Decke gehängt, ein geputztes, je nach dem Zeitgeschmack mehr pretiöses oder mehr weltmännisch gelassenes Publikum, überall dieselben ernsten und komischen Typen, deren sich Litteratur und Illustration jederzeit angenommen haben. Zwischen den größeren anspruchsvolleren Gemälden hingen jederzeit auch kleinere Werke, Zeichnungen, Stiche, Medaillons; das Kunsthandwerk ist nie ausgeschlossen gewesen, und Bildhauerkunst erschien meist Hand in Hand mit der von Kohle und Pinsel. Und zu allen Zeiten, nicht zu vergessen, haben neben Laien und Kennern grimme Kunstrichter gestanden, die nach mehr oder weniger orthodoxen, mehr oder weniger ehrwürdigen Grundsätzen über den Wert der ausgestellten Werke urteilten, der Nachwelt als Trenner von Böcken und Schafen vorzugreifen versuchten.

Immer folgte natürlich das Ausstellungswesen den Bewegungen der Kunst und des öffentlichen Interesses. Wir haben in den letzten Jahren eine solche Bewegung im großen Maßstabe beobachtet, und wir haben wahrnehmen können, wie dem frischen, belebenden Zuge, namentlich auf dem Gebiet der Malerei, eine eigenartige und geschmackvolle Reform des Ausstellungswesens auf dem Fuße folgte.

Hand in Hand mit der socialen Entwickelung der Kulturvölker ging die einer neuen, lebendigen Kunst, und der internationale Gedanke kam ihr durch die politischen Verhältnisse zu statten; Freiheit, Individualität drang in das Kunstschaffen wie in das Kunstbesprechen ein. Werke wie Muthers Kunstgeschichte und all die unabsehbaren Einzelarbeiten, die ihr zu Grunde lagen, ferner die Entwickelung der Reproduktionstechnik, die namentlich angesehenen Zeitschriften die Unterstützung ihres Textes durch originalgetreue

Wiedergabe von Kunstwerken ermöglichte, die Flut solcher Organe, die nach dem Muster des „Studio“ thätig sind (in Deutschland



Das Künstlerhaus in Berlin: Hauptsaal.

z. B. „Kunst und Handwerk“; die Zahl hat sich in wenigen Monaten endlos vermehrt) — alles das ließ auch guten Geschmack, lebendiges Interesse und schnelles Verständnis in breitere Kreise dringen. So kann es nicht wunder nehmen, daß die Kunstausstellungen zu immer wichtigeren Ereignissen der Großstädte wurden, daß in manchen Kunstsalons nicht unbedeutende „Kulturkämpfe“ ausgefochten wurden.

Im Jahre 1893 kam mit der Ausstellung der „Secession“ in München ein neues Ausstellungsprincip zum Durchbruch, das sich



Salon Schulte: Oberlichtsaal mit Vorraum.

seitdem, in allen Kunststädten Europas nachgeahmt, als segensreiche Neuerung erwiesen hat. Es war der völlige Bruch mit dem akademischen, begriffsstrengen, nüchternen Ausstellen der fremdartigsten Werke nebeneinander, wie es gerade geometrisch am bequemsten war. Fortan wollte man in jedem Kunstwerk das Persönliche würdigen, die Umgebung danach abstimmen und die Räume, die einem erhabenen Zweck geweiht waren, einladend und geschmackvoll ausstatten. Die Ausstellung selbst sollte ein Kunstwerk sein.

Dieser Umschwung ist so bezeichnend, daß es der Mühe lohnt, darüber noch einmal einen Sprecher zu hören, der seinerzeit die leitenden Gesichtspunkte der Neuerung darzustellen berufen war. Benno Becker entwickelte damals (1893) in der „Kunst für Alle“ die Ziele der „Secession“ und die Mißstände, gegen die sie ankämpfte. Die großen internationalen Kunstausstellungen, die sich in der Mitte dieses Jahrhunderts aus den Weltausstellungen entwickelt hatten und ursprünglich — so lange sie etwas Neues zu sagen hatten — sehr segensreich waren, entarteten immer mehr zu einem unkünstlerischen Bilder- und Skulpturenmarkt, zu dieser „fürchterlichen, würdelosen Kunstausstellung“. „Da werden die Nerven zermartert, die Stimmung totgeschlagen. Da muß man sich durcharbeiten durch endlose Reihen gleichgültiger und unangenehmer Bilder, durch einen Wust von Mittelmäßigkeit und Talentlosigkeit. Und wenn dann wirklich ein paar Kunstwerke vorhanden sind, an denen man sich freuen und erlaben könnte, dann ist das Auge müde und die Empfänglichkeit zu Ende. Auch die Wirkung auf die Maler ist eine verderbliche. Sie werden zum Extravaganten, Sensationellen verführt. Unscheinbares wirkt natürlich nicht inmitten des großen Marktes. Wer die Aufmerksamkeit auf sich lenken will, muß etwas recht Absonderliches aushecken, muß übertreiben und vergröbern. So entsteht ein Ding, das frühere Zeiten nicht kannten: das Sensationsbild, ein Virtuosenstück, das seinen Zweck erfüllt, wenn es von sich reden macht, das keinem inneren Drang sein Entstehen verdankt, sondern der Sucht nach Erfolg, dem Wunsche, alles zu überschreien, was daneben hängt. Das Panoptikum und die Schreckens-

kammer bekommen gefährliche Konkurrenten. Der ' idersinnige und durchaus unkünstlerische Begriff des ‚guten Ausstellungsbildes' wird aller Welt geläufig und richtet in den Köpfen der Maler und der Kunstfreunde Verheerungen an ..."

Dem Unfug des „Ausstellungsbildes", der freilich noch lange nicht aus der Welt geschafft ist, wollte man begegnen durch ein **intimes** Ausstellen: ein Ausstellen in kleinen, sorgsam ausgewählten Räumen, ein Ausstellen nur guter Werke, und dieser, sei es eines Künstlers oder einer kleinen Künstlervereinigung, in einem vernünftigen Zusammenhange. Das Klub- und Vereinigungswesen, das jetzt auch in Berlin zu üppiger Blüte gediehen ist, kam auf. Es ist begreiflich, daß die „Salons", wie man die privaten „permanenten" Ausstellungen nach dem Muster des Pariser „Salon" nennt, diesen Wünschen und Forderungen fast noch besser entgegenkommen als jährliche größere Veranstaltungen, für die eigene Häuser gebaut werden müssen und die infolge der kollegialen Juryverhältnisse doch niemals ganz frei sind.

So entstanden nun in Berlin, wo die Akademie seit einem Jahrhundert regelmäßige Ausstellungen veranstaltet, neben den alten Salons fast plötzlich eine große Anzahl neuer, die doch wohl einem wahren Bedürfnis dienen müssen, denn — nehmen wir das Zeichen an — noch kein einziger ist nach zweijährigem Bestehen eingegangen. Unter den neuen Salons sind die bedeutendsten, was künstlerische Darbietung und öffentliches Interesse betrifft, die von Keller und Reiner, Gebrüder Cassirer und der Salon Ribera, alle drei einander nahe im Potsdamer Viertel gelegen. Außerdem nenne ich den von Zaeslein in der Leipzigerstraße und von Mathilde Rabes, Potsdamerstraße, die gelegentlich mit Sachen von allgemeinerem Interesse hervortreten, nicht zu sprechen von einigen, Käufern und Kennern bekannten, aber nicht als „Salons" ausgebildeten Verkaufsräumen guter Kunstmakler.

Dazu die alten Unternehmungen von zum



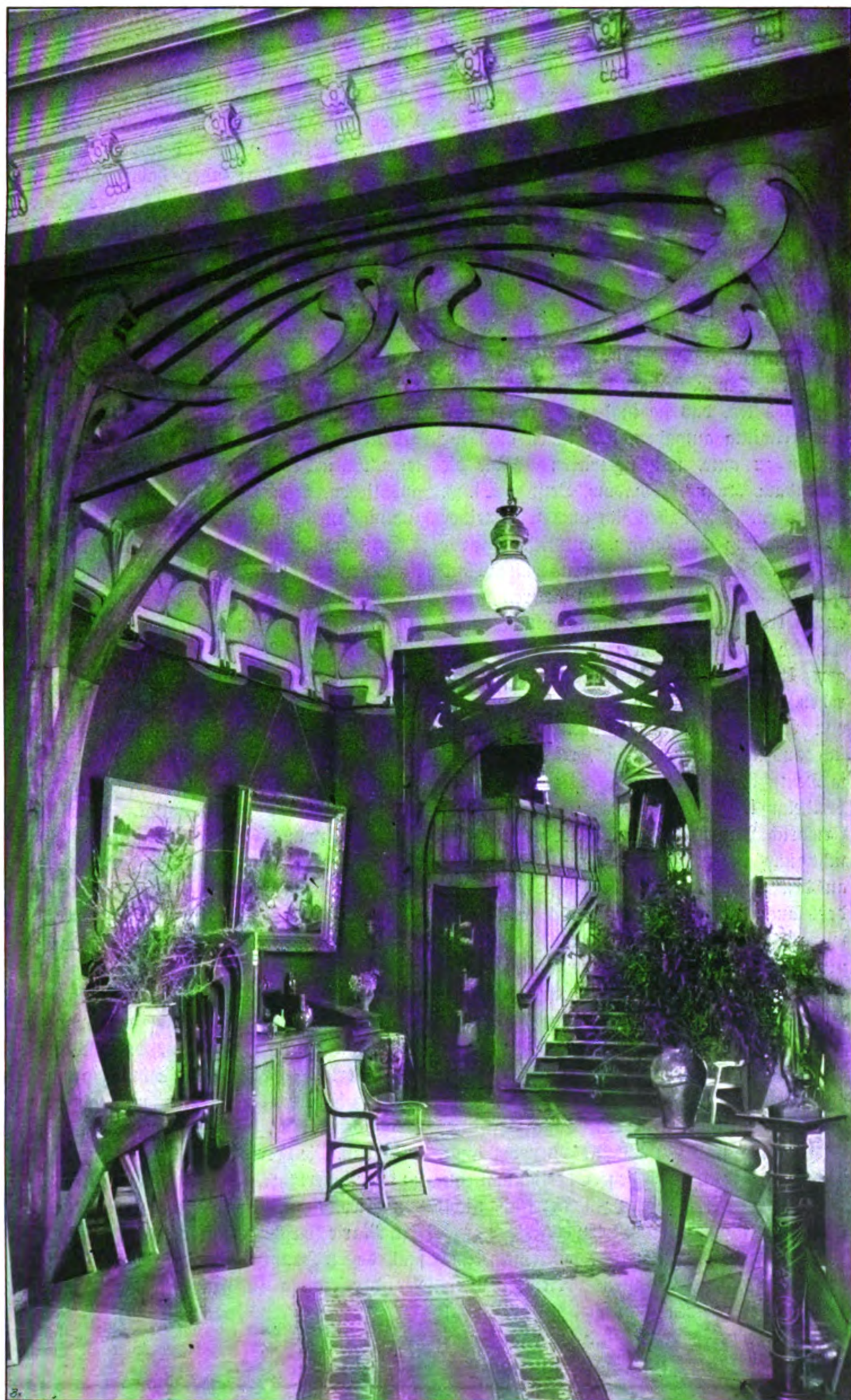
Salon Gurlitt: Blick in die Ausstellungsräume.

Teil glorreicher Vergangenheit. Voran der Verein Berliner Künstler, der im vorigen Oktober aus dem Architektenhaus in der Wilhelmstraße, wo er ein ungekanntes Dasein führte, in sein eigenes prunkendes Heim, das Künstlerhaus in der Bellevuestraße, herübergezogen ist und somit halb zu den Neuen gehört. Ferner Schulte Unter den Linden, die alte ursprüngliche Düsseldorfer Firma — sie besteht gleichzeitig in Düsseldorf und in Köln —, die 1885 den Bestand der seinerzeit berühmten Firma Lepke übernahm, von der Ludwig Pietsch, der Berliner Sarcey der Malerei, bei dem tragischen Tode des letzten Bruders schrieb: „In der Geschichte der künstlerischen Geschmackskultur Berlins hat sie (die Firma Lepke) eine wichtige Rolle gespielt. Ihr trauriger Ausgang ist ein schmerzlicher Verlust für das Kunstleben unserer Stadt.“ Und dann der letzte, doch nicht der schlechteste, der Salon Gurlitt in der Leipzigerstraße.

Wir verdanken es der Liebenswürdigkeit der Genannten, eine Anzahl dieser alten und neuen Räume, in denen sich ein so wichtiger Teil des Berliner Kunstlebens abspielt, im Bilde vorführen zu können.

Das neue „Künstlerhaus“ ist das hoffentlich endgiltige Heim des „Vereins Berliner Künstler“, der bis dahin die Pflichten des Ausstellungswesens und den Verkehr mit dem Publikum arg vernachlässigte. Ursprünglich war er in die häßlichen Räume einer alten Geschäftskaserne der Kommandantenstraße einquartiert, dann führte er jahrelang ein verborgenes Dasein im „Architektenhaus“ in der Wilhelmstraße. Lichtlose niedrige Räume, völlig verbaut, waren mit Gemälden, Statuen und Lorbeerbäumen vollgepfropft, und in den Jahren, als der Kampf um Pleinair und Naturalismus hoch ging, verirrte sich nur selten eines Beschauers Fuß hierher. Aber Geld haben sie doch zusammengebracht, die Herren, so daß sie Oktober 1898 nach langem, bedächtigem Wägen ein wirklich imposantes Gebäude an vornehmster Stelle Berlins enthüllen konnten. Es ist erbaut vom Architekten Prof. Hoffacker, dem Leiter des künstlerischen Teiles der deutschen Ausstellung in Paris 1900. Für unseren Zweck interessieren uns mehr als die Festsäle, Restaurant- und Kneipräume die eigentlichen Ausstellungssäle. Die Salons sind sämtlich mit Oberlicht versehen, wie an dem Hauptsaal zu erkennen; um diesen gruppieren sich kleine Säle und Galerien, für intime Arrangements geeignet. Die Wände sind mit einheitlich getöntem Stoff überzogen und die Bilder nach Möglichkeit in Augenhöhe gehängt. Kleine Aufstellungen im Saal, Bilder, Pflanzen, Tische mit „kleiner Kunst“, Marmor und Bronzen vervollständigen das Bild. Trefflich zur Skulpturenaufstellung geeignet ist auch der große Flur vom Eingang zum Treppenhang, an den Restaurants und Garderoben sowie ein paar kleine Ausstellungsräume stoßen. Ohne Eigenlicht, monumental und gewölbeartig gebaut, bietet er durch seine Pfeiler und Nischen gute Plätze für Statuen, Sockelbüsten u. s. w. Wenn auch im Anfang noch manches Ungeschickte und Plumpe, aus temperamentloser Nachahmung moderner Anregungen Entstandene mit unterlief, grelle Farben, Bevorzugung von „Ausstellungsstücken“ und dergleichen, so macht sich doch ein stetiges Fortschreiten zum Natürlichen und Angemessenen geltend. Leider ist eine neue Gefahr durch die Abspaltung der „Secession“ entstanden, die namentlich gegen Jury und Ausstellungsmißstände Front macht. Es ist hier nicht der Ort, auf Persönliches einzugehen. Es mag sein, daß einmal eine solche Machtdemonstration am Platze ist, wie sie die Secession mit Liebermann an der Spitze im vergangenen Jahre ausführte. Aber andererseits glaube ich nicht, daß Berlin so wie München, Wien, Dresden der geeignete Boden für eine Spaltung von Jungen und Alten, Modernen und Unmodernen, oder wie man will, ist. Auf die Dauer sind die Berliner Künstler, auch die Jüngsten, gerade herausgesagt, viel zu sehr Geschäftsleute und stehen auch künstlerisch gar nicht in einem so unwandelbaren Gegensatz zu den Alten, um selbständig für lange Zeit eine bedeutende Stellung innehalten zu können. —

Das Bild von Schulte führt uns in einen für Berlin klassischen Ort ein. Jeder kennt das Haus Unter den Linden, Ecke Pariser Platz, dessen geschmackvoll arrangierte Schaufenster oft von einer dichten Menge prüfender Kunstkenner und Kunstliebhaber belagert werden. Früher war dies Haus und sein



Salon Keller und Reiner: Vorraum, von van de Velde.

Lichtsaal der Ort, zu dem man zunächst hinpilgerte, wenn man im Winter, wo die „Große Akademie“ geschlossen ist, Kunst genießen wollte. Außerdem kamen nur Gurlitt und zeitweilig Amsler und Ruthard in der Behrenstraße in Betracht, welch letztere namentlich gute Reproduktionen vorführten. Wir wollen auch an den Sachsieschen Salon aus alter Zeit erinnern, der in den fünfziger Jahren berühmt war, und über den täglich die Spalten der Vossischen Zeitung berichteten.

Gebrüder Schulte vertraten immer in künstlerischer Hinsicht einen Konservativismus in gutem Sinne. Ihr Düsseldorfer Ausstellungsprivileg, das sie in den siebziger Jahren freiwillig aufgaben, kam ihnen auch für Berlin zu gute, und sie waren es, die die Achenbach, Knaus, Schadow, Lessing u. s. w. einführten. Sie haben sich auch sonst keiner Kunstrichtung verschlossen, vorwiegend aber sich von der ars militans ferngehalten und sind in ihrem Geschmack den älteren Principien treu geblieben. Manche andachtsvolle Stunde haben wir hier vor Böcklin, Klinger, Uhde, von auswärtigen Namen nicht zu reden, verlebt. Das Publikum entsprach der von Schulte gepflegten Richtung; es setzte sich aus den vornehmsten Kreisen Berlins, ja Deutschlands zusammen. Wie schon Kaiser Wilhelm I. und der damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm oftmals hierher zur Besichtigung kamen und ein warmes Interesse an den Tag legten, so bethätigte es besonders auch der jetzige Kaiser durch seinen und seiner Familie häufigen Besuch. Als Kronprinz nahm er nicht selten persönlichen Anteil an Neuarrangements und bestimmte die Plätze von Bildern seiner Lieblingsmaler, z. B. Falats. An Neujahrs- und anderen großen Empfangstagen aber sind oft die ganzen Zimmer von deutschen Fürsten, Herzogen, Königen und ihren Damen gefüllt. Die Räume sind einfach und vornehm ausgestattet; wir führen den Oberlichtsaal im Bilde vor. Die kleineren Zimmer sind, nicht immer günstig, elektrisch erleuchtet.

Der Salon Gurlitt besteht seit seinem Umbau aus einigen mit guten Werken gefüllten Hochparterreräumen, zum Teil mit der Front nach der Leipzigerstraße, und ein paar Kabinetts und Estraden für kleinere Kunst. Böcklin, Klinger und Leibl sind mit ihren Meisterwerken hier zuerst dem großen Publikum bekannt geworden. Außer den Namen dieser Meister haben die von Uhde, Liebermann, Liljefors, Hans Thoma, Melchior Lechter, Fowler, Walter Crane und andere von hier aus Berlin erobert oder haben hier ihre Hauptunterstützung gefunden. Der Salon Gurlitt war immer eine Freistatt junger, kampflustiger Kunst und hat namentlich, seit Berlins oppositionslustige Momente durch einen ersten an sich wertlosen Secessionsversuch (1894) und durch die Parteinahme für den vom Verein Berliner Künstler gemaßregelten Maler Munch gesammelt waren, manchem interessanten Strauß als Wahlstatt gedient. Er bedeutete, abgesehen von gelegentlichen Temperamentsfehlern, die ja nicht ausblieben, immer eine segensreiche Bevorzugung alles Jungen und Schutzbedürftigen.

Jetzt freilich ist es schon leichter, in Berlin „Gewagtes“ zu bieten, denn im Grunde genommen bedarf es nur des Beispiels, daß es lohnt, etwas zu wagen, um beide, Unternehmer und Publikum, plötzlich zu begeisterten Anhängern des Gewagten zu machen.

Die neuen Kunstsalons, die sich so plötzlich neben den bisherigen in Berlin aufthaten, haben die neuen Ausstellungsprincipien der Intimität, der Eleganz u. s. w. in hervorragendem Maße berücksichtigt. Sie sind immerhin noch Neulinge und sollen sich bewähren; und so seien den Bildern nur ein paar Worte hinzugefügt.

Großen Tribut der dekorativen Kunst leisten Keller und Reiner nahe der Potsdamerbrücke, deren prächtige Räume im erlesensten Geschmack von Meisterhand hergestellt sind. Der wirkungsvolle Vorraum von van de Velde mit seinen Holzfriesen, seinen Möbeln und Verkaufstischen hat Schule gemacht. Weiter haben von Firmen und einzelnen mitgearbeitet: W. O. Dreßler und F. Hanel in Berlin, die vereinigten Werkstätten „Kunst im Handwerk“ (München), nach Entwürfen von Riemerschneid und Schultze-Naumburg; Frl. Marie Kirschner* (Berlin) hat den Ruhesaal, dessen Hauptschmuck die erhaben bestickte Wandbekleidung ist, entworfen und ausge-

* Frl. Kirschner hatte auch auf der letztjährigen großen Berliner Kunstausstellung einige Räume mit Möbeln und Stickereien ausgestellt.



Salon Keller und Reiner: Oberlichtsaal mit Treppe. (Oben Ruhesaal und Balkon.)

führt. Der Oberlichtsaal, von dem wir ein Bild bieten, ist vom Regierungsbaumeister Professor A. Messel, Berlin, entworfen und hergestellt. Er giebt eine Ahnung von der heiteren Farben- und Linienpracht dieses schönsten Berliner „Salons".

Keller und Reiner lassen neben Werken der großen Kunst das Kunstgewerbe in Möbeln, Teppichen, Tapeten, Beleuchtungskörpern, Stoffen, Metallarbeiten, Webereien, Stickereien, Keramik, Glasmalerei, Ziergläsern, Uhren, Schmuck, Bucheinbänden zu Worte kommen. Sie haben auch einen Leseraum mit ausgesuchter Bibliothek eingeführt, in dem viele moderne Zeitschriften ausliegen. Man findet in diesen Räumen jede Disharmonie zwischen den kostbaren Erzeugnissen der Kunst und alltäglicher Umgebung gehoben. Entsprechend kommen auch mit Gemälden und Skulpturen nur modern arbeitende Künstler zu Worte.

Der Salon von Bruno und Paul Cassirer, in einer vornehm ruhigen Seitenstraße gelegen, geht in der Auswahl des Auszustellenden noch weiter und brachte bis jetzt nur die Werke von bis zu drei, leider meist nicht deutschen Künstlern zur Zeit zur Ausstellung. Die Räume, kleine, mit leicht getönter Leinwand überzogene Zimmer, zeigen keine weitere Ausstattung; nur der hübsche Lesesaal ist von van de Velde einfach und wirkungsvoll entworfen. Wir haben hier den Genuß gehabt, Kollektivausstellungen von Liebermann, Monet, Manet, Segantini, Hans Thoma, Meunier und anderen zu sehen.

Der jüngste unter allen ist der „Salon Ribera", der in einem Hause der Potsdamer Straße eine Anzahl Etagenräume einnimmt. Auch diese Räume tragen in ihrer Ausstattung dem modernen Geschmack Rechnung; in großen, einfachen Linien- und Farbenwirkungen gehalten, machen sie einen heiteren, gastlichen Eindruck. In ihnen kommt die moderne Kunst, namentlich so weit sie jung und deutsch ist, zu Worte — eine sehr an-



Salon Ribera: Ausstellungsraum.

erkennenswerte Tendenz. Denn es liegen gar viele Schätze in den Ateliers versteckt, die nur darum nicht ans Licht kommen, weil der Handel mit alten berühmten oder auswärtigen Namen bequemer ist und sich sicherer verzinst als Versuche mit unbekannteren Künstlern. Einige glückliche Griffe gelangen auch schon in den Ausstellungen von Hans Baluschek, einem ausgesprochenen Berliner Künstlertypus von großer Begabung, Oskar Zwintscher, den Worpswedern und anderen Gruppen. Auch der „Salon Ribera“ wendet dem Kunstgewerbe seine Aufmerksamkeit zu und beabsichtigt diesen Zweig des Ausstellungswesens in Zukunft noch weiter auszudehnen.

* * *

Die Einrichtung der Berliner Kunstausstellungen stammt aus dem Jahre 1786, und es lohnt sich, daran zu erinnern, in welchem Geiste sie unternommen wurden. Nach langem Zögern bot der große Friedrich in seinem letzten Lebensjahre die Hand zu einer eingehenden Reform der Akademie und setzte ihr zum Kurator einen energischen und praktischen, um die Anstalt höchst verdienten Mann, den Staatsminister von Heinitz. Dieser begann sogleich Statuten und Organisation zu ändern, und unter anderem wurde die Bestimmung des alten Statuts, nach welcher jeder Künstler jährlich ein Kunstwerk seines Faches der Akademie zum Eigentum anfertigen sollte, aufgehoben und dafür die Veranstaltung einer jährlichen, in der großen Versammlung der Akademie stattfindenden öffentlichen Ausstellung von Kunstwerken beschlossen. Die ausgestellten Werke sollten „beurtheilt, mit Prämien, allefalls auch nach befinden der Umstände mit denen ad § 11 genanten akademischen Patenten“ ausgezeichnet werden. Hans Müller berichtet in seiner Festschrift „Die Königliche Akademie der Künste zu Berlin 1696 bis 1896“ (Berlin 1896) darüber und fährt fort:

„Eine der wichtigsten Neuerungen war die Begründung der jährlich wiederkehrenden akademischen Kunstausstellungen, durch die dem Volke die künstlerische Thätigkeit der Akademie näher gerückt werden sollte. Bei

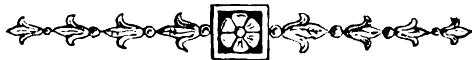
aller Bescheidenheit recht glanzvoll, ist deren erste bereits am 18. Mai 1786 in einigen Räumen des Akademiegebäudes eröffnet worden. Der große König hat sie freilich nicht mehr besucht, während die Königin, sowie die Prinzen und Prinzessinnen mit ihren Hofstaaten mehreremal zur Besichtigung erschienen. Auch hier war wieder Chodowiecki die eigentlich treibende Kraft. Wie er zuerst in seinem Vorschlag von 1784 auf eine solche Einrichtung hingewiesen hatte, so wählte er jetzt die geeignetsten Werke aus, auch solche früherer Mitglieder, bemühte sich um die richtige Aufstellung, verfaßte den Katalog und war wie immer überall als der Rüstigste voran."

In welchem Sinne aber die damalige Reform der Akademie und darunter die Einrichtung der Kunstausstellungen ins Werk gesetzt wurde, das faßte Heinitz zwei Jahre später in einer bemerkenswerten Rede zusammen.

„Wir haben keinen anderen Zweck," sagt er, „als die Nationalindustrie zu erhöhen — und so, wie England und Frankreich in dem westlichen Italien, in den südlichen Provinzen Europas die Künste zur wichtigsten Quelle eines einträglichen Finanzzustandes machen, so Berlin und die Preußische Monarchie zum Depot derselben in den nördlichsten Gegenden unseres Weltteils vorzubereiten. Auf diesen wichtigen Zweck zielt alles, was jetzt bei uns zur Verbesserung der Zeichenschulen und der Bildhauerkunst geschieht, alle außerordentlichen Belohnungen der Kunst des Kupferstechers, die Einrichtung einer Kunst- und Buchhandlung der Akademie, die öffentlichen Kunstausstellungen und dergleichen."

Diese Grundsätze, welche von Heinitz im Geiste des großen Friedrich über den Zweck und den Geist einer staatlichen Kunstförderung ausgesprochen wurden, klingen recht materialistisch. In unseren Tagen heißt es stolz l'art pour l'art, und namentlich von nationalen Zwecken, wie „Hebung des Landeswohlstandes" rc., will man sie streng fernhalten. Das hätte eine Berechtigung, sofern die Kunst zu irgend welchen Tendenzen gezwungen werden sollte. Man kann paradox sagen: diejenige Kunst ist am wenigsten national, die „national" ist. Der Künstler thut in Wirklichkeit am meisten für sein Volk, zur Hebung seiner Kultur und zur Hebung seines Nationalwohlstandes, der völlig fessellos seine Empfindungen wiedergiebt, denn was national ist, ist immer verborgen; wir können es nur aus den Kunstwerken unserer Ersten ahnen. Auch ist es nicht immer dasselbe. Fordern wir also vollste **Freiheit** der Kunst, so können wir uns doch nicht genug mit den Gönnern der Kunst in Preußen vor hundert Jahren daran erinnern, daß die freie Kunst fördern heißt: den Nationalwohlstand im idealsten und nachhaltigsten Sinne fördern.

Aus diesen akademischen Ausstellungen, deren erste durch den treuherzigen Eifer Chodowieckis, seinen schwungvollen Katalogtext und die Teilnahme zahlreicher Dilettanten, auch aus dem königlichen Hause, einen eigenen intimen Charakter empfing, entwickelte sich alsdann im allgemeinen Aufschwung unsere jährliche Berliner Ausstellung. Ihre Geschichte ist von Ludwig Pietsch gelegentlich aufgezeichnet worden; vor kurzem hat sie zum erstenmal das allgemeine Schicksal der Spaltung erlebt. Das Haus der „Secession" ist von Grisebach einfach und hübsch entworfen. Wenn man vor ihm steht, wird man wieder daran erinnert, daß zu allen Zeiten Wandlungen und Ausgleichungen auf dem Gebiete der Kunst stattgefunden haben, aber was **blieb**, das waren immer die lebendigen, schönheitsfreudigen und für ihre Ideale eintretenden Menschen!





Litterarische Rundschau.

Wie wir heute schon eine Goethe-Litteratur besitzen, die für sich eine sehr stattliche Bücherei ausmacht, so wird uns die Zukunft eine Bismarck-Bibliothek bescheren, die jene an Umfang und Reichhaltigkeit vielleicht noch übertreffen wird. Schon jetzt sind starke Fundamente für diesen Bau vorhanden, und seit vollends der Gewaltige in den „Gedanken und Erinnerungen" seinem Volke sein litterarisches Vermächtnis übergeben hat, trägt fast jeder Tag neue Steine herzu. Über einiges aus dieser mannigfaltigen Litteratur: persönliche Erinnerungen von politischen Kampf- und Strebensgenossen des großen Mannes, erläuternde und kritische Schriften über seine schriftstellerische Hinterlassenschaft, mag hier in kurzen Besprechungen, die weniger urteilen als anzeigen wollen, Musterung gehalten werden.

Aus dem Nachlasse seines Vaters, des Geheimen Justizrates Dr. Gustav von Wilmowski, hat Regierungsrat Marcell von Wilmowski einen mittelstarken Band **Erinnerungen an Bismarck** herausgegeben (Breslau, Eduard Trewendt). Die Aufzeichnungen geben sich ohne große Ansprüche als die von warmherziger, aufrichtiger Bewunderung diktierten Äußerungen eines Zeitgenossen, den es drängte, das Ergebnis seiner persönlichen Begegnung mit dem Unvergeßlichen festzuhalten, der es versuchte, das Erlebte mit den allgemeinen Zeitverhältnissen wie mit sich selbst in Verbindung zu setzen und „damit ein geschichtliches Urteil abzugeben, das zugleich ein Denkmal des großen Deutschen sei". Die Beziehungen des Verfassers zu dem Fürsten bestehen in der Hauptsache darin, daß jener (geb. am 17. August 1818, gest. am 28. Dezember 1896) seit dem Jahre 1867 als juristischer Ratgeber Bismarcks („Generalmandatar") häufig Gelegenheit hatte, ihn zu sprechen, nicht nur über die jedesmal verhandelten juristischen Angelegenheiten, sondern, gemäß seiner gesellschaftlichen Stellung im Schlawer Kreise, auch über andere Dinge, politischen und allgemeinen Inhalts. Die gelegentlichen Aufzeichnungen, aus denen das hinterlassene Manuskript hervorgewachsen ist, schließen mit Ende 1869 ab. Damals verließ der Verfasser die Nähe Varzins, um seinen Wohnsitz nach Breslau zu verlegen. Die Verbindung hörte indessen damit noch nicht ganz auf, nur die persönlichen Begegnungen zwischen den beiden wurden spärlicher. Von den Nachrichten seit dem Jahre 1870 (bis 1872) entstammt ein kleiner Teil den Briefen des Bruders des Verfassers, des langjährigen Chefs des Civilkabinetts Kaiser Wilhelms I., desselben, der als Autor der „Feldbriefe von 1870/71" auch weiteren Kreisen bereits bekannt ist. Wilmowski, der mit seinen eigenen persönlichen Erinnerungen ein Lebensbild und eine Gesamtcharakteristik Bismarcks zu verbinden strebt, leitet bei seiner Darstellung ein dreifaches Interesse: das Interesse, welches die Darlegung einer durchsichtigen und tüchtigen, scharf sich abzeichnenden, geistigen Persönlichkeit gewährt, auch wenn sie keinerlei geschichtliche Bedeutung beanspruchen dürfte; das Interesse der harmonischen politischen Zusammenwirkung eines entschiedenen Charakters mit den vorhandenen Kräften und Strebungen und das Interesse der Wirksamkeit in einer welthistorischen, bedeutenden Zeit und mit welthistorischen Folgen. Seinen im wesentlichen nationalliberalen Standpunkt verleugnet der Verfasser auch da nicht, wo dieser ihn mit der Bismarckschen Politik in Konflikt bringt. Für die Betrachtungsweise des Buches ist diese ehrliche Offenheit nur eine Empfehlung mehr. Der Verfasser ist ein Freund der historischen Anekdote, wie es ja — die „Gedanken und Erinnerungen" allein lehren es zur Genüge — Bismarck selbst war; aber nur ganz selten einmal stehen diese Epigramme der Weltgeschichte ihrer selbst willen da, in weitaus den meisten Fällen helfen sie höhere Ideen beleuchten oder Charakterzüge des großen Kanzlers erläutern. Auch wo Wilmowski, wie bei der Behandlung der letzten Kriegsjahre, nichts eigentlich Neues zu berichten hat, weiß er Bekanntes doch immer in eigenartigem persönlichem Lichte darzustellen, das alten Dingen neuen Reiz giebt. Besonders gut orientiert zeigt er sich über Bismarcks Auffassung der russischen Politik wie der russischen Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse. Aber auch über des Kanzlers persönliches Verhältnis zu seinem kaiserlichen Herrn erfahren wir viel Neues und Hübsches. Ein besonderes Kapitel gilt Bis-

marcks Stellung zur Kirche, aus der sich dann zwanglos die Erörterung des Kulturkampfes ergiebt. Es wäre leicht, dem inhaltsreichen Buche noch viele interessante Einzelheiten nachzurühmen, aber vielleicht genügt auch das hier Angedeutete schon, diesen „Erinnerungen“, was sie verdienen, dankbare Leser und Freunde zu erwerben.

So viel alljährlich über Bismarck geschrieben wird, bis sein eigener amtlicher Briefwechsel in seiner Gesamtheit das Licht der Welt erblicken wird, kann noch viel Wasser bergab fließen. Wenn das zwanzigste Jahrhundert diese Gesamtausgabe erlebt, darf es sich nach dem Zeugnis eines Eingeweihten, Heinrich von Poschingers, Glück dazu wünschen. Bis dahin bleibt der privaten Bismarck-Forschung ein um so umfassenderes Feld der Thätigkeit vorbehalten. Daß diese so bald nicht versiegt, dafür bürgen die sorgsamen Aufzeichnungen, welche zahlreich von denen gemacht worden sind, die das Glück hatten, im Laufe der Jahre dem Fürsten näher zu treten. Nur liegen sie nicht immer gleich zu Tage, manchmal oder meistens sogar werden sie vielmehr geflissentlich verborgen gehalten, und nur ein freundlicher Zufall kann sie finden helfen. Ein solcher ist Poschinger beschieden gewesen, als er an dem vierten Bande des Bismarck-Portefeuilles arbeitete. Er lernte die Aufzeichnungen kennen, die ein rang- und titelloser Berliner Privatmann — John Booth ist sein Name —, der 1877 auf Grund einer forstlichen Schrift mit dem Fürsten Verbindung gewonnen, mit einer liebevollen, fast eifersüchtigen Sorgfalt bis dahin allein für sich bewahrt hatte. Was sich hier, übrigens erst nach langen Verhandlungen Poschingers mit dem glücklichen Schatzhüter, erschloß, waren wahre Perlen von Bismarck-Erinnerungen: tiefste Verehrung und Bewunderung für den großen Staatsmann, volle Empfänglichkeit für den Zauber, den die ursprüngliche und gemütvolle Persönlichkeit Bismarcks umgab, haben die Feder geführt, „gepaart mit einer feinen Beobachtungs- und gefälligen Erzählungsgabe.“ Das jetzt vorliegende schmale Bändchen **Persönliche Erinnerungen an den Fürsten Bismarck** von John Booth, herausgegeben von Heinrich von Poschinger (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G. vormals J. F. Richter), bestätigt dies Urteil des Entdeckers und Herausgebers nur. Die Anziehung lag hier für Bismarck, wie man auf den ersten Blick sieht, in der ihm sympathischen gesunden und kräftigen Gesamtpersönlichkeit des Mannes, insbesondere in den reichen Erfahrungen, die diesem auf einem Gebiete zur Seite standen, das auch dem Fürsten zeitlebens am Herzen lag: der Baumwelt. Zur gemeinsamen Anpflanzung auserlesener Waldbäume fand sich Booth bei dem Fürsten wiederholt in Friedrichsruh ein. Jedesmal wurde er in der liebenswürdigsten Weise aufgenommen, und immer, wenn er nach Hause fuhr, waren seine Tagebücher mit neuen charakteristischen, ernsten oder heiteren Aussprüchen gefüllt. War es im wesentlichen auch der Held im gemütlichen Hausrock, der sich da mit rückhaltlosem Vertrauen einem Vertrauenswürdigen erschlossen hatte, so kamen oft genug doch auch tiefere Dinge zur Sprache. Bemerkungen über die Puttkamersche Rechtschreibung, über deutsche und lateinische Buchstaben, wie sie an mehreren Stellen wiederkehren, über die glückliche Uniformität des Militärs, über Frauenpolitik und dergleichen werfen scharfe Lichter auf das innerste Wesen des Fürsten. Ein paar Stichproben auf gut Glück! „Die englische Politik,“ sagte Bismarck Ende 1880, „kann ich nicht billigen; bisher war ich im Kampfe der Engländer gegen Wilde, solange sie für die Civilisation waren, auf ihrer Seite; die Boers sollten sie wie gute Freunde betrachten, auf welche sie im Kampfe gegen die Kaffern zählen könnten; aber deshalb sehe ich noch gar nicht den Grund, weshalb die Buren unter englischer Hoheit stehen sollten.“ — „Es liegt in der alten deutschen Zerrissenheit, wo in den vielen und möglichst kleinen Staaten und reichsunmittelbaren Besitzungen es sogar Reichsdörfer mit eigenen Gerechtsamen gab, daß der Deutsche sich immer gegen seinen Nachbar abgrenzt, immer auch für sich seine eigene Meinung haben will, daher denn auch stets die allgemeine Unzufriedenheit. Sind denn unsere Zustände im großen und ganzen nicht besser als die in England, Frankreich und in Italien, von anderen Ländern gar nicht zu reden?“ Und eng daran anschließend über die deutsche Parteisucht: „In anderen Ländern stützen die Parteien in vielen wesentlichen Dingen die Regierung zum Nutzen des Landes, bei uns stopft jede Partei ihre eigene Matratze und will die Regierung mit hineinstopfen; was soll diese nun mit sieben oder acht Parteien anfangen? Die Deutschen sind ein streit- und zanksüchtiges Volk.“ Endlich noch ein schöner Ausspruch über den alten Kaiser, der häufig Gesagtes hübsch variiert: „Was einzig bei ihm ist, das ist seine Treue und seine Zuverlässigkeit; es ist nicht genug, daß ich sie meinem Herrn halte, sondern ich muß auch überzeugt sein, daß er für mich einsteht. Hat man dem Kaiser etwas geraten, was sich in der Folge als unrichtig herausstellt, so hat er mit seiner einmal gegebenen Unterschrift auch alle Verantwortung übernommen, und niemals wird einem der etwaige Mißerfolg vorgehalten.“

Bismarck war nicht nur selbst Humorist, wie neuerdings erst wieder seine „Gedanken und Erinnerungen“ trotz aller Bitterkeiten und Herbheiten im einzelnen bewiesen haben, sondern hatte auch ein Organ für den Humor anderer, auch wenn er selbst von dessen Pfeilen zur Zielscheibe genommen wurde. Auf niemanden in der gesamten Weltgeschichte, Napoleon ausgenommen, sind wohl so viele Karikaturen erschienen wie auf ihn. Fünfzig Jahre hindurch hat er den politischen Witzblättern aller Nationen Stoff geliefert, und wie ihre Spottbilder anfangs wesentlich dazu beitrugen, ihn zum „bestgehaßten“ Staatsmann zu machen, so hat er andererseits auch zu nicht geringem Teile seine ungemeine

spätere Volkstümlichkeit ihnen zu danken gehabt. Eine Sammlung solcher Bilder darf daher als ein zeitgeschichtliches Dokument gelten, in dem sich ein gut Teil unserer inneren und äußeren politischen Kämpfe spiegelt. Schon 1890 hat John Grand-Carteret einen „Bismarck en caricatures" (Paris, Perrin u. Co.) herausgegeben; die hier gegebene Auswahl der Skizzen zu erweitern, namentlich unter größerer Berücksichtigung der deutschen, österreichischen und englischen Witzblätter, und ihre Folge bis zum Tode des Fürsten weiterzuführen, hat sich das deutsche, von K. Walther zusammmengestellte und mit erläuterndem Text versehene Werk **Bismarck in der Karikatur** (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung, W. Keller u. Co.; geb. 4 Mk.) zur Aufgabe genommen, eine originell ausgestattete Sammlung von im ganzen zweihundertdreißig französischen, englischen, russischen, italienischen, amerikanischen, Wiener, deutschen und Schweizer Karikaturen, die zu Ende der vierziger Jahre einsetzt und erst mit dem 30. Juli 1898 ihr Ende nimmt. In stetig wachsender Größe schreitet Bismarcks Gestalt durch diese Blätter des Humors; auch hinter den Wolken des Spottes bleibt er Bismarck. An Phantasiereichtum, Flottheit und Kühnheit gehen allen anderen die französischen Karikaturen voran, während die englischen nur selten ihren Respekt vor dem großen Deutschen verbergen können und anstatt einer satirischen Verzerrung der Gestalt viel mehr humoristische, mitunter sogar — zumal nach der Entlassung Bismarcks — äußerst stimmungsvolle Genrebilder hervorbringen. In dem starken Kapitel, das der deutschen Bismarck-Karikatur gewidmet ist, nimmt nicht der „Kladderadatsch" die erste Stelle ein, die ihm eigentlich gebührte; weit mehr treten vielmehr die süddeutschen Witzblätter hervor. Nicht ohne eine gewisse praktische Berechtigung, denn durch das weitverbreitete „Bismarck-Album" sind die Zeichnungen des Berliner Blattes zur Genüge bekannt, während doch auch in der Frankfurter „Laterne", dem Münchener „Punsch" und dem schwäbischen „Eulenspiegel" vieles versteckt ist, was einer Auferstehung wert. Alles in allem sehen wir in dem Werke eine äußerst eigenartige und fesselnde Ergänzung unserer Bismarck-Litteratur, die allen Freunden des großen Mannes aufrichtig empfohlen werden kann.

Auch in unseren Litteraturgeschichten haben ein Moltke und ein Bismarck längst Bürgerrecht erworben. Die Zeiten, da der „Held der Feder" hochmütig auf den ungeglätteten Stil der Nichtlitteraten herabsehen durfte, sind dahin. Wir haben wieder erkannt, daß auch hier das Leben, wo es am kräftigsten pulst, der Lehrmeister sein muß, von dem das Papier zu lernen hat. In dem Mann von „Blut und Eisen" schätzen wir insbesondere seit langem einen unserer beweglichsten, schlagfertigsten, eigenwüchsigsten und bildkräftigsten Redner, den geborenen Künstler des deutschen Briefes voll von gemütvollem Humor, warmer Naturbegeisterung, herzlicher Innigkeit. Und mit dem geistigen Gehalt ist auch das Kleid, die Sprache, all dieser Bismarckschen Offenbarungen zu Ansehen gekommen. Auch für unsere deutsche Philologie ist die Zeit glücklicherweise ein für allemal überwunden, wo Schulmeister wie Gottsched und Adelung selbstherrlichen Geistern den Text verbessern durften. Heute geht auch der Wortgelehrte in die Schule des schöpferischen Lebens und sitzt andächtig zu den Füßen derer, aus denen es sich am stärksten kundgiebt. Hugo Blümner, ein klassischer Philologe in Zürich, arbeitet seit langem an einem umfangreichen Werke über den Bilderschmuck der Bismarckschen Reden, Ansprachen und Briefe, und über die „Gedanken und Erinnerungen" sind gleich nach ihrem Erscheinen von verschiedenen Seiten — auch der Referent darf hier auf eine eigene Arbeit in der „Deutschen Welt" (Febr. 1899) verweisen — eingehende stilistische Studien angestellt worden. Nun hat Hermann Wunderlich, Professor der deutschen Sprache an der Heidelberger Universität, **Die Kunst der Rede in ihren Hauptzügen an den Reden Bismarcks dargestellt** (Leipzig, S. Hirzel). Vielleicht hätte der Verfasser besser daran gethan, den Namen Bismarck voranzustellen und dementsprechend auch in der Darstellung dem Subjekt das Objekt unterzuordnen — in der vorliegenden Form tritt gar zu sehr das Abstrakte und Allgemeine hervor, das doch wie überall so auch hier tausendfache Untergattungen und Schattierungen hat. Aber im großen und ganzen verdient das Buch, das gleich einem kühnen Pionier in unangebautes Neuland vordringt, alles Lob. Schon wie Wunderlich mit den alten verstaubten theoretischen Begriffen und Termini technici der antiken „Rhetorik" aufräumt, wirkt erquickend. Sie taugen für unsere wirklichkeitsfrohe Zeit nicht mehr. „Kunst der Rede" ist deshalb eigentlich auch nicht im landläufigen Sinne des Wortes zu verstehen, wonach es so eng mit Künstlichkeit zusammenwohnt. Auf unserem Gebiete muß es vielmehr im Sinne des Lessingschen Wortes genommen werden: Kunst und Natur sei eines nur. Denn schwerlich hat unser Parlament jemals einen ursprünglicheren, ungezierteren, papierloseren, natürlicheren Redner gesehen als ihn, dem dies Buch gilt. Feinsinnig und geschmackvoll erörtert das erste Kapitel das gesprochene Wort und seine Begleiterscheinungen, die Persönlichkeit des Redners, Mienenspiel, Gebärden und Vortrag. Syntaktische und stilistische Beobachtungen schließen sich an. Besonders dankenswert, weil neu und selbständig, ist das zweite Kapitel, in dem Wunderlich Redner und Hörer in ihrem Verhältnis zu einander abwägt und beurteilt. Wir begrüßen darin eine sehr glückliche Weiterentwickelung der von Scherer begründeten, sich als immer fruchtbarer erweisenden Lehre vom Publikum, einen Faktor, den die Poetik gar zu lange ungebührlich vernachlässigt hatte. Wunderlich bringt hier sehr viel Hübsches und Treffendes bei. Vor allem für die wechselvolle Behandlung der Anrede. Nirgends erhellt deutlicher als hier, wie auch der Redner Bismarck so ganz aus und an sich selber empor-

wächst. Für den Laien am anziehendsten gestaltet sich vielleicht das letzte, dritte Kapitel: Schmuck der Rede. Blümner, der hier mancherlei vorgearbeitet hatte, war doch eigentlich über eine nach Stoffgebieten der Bilderwahl geordnete Materialsammlung nicht hinausgekommen; Wunderlich verfährt ein gut Teil innerlicher und deshalb förderlicher, wenn er auch den ungemein reichen Stoff lange nicht erschöpft. Überall geht er dafür auf eine psychologische Vertiefung, auf eine geistige Charakteristik des Redners aus. Was er über den „Rhythmus" der Rede an Beobachtungen beibringt, gehört zu dem Eindringlichsten und Feinsten, was darüber gesagt werden kann. Auch hier wieder haben die künstlerischen Wirkungen der Fühlung mit den Hörern besonders liebevolle Berücksichtigung gefunden, und Citate, persönliche und litterarische Anspielungen, epische Ausschmückungen, anekdotisches Beiwerk, Vergleiche aus Natur und Leben, Auswahl des Sprachgutes und des Bilderschatzes, Gebrauch der Wortformen und Wortklassen — alles quillt bei diesem Mann aus einem Lebensmark und rundet sich zu seiner festen, in sich geschlossenen charaktervollen, aber schlichten und einfachen Persönlichkeit. Sie tiefer, inniger und reicher zu erkennen, hilft das Wunderlichsche Buch auf einem Gebiete geistiger Ausdrucksfähigkeit, die uns vielleicht zuallernächst am Herzen liegt; ist doch die Sprache nach einem schönen Ausspruche Theodor Fontanes „das Menschlichste, was wir haben".

Eine hübsche Schul- und Hausausgabe von **Bismarcks Reden und Briefen** nebst einer frischen, anschaulichen Darstellung seines Lebens und seiner Sprache besitzen wir seit einiger Zeit in einem handlichen Bändchen, das Dr. Otto Lyon bearbeitet hat (Leipzig, B. G. Teubner). Er hat diese dankenswerte Aufgabe in dem tiefen, lebendigen und im besten Sinne praktischen Geiste seines Lehrers Rudolf Hildebrand gelöst, der um die Versöhnung der Schule mit dem Leben so unvergeßliche Verdienste hat. Auch für Lyon ist Bismarck der „größte deutsche Redner", der „erste und hervorragendste Klassiker unserer rednerischen Prosa", und seine Einführung in unseren Schulunterricht würde ihm ein Bildungsmittel ersten Ranges bedeuten, durch das nicht nur eine auf dem tiefen Grunde der Wahrheit und Natur, der Wirklichkeit und Thatsächlichkeit ruhende, gesunde, ästhetische und sprachliche Bildung, sondern auch eine Erziehung zu wahrhaft nationalem Fühlen und Denken erzielt werden könnte. Die Lebensgeschichte, die der Herausgeber der Auswahl der Reden und Briefe vorausgeschickt hat, beruht unmittelbar auf den Quellen, wie sie Horst Kohl in seinen Bismarckregesten und politischen Reden Bismarcks, Poschinger in den Dokumenten der königl. preußischen Bundestagsgesandtschaft und den Dokumenten zur Geschichte der Wirtschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Reich, sowie in seinen Ansprachen des Fürsten 1848 bis 1894 darbieten, und wie sie uns ferner in den Briefen Bismarcks und anderen Quellenschriften vorliegen. Auch der Text der Reden beruht auf Horst Kohls monumentaler Ausgabe, die sie uns zum erstenmal in einer würdigen und zugleich wissenschaftlich genauen Form vermittelt hat. Die Briefe, soweit sie an Frau von Arnim gerichtet, sind mit den Originalhandschriften verglichen, so daß auch hier zuverlässige Texte geboten werden. Besonderen Dank verdient die warmherzige Abhandlung über die „Sprache Bismarcks". Hübsch ist darin namentlich die lyrische Stimmung in den Briefen, die phrasenlose, echt deutsche Übereinstimmung zwischen Wort und Gedanke, die seelische Bewegung, die Gradheit und Wahrheitsliebe, die Klarheit und Deutlichkeit des Ausdrucks an Beispielen erläutert. Am wärmsten aber wird der Verfasser dort, wo er über Bismarcks „gegenständliches Denken", über die Bildlichkeit seiner Rede spricht und die volkstümliche Kraft, die er ihr durch seinen gesunden Witz und Humor zu geben wußte. Das gehaltvolle Büchlein sei der deutschen Schule wie dem deutschen Hause aufrichtig empfohlen!

Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" haben, wie schon gesagt, gleich nach ihrem Erscheinen eine reichhaltige, mannigfaltige Litteratur hervorgerufen. Darunter nehmen zwei kleine Schriften, die sich eine historisch-kritische Würdigung des Werkes zur Aufgabe machen, eine hervorragende Stellung ein; beide sind im Verlage von Gebrüder Paetel (Berlin) erschienen. Einen Pfadfinder und Wegweiser durch das litterarische Vermächtnis des Unvergeßlichen, darin pietätvolle Liebe mit ehrlicher Prüfung vereint ist, giebt uns der Leipziger Universitätsprofessor Erich Marcks: **Fürst Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.** So gut das unter dem ersten mächtigen Eindruck des Werkes einem historisch geschulten, aber von der nationalen Größe Bismarcks begeisterten Manne möglich, ist hier das Charakteristische aus dem einzigen Buche herausgearbeitet und jener Gerechtigkeit nachgestrebt, die das Große an dem Erinnerungswerke lebendig ergreift, ohne die bei einem so temperamentvollen Gemüte unvermeidlichen Einseitigkeiten und Irrtümer dieser autobiographischen Schilderung oder vollends die schroffen, aber notwendigen Härten dieses Titanen zu leugnen und seine grimmigen Urteile über Gegner parteiisch zu wiederholen. „Zu seinem Teile möchte der kleine Band," wie der Verfasser im Vorwort sagt, „zur rechten und richtigen Erfassung von Bismarcks großer Abschiedsgabe mithelfen, im Sinne geschichtlichen und persönlichen Verständnisses, in einem Geiste der Treue, aber auch der Selbständigkeit, der Verantwortung, der Wirklichkeit, der, wenigstens seinem Streben nach, dem hohen Erzieher unserer Nation gewiß verwandter und seiner würdiger ist, als es eine unbedingte und deshalb im Innersten unlebendige Gläubigkeit sein könnte." Nach einem flüchtigen Gesamtüberblick über die Bismarck-Litteratur nach dem Tode des Fürsten werden ausführlich Buschs „Tagebücher" besprochen, denen bei aller Vornehmheit des Stand-

punktes doch auch ihr ehrliches Verdienst gelassen wird: „Unter den Bismarck-Quellen, die wir bis jetzt besitzen, ist, wenigstens für die siebziger und achtziger Jahre, keine, die so viel persönliches Leben ausströmte wie diese.“ Als überaus wertvoll begrüßt Marcks dann die stoffliche Bestätigung und die Ergänzung und Berichtigung, die Buschs Tagebücher gerade für ihren inhaltsreichsten Abschnitt durch die Briefe Heinrich Abekens, seines geistigen Antipoden, erfahren haben (Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit. Berlin, Mittler). Dies Zeugnis ist zarter und harmloser, aber auch viel vornehmer, feinfühliger, verständnisinniger und gerechter: „Denjenigen, der historisch zu sehen bestrebt ist, wird dieser stille Beobachter aufklären und bestärken.“ Dann treten die „Gedanken und Erinnerungen“ selbst in den Vordergrund der Betrachtung. Marcks prüft hier — sine ira et studio — das Bismarckbuch auf seine historische Zuverlässigkeit und seinen wissenschaftlichen Quellenwert. Nicht in systematischer Analyse des Werkes, sondern derart, daß er den Abschnitten der Denkwürdigkeiten folgt und für jede Epoche und Gruppe das Wesentliche ihres Inhaltes und ihrer Auffassung heraushebt und untersucht; dabei ergeben sich die allgemeinen Eigenschaften des Buches, die allgemeinen Probleme der Persönlichkeit, des Lebensganges von selbst, und von selber schließt sich am Ausgange die Untersuchung zu einer Art vorläufiger Gesamtcharakteristik zusammen. In dieser Anordnung wird zunächst über Entstehung und Form gehandelt, immer mit Wärme, Nachdruck und meist sehr glücklichem, treffendem Ausdruck. Dann geht es an die Charakteristik und Prüfung des Sachlichen, des historischen Inhalts. Nirgends verliert sich Marcks dabei ins Kleine und Kleinliche, überall bleibt er auf der Höhe der ruhigen Wissenschaft, die das Ganze überblickt und ein Menschenleben in seinem Kerne zu erfassen weiß. Lehrreich und fesselnd zugleich sind vor allem die Vergleiche und Parallelen, die dem gelehrten Historiker nur so zuströmen. Es hieße, eine neue, eigene Abhandlung schreiben, wollte ich hier den Ergebnissen der einzelnen Kapitel folgen, so reich, mannigfach, lebendig und weitausgreifend sind sie. Aufmerksam machen will ich nur noch auf die letzten Abschnitte, die besonders viel Schönes enthalten: „Die Persönlichkeit Bismarcks; ihr Verhältnis zu ihrer Zeit,“ und schön ist auch der für den Geist des Ganzen bezeichnende Schlußsatz: „Wir suchen in Fürst Bismarck die Begrenztheit des Zeitlichen und Persönlichen mit unterscheidender Erkenntnis zu bestimmen und fühlen doch in ehrfurchtsvollem Schauer um seine Gestalt den Hauch des Weltgeschichtlichen, des menschlich Ewigen wehen.“

Kürzer kann ich mich über die letzte mir vorliegende Bismarck-Schrift fassen. Max Lenz lehnt sich mit seinem Essay **Zur Kritik der „Gedanken und Erinnerungen“ des Fürsten Bismarck** (Berlin, Gebrüder Paetel) in der Auffassung an Marcks' Büchlein an, begrenzt aber seine Aufgabe von vornherein sehr viel enger, indem er nur an einigen Beispielen zeigen will, was die Kritik an den „Gedanken und Erinnerungen“ noch zu leisten hat und leisten kann, an Stellen, die Marcks übrigens schon berührt und als wert für nähere Prüfung angezeigt hat: „es sollen nur ein paar erste, tiefer greifende Spatenstiche werden in einem Acker, der sicherlich noch in seiner Länge und Breite durchgepflügt werden wird.“ Lenz geht viel mehr ins einzelne als Marcks, stellt den Bismarckschen Darstellungen andere unanfechtbare historische Quellen gegenüber und kommt z. B. in betreff der drei dem Krimkriege gewidmeten Kapitel zu dem Ergebnis, „daß dreißig bis vierzig Jahre eines rastlos thätigen und immer neu sich entfaltenden Lebens hingereicht haben, um das Gedächtnis des Erzählers an jene Begebenheiten der jungen Jahre zu trüben und Tendenzen hineinzumischen, die aus späteren Anschauungen hervorgingen.“ Nun, das ist ja mehr oder minder das Verhängnis aller Memoiren, und daß dadurch dem eminenten persönlichen Wert des unvergänglichen Buches kein Abbruch gethan wird, ist selbstverständlich, wie der Verfasser der letzte wäre, der dem Fürsten aus diesem Umstande auch nur den leisesten Vorwurf machen würde. Aber es ist doch gut, daß einmal wieder der Satz wiederholt wird: Memoiren sind nur da, wo sie durch andere und gleichzeitige Quellen bestätigt werden, für die Geschichtschreibung verwendbar, wo sie allein als Quelle vorliegen, nur mit Mißtrauen anzusehen. Noch schwieriger als in diesem ersten stehen die Dinge in dem zweiten von Lenz behandelten Kapitel mit der Überschrift „Nikolsburg“. Die Leser des Bismarck-Buches wissen ohne weiteres, welche schwerwiegenden Konflikte hier gemeint sind. Unser Kritiker weist der Darstellung des Fürsten mannigfache tiefgreifende Irrtümer, Verschiebungen und Entstellungen nach; aber im allgemeinen ist hier der Boden zu unsicher, als daß sich dem wahrscheinlich oder unbedingt Falschen überall das unantastbar Richtige gegenüberstellen ließe. Und auch hier wieder betont die Kritik, daß der eigentliche Wert des Buches durch all diese Einwände nicht geschmälert werden kann. Die „Gedanken und Erinnerungen“ sind Bismarcks „Dichtung und Wahrheit“. „Dichtung“ in dem Sinne einer zu Gunsten und mit Hilfe der Idee erhöhten und verklärten Wirklichkeit; „Wahrheit“ nicht in der Bedeutung einer in allen Einzelheiten genauen Richtigkeit, sondern einer neu aus der subjektiven Überzeugungskraft des schaffenden Genius gestaltenden Lebenswahrheit, die, in höherem Sinne, ordnet, wo sie verschiebt und berichtigt, wo sie von der „gemeinen Wirklichkeit“ der Dinge abweicht. „So hat auch Bismarck in den ‚Gedanken und Erinnerungen‘ ein Selbstporträt entworfen, das gerade die echten, die heroischen Züge seiner Persönlichkeit widerspiegelt: den gewaltigen Willen, die heiße Leidenschaft, den bis zum Haß sich steigernden Zornmut, das jede Blöße des Gegners erspähende

Auge des Staatsmannes, die Macht der Phantasie, die Sicherheit des historisch-politischen Urteils, auch wohl bittere Menschenverachtung, und das alles doch wieder verschmolzen mit der unerschütterlichen Hingabe an die Krone und der freien Liebe zu dem königlichen Herrn, dem er diente: das Löwenartige mit einem Wort tritt nirgends so konzentriert hervor als in dem Werk, das der Greis in der Waldeinsamkeit, in der Verbannung schuf." F. D.

Memoiren des französischen Generals M. de Marbot. Drei Bände. (Stuttgart, Robert Lutz; brosch. Mk. 13.50, in Lwd. geb. Mk. 16.50.) — Unter die letzten Bücher, die den Alten im Sachsenwalde immer von neuem fesselten, gehörten auch die „Mémoires du Général Baron de Marbot". Er las sie noch im französischen Original; seit kurzem aber liegen sie zu bequemerem Gebrauch auch in vorzüglicher deutscher Bearbeitung vor. Der durch seine reichhaltige Memoirenlitteratur längst bekannte Verlag von Robert Lutz in Stuttgart hat sie durch drei militärisch geschulte Kräfte übersetzen lassen, die zu dieser sonst vielfach so unberufenen Händen anvertrauten Arbeit besonders prädestiniert waren: den ersten Band hat Auditeur a. D. Ottmann, den zweiten Major a. D. Mangold, den dritten Generalmajor v. Natzmer übertragen. Wo der Verfasser, unter dem Banne des Augenblicks, gar zu sehr ins Breite und Einzelne gegangen, ist von dem Recht der Kürzung Gebrauch gemacht; denn anders als die Franzosen dürfen und sollen wir dieses in der vorliegenden sorgsamen Bearbeitung nun von der ersten bis zur letzten Zeile interessante Werk nutzen. Uns ist es viel mehr ein ernstes, an historischen Porträts und Augenblicksbildern unerschöpflich reiches Unterhaltungsbuch denn eine historische Quelle, obgleich — soweit das bei Memoiren überhaupt der Fall — der objektiven Gerechtigkeit gerade in diesem Autor ein Gewährsmann erstanden, wie ihn die unter Vorurteilen, Tendenzen und Entstellungen so arg leidende napoleonische Geschichte zum zweitenmal vielleicht kaum gefunden. Vor allen das militärische Getriebe hat an ihm einen ungemein lebendigen Kleinmaler, einen feinsinnigen Zergliederer und verständnisvollen Ausleger gewonnen. Für den Soldaten insbesondere bieten die Bände demnach einen äußerst fesselnden und bildenden Lesestoff. Lange Jahre hindurch ein bevorzugter Vertrauter Napoleons, hat Marbot auch Bernadotte, Augereau, Murat, Lannes und Masséna Adjutantendienste geleistet. Ihnen allen ist er ein liebevoller und doch auch für ihre Schwächen und Fehler nicht blinder Biograph geworden. Von den drei starken Bänden, die durch eine würdige, gediegene Ausstattung erfreuen, behandelt der erste die Zeitperiode, welche durch die vier bedeutungsvollen Namen Genua, Austerlitz, Jena und Eylau bezeichnet ist; aus dem zweiten ragen als Gipfelpunkte Madrid, Aspern und Torres Vedras hervor, während der dritte seine Schilderungen im wesentlichen um Polozk, Beresina, Leipzig und Waterloo gruppiert. Kaum achtzehnjährig macht Marbot als Adjutant Massénas die furchtbare Belagerung Genuas durch die Engländer und Österreicher mit durch, bei Marengo gerät er in die äußerste Lebensgefahr; zur nächsten Umgebung Bernadottes gehörig, ist er dann weiter im stande, die von diesem und Moreau angezettelte Verschwörung genau durchschauen und schildern zu können. Doch es würde zu weit führen, diesem ganzen wechselvollen Leben in all seinen einzelnen Etappen zu folgen. Nur ein paar uns besonders nahe angehende Episoden seien noch hervorgehoben. 1806 wurde Marbot mit diplomatischem Auftrage in die preußische Hauptstadt entsandt. Auch hier ist sein Stift nicht müßig. Über Verkehrs- und Gesellschaftsverhältnisse der damaligen Zeit finden sich viele charakteristische Aufzeichnungen, die in ihrer markanten Prägung schwerlich ihresgleichen haben. Dagegen werden wir in gelegentlichen, mehr anekdotischen als sachlichen Schilderungen von gewissen Zuständen in dem preußischen Heere romantisch ausgeschmückte oder witzig pointierte Genrebildchen zu sehen haben, die schwerlich historische Glaubwürdigkeit beanspruchen können. Weitaus das Spannendste und Wertvollste enthält der dritte Band, der im wesentlichen durch die Schilderung des russischen Feldzuges ausgefüllt wird. Der Name Beresina sagt hier alles: ein furchtbares, düster-dämonisches Gemälde, das da noch einmal wieder vor uns lebendig wird, lebendig in den glühendsten, brennendsten Farben, die ein historischer Schilderer nur auf der Palette haben kann. Keine Seite, die hier nicht bisher unbekannte Einzelheiten brächte oder das Ganze in ein neues Licht rückte. Etwas matter sind die Töne begreiflicherweise in den noch folgenden Abschnitten über die kriegerischen Ereignisse der Jahre 1813/14, obgleich es auch hier an fesselnden Momenten nicht fehlt. Allen Freunden kraft- und saftvoller geschichtlicher Memoirenlitteratur sei das Werk in der Lutzschen Ausgabe bestens empfohlen.

F. D.

* * *

Ein Japaner, Dr. Tomitsu Okasaki, der offenbar in Europa seine wissenschaftliche Bildung ergänzt und vertieft hat, beschert uns soeben eine **Geschichte der japanischen Nationallitteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart** (Leipzig, F. A. Brockhaus; 5 Mk.). Die Entwickelung der japanischen Kultur begegnet ja auch bei uns seit dem letzten Jahrzehnt, in dem das Inselreich eine so überraschende jugendliche Lebenskraft bewiesen hat, einem stetig wachsenden Interesse, und so darf denn der Verfasser, der aus seinen warmen Sympathien für Deutschland kein Hehl macht, für sein Unternehmen von vorn-

herein einer aufmerksamen Beachtung und freudigen Wertschätzung gewiß sein. Zumal da wir von der japanischen Litteratur bisher, abgesehen von einigen wenig umfangreichen Blütenlesen, nur durch englische oder französische Vermittelung einiges kannten, das noch dazu fast ganz auf die älteren Zeiten beschränkt blieb. Jetzt zum erstenmal, so weit wir sehen, ergreift ein Japaner in unserer Sprache das Wort. Er thut es nicht etwa in einem dickleibigen, schwergelehrten Werke, sondern, wie es bei dem praktischen Blick, dem realen Nützlichkeitsprincip, das die Söhne Nippons so auszeichnet, nicht anders zu erwarten, in einem kurzen Abriß, der durch Klarheit und Übersichtlichkeit ersetzt, was er an allzu minutiöser Vollständigkeit etwa vermissen läßt. Das gediegen ausgestattete Buch von anderthalbhundert Seiten Text vermeidet dadurch glücklich jenen namen- und datenseligen Schematismus, unter dem ausländische Geschichtswerke sonst so oft seufzen; vielmehr erkennt man aus jedem einzelnen Kapitel den echten Sohn seines Volkes: in Sprache, Komposition und Tendenz verleugnet sich keinen Augenblick der Japaner. Schlicht und einfach, ohne viel schöne Redensarten charakterisiert er jedesmal erst den litterarischen Geist einer Epoche, wobei eine scharf und sicher auf den inneren Gehalt der Dichtung ausgehende Kritik der Darstellung besondere Eindringlichkeit verschafft, und hebt dann aus dem Wust von Namen in kurzen litterarhistorisch-kritischen Biographien die jedesmaligen Hauptvertreter der Litteratur hervor. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, auf diese anschauliche und doppelt beredte Art die japanische Litteratur und Kultur — denn diese verliert der umsichtige Verfasser nie aus dem Auge — zu sich sprechen zu hören. Daß Okasaki seine Geschichte bis auf die jüngste Gegenwart ausgedehnt und seinem Leitfaden schließlich auch noch ein sehr sorgfältiges Register beigefügt hat, verdient besonderen Dank.

Zu den gründlichsten Kennern der modernen japanischen Kultur gehört seit Jahren Adolf Fischer, aus dessen Feder unsere Leser erst kürzlich (Oktober- und Novemberheft 1899) die inhaltreichen **Streifzüge durch Formosa** empfangen haben. Die Arbeit ist nun soeben, vermehrt um einige weitere Abschnitte, auch als Buch erschienen (Berlin, B. Behrs Verlag [E. Bock]; geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.) und macht als solches, von zahlreichen Abbildungen nach Naturaufnahmen des Verfassers begleitet und mit stilgerechtem, nach japanischen Originalen gestaltetem Buchschmuck geziert, einen äußerst stattlichen Eindruck. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß diese „Streifzüge“ das erste in deutscher Sprache geschriebene Werk sind, das eine erschöpfende Beschreibung der interessanten Insel giebt. Zur weiteren Charakteristik und Empfehlung brauchen wir für unsere Leser nichts weiter hinzuzufügen. — Distinguierter noch ist die zweite Gabe, die uns Fischer auf den Tisch legt. **Wandlungen im Kunstleben Japans** (geh. 5 Mk.) lautet ihr Titel, und dieselbe Verlagshandlung, die die „Streifzüge“ herausgegeben, hat sich für dieses Werk eine besonders glänzende und eigenartige Ausstattung angelegen sein lassen. Ein japanischer Künstler, der sich in seiner Heimat als Maler einen Namen gemacht — Eisaku Wada heißt er — hat das auf kostbarem Glanzpapier gedruckte Buch mit graziösem Buchschmuck ausgestattet, zahlreiche Voll- und Textbilder nach japanischen Gemälden und Bildwerken durchflechten die Darstellung. Diese aber bietet etwas ganz anderes, als der Leser zunächst erwarten mag. Nicht das Wesen der japanischen Kunst und ihr Einfluß auf das europäische Kunstleben werden geschildert — das ist oft genug schon von anderer Seite geschehen —, sondern umgekehrt, gerade das Widerspiel dieser Erscheinung: die Wirkung der Kunst des Westens auf die japanische. Inwieweit, fragt sich der bei seinem letzten anderthalbjährigen Aufenthalt im Lande mit besonderer Liebe der bildenden Kunst zugewandte Verfasser, inwieweit hat die vom Westen heranstürmende Kulturflut die bildenden Künstler Japans berührt, ihr Schaffen beeinflußt und einen Wechsel in ihren Anschauungen und ihrem künstlerischen Gesichtskreis hervorgerufen? Diese Fragen beantwortet er durch eine Kette mehr oder minder zusammenhängender Bemerkungen über die moderne japanische Kunstentwickelung, wie sie nur einem gründlichen Kenner nicht bloß der Verhältnisse, sondern mehr noch der einzelnen Personen, von denen hier die Anregungen kommen, möglich sein konnten. Man mag dabei bedauern, daß es dem Verfasser nicht recht gegeben ist, in abgerundeter, schöner Darstellung seinen Stoff zu meistern, wird dafür aber durch die Frische und Unmittelbarkeit seiner Beobachtungen entschädigt werden. Das Buch ist Herrn Geheimrat Dr. Woldemar von Seydlitz zugeeignet, dem feinsinnigen Kenner und Interpreten der japanischen Kunst, über dessen neuestes Werk auf diesem Gebiete die folgende Anzeige näher berichten mag. F. D.

* * * *

Dem **Japanischen Farbenholzschnitt** widmet W. v. Seydlitz eine Monographie, die vom Verlage (G. Kühtmann, Dresden) aufs sorgfältigste ausgestattet ist. Der japanische Holzschnitt ist eine Angelegenheit der Amateure sowohl, wie ein kunstgeschichtliches Ereignis. Die Amateure sammeln diese Blätter, weil sie ihren feinen Sinn für karikaturistische Zeichnung und für abgetönte Farben in einer sehr delikaten Weise anregen. Für die Kunstgeschichte aber waren die japanischen Blätter deswegen von Bedeutung, weil sie die impressionistische Auffassung, die den Kern der modernen Bewegung ausmacht, in vollendeten Mustern nach Europa brachten und die Pariser Maler, die am Anfang dieser impressionistischen Schule stehen, sich an ihnen Auge und Geschmack bildeten. Die Kenntnis dieser Dinge ist heut nicht mehr zu umgehen. Die Japaner haben auf unsere moderne abendländische Kultur der bildenden Kunst ähnlich eingewirkt wie die

Römer auf die Renaissance und die Griechen auf das Empire. W. v. Seydlitz, dem Dresden seinen modernen Aufschwung in Plastik und Malerei verdankt, ist ein feiner Kenner der japanischen Kunst und versteht es in seinem Werke, auch den Fernerstehenden einen vorzüglichen Überblick über die japanische Kultur und die Entwickelung des Farbenholzschnitts zu geben. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Erschließung Japans und seine Malerei bespricht er zuerst kurz den Schwarzdruck, dann sehr ausführlich den Buntdruck und seine berühmtesten Künstler: Kiyonaga, Utamaro, Hokusai, Hiroshige und andere. Bunte Tafeln sind nicht beigegeben, den Kenner würden sie nur schmerzlich die Originale vermissen lassen, aber Schwarzdrucke illustrieren auf das reichlichste diese eigenartige kapriziöse Kunst.

In das Gebiet der Antike oder richtiger der Pseudo-Antike führt uns eine interessante Schrift des bekannten Münchener Archäologen Adolf Furtwängler: **Neuere Fälschungen von Antiken** (Giesecke u. Devrient, Berlin und Leipzig). Furtwängler ist einer der wenigen Glücklichen, die nicht in einer theoretischen Betrachtung des Altertums aufzugehen brauchen, sondern durch vielfache Reisen und Beobachtungen in Museen ein sehr praktisches Verhältnis zur Antike haben und die Monumentenkunde über die Philologie stellen dürfen. Man wird dem Auge eines so großen Monumentenkenners, wie Furtwängler ist, ohne weiteres trauen dürfen, wenn er aus dem Schatz der verschiedensten Museen eine Reihe von Werken bezeichnet, die nach seiner Ansicht gefälscht sind, und wenn er daran Vermutungen über ganze Fälscherschulen knüpft. Es handelt sich um deutsche, französische, englische Museen; es handelt sich um Marmor, Bronze, Terrakotta, Goldschmuck. Furtwängler entwickelt sehr überzeugend sowohl die künstlerischen wie die technischen Anzeichen einer Fälschung; er zeigt uns, wie sich Patina und Erde in Wahrheit an die Antiken setzen und wie sie gefälscht daran sitzen; er zeigt uns die Mißverständnisse der modernen Kopisten, die unverstandene Dinge von ihren Vorlagen mit hinübernehmen, ohne daß sie hier motiviert sind; er zeigt uns die feinen Unterschiede antiker und moderner Formbildung, die der Kenner unwillkürlich herausfühlt. Eine ganze Gruppe sehr schöner Terrakotten, die vor Jahren im Louvre und in Berlin angekauft wurden, hat sich als Fälschung im großen Stile erwiesen. Ein Marmorkopf, der kürzlich in Berlin erworben wurde, hat sich als naive Kopie nach dem Kopf der Athena vom Äginetengiebel herausgestellt: die Generalverwaltung der Museen hat Furtwängler bereits öffentlich recht gegeben. Seine überraschendste Entdeckung war, daß eine gewaltig teure Goldkrone (Tiara des Seitaphernes), die der Louvre erstanden hat, modernen Fälscherhänden ihren Ursprung dankt. Noch hat die Direktion des Louvre nicht offiziell gebeichtet. Furtwänglers Schrift, die sehr kostbar, fast zu kostbar gedruckt ist, wird als einzige ihrer Art weite Kreise interessieren. Der Verfasser ist Mensch genug, um alle Irrtümer begreifen zu können; so wird sich niemand beleidigt, nur jeder belehrt fühlen.

Unsere periodischen Veröffentlichungen, Sammelwerke, Serien- und Zeitschriften, beherbergen heute beinahe den besten und interessantesten Teil an kunstgeschichtlichem Material. Das Spemannsche **Museum** zum Beispiel bietet fortgesetzt ganz unübertreffliche Autotypien aller berühmten Kunstwerke vom Altertum bis zu unseren Tagen, der Sammler erspart sich beinahe die doch immer kostspieligen Photographien und erhält hier noch Textbeilagen, die von unseren ersten Autoritäten geschrieben sind und in der Wissenschaft ständig auf dem Laufenden halten. Große, allgemeine, lesbare Kunstgeschichten von unbestreitbarem Wert haben wir fast gar nicht; so müssen wir häufig mit den „Abhandlungen“ vorlieb nehmen, und solche Essays, wie z. B. der von Max Friedländer im „Museum“ über Altdorfer veröffentlichte, gehören zu den besten Leistungen unserer populären Wissenschaft. Einen ähnlichen großen Wert hat die Hirthsche Publikation **Der Stil**, die, in periodischen Heften nach Stoffen geordnet, die gesamte Kunstgeschichte in Tafeln vorbringen wird. Die erste Serie ist der Figur des Menschen gewidmet, und bereits liegt eine große Anzahl von Tafeln vor, die den antiken und mittelalterlichen „schönen Menschen“, also das jeweilige Ideal der Menschenschönheit, in den charakteristischsten Exemplaren uns vorführen. Besonders angenehm sind die größeren Tafeln der Gesichter, der Hände, der Beine, die in ausgewählten und gut vergleichbaren Ausschnitten aus berühmten Bildern und Statuen angefertigt sind. (G. Hirths Kunstverlag in München und Leipzig.)

Ein gleiches ausgezeichnetes Material in Reproduktionen und textlichen Beiträgen liegt in den periodischen Zeitschriften vor, deren wir jetzt auf dem Gebiet der Kunst eine ungeahnt stattliche Zahl in Deutschland besitzen. Die erstaunlichste Leistung ist Bruckmanns (München) neue **Kunst**, eine Monatsschrift, aus der „Kunst für Alle“ und der „Dekorativen Kunst“ zusammengeschmolzen, so daß sich an hundertfünfzig Bilder monatlich beieinander finden. Die Kochsche **Deutsche Kunst und Dekoration** (Darmstadt, Alex. Koch) steht nach wie vor in erster Linie hinsichtlich der nationalen Umgrenzung der reißend anwachsenden modernen dekorativen Bewegung. Auch die Architektur gewinnt sich den allgemeinen Zeitschriftenmarkt. In Wasmuths **Architekturwelt** (Berlin, Ernst Wasmuth) liegt ein Organ modernster Prägung vor mit vorzüglichen Überblicken über die bauliche Bewegung der Neuzeit, die gerade in der Berliner Profankunst so epochemachende Fortschritte zu verzeichnen hat. Als eine Zeitschrift, die zwischen der strengen Wissenschaft und den allgemeinen Interessen des Publikums ausgezeichnet vermittelt, empfiehlt sich Seemanns **Zeitschrift für bildende Kunst** (mit der gut redigierten **Kunstchronik**), die oft auch sehr glückliche Kunstbeilagen bringt. Es wird sich empfehlen,

bei nächster Gelegenheit den Inhalt dieser Zeitschriften näher in Betracht zu ziehen, stehen sie doch an Bedeutung vielfach über dem Büchermarkt. B.

* * *

Reicher als lange blüht an der Ausgangsschwelle des Jahrhunderts die Kalender-, Jahrbuch- und Almanachslitteratur. An erster Stelle ist auch diesmal der **Cottasche Musenalmanach** zu nennen (Stuttgart, J. G. Cotta), den der Herausgeber Otto Braun nun schon zum zehntenmal in die Welt hinaussendet. Mit einer Hartnäckigkeit sondergleichen hält das kleine zierliche, wie immer in schimmernde Seide gebundene Büchlein seine alten maximilianischen Traditionen fest: auch der junge lyrische Nachwuchs muß sich ihnen fügen, und mit einem gewissen reaktionären Selbstbewußtsein rühmt sich Wilh. Jordan seines Epigonentums:

Nur ein Epigon' von Meistern
Steigt empor zum Meisterstuhle.

Gut! Aber wozu doch immer das Zetern auf die „Modernen“; das verleidet einem vollends die nicht besonders wertvollen Verse von Gottschall und Jordan, während wir uns an den alten guten, echten Klängen von Wilh. Hertz', Martin Greifs, Hans Hoffmanns und anderer Leier desto reiner freuen dürfen. Allerliebst sind diesmal die Erzählungen, zart und duftig die zierlichen Miniaturheliogravuren von Reiß, Zick, Enke, Keppler, Püttner und Pausinger. — In christlich frommen Häusern wird auch dies Jahr das von Rudolf Kögel, Emil Frommel und Wilhelm Baur begründete, jetzt von Max Vorberg herausgegebene Jahrbuch **Neue Christoterpe** einer freundlichen Aufnahme gewiß sein können (Bremen, C. Ed. Müllers Verlag). Es enthält Betrachtungen, Erzählungen, Skizzen, Gedichte, Erinnerungen, Reisebeschreibungen, Charakteristiken und dergleichen und zählt zu seinen Mitarbeitern Schriftsteller wie August Sperl, Johannes Renatus, W. Volz, vor allem aber als unermüdlichsten und wertvollsten Otto Funke. In dem neuesten Jahrgang schließt er seine „Skizzen aus dem ersten Pfarramte“ ab. Erschütternd, weil so rein menschlich, schlicht und einfach berichtet er von dem Tode seiner Frau, aber auch von dem Trost, den der glaubensstarke Mann von seinem Gott empfing; allerlei Erinnerungen an liebe Freunde und Strebensgenossen wie Frommel, Kögel u. a. durchflechten die wohlthuenden Blätter. — Ungefähr von derselben Gesinnung getragen, aber freier in der Ausprägung und Gestaltung giebt sich das von Dr. Karl Kinzel und Ernst Meinke besorgte Jahrbuch **Aus Höhen und Tiefen** (Berlin, Martin Warneck). Auch hier finden wir ein abwechselungsreiches Gemisch von Gedichten, Abhandlungen, Betrachtungen, Erzählungen, Lebensskizzen und Reiseschilderungen. Unter letzteren fallen angenehm Friedr. Seilers „Toskanische Sommertage“ auf, eine italienische Reisebeschreibung, deren persönlichem, frischem Tone es wahrhaftig gelingt, dem Thema noch neue Seiten abzugewinnen. Allerliebst beobachtet und anmutig erzählt sind die Skizzen von Felix v. Stenglin, sehr lebendig vorgetragen die Erinnerungen an Rosegger und die Brennerstraße, fesselnd die biographischen Mitteilungen über Henry Drummond, dessen Bildnis sich unter den zahlreichen Abbildungen befindet, weniger gut die Gedichte. Hier müssen bessere Kräfte gewonnen werden, wenn sich das schöne Grotthußsche Motto des Ganzen erfüllen soll: „Ich bekenne offen, ich huldige noch der unmodernen Ansicht, daß die Kunst berufen ist, uns über die gemeine Alltäglichkeit zu erheben und uns nicht nur ein wahres, sondern auch in seinen Tiefen und Höhen möglichst erschöpfendes Spiegelbild zu zeigen.“ — An dem **Deutschen Frauenkalender** von Anna Bauer (Verlag der Buchhandlung für innere Mission in Stuttgart) ist wohl der deutsche Geist und die warme christliche Gesinnung zu loben, die die tapfere Herausgeberin für fast alle Beiträge zu wahren gewußt hat, sonst aber sind manche dieser mannigfaltigen Unterhaltungs-, Belehrungs- und Erbauungsgaben gar zu disparat, als daß der rechte ruhige Genuß aufkommen könnte. — Zum dreiundsechzigstenmal wandert am alten, immer noch frisch blühenden Stabe der **Volksbote** hinaus (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung), der sich bis heute ungeschwächt sein altes vielgerühmtes Talent, für das Volk wahrhaft edel und gesund zu schreiben, bewahrt hat: ein ernster und heiterer Gesellschafter in bürgerlichen Familien, in der Auswahl der Stoffe national, in der Unterhaltung frisch und volkstümlich nach der Art des alten lieben Wandsbecker Boten und — was bei einem Kalender wohl zu rühmen — ein unerschöpflicher Ratgeber für häusliche Nöte, Freuden und Leiden, saure Wochen und frohe Feste. — In vorzüglicher textlicher wie illustrativer Ausstattung ist auch diesmal **Meyers historisch-geographischer Kalender** (Leipzig, Bibliograph. Institut) auf der Bild- oder besser auf der Wandfläche erschienen. Vor seinen Vorgängen zeichnet er sich außerdem durch eine geschmackvollere, weniger kahle Umrahmung aus. Daß die Merianschen Städtebilder etwas zurückgetreten sind, bedauern wir mit nichten: sie wirkten auf die Dauer gar zu altertümlich-eintönig. Dafür begrüßen wir es mit Freuden, daß die Blätter dem Zuge der deutschen Weltpolitik folgen und vor allem unsere Kolonien und ausländischen Interessensphären in ihren Abbildungen berücksichtigen, ohne deshalb die Heimat und ihre landschaftlichen oder baulichen Schönheiten zu vernachlässigen. Fest- und Himmelskalender zeigen sich erweitert, die Citate, die früher recht oberflächlich waren, fangen an sich zu läutern. Das Beste aber sind die Bildnisse, durchweg scharf und lebendig herausgearbeitete Köpfe, die förmlich mit einem sprechen und denken. — Von wesentlich heraldischem Interesse ist der **Münchener Kalender 1900** (Nationale Verlagsanstalt München-Regensburg; 1 Mk.). In Erfindung

und Ausführung gleich erfreulich wirkt das große, von Otto Hupps Künstlerhand ausgeführte bunte Titelbild. Von ihm stammen auch Wappen und Stammbäume des Königreichs Württemberg, dann die Wappen der dem deutschen Hoch- und Uradel angehörenden Geschlechter Holstein, Lothringen, Arco, Degenfeld, Dietrichstein, Harrach, Moltke, Preysing, Rosenberg, Schaesberg u. a.; sie bilden die Innenbilder des Kalenders, der seit 1895 ein zusammenhängendes heraldisches Werk über die Wappen der deutschen Fürstenhäuser und hohen Adelsgeschlechter darzustellen bestimmt ist. (Erläuternder Text von Gust. A. Seyler.) F. D.

* * *

Konrad Ferdinand Meyer. Ein Vortrag von Karl Emil Franzos. Mit einem Bildnis Meyers. (Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.) — Dieser Vortrag, der bei der vorjährigen Erinnerungsfeier für den Schweizer Dichter in der „Wissenschaftlichen Vereinigung" zu Berlin gehalten wurde, unterscheidet sich von den landläufigen litterarisch-kritischen Essays durch die Fülle persönlicher Erinnerungen und Beobachtungen, die Franzos, einem wenn nicht vertrauten, so doch vor vielen anderen ausgezeichneten Freunde des Verstorbenen, zu Gebote standen. Und er hat recht, wenn er betont, daß zum tieferen Eindringen gerade in Meyers Schaffen, zu einer gerechten Beurteilung gerade dieser durch ihren eigentümlichen Entwickelungsgang und ihre straffe Selbstzucht verschanzte Dichternatur solche intime menschliche Kenntnis in besonderem Maße gehöre. So empfangen wir hier weniger eine „Lebensbeschreibung", die zwischen Datenstufen die kritische Besprechung der einzelnen Werke einfügt, als vielmehr auf Grund der Meyerschen Selbstzeugnisse in Briefen und Erinnerungen eine gleichsam von ihm selbst verfaßte Darstellung, vor allem seiner inneren Schicksale, eine „Biographie seiner Seele" sozusagen. Wichtig und aufschlußreich sind darin besonders die Erläuterungen, die Meyers nach dem rechten Instrument ringende und tastende poetische Anfänge erfahren; aber auch sonst überrascht manche feinsinnige charakteristische Bemerkung, die man in viel umfangreicheren Abhandlungen über den Dichter vergebens suchen wird und die blitzartig bisher dunkle oder verhüllte Stellen in seiner menschlichen und dichterischen Eigenart erhellt. Ein Reigen von Anmerkungen bringt außerdem interessante litterarische Parallelen, kleine Exkurse über die religiösen Anschauungen des Dichters, über seine sorgsame künstlerische Technik, über sein Verhältnis zu Keller, über die Entstehung von „Huttens letzten Tagen" u. v. a. Alle Freunde der Meyerschen Dichtung werden die kleine Schrift mit Genuß und Gewinn lesen. — Derselbe Verfasser hat im gleichen Verlage ein kleines Heftchen über **Heines Geburtstag** erscheinen lassen, eine litterarische Untersuchung, die den fraglichen Tag nun wohl ein für allemal auf den 13. Dezember 1797 festlegt. Es ist schon von vielen vieles an sehr vielen Stellen über die heikle Frage geschrieben worden, kaum sonstwo aber findet sich alles Für und Wider so klar und übersichtlich zusammengestellt wie hier. F. D.

* * *

Gedanken und Thatsachen. Philosophische Abhandlungen, Aphorismen und Studien von Otto Liebmann. Heft 2 und 3. (Straßburg, Karl J. Trübner.) — Siebzehn Jahre nach dem ersten Heft sind nun das zweite und dritte Heft dieser Sammlung erschienen. Wir haben sie mit aufrichtigem Interesse durchgelesen und können sie der immer wachsenden Anzahl von Freunden philosophischer Betrachtung nach ehrlicher Überzeugung empfehlen. Denn der Verfasser denkt mit seinen Lesern, und zwar in vorsichtigem Fortschreiten und ohne je langweilig zu werden. Er reflektiert über Phantasiebilder, Zeitbewußtsein, Sprachfähigkeit und sagt namentlich Gutes über diesen letzten Vorgang, über das Sprechen als unmittelbare Verkörperung der Vernunft. Aphoristischer sind die Bemerkungen über Psychologie gehalten. Da will es uns scheinen, als sei Liebmann der neuesten Entwickelung dieser Wissenschaft nicht ganz gefolgt: insbesondere scheinen ihm gewisse methodologische Errungenschaften unbekannt geblieben zu sein. Etwas Ähnliches muß auch zum zweiten Hefte bemerkt werden. Die hier niedergelegten „Gedanken über Natur und Naturerkenntnis" sind ohne Rücksicht auf die moderne Naturphilosophie (z. B. eines Ottomar Rosenbach und Carl Hauptmann) entstanden, sie nehmen auch auf die erkenntnistheoretischen Specialforschungen von Windelband, Rickert und anderen keine Rücksicht. Daher mutet uns einiges als überflüssig und wohl gar rückständig an. In der Hauptsache indessen sind Liebmanns Reflexionen wertvolle und selbständige Beiträge zu einer gereinigten Naturphilosophie. Es ist eine Freude, zu sehen, daß endlich wieder ein hervorragender und seit Jahrzehnten angesehener Professor und Schriftsteller über die Natur und ihre Erkenntnis zu philosophieren wagt. Dr.

* * *

Geschichte der Metaphysik. Von Eduard von Hartmann. Erster Teil: Bis Kant. (Leipzig, Herm. Haacke.) — Eduard von Hartmann hat in einer kleineren Schrift, die auch Laien und Anfängern leicht verständlich ist, das Grundproblem der Erkenntnistheorie, in einem größeren und schwereren Werke die Kategorienlehre behandelt. Diese beiden Bücher enthalten eine systematische Bearbeitung dessen, was Metaphysik genannt werden kann, und nach ihnen, nicht nach dem ersten großen Erfolg der „Philosophie des Unbewußten" ist Hartmann zu beurteilen. An jene beiden Werke reiht sich nun offenbar die in ihrem ersten Teil jetzt vorliegende Geschichte der Metaphysik. Man versteht und billigt, daß ein

selbständiger Denker nachträglich die Leistungen seiner Vorgänger überschaut, daß ein Metaphysiker die Geschichte der Metaphysik schreibt. Aber das rein Geschichtliche, sowohl die Entwickelung der Probleme als auch der Zusammenhang der Systeme mit den Kulturverhältnissen, kommt dabei zu kurz. Ferner scheint uns die Wiedergabe der einzelnen Lehren nicht immer ganz genau und zutreffend zu sein. Das liegt zum Teil daran, daß der Standpunkt des Berichterstatters dem Berichteten manchmal Gewalt anthut, zum Teil daran, daß die Darstellung öfters der Grundlage eigener historischer Forschung entbehrt. Auch die Gliederung des Stoffes, so geistreich sie ist, stellt das Material unter zu wenige und zu künstliche Begriffe; vielleicht hätte der Verfasser tiefer liegende Motive entdeckt, wenn er von den Völkergedanken, den ursprünglichen metaphysischen Antrieben der Naturvölker ausgegangen wäre. Hartmanns Buch aber beginnt nach alter, schlechter Gewohnheit mit Thales. Es behandelt dann das Material, das in den Lehrbüchern der Geschichte der Philosophie im Vordergrunde steht, und zeichnet sich dem Inhalt nach durch die wertvolle Ausführlichkeit aus, mit der Plotin und die theosophische Naturphilosophie der Renaissance und Reformationszeit erörtert werden. Ein bei weitem größerer Vorzug ist der Umstand, daß Hartmann mit seinem Denken in den Problemen lebt, von deren wechselnden Lösungsversuchen er erzählt, daß er wirklich aus der Sache heraus und nicht an sie heran spricht. Die Worte, die er wählt, sind klar und angemessen, jedoch stellenweise allzu abstrakt. — Der zweite Band wird mit Kant beginnen und — vermutlich — bis in die Gegenwart führen. Für ihn verfügt der Verfasser über ausgedehnte Vorstudien: wir meinen seine Schriften über Kant, Schelling, Lotze, Kirchmann und das Buch vom Neukantianismus, Schopenhauerianismus und Hegelianismus. Darf man nach diesen Arbeiten und nach dem hier besprochenen ersten Teil eine Vormeinung sich bilden, so kann sie nur die günstigste sein; wir werden jedesfalls nicht verfehlen, unseren Lesern vom Erscheinen und vom Inhalt des zweiten Bandes Nachricht zu geben. Dr.

* *
*

Die Welt als Raum und Materie. Mit einer Einleitung über die Natur des Urwesens. Von Edmund von Hagen. (Berlin, Selbstverlag des Verfassers.) — **Der Weltorganismus.** Begründung einer auf astrophysischen Gesetzen beruhenden Vernunftreligion. Von C. von Laßberg-Lanzberg. (Leipzig, Herm. Haacke.) — Es ist oben darauf hingewiesen worden, daß gegenwärtig wieder Schriften zur Naturphilosophie aufzutauchen beginnen. Auch diese beiden Bücher gehören dazu. Hagen hält es für richtig, in der Philosophie vom Objekt anstatt vom Subjekt auszugehen, und für den Urgrund des Objektiven erklärt er den Raum. Der Raum ist ihm nicht bloß eine Ordnung des Nebeneinander, sondern die einzig unabhängige Kraft des Weltalls. Aus der Raumkraft ist die Materie entstanden, und nur für diese gilt die Lehre von den drei Dimensionen: nicht der Raum, sondern die Körper sind dreidimensional. — Laßberg will gleichfalls die Philosophie vom Subjekt auf das Objekt zurücklenken und sie namentlich in enge Beziehungen zu den Lehren der Astronomie setzen. Erst wenn die Philosophie die im Weltall thätigen geistigen Elemente nicht nach menschlichen Einbildungen, sondern nach der wirklichen Beschaffenheit der großen Lichtkörper in Betracht zieht, werden auch die Beziehungen des menschlichen Geisteslebens zur höheren Geisterwelt klar erkannt werden, und es wird eine Vernunftreligion möglich, die den seit der Grundlage der heute geltenden Glaubenslehren gemachten Fortschritten nicht widerspricht. Dr.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in Braunschweig.



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Jessen: George Frederick Watts.

G. F. Watts: Barmherzigkeit.



Im gewohnten Geleis.

Roman
von
Ossip Schubin.

VI.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Nacht schlief Ronsky unruhig, er träumte dies und das. Allerhand Dinge, die er lieber nicht geträumt haben wollte. Es dämmerte noch, als er plötzlich mit heftigem Herzklopfen erwachte. Er kraute sich am Kopf. Darüber, daß sein Blut erhitzt und in Wallung gekommen war, konnte er sich keiner Täuschung hingeben. „Sollte ich mich wirklich in die Nixa verliebt haben?“ fragte er sich.

Die Leidenschaft ist gewöhnlich eine Gefühlsüberschwemmung, die langsam am Verstand emporsteigt, bis er endlich darin untergeht. Es giebt einen Augenblick, in welchem der Verstand die Flut noch steigen sieht; wer ihn benutzt, um zu fliehen, der ist gerettet. Aber die wenigsten benutzen ihn. Fast alle legen sich die Sache dahin zurecht, daß die Furcht vor der angenehmen Gefahr unnötig ist. Entweder sind sie überzeugt, daß die Gefahr vorüber, die Flut im Sinken ist, oder sie reden sich ein, daß gar keine Gefahr besteht, daß die schwüle Flut doch nicht bis zu ihrem Verstand steigen könne.

Zu letzteren gesellte sich Hans Ronsky. Am Anfang seines Lebenslaufes hatte eine ganze Provinz seinen Verstand überschätzt, jetzt überschätzte er ihn selber. So dumm würde er doch nicht sein, die Tochter seines Halbbruders und einer russischen Cocotte zu heiraten! Über ein herzliches Getändel, wie es zwischen Vormund und Mündel fast vorgeschrieben war, durften seine Beziehungen zu ihr nicht hinausgehen; aber vielleicht war selbst das herzliche Getändel zu viel. Er mußte vorsichtig sein, nicht um seiner selbst willen — denn sich hatte er in der Hand — aber des heißblütigen, zu rascher Begeisterung geneigten jungen Mädchens halber. Ihr unschuldiges Herz konnte Feuer fangen, oder sie konnte sich etwas in den Kopf setzen, und das mußte um jeden Preis vermieden werden. Das beste war, sie heiratete Doppelberg — darin hatte sein Vetter Max recht, er selbst wollte ihr im gegebenen Fall zureden. Indessen wollte er durch eine betonte Väterlichkeit, die mit einer größeren Zurückhaltung gepaart war, zeigen, daß ihre Gefühlsüberschwenglichkeiten ihn ein wenig

erschreckt hatten, daß sie sich keinen unsinnigen Hoffnungen hingeben durfte.

Als er darüber mit sich einig geworden war, hielt er die Sache eigentlich für erledigt. Im übrigen, wenn er die geringste ernstliche Veranlassung dazu sehen würde, so zum Beispiel eine gesteigerte Erregung bei dem jungen Mädchen, würde er nicht zögern, seine Zelte in Wodanka abzubrechen. Aber die gesteigerte Erregung bei Monika blieb aus, vielmehr entzog sie sich seiner Beobachtung.

Als Hans einen Tag später, nachdem er sich den Knöchel verstaucht hatte, in den Salon heruntergehumpelt war, wo man ihn so bequem als möglich auf einem Diwan einrichtete, setzte sich seine hübsche Nichte ihm zu Füßen und fragte, ob er wohl wünsche, daß sie ihm die Zeitung vorlese. Hierauf erwiderte er freundlich, aber abweisend: „Ich danke, Monika, du bist sehr liebenswürdig — aber ich bin kein guter Zuhörer, ich lese die Zeitung lieber selbst.“

Sie fuhr zusammen und warf ihm aus ihren großen Augen einen gekränkten und zornigen Blick zu. Dann aber sagte sie kühl: „Wie du willst, Onkel Hans. Es war nur, weil du mir gestern Vorwürfe gemacht hattest, da wollte ich meine Pflicht thun.“ Damit verließ sie das Zimmer.

Von da an hatte sich Hans über keine rührenden Zutraulichkeiten und kindlichen Zuvorkommenheiten ihrerseits mehr zu beklagen. Im Gegenteil kam ihre Zurückhaltung nicht nur der seinen gleich, sondern übertraf sie noch um ein gut Teil.

Hans hatte seinen Zweck erreicht und war zufrieden. Sie hatte begriffen. Es war alles in Ordnung und vorläufig gar keine Veranlassung, die Zelte in Wodanka abzubrechen.

* *
*

Sie hatte begriffen. Alles mögliche hatte sie begriffen. Hans hätte sich eigentlich wundern müssen, wie gut sie begriffen hatte, unter anderem, daß sie ihre ganze Taktik ändern müßte, wenn sie nicht alles, was sie bereits gewonnen geglaubt, für immer verlieren wollte.

Und das wäre ihr schrecklich gewesen, nicht wegen Rang und Stellung, die sie verscherzt hätte — Rang und Stellung waren ihrer wilden Natur eigentlich eine Last —, sondern weil sie in Hans Ronsky verliebt war.

Es giebt Frauen, die gänzlich den Kopf verlieren, wenn sie lieben, andere wieder giebt es, deren Schlauheit dem Manne gegenüber zunimmt mit der Leidenschaft; zu denen gehörte Monika.

Sie hatte noch nicht orthographisch schreiben können, als ihre Mutter gestorben war; aber wie man es anstellen müsse, um einem Manne den Kopf zu verdrehen, das hatte sie genau gewußt. Von ihrer Mutter hatte sie die Gewohnheit einer raffinierten Körperpflege geerbt — die Gewohnheit, sich stark und eigentümlich zu parfümieren und, was sie an physischer Schönheit besaß, zur Geltung zu bringen. Ohne daß je viel Worte darüber gefallen wären zwischen ihr und ihrer Mutter, wußte sie mehr von der Kunst, einen Mann zu fesseln, als Frauen wie Marie Rheinsberg je lernen. Noch tadellos rein im beschränktesten, wörtlichsten Sinne, war ihre Phantasie doch durch den Austausch von Vertraulichkeiten vielwissender Freundinnen, durch das Lesen von Romanen mit deutlich ausmalenden Schilderungen ganz und gar verderbt. Sie besaß im höchsten Maße die spitzfindigste aller weiblichen Künste: sich abwechselnd in eine züngelnde Flamme und in einen schillernden Eisblock zu verwandeln.

Augenblicklich verwandelte sie sich Hans gegenüber in einen Eisblock. Und Hans hatte nichts dagegen einzuwenden, so lange er fest davon überzeugt war, daß die Verwandlung auf seine Veranlassung stattgefunden hatte, und so lange kein zweiter Mann sich zwischen ihn und das junge Mädchen stellte. Im übrigen hatte er gar nicht die Absicht, seinen Aufenthalt in Wodanka ungebührlich zu verlängern, nur fand er immer neue zwingende Gründe zu bleiben. Erstens hätte ihm sein kranker Fuß beim Reisen noch Schwierigkeiten bereitet, und zweitens waren die geschäftlichen Angelegenheiten, derentwegen er nach Wodanka berufen worden war, nicht erledigt, denn der Doktor Hampe, dem die Durchführung anheimgestellt worden war, hatte sich dagegen gesträubt, die Verantwortung auf seine Schultern zu nehmen — eine aufdringliche Gewissenhaftigkeit,

die ihm Graf Miroslaw sehr verübelte. Wozu hatte man denn einen Advokaten, wenn nicht dazu, daß er einem Entscheidungen und die vorangehenden mühsamen Gedanken ersparte.

Doktor Hampe bestand darauf, den beiden Besitzern der durch die Expropriation bedrohten Baugründe die Pläne der Bauplätze, die Grundrisse der in Aussicht gestellten Parzellierungen vorzulegen, ihnen die Schwierigkeiten genau auseinanderzusetzen, ehe man sich entschied, ob man den ungerechten Forderungen der Regierung kleinmütig nachgeben oder den Prozeß mit ihr führen wollte. Der Doktor hatte seinen Besuch in Wodanka angesagt; der mußte nun in jedem Fall abgewartet werden.

Hans wartete ihn ab. Der Mann des Gesetzes, dringend beschäftigt mit einem Erbschaftsprozeß, wurde immer wieder verhindert, und so war der Mai vorüber, als der Anwalt endlich telegraphisch sein Kommen ansagte.

Graf Miroslaw harrte ihm mit einer gewissen vergnügten Feierlichkeit entgegen wie allen Gästen. Er langweilte sich manchmal auf dem Lande, besonders im Frühjahr, wo man dem Jagdsport eigentlich nur mäßig frönen durfte. Nun gar im Mai, wo's noch so oft regnete. Gäste brachten doch eine gewisse Abwechselung in dieses ewige Einerlei. Infolgedessen teilte er seiner Gattin sofort nach dem Empfang des Telegramms mit, daß man den „guten Hampe" doch auffordern müsse, über Nacht zu bleiben. Im übrigen erteilte er dem Schloßwärter selbst Befehle, welches Zimmer er für den Doktor herzurichten habe, und beaufsichtigte das Menu.

Als nun der Doktor Hampe erschien, empfing ihn Graf Miroslaw vor dem Schloßportal im hellgrauen Sommeranzug, strahlend vor Gastfreundschaft, das Bild des leutseligen liebenswürdigen Kavaliers, von dem etwas dünnen grauen Scheitel bis zu den Spitzen seiner schmalen gelben Juften-Halbschuhe.

„Willkommen, mein lieber Hampe!" Er schüttelte ihm kräftig die Hand. „Willkommen!"

„Ich hoffe, ich komme nicht zu ungelegen, Herr Graf," entgegnete der Rechtsfreund. „Aber es ist dringend notwendig, daß ich die Herrschaften genau in die Sachlage einweihe."

„Mein lieber Hampe, wenn Sie durchaus darauf bestehen, mich mit dem Einblick in die geschäftliche Lage ... hm ... hm ... konfus zu machen, so sei's Ihnen vergönnt — nur ... ebensogut könnten Sie mir Einblick in die Sternkarte aufzwingen und dann von mir verlangen, ich solle meine Meinung über den Kurs eines Schiffes abgeben. Ich verstehe rein nichts davon, gar nichts!"

„Herr Graf ...!"

„Na ja, na ja, Sie sollen ja Ihren Willen haben, Doktorl, aber jetzt geben Sie mir ein wenig Ruh," rief Graf Miroslaw, „und lassen Sie das Geschäftliche Ihres Besuches nicht allzusehr in den Vordergrund treten. Sie sind unser Gast und Sie halten sich, hoffe ich, doch etwas länger bei uns auf. Viel haben wir Ihnen freilich nicht zu bieten." Dabei warf er einen selbstbewußten Blick auf seine wirklich reizende Umgebung.

Graf Miroslaw war sich trotz seiner überströmenden Gastfreundschaft und aufrichtigen Liebenswürdigkeit des Umstandes deutlich bewußt, daß er dem Doktor durch diese Aufforderung, sich als Gast in Wodanka zu fühlen, eine große Ehre erwies. Infolgedessen überraschte es ihn etwas unangenehm, als der Doktor ziemlich trocken erwiderte: „Ein Geschäftsmann wie ich ist leider nicht nur zur Unterhaltung auf der Welt, sonst würde ich mit Vergnügen meine Zeit bei Ihnen verlieren, Herr Graf. So geht es leider nicht. Ich muß sogar die Herren bitten, mir recht bald ihre Aufmerksamkeit zu schenken, und hoffe, daß Sie mir nachmittag eine Gelegenheit zur Disposition stellen können, Herr Graf!"

Graf Miroslaw kam plötzlich zu der Überzeugung, daß er sich wieder einmal „vergaloppiert" hatte. Einem Menschen, der den Unterschied zwischen einer „Gelegenheit" und einem Miroslawschen Wagen nicht zu fassen gelernt hatte, dem konnte man mit einer Einladung nach Wodanka kein Vergnügen machen.

Hierauf änderte er sofort seinen Ton und sagte, sich zu seinem Kammerdiener wendend, der drei Schritte hinter ihm im Thorweg stand: „Führen Sie den Herrn Doktor in sein Zimmer, Waschaty! So sehr Ihre Mi-

nuten gezählt sind, Doktor, den Reisestaub werden Sie vielleicht doch abschütteln wollen vor unserer Konferenz. — Auf Wiedersehen!"

Und mit der Empfindlichkeit eines verkannten Liebenswürdigkeitsgenies drehte sich Graf Miroslaw auf seinem Absatz um und überließ es dem getreuen Waschaty, seinem Rechtsfreund die Honneurs zu machen.

Der Wagen, welcher den Doktor abgeholt, hatte auch die Post heraufbefördert. Hans, dem ein Brief auf sein Zimmer gebracht wurde, erschrak, als er die Schrift der Adresse erkannte. Es war die Schrift Marie Rheinsbergs. Er runzelte ein wenig die Stirn, sein Herz klopfte stark; es kostete ihm Mühe, den Brief zu öffnen.

Aber als er es endlich doch that, überkam ihn eine unendlich angenehme, warme Empfindung. Ihm war zu Mute — wie ... ah, er hätte es anfangs gar nicht zu sagen gewußt wie! ... Dann erinnerte er sich ... wie wenn seine Mutter, als er noch ein halbes Kind war, ihm verzeihend über den Kopf strich, nachdem sie ihn kurz zuvor gestraft hatte. Ja, genau so war ihm jetzt zu Mute.

Der Brief lautete:

Lieber Hans!

Es hat mir sehr leid gethan, so lange nichts von Ihnen zu hören, besonders leid, weil Sie Natek verlassen hatten, gerade nachdem der erste Mißton in unsere Freundschaft gefallen war.

Ich hatte so darauf gerechnet, meinen Brief mündlich zu erläutern, die Schroffheiten, welche jede Aufrichtigkeit mit sich bringt, zu der man sich mühsam hat zwingen müssen, wieder gut zu machen.

Gewiß hatten Sie vor Ihrer Abreise keine Zeit mehr, zu mir herüberzukommen, aber ein paar Zeilen hätten Sie mir schreiben können, nur, um mir zu sagen, daß Sie mir meine Aufrichtigkeit nicht übel genommen haben. Denken Sie, anfangs glaubte ich, daß Sie mir böse wären; aber jetzt verachte ich mich für den Verdacht. Durch Zufall hab ich erfahren, daß Sie sich in Wodanka, wohin Sie dringender Geschäftsangelegenheiten halber berufen worden sind, den Fuß gebrochen haben. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie leid Sie mir thun, wie besorgt ich um Sie bin. Bitte, schreiben Sie mir, wie es Ihnen geht, wie und wann Sie sich das Bein gebrochen haben, wer Sie behandelt, mein armer Hans! ... Gerade Sie, der Sie das Stillsitzen so schlecht vertragen! Daß Ihnen das geschehen mußte! In zwei bis drei Monaten ist wohl alles in Ordnung — aber zwei Monate sind lang — schade darum!

Kann ich Ihnen in irgend etwas nützlich sein, so bitte, lieber Hans, schreiben Sie mir eine Zeile. Als barmherzige Schwester stellt sich Ihnen vollkommen zur Verfügung Ihre Ihnen treu ergebene

Marie Rheinsberg.

P. S. Bitte, lassen Sie mich nicht auf Antwort warten, ich bin sehr, sehr besorgt!

Seine Augen blieben noch lange auf dem Briefe haften. Einen Augenblick glaubte er zwischen den Zeilen etwas recht Merkwürdiges zu lesen — die Abbitte einer Frau, die ihre Leidenschaft opfert, um der Freundschaft ein Hindernis aus dem Weg zu räumen. Aber seine schwankende Empfindung konnte überhaupt keinen Eindruck festhalten, nie einen Gedanken zur Überzeugung ausreifen lassen. Er war wie eine Pflanze, die beständig Knospen treibt und es nie zu einer ordentlichen Blüte bringen kann, viel weniger noch zu einer Frucht. Immerhin hatte Maries Brief sein Empfinden nach Richtungen zurückgelenkt, in denen es sich lange nicht bewegt hatte. Ein schwaches Echo jenes Gefühls, mit geistiger Anregung verbundenen ruhigen Behagens, das ihn jedesmal überkommen hatte, wenn er den Fuß über die Schwelle von Sanssouci gesetzt, schwebte wie aus weiter Ferne zu ihm herüber. Es war wie ein sanfter Traum, einer jener Träume, in denen das Bewußtsein noch mit leichtem Zügel die tollen Sprünge der Phantasie leitet.

Und plötzlich weckte ihn etwas aus dem friedlichen Traum. Eine tiefe, fast rauhe Mädchenstimme, die rief: „Famos, daß Sie kommen! Steigen Sie nicht ab — ich habe nämlich selbst gar keine Lust abzusitzen. Nur der Johann eilte nach Haus. Sein Gaul war vier Wochen lang krank und durfte sich

heute nur im mäßigsten Erholungstempo bewegen."

Lange, bevor noch Monika so weit gekommen war, hatte sich Ronsky mühsam hinkend zum Fenster geschleppt und spähte nun, hinter einem Vorhang verborgen, hinunter auf den großen von Rosenbüschen umhegten Sandplatz vor dem Schloß. Er sah Nixa auf einem etwas aufgeregten Grauschimmel, in einem vorzüglich sitzenden Reitkleid, auf den roten Haaren einen weichen grauen Filzhut; neben ihr Doppelberg in blauer Bluse, der längst verpönten und nie entwöhnten Vormittagstracht österreichischer Reiteroffiziere, sehr gut sitzend auf einem feurigen Irländer, dessen lange muskulöse Beine jedem Hindernis gewachsen schienen.

Man hätte schwer zu sagen gewußt, welcher von den beiden jungen Menschen sich besser ausnahm, der junge Mann oder das Mädchen. Hinter ihnen stand ein krummbeiniger Reitknecht, die Linke mit dem Zügel am Sattelknopf, während die Rechte sorgfältig dem Pferd an den Vorderbeinen herabtastete, um den Zustand der Muskeln zu prüfen.

„Wenn Komtesse erlauben, so führ ich mein Pferd in Hof — is e abgehetzt — muse abg'rieben wern!"

„Führen Sie Ihr Roß, wohin Sie wollen, Sie Schafskopf!" rief ihm Monika ungeduldig zu, ohne ihn anzusehen, mit jener hoffärtigen Schroffheit, welche sie Untergebenen gegenüber fast immer an den Tag legte. „Aber Sie, Graf Doppelberg, begleiten mich noch bei einem letzten Galopp! Wissen Sie, so einen Galopp zum Atemverlieren, über die Wiese dort unter dem Park. Oder ist Ihr Roß auch schon hin?"

„Nun, ganz frisch ist der Tom nicht mehr, aber für Sie, Gräfin, pump ich doch immerhin noch einen Galopp aus ihm heraus. Wenn's gilt, wird er sich eine Ehre daraus machen, in Ihrem Dienste zu sterben. Nur einen kleinen Ausschnaufer, dann geht's los. Übrigens seh ich Sie heute zum erstenmal zu Pferd, Gräfin. Ich wußte gar nicht, daß Sie reiten."

„Leidenschaftlich!" entgegnete Monika. „Es ist das einzige, was mich mein armer Papa gelehrt hat. Onkel Max wollte mich durchaus nicht aufsitzen lassen. Er behauptete, er habe keine Damenpferde im Stall. Na, da hab ich mir denn ein Herrenpferd satteln lassen — es geht famos, sehen Sie."

Sie setzte ihr Pferd in Bewegung, es riß an der von Schaum triefenden Kandare, bog den Hals schnaubend nach rechts und links, machte ein paar halsbrecherische Lançaden, die jede ungeschickte Reiterin sofort aus dem Sattel gehoben hätten. Doch ehe Hans noch Zeit gefunden hatte, ängstlich zu werden, bewegte sich das Tier mit gewölbtem Hals und gebogenen Vorderfüßen in einem kurzen und gleichmäßigen Staccatotrab um den Platz herum.

„Famos, Gräfin, famos!" rief Doppelberg in heller Begeisterung.

„Nicht wahr, und jetzt?" Sie wendet sich nach ihm um.

„Ich stehe zu Diensten!"

Hans sah sie nebeneinander den breiten Reitweg entlang traben, der auf die Wiese führte; sah sie in dem grünen Laub der Roßkastanien verschwinden. Noch aus der Ferne hörte er den scharfen Rhythmus des sich mehr und mehr beschleunigenden Tempos.

Er wendete sich vom Fenster ab mit geballten Fäusten, sein Atem ging schwer. Ein leichtes Klopfen an der Thür schreckte ihn aus seinen mißmutigen Gedanken empor.

„Hans, kannst du uns ein paar Augenblicke schenken?" fragte Graf Miroslaw, der sich persönlich heraufbemüht hatte, um den Vetter abzuholen. „Der Hampe wartet schon!"

* * *

„Hans ist dir etwas, du siehst ja miserabel aus," fragt ihn teilnahmsvoll der Vetter, während beide zu der Konferenz hinabsteigen, die in dem sogenannten Audienzzimmer des Grafen stattfinden soll.

Aber Hans antwortet nicht, es ist weder ein vernünftiges noch ein unvernünftiges Wort aus ihm herauszubringen.

Mit unermüdlicher, aber vergeblicher Gewissenhaftigkeit breitet der pedantische Anwalt allerhand Grundrisse für den von der Regierung geplanten Bahnhofbau vor ihm aus und erläutert die Situation mit verwirrender Peinlichkeit, indem er seine Perioden abwechselnd mit: „Unter den obwalten-

den Umständen ist zu bedenken ..." und „Andererseits darf nicht aus den Augen gelassen werden ..." einleitet.

Hans paßt nicht auf, und doch steht auf seinem Gesicht ein Ausdruck gespannten Horchens. Aber nicht Doktor Hampe ist es, auf den er horcht; er horcht auf jedes Geräusch, das unter dem Fenster vorbeihuscht, auf jedes, das durch den Korridor zieht. Wie lang sie ausbleibt — ist sie vielleicht schon zurück? Hat sie sich ihres Reitkleides entledigt und tändelt mit Doppelberg im Salon? Ihm ist's, als krabbele ihm eine Armee von Ameisen durch die Adern, seine Handflächen brennen, sein Mund ist trocken. Das ganze Schloß erscheint ihm voll neckender Stimmen, Rascheln von Unterröcken und Klirren von Sporen. Mit einem Mal hört er wirklich, was er bis dahin nur zu hören geglaubt, hört Sporengeklirr und das Rauschen eines weiblichen Gewandes — dann Stimmen, eine männliche, dringende: „Bitte, bitte, Gräfin — seit zehn Tagen lassen Sie mich zappeln — darf ich hoffen auf den Cotillon?" Die weibliche Stimme antwortet einschmeichelnd kokett: „Haben Sie denn gezweifelt, daß Sie ihn schließlich doch bekommen, Ihren Cotillon, Graf Doppelberg? Für wen hätt ich ihn denn sonst aufheben sollen?"

„Hm! hm!" räuspert sich Graf Miroslaw mit einem vielsagenden Blick nach der auf den Korridor mündenden Thür. „Hm! hm!" ... Dann mitten aus der Geschäftsverhandlung heraus bemerkt er: „Na, na! sie scheinen ja weiter zu sein, als ich geglaubt hatte, die Nixa und der Doppelberg. Bei dem Cotillon dürfte sich die Sache wohl entscheiden!"

„Also, meine Herren," beginnt der Doktor, „nachdem ich Ihnen das pro und contra ziemlich klar vor Augen geführt zu haben dächte, möchte ich über die Wünsche der Herrschaften, wie ich vorgehen soll, definitiven Bescheid erhalten ..."

„Handeln Sie nach Ihrem besten Wissen und Ermessen," erklärt Graf Miroslaw. „Was mich anlangt, so bin ich von vornherein mit jedem Weg, den Sie in dieser Angelegenheit einschlagen, zufrieden."

„Ich ebenfalls," murmelt Hans geistesabwesend.

Dann erkundigt sich der Hausherr noch liebenswürdig, zu welchem Zug der Doktor den Wagen wünscht, und die Sitzung ist aufgehoben.

* * *

Im Laufe des Diners wird Ronskys Zustand immer unerträglicher.

Monika und Doppelberg, welche nebeneinander gesetzt worden sind, plaudern munter miteinander und scheinen sehr ineinander vertieft. Sie essen ein Vielliebchen miteinander, sie lachen vertraulich über kleine Geheimnisse, in welche ihre Tischnachbarn nicht eingeweiht sind.

Gleich nach Tisch zieht sich Ronsky unter dem Vorwande, Briefe schreiben zu müssen, in sein Zimmer zurück. Er versucht, sich über seine Gefühle klar zu werden. „Hab ich mir denn die ganze Zeit selber etwas vorgelogen, sollte ich wirklich verliebt sein in diese Kokette?"

Kaum hat er das Wort Kokette ausgesprochen, so möchte er es wieder zurücknehmen, es erscheint ihm als eine zu harte Bezeichnung für Monika.

„Was habe ich für eine Berechtigung, es ihr übel zu nehmen, daß sie sich mit dem hübschen Burschen, der es offenbar ernst mit ihr meint, unterhält? Sie hat mich ja tief genug in ihr Herz blicken lassen. Aber ich habe gethan, was ich konnte, sie mir zu entfremden. Mir war es selber darum zu thun, keine Hoffnung in ihr aufkommen zu lassen, mir war es darum zu thun, daß sie Doppelberg heiratet, ich wollte ihr ja sogar zureden. Und jetzt nehme ich ihr's übel, daß sie sich offenbar ohne mein Zureden selbst dazu entschlossen hat!"

Aber kaum, daß er diesen Gedanken formuliert hat, löst, wie das fast regelmäßig bei ihm der Fall, ein neues Bedenken seine Reflexionen ab. „Ich bin rein verrückt! Weiß Gott, ich muß mich zusammennehmen ... ich könnte am Ende wirklich ... Wäre was Sauberes, ein Mädchen heiraten, das sich in derselben Woche zwei Männern an den Hals geworfen hat — die Tochter einer elenden Abenteurerin, bei der sich das Blut der Mutter deutlich meldet! ... Ich reise ab — es ist wirklich das beste, ich reise ab!" — —

Das beste wäre es vielleicht gewesen, aber er reiste nicht ab.

Immer höher stieg die Hochflut seiner Leidenschaft an seinem von trockenen Principien musterhaft verschanzten Verstand empor, höher, immer höher. Der geringste Zufall, und der Verstand sank unter in den schwülen Wellen. Mit einer gewissen beängstigten Hilflosigkeit stand er der immer ungebärdiger in ihm tobenden Leidenschaft gegenüber. Er trachtete, sich in die Erinnerung an Marie Rheinsberg zu flüchten, welche er offenbar als ein kühlendes Präservativ zu betrachten schien. Er entfaltete noch einmal ihren Brief und machte sich daran, ihn zu beantworten.

Die Antwort fiel ungewöhnlich herzlich aus, ja an gewissen Stellen erwärmte sich die Herzlichkeit bis zu einem Grade, der Mißverständnisse hätte heraufbeschwören können. Wie er sich auch abmühte, wollten ihm heute immer nur die zärtlichsten Beiwörter in die Feder kommen.

Nein, das war nicht möglich! Er mußte den Brief noch einmal schreiben! Übrigens warum denn? Warum sollte er Marie zum Beispiel nicht schreiben: „Wenn Sie auch von meiner Freundschaft längst überzeugt sein müssen, so wissen Sie doch nicht, bis zu welchem Grade ich Sie verehre. Sie sind die einzige Frau auf der Welt für mich; die anderen, mit denen ich manchmal getändelt habe, sind nicht wert, Ihnen die Schuhriemen zu lösen. Ich zähle die Minuten, bis ich von hier fort kann, um zu Ihnen zu eilen und Ihnen zu Füßen zu sinken!“

Ja, warum sollte er ihr das nicht schreiben? —

Und doch zerriß er den Brief und schrieb einen anderen, der aber nur noch zärtlicher, inniger ausfiel als der erste. Die Worte darin machten den Eindruck, als wären sie von dem Gluthauch der Leidenschaft auf dem Papier zusammengeweht worden.

Diesen Aufsatz steckte Hans in einen Umschlag, adressierte ihn und trug ihn selbst in den Korridor hinunter, wo die für die Post bestimmten Briefe auf einen alten Eichentisch niedergelegt wurden. Hier holte sie der Kammerdiener zweimal des Tages ab, um sie in die schwarze Ledertasche zu stecken, welche täglich zweimal zu dem nächsten Postamt wanderte.

Nachdem Hans seinen Brief dort deponiert hatte, wendete er sich, um in sein Zimmer hinaufzuhinken. Als er den ersten Treppenabsatz erreicht hatte, vernahm er das Rauschen eines duftigen Batistkleides — Nixa — o, gewiß wieder mit Doppelberg! ... Aber nein ... das Sporengeklirr, auf welches Hans horchte, fehlte.

Sein Herz klopfte — er blieb stehen. Das Rascheln hielt inne, offenbar war Nixa — wie genau er ihren Tritt kannte! — an den sogenannten Posttisch herangetreten, um gleichfalls einen Brief dort niederzulegen.

An wen sie nur geschrieben haben mochte? Er bückte sich ein wenig. Durch eine der mit grünen Pflanzen geschmückten, vergitterten Öffnungen, welche die Stiegenwand unterbrachen, konnte er sie sehen. Sie stand neben dem Posttisch und hielt einen Brief in der Hand, seinen Brief, den Brief an Marie Rheinsberg. Offenbar interessierte sie die Adresse. Ihr Gesicht nahm einen unruhigen, gequälten Ausdruck an, ihre Augen blickten finster.

Sie ließ den Brief auf den Tisch fallen. Dann starrte sie wie geistesabwesend um sich. Plötzlich blieb ihr Blick auf dem Schragen haften, auf den die Kleidungsstücke aufgehängt wurden, die man zu zwanglosen Spaziergängen in dem Garten überzuwerfen pflegte. Sie ging darauf zu, erfaßte eines davon und fing an, den grauen Loden leidenschaftlich zu streicheln und zu küssen.

Um Hans drehte sich alles wie im Wirbel. Jeder Blutstropfen in ihm glühte, jede Fiber zitterte. Es war sein Regenmantel, den das junge Mädchen küßte. — —

Als er um zwei Stunden später, wie aus einer Betäubung erwachend, seines unsinnigen Briefes an Marie Rheinsberg gedachte und so rasch, als es sein lahmer Fuß zugab, hinuntereilte, um ihn noch rechtzeitig zurückzuziehen, fand er ihn nicht mehr. Der alte Kammerdiener, den er danach fragte, versicherte ihn: „Gräfliche Gnaden dürfen unbesorgt sein, der Brief ist schon seit anderthalb Stunden fort. Er ist gewiß schon mit der Abendpost befördert worden.“

* * *

In Wodanka sollte getanzt werden, und zwar zwei sehr schönen Nichten des Grafen Miroslaw zu Ehren, welche, erst kürzlich mit ihrem verwitweten Vater von den Rennen aus Pest zurückgekehrt, ihr Wodanka benachbartes Schloß zum Sommeraufenthalt bezogen hatten.

Gegen vier Uhr des Tages, an welchem das Fest stattfinden sollte, kamen die Nichten in Wodanka vorgefahren, und zwar in einem echten englischen Mailcoach, hinter einem schäumenden, schnaubenden Vierergespann, das, von hoch aufgewirbeltem Staub umweht, wie auf Wolken einherzuschweben schien und von dem Gatten der älteren der beiden Nichten, einem jungen Ungarn, dem Grafen Bela Umgadyi, mit imponierendem Geschick gelenkt wurde.

Die beiden Nichten hatten noch zwei befreundete Komtessen mitgebracht, die sich zufällig als Gäste bei ihnen aufhielten. Ein Hauch von junger, ausgelassener Heiterkeit umgab die ganze Gesellschaft; es war, als ob der Genius der Lebensfreudigkeit als unsichtbarer Passagier mit auf dem Mail gesessen habe.

Der lebhaften Aufforderung des Hausherrn folgend, kam der noch immer hinkende Hans gleich mit dem Miroslawschen Ehepaar der fröhlichen Sippschaft entgegen. Graf Max hatte es sehr eilig, dem Vetter die schönen Nichten zu zeigen.

Durch die sich langsam senkende Staubwolke, welche dem Postzug bis an das Schloß gefolgt war, hörte Hans, der sich diskret ein paar Schritte im Hintergrund hielt, lachen und zwitschern. Es gab offenbar schrecklich viel auf der Welt, über das man lachen konnte.

Die Gräfin Clemence — so hieß die jüngere, ledige der beiden Nichten — hätte vielleicht noch ein gutes Wort fürs Tanzen eingelegt und die junge Gräfin Umgadyi fürs Küssen — aber damit wäre der Kreis ihrer Interessen geschlossen gewesen.

O, dieses frische, junge Lachen, das in dem vollen, den Park durchjauchzenden Frühlingsjubelaccord mit dem weichen Flüstern der Blüten, dem Summen der Insekten, dem Singen der Vögel zusammenfloß! Es war wie ein silbernes Glockenläuten, mit dem die Jugend ihren Lebensmorgen feierte.

Wie gut es klang ... wie schön es war, jung zu sein. Und plötzlich kam es Hans zum Bewußtsein, daß er die eigentliche Jugend, die lustige, sorglose verpaßt hatte mit lauter altklugen Grübeleien, vielleicht recht lobenswerten, aber entsetzlich sterilen Bestrebungen, und der Gedanke nagte ihm am Herzen wie ein Wurm.

Als man mitten zwischen dem Lachen und Zwitschern Zeit fand, ihn vorzustellen, mußte er gestehen, daß sein Vetter Max bei der Schilderung seiner Nichten ihre Schönheit durchaus nicht zu hoch gepriesen hatte. Besonders die jüngere, unverheiratete war eine unbeschreiblich reizvolle Erscheinung. Solche große, mandelförmige Augen, so bauschiges, in seiner wehenden, schwebenden Leichtigkeit an gekräuselten Wellenschaum erinnerndes Haar, ein so fein modelliertes Oval und so vornehm und kühn geschnittene Züge erinnerte sich Hans bis dahin nur auf den schönsten Frauenporträts von Lawrence gesehen zu haben.

Die Gräfin Umgadyi war ebenfalls sehr hübsch, wenn auch ohne das Strahlende, Sonnige in der Erscheinung ihrer Schwester. Sie kleidete sich nach der neuesten Mode, war sehr verliebt in ihren Mann und hatte seit einem halben Jahre ihre eigenen Ansichten über Nestlesches Kindermehl.

Auf der Veranda versammelte man sich zu einem frischen, einladenden Nachmittagsimbiß. Man genoß mit großem Appetit Erdbeeren mit Schlagsahne, Eiskaffee und verschiedentliche Kuchen, alles durcheinander, und lachte dazwischen immerfort.

Es gab gottlob gar so viel, über das man lachen konnte auf der Welt!

Eine sehr merkwürdige Beobachtung machte Hans. Nixa kam nicht zum Vorschein. Wie er später erfuhr, haßte sie die schönen, trotz ihrer äußerlichen Leutseligkeit sehr stolzen Mädchen, die ihr einmal durch irgend eine Schattierung ihres Benehmens zu verstehen gegeben hatten, daß sie sie nicht völlig als ihresgleichen betrachteten.

Graf Miroslaw war von seinen schönen Nichten entzückt, er verbrachte den Nachmittag abwechselnd an seinem Schreibtisch und in der anregenden Gesellschaft der jungen Mädchen. Wie er sich selber ausdrückte, konnte er sich bei der Jugend erholen von

den schweren Sorgen, die ihn am Schreibtisch bedrückten.

Das waren aber auch Sorgen! Um den Ansprüchen der jungen Damen zu genügen, hatte Graf Miroslaw dem in Abwesenheit des Obristen das Regiment führenden Major Müller geschrieben, mit der Bitte, ihm so viele Tänzer als möglich aus dem Offizierkorps zu senden, er hatte ihm carte blanche gegeben für die Einladungen.

Wie es schien, hatte aber der Major eine schlechte oder gar keine Wahl getroffen. Nun, man mußte sich eben schon etwas gefallen lassen, dem armen Fery zuliebe.

Aber trotz aller Opfer, die er seinem Liebling zu bringen bereit ist, fährt der Graf schließlich doch aus der Haut, als er, die Liste seiner Gäste durchsehend, darunter den Namen des Rechnungsoffiziers entdeckt.

„Fehlt nur noch der Kurschmied!“ ruft er in höchster Entrüstung seiner Gattin zu, der er, wie in allen schwierigen Lebenslagen, sein Leid klagt. „Fehlt nur noch der Kurschmied! Und ich hätte doch wirklich darauf rechnen können, daß sich der Müller uns dankbar erweise, schon dafür, daß man seine Frau eingeladen hat.“

„Ja, das finde ich auch,“ versichert mit humoristischer Überzeugung die Gräfin. „Da er es aber unterlassen hat, so würde ich gute Miene zum bösen Spiel machen und sehen, daß meine Gäste sich wohl fühlen, wer immer sie sein mögen, und mir wegen der Geschichte keine grauen Haare mehr wachsen lassen!“

Aber Graf Miroslaw ist noch immer nicht beruhigt. „Und zu denken, daß wir ohne die allgemeine Wehrpflicht das alles nicht nötig hätten!“ sprudelt er weiter, als er wieder unter die lachende Jugend zurückkehrt.

„Was?“ fragen die Nichten.

„Nun, das G'schichtenmachen mit dem Regiment. Wenn es sich nicht um das Freiwilligenjahr meines armen Buben handelte, hätte ich einfach die Offiziere eingeladen, die mir passen, und mich den Teufel um die anderen geschert. Aber so muß ich mit den Wölfen heulen. Es ist ein Kreuz! Ich kann euch gar nicht sagen, was ich mich ärgere, wenn ich mich an die allgemeine Wehrpflicht erinnere! Ich versichere euch, Kinder, die Schlacht von Königgrätz habe ich Bismarck längst verziehen ...“

„Ich auch!“ versichert Umgadyi lächelnd.

„Na, ihr Ungarn habt guten Grund dazu — hm! ... hm! ... aber ...“

„Onkel Max! ... der Fery, der Fery!“ ruft Clemence und klatscht in die Hände, da sie eben einen Phaethon an der Veranda vorüberrollen sieht. „Auf dieses Vergnügen war ich gar nicht gefaßt!“

„Teufelsbub! Was fällt denn dem ein! Ist mir durchaus nicht recht, daß er seine Studien unterbricht! Da muß ich gleich sehen, was das ist.“ Von beiden Nichten begleitet und mit vor Freude glänzendem Gesicht geht der Graf seinem Hoffnungsvollen entgegen, um „ihm eine Strafpredigt zu halten“.

„Na, wie kommst denn du eigentlich hierher, Ferus, was fällt dir denn ein, woher weißt denn du, daß heute bei uns getanzt wird?“

Fery sieht den Vater aus lustigen blauen Augen groß an ... „Woher? ... woher? ... Du hast mir's ja geschrieben, Papa!“

Und wieder lachen die Nichten.

* * *

Der Abend ist hereingebrochen. Die Logiergäste sind bereits alle angekommen. In den Korridoren begegnet man hier und da einer Kammerjungfer, die, eine Haarkräuselmaschine in der Hand, nach Spiritus verlangt.

Graf Miroslaw hat endlich die harte Arbeit der Tafelordnung beendet und prüft jetzt die Vorbereitungen, die sonst noch zum Empfang der Gäste gemacht worden sind. Mit feierlicher Hausherrnbefriedigung gleitet sein Blick über die langen Tafeln in dem Speisesaal, einem ganz weiß gestrichenen, mit Stuckarabesken aus der besseren Rokokozeit reich verzierten Raum. Alles, wie es sich gehört! Blendend weißes, wie Atlas glänzendes Tischzeug, durchsichtiger Krystall, schweres altes Silber, als einzige Verzierung silberne Körbe von allerhand Formen, dicht mit Rosen gefüllt, die späterhin zum Cotillon verwendet werden sollen. Es ist diesmal in dem Saal ebener Erde gedeckt worden, wie denn überhaupt das ganze Fest in dem Erdgeschoß abgehalten werden soll,

das sich an das Treibhaus schließt. Zwischen dem Speise- und dem Tanzsaal liegt die Bibliothek, in welcher die Spieltische aufgestellt worden sind für die „vernünftigen Menschen", die dem Tanzvergnügen nicht mehr frönen, und während Graf Miroslaw auch da nachsieht, ob alles in Ordnung ist, beschäftigt sich Fery der Hoffnungsvolle mit dem „Tapeur", der sich bereits an den Flügel gesetzt hat, um zu probieren, und dem Fery die aus Prag mitgebrachten allerneuesten Tanzstücke vorlegt.

Der „Tapeur" ist aus Trischkow, der nächsten Kreisstadt, ein alter Mann mit langen, weißen Haaren um eine glänzende Glatze herum und mit großen glutigen Augen hinter weit vorspringenden Backenknochen. Ein verbummeltes Genie sozusagen, hat er sich vor zwanzig Jahren aufs Land zurückgezogen, um ungestört an einer Oper mit einem „packenden" Libretto zu schreiben. Die Oper ist noch nicht fertig, der geniale Komponist ernährt sich hauptsächlich durch Klavierstimmen, wobei er jedesmal seine Thätigkeit damit abschließt, daß er, um die Tonreinheit des gestimmten Instruments zu probieren, die effektvollste Nummer seiner unvollendeten Oper — Trauermarsch mit eingeflochtenen Tanzmotiven — in die Tasten hineindrischt, und zwar gerät er dabei jedesmal in ein solches Feuer, daß er gleich darauf von neuem zu stimmen anfangen muß. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Polka-Trauermarsch ein wenn auch paradoxes, immerhin geniales Musikstück ist, aber Papa Machkowsky, wie er sich seit seinen Konservatoristentagen mit Vorliebe nennen ließ, hat längst nur noch einen Ehrgeiz, man möge den Trauermarsch, welchen er frei nach Smetana „Mein Leben" betitelt hat, hinter seinem Sarge spielen, wenn er dereinst zur letzten Ruhestätte getragen oder gefahren werden wird. Der Trauermarsch schließt mit einer Polka ab, und komischerweise behauptet Machkowsky, die Polka sei das allertraurigste an der ganzen traurigen Rhapsodie.

Machkowsky ist eine Legende, sein Genie ein Glaubensartikel in der Familie Miroslaw. Noch heute ist Graf Max fest davon überzeugt, daß der Machkowsky im Grunde genommen mindestens ebensoviel Talent gehabt als Smetana, und daß es nur seiner Faulheit beizumessen sei, wenn er nicht zwei „Verkaufte Bräute" geschrieben habe. Graf Fery findet zwar, daß der Machkowsky „gewesen", daß er steife Finger habe und klappere, aber für die ältere Generation sind das Blasphemien, die ältere Generation hört Machkowsky mit der Erinnerung an die Zeiten, wo er Verlobungen zusammenzuspielen verstand wie sonst keiner, an die Zeiten, wo niemand an seinem Genie zweifelte, nicht einmal er selbst — bis er eines schönen Tages seine ganze Zukunft verkaufte für eine Schüssel Knödel, das heißt für eine hübsche Fleischhackerstochter, die sie zuzubereiten verstand ...

„Bravo, Machkowsky!" ruft Graf Miroslaw dem Alten, welcher soeben eine zugleich schmachtende und ritterliche Mazurka probiert, aus der Bibliothek zu, dann, sich an Graf Umgadyi wendend, welcher bereits im Gesellschaftsanzug zu ihm getreten ist, um ihm empfangen zu helfen, erzählt er dem Edelmann die ganze Biographie des böhmischen Musikanten, aus welcher er, dem ungarischen Landsmann zu Ehren, recht eigentümliche, den ganzen czechischen Nationalcharakter beleuchtende Schlüsse zieht.

„Siehst du, Bela," ruft er, „aus diesem einen Menschen erkennst du das ganze böhmische Volk! Die schlechteste Eigenschaft des Böhmen ist seine Genügsamkeit; wenn ein Böhm einmal seine Marjanka und seine Knödel hat, so lockst du ihn mit keiner Chimäre aus seiner gutgeheizten Ofenecke heraus. Das ... das — diese verfluchte Genügsamkeit ist's allein, weshalb die Böhmen vielleicht einmal eine tüchtige und sehr wahrscheinlich eine wichtige, aber nie, nie eine besonders glänzende Rolle spielen werden. Das ist der Grund, weshalb wir euch Ungarn nicht schon längst über den Kopf gesprungen sind!"

„Wirklich ... und ist das auch die Ansicht eures großen politischen Nationalgenies?" fragt etwas skeptisch Bela.

„Von welchem Nationalgenie sprichst du?" fragt Graf Miroslaw.

„Von Ronsky — von wem denn sonst? Von allen Seiten hör ich, daß man sich so viel von ihm versprochen hat."

„Versprochen hat — ob man sich aber noch sehr viel von ihm verspricht ..."

„Nun, wie es heißt, soll in der allernächsten Zeit eine großartige politische Broschüre von ihm erscheinen.“

„Hm! ... hm! ...“

„Du scheinst nicht sehr an die glänzende politische Zukunft Ronskys zu glauben ...“ lacht Bela. „Fürchtest du vielleicht auch, daß die Genügsamkeit sein größter Fehler ist und er einmal für eine Marjanka und eine Schüssel Knödel seine Carriere aufgiebt?“

„Mein lieber Bela, das ist ein Witz, der nicht schlecht ist, der aber doch beweist, daß du von unserer politischen Lage gar nichts weißt ... Die Nation, der ich die Genügsamkeit zum Vorwurf mache, ist ja nur das politische Material, mit dem wir arbeiten, aber wir gehören eigentlich nicht zu dieser Nation. Wir sind von böhmischen Kinderfrauen verwöhnt worden, wir sind mit böhmischen Liedern in den Schlaf gesungen worden, wir lieben die Nation oder lieben vielmehr das Volk, das gutmütige, feinfühlende, anhängliche Volk, das die Sprache der Nation spricht und dem mit der Sprache seine Individualität, seine Poesie, seine Abgeschlossenheit genommen würde — aber wenn wir anderen von unserer böhmischen Nationalität sprechen, so ist das eine Pose. Der böhmische Adel ist weder aus seiner Nation herausgewachsen, noch mit ihr zusammengewachsen, der böhmische Adel wählt sich seine Nationalität, wenn er erwachsen ist, wie sich bei gewissen Sekten die Menschen den Glauben wählen. ... Ich bitte dich, mein lieber Bela, ein Glaube und eine Nationalität, die man sich wählt, die sind beide nicht waschecht. Der böhmische Adel hat keine Nationalität, er hat nur einen Kaiser, und er hat sich auch um nichts anderes zu scheren als höchstens um den Wohlstand und das Wohlergehen der Provinz, in welcher er zufälligerweise geboren worden ist. Wir lernen jetzt alle böhmisch, aber wir lernen es, wie man eine fremde Sprache lernt. Wir sprechen's im Ausland aus Spaß und im Inland aus Pflichtgefühl, aber der Teufel hol mich, wenn's zehn unter uns giebt, die am Abend ihr ‚Vaterunser‘ böhmisch beten!“

Damit hatte sich Graf Miroslaw außer Atem gesprochen, und doch war er noch lange nicht fertig mit seiner Weisheit. Jedenfalls hatte er lang genug gesprochen, um dem Neffen die Überzeugung beizubringen, daß Onkel Max eigentlich ein verflucht gescheiter Kopf sei und von seinen Standesgenossen nur deswegen unterschätzt werde, weil seine Gescheitheit nicht mit dem Grad von Pedanterie „angerichtet“ war, der ihr in den Augen des größten Teils der Menschheit erst die Würde verleiht. Infolgedessen hörte er aufmerksam zu, als Graf Miroslaw, nun wieder zu Atem gekommen, von neuem anhob:

„Siehst du, mein lieber Bela, ich bin gerade gescheit genug einzusehen, daß ein aus unserer Klasse herausgewachsener ‚Führer‘ der böhmischen Nation ein Unding ist!“

„Und Ronsky?“ fragt Bela.

„Ronsky ist eben noch nicht gescheit genug, um es einzusehen. Er wird gerade gescheit genug werden, sobald ihm die Nation samt seinen Idealen heimgeleuchtet haben wird. Wenn sich die böhmische Nation noch zu etwas Großem entwickelt, so wird es ohne unser Hinzuthun und, wenn ich mich nicht sehr irre, durchaus nicht zu unserer Freude geschehen. Sie wird die demokratischste aller Nationen sein, und ihre demokratische Organisation wird halten, weil sie nicht wie bei allen anderen Nationen ein Übergangsstadium, sondern ein Ausruhestadium sein wird — ein Ausruhen in der Genügsamkeit, die den Aufschwung schwer, hingegen das Sichbescheiden zwischen engen Grenzen, das Sichfügen in ein erreichtes Ziel möglich macht ... Aber ich bitte dich, was soll denn unsereins in so einem Paradies für Gebrüder Schuster und Handschuhmacher? Was spielen wir da für eine Rolle?“

„Wir dürfen eben nicht mehr daran denken, eine Rolle zu spielen, sondern einzig und allein daran, unsere Pflicht zu thun!“ ruft jetzt mit Pathos Fery Miroslaw, der sich soeben den beiden anderen zugesellt hat.

„Woher hast denn du die Weisheit?“ fragt der hinzutretende Graf Flintsch, Ronskys ehemaliger diplomatischer Kollege, der jedoch seinem Beruf treu geblieben und nur mit einem Urlaub für ein paar Wochen auf das Gut seiner Eltern zu Besuch gekommen und zu dem heutigen Fest geladen worden ist. Die Worte Ferys erscheinen dem Grafen

Flintsch als der Inbegriff alles „Geschwollenen“, und Fery, der sie offenbar im selben Licht betrachtet, beeilt sich zu erklären: „Von mir stammt die Weisheit nicht, das kannst du mir glauben! Von Ronsky rührt sie her, ich hab sie aus seiner letzten, soeben erst dem Druck übergebenen Flugschrift citiert.“

„Na, von Hans Ronsky dürfte dieses Diktum auch nicht stammen,“ erklärt Graf Max. „Das ist so ein Stück zum Gemeinplatz verhärteter Allerweltsweisheit, mit der sich Ronsky aus Mangel eigener Erfindungsgabe ausgeholfen hat.“

„Ja, was ist denn eigentlich mit dem Ronsky?“ wirft Graf Flintsch ein. „Ich erinnere mich, daß am Tage seiner Promotion in Prag sehr viel Lärm geschlagen wurde. In Berlin waren wir zusammen, dann kam er mir aus dem Gesicht, und jetzt, als ich durch Prag reiste, hörte ich sehr viel von seiner neuesten That, einer politischen Flugschrift, die soeben veröffentlicht werden soll. Wißt ihr etwas Näheres darüber?“

„Weißt du etwas Näheres?“ wendet sich Graf Miroslaw an Fery.

„Nun, Eugen Binsky, der sogenannte ‚Getreueste‘ Ronskys, hat uns neulich bei Onkel Karl in Prag Bruchstücke daraus vorgelesen. Er — Binsky — machte ein Aufhebens davon, als handle sich's mindestens um einen dritten Teil Faust.“

„Na, und was sagten die anderen?“

„Die anderen sagten ... Hm! ... Einige sagten, das ganze Schriftstück sei ‚ein Unsinn, der sich gewaschen hat‘. Hierauf meinten welche, ein gewaschener Unsinn sei doch noch besser als ein ungewaschener, und Onkel Karl sagte ...“

„Was sagte Onkel Karl, darauf kommt's mir nämlich an,“ fragt Graf Miroslaw. Onkel Karl war derselbe alte Staatsmann, der bei Hans Ronskys Promotion so viel von dessen Zukunft erhofft hatte.

„Onkel Karl ... Onkel Karl war sehr betrübt — er sagte, Ronskys Schreibweise mache ihn so unruhig wie der Blick eines Menschen, der mit jedem Aug nach einer anderen Weltrichtung schielt.“

„Da haben wir's!“ ruft entzückt Graf Miroslaw. „Ganz meine Ansicht, nur, daß ich nicht so viel Jahre gebraucht habe, um sie mir anzueignen. Und wenn Ronsky sechs Augen hätte, so würde er mit jedem nach einer anderen Weltgegend schielen. Eine redliche politische Überzeugung laß ich mir gefallen, mag sie auch noch so parador sein. Vor einem Ravachol hab ich Respekt, vorausgesetzt, daß er sich mit Courage hinrichten läßt; aber vor einem Politiker, der zugleich Aristokrat, Socialist, Deutscher und Czeche sein will, vor dem kann ich keinen Respekt haben — Gott bewahre mich vor so einem Konglomerat!“

„Und dabei ist er ein famoser Mensch, wenn die Politik aus dem Spiel ist,“ meint Fery. „Neulich bei Weißenbergs hat er einen Rehbock auf zweihundert Schritt geschossen, natürlich mit der Kugel!“

Flintsch und Umgabdyi lachen. Graf Miroslaw aber wird nachdenklich: „Nein, meine Lieben, selbst, wenn die Politik nicht im Spiel, ist er ein Mensch, der stets Mittel und Wege finden wird, sich nach reiflicher Überlegung zwischen zwei Stühle zu setzen.“ Damit ist sein Urteil über Hans Ronsky abgeschlossen.

Fery aber fordert Flintsch lebhaft auf, den neuen Walzer mit ihm zu probieren, den der Machkowsky soeben spielt, worauf die beiden jungen Herren in den Tanzsaal eilen und seelenvergnügt zu den zündenden Rhythmen Machkowskys als einziges, aber außerordentlich animiertes Paar durch den Tanzsaal wirbeln, so lange, bis sie draußen den ersten Wagen rollen hören.

* * *

Das „Tanzerl“ in Wodanka gehörte entschieden zu den „gelungensten Festen“ der Saison. Selbst in der „Bohemia“, dem ersten deutschen Journal Prags, erschien eine Notiz darüber, eine Notiz, die von keinem anderen herrührte als dem dankbaren Rechnungsoffizier Runkel und die in einer so schwungvollen Tonart verfaßt war, daß sie schließlich auch den Grafen Miroslaw mit der Anwesenheit des Hauptmanns unter seinem gastlichen Dach aussöhnte.

Eine umsichtigere Hausfrau als die Gräfin Klotilde konnte man sich nicht denken, und ein liebenswürdigerer Hausherr als Graf Miroslaw wäre überhaupt auf der ganzen Welt nicht zu finden gewesen.

Daß die ritterliche Vornehmheit seiner Erscheinung bei solchen Gelegenheiten besonders zur Geltung kam, braucht wohl kaum erwähnt zu werden, ebensowenig, daß er für jeden seiner persönlichen Bekannten stets das Wort traf, welches er oder sie gerade zu hören wünschten. Das gehörte zum Abc. Aber er fand auch den Weg in alle Ecken, in die sich verschüchterte Individuen geflüchtet hatten, er wußte jeden aufzurichten, der aus Verlegenheit in der Konversation gestolpert war, er legte ein Genie an den Tag, die plumpste Dummheit in ein verzeihliches Licht zu rücken.

Gräfin Leontine schwebte als segnender Genius über allen Anordnungen. Von Zeit zu Zeit schlich sie sich an Hausherrn und Hausfrau heran, um aus verwandtschaftlicher Liebe auf irgend einen Übelstand aufmerksam zu machen.

Aber selbst diese aufopfernden Freundschaftsbeweise waren nicht im stande, die Stimmung zu trüben. Das ganze Fest duftete nach Rosen, und das silberne Lachen der Komtessen schwirrte durch den Duft hin wie das Plätschern eines über Stock und Stein springenden Gebirgsbaches.

Die Gräfin Clemence trug ein rosa Kleid, das anmutig und frisch war wie sie selbst. Ihrem ganzen Wesen war es anzumerken, daß sie an nichts dachte, als sich zu unterhalten, zu tanzen und die jungen Herren zu necken, zu „hetzen", wie sie es nannte — ohne irgend eine weiterliegende Absicht, wie zum Beispiel einem romantisch angelegten Jüngling den Kopf zu verdrehen oder einen gut situierten Majoratsherrn zu einem Heiratsantrag zu veranlassen.

Die Gräfin Umgadyi, welche in einem blauseidenen Gewand mit schönen Spitzen, Brillantboutons und einem Spürchen Würde (ihrem verheirateten Stand zu Ehren) eingetreten war, vergaß diesen ganzen Ballast nach der ersten Polka und tanzte bald mit einem Feuer, einer Leichtigkeit und Unermüdlichkeit, daß kein Mensch mehr ihren eigenen Ansichten über Nestlesches Kindermehl viel Vertrauen entgegengebracht hätte.

Die beiden Wiener Komtessen zeigten sich anfangs ein wenig wählerisch in Bezug auf die Tänzer aus dem Offizierskorps. Der sonst ziemlich phlegmatische Fery trat aber so energisch für seine zukünftigen Regimentskameraden auf, daß die Damen ihre Zurückhaltung aufgaben, ehe sie Zeit gehabt hatten, ein Verstimmung zu verursachen, worauf auch sie, von der allgemeinen Heiterkeit mitgerissen, sich mit der Unbefangenheit der anderen jungen Mädchen dem Tanz und der Freude hingaben.

Der Raum war herrlich. Auf dem Parkett hätte man, wie Gräfin Clemence behauptete, mit hölzernen Beinen tanzen können, und die Musik war über alles Lob erhaben. Der alte Machkowsky führte heute aber auch gar zu tolle Kunststückchen aus. Von „Klappern" war keine Rede mehr. Der Flügel, ein Bechstein, dröhnte unter seinen Händen wie ein ganzes Orchester; dann wieder weinte und lachte er weich und innig wie eine verschleierte Menschenstimme; er jauchzte, tobte, klagte, flehte, raste, triumphierte, alles in den packenden Tanzrhythmen, die der Spieler als echter böhmischer Musikant auch in seiner überschwenglichsten Begeisterung nie zu markieren vergaß.

Er spielte jede Nummer immer für ein Paar, das er in die Augen faßte und während der ganzen Dauer dieses einen Tanzes nicht aus den Augen verlor, und er sah es dem einen Paar stets genau an, ob es ein rasches oder ein langsames Tempo, eine lebhafte oder schmachtende Vortragsweise verlangte. Zu den ihm von Fery vorgelegten Walzern improvisierte er die kühnsten Bässe, verstärkte die Melodien durch die interessantesten Einschaltungen.

Sonderbar nahm sich seine Erscheinung aus, sein fleischloses Gesicht mit den großen Augen, die aus so tiefen Höhlen herausglühten, daß man sie kaum sah, die aufgeworfene Nase mit den großen Nasenlöchern, die eingesunkenen Wangen. Von Zeit zu Zeit leckte er sich die trockenen Lippen und zeigte seine großen, gelben, lückenhaften Zähne. Dann wurde er unheimlich.

„Er sieht aus wie ein Totenkopf," sagte Graf Flintsch, „es ist, als ob ein Skelett im schwarzen Frack zum Tanz aufspielte."

Graf Miroslaw fand das auch. Ein andermal wollte er den Machkowsky hinter einer spanischen Wand oder wenigstens hinter einer grünen Pflanzenpallisade spielen lassen. Nur war er nicht ganz sicher, ob

das nicht am Ende den armen Alten kränken könnte.

Um das Skelett im schwarzen Frack wirbelte die blühende, neckende, jauchzende, lachende Jugend. Himmelblau — meergrün — rosa — blaßviolett und silbrigweiß, es war wie ein zerflatternder Regenbogen, aus dem Engelsköpfchen herausnickten. Die hellblauen Röcke der Offiziere paßten zu dem Ganzen, nur sehr wenige schwarze Fracks störten die Farbenwirkung.

Natürlich wurde die Frage angeregt, welches unter den anwesenden jungen Mädchen die Schönste sei. Graf Miroslaw stimmte für seine Nichte Clemence. Zu seinem Erstaunen aber konnte man sich nicht einigen. Mehr als einer der benachbarten Herrschaftsbesitzer versicherte, die Gräfin Clemence sei wirklich ganz reizend, fragte jedoch gleich danach, wer das junge Mädchen sei mit dem goldblonden Haar. Und als Mitternacht vorüber war, ließ sich's nicht mehr leugnen, daß Nixas Anmut die Reize aller anderen Komtessen überstrahlte. Je länger sie tanzte, um so leuchtender und weißer wurde ihre Haut, um so tiefer das Rot auf ihren Lippen und das Blau in ihren Augen.

Sie trug ein weißes Kleid, nicht eine Blume, nicht ein buntes Band, als einzigen Schmuck zwei ungewöhnlich große Brillanten in den Ohren, Brillanten, welche ihrer Mutter gehört hatten und welche alle Lichtstrahlen des Tanzsaales an sich zu ziehen schienen. Ihr Kleid war sehr einfach gemacht, aber es legte sich um ihre Glieder wie das Kleid keines der anderen anwesenden Mädchen. Und diese Glieder, wie schön waren sie, besonders die Arme! Ihre Handschuhe reichten kaum bis an den Ellenbogen hinauf, und Ärmel trug sie überhaupt nicht, nur eine Spange, die die Taille an den Schultern zusammenhielt. Im übrigen war das Kleid nicht mehr und nicht weniger ausgeschnitten als die Kleider der anderen Komtessen, dennoch hatte Ronsky allerhand daran auszusetzen, und gelbe und rote Flammen flackerten ihm jedesmal vor den Augen, wenn er inmitten der Tanzenden Monika in den Armen ihres Tänzers umherwirbeln sah.

Ach, wenn er nur wenigstens hätte mittanzen können, aber nein! sein verstauchter Fuß schmerzte ihn nach einem mißglückten Versuch, eine Quadrille zu gehen, mehr denn zuvor. Er konnte sich kaum rühren. Sie dagegen tanzte unermüdlich. Von Zeit zu Zeit rauschte sie dicht an ihm vorbei, so dicht, daß ihr leichtes Kleid an seine Knie schlug. Einmal streifte ihn ihr Blick, aber dann nicht wieder; es war fast, als ob sie sich bemühe, von ihm wegzusehen. Nur eine weiße Erscheinung mit lohendem Haar, ein herrlicher Nacken, über den sich der Kopf eines fremden Mannes beugte ... dann ... als sie längst fort war, umschwebte ihn noch das leise Nachzittern des eigentümlichen Duftes, den ihre kundige Mutter sie bereiten gelehrt, der allen ihren Kleidern entströmte, der von ihrer Person selbst auszugehen schien. — —

Es wurde schwüler im Saal, auch die Gefühlstemperatur erwärmte sich. Hans sah, wie alle Männerblicke nur nach Nixa streben, an ihr hängen blieben. Er schloß die Augen, aber dadurch wurde die Qual nur noch ärger! Rings um ihn das Wogen der erhitzten Luft, durch die sich geheimnisvolle magnetische Strömungen zogen, das Hüpfen und Schleifen flinker Füße, das Rauschen duftiger Gewänder, das Klingeln leichter Sporen, das rasche Atmen junger Lippen.

Ach! ... Wie eine süße Welle stieg's an ihm hinauf, am Herzen faßte es ihn. Ihm war's, als müsse er ersticken! Machkowsky spielte wie verrückt!

Es war beim Cotillon, daß Hans die Augen geschlossen hatte. Als er sie wieder öffnete, war der Cotillon zu Ende, die Musik mit einem schrillen Accord abgerissen ...

Die Paare spazierten an ihm vorbei in die Bibliothek und von dort in den anstoßenden Saal auf die bereit stehenden Erfrischungen zu.

Alle jungen Mädchen trugen Rosen in den Händen, ihre Augen glänzten wie die Sterne, um ihn herum vibrierte eine Atmosphäre erhöhter Lebensluft.

Ein Paar blieb in dem Saal zurück — Monika und Doppelberg.

Ronsky sah, wie der Offizier sie bei beiden Händen nahm und innig auf sie einredete. Dann verschwanden beide ins Treibhaus.

* * *

Das Tageslicht fing an in den Kerzenschimmer des Tanzsaales ernüchternd hereinzuschweben. Durch die langen, kleinscheibigen Fenster sah man hinaus auf eine verschlafene Welt mit blaßgrünen, weiß überschimmerten Rasenplätzen und mit Akazienbäumen, die mit weißen Blüten wie mit Wellenschaum gekrönt waren und deren Wipfel sich leise gegen einen hellrosa Himmel hin und her wiegten. In das Rauschen der Bäume klang das Rufen des Kuckucks, das hohe, dünne, aber unendlich süße Zwitschern der Lerchen. Dazwischen hörte man das Rollen und Traben davoneilender Equipagen.

Der Tanzsaal war leer. Wer von den Gästen noch nicht heimgefahren war, hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen. Fery, der seinen Aufenthalt bei den Eltern wie immer bis zum letzten Augenblick auskosten wollte, hatte es nicht der Mühe wert gefunden, sich niederzulegen, und war mit dem Jäger auf den Anstand gegangen, um noch in aller Eile einen Bock zu schießen. Zum Ausschlafen war Zeit in Prag. Die Professoren würden ein Einsehen haben, sie waren immer so rücksichtsvoll.

Durch die Korridore zog ein leises Klirren von Silber und Porzellan. Der alte Kammerdiener verstand keinen Spaß und ließ nicht locker, bevor nicht sämtliches Geschirr wieder verschlossen war.

Graf Miroslaw rieb sich die Hände aus Vergnügen darüber, daß es überstanden war, so gut überstanden war. Clemence hatte ihn zum Schluß umarmt und ihm versichert, daß sie sich während des ganzen Faschings nicht so gut unterhalten habe, und daß Fery wie ein Engel tanze. Für beides war der Graf sehr empfänglich. Jetzt stand er eben im Begriff, seiner Gattin auf das galanteste für ihren freundlichen Beistand zu danken, bei welcher Gelegenheit er sich erkundigte, ob sie keine unzufriedenen Gesichter bemerkt habe. Das würde ihm sehr leid thun.

Anfangs wußte sie sich an keines zu erinnern, dann ... „Nun ich's überleg! ... Hans Ronsky war sehr verstimmt. Was hat er nur?"

„Ronsky ... was er hat? Ja, was er hat ... er ist verliebt in die Nira und kann sich nicht entschließen, sie zu heiraten!" erklärte achselzuckend Graf Miroslaw. „Der flößt mir kein Mitleid ein!" — —

Indessen saß Hans verdrossen in der Bibliothek. Er konnte sich nicht entschließen, schlafen zu gehen. Eine gespannte Neugier hielt die Ruhe von ihm fern. Wenn er nur seiner Schwester hätte habhaft werden können, aber sie war wie in den Erdboden versunken. Er hatte zu ihr hinaufgeschickt — „nein, Ihre Excellenz haben sich noch nicht zur Ruhe begeben."

So saß er denn da und wartete. Eine Schlaftrunkenheit überkam ihn. Er war halb eingenickt, als ihn das Geräusch nahender Tritte aufscheuchte. Seine Schwester Leontine in der Gesellschaft der beiden Miroslaws war in die Bibliothek getreten. Die Worte: „Sie hat sich Bedenkzeit ausgebeten" — schlugen an sein Ohr.

„Leontine!" rief er heiser. Da segelte sie bereits auf ihn zu, in ihrem langhinschleppenden, schwarzen Moiréklеid, auf dem Kopfe einen langen Spitzenschleier, den eine Brillantnadel zusammenhielt. Alles an ihr raschelte und knisterte von Seide.

„Sie rauscht wie ein Strom im Frühjahr," hatte heute der witzige Fery von ihr behauptet.

„Wünschest du etwas von mir, Hans?" fragte sie mit ihrer sanftesten Stimme.

„Wünschen? Ich suche dich seit einer halben Stunde. Es kann auch eine ganze gewesen sein. Aber mit meinem humpelnden Bein konnte ich deinem hohen Flug nicht folgen, du warst, wie das Glück, immer gerade da gewesen, wenn ich irgendwo ankam. Hm! ... ich wollte nur wissen ... die Geschichte mit Doppelberg ... Ich hätte gern erfahren, wie's steht."

„Wie es steht? Er hat sie heute um ihre Hand gebeten," erwiderte Gräfin Leontine.

„So ... und sie ...?" Die Worte fielen kaum hörbar von seinen Lippen.

„Sie hat sich Bedenkzeit ausgebeten."

„Bis wann?"

„Bis morgen früh," erklärte Leontine.

„Hm! ... Liebt sie ihn?"

„Bah! sie wird ihn lieben, wenn sie einmal verheiratet ist," mischte sich Graf Miroslaw in das Gespräch.

„Darauf kann ich mich als ihr Vormund nicht verlassen," erklärte Hans mit einer auf-

geregten Schärfe in der Stimme, die alles verriet. „Ich bin meinem verstorbenen Bruder für ihr Schicksal verantwortlich. Ist sie noch auf?“

„Ja, sie wünschte sehr, sich mit dir zu beraten. Sie wartet auf dich im Treibhaus.“

Hans erhob sich, ohne sich nach rechts oder links umzusehen. So gerade, wie es ihm sein hinkender Fuß erlaubte, ging er auf den Ballsaal zu, durch welchen man in das Treibhaus gelangt.

„Du, Hans! ... ich an deiner Stelle ...“ rief Graf Miroslaw ihm nach. Aber Hans wandte sich nicht mehr um.

Da zuckte Graf Miroslaw nur langsam, sehr langsam die Achseln und seufzte, die unsterblichen Worte Goethes citierend: „Da macht wieder einmal einer einen dummen Streich!“ — —

In das erwartungsvolle Schweigen hinein, welches die Bibliothek erfüllte, klangen jetzt seltsam unheimliche Töne: eine feierliche Melodie im Viervierteltakt, dann plötzlich ein Haschen und Hüpfen, Lachen und Kichern — etwas wie eine ironische Heiterkeit, dann wieder ein wollüstig um verlorene Freude klagender Schmerz — die tragischen Accorde des Anfangs wiederholten sich ... dann ... ein Hexensabbath von durcheinanderklingenden Dissonanzen, ein unreines Geklapper und schließlich eine ganz nüchterne Polka.

„Was ist denn das?“ fragt Leontine.

„Ach nichts ... nur der Machkowsky, der seinen Trauermarsch spielt.“

* * *

Seit vierzehn Tagen hat es nicht mehr in Sanssouci geregnet, seit acht Tagen ist es schwül wie im August. Das Gras ist abgemäht und liegt in großen, grünen, duftenden Schwaden auf den Wiesenstoppeln, die von der Sonne braun und gelb gebrannt sind. Über dem zarten, übermäßig rasch entwickelten Laub schwebt eine große Müdigkeit. Alles scheint vor Durst sterben zu wollen. Die ganze Farbenskala ist um ein paar Töne heller — fast möchte man sagen um eine Oktave höher als vor zwei Wochen. Der Lebenssaft in der Natur scheint ausgetrocknet zu sein, und doch befindet man sich in den ersten Tagen des Juni, der Frühling ist noch nicht vorbei. Alles lechzt nach Regen, wie nach der Erlösung.

Von Zeit zu Zeit haben sich ein paar Wolken gezeigt, aber ein kleiner, austrocknender Wind, der bald nergelnd dicht an dem Erdboden hinzischelt, bald zornig an den Kronen der alten Bäume zerrt, hat sie immer wieder verscheucht. Weder Tag noch Nacht hat er geschwiegen, die ganzen acht Tage. Er hat in die Pein des Durstes die Aufregung des Fiebers gemischt.

Heute endlich ist der Wind verstummt — am südwestlichen Horizont ballt sich's finster zusammen. Kein Blatt regt, nichts bewegt sich als dichte Schwärme von Bienen, welche um die blühenden Akazienbäume wogen und um die Rosenhecken vor dem Schloß. Denn in die große Dürre hinein blühen die Rosen und Akazien wie noch nie. Es ist, als schwebten Wolken von Blüten auf den Ästen der Bäume, an denen das Laub welkt, und an den Rosenhecken vor dem Schloß drücken sich die rosigen Blüten Kopf an Kopf, und ringsherum in den Triumphgesang der Bienen hinein knistert das Fallen der Blütenblätter, das Rauschen und Schauern des von der Hitze beschleunigten Welkens.

Marie Rheinsberg saß in dem großen Kuppelsaal, in dem es immer kühl war, und in dem eine beruhigende Dämmerung herrschte. Sie arbeitete an einer Häkelei, hastig, wie es nur Frauen thun, die ihre Gedanken nicht wach werden lassen möchten.

Früher hatte sie draußen gesessen, aber sie hatte sich vor der Hitze ins Schloß geflüchtet, vor der Hitze und vor dem Duft; besonders der Duft der Akazien regte sie auf.

Seit acht Tagen hatte sie keine Nachricht mehr von ihm. Vor acht Tagen einen herzlichen, nein mehr als das, einen leidenschaftlichen Brief — einen Brief, der ihr das Paradies aufzuschließen schien, und auf den hin sie ihn täglich, stündlich erwartet hatte — seither nichts ... nichts! ...

Auch heute hatte ihr die Post keinen Brief von ihm gebracht, aber doch eine interessante Nachricht. Während sie, um sich langsam von ihrer Enttäuschung zu erholen, in der Zeitung blätterte, ist ihr ein Feuilleton aufgefallen, „Ein politisches Chamäleon“ überschrieben.

Ihr ahnte Böses. Ja, der Artikel beschäftigte sich mit Ronsky, mit seiner neuen politischen Broschüre, die der Verfasser des Artikels behandelte, wie sie es verdiente. Der Feuilletonist polemisierte nicht, er lachte nur.

Marie war starr. Das hatte sie ihm ersparen wollen, er aber hatte ihren Rat nicht geachtet. Sie war noch ganz in die Lektüre des Feuilletons vertieft, als ein leises Pochen an der Saalthür sie weckte.

Sie blickte auf. An der Glasthür des Saales stand Hans Ronsky. In seinem hellen Sommeranzug sah er hübscher aus als je. Dennoch nahm Marie sofort eine ungünstige Veränderung an ihm wahr. Seine großen schwarzen Augen hatten ihren alten treuherzigen Blick verloren. Der Blick war ausweichend und unruhig geworden. Er streifte alles und hielt nichts fest.

„Wie geht's, Marie?"

„Ganz gut — ein wenig einsam!" gab sie ihm zurück. Ihre Stimme klang wie immer, sie lächelte.

Er zog die Brauen zusammen und blickte sie forschend an. „Sie sehen nicht gut aus, Marie," sagte er, „waren Sie krank?"

„Ich ... ganz wohl war mir nicht, das Schlößchen ist feucht wie alle unbewohnten Bauten. Ich habe ein wenig Malaria gehabt und bin noch nicht ganz wiederhergestellt."

„Haben Sie den Arzt konsultiert?"

„Wozu?" entgegnete sie. „Wenn's nicht bald gut wird, verlaß ich Sanssouci und fahr für ein paar Wochen nach Homburg, das ist alles. Es sind Freunde von mir dort."

Das klang so natürlich, so fröhlich, daß Hans sich plötzlich in seinen Skrupeln und Ängsten, die ihm bis an die Schwelle von Sanssouci gefolgt waren, wie ein selbstgefälliger Gimpel vorkam. Er fühlte sich beschämt, verdrossen, ärgerte sich plötzlich über sich und bewunderte sie mehr als je. Ihm war's, als ob er im Laufe seiner Abwesenheit vergessen habe, wie schön und liebenswürdig sie sei. Der vornehme Raum war für ihre Erscheinung wie gemacht. Durch das bernsteinfarbene Halbdunkel des hohen Kuppelsaales mit seinen freskenbemalten Wänden leuchteten ihre Augen märchenhaft.

Während der verlegen durchschwiegenen Gesprächspause streiften Ronskys Augen das Zeitungsblatt mit dem unseligen Feuilleton. Sie wollte die Hand danach ausstrecken und den Artikel verbergen, aber es war zu spät.

„Ach, Sie haben gelesen," sagte er.

„Ja," erwiderte sie, „es hat mir sehr leid gethan."

„Was?" fragte er. „Daß ich so hart mitgenommen worden bin?"

„Ja, das, und auch, daß Sie meinen Rat mißachtet haben."

„Das hat mir natürlich auch leid gethan," bemerkte mit einem linkischen Lächeln Hans. „Nur ... schließlich ... ich hatte meine Flugschrift ein paar politisch gereiften Freunden vorgelegt — die erklärten sich einstimmig für die Veröffentlichung. Es war dumm von mir — nicht mehr Wert auf Ihr Urteil zu legen, Marie, aber ... Sie hatten auch zu schroff geschrieben — es war sehr kindisch von mir ... aber ich gesteh's, ich war wütend über Ihren ersten Brief ... Jetzt seh ich ein, daß ich unrecht gehabt habe."

„Schade, daß Sie einer mündlichen Auseinandersetzung aus dem Wege gegangen sind," murmelte sie. „Ich fürchte, daß Ihre Broschüre, in der manches Packende, poetisch Schwungvolle steht, aber fast gar nichts Zweckentsprechendes, Ihrer politischen Carriere, von der ich ... von der man doch sehr viel erwartet hat, hinderlich sein wird."

„Ach, vorläufig denke ich nicht mehr an eine politische Carriere. Vielleicht kommt es noch einmal später — aber jetzt ..."

„Jetzt?" sie fragte es schroff. Ihre Augen hefteten sich mit einem finsteren Ausdruck auf ihn; eine Ahnung kam ihr plötzlich.

„Ich ... ich habe Ihnen eine Neuigkeit mitzuteilen, Marie!" stammelte er.

„Nun?"

„Ich ... wir sind immer gute Freunde gewesen — meine beste Freundin waren Sie stets und werden es bleiben, hoffe ich," stotterte er, „und darum sollen Sie auch die erste sein, der ich die große Neuigkeit mitteile. — Ich habe mich ... verlobt!" ...

Wie ihr zu Mute war! Als habe jemand die Sonne ausgelöscht und die Erde aus dem Gleichgewicht gehoben. Alles um sie herum war schwarz, und der Boden unter

ihr schwankte. Sie wähnte ohnmächtig zu werden. Aber das dauerte nur eine Sekunde. Dann wußte sie ganz genau, daß der Augenblick gekommen war, den Kampf aufzunehmen mit sich selbst, daß es hieß: siegen oder nie mehr den Kopf hochhalten dürfen im Leben! Für sie hieß das so viel als siegen oder sterben.

Der Heldenmut der Frau wirkt Wunder, er ist in seiner Art großartiger als der Heldenmut des Mannes. Der Heldenmut des Mannes stürmt auf Flügeln der Begeisterung, sozusagen von Militärmusik angefeuert, vorwärts, begleitet von dem beobachtenden Beifall der Welt. Er hat fast immer ein Publikum. Die Frau aber hat zumeist kein Publikum, darf keines haben, wenn nämlich, wie es in den häufigsten Fällen geschieht, der Heldenmut mit ihrem Anstandsgefühl Hand in Hand geht, wenn sie rücksichtslos auf ihr gebrochenes Herz treten muß, damit niemand sehen möge, daß es gebrochen ist. —

„So … verlobt haben Sie sich?“ sagte Marie. Ihre Stimme klang ganz ruhig, nur etwas herb. „Das freut mich von Herzen! Meinen Glückwunsch, Hans!“ Sie reichte ihm von neuem die Hand.

Ihm stieg das Blut in die Wangen. Wahrhaftig, ein Gimpel bin ich gewesen … ein Gimpel, mir einzubilden, daß sie etwas anderes für mich fühlt als Freundschaft … eine Frau, wie die, dachte er; und wenn der Gedanke ihm einerseits Erleichterung bot, so verdroß er ihn doch andererseits recht empfindlich. Indessen streifte er die ihm dargebotene Hand mit den Lippen, worauf er weiter stotterte: „Ja, verlobt hab ich mich … so etwas hätten Sie mir nicht zugetraut, als ich von Ihnen Abschied nahm, wie?“

Sie sah ihn immerwährend an mit großen, kalten, überlegenen Augen.

„Und mit wem haben Sie sich verlobt?“ fragte sie.

„Mit meinem Mündel, Monika Ronsky.“

„Ach …! Ich gratuliere und hoffe, daß wir uns gut vertragen werden — die junge Frau und ich!“

„Das hoffe ich auch,“ versicherte er eifrig. „Ich würde es meiner Frau nie verzeihen, wenn sie Sie nicht zu schätzen wüßte!“

„Ist das nicht eine sonderbare Bedingung, die Sie an ihre Gunst knüpfen?“ fragte Marie trocken, und etwas wie leichter Spott huschte um ihre Mundwinkel.

„Ich halte darauf, daß meine Frau meine Religion teilt,“ erwiderte er, „infolgedessen auch den Marienkultus!“

„Was für ein schönes Talent Sie haben, Phrasen zu drehen,“ warf Marie hin, dabei fragte sie sich heimlich: Wie lange werde ich das noch aushalten? Wann geht er endlich? Aber äußerlich ließ sie sich nichts merken, und ihre Stimme klang immer gleich ruhig, während sie sich mit den Worten zu ihm wendete: „Haben Sie ein Bild Ihrer Braut?“

„Ja.“ Er reichte ihr ein Kabinettbild.

Sie merkte, daß die Bewegung, mit der er es hervorzog, zögernd und gezwungen war, die eines Menschen, der seines Erfolges nicht sicher ist.

Sie betrachtete das Bild aufmerksam. „Sie ist sehr hübsch, sieht klug, energisch und sehr leidenschaftlich aus!“ sagte Marie, indem sie ihm das Bildchen zurückgab.

„Das ist sie auch,“ versicherte Hans. „Es ist merkwürdig, wie Sie sich darauf verstehen, Physiognomien zu enträtseln, Marie! Übrigens thut ihr das Bild nicht Gerechtigkeit. Sie ist wirklich reizend! Sie hat eine so wundervolle leuchtend weiße Gesichtsfarbe, so viel Leben, und dann, ihre raschen, flinken Bewegungen kleiden sie so gut. Sie hat die bestrickende Leichtigkeit der ersten Jugend. Wenn sie durch den Wald läuft, denkt man, es kommt ein Reh! Übrigens bin ich überzeugt, Ihr Einfluß, Marie …“

Diesmal unterbrach sie ihn etwas scharf. „Mein Einfluß! Ich bitte Sie, geben Sie sich in Bezug auf meinen Einfluß keinen zu großen Hoffnungen hin, Sie dürften herbe Enttäuschungen erleben. Übrigens ist das Ganze ein Unsinn. Zwischen Mann und Frau soll kein dritter treten. Wenn Sie etwas an Ihrer Frau verbessern wollen, müssen Sie es selber besorgen!“

Sie erschrak, wie scharf ihre Stimme klang. Aber es war auch nicht mehr zum Aushalten! Würde er denn immer da bleiben und an ihr herumblicken, ohne den Mut zu finden, seine Augen auf ihr ausruhen zu lassen? Sie haßte ihn, sie verachtete ihn

und erschrak doch auch wieder über die Heftigkeit, die sie in sich aufsteigen fühlte. Sie stand knapp davor, die Macht über sich zu verlieren. Ihre moralische Temperatur brauchte nur noch um einen Grad zu steigen, und die Mauern, welche die Erziehung um ihr innerstes „Ich“ aufgerichtet hatte, brachen zusammen. Die Dressur kapitulierte vor der Leidenschaft.

Sie nahm sich zusammen: sie durfte ihren Halt nicht verlieren.

„Und was haben Sie für die nächste Zeit vor?“ fragte sie weiter. „Bleiben Sie jetzt hier?“

„Ach nein! Nächste Woche muß ich nach Wien, wo meine Braut durch meine Schwester verschiedenen von unseren Verwandten vorgestellt werden soll. Nixa will bei dieser Gelegenheit mit Leontine auch die Ausstattung besorgen.“

„Und wann soll die Hochzeit sein?“

„Anfang Juli!“

So plauderten sie noch eine Weile weiter. Endlich machte er Miene sich zu entfernen. Er hatte sich's so eingerichtet, nicht zum Thee in Sanssouci bleiben zu können. Sie war froh, daß er ging.

Als er Abschied von ihr nahm, trug sie ihm noch Grüße auf an seine Braut, dann lächelte sie noch einmal, er küßte ihr die Hand — und dann ... Gott sei Dank, war er fort.

* *
*

Sie war allein mit ihrem Schmerz! ... Endlich!

Sie hätte Lust gehabt, sich in ihrem Schlafzimmer einzusperren, den Kopf gegen die Wand zu stoßen und zu weinen ... weinen! ... Aber, wie abscheulich wäre es gewesen, sich dem Schmerz hinzugeben, wie unwürdig! Und sie mußte sich hüten vor allem, was unwürdig war. Es paßte nicht zu ihr. Es gab ja Frauen — viele — die meisten vielleicht, denen man Schwächen verzieh. Mit denen aber hatte sie sich nie vergleichen wollen. Nun hieß es die Sonderstellung, die sie stets eingenommen hatte, zu behaupten, sich zu hüten vor einer feigen Übergabe.

Und das ärgste, das allerärgste war ... die Enttäuschung, die sie an ihm erlebt hatte, der Gedanke, daß er sich so klein gezeigt, so klein, daß er des großen Schmerzes gar nicht wert war. Wie demütigend war es, sich um ihn zu grämen! Einen Augenblick dachte sie, die Liebe sei untergegangen in der Verachtung.

Aber sie irrte sich — so leicht stirbt die Liebe nicht.

Wie lang der Tag war! Sie zählte die Stunden, und dann fragte sie sich plötzlich, was sie erwartete. Es war mit allem vorbei auf der Welt, was sie freuen konnte. Wenn der Tag vorüber war, würde ein anderer kommen, der gerade so schwer zu ertragen, gerade so von Schmerz und Verzweiflung erfüllt sein würde wie dieser.

Als die Schatten länger wurden, fing eine schreckliche Rastlosigkeit an, sie zu martern. Sie ging in den Park hinaus. Die Akazien dufteten betäubend — sie konnte den Duft nicht aushalten, ohne zu wissen, was ihr daran so unangenehm war. Sie eilte in die fernen Teile des Parkes, wo alte, ernste Fichten sich erhoben. Hier war die Luft voll stärkender, würziger Herbigkeit. Sie atmete freier. Zwischen den Stämmen der Fichten sah sie in die Ferne, in den dunkelblauen Duft, hinter dem sich Wunder zu verbergen schienen. Und plötzlich fing der Duft an zu flimmern und zu glühen, die untergehende Sonne hatte ihn angezündet. Zwischen Himmel und Erde brannte es lichterloh. Es dauerte nicht lange, dann verglomm das Feuer, und über den Duft zog ein schwarzer Schleier. Ein Klagen, das immer stärker wurde, schluchzte in den Wipfeln der alten Kiefern und Fichten. Es wurde immer lauter und trauriger, aber in den herben Atem der Nadelbäume mischte sich der betäubende Duft, dem Marie hatte entfliehen wollen, stärker, süßer, und wie sie sich bückte, sah sie, daß der Boden mit welkenden Akazienblüten bestreut war. Der Wind hatte die Blüten von den Bäumen gestreift und ihr zu Füßen geweht. Sie konnte nirgends sicher sein vor der peinigenden Süßigkeit dieses Duftes.

Sie wandte ihre Schritte heimwärts. Durch die sinkende Dämmerung schimmerte ein grüßendes Licht. Als sie näher kam, merkte sie, daß es aus der Kapelle kam, derselben Kapelle, in der sie getraut worden

war. Sie eilte darauf zu und blickte durch die Thür. Der Raum war leer. Sie setzte sich in einen der alten Betstühle und vergrub das Gesicht in die Hände. Draußen sang der Wind, durch die offene Kirchenthür trug er den Duft der Akazien. Jetzt wußte sie, woran sie der Duft erinnerte, an ihren Brautkranz. Sie wußte, daß sie ihm nicht mehr entfliehen konnte, daß sie ihn ertragen mußte, bis der Frühling vorüber und die Blüten tot waren. Nur die Vernichtung von all dieser Schönheit konnte ihr Beruhigung verschaffen, nur der Tod ihrer eigenen inneren Jugend ihr Frieden bringen.

Sie dachte an den grauen Novembertag, an dem sie an dieser Stelle dem alten Mann angetraut worden war. Ihr Herz klopfte fürchterlich; es kam ihr wie eine Erleuchtung, tausend kleine Züge von Eitelkeit, von Charakterschwäche Ronskys fielen ihr ein. Sie fragte sich, wie ihr Herz dieses ungeheuerlichen Irrtums fähig gewesen war. Die Jugend, die um ihr gutes Recht betrogene Jugend hatte sich an ihr gerächt — das war alles. Sie wußte es jetzt ganz genau, aber das Bewußtsein brachte keinen Trost.

Draußen klagte der Wind nicht mehr: der Sturm hatte ihn abgelöst, und der klagte nicht, sondern heulte und schrie. Plötzlich hörte er auf. Dumpfes Donnergeroll klang aus der Ferne, dann fielen große Tropfen ernst und schwer zwischen den noch wie im Fieber schauernden Zweigen der alten Kiefern und Fichten, der Linden und Akazien von Sanssouci.

Sie hörte es wie im Traum. Sie warf sich auf die Knie vor dem Altar und stieß den Kopf gegen die scharfe Kante der Stufen ...

Ridona mi la calma! ... Wie aus weiter Ferne schwebten die Worte durch den Gewitterduft des sterbenden Frühlings. Draußen grollte der Donner, der klagende Wind trug weiße Blüten in die Kirche, und die Regentropfen klirrten gegen die Fensterscheiben ...

Um die Stunde, wo sich Marie zum Diner anzukleiden pflegte, fing man an sie zu vermissen, und als das Gewitter loszutoben begann, fing man an sie zu suchen. Endlich fand man sie ohnmächtig vor dem Altar, an welchem sie auf den Frühling des Lebens verzichtet hatte, welke Frühlingsblüten rings um sie herum.

* * *

Es war um fünf Jahre später, in Paris Ende Juni.

Paris fing an sehr leer zu werden. Aber ein paar Menschen, die Zeit genug übrig hatten, sich nach Unterhaltung zu sehnen, und Geld genug, um dafür zu zahlen, gab es doch noch. Und für deren Bedürfnisse mußte gesorgt werden. Infolgedessen stand ein Teil der Theater noch offen, und wurden auch noch einige Konzerte gegeben, freilich meistens in den Cafés chantants, so halb und halb im Freien.

Nur eine sogenannte Elitetruppe hatte noch ausgehalten in der französischen Hauptstadt, trotz der täglich zunehmenden Hitze und der täglich abnehmenden Anzahl zahlungsfähiger Musikliebhaber. Und das war die Truppe des berühmten russischen „Volkssängers“ d'Agranjeff, welcher regelmäßig zweimal in der Woche im Trocadero seine Chöre mit immer derselben Präcision abwechselnd im russischen und im westeuropäischen Kostüm dirigierte.

Dank der bereits damals aufsprießenden Vorliebe der Franzosen für alles Slavische, ebenso wie einer erstaunlichen Niedrigkeit der Eintrittspreise fand sich ausnahmsweise noch immer ein recht anständiges und vielzähliges Publikum bei diesen Konzerten ein. Immerhin wurde die Zahl der Zuhörer bei jeder Aufführung geringer, und Zweifler, wie sie jedes heroische und aufopfernde Unternehmen unwandelbar heraufbeschwört, prophezeiten mit Sicherheit, daß d'Agranjeff seinen Entschluß nicht würde ausführen können, sondern seine Konzertthätigkeit in Paris vor dem vorausbestimmten Tage, dem 14. Juli, würde abschließen müssen.

Diesmal war das Konzert allerdings sehr leer. Auf eine Numerierung der Plätze hatte man unter den Umständen verzichtet, oder vielmehr kümmerte sich niemand um die Nummern der Stühle, sondern setzte sich, wo es ihm gerade gefiel, und da für jeden der Anwesenden eine große Auswahl ausgezeichneter Plätze übrig blieb, so zeigten sich die

Liebhaber russischer Musik im Trocadero sehr verträglich.

In der Mitte des Saales saß in einem anständigen grauen Anzuge ein etwas hölzern aussehender Mann mit schlauen und feurigen braunen Augen in einem flachen, stumpfnäsigen Gesicht und schrieb von Zeit zu Zeit Notizen in sein Taschenbuch.

Es war Herr Czerny, einer der drei ehemaligen Hofmeister Hans Ronskys, und zwar der Czeche, der mit einem journalistischen Auftrag in Paris weilte und gekommen war, sich von der anstrengenden Beobachtung einer Kammersitzung in Versailles auszuruhen. Die russischen Lieder umschmeichelten recht wohlthuend sein böhmisches Ohr, und das Zuhören hinderte ihn nicht daran, fleißig an dem „Pariser Brief“ zu schreiben, den er jede Woche für seine czechische Zeitung zu liefern hatte.

Plötzlich hob er den Kopf. Auf die fast gänzlich leere Reihe, in welcher er saß, kamen in einer Pause des Konzerts noch zwei Herren zu, der eine, blond mit einer Glatze und einem rötlichen Vollbart, zwinkerte ihn aufmerksam durch seine goldumränderte Brille an, der andere, ein kleiner, breitschulteriger, krausköpfiger Schwarzer, rief sofort mit sehr ausgesprochenem ungarischem Accent: „Czerny, Sie hier, was machen's hier?“

Nun rief auch der Blonde: „Richtig, Czerny! welches Zusammentreffen der Umstände, daß man sich hier zusammenfinden muß! ... drei Österreicher in Paris! Es klappt wie in einem Roman!“ Und darin hatte Doktor Schwarz recht. „Was machen Sie eigentlich hier?“

„Geschäft!“ antwortete der Czeche kurz und deutete auf die dicht beschriebene Seite seines Notizbuches, das er hiermit zusammenklappte und in der großen, auffällig aufgesetzten Brusttasche seines neuen grauen Rockes verschwinden ließ.

Arbeiten und sich vormusizieren lassen, das ging; aber arbeiten und plaudern, das ging nicht. Und vorläufig war ihm das Plaudern lieber. Ungar, Czeche und Deutscher schienen überhaupt gleichermaßen erfreut, einander wiederzusehen, und ganz vergessen zu haben, daß sie vor zehn Jahren in bitterer Feindschaft auseinander gegangen waren. Das Zanken war gut zu Hause, im Ausland fühlte man eine entschiedene Zusammengehörigkeit. Man hatte doch sehr viele gemeinschaftliche Interessen.

Nach verschiedenen Hin- und Herfragen stellte sich's heraus, daß der Ungar bereits seit Jahren als Sekretär des österreichischen Hilfsvereins in Paris thätig war, und daß Doktor — jetzt „Professor“ — Schwarz mit ersparten Kollegiengeldern eine Bildungsreise nach Paris unternommen und bei dieser Gelegenheit Herrn Fekete als einen im Auslande möglicherweise nützlichen Bekannten aufgesucht hatte.

Eine neue Nummer auf dem Podium schnitt ihnen die Rede ab. Herr d'Agranjeff trat diesmal im Frack auf, welches Kleidungsstück ihn außerordentlich unvorteilhaft kleidete. Wenn Herr d'Agranjeff im westeuropäischen Kostüm auftrat, so bedeutete das auch so viel wie westeuropäische Musik, und da lohnte es zumeist nicht zuzuhören. Nichtsdestoweniger zischten die Menschen in der Reihe vor ihnen die halblauten Gesprächsversuche der drei Österreicher nieder, so daß sie mit ihrem Gedankenaustausch bis zur nächsten Pause warten mußten.

Aber die Pause ließ nicht mehr lange auf sich warten, und als sie kam, war sie ausgiebig. Denn im Laufe dieser Pause galt es nicht nur für Herrn d'Agranjeff, sondern für sein ganzes Personal, sich aus dem Westeuropäischen ins Russische zurückzuverwandeln, und das brauchte Zeit.

Das Gespräch war auch bald in vollem Schwung und wurde wie immer — Böhmen und Ungarn mögen es mir verzeihen —, wenn sich drei Österreicher vertragen, deutsch geführt. Jeder der drei Beteiligten sprach natürlich sein eigenes Deutsch — aber das so nebenbei! ... Deutsch war es doch.

„Wie kommen Sie denn eigentlich in diese Butike, Schwarz?“ fragte Czerny den Professor.

„Weil seit gestern wieder eine Bombenepidemie spukt und unser Freund Fekete mir versicherte, der Trocadero sei momentan der einzige bombensichere Ort — so lange er nämlich unter russischem Protektorat steht.“

„Hm! hm! ... und, abgesehen von den Bomben, wie gefällt's Ihnen in Paris?“ fragte Czerny.

„O, recht gut," sagte Professor Schwarz, „das Bier ist schlecht!"

„Das find ich auch," rief eifrig der Czeche, „und teuer!"

„Und die Kost ist so langweilig," klagte Schwarz, „immer Fleisch ... man sehnt sich — nein, nicht daß ich Ihnen schmeicheln möchte, Czerny — aber auf mein Wort, ich sehne mich nach einer böhmischen Mehlspeise!"

„Hätt auch nichts dagegen," brummte der Ungar.

„Na, wenn's den Herren angenehm wäre, so könnt ich sie in ein von einem böhmischen Gastwirt gehaltenes Bierhaus führen, das mich gestern ein Landsmann kennen gelehrt hat. Echtes Pilsener, wenn auch nicht so gut wie zu Haus, aber doch Pilsener, und dazu ein Rindfleisch ...!"

„Gekochtes Rindfleisch mit Sauce!" rief der Deutsche, „ah, famos! und Knödel dazu!"

„Ja, Knödel," bestätigte ernsthaft der Czeche und sandte vor Begeisterung ein Kußhändchen ins Leere.

„Da bin ich Ihnen sehr dankbar," versicherte Professor Schwarz, „noch heute müssen wir hin."

„Für böhmische Knödel hab ich eine Schwäche," versicherte der Deutsche, „und gar Dalkerln — die trifft kein französischer Koch. Erinnern Sie sich noch in Stiblin? ... Alles andere hat der Koch zusammengebracht — nur Knödeln und Dalkerln nicht."

„Ach, Sie meinen bei Ronskys?" unterbrach ihn der Ungar. „Sie haben ganz recht ... Wie lang das her ist! — Haben Sie in letzterer Zeit etwas von Ronsky gehört? Ich meine von Hans, unserem Schüler?"

„Ja," erwiderte der Deutsche, „ich war im vergangenen Frühjahr bei ihm in Natek, hab ihm helfen sollen, seine Rede vorzubereiten, an seine Wähler."

„Ah ... hat er sich jetzt entschieden zur deutschen Partei geschlagen?" fragte etwas gereizt der Czeche.

„Bewahre — er hat sich noch immer für nichts entschieden, hat seine Rede schließlich deutsch und böhmisch gehalten, was zur Folge gehabt hat, daß ihm schließlich die Deutschen und die Böhmen die Fenster eingeschlagen haben. Seit der Zeit grollt er seinem undankbaren Vaterland und hält sich vom politischen Leben fern!"

„Hm! schade um ihn," meinte der Ungar, „war ein famoser Bursch — wenn er ein Ungar gewesen wäre, so wär was aus ihm geworden."

„Hm! vielleicht macht er sich wieder!"

„Ich glaube kaum, es ist aus!" sagte der Czeche.

„Er hat auch eine zu dumme Heirat gemacht," meinte nachdenklich der Deutsche.

„Nun, wie ist denn die Gräfin?" fragte Czerny.

„Die Gräfin geht noch an — tyrannisiert ihn mit Zärtlichkeit, betäubt ihn mit Küssen. Von einer hübschen jungen Frau läßt man sich's gefallen — aber was arg ist, das ist die Alte, wissen Sie, Czerny — die Mutter von der Gräfin. Das ist eine alte Kartenschlägerin, und der Graf muß sie dulden, wochenlang. Was Wunder, daß die Hälfte seiner alten Bekannten von ihm abgefallen ist!"

„Nun, das begreif ich nicht!" rief Fekete. „Beim Flügel nehmen und rausschmeißen die Gredl. Die Frau würde schon klein beigeben. Ein wenig Energie in so einem Fall ist absolut nötig."

„Wann hat unser Hans Energie aufbringen können, hm!" brummte Czerny, „und es giebt ein französisches Sprichwort, das heißt: On ne peut pas faire une omelette sans casser des œufs — heißt so viel, als man kann keinen Eierkuchen machen, ohne Eier zu zerbrechen!"

„Und Sie denken," meinte der Deutsche, „daß Ronsky sich nie entschließen würde, Eier zu zerbrechen? — Ja, das glaub ich selbst, er ist zu rücksichtsvoll, zu zartfühlend!"

Der Czeche spitzte die Lippen. „Hm! ... nie entschließen ... das ist nicht das Wort ... zu spät entschließen wird er sich — zu lang überlegen wird er sich's! Und das ist das ärgste! Die Menschen, die nicht mit sich fertig werden können, die sich weder entschließen können, die Eier zu zerbrechen, noch die Eier in Ruhe zu lassen, die Menschen, die die Eier zerbrechen, wenn sie angebrütet sind! Denken Sie an mich — zu denen gehört unser Freund Ronsky! In seiner Ehe ebenso wie überall anders wird er Skan-

dal machen, wenn der Skandal nichts mehr nützt!“

„Es ist ein Kreuz!“ seufzte Professor Schwarz. „Hm! ... Ist es Ihnen zufällig eingefallen, daß heute gerade der Jahrestag ist von seiner Promotion? Wissen Sie noch, wie lustig wir damals waren, wie wir auf seine Gesundheit getrunken und was wir uns von ihm versprochen haben?“

„Ja!“ sagte der Czeche, „und wie wir uns dann gezankt haben? Wenn ich jetzt zurückdenke, ist es zum Lachen — ich habe seither oft gelacht über uns! Wenn man sich einmal das Vergnügen gegönnt hat, vom Eiffelturm auf Europa herunterzuschauen, so lernt man die Dinge objektiver betrachten man wundert sich dann wirklich darüber, wie es kommt, daß die Völker sich nicht vertragen können!“

„Sind Sie einmal so vernünftig?!“ rief entzückt der Deutsche, „das freut mich von Herzen. Ein gescheiter Mensch wie Sie mußte es einsehen lernen, daß es besser ist, in der erhabenen deutschen Nation aufzugehen, als sich in einem engherzigen czechischen Partikularismus abzuschließen!“

„Ach, so habe ich das nicht gemeint! Ich dachte, Sie würden in Paris die Überzeugung gewonnen haben, daß man freie Bahn läßt für alle, und daß man den Völkern die Sprache gönnt, die ihnen Gott gegeben hat. Nein, das sollten Sie wirklich einsehen, Schwarz, wir mögen ja mitunter zu viel Wert legen auf Kleinigkeiten — aber ein jeder wehrt sich seiner Haut, wie er kann. Und wir sind nun einmal die Pioniere einer großen Bewegung, die Spitze des gegen Westeuropa vorgeschobenen Keils des Slaventums — und regen Sie sich auf, wie Sie wollen, Schwarz — den Slaven gehört die Zukunft!“

„Das ist geradezu unverschämt!“ ereiferte sich Schwarz, und der kleine Ungar, der bis dahin das ganze Gespräch recht gleichgültig über sich hatte ergehen lassen, rief ebenfalls: „Das ist unverschämt!“ Schon wollte er eine rabiate politische Rhapsodie vom Stapel laufen lassen, als ihn das plötzliche Auftreten d'Agranjeffs und seines Chors auf andere Gedanken brachte.

Im alten Bojarenkostüm wirkte der Russe ebenso großartig, als er sich im westeuropäischen Kostüm gewöhnlich ausgenommen, und auch bei dem Chor wirkte die malerische russische Tracht bestechend.

Das russische Kostüm bedeutete, daß er von nun an nur russische Lieder zur Aufführung bringen lassen werde.

Der erste der drei noch auf dem Programm verzeichneten Gesänge war kein Volkslied, sondern nur ein Gassenhauer; der zweite eine anspruchsvolle, aber nicht sehr originelle Komposition, ein effektvoller Gemeinplatz; der dritte aber, das Lied der Schiffer auf der Wolga, war ein echtes russisches Volkslied und von so bannender Wirkung, daß selbst die drei aufgeregten Österreicher atemlos zuhörten.

Es war wie ein langes, sehnsüchtiges Rufen und Verhallen — Stimmen, die furchtsam nacheinander tasteten in einer sternlosen Nacht — die Stimme der Hoffnung und die der Angst, die sich abwechselnd riefen und antworteten und schließlich in einem wehmütigen Murmeln verhallten. Das alles nahm sich aus wie das Rauschen eines tiefen Stromes, der über Angst und Hoffnung und Verzweiflung, über Träume und Wirklichkeiten mit derselben feierlichen Gleichgültigkeit hinwegfließt. Da alle drei Österreicher musikalische Naturen waren, so brachen alle in Beifall aus, der jedoch sofort seine Einheit einbüßte, als der Czeche mit vor slavischer Begeisterung glühenden Augen ausrief: „Ein so schönes Volkslied hat weder das große Deutschland, noch das kleine Ungarn aufzuweisen! Es ist wie die Stimme des großen slavischen Stromes, der seiner Zukunft entgegenrauscht!“

Daraufhin hörte natürlich sowohl der Ungar als der Deutsche auf, die Hände zu rühren.

Indessen applaudierte, was an Musikliebhabern oder auch nur an slavophilen Bummlern in dem Saale anwesend war, wie toll. d'Agranjeff in seinem goldgestickten, rotumgürteten Bojarenkostüm verbeugte sich immer wieder, wollte aber sein Schifferlied nicht wiederholen lassen, worin er recht hatte. Ein Kunststück kann man wiederholen — ein Wunder gelingt nicht zweimal hintereinander.

Doch lasen es die Stammgäste der russischen Konzerte seinen Mienen ab, daß der

Augenblick gekommen war, wo sie sich eine Nummer seines reichhaltigen Repertoires wählen durften.

Von einer Galerie herunter scholl der Ruf: „Kde domow muj!“

Bald wiederholten ihn mehrere Stimmen, am lautesten die Stimme des Herrn Czerny.

Bekanntlich ist das Kde domow muj ein sehr friedliches böhmisches Nationallied, welches, von einem Kapellmeister Skraup gegen Mitte dieses Jahrhunderts komponiert, im Jahre 48 in die Mode kam. Auf dem Programm des Russen paradierte es als „Kriegshymne, gesungen von den Böhmen bei der Schlacht am Weißen Berge — bei welcher, Ende des vierzehnten Jahrhunderts(?!), die böhmische Nation ihre Unabhängigkeit einbüßte“ — eine Bezeichnung, welche zwar für die Geschichtskenntnis d'Agranjeffs ein trauriges Zeugnis ablegte, dafür aber den Nimbus der einfachen und lieblichen Melodie vor dem Pariser Publikum um ein Bedeutendes erhöhte.*

„Kde domow muj — Kde domow muj!“ schrie Herr Czerny wie besessen und stieß dabei mit seinen beiden dicken Absätzen ebenso wie mit dem Stock seines Schirms zornig und enthusiastisch auf den Boden.

* Authentisch, wie die ganze im Trocadero spielende Scene.

Das wurde dem Ungarn neben ihm zu arg. Er brüllte aus voller Kehle: „Rakocyi-Marsch — Rakocyi-Marsch,“ welcher ebenfalls eine Programmnummer des Konzertes war.

Nun wurde Professor Schwarz ganz und gar rabiat und verlangte das „Deutsche Lied“. Das stand zwar nicht auf dem Programm des russischen Volkssängers, aber dem Deutschen war das gleichgültig.

Da alles, was ungarisch, deutsch und böhmisch im Saale des Trocadero war, mitschrie und sich alle drei Nationalitäten ziemlich stark vertreten zeigten, so entstand bald ein so grauenhaftes Geschrei, daß unter den friedliebenden und unbeteiligten Konzertbesuchern sich eine Panik zu entwickeln drohte. Da erschien der schnellbesonnene d'Agranjeff noch einmal auf dem Podium an der Spitze seines Chors und ließ die russische Volkshymne fortissimo anstimmen. Bei diesen feierlichen Klängen verstummte der Czeche, während der Magyar noch stärker pfiff als zuvor. Der Deutsche stutzte und spitzte die Lippen. Ehe er jedoch noch mit sich einig geworden war, ob er sich der feindseligen Demonstration des Ungarn anschließen solle oder nicht, war die Hymne beendet, worauf sich des Germanen ein recht unbefriedigtes Gefühl bemächtigte. Vielleicht hatte er auch einmal den Zug versäumt.





Haidar=Pascha.

Von Konstantinopel ins Herz Kleinasiens.

Eine Fahrt auf deutscher Eisenbahn.

Von

Hugo Grothe.

(Nachdruck ist untersagt.)

Wer von Westen her, Konstantinopel sich nähernd, die mageren thrakischen Steppen mit ihren dünngesäten elenden Dörfern durchquert oder seine Wanderung von Adrianopel aus über den öden Rücken des breiten Landarmes genommen hat, der sich gegen Kleinasien vorschiebt, dessen Herz öffnet sich in lebhafter Freude, wenn er die von Natur und Kunst so reichlich bedachte Hohlstraße des Bosporus vor Augen hat. Begreiflicherweise liegt also Konstantinopel nach dem Glauben aller jener Besucher, die nur die Sultansstadt und die nächsten Meeresgestade berührt haben, am Rande von Wüsteneien.

Wer jedoch seinen Weg hinüber nach Kleinasien lenkt, wer die mannigfaltigen Farben, in die sich das kleinasiatische Innere kleidet, auf Auge und Seele wirken läßt, die meergrünen, fruchtgesegneten Ufer der Flüsse im Tieflande, die in blauen Tönen sich wiegenden Häupter der Berge, die finsteren Schluchten, die Schäferidyllen der Abhänge, die melancholischen, graugrünen Heiden und Sümpfe, die sonnenverbrannten, in geisterhafter Öde zitternden nackten Steppen des Hochlandes, die Felsennester der Städte mit den hellen Gürteln ihres Baum= und Pflanzenwuchses, wer alle diese durch ihre Gegensätzlichkeit so berückenden, so unauslöschlich in der Erinnerung haftenden Gemälde an sich vorüberziehen läßt, der gelangt schnell zu der Erkenntnis, daß Konstantinopel keine Oase in der Wüste darstellt, sondern das Eingangsthor zu einer eigenartigen und noch wenig bekannten Welt.

Während es noch vor wenigen Jahren einer Reise von zwanzig bis dreißig Tagen bedurfte, um von der Küste in das eigentliche Innere Kleinasiens zu gelangen, vermag uns heute nach Angora oder Konia,

diesen beiden im Herzen der Halbinsel nistenden alten Kultur- und Wirtschaftscentren, in nur zwei Tagen eine Eisenbahn zu führen. Es ist die gegenwärtig ein Netz von 1023 km beherrschende Anatolische Eisenbahn, „Chemin de fer ottoman d'Anatolie“, wie sie offiziell heißt, durch deutschen Unternehmungsgeist ins Leben gerufen, durch deutsches Kapital und das Meistertum deutscher Ingenieure in den Jahren 1891 bis 1896 zur Vollendung gebracht.

Von der Konstantinopel gegenüberliegenden Küste nach dem kleinasiatischen Hochland strebt die Bahn. Eine Linie, die ältere, bereits seit dem 1. Januar 1893 in Betrieb, läuft in der Hauptrichtung von Westen nach Osten von Haidar-Pascha nach Eskischehr und von da weiter nach Angora (579 km); eine zweite jüngere Route, Mitte 1896 beendet, zweigt von Eskischehr (313 km von Haidar-Pascha) in südöstlicher Neigung nach Konia ab (444 km).

Die Freunde jedweden Sports und die Liebhaber aller Wissenschaften dürfen der Bahnspur folgen und reiche Beute heimtragen: der Naturwissenschafter, der Volkswirt, der Ethnologe, der Archäologe, der Historiker. An keinem Orte bestürmen den Reisenden so viele geschichtliche Erinnerungen wie in Kleinasien; eine Fahrt durch das Land, das stetig die Völkerbrücke zwischen Mittelasien und Europa abgab, ist wie ein Weg durch die Geschichte der Menschheit. Lydier, Phrygier, Griechen, Römer, Byzantiner, Seldjuken, Türken haben hier die Bausteine zu Hunderten von Denkmälern geliefert, zu Wasserleitungen, Brücken, Heerstraßen, Burgen, Palästen, Städten, Kultushallen, Felsskulpturen, Sarkophagen. Hier verschollen, vom Schutt überlagert, dort verstümmelt, in ärmlichen Resten, an drittem Orte wieder in stolzen, stattlichen Überbleibseln sichtbar, bedecken diese Denkmäler die kleinasiatische Erde. Ein Wunderbares zeichnet jene Lande aus: die nie versiegende Kraft der Verjüngung. Immer wieder, wenn die Zerstörung über Menschen, Städte und Felder einhergeschritten war, schlossen sich neue Menschengruppen zusammen, gab das Land neue Frucht, hoben Kunst und Gesittung aufs neue ihr Haupt. So scheint auch gegenwärtig wieder dem Zustand der Erstarrung und Verödung eine Zeit des Erwachens zu folgen. Mit der neuen Bahn zieht europäische Civilisation ins Land, eröffnen sich neue Wege und Hilfsquellen. Der Occident zahlt hier einen Teil dessen zurück, was er dereinst vom Orient entnommen.

Wir begeben uns auf den türkischen Mahsussédampfer, der uns von der Pontonbrücke übers Goldene Horn in fünfundzwanzig Minuten nach Haidar-Pascha hinüberführt. Der wenig elegante, schwerfällig schnaubende Kasten gemahnt uns an den Widerstreit, den Halbmond und neue Zeit noch für lange Jahre auszufechten haben werden. Bei Tagesanbruch müssen wir unseren Dampfer besteigen, da bald nach Sonnenaufgang der Zug die kleinasiatische Abfahrtsstation verläßt.

Ein grauer Schleier liegt noch über der Stadt ... nur verschwommen zeigen sich ihre Umrisse. Da plötzlich löst die auftauchende Sonne die kurze orientalische Dämmerung, und goldene Strahlenkegel breiten sich ringshin aus. Weiß leuchten nun die Moscheen und Minarehs, bunt erglänzen all die verschiedenen Muster des breiten Häuserteppichs, deutlich wird der dichte Wald der Schiffsmasten im Hafen. Auf den Quais gärt und brodelt es. Der Morgen hat Leben und Bewegung wachgerufen. „Umma ed dünja“, „Mutter der Welt“, heißt Konstantinopel im Munde orientalischer Dichter. Und ihre Phantasie hat recht gesehen. Menschen aller Rassen, Trachten und Sitten beherbergt sie, wie uns eine Musterung ihres Völkergewoges am Hafen am lebhaftesten überzeugen kann.

An Bord des Dampfers, der im Hinaussteuern die Grenze des Bosporus und des Marmarameeres schneidet, genießen wir die Bilder der Landschaft, die diese beiden Meeresarme bieten. Vor uns stehen kokette Landsitze, graue Ruinen, sammetgrüne Cypressenhaine und mannigfaltig gestaltete braunschimmernde Klippen und Bergkuppen. Wie wehrhafte Wachen des asiatischen Erdteils türmen sich die Bergzüge am Ufer auf, dem wir uns nähern, im Vordergrunde der Tochamlidja, „Fichtenberg“, auch Bismarcksberg von den Türken genannt wegen der drei vereinzelten Baumkerzen, die seinen kahlen Scheitel zieren. Die rotgelben Lichter der

Morgensonne, in welche die Hügellinien getaucht sind, geben den nackten Rippen eine prunkende phantastische Vegetation.

Besonders steil abfallend und scharf gegen das Gestade vordringend, gruppieren sich die Berge südlich von Skutari und trennen sein ansehnliches Häuserfeld von dem idyllischen Haidar-Pascha und dem dahinter sich dehnenden Karakiöi, dem alten Chalcedon. Die grünen Ringe, die um die weißen Häusermauern dieser Orte sich legen, je weiter nach Süden, desto breiter und üppiger, bekunden, daß hier die vornehme Welt Konstantinopels in Landhäusern und Gärten ihre Sommerresidenz aufgeschlagen hat. Der verhältnismäßig kleine Flecken Haidar-Pascha mußte Kopfstation der Anatolischen Bahn werden, nicht das bevölkerte, der europäischen Centrale gegenüberliegende Skutari. Nur durch kostspielige Tunnelbohrungen und durch Rampenbauten am jähen Absturz der Berge hätte die Bahn von dort in die kleinasiatische Landschaft hinausgeführt werden können.

Nähern wir uns dem Stationsbereich, so sehen wir auf den Molen lange Reihen von Güterwagen, von denen mittels Rinnen das in loser Schüttung verladene Getreide in die Mahónes, die flachen länglichen türkischen Boote, hineinfließt. Große Körbe von Cylinderform, gefüllt mit verschiedensten Gemüsearten, der Ernte der Gefilde des Golfes von Ismid, türmen sich in den Fahrzeugen. Mächtige Ahornkronen beschatten die Bahnhofsanlagen.

Der Name Haidar-Pascha wurde unlängst infolge der Quaikonzession geläufig, welche der Anatolischen Bahn trotz französischer und englischer Gegenminen zufiel. Bisher giebt Haidar-Pascha einen Hafen mit recht störenden Mängeln ab. Gegen die Südwinde sind die Fahrzeuge in Ermangelung größerer, den Hafen umspannender Molen nur ungenügend geschützt, selbst die Passagierdampfer vermögen bei heftigem Seegang des öfteren nicht an der Landungsbrücke in Haidar-Pascha anzulegen. Bisher behilft sich die Anatolische Bahn mit dem Hafen von Dérindjé, in der Tiefe des Golfes von Ismid gelegen und durch das gegenüber lagernde Küstengelände gedeckt, um einen direkten Übergang der Frachten, namentlich die Verladung des zu exportierenden anatolischen Getreides, auf Seeschiffe größeren Tiefganges zu ermöglichen. Gewaltige, mit hohem Kostenaufwand sinnreich erbaute Speicher dienen dort der Entnahme des Getreides aus den



Das sogenannte Grabmal Hannibals.

Waggons, der Reinigung, der automatischen Verwiegung und der unmittelbaren, durch besondere Ausladeröhren vor sich gehenden Einlegung in die Schiffe. Nunmehr, da größere Terrains von der türkischen Regierung der Disposition der Anatolischen Bahngesellschaft unterstellt sind, hat diese den Schlüssel zum kleinasiatischen Eisenbahnnetz in eigenen Händen. In wenigen Jahren werden im Hafen von Haidar-Pascha große Quaibauten entstehen. Ein Verbindungsglied zwischen deutschen Häfen und Kleinasien ist dann geschaffen, und baldige Maßnahmen werden nötig, um den im Verhältnis zur englischen, französischen und österreichischen Schiffszahl noch schwachen, heute



Héreké.

hauptsächlich durch die „Deutsche Levantelinie" vertretenen Seeverkehr zwischen Deutschland und dem Orient anzuspornen. Verwirklichen sich einigermaßen die Hoffnungen, die man nach Ausbau des Hafens auf Haidar-Pascha setzt, so wird es sich als Stapelplatz des asiatischen Handels zu einer neuen kleinasiatischen Hauptstadt aufschwingen können.

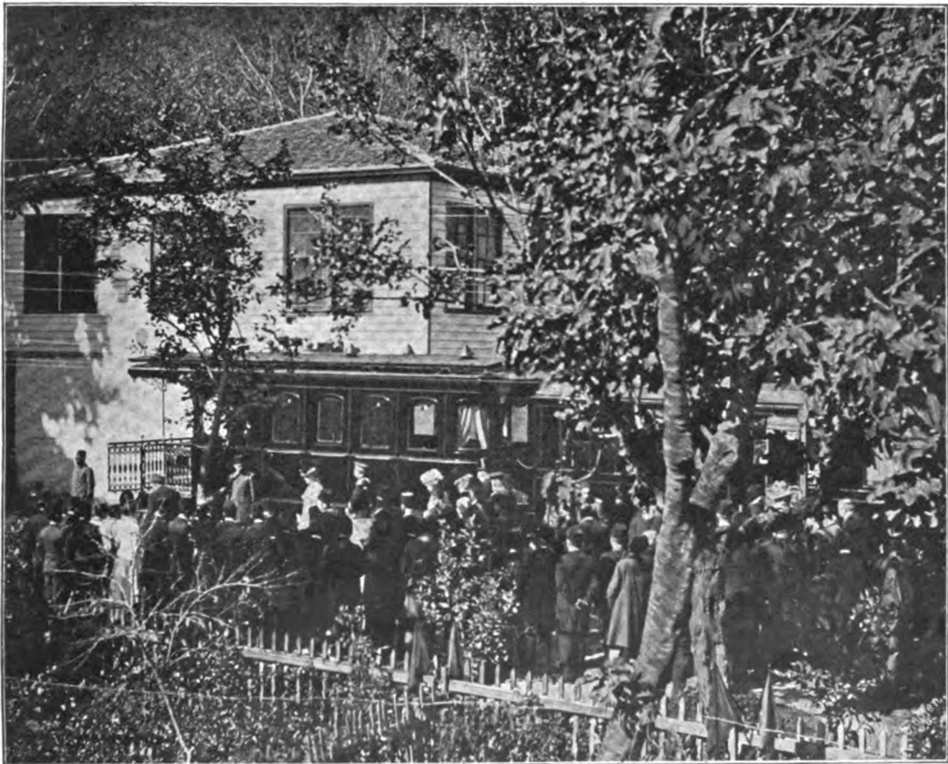
Der Wagen, den wir zu unserer Fahrt ins Innere besteigen, fällt uns durch seine Höhe sowie die leuchtende weiße Oberfläche in die Augen. Ein Doppeldach krönt ihn. Die zwischen dem oberen Eisendach und dem unteren Holzdach frei durchstreichende Luft, die Reflexionskraft, welche die weiße Fläche des Plattdaches gegenüber den Sonnenstrahlen besitzt, hat die wohlthuende Wirkung, daß wir unter der schon ansehnlichen Maihitze wenig zu leiden haben. Von der Hundstagsschwüle, die im Inneren unserer deutschen, von der Sonne durchglühten Waggons zur Sommerzeit erstickend waltet, ist auf der Anatolischen Bahn glücklicherweise nichts zu spüren. In dem geräumigen und bequemen Wagen fühlen wir uns bald heimisch. Die breiten Fenster und die angefügte Plattform versprechen uns freiesten Ausblick in die Landschaft.

Ein paar hohe türkische Würdenträger mit großem männlichen wie weiblichen Gefolge stellen sich als Passagiere ein. Ein wohlwollender Minister hat ihnen einen Bezirk in der Provinz zur liebenswürdigen Ausnutzung in amtlicher Eigenschaft für einige Jährchen überlassen. Wir werfen einen Blick in die Waggons erster Klasse, welche die Anatolische Bahn für ihr vornehmes mohammedanisches Publikum führt: buntgemusterte Tapeten an den Wänden, üppige Diwans an den Längsseiten, auf denen sich mit untergeschlagenen Beinen mit der rechten Muße sitzen läßt.

Den Sitten des Orients hat sich mit Recht die Anatolische Bahn in ihren Einrichtungen soweit als möglich angeschmiegt und durch diese Rücksichtnahme das Wohlwollen aller Mohammedaner — Grundbedingung für Gedeihen des Unternehmens — in kürzester Zeit erworben. Ihre civilisatorische Aufgabe sollte eben nicht darin bestehen, europäische, Klima und Bevölkerung fremde Gewohnheiten dem Lande aufzuzwingen. Für die Abfahrtszeit der Züge gilt also die türkische Zeitberechnung, nach der Sonnenuntergang stets auf zwölf Uhr fällt; von diesem Augenblick an beginnt die Zählung von zweimal zwölf Stunden. Nach der Sonne regelt der Orientale sein Leben, den Zeitpunkt seiner Gebete, seiner Mahlzeiten. Da er den größten Teil des Tages im Freien zubringt, die Sonne nicht wie wir zumeist nur hinter Wolkenschleiern ahnt, fühlt er diese Norm

als mit seinen Bedürfnissen einzig harmonierend. Für den nach europäischer Uhr lebenden Reisenden hat diese Zeiteinteilung freilich einen Mißstand. Da der Sonnenuntergang von Tag zu Tag differiert, verschiebt sich täglich die Stundenberechnung, und so muß er seinen Chronometer jeden Abend neu stellen.

Ebenso ist einer anderen mohammedanischen Gepflogenheit im Betriebe der Anatolischen Bahn Rechnung getragen worden: der Geschlechtertrennung. Wenn in der Öffentlichkeit eine Vertreterin des schönen Geschlechtes auftaucht, so heißt die Anstandspflicht des Mohammedaners: „Geh aus dem Wege", vermag er dies nicht, so lautet das Gesetz: „Blick nicht hin". Wo sich die Absonderung der Geschlechter im öffentlichen Verkehrsleben irgend durchführen ließ, da hat sie in der Türkei auch Platz gefunden. So befinden sich besondere, scharf getrennte Abteile für Frauen in den Pferdebahnen, auf den Dampfern, im Bereich der Anatolischen Bahn also auch in den Waggons. Selbst die Bahnhöfe haben ein Haremlik, ein eigenes Damenwartezimmer. Auf den kleineren Stationen, wo die Gebäude nicht von ausreichender Größe waren, hat man von der Wartehalle durch Gitterwerk einen schmalen Raum abgeschnitten. Wie aufgescheuchte Hühner drängen sich, um dem männlichen Blicke zu entgehen, die vermummten weiblichen Gestalten hinter diesen buchtartigen Verschlägen zusammen. Soll doch die züchtige Türkin sogar vor dem Hahn im Hühnerhof ihr Gesicht mit dem Jaschmak bedecken! Eigentümlich, wie die Sitte, sich in die Männermenge zu mischen, selbst die verwittertste Alte, die keiner Männerseele mehr gefährlich werden dürfte, auf Schritt und Tritt beherrscht. Ich habe beobachten können, wie vor dem Bahnhofe eines Landstädtchens zwei „Schöne" von methusalemischem Alter nur schweren Herzens und nach langem Hin- und Herberaten sich zu entschließen vermochten, an den Billetschalter heranzutreten und sich bei Hinterlegung des Fahrgeldes der Gefahr auszusetzen, von einem



Ihre Majestäten Kaiser Wilhelm und Kaiserin Auguste Viktoria in Hereké (20. Oktober 1898).

männlichen Auge oder Gewandzipfel gestreift zu werden.

Gleich einer Fahrt längs einem Alpensee oder an der Riviera gestaltet sich die Küstentour von Haidar-Pascha bis zur Gartenstadt Ismid. Zur Rechten die blauen Wasser des gleichnamigen Golfes, hinter ihnen die Umrisse der bithynischen Berge, über denen das noch schneegekrönte Haupt des Olympos — eines der achtzehn Olympe, welche die antike Welt kannte — majestätisch hervorschimmert. Aus dem Farbenton der Wogen heben sich die Prinzen-Inseln ab, teils graue Felsenkegel, in deren Falten sich weiße Häuserreihen hineinpressen, teils dunkelgrüne, waldreiche Eilande. Zur Linken niedrige, gering bewaldete Bergrücken, die zumeist Weidetriften abgeben, wie die hier und da sichtbar werdenden Schäfereien (Mandra), die Sennhütten und die runden, mit Strauchwerk umfriedeten Viehhürden (Aghyl) beweisen. Zwischen diesen Hügeln und dem Meere dehnt sich ein Gartenland von üppigster Fülle. Bald hart am Meer, bald mehr an das Heideland der Abhänge heranrückend, laufen die Schienen der Bahn. Ein Gewirr von fruchttragenden Zweigen und Büschen, soweit wir ausschauen: Oliven, Feigen, Weinreben, Weichselkirschen, Nußbäume, Quitten, Mandelbäume. Stellenweise streifen wir die Gärten so nahe, daß wir aus dem Wagenfenster mit den Händen nach den Früchten greifen können.

Hinter der Station Gebjeh, dem byzantinischen Dakibyza, tauchen zwei uralte dickästige Cypressen auf kahlem Hügel auf. Sie halten Totenwacht über dem Tumulus eines Mannes, um dessen Heldenfigur sich ein Stück Kriegsgeschichte gruppiert: Hannibal, nachdem er, um römischer Gefangenschaft zu entgehen, Gift genommen, soll hier seine Grabstätte gefunden haben. Iki selvi, die zwei Cypressen, heißt der Ort im Munde der Landleute jener Gegend. Gegenüber der feierlichen Majestät der Orientcypresse muß sich die sonst so bewunderte italienische Schwester verstecken. Wie die Cypressenhaine den türkischen Friedhöfen eine ungemein malerische düstere Andacht aufprägen, so geben auch diese beiden mächtigen, starren, wie aus Stein gemeißelten Bäume dem Ort eine eigene Stimmung.

Das Grabmal unter jenen Cypressen zeigt die Art aller orientalischen Gräber: einen rechteckigen Fleck Erde, von Feldsteinen eingefaßt und an einem Ende mit einem inschriftlosen behauenen Block geziert. Ob Hannibals irdische Reste hier gebettet wurden oder die eines berühmten hochweisen Scheichs, wie die Muselmänner behaupten, wer vermag dies heute zu entscheiden? Hannibals Grab war allerdings eine Sehenswürdigkeit in jener Gegend, wie aus den Berichten eines Plinius hervorgeht. Da das alte Libussa, wo der vereinsamte, vom Glück verlassene Kriegsheros durch die Gnade des bithynischen Königs Prusias ein Heim fand und, von römischen Schergen in seinem Hause umzingelt, den Giftbecher leerte, nicht unweit von Dakibyza stand, so mag die Fama Wahres überliefert haben.

Bei Überschreiten des Viaduktes, der hinter Gebjeh eine tiefe Schlucht überbrückt, taucht hart am Meere die romantische Ruine der Byzantinerburg Filokrini auf. Mit ihrem von Epheu und allerlei Schlinggewächs überwucherten Gemäuer mutet sie uns heimatlich an. Sie zeigt ganz das Gepräge einer rheinischen Ritterburg.

In ein kleines Paradies tauchen wir ein, wenn wir in Héreké einfahren. Im Schatten hochästigen Baumschlages, gespeist von wasserreichen Quellen, bietet der Ort ein Gemälde zauberischer Anmut. Auch gewerbliches Leben pulsiert in dem Städtchen. Sultan Abdul Hamid betrieb hier die Errichtung einer Seidenspinnerei nach Lyoner Muster, die in der That rühmliche, durch Duft und Farbenkomposition fesselnde Gewebe erzeugt. Gelegentlich der Anwesenheit der kaiserlichen Majestäten in Konstantinopel im Herbst 1898 widmete das hohe Paar dem Werke der Anatolischen Bahngesellschaft die lebhafteste Aufmerksamkeit, indem es die Strecke längs des Golfes von Ismid bis Héreké in Augenschein nahm.

Auf den über den Pflanzungen Hérekés sich erhebenden Hügeln erscheinen abermals die Reste einer ehemaligen Feste. Es ist Ancyron, in dessen Mauern Konstantin der Große, der Schöpfer der Weltstellung von Byzanz, sein thatenreiches Leben beschloß. Sonderbar ist die Fügung des Schicksals, das unweit Ancyrons, auf den Feldern von

Hunkiar-Tschairi, auch den Überwinder von Byzanz, denjenigen, der den Halbmond auf seine Mauern pflanzte, den Sultan Mohammed den Eroberer, sterben ließ (1481).

Nicht weniger als fünfzehn Stationen zählt die nur 91 km lange Route Haidar-Pascha-Ismid, ein Zeichen von dem Volksreichtum dieses Striches. Die Villenidylle charakterisiert die meisten dieser Orte. Wie schon die byzantinischen Großen an den Gestaden des Golfes ihre Landsitze wählten, bauen auch gegenwärtig die Reichen der Hauptstadt hier mit Vorliebe ihre Sommerhäuschen.

Bei Ankunft unseres Zuges entwickelt sich an den Haltestellen ein Bahnhofsleben, das an Hast dem Treiben auf unseren europäischen Stationen um nichts nachsteht, an Bilderfülle es hundertfach übertrifft. Früchtehändler mit ihren Körben, Wasserverkäufer mit dem Rufe im Diskant „busbeki“, „kalt wie Eis“, schwingen sich auf die Trittbretter; Reisende drängen sich in dichter Zahl heran, anatolische Türken mit ihren Schalwars, den weiten Pluderhosen, der kurzen dickwattierten Jacke (Entari), dem leichten kaftanartigen Überwurf, dem hohen, aus buntfarbigem Shawl gewundenen Turban; nomadisierende Kurden mit hellroten Mänteln, Stiefeln und Beinkleidern; Tscherkessen mit ihren Pelzmützen, den langen faltigen dunklen Röcken und den fest anliegenden Beinkleidern. Die weißen Jaschmaks, die schleierartigen Kopftücher der Frauen, leuchten in der Sonne. Die weiten, bis zu den Knöcheln reichenden Hosen und der lange mantelartige Féredjé der Türkinnen ist mattgetönt, namentlich von grauer Farbe, während die Kostüme der Armenierinnen und Grusierinnen mehr in grellen Nuancen, in gelben und rosenroten Tönen spielen.

Ein Teppich und ein Säckchen mit Lebensmitteln, Reis, Gerste, Brotkuchen, ist alles, was die Mehrzahl der Reisenden mit sich führt. Große Vorbereitungen, hohe Barschaft hat der Orientale nicht von nöten. Mit bewundernswert leichtem Sinn geht er dem Ungewissen entgegen. Ein alter Freund oder ein neugewonnener mag ihm am Reiseziel Gastfreundschaft bieten, Allah wird ihm schon Glück und Verdienst schenken. Dieser Glaube zieht als unerschütterlich mit ihm. So ist er zum Wandern schnell schlüssig und geneigt wie nur einer. Sagt doch auch ein orientalisches Sprichwort: „Nicht langes Leben macht klug, wohl aber langes Reisen.“

Weiter geht es entlang des Gestades. Aus den mit dichtem Baumwerk überdachten Cisternen schütten hohe Schöpfräder (Dulal) das Wasser in die langen Holzrinnen. Mit Pfählen umrahmte quadratische Flächen zu Seiten der Geleise, die als Früchtelager zur Verwendung kommen, zeigen, welcher Reichtum sich zur Erntezeit hier aufstapelt. Die Güterzüge fahren auf der Küstenstrecke dann des Nachts und halten zur Verladung nach Bedarf auf offenem Felde. Drei, ja manchmal vier Ernten vermag der Bauer bei guter Bewässerung dank dem milden Klima der Tieflandstriche zu erzielen.

Die Gartenlandschaft läuft bis zum grotesken Stadtbild von Ismid, dem alten Nicomedia. Seine Häuserreihen füllen die Ebene vom Rande des Golfes bis zum Fuße des Rundhügels, der das Flachland abgrenzt, und steigen amphitheatralisch an dieser Höhe empor. Schon als Metropole Bithyniens gedieh die Stadt; zu noch höherer Blüte schwang sie sich auf, als der letzte bithynische König sie mitsamt seinem Reich den Römern als Angebinde überließ. Thermen, Tempel, Lustsitze erstanden, heute nur an ärmlichen Mauerresten erkennbar. Römische Imperatoren wählten die Stadt zur Residenz. Trajan lebte jahrelang in ihren Mauern, Hadrian und sein Liebling Antinous genossen die friedliche Anmut ihrer Landschaft. Auch der Name Diocletians, des großen Christenhassers, ist mit Ismid verknüpft. Des Herrschens überdrüssig, legte er, nachdem er am Orte lange Jahre mit orientalischem Prunk Hof gehalten, die Krone nieder und ergab sich mit königlicher Behaglichkeit der Gärtnerei. Die Fruchtbarkeit, mit der die Natur ihm für seine Arbeit zu danken wußte, entschädigte ihn für die Annehmlichkeiten des Purpurs. Als seine Freunde ihn baten, sich wieder auf den kaiserlichen Stuhl zu setzen, antwortete er: „Wenn ihr die Kohlköpfe sehen könntet, die ich pflanze, ihr würdet euch keine weitere unnütze Mühe geben.“ Die weitgespannten Unterkellerungen des diocletianischen Palastes, die heute noch stehen, geben einen Begriff, welchen Umfang

die römischen Prachtbauten in Nicomedia gehabt haben.

Mitten durch den am Fuße des Hügels sich ausdehnenden Stadtteil, den belebten eleganten Boulevard Hamidié entlang, fährt die Bahn. Den mit Bäumen bepflanzten Mittelweg nimmt der Schienenstrang ein. Einer Kamelreihe, die unter Schellengeläute dahinzieht und die Karawanenstraße von Angora herkommt, begegnen wir. Die alte und die neue Zeit ziehen aneinander vorüber!

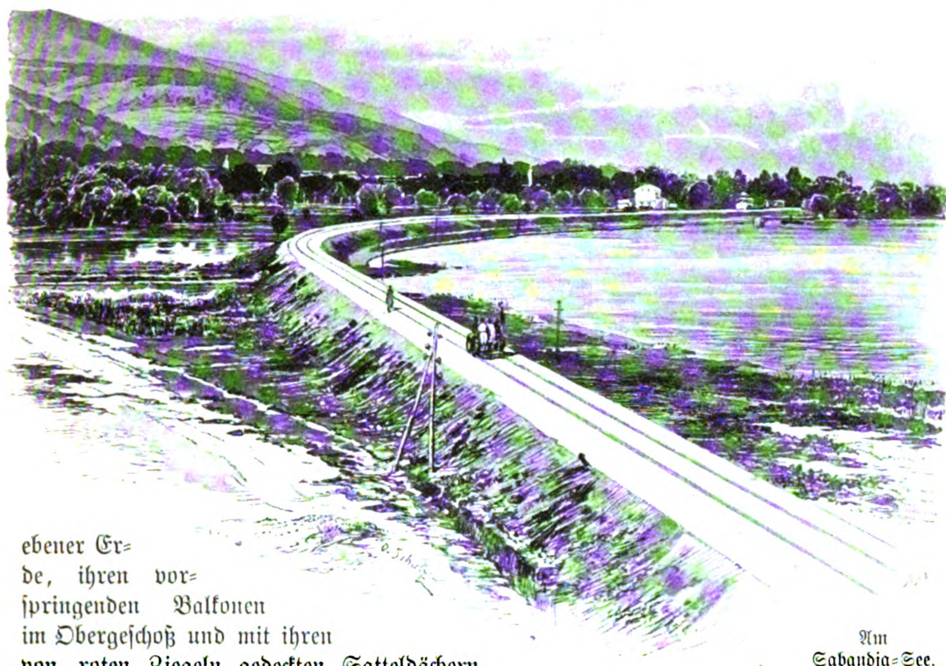
Seitdem die Eisenbahn die Stadt mit Konstantinopel in Verbindung gebracht hat und ihr ermöglicht, den Ertrag der Obst- und Gemüsegärten in kürzester Zeit auf den Markt der Hauptstadt zu bringen, hebt sie



Ismid und die Ruinen des Diocletianischen Palastes.

sich von Jahr zu Jahr. Wohlhabenheit und Stattlichkeit verraten Gebäude und Bewohner.

Einige neue Häuser, die im Entstehen begriffen sind, vermögen wir von der Plattform des Wagens zu mustern. Mit ihrem luftigen Gebälk nimmt sich das Hausgerüste wie ein großer Vogelkäfig aus. Besonders solid ist weder die Bauart des türkischen Luftziegelhauses noch das dazu verwandte Material. Ein leichtes Balkenskelett stützt die üblichen zwei Stockwerke; biegsame Stämme und Ruten, wie sie die Wälder geben, tragen den Bodenraum. Das Baugerüst ist also weiter nichts als eine Art Geflecht. Dieses dünne Fachwerk wird mit Ziegeln ausgefüllt, die wie bei den alten Babyloniern und Ägyptern unter einer Beimischung von geschnittenem Stroh aus lehmigem Schlamm oder Thon geknetet und an der Sonne getrocknet werden. Noch eine Lehmübertünchung, und das Gebäude ist fertig. In den größeren Städten glänzen die Häuser in einem weißen oder bunten Kalkanstrich; in den Dörfern jedoch behalten sie die nüchterne braune Erdtönung. Hell abgeputzt, machen diese so primitiv zusammengestellten Häuschen mit ihren Veranden zu

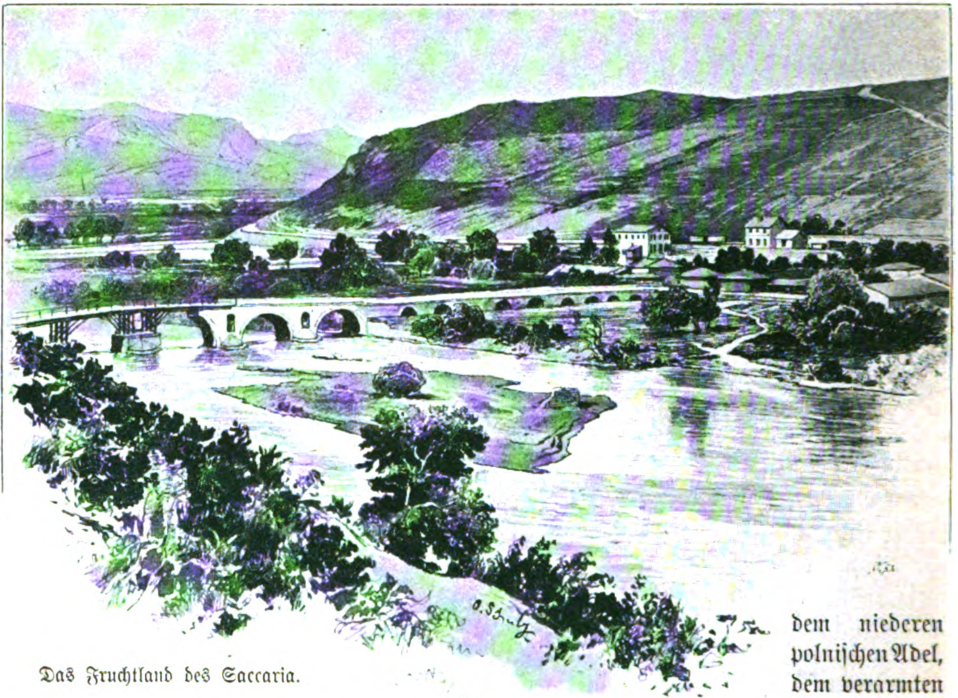

Am Sabandja-See.

ebener Erde, ihren vorspringenden Balkonen im Obergeschoß und mit ihren von roten Ziegeln gedeckten Satteldächern einen recht sauberen und gefälligen Eindruck.

Ein Längsthal, im tieferen westlichen Teil durch den Golf von Ismid ausgefüllt, benutzt die Bahn bei ihrem Gang ins Innere Anatoliens. Es ist eine geographische Merkwürdigkeit Kleinasiens, daß, während von Norden nach Süden und umgekehrt der Zutritt nur durch scharf eingeschnittene Schluchten und über bedeutende Paßhöhen gegeben wird, sich von Westen nach Osten der Einmarsch spielend gestaltet. So laufen von Smyrna aus längs der Thäler des Hermos, des Kaystros und Mäander die Hauptverkehrsadern nach dem Hochland und heben diesen Platz zur Handelsmetropole der Westküste. Französisches und englisches Kapital hatte schon seit Jahrzehnten hier einige Bahnlinien in Angriff genommen, ersteres die Route Smyrna-Magnesia-Akkissar-Uschak und Smyrna-Alaschehr (mit Nebenlinien etwa 520 km), letzteres die Strecke Smyrna-Aïdin-Dinér (mit Nebenrouten 515,6 km), ohne das weitere Hinterland wirtschaftlich in Gewalt zu bekommen. Erst die Erfolge der Anatolischen Bahn trieben zum fieberhaften Weiterbau. So berühren seit einem Jahre die beiden Routen das Vilajet Konia und suchen dem Bestreben der Anatolischen Bahn, die Absatzwege dieser Provinz über Afiun-Karahissar und Eskischehr nach Konstantinopel zu leiten, nach Möglichkeit entgegenzuarbeiten.

Hinter Ismid wandelt sich der Charakter der Gegend. Statt brauner und baumkarger Hänge saftgrüne Waldberge. Der an 5000 Fuß hohe Gökdagh steigt zur Rechten finster empor. Wilder, trotziger wird die Scenerie und nimmt fast den Charakter jungfräulichen Urwaldlandes an. Ahorn und Platanen in der Tiefe, weiter in der Höhe Kastanien, Hainbuchen, Linden. Wie ein deutscher Waldesgruß weht es aus den Wipfeln. Rhododendronsträucher geben das Unterholz, und Sarsaparilla, an die Lianen der Tropen erinnernd, verschlingen Stämme und Äste. Diese stattliche, einer romantischen Sage würdige Waldlandschaft ist eine der wenigen, die noch in Kleinasien geboten wird. Fast überall hat die Verwüstung des Waldbestandes durch Niederbrennen, wahnwitziges Abholzen, Zerstörung der Schößlinge durch die weidenden Nagetiere, namentlich die Ziegen, dem früheren herrlichen Baumbestand ein Ende bereitet.

Aus dem grünen Laubdach schimmern an den Abhängen häufig Dächer und Mauern hervor. Es sind die Dörfer der Tscherkessen, die in Kleinasien einen bemerkenswerten



Das Fruchtland des Saccaria.

dem niederen polnischen Adel, dem verarmten Slachta.

Volkszuwachs bilden, nachdem russische Überwachungsmaßregeln ihnen den Kaukasus ungemütlich gemacht haben und der Sultan sie mit offenen Armen hier aufnahm.

Von weitem schon erkennbar sind ihre Typen an Haltung und Tracht inmitten der übrigen, ziemlich gleichförmig gekleideten männlichen mohammedanischen Bevölkerung. Die schwere Mütze aus Lammfell oder Pelz, der dunkle faltige Rock, oft mit roten Schnüren besetzt, wie sie bei der Uniform der russischen Tscherkessenregimenter bekannt, die eng anliegenden Beinkleider geben ihnen etwas Kühnes, Straffes, sozusagen Militärisches. Wie verwachsen scheinen sie mit ihren geschmeidigen Pferdchen, auf denen sie tolle Reiterstücke aller Art auszuführen stets geneigt sind. Mehr als einmal sahen wir auf der am Bahngelände sich hinziehenden Straße einen Tscherkessen sein Pferd anfeuern und dann aus hellem Vergnügen an aufregender Hetze mit dem Eisenbahnzuge ein Stück um die Wette jagen. Selbst den ärmsten Tscherkessen kennzeichnet eine Art adeligen Anstandes in Wesen und Gesichtsausdruck. Freiherr von der Goltz vergleicht sie gelegentlich der trefflichen Charakterisierung, die er in seinen „Anatolischen Ausflügen“ entwirft, mit

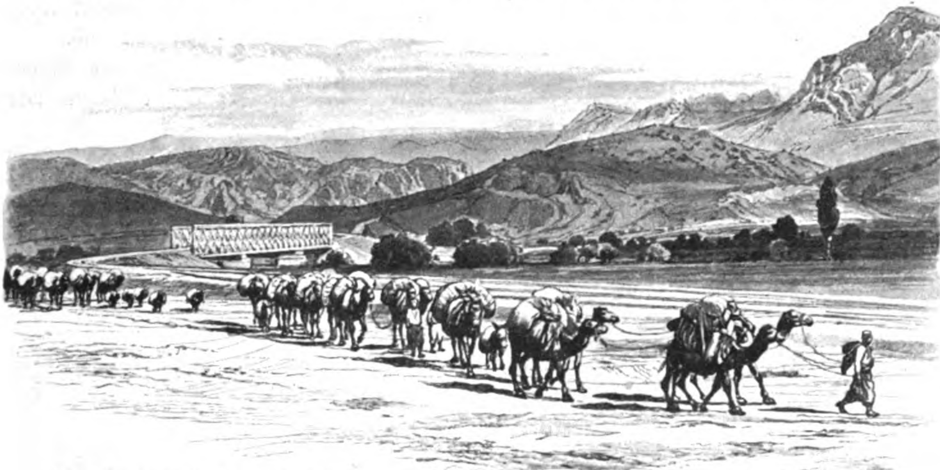
Ihr Selbstbewußtsein schlägt jedoch gar zu leicht in frischfröhliche Gewaltthätigkeit um. Ihrem Gefühl gemäß ist eben der Raub ein Handwerk und ein recht ritterliches, eine Anschauung, die unserem Mittelalter ja auch zu eigen war. Zur Beruhigung der Landstriche, wo sie hausen, haben die Tscherkessen darum wenig beigetragen, wenn ihre Ansiedelungen auch den ökonomischen Wert der Erdscholle nicht unbeträchlich heben.

Die meisten ihrer Dörfer tragen die Namen tscherkessischer Beys. Es sind, wie die Gruppierung verrät, auch eher Herrenhöfe als Gebäudereihen, die an Ackerparzellen sich anschließen. Das Haus, das den Bey beherbergt, bekundet den aristokratischen Charakter durch das doppelte Stockwerk, die angebaute geräumige Veranda, die Sorgfalt des Kalkputzes. Die niedrigen schindelgedeckten Lehmhütten seiner Schutzbefohlenen, nicht ansehnlicher als die anliegenden Ställe, umgeben in weitem Bogen dieses Herrenhaus. Sauber gepflegt sind die Gärten und Äcker dieser Gutshöfe, stattlich die Büffelherden, die in der Nähe weiden.

Die romantische Waldscenerie wird von sorgsamen breiten Ackerländereien, von Gerste-,

Mais- und Tabakfeldern, von Obstpflanzungen, Melonengärten abgelöst, sobald wir den Sabandja-See zur Seite haben, dessen Spiegel schon seit langem, von der grellen Mittagssonne bestrahlt, von Zeit zu Zeit glitzernd auftauchte. In hohes Baumwerk versteckt sich der Ort Sabandja, am südöstlichen Ufer des Sees gelegen, so daß wir nur einzelne Häuser inmitten ihrer Gärten hervortreten sehen — ein Idyll der Ruhe, der einschmeichelnden Behaglichkeit, die weiße Seefläche, die grünen buschigen Lauben. Sähe man die dunklen Umrisse des Gebirges nicht in der Nähe, so könnte man sich in ein liebliches Spreewald-Dorf versetzt glauben.

Hinter dem Landstädtchen Adabasar, 12 km östlich von Sabandja, wendet sich die Bahn geradeswegs nach Süden und tritt in die Thalschwelle des Saccaria ein. „Jeschil denis", „grünes Meer", nennt der Eingeborene das Schwemmland des Saccaria, des Sangarius der Alten, und will damit das Saftige, Fruchtspendende dieser Thalmulde bezeichnen. Hier waldbedeckte Abhänge, dort zackige nackte Felsspitzen; bald kommen sie dem Fluß näher, bald treten sie zurück. Schwellende Wasser schießen in den Saccaria ein. Eine Landschaft entfaltet sich, wie man sie wohl in den Schweizer Voralpen, aber nimmermehr hier zu finden glaubt. Wenig tote Farben tauchen auf, nur die braunen Lehmhütten der Lasen- und Tatarendörfer, die mit aufgeworfenen Erdhaufen verzweifelte Ähnlichkeit haben, tragen starre Punkte in die lichte Tönung der Bilder hinein.

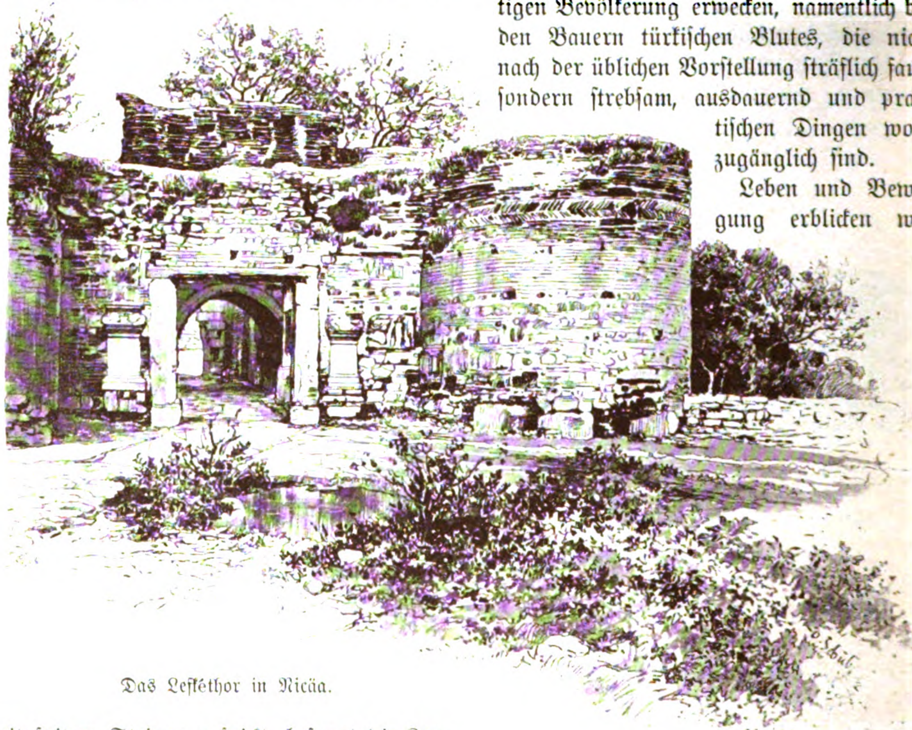


Kamelkarawane im Saccariathal.

Was uns besonders in die Augen fällt, sind die Neurodungen und frischen Felderanlagen in der Nähe der Haltepunkte Gewé, Akkissar, Mékedjé. Sie schaffen den Beweis, welche ermutigende Wirkung die Sicherung und Erleichterung der Absatzstraßen auf den Landmann ausgeübt hat. Die Anatolische Bahngesellschaft selbst thut alles Erdenkenswerte, um zur Neupflanzung und zur richtigen Pflege der Scholle anzuregen. Eine eigens eingerichtete Kulturabteilung befaßt sich damit, den Eingeborenen Musterplantagen vorzuführen. So sind europäische Obst- und Gemüsearten, Erbsen, Spargel, Erdbeeren, ferner Flachs, Hopfen, Zuckerrüben, Kartoffeln im Fruchtland von Sabandja und Adabasar wie in der Thalsohle des Saccaria auf Parzellen nahe den Bahnstationen wie inmitten der Besitztümer der Bauern angelegt worden. Auch die Anweisungen über nötige Verbesserungen des Wirtschaftsbetriebes durch Anschaffung moderner Ackergeräte, durch sorgsame Wahl und Reinigung der Aussaat wie der Ernte werden von besonderen Kulturingenieuren in die Hand genommen. Und alle Belehrungen finden weder Geringschätzung noch Mißtrauen, wie es dem üblichen hohen mohammedanischen Selbstbe-

wußtsein entspräche, sondern eifrige Berücksichtigung.

Die Bodenbearbeitung des anatolischen Bauern ist an den meisten Stellen noch erbarmenswert mangelhaft, sie bewegt sich heute noch in derselben Form wie vor Jahrhunderten. Der Landmann verwendet fast nur den hölzernen Hakenpflug, wie ihn ebenfalls der Araber und Berber der afrikanischen Oasen in Gebrauch hat, ein Werkzeug, mit dem er die Ackerkrume gerade nur etwas aufzukratzen vermag. Mit dem Stabe lenkt er den Ochsen am Pfluge. Ein ärmliches Instrument ist die Sürgü, ein eigentümliches Balkengefüge, das die Wirkung von Egge und Walze verbinden will. Düngung ist etwas Außergewöhnliches. Wirft er einmal Düngstoff, so geschieht es in recht homöopathischen Dosen. Ein primitives Gerät, der Dreschschlitten, ebenso altertümlich wie der Holzpflug, eine Tafel, auf der unteren Fläche


Das Lefkethor in Nicäa.

mit spitzen Steinen gespickt, besorgt die Zerkleinerung des Getreides. Der Feldboden selbst giebt die Tenne ab. Über das ausgestreute Getreide fährt der Schlitten, der mit dem Lenker beschwert ist.

So sehr nun naturgemäß auf den Orientalen die neue Entwickelung der Verkehrsadern einwirken und ihn zur Rührigkeit anspornen wird, so bedarf es doch für ihn einer systematischen, zur Nacheiferung lockenden Anregung. Es ist ein Beispiel nötig, das in vollkommenster Form die Folgen wohlüberlegter Bodenpflege vor Augen führt. Die Nachahmung der Musterterrains der Anatolischen Bahn bleibt vereinzelt. Das Schulartige hat nicht die anregende Kraft wie weithin sichtbare Thatsachen. Als beste Anfeuerung vermag eben nur die Kolonisation durch befähigte Ackerbauer aufzutreten. Der Zuzug mohammedanischer Elemente, namentlich von der Donau her, die einigermaßen die urväterliche Felderwirtschaft in ihren europäischer Einwirkung unterworfenen Sitzen abgelegt hatten, zeigt bei dem mustergültigen Eifer dieser Einwanderer schon wohlthätige Wirkung. Einige Dutzend deutsche Dörfer mit ihren Feldern und Gärten würden noch ganz anderen Trieb bei der dortigen Bevölkerung erwecken, namentlich bei den Bauern türkischen Blutes, die nicht nach der üblichen Vorstellung sträflich faul, sondern strebsam, ausdauernd und praktischen Dingen wohl zugänglich sind.

Leben und Bewegung erblicken wir auf den Straßen, die längs der Bahngeleise sich hinziehen. Es erscheinen mit Ochsen oder Büffeln bespannte schmale Gefährte, sogenannte Arabas, bunt bemalt, mit gelben Rädern, überzogen mit einem ein niedriges


Schlucht im Karassuthal.

Verdeck bildenden Plane, daneben mit Waren beladene schwerfällige Karren, die sich auf einer einzigen drehbaren Achse und zwei runden, die Stelle der Räder einnehmenden Holzscheiben unter Knarren und Keuchen fortbewegen. Lange Kamelkarawanen streben langsam den Bahngebäuden zu. Vor kurzem noch waren alle diese saumseligen Verkehrsmittel die einzigen Beförderungsarten.

Eigentümlich und fesselnd ist das Bild einer Karawane in Kleinasien. An der Spitze ein Eselchen. Unermüdlich, in gleichem Tempo trippelt es seines Weges. Auf seinem Rücken hat der Katyrdji, der Karawanenführer, seinen Sitz. Die herunterhängenden Beine berühren fast den Boden. Der dickgewundene Turban, der langhaarige Ziegenfellmantel, die tief eingegrabenen Gesichtszüge, die muskulösen Glieder geben diesen Gestalten etwas ungemein Barbarisches, zugleich aber etwas Zähes und Wetterhartes. Dem Esel folgen die Kamele mit ihren Lasten, eines hinter dem anderen. Das letzte Kamel trägt einige Schellen am Hals und zeigt dem Führer durch sein gleichmäßiges Geläute an, daß alle Tiere unverdrossen, in ungestörter Reihe dahinschreiten. Vier, manchmal fünf Centner lasten auf dem Rücken des Tieres, und acht bis zehn Wegstunden legt es täglich in langsamen, aber weit ausgreifenden Schritten, ohne zu rasten, zurück.

Noch farbiger wird das Bild, wenn der Karawane sich Reisende zu Maultier oder Pferd beigesellen: auf einem Jorga, einem Paßgänger, ein vornehmer Türke, von zahlreicher nebenher trottender Dienerschaft begleitet, in den mit weichen Polstern tapezierten Sattel zurückgelehnt wie in die Kissen des Diwans, ein ehrwürdiger Molla, ein Gelehrter, mit weißem Turban auf einem Maultier von besonders frommem Gang und andächtig gesenktem Haupte, ein wandernder Derwisch mit rundgeformtem Kulah, einer cylinderförmigen Pelzmütze, und einem langen, aus bunten Lappen zusammengeflickten Mantel, griechische und armenische Kaufleute, betreffs ihrer Waren und Preise in steter Sorge und Debatte. Von Zeit zu Zeit beginnt ein Kameltreiber mit näselnder Stimme eine Volksweise, und in kaum endenden Strophen wird sie von den Gliedern der Karawane wiederholt. Die wunderliche orientalische Gestalten- und Farbenfülle solcher Karawanenscenen wird im Gebiet der Anatolischen Bahnen, deren Routen sich meist mit den alten berühmten Karawanenstraßen decken, immer mehr verschwinden, immer mehr auf die Seitenpfade zurückgedrängt werden. Wie

das Schießpulver, Flinten und Kanonen das Ritterwesen vernichteten, so werden die Eisenbahnen allmählich dem Karawanenleben ein Ende bereiten.

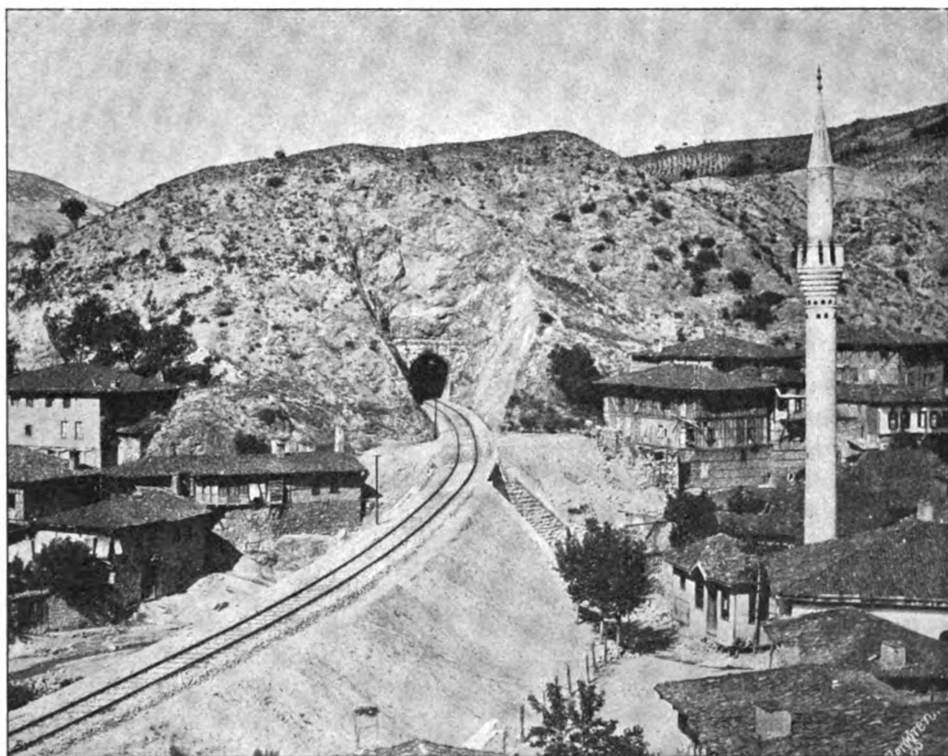
Wir verlassen in Leffé den Zug, um einen Tag einer der historisch denkwürdigsten Stätten des Ostens zu widmen, dem etwa 30 km entfernten Ruinenfeld von Nicäa. Eine Thalsenke, ganz ähnlich wie sie weiter im Norden durch die Wasser des Sabandja-Sees ausgefüllt wird, zieht sich zwischen Mékedjé und Leffé nach Westen. Ein Seebecken faßt die Thalmulde in ihrer Tiefe. Am östlichen Rande dieses Sees liegt Isnik, das alte Nicäa, die Hauptstadt des ehemaligen Bithyniens, die Stadt der Konzile, abwechselnd Sitz von ökumenischen Patriarchen, Sultanen und oströmischen Kaisern.

Ein weicher duftiger Morgen umfängt uns. Wir sitzen leidlich behaglich in einem Landauer, einem der zwei Exemplare, welche die europäische Civilisation auch nach Leffé hatte hinunter gelangen lassen. Ein paar Saptiés, türkische Gendarmen, mit ihren dunkelblauen, gelbbordierten Husarenröcken, in denen die gedrungenen Körper stecken, malerische kecke Kerle, sprengen unserem Wagen voran. Sie sollen uns etwa lüsternes Raubgesindel, das in jenen Gegenden recht heimisch, vom Leibe halten. Eine Paßhöhe erklimmen wir. Da liegt schon der See, zum Greifen nahe, von der Sonne übergossen. Blendende Reflexe zucken von ihm auf, daß sich die grellen Lichtwellen fast wie eine Fata Morgana verwirren. Über dem weißen Dunstkreis ein langer blauschwarzer Faden: die Berge, die den See im Westen umsäumen. Über Felsgerölle geht es abwärts. Unser Arabadji, der edle Rosselenker, fährt in schnellstem Tempo darauf los, unbekümmert darum, daß unser Gefährt wackelt und stöhnt und jeden Augenblick an einer Felskante zu zerschellen droht. Ein paar weidende Ziegen blicken verwundert über einen Abhang hinweg. Schäferhunde kläffen, und ihr Herr, der sich am Boden sonnt, reckt sich etwas empor und stützt sich auf den Ellbogen, um unserem Zug wie einer Erscheinung nachzustarren. Endlich gelangen wir auf glattere Fläche. Immer den weißen Spiegel des Sees vor Augen, geht es an niederem Buschwerk vorbei über steinige Heide. Ein paar Wildbäche rinnen quer über die Straße. Zum Glück sind sie schon wieder zur Maienzeit sanft und niedrig.

Jetzt taucht eine lange weiße Linie auf, in gewissen Abständen von runden Punkten durchbrochen und überragt von schlanken Cypressen. Es ist die gewaltige Mauerumrahmung Nicäas. Deutlicher werden die Teile des Bollwerkes. Zu Dutzenden erkennen wir bald ihre Zinnen und Türme. Wahrhaft imposant ist der Anblick des weiten trotzigen Mauergürtels. Heere über Heere haben dereinst vor den Mauern Nicäas gelegen: Macedonier, Seldjuken, Kreuzfahrer, Byzantiner, Osmanen. Am berühmtesten ist die Belagerung durch Gottfried von Beulen (in undeutscher Weise stets Gottfried von „Bouillon“ genannt) während des ersten Kreuzzuges im Jahre 1097. Welches eigene Bild mag da in der Ebene vor der Stadt die lagernde Menge, einer Heuschreckenschar ähnlich, abgegeben haben! Ziemlich fünfhunderttausend Menschen drängten sich damals hier zusammen, zusammengewürfelt aus Rittern, Troßknechten, Mönchen, Weibern, Kindern.

Wir gelangen zur Hauptpforte Nicäas, zum Leffèthor. Die Baufügung des Thores selbst erzählt die Geschichte der Mauerschöpfung, indem es uns einige eingemauerte antike Friesstücke zeigt. Die Reste der von den Scythen 259 v. Chr. zerstörten Stadt wurden zum Schutz gegen neue Angriffe zur Befestigung benutzt und so Tempelsäulen, Piedestale in buntester Reihe eingefügt. Durchschreiten wir das Leffèthor, so suchen wir vergeblich die Stadt, die hinter diesen Mauerfronten verborgen liegen möchte. Vom alten Nicäa steht eben heute nur noch der stattlich hohe und breite Mauergürtel, dessen Innenraum von Trümmerhaufen, Hecken, Gartenanlagen und durch das an zweitausend Bewohner zählende Städtchen Isnik eingenommen wird. Zu einer Moschee ist die Kathedrale geworden, in der im Jahre 325 der Streit der Kirchenlehrer Athanasius und Arius in den wichtigen Konzilstagen zu Nicäa unter Beisein von 318 Patriarchen tobte und unter Beeinflussung des Kaisers Konstantin die Athanasianische Dreieinigkeitslehre den Sieg errang. Wo wir auch wandern, wüste Trümmerhaufen. Nirgends zei-

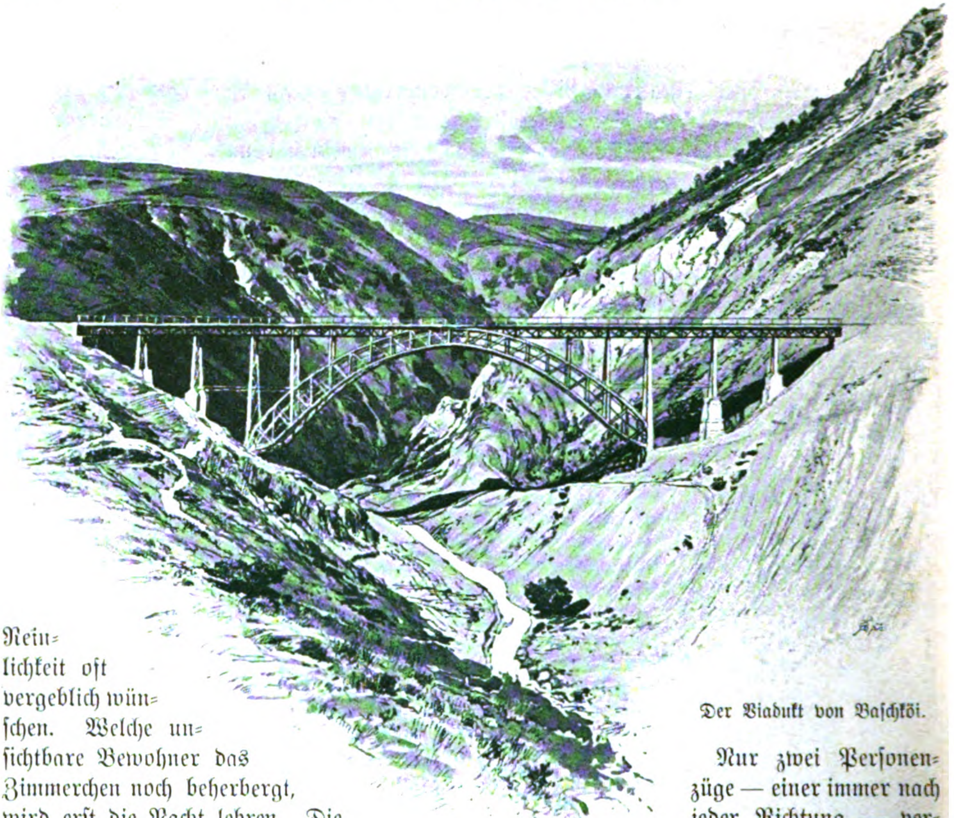
gen sich dem Auge zusammenhängende Reste der einstigen Baulichkeiten, in die Höhe ragende Tempel- oder Theaterruinen — der jüngere Plinius, in Nicäa als Statthalter residierend, wird z. B. als Erbauer eines prächtigen Theaters genannt —, sondern ringsum Quaderblöcke, Reliefs, Marmorplatten, wirr durcheinander liegend, den Eingeborenen ein kaum zu erschöpfender Steinbruch, überschattet von breitästigen Platanen und Nußbäumen.



Der Tunnel von Pekdemir.

Wir kehren nach Lefké zurück. Ein triefender Mairegen durchweicht die Straße. Dichte Nebelwolken hängen an den Bergen und hüllen die Landschaft ein, die tags zuvor in so offenen reichen Tinten vor uns stand.

In Lefké beeilen wir uns, unter Dach und Fach zu gelangen. Ein Han, ein einheimisches Gasthaus, nimmt uns auf. Zweistöckig, im Schweizerstil gebaut, mit überstehendem Dach und vorspringenden Erkern, hat es gar kein so übles Gesicht. Durch ein breites hochgewölbtes Portal treten wir ins Innere. Der „Handji", der Gasthofsbesitzer, ein bejahrter Türke, empfängt uns mit würdevoller Herzlichkeit, die nichts mit der kriecherischen Unterthänigkeit der armenischen Wirte gemein hat und sich gewöhnlich nicht wie bei jenen durch allerlei Prellereien bezahlt macht. Er geleitet uns, nachdem wir die Einladung, in seinem Privatzimmer Platz zu nehmen, mit dem Wunsche, es uns schnellstens bequem zu machen, unter Dank abgeschlagen haben, nach dem oberen Stockwerk in unser Logierzimmer. Wir klettern eine etwas halsbrecherische Stiege empor und schreiten eine auf den Mittelhof hinausgehende Veranda entlang, von der wir in unsere Kammer treten. Auch diese, sauber getüncht, mit Strohmatten belegt, ist nicht ungefällig. Das Mobiliar, Diwan, Tisch, Stuhl, eisernes Bett, darf dem Anspruchslosen sogar komfortabel erscheinen. Für ein kleines Städtchen im mittleren Kleinasien ist unser Quartier jedenfalls recht annehmbar. In wohlbevölkerten galizischen oder serbischen Orten kann man sich eine ähnliche Behaglichkeit und



Der Viadukt von Baschköi.

Reinlichkeit oft vergeblich wünschen. Welche unsichtbare Bewohner das Zimmerchen noch beherbergt, wird erst die Nacht lehren. Die Risse und Fugen des orientalischen leichten Fachwerkhauses bieten eben aller Art von Ungeziefer die gemütlichste Stätte. Der Morgenländer ist solchen Plagen gegenüber recht dickfällig und hat auch gar keine Abscheu vor den verschiedentlichen kleinen Tieren. Hat doch z. B. der Türke für ein höchst unappetitliches Insekt den Kosenamen „tachta kusu“, d. i. „Holzlämmchen“!

Von dem überdachten, mit rohem Holzgeländer versehenen verandaähnlichen Rundgang vermögen wir den geräumigen rechteckigen Hof zu überblicken, den der Han umschließt. Ein geschäftiges Treiben, ein fast unentwirrbares Durcheinander herrscht in dem Raume. Kamele kauern am Boden. Mit Getreide beladene Ochsenkarren stehen hart aneinander. Als wir uns zum Schlaf niederlegen, läßt uns der Lärm im Hofe lange nicht zur Ruhe kommen. Die Kamele, denen die Lasten zum Nachtmarsch aufgelegt werden, brüllen widerwillig. Pferde wiehern. Ein „Katyrdji“, ein Maultiertreiber, zetert dazwischen. Endlich beim Schellengeläute der abziehenden Karawane fassen wir Trost.

Nur zwei Personenzüge — einer immer nach jeder Richtung — verkehren täglich auf den Strecken Ismid-Eskischehr, Eskischehr-Konia, Eskischehr-Angora. Da wir unsere Weiterfahrt nach Eskischehr erst am Nachmittag fortsetzen können, haben wir Muße, Lefké zu durchwandern. Lefké giebt ganz den Typus für eine gemütliche Landstadt: freundliche Häuser, von Platanen beschattet, mäßig breite Gassen, von Rebenzweigen überspannt, die auf Drahtnetzen von jedem Haus zu seinem Gegenüber geführt werden, bunte Warenauslagen vor den Thüren. Zwei-, auch dreistöckige, mit breiten Bogenfenstern gezierte Gebäude blinken uns im oberen Viertel, das hart an die Berge sich lehnt, zahlreich entgegen. Es scheinen die Villen begüterter Anwohner. In diesen luftigen, stattlichen Behausungen hat ein hier hochgeschätztes Wesen: der Seidenwurm, sein Heim aufgeschlagen.

Es lohnt sich, einen Blick in das Innere eines solchen Hauses zu werfen. Ein armenischer Kaufmann, der das Rohprodukt hier aufkauft und in Konstantinopel absetzt, erbietet sich uns zum wohlunterrichteten Füh-

rer. Hohe, vertikal stehende Holzgerüste nehmen das Innere ein. Auf dünnen Querstangen liegende Maulbeerzweige bilden eine dichte Reihe von grünen Etagen. Auf dem Gezweige liegen die Seidenwürmer, denen täglich Haufen über Haufen von Maulbeerblättern zur Nahrung aufgeschüttet werden. Und dies so lange, bis die arg gefräßigen Tiere sich zu verpuppen beginnen. In hellen, die ganze Querflucht des Gebäudes durchlaufenden Sälen sitzen die Frauen und Mädchen, die sich der Abhaspelung der im heißen Wasser liegenden Cocons widmen. Die Arbeiterinnen, die um recht mäßige Löhne sich mühen, sind zumeist Armenierinnen. Der Ausdruck einer gewissen Intelligenz und stiller Ausdauer lagert auf den regelmäßigen, kaum schön zu nennenden Gesichtern. Einzelne Türkinnen sind unter der Schar thätig. Sobald wir uns nähern, ziehen sie den bei der Arbeit zur Seite geschobenen Schleier fester über das Antlitz.



Die Pursakbrücke in Eskischehr.

Das ganze Trachten einer Familie geht oft dahin, es zu einem derartigen, der Seidenwurmzucht dienenden Häuschen zu bringen. In die Ecken und Gänge, die Dachböden und Keller kriecht dann alt und jung, die gesamte Behausung dem Seidenwurm überlassend, der ihnen Allahs Segen, das Geld, in den Schoß legt.

Auch hinter Lefké hält sich die Bahn noch ein gutes Stück im Fruchtthal des Saccaria. Durch Baumwollen- und Maulbeerpflanzungen, durch sorgfältig bewässerte Mais- und Mohnfelder schlängelt sie sich hindurch, bis sie zum Karassu, wörtlich „Schwarzwasser“, einem kleinen Nebenfluß des Saccaria, abschwenkt. Ganz unmerklich entfernt man sich vom Saccaria. Aus einer hinter hohem Laubdach versteckten engen Schlucht bricht dieser zur Linken schäumend und wirbelnd hervor. Das Flußthal aber, in dem der Schienenstrang sich weiter bewegt, hat ganz den gleichen Landschaftscharakter wie dasjenige, das wir eben durchzogen haben. Man glaubt also, noch das Gewässer des Saccaria zur Seite zu sehen.

Mehr und mehr rücken die Berge an den Karassu heran. Die hohen Gebirgszacken des Dohankaja (Falkenstein), wie in Reih und Glied sich nebeneinander ordnend, stehen im Süden quer vor uns. Bald melancholisch grau, bald lebhaft rot gefärbt glänzen die Kalksteinwände zur Rechten und Linken. Starre Felsen scheinen jetzt das Thal zu verbarrikadieren, aber der Zug windet sich doch durch eine enge Schlucht nach der an-

deren hindurch, hart am Flußbett des Karassu, den er mehrmals durch kühne Überbrückungen schneidet. Eine Breite von nur 37 m hat die engste Spalte, von Fels zu Fels gemessen, durch welche der Bahnstrang sich hindurchzwängt.

Allmählich erweitert sich wieder die Thalsohle. Wie langgestreckte thüringische Bergdörfer nehmen sich die Ortschaften aus, die sich in die Schluchten pressen oder terrassenartig die Höhen hinaufsteigen. Kahl sind die Berge im Schluchtenterrain des Karassu. Doch Spuren der Bebauung treten an jeder Stelle hervor, wo nur Humus von den Flußwassern hingeschwemmt wird, wo nur menschliche Anstrengung Erde aufzuschichten und ihr künstlich Halt zu geben vermag. Selten erscheinen Getreidefelder, wohl aber hier und da ein Mohnfeld und am häufigsten Maulbeerbaumplantagen. Die Pflanzungen, denen jedes Gartenfleckchen geopfert, jeder gelinde Abhang gewidmet wird, beweisen zur Genüge, wie wertvoll jener Gegend dieser Baum, wie Pflege der Seidenraupe Lebensnerv der Bevölkerung ist. Und die schroffen Abhänge hinauf ziehen sich Rebenpflanzungen. Mit unsäglicher Mühe ist hier die Rebenzucht für die Winzer verknüpft. Die Kulturen, welche wir rings auf dem so schwierigen Terrain erblicken, sind ein sichtbares Argument gegen die Fama von der Stumpfheit des anatolischen Bauern.

Fesselnd ist die Lage des Städtchens Biledjik, das plötzlich vor uns auftaucht. Aus einer Felsenöffnung quellen die Häuser hervor, im Kessel zwischen den Bergen drängen sie sich, klimmen zu beiden Seiten die Abstürze empor und thronen auch hoch oben auf dem Plateaustreifen, den die Hügel tragen. Schlanke weiße Minarehs und grüne Baumkronen schieben sich dazwischen. Ein hohes breitfrontiges Bauwerk hebt sich aus den schmalen Häusern heraus. Es ist der Konak, der Sitz des Mutessarifs (Regierungs-Präsidenten) des Sandjak (Distrikt) von Ertogrul.

Der Name Ertogrul ruft die Erinnerung an die ruhmreiche Geschichte des Osmanentums wach. So hieß der tolle Hordenführer, der mit kaum tausend wilden Reitern vom Euphrat her einen Abenteuerzug ins Herz Kleinasiens unternahm. Das Glück hängte sich an seine Fersen. Der Seldjukensultan Ala-eddin lag gerade mit den Tataren im Kampf. Ertogrul warf sich auf seine Seite und zersprengte die siegreichen Tatarenscharen. Zum Dank für den erwiesenen Dienst gab ihm Ala-eddin ein Stück Land am Karassu zum Lehen. Ertogruls Sohn war Osman, derselbe, der aus dem winzigen Lehnsland die Ansätze zu einem Weltreich schuf und die heute herrschende Dynastie begründete.

Eine Gebirgsbahn, kühn und romantisch wie wenige, eröffnet sich hinter Biledjik. Wahre Kunstschöpfungen der Technik sind ihre Tunnels und Viadukte. Während die Höhenrücken vor Biledjik in den Thaleinschnitten der Wasserläufe erstiegen werden, beginnt von hier an das eigentliche, durch kunstvolle Brücken, Rampen und Felssprengungen erzwungene Erklimmen der anatolischen Hochebene. Bei Biledjik, 235 km, fahren wir in einer Höhe von 295 m, und bei 247,3 km befinden wir uns bereits 587 m über dem Meeresspiegel, haben also in 12,3 km eine Steigung von 293 m überwunden.

Beim Tunnel von Pekdemir, gleich hinter dem gleichnamigen Dorfe, setzt der Aufstieg ein. Das Häuserbild des Ortes zeigt uns Gebäude von einer Konstruktion, der wir auf unserer Fahrt bisher noch nicht begegnet sind. Nicht mehr wie in den Küstenstrichen und in denen des Tieflandes der Luftziegelbau, sondern das Blockhaus gelangt zur Herrschaft. Rohes, mit Erde vermauertes Balkenwerk, auf einer Steinunterlage ruhend, bildet die niedere, mit lukenartigen Fenstern versehene Hütte, die mit einem stumpfwinkeligen Dach gekrönt ist. Mit dem Rücken lehnt sie sich an die Bergsteigung an, sitzt also ohne Unterbau unmittelbar auf dem Felsen auf.

Wechselvolle Gemälde sind es, die wir jetzt vor Augen haben. Bald schmiegen wir uns hart an die Berghänge an, bald schweben wir auf den eisernen Fäden eines Viaduktes frei in der Luft. Bald sind wir in Halbdunkel gehüllt, bald schießen die Sonnenstrahlen heiß und blendend auf die kahlen Felsen. Dünne Wasseradern sprudeln aus den Spalten. Dichte Wacholderbüsche klettern die Abhänge empor. Von Zeit zu Zeit

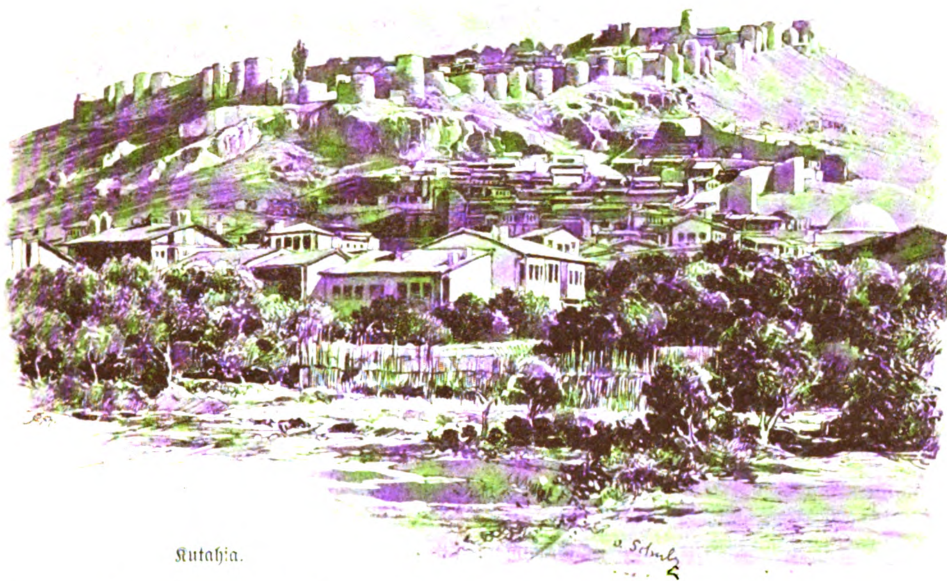
wird der ungestüm vorwärts drängende Karassu sichtbar, und das Dröhnen seiner Wasser hallt zu uns herauf. Neben ihm erscheint ein grauer schmaler Strich. Es ist die alte Heerstraße, die aus dem Stufenland nach dem Hochplateau hinaufführt.

Unsere aufrichtige Bewunderung erregt namentlich der kühne Viadukt von Baschköi. Die breite, tiefe Thalmulde wird von einem Bogen überbrückt, der eine Spannung von 72 m aufweist. Auf beiden Seiten stehen je drei gewaltige eiserne Pfeiler, deren höchster 46 m mißt. Ein recht erhebender Gedanke bei Anblick der großartigen Bauten, daß deutsche Ingenieure diese Wege über die Schluchten und durch die Berge geschaffen haben!

Die Paßhöhe ist schließlich erstiegen. Während noch vor kurzem tief unten der Karassu rauschte, liegt er jetzt hart neben uns, und schmale, niedrige Brücken vermögen ihn zu überschreiten. Die malerischen Bilder von starren Schluchten und drohenden Bergzacken, die wie in einem Stereoskop wechselten, sind vorüber. Sanft sind die Thäler, flach die Berge.

Bei Bosüjük (wörtlich „grauer Hügel") sind wir auf dem Hochplateau angelangt. Eine Moschee mit spitzem Minareh und breiter Rundkuppel überragt das Häuserfeld. In ihm erscheinen einzelne Plattdächer, die den Bauten des Hochlandes eigentümlich. Wie in den syrischen Städten pflegt man auf den platten Dächern die schwülen Sommerabende, oft auch die ganze Sommernacht — letzteres oft zum Schaden der Gesundheit — zu verweilen.

Ein kalter schneidender Wind weht zum Wagenfenster herein. Wir fühlen deutlich



Kutahia.

daß wir mit dem Anstieg in den Bereich eines anderen Klimas eingetreten sind. Auch die Vegetation verrät es. Während im Tiefland zu Ende April herrlicher, fruchtstrotzender Sommer waltete, begrüßen uns hier oben in den weiten, von niederen Höhenzügen umsäumten Thalfurchen noch grüne Saatfelder. Gärten und einzeln gelegene Gutshöfe sucht unser Auge jetzt vergeblich. Wo ein Tataren- oder Tscherkessendorf auftaucht, da schiebt sich ein Haus eng an das andere. Und diese sind niedriger, ärmlicher als im Tieflande. Die ganze Landschaft nimmt eine graue Tönung an. Sie wäre wohl noch erdfarbener, wenn die Abendsonne nicht bläuliche Lichter würfe.

Eine breite, schroffe Felswand hebt sich nochmals aus dem welligen Gelände. Eigentümliche dunkle Flecke erscheinen auf der



Der Zeustempel von Aezani.

Wandfläche. Beim Näherkommen entpuppen sie sich als Höhlen, die sich wie von Menschenhand in den Stein gehauen ausnehmen. Der ganze Berg soll ehedem eine trotzige Feste geborgen haben. Die Eingangshöhlen waren durch Mauerwerk geschützt, und von ihnen führten Schachte auf das Bergplateau. Vor der Felswand zeigen sich dichte Häuserreihen. Den Namen Inönü, wörtlich „vor den Höhlen“, trägt der Ort von der Merkwürdigkeit, die jene Felswand auszeichnet. Als wir die Station verlassen hatten, schimmerten von den kranzartigen Galerien der Minarehs von Inönü schon einzelne Lichter.

In langen und geraden Gefällen lenkt die Bahn hinunter nach Eskischehr, der Stadt der Meerschaumgruben. Wir treffen ein, als die Nacht schon die Gelände umhüllt hat. Eine reiche, zauberisch helle Sternenwelt zieht sich über den Himmel. Doppelt näher erscheinen im Orient die silbern blitzenden Sterne als in unserer Zone, wo sie matt und klein im Dunkelblau des Nachthimmels verschwimmen.

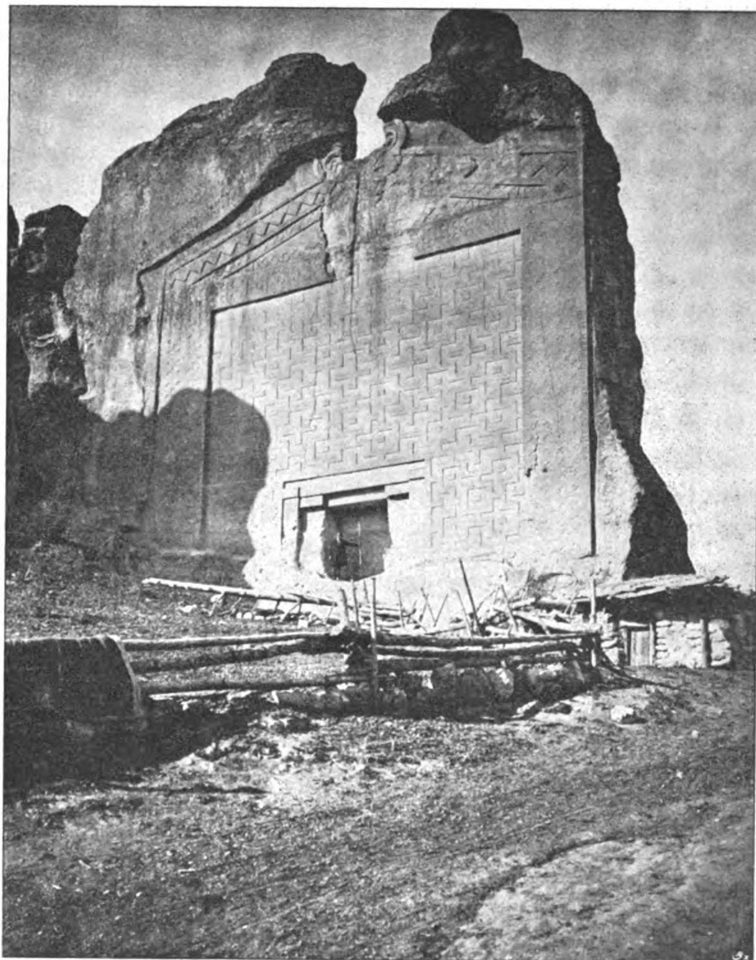
Durch das Dunkel der Straßen, an ruhenden Kamelen und Eseln vorüber, vorbei an lustig sprühenden Feuern, in deren rotem Lichte die Gestalten der Katyrdjis noch wilder und spukhafter aussehen, als sie in Wirklichkeit schon sind, werden wir zum Gasthof der Frau Dadia geführt. Diese, eine muntere Deutschböhmin, hat in Eskischehr ein Gasthaus eröffnet, so schmuck, wie man es sich nur wünschen kann. Ein Bahningenieur, der mit uns die letzte Strecke der Fahrt zurücklegte, hat uns vor den verschiedentlichen Hotels europäischer Übertünchung gewarnt, die am Orte entstanden sind, seitdem die Eisenbahn Eskischehr zum Mittelpunkt des Geschäfts- und Güterverkehrs zwischen Angora, Konia und Konstantinopel gemacht hat.

Der Humor der „Eisenbahner“ hat diesen Unterkunftsstätten klingenden Namens wie Imperial, Metropole &c. die ihren wahren Eigenschaften entsprechenden Titularen verliehen, wie „Zum schmutzigen Löffel“, „Zur unermüdlichen Wanze“, „Zur spitzbübischen Herberge“.

Lammbraten, treffliches Brot, Eier und kalte Schüssel, dazu herzhafter türkischer Landwein, erquicken uns. Ein Levantiner, der sich uns angeschlossen hat, zieht ein Gläschen Mastika vor. Ein Schluck davon lehrt uns, daß dieser Traubenschnaps, der einen Zusatz des Harzes vom Mastixbaum trägt, gar nicht so übel mundet. Ehe wir uns dessen versehen, hat sich eine lebhafte Tafelrunde gebildet. Das deutsche Element hat die führende Rolle. Ingenieure erzählen von ihren Abenteuern im Lande, von Bärenjagden, von Räuberstücken der waghalsigen Tscherkessen. Ein Beamter der Anatolischen Bahn weiß nicht genug die Zukunft der Ländereien zu preisen, die hier im Hochland für Hacke und Spaten bereit liegen, erzählt von der Ehrlichkeit des türkischen Bauern, dem bei Abwickelung seiner Verkäufe jede Übervorteilung fern liegt, von der Hungermisere, der bei der mangelnden Hilfsbereitschaft der türkischen Beamten ganze Dörfer im Pursak-Thale bei Mißernten ausgesetzt wären, wenn die Anatolische Bahngesellschaft ihnen nicht nach Möglichkeit durch Entleihung von Getreide zur Saat beispringen würde. Als das Gesprächsthema sich immer mehr zu ernsten socialen und politischen Fragen zuspitzt, giebt unser Levantiner ein Lied nach dem anderen zum besten, der Reihe nach französische, türkische, griechische Gesänge. Am häufigsten kehrt der Walzer mit dem Refrain „Mastika, Mastika" wieder. Der Muessin hat schon lange zum zweiten Nachtgebet gerufen, als wir uns zur Ruhe begeben.

Ein frischer, kühler Morgen begrüßt uns. Man spürt, daß man Hochlandsluft atmet. Ein Spaziergang durch die Stadt soll uns ihren Charakter offenbaren.

Von einer Berglehne zieht sich Eskischehr in die Ebene, überschreitet den Pursak und dehnt sich auch jenseits desselben in unregelmäßigen Kreisen und Rechtecken aus. Wir wandern von der oberen, der älteren Stadt, die namentlich türkische Volksbestandteile birgt, eine breite Straße hinunter. Die Häuser haben zumeist vorspringende Erker und Bal-



Das Grabmal des Königs Midas.

kone und prangen, sauber verputzt, in grauen und grünen Farben. Nirgends zeigt sich der Einfluß der Eisenbahn so offenkundig wie in Eskischehr. Hier eine Kneipe mit der stolzen Aufschrift „Depôt de vins“, dort ein Magazin, an dessen Holzläden fertige Hosen europäischer Mache, Arbeiterblusen, Gürtel, wollene Hemden hangen. Muselmännische Handwerker sitzen mit ihren Arbeitsgerätschaften vor den Häusern. Ein Trupp Frauen — man trifft sie fast immer rudelweise — im dunklen Mantel und weißen Jaschmak schlendert an uns vorüber. Was uns bei unseren Betrachtungen so überaus anmutet, ist der krasse Gegensatz europäischer und orientalischer Lebensweise. Nicht wie in Konstantinopel oder Smyrna weisen sie Übergänge und Mischungen in der äußeren Erscheinung der Stadt und ihrer Bevölkerung auf, sondern unvermittelt gehen sie nebeneinander her. Von muselmännischem Fanatismus ist nirgends eine Spur zu bemerken. Wir werden wohl neugierig, aber durchaus ehrerbietig, manchmal gleichgültig, niemals aber feindselig angeblickt. Die Mehrzahl weiß, welche Vorteile ihnen die Franken durch den Eisenbahnbau in die Hand gespielt haben. Vor Eröffnung derselben wurde das Kilé (= 22½ Kilo) Gerste mit 7 Piaster (= 1,25 Mk.) bezahlt, heute trägt es 13 Piaster (= 2,25 Mk.), also beinahe das Doppelte.

Ein großer freier Platz trennt das ältere Viertel vom neuen, das an den Pursak sich lehnt. Planwagen, Büffelkarren, Pferde, Esel füllen die Fläche. Dunkle Zelte lugen aus dem Wirrwarr hervor, ausgespannt von den Reisenden, die im Freien kampieren. Es ist gerade Viehmarkt. Die Kühe, die zum Verkauf stehen, sind braungelb, schwarz, rötlich, aber selten gescheckt, einzelne auch grau, eine Farbe, wie man sie schwerlich an anderen Orten findet. Jämmerlich klein sind die Tiere und mager ihre Euter. Durch Inzucht scheint die Rasse stark degeneriert. Eine Schar Kinder tummelt sich zwischen den Tieren. Sie liegen einer höchst seltsamen Beschäftigung ob. Sie bemühen sich, den frisch fallenden Mist eilig zusammenzukratzen und in die bereit gehaltenen Säcke zu schieben. Da das Hochland des Holzes ermangelt, ist der Mist im getrockneten Zustand ein recht begehrtes Brennmaterial. Zu Art Kuchen geformt, wird er der Sonne ausgesetzt. Und geknetet werden die sonderbaren Briketts mit den Händen!

Wir überschreiten die breite Brücke, die in zwei stolzen Bogen über den Pursak setzt. Eine dichtgedrängte Menge kommt unter eintönigem Geplärr uns entgegengehastet. Als sie sich nähert, erkennen wir eine Bahre, die von einem Dutzend Männer im Laufschritt getragen wird. Träger und Gefolge recitieren in endloser Folge ihr Tekbir, das Glaubensbekenntnis. Das Kopfende der Bahre ist mit einem Rundholz geziert und dieses mit einem grünen Turban umwunden. Der Verstorbene war also „Hadj“, er hatte dereinst eine Mekkafahrt verrichtet. Darum auch die große Anzahl der Gläubigen, die seiner letzten Wanderung das Geleite geben. Das eilfertige Gespringe der Leichenträger und der Leidtragenden will unseren Augen, die an die im langsamen Trauerschritt sich abspielenden Begängnisse gewohnt sind, als der ernsten Handlung wenig würdig vorkommen. Bei dem Mohammedaner herrscht die entgegengesetzte Empfindung.

In der Neustadt jenseits des Pursak befindet sich die große Bazargasse. Dünnes Sparrenwerk oder aufgespannte Tücher, die vornehmlich gegen die auch im Hochlande stark sich geltend machende Sonnenglut des Sommers schützen sollen, mindern das Tageslicht. In kleinen, nach vorn offen stehenden Gelassen häufen sich die Waren, Erzeugnisse einheimischer Industrie, Stickereien, Seidengewänder, Mäntel aus Ziegenhaar, Teppiche, Töpfereien, wie europäische Manufakturen, billige Stoffe aus Kattun und Baumwolle, Sägen, Äxte und allerlei Eisenartikel. Wie überall im Orient hat jede Warenart ihr besonderes Bazarfeld.

In weiten Kreisen dehnt sich hinter den Bazarstraßen ein vollkommen neugeborenes Viertel, das durch die Ansiedelungen der letzten zehn Jahre wie aus dem Boden gewachsen ist. Die Tataren und Muhadjirs — Muhadjir heißt wörtlich „Flüchtling“, bedeutet dem Sinne nach aber, da es den Begriff des freiwilligen Verlassens des Landes in der Türkei nicht giebt, „Auswanderer“ — haben sich dort niedergelassen. Namentlich die Häuser der letzteren tragen mit ihren stroh-

gedeckten Giebeldächern mehr europäischen Typus. Sie haben die rumänische, bulgarische und bosnische Erdscholle verlassen, nicht etwa aus Not oder Arbeitsscheu, sondern einfach deshalb, weil die Macht des Halbmonds nicht mehr über ihnen stand.



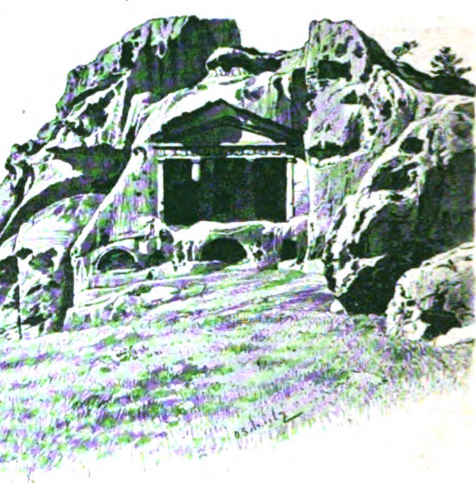
Arslan Kaja.

Diese Entwikkelung nationalen Gefühls ist für die türkische Gruppe der Balkanvölker bemerkenswert. Anatolien scheint der Sammelplatz für diesen neuen, engeren Zusammenschluß des Osmanentums zu werden. Und hier vermag vielleicht unter deutscher Kulturbeeinflussung das Türkenvolk sich zu neuer geistiger und wirtschaftlicher Kraft emporzuarbeiten. Ein gesunder Kern ist beim anatolischen Bauern durchaus vorhanden. Vorwiegend die kleinasiatischen Bauern und Hirten, die am wenigsten verfälschten Typen des Osmanentums, haben als zuverlässigster Teil des türkischen Heeres die jüngsten Siege gegen die Griechen erfochten. An 140000 Soldaten beförderte in den Kriegsmonaten die Anatolische Bahn aus dem Innern Kleinasiens nach Konstantinopel.

In Kleinasien trägt die türkische Bevölkerung entschieden noch einen starken Rest des Blutes, den die unter Ertogrul im dreizehnten Jahrhundert eingewanderten Turkmanenhorden ins Land gebracht haben. In der physischen Erscheinung ist infolge der Mischung mit den Ureinwohnern, den Kappadociern, Phrygiern, Lydiern, der turanische Typus verwischt — erinnern doch die stattlichen Männergestalten, die großäugigen Frauen eher an Indogermanen, an Griechen und Tscherkessen denn an Mongolen wie Chinesen und Japaner —, nicht geschwunden aber ist die geistige Eigenheit dieser Rasse, die starke Zähigkeit, die selbstbewußte Männlichkeit. Nicht die gewissenlose Beamtenklasse, die nach dem Grundsatz lebt: „Der Staatsschatz ist ein unerschöpfliches Meer, und wer nicht daraus säuft, ist ein Schwein", nicht die eitle, genußsüchtige Efendiwelt Konstantinopels muß man zur Charakterisierung des Osmanentums heranziehen, sondern den türkischen Landmann, insbesondere den in Anatolien ansässigen.

Ein altasiatisches Sprichwort besagt: „Der Araber ist edel, der Perser zart, der Türke plump." Sicher aber birgt diese Schwer-

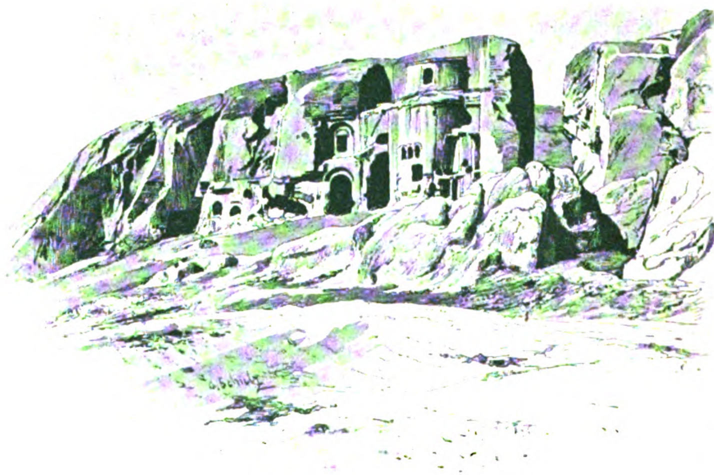
fälligkeit viel Redlichkeit und Biederart. Leutnant Kannenberg in seinem Buche „Die Naturschätze Kleinasiens“ nennt die Türken geradezu die Deutschen des Orients. Er zieht diese Charakterparallele auch hinsichtlich des letzten griechisch-türkischen Kampfes. „Gegenüber den Angriffen des beweglichen und erregten Gegners, gegenüber der theatralischen Fechterpose und der Ruhmredigkeit der Griechen, des gallischen Elements im östlichen Mittelmeer, auf seiten der Türken Langmut und Ruhe bis zum äußersten — dann das Erwachen des Löwen, ein Dreinschlagen wie das des deutschen Michels, wenn er in Zorn gerät.“ Wenn diese Zeichnung auch zu optimistisch gefärbt ist, so hat sie doch einen wahren Untergrund. Alle Deutschen, welche länger im Orient gelebt haben, entwerfen ein durchaus günstiges Bild vom türkischen Volkstum. Körte in seinen „Anatolischen Skizzen“ spricht sich folgendermaßen aus: „Fast jeder, der in den Provinzen mit dem Kern des Volkes in Berührung kommt, lernt den Türken achten und lieben, den Griechen geringschätzen, den Armenier hassen und verachten.“ Fußend auf mehrjährigen Erfahrungen in den Mittelmeerländern, kann ich diesen Worten nur zustimmen.



Portal eines phrygischen Felsengrabes.

Ein Vorwurf, den man üblicherweise dem Türken macht, ist sicher unberechtigt: wirtschaftliche Trägheit und Indolenz. Getreulich bebaut er seinen Acker, allerdings mit derselben unermüdlichen Unbeholfenheit wie seine Vorfahren. Wer die schmalen Kulturstrecken an den abschüssigen Hängen gesehen, die zu beiden Seiten des Karassu mit unsäglicher Mühe mit Ackererde bedeckt und oft, wenn der Regen Gesteinmassen auf die Felder hinabschwemmt, unverdrossen neu geschaffen werden, der wird aufrichtige Achtung vor der Strebsamkeit und Beharrlichkeit des anatolischen Landmanns empfinden.

Etwas fehlt ihm natürlich infolge der Beschaulichkeit des orientalischen Naturells, der Freude am behaglichen Lebensgenuß: das ruhelose Hasten und räuberhafte Trachten nach Reichtümern, welches vornehmlich den Armenier kennzeichnet. Dieser gleich dem Griechen tritt niemals als Ackerbauer



Felsenkirche byzantinischer Christen.

auf, er ist lediglich Mittelsmann des Handels, Verschleißer der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, Zuträger der eingeführten Waren, ein Geschäft, bei dem der phlegmatische Türke erbarmungslos übervorteilt wird. „Ein Grieche betrügt zwei Juden, ein Armenier zwei Griechen," heißt es im Orient. Bei den armenischen Bluthaten hat man das sociale Moment außerhalb Europas nicht zu verstehen vermocht und bei Beurteilung der Greuelscenen zu wenig zu Gunsten der erregten Volkshaufen in Anrechnung gebracht. Minder religiöser Fanatismus als brutale Empörung gegen die blutsaugerische Beschäftigung der Armenier war der Beweggrund zum Gemetzel.

Von diesen Erwägungen, die sich uns bei der Durchwanderung des Muhadjirviertels aufdrängen, zurück zu den weiteren Sehenswürdigkeiten der Stadt!

Eskischehr besitzt eine heiße Quelle, die eines Tages vielleicht die Stadt noch zum vielbesuchten Kurort stempeln mag. Wie einzelne noch aus spätrömischer oder doch aus byzantinischer Zeit stammende Gebäudeteile des Hamâm, des Badehauses, lehren, ist der Gebrauch des heißen schwefelstoffhaltigen Wassers ein seit Jahrhunderten gepflegter.

Durch eine niedrige Vorhalle treten wir in den hohen, von Säulen getragenen Kuppelsaal. Ein dichter Dampf hindert uns anfangs, Baderaum und Besucher näher zu mustern. In ein tiefes Bassin rinnt die Quelle. Das Behagen der Badenden, die sich in dem vierzig Grad heißen Wasser tummeln, wird uns etwas schwer verständlich. Auf erhöhten Steinbänken liegen in Tücher gehüllte Gestalten. Ein paar herkulisch gebaute Badediener stellen am Leibe einzelner eine höchst gewaltthätig aussehende Massage an. Manche Körper sind zum Aktstudium wie geschaffen: hochgewölbte Brust, breite Schultern, sehnige Arme und Schenkel.

Hinter dem „Hamâm" fließt das heiße Wasser als Bach weiter. Dutzende von Weibern hocken dort und halten große Wäsche. Mit schlegelartigen Hölzern bearbeiten sie die Leinen.

Ohne Berührungspunkte mit dem Altertum ist natürlich auch Eskischehr nicht. Das antike Doryläum hat sich sicherlich in der Nähe der heutigen Stadt erhoben. Einige Archäologen sind der Ansicht, daß es seinen Platz auf dem 10 km südwestlich von Eskischehr aus vulkanischem Gestein gebildeten Plateauvorsprung von Karaschehr, d. i. „schwarze Stadt", gehabt habe, andere weisen die dort befindlichen Trümmerhaufen, zumeist roh behauene, durch Kalkmörtel verbundene Tuffsteine, der Seldjukenzeit zu und suchen das römische Doryläum auf dem Hügel von Schahr Üjük, wahrscheinlich zusammengezogen aus „schehir üjük", also „Stadthügel",



Die Dreikegelstadt Afiun-Karahissar.



Bazargasse in Konia.

der sich im Norden der Stadt am linken Ufer des Pursak erhebt. Da Schahr Üjük der stete Fundort antiker Marmorplatten mit Grabreliefs und Inschriften aller Art ist, spricht die Wahrscheinlichkeit für die letztere Annahme.

Eines Besuches ist das düstere Gemäuer auf der Felsplatte von Karaschehr wert, weniger des Steinhaufens halber, als wegen der herrlichen Rundsicht, die man über die Pursakufer und das weite melancholisch ernste Hochland genießt. Die Einförmigkeit der weiten welligen Flächen, die einsame Ruhe der Heidesteppen ruft eine eigene Stimmung wach.

An die grauen Felspartien schmiegt sich eine Reihe gleichmäßiger Häuschen an. Hier hat Sultan Abdul Hamid in achtenswerter Pietät den Resten der Nachkommen Osmans ein Heim geschaffen. Die Ortschaft heißt nach ihm Hamidié. Welcher Wechsel der Zeiten! Die trotzigen wilden Gesellen, die dereinst auf asiatischen Rossen wie die Windsbraut über das Land einherstürmten, sind zu zahmen Ackerbürgern geworden, die fromm und friedlich ihre Scholle pflegen.

Eskischehr darf mit Recht die „Stadt des Meerschaums" heißen. An keinem anderen Platze der Erde nämlich zeigen sich solche ergiebige und so vorzüglich beschaffene Funde dieses Minerals, das, zum Pfeifenkopf oder zur Cigarrenspitze verarbeitet, in leicht gebräuntem Zustande das Entzücken so vieler Raucher bildet.

Eine „Araba" führt uns nach dem Grubenbezirk von Ssarissu-odjak, ungefähr 20 km südöstlich der Stadt gelegen. Eine recht unbequeme Fahrt in dem Wagen, unter dessen niedrigem Verdeck man wohl angenehm zu liegen, aber grausig schlecht zu sitzen vermag. Dazu greift ein kalter Morgenwind in die Leinwandüberspannung. Auf dem anatolischen Hochplateau kann man Mitte Mai ebenso unbarmherzige Kühle den Körper durchschauern fühlen als um die gleiche Zeit an der mecklenburgischen Küste.

Der kahle Höhenzug des Bosdagh, an dessen Fuße in einer Art Mulde, deren Gestalt an das Bett eines ausgetrockneten Sees erinnert, die Meerschaumlager sich befinden, tritt mit seinem einförmig sich wölbenden Rücken immer schärfer hervor. Nachdem wir die wohlbebauten Pursakufer durchquert, befinden wir uns in der baum- und dörferarmen Steppe. Wilde Vögel, von uns oder von hier und da auftauchenden Kamelzügen aufgescheucht, flattern kreischend empor.

Endlich sieht man lange Reihen gelblicher Erdhaufen ähnlich gewaltigen Maulwurfshügeln aus der Einöde aufragen. Es ist der aus den Gruben geschaufelte Schutt, der sich auftürmt.

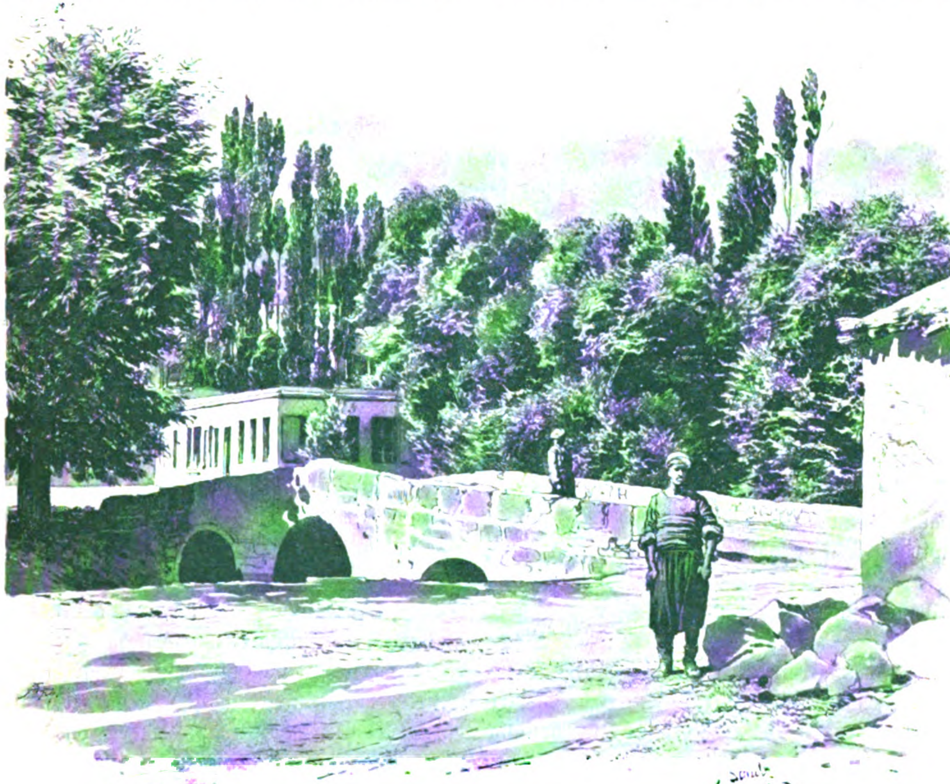
Vor den Schachten machen wir Halt. Ein Taschdji, ein Steingräber, mit dunklen, die Knie freilassenden Sackhosen, grauem Gürtel und rotem Turban, nimmt die Körbe, die aus dem Inneren aufsteigen, von der pri-

mitiven Winde und entleert sie. Kräftige, aber verwegene und finstere Burschen sind es, die wir hantieren sehen. Der Wagenführer hatte uns schon warnen zu müssen geglaubt, da allerlei lichtscheues Gesindel in diesen keiner Aufsicht unterstehenden Gruben und in den nahen Felsenhöhlen seine Zuflucht suche. Von Kontrolle war allerdings keine Spur, noch weniger von Sicherheitsmaßregeln für die Arbeiter. Ein bestimmtes System der Ausbeutung ließ sich ebensowenig erkennen.

Wer Lust hat, sein Glück zu riskieren, nimmt Spitzhacke und Schaufel und beginnt mit einer Anzahl von Genossen einen senkrechten Schacht zu bauen, wo und wie er will. Alles, was diese frei sich zusammenschließende Schachtgenossenschaft aufzubringen hat, sind fünf türkische Pfund (etwa zweiundneunzig Mark), die in die Hände des staatlich eingesetzten Pächters fallen. Dieser liefert ihnen dann einen Schürfzettel und erhebt fünfzehn Prozent vom Ertrag.

In gewisser Tiefe — der Meerschaum, aus kieselsaurer Magnesia zusammengesetzt, lagert in Schwemmgebilden, die sich am Fuße der Serpentinberge ausbreiten — werden Stollen seitwärts angelegt. In Stücken verschiedenster Größe ist der Meerschaum der Erde eingebettet. Es werden Klumpen zu Tage gefördert, gewaltig wie Wassermelonen, und Kügelchen nicht größer als Walnüsse.

Wir sehen einige Arbeiter buchstäblich auf allen vieren heraufkriechen. Mit Erstaunen nehmen wir wahr, daß keine Leitern in den Schacht führen, keine hölzernen Stützen vor Einbruchsgefahr schützen. Einen Strick um den Leib, eine Lampe am Gürtel, steigt der Taschdji auf eingehackten Stufen hinab, in die er Arme und Beine stemmt. Wozu auch Vorsichtsmaßregeln? Wenn einer das Genick bricht, so war es Allahs Wille. Es sollen an viertausend Schächte im Bezirk von Ssarissu-odjak liegen, von denen allerdings eine gute Zahl wegen des zu geringen Er-



Im Gartenfeld von Konia.

trages wieder verlassen ist, und an dreitausend Menschen dem harten, selten besonders einträglichen Los der Meerschaumgräberei ergeben sein. Sicheres weiß hier niemand. Die Wissenschaft der Statistik ist im türkischen Reiche überhaupt ein unbekanntes Fach.

Wenn der Meerschaum aus den Gruben kommt, so ist er durchaus keine leichte gefällige Masse. Eine dicke Lehmkruste umgiebt ihn. In diesem rohen Zustand kaufen ihn die Händler, die in den Grubendörfern hausen. In Säcken zu etwa 300 kg, unsortiert, als unförmige Blöcke erstehen sie den Meerschaum von den Arbeitern und bringen ihn nach Eskischehr. Dort entfernen sie die anhaftende Lehmschicht und ordnen das Material nach vier Qualitäten. Eigentümlicherweise tragen diese vier Sorten die deutschen Namen „Lager, Großbaumwolle, Kleinbaumwolle, Kasten"! Die Art der Verpackung der verschieden wertenden Stücke hat wohl die Bezeichnung herbeigeführt, zugleich auch der Umstand, daß der bedeutendste Abnehmer, der älteste Meerschaum-Großhändler, Herr C., ein Deutscher. Der Großhändler übernimmt die so geordnete, aber noch feuchte Ware. Von neuem schätzt und sortiert er sie in Dutzende von Wertklassen. Auf den flachen Dächern der Stadt werden sodann die Meerschaumklumpen aufgeschichtet und der Sonne die Arbeit des Trocknens zugeteilt. Noch einer weiteren mühseligen Behandlung hat sich der Meerschaum zu unterwerfen, ehe er nach Europa, hauptsächlich nach Wien und Ruhla, ausgeführt wird. Mit groben Tüchern reinigt man die einzelnen Stücke, reibt darauf alle Flecken mit feuchten Lappen ab und poliert sie endlich mit Flanell und Wachs. Wechselvoll genug ist also die Behandlung, die der Meerschaum zu bestehen hat, ehe er überhaupt erst zur eigentlichen Bearbeitung gelangt.

Die Gräber, die mit Lebensgefahr in die Erdlöcher kriechen, bleiben bei ihrer Arbeit arme Teufel, die Aufkäufer werden bei dem Geschäft recht wohlhabend, die Großhändler wachsen zu schwer reichen Herren. Das ist aber nicht nur im Orient so.

Der landschaftliche Charakter des Plateaulandes, das sich östlich nach Angora, südöstlich nach Konia hinzieht, ist fast überall der gleiche. Gewelltes Land, aus dem hier und da größere Felspartien aufragen. Vorherrschend ist infolge des regenarmen Sommers während sechs Monate des Jahres das Merkmal der Öde. „Rehbraun bis erdfahl im Sommer, grau im Herbst, weiß im Winter, das sind die Farben, in welche sich das Hochland kleidet," sagt Eduard Naumann in dem klassischen Werke „Vom Goldenen Horn zu den Quellen des Euphrat". Mehr Brachland als Felder — wenig Dörfer, auch diese nur von matter Erdtönung — desto mehr Ruinen, aus Zeiten vergangener Kulturen stammend. Wenn die Sommersonne schwer und brütend über den baum- und quellenarmen Gefilden liegt, haben sie das Gepräge der Totenstarrheit. Die Kreuzfahrer, Gottfried von Beulen, Kaiser Rotbart, Kaiser Konrad mit ihren Scharen, die, von Nordwesten kommend, die Straße von Dorytäum nach Ikonium, dem heutigen Konia, zogen, haben in diesen Gegenden genugsam gelitten. Hier ist der Ort der Schwabenstreiche, den Uhland in den bekannten Verszeilen schildert:

> Als Kaiser Rotbart lobesam
> Zum heil'gen Land gezogen kam,
> Da mußt' er mit dem frommen Heer
> Durch ein Gebirge, wüst und leer.
> Daselbst erhub sich große Not,
> Viel Steine gab's und wenig Brot,
> Und mancher deutsche Reitersmann
> Hat da den Trunk sich abgethan.

Von Eskischehr läuft die Bahn, wie schon bedeutet, nach zwei Richtungen aus. Wir folgen der südöstlich abzweigenden Route, die in Konia endet.

Ein sanftes Hügelland liegt zu beiden Seiten der Bahnspur. Die Berge heben sich allmählich, Schutthalden häufen sich zu ihren Füßen, und vor uns wird ein eigenartig gestalteter, breit abgestumpfter Felskegel sichtbar. Die Steinmassen auf seiner Höhe entpuppen sich, wie wir uns nähern, als Mauerwerk von Menschenhand, als Bastionen, Wälle und eingefallene Flankierungstürme. Einzelne Ziegeldächer und Baumwipfel heben sich vom Felsgelände ab. Vor dem Berghöcker ein breiter buschiger Fleck, aus dem Minaretspitzen hervorleuchten. Es ist Kutahia, das alte Kotyäum, Geburtsstadt des Fabeldichters Äsop, mit seiner Burg aus

byzantinischer Zeit und üppigen Fruchtpflanzungen.

Ein Spaziergang durch die Stadt zeigt uns morsche Häuser in starker Anzahl, auf- und absteigende Gassen von unsagbar holperigem Pflaster. Die Gesichtszüge der Bewohner erscheinen weniger lebhaft, weniger intelligent, als wir sie in Eskischehr angetroffen haben. Die Stadt ist kulturell von recht provinzialem Äußeren. Daß hier ländliche Gewohnheiten sich in aller Reinheit erhalten haben, beweist uns der Hochzeitszug, dem wir begegnen. Nicht in unauffälliger Ruhe bewegt er sich wie an größeren Orten, sondern nach Art der Gebräuche im flachen Lande unter ungestümem Lärmen. Pfeifer und Paukenschläger inmitten einer festlich aufgeregten Schar schreiten voran. Ein mit rotem Verschlag gekrönter Wagen folgt, in welchem die Braut nach dem Hause des Bräutigams geführt wird. Hinter ihm einige Karren, durch dichtverhüllte Frauen eingenommen, die von Zeit zu Zeit ein schrilles „ju, ju“ hören lassen. Den Schluß des Zuges bilden Maultiere, beladen mit Geschenken für das Brautpaar, mit kostbaren Kissen, Decken, verdeckten Körben.

Eines giebt dem Stadtbild glückliche helle Farben: der Reichtum an Wasser und an Grün. Uberall sprudeln Brunnen, oft mit antiken Grabstelen geziert, überall blicken Aprikosen- und Kirschbäume aus den Gärten.

Die Werkstätte einer Kunsttöpferei, die am Wege liegt, ladet zum Besuch. Hat doch Kutahia dereinst alle großen Moscheen von Konia, Brussa und selbst Konstantinopel mit jenen Fayencekacheln bekleidet, deren Farbenschmelz ein so unnachahmlicher. Auch heute noch liefert Kutahia ganz treffliche feine Stücke. Keine schematische Ordnung, keine fabrikmäßige Hast in dem Arbeitssaal der Töpfer. In aller Behaglichkeit drehen diese ihre Scheiben, auf welche die Thonmasse gesetzt wird, mit bewundernswerter Ruhe und Sicherheit modellieren sie aus dem Thon Krüge, Schalen und glatte Kacheln. Der Künstler, der den bereits gebrannten und glasierten Stücken Zeichnung und Farbe aufträgt, sitzt in einem besonderen Gelaß. Wie bei der Teppichknüpferei die Arbeitenden keine Vorlagen haben, sondern traditionelle Muster schaffen, nach Stimmung und Fertigkeiten zugleich aber der Phantasie die Zügel schießen lassen, so auch er. Eine bestimmte Farbenharmonie und Linienführung haben alle die Sachen, die rings auf Tischen und Brettern umherstehen und unter seinem Pinsel gewesen sind, aber kein Stück gleicht genau dem anderen, jedes hat eigene kleine zeichnerische Details und einzelne Thonnuancen.


Ruinen des Seldjukenpalastes in Konia.

Reich an Erinnerungen an Blütezeiten früherer Kulturen ist das Land von Kutahia. 35 km südwestlich hinter den Adjembergen, an der Straße nach Uschak und Smyrna, findet sich eine Stätte vergangener hellenischer Herrlichkeit: *Αἰζανοὶ*, Aezani, durch Jahrhunderte Mittelpunkt eines griechischen Priesterstaates. Erhalten von der einst volkreichen Stadt sind uns die Reste eines mit einem Stadion verbundenen Theaters, das wohl an dreitausend Menschen aufzunehmen

vermochte, und auf einem niederen Plateau ein prachtvoller jonischer Zeustempel. Achtzehn Säulen prangen noch unversehrt mit einem Teil der Cella. Der Archäologe Texier, der sich um Erforschung dieser Ruinen verdient gemacht hat, sagt mit Recht, daß dieses Baudenkmal rein griechischen Stils, wenn an einer bequemer zugänglichen Stelle gelegen, eine gleiche Berühmtheit erlangt hätte wie die vielgepriesenen Monumente Athens. Hell zuckten aus dem Braun der Steppe die Trümmerhaufen hervor, als wir uns Aezani näherten, und glühend weiß über ihnen stand, einer lichten göttlichen Offenbarung ähnlich, der Tempel des Zeus mit seinen hohen Marmorsäulen.

Wir fahren von Kutahia weiter in die Landschaft hinaus. Aus mageren Viehweiden setzt sie sich zusammen, aus eingestreuten Feldern, mit Gerste, Mohn oder Flachs bestanden, sowie aus starren Felsblöcken. Schilf und Weidengebüsch, das sich an eine ärmliche Wasserader anschmiegt, Pappelreihen, welche die Erdhütten eines Dorfes umrahmen, zeigen sich als die einzige Vegetation. Wie um den spärlichen Baumwuchs zu ersetzen, haben sich zahlreiche Felsformationen in wunderbarer Gestaltung aufgepflanzt, als riesige Hundeköpfe, als hohe Zuckerhüte, als würdige Obelisken. Es sind Schöpfungen einer schon seit Jahrtausenden arbeitenden Kraft des Wassers.

Das Zeugnis versunkener menschlicher Kulturen tragen zugleich einzelne dieser Felsquadern. Haben wir das Land des Saccariaunterlaufes und des Karassu, die Landkreise des alten Nikomediens und Bithyniens hinter uns, so treten wir von Eskischehr an in die Gegenden Phrygiens. Auch die Namen der Städte Doryläum und Kotyäum führen auf die phrygischen Könige Dorylaos und Kotys zurück. Phrygische Kunst hat aus einer Anzahl jener aus der Ebene aufragenden Steine und Wände sich Denkmäler und Höhlengräber geschaffen. Von der Station Hamâm (68 km von Kutahia) besuchen wir diese über einen Raum von 80000 Hektar zerstreuten Reste einer eigenartigen Civilisation.

Durch eine breite, von mäßigen Höhen umsäumte Thalfurche geht es rasch vorwärts. Mit unseren berittenen Saptiés bilden wir eine lustige Kavalkade. Zahlreiche Ziegenherden füllen die Hänge. Schon seit einem Monat sind Hirten und Herden auf der Jäila, auf der Sommerweide. Weite, von Strauchwerk und Steinen gebildete Pferche zeigen sich an den Berglehnen. Als wir in der Nähe eines Kurdenzeltes vorbeikommen, das, von Reisig umhäuft, an ein paar Weidenbäume sich anlehnt und mit seinen schwarzen Planen hart gegen seine Umgebung absticht, springen weiße wolfsähnliche Hunde von recht ansehnlicher Größe unter wütendem Gebell heran und machen Miene, den Pferden in die Beine zu fahren. Daß einer unserer Saptiés dem hartnäckigsten eine Schrotladung auf den Pelz sendet, ficht die übrigen wenig an. Erst dem Zornruf ihres Herrn, der von ein paar kräftigen Steinwürfen begleitet ist, leisten sie Folge.

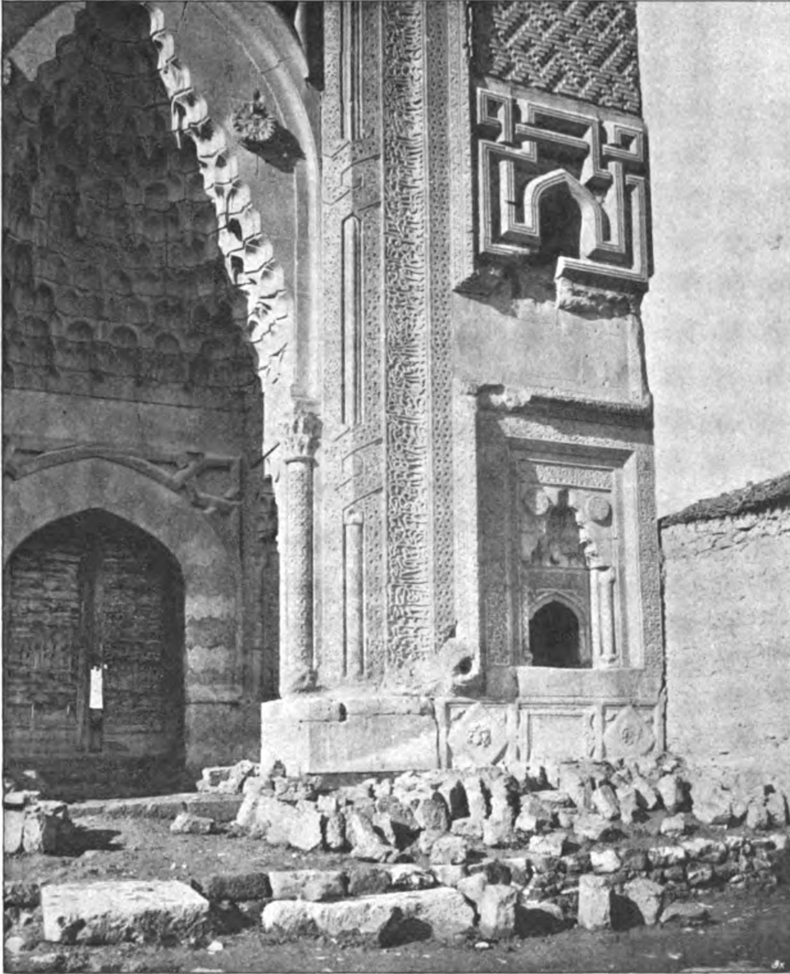
Eine prächtige, malerische Gestalt, der Hirt, der an uns herantritt. Etwas Wildes blickt aus der hochgewölbten Stirn und den starken Backenknochen trotz des freundlichen Grinsens, mit dem er uns begrüßt. Noch untersetzter, als er ist, erscheint der Körper mit dem weiten vließartigen Mantel aus weißer Schafwolle, der an den Schultern sich dick ausbaucht. Merkwürdig sind die kreis- und räderförmigen Zeichnungen, die in Brusthöhe auf dem Filz des Mantels angebracht sind. Er fordert uns auf, unter seinem Zelte Platz zu nehmen. Wir haben keine Zeit zur Rast. Die Schale Ziegenmilch, die ein zweiter Hirte eilends herbeigeholt hat, weisen wir nicht zurück.

Hinter dem Orte Gümbet schimmern hier und da grün bewaldete Hügelkuppen. Wir sind unserem Ziele nahe. Zu einer starren, kahlen Wand wächst eine der Höhen aus. Dort ist die Stelle, wo die Reste des phrygischen Königs Midas ruhen sollen. Wir ziehen ostwärts durch ein romantisches Thal, dann klettern wir durch niederen Fichtenwald aufwärts.

Jetzt steht die gewaltige Wand vor uns. Der Meißel eines Künstlers hat aus ihr ein stolzes Ornament herausgearbeitet. Wie ein steinerner Vorhang nimmt sich die geglättete Felsfläche aus, die durch tief eingegrabene Linien zu einem Riesenviereck geformt ist. Mäandrische Verzierungen sind ihm eingezeichnet. Über dem Viereck steht ein giebel-

artiges Dreieck, das würfelartige Arabesken trägt. Wahrscheinlich war für die eingegrabenen Linien die Architektur des Holzhauses Modell, wie diese sich bei den Phrygiern entwickelt hatte.

In der Thalsohle steht ein kleines Tscherkessendorf, nach dem geschilderten Monument



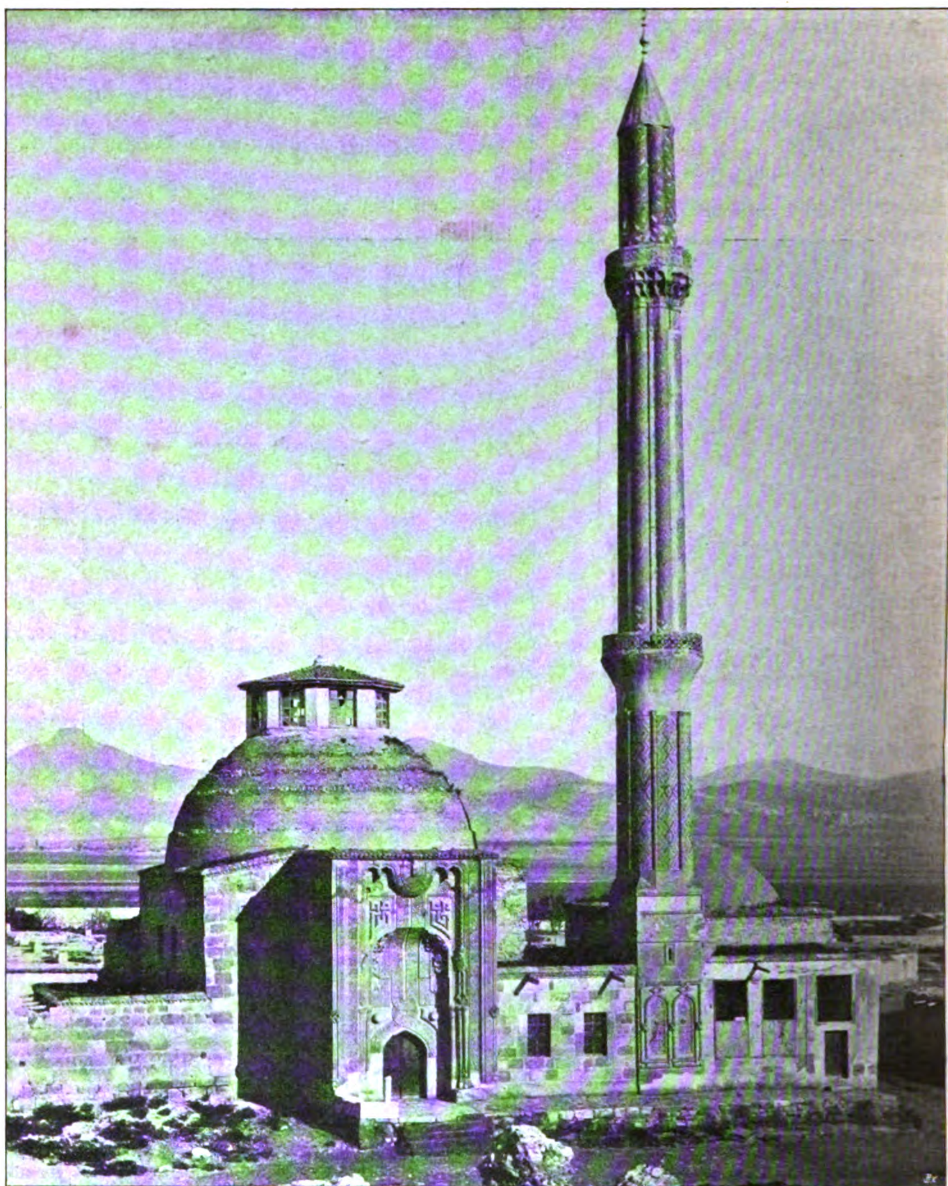
Die Moschee Sahib Attar.

„Jassili Kaja“, d. i. „beschriebener Stein“, benannt.

Gleich merkwürdig ist die Felsskulptur von „Arslan Kaja“, d. i. „Löwenstein“, die, ebenfalls das Grabzeichen eines Phrygerkönigs, sich südwestlich von Gümbet befindet. Die Riesenleiber zweier aufgerichteter Löwen stehen, wie um Wache zu halten, in der Tiefe einer viereckig eingebrochenen Höhlung. Eine reichgegebene Musterung — ihre Motive kehren noch heute in den einheimischen Geweben wieder — weist auch hier die Felswand auf. Über der Musterung lagern, von einem Dreieck eingerahmt, zwei sich gegenüberstehende phantastische Drachengestalten.

Die groteske Einfachheit der Architektonik, die völlig isolierte Lage der Denksteinmassen haben eine bezwingende Wirkung auf den Beschauer. Zwei Jahrtausende bereits stehen diese Monumente, und wahrscheinlich werden sie noch einen gleichen Zeitraum überdauern.

Daß auch in nachphrygischer Zeit die Sitte bewahrt blieb, die Toten in Felskammern zu bergen, beweist ein weiteres charakteristisches Höhlengrab jener Gegend. Deutlich verrät sich in der skulpturellen Verzierung

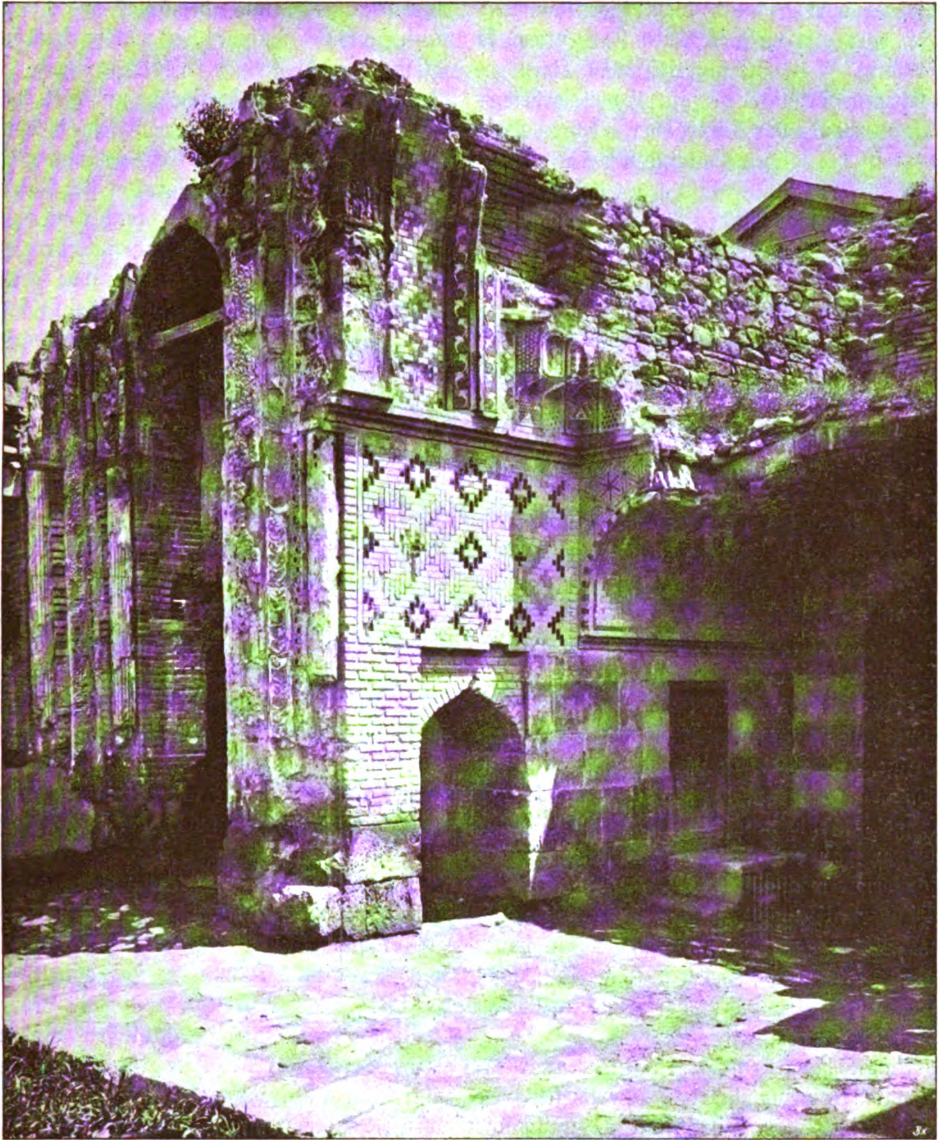


Die Indjé-Moschee in Konia.

des Portals, das zur Höhlengruft führt, der Einfluß römischen Baustils.

Selbst die Kultusstätten wurden in den Felsen hineingebaut. Ein anschauliches Beispiel giebt die Kirche, die byzantinischer Zeit ihre Entstehung verdankt. Auf der Rückreise zur Station Hamâm berühren wir sie. Mit bewundernswerter Kunst ist hier dem Felsen das Gepräge einer Baulichkeit aufgedrückt worden. Turmähnliche Rundungen sind eingesprengt und dachartige Flächen herausgehauen. Über den eingebrochenen Fenstern sind an einzelnen Stellen runde, schön geschwungene Bogen eingemeißelt.

Wir folgen weiter der Bahnspur. Kaum haben wir dicht hinter Hamâm ein von Höhen umschlossenes Defilé durchfahren, so bieten sich unseren Blicken drei bizarr geformte Bergpfeiler, die unvermittelt sich im Osten aufrichten. In gleicher Linie reihen sie sich, und einer übertrumpft in der Höhe den anderen. Kein Baum, kein Busch haftet auf



Fayencen der Sirtscheli-Medresse zu Konia.

ihren steilen Hängen, vollkommen nackt stehen die Gesteinsflächen. Schwarzbraun glänzen die dicken Bergklötze im Sonnenschein. In Bronzetönen zucken ihre Risse und Spalten. Ihren Fuß umsäumt eine Unzahl weißer Punkte. Es ist das Häusermeer des verkehrsreichen Afiun-Karahissar, das sich vom ersten höchsten Kegel zum zweiten etwas niedrigeren, aber reicher gezackten Felsen zieht und vor dem dritten, dem kleinsten, endet. Kein zweites Stadtbild im türkischen Orient giebt es, das von so überraschender Eigenart ist und sich so unauslöschlich dem Gedächtnis einprägt wie diese Dreikegelstadt.

„Opium-Schwarzschloß" heißt Afiun-Karahissar. So charakteristisch für die Stadt die starren schwarzen Trachytpfeiler, die ihr die eine Hälfte des Namens geliehen haben, so eigenartig auch die weiten, die Stadt umschließenden Mohnfelder, welche zur anderen Hälfte die Namengebung erklären.

Ein farbenfrohes Gemälde ist es, das die Landschaft ziert. Wir stehen im Frühjahr, und die blühenden Blumenreihen, hier matt

violett, dort grünlich-blau, hier flammend rot, dort zart weiß, zeichnen Farbentöne, so prächtig, so zauberisch, daß man einen gewaltigen Teppich, gemustert von geheimer Wunderhand, vor sich wähnen möchte. Man begreift bei solchem Anblick, wie der Orientale die lebhafte Farbenführung bei so vielen seiner kunstgewerblichen Arbeiten der Natur selbst ablauschen konnte.

Die Gewinnung des bräunlichen, aus den Mohnköpfen stammenden Saftes, der zur Bereitung des als Genuß- wie als Heilmittel so geschätzten Opiums dient, hält Hunderte über Hunderte in Atem. Ein guter Teil des Wohlstandes der Stadt hat im „Afiun“ Ursprung und stete Nahrung.

Sind die Mohnköpfe halb gereift, schreiten lange Reihen von Frauen und Kindern die Felder entlang. Da das Geschäft der Mohnernte keinen Kraftaufwand, aber desto mehr Geduld verlangt, widmen sich ihm selten die Männer. Mit einem Messerchen werden die Mohnköpfe behutsam geritzt. Der aus dem Schnitt hervorquellende Saft verdichtet sich innerhalb mehrerer Stunden. Der harzartige Tropfen wird dann mit einem Holzstäbchen abgekratzt. In Gestalt von kleinen Kügelchen, die in Weinblätter gewickelt sind, bringt man das Opium zu Markt. Ein bescheidener winziger Tropfen fließt aus jeder Pflanze. Und zweimaliges Bücken ist nötig, um ihn einzuheimsen. Wie viel Ausdauer gehört also dazu, um ein Kilo Opium zu sammeln, das auf dem dortigen Markte acht bis zehn Mark gilt!

Lange hangen unsere Augen am Farbenreichtum der Mohnfelder. Wie mögen diese aber in Eintönigkeit erstarren, wenn die bunten Mohnpflanzen gedörrt und ihre Stengel von der Sommersonne verbrannt sind. Das Erdbraun der baumkargen Ebene steht dann in melancholischer Eintracht mit den düsteren Tönen der drei kahlen Trachytfelsen, die das Wahrzeichen des Stadtbereichs von Afiun-Karahissar bilden.

In der klaren durchsichtigen Luft des Südens erkennen wir auf dem höchsten Kegel einige helle Striche. Es sind die Mauertrümmer eines Schlosses, das einst die Seldjuken auf dieser stolzen, fast unersteigbar erscheinenden Höhe gebaut haben. Im Munde der Eingeborenen ist es „djenewis japma“, „Genueserwerk“, wie alles, was an Monumenten aus vortürkischer Zeit noch vorhanden.

Eine Anzahl kleiner Städte streifend, so Ak-Schehr von Mohammedanern viel besucht, weil Nasreddin, der nach seinem Tode in den Geruch der Heiligkeit gelangte türkische Eulenspiegel, dort begraben liegt, streben wir nun in östlicher Richtung Konia zu. Zur Linken die echte Hochsteppe, unterbrochen von weißen Spiegeln grell glitzernder Seen, zur Rechten beträchtliche dunkle Gebirgsfalten. Kurz, ehe wir nach Konia abbiegen, rücken die Salzsteppen hart an die Bahnspur heran, die sich weit nach Nordosten hin bis zum großen Salzsee dehnen. Eine schon recht empfindliche Hitze glutet. Die über dem Boden liegende Luftschicht flimmert und schillert unruhig.

Im Hochland sind es vornehmlich die Städtebilder, die in die Monotonie der Landschaft einige Zeichnung hineintragen. Entweder lehnen sich die Häuserreihen an Felspartien an, die das Land überragen — so fanden wir es bei Kutahia, bei Afiun-Karahissar, werden es auch noch bei Angora bemerken —, oder sie liegen mitten in der Ebene, an eine wasserreiche Bodensenkung sich anklammernd. Immer aber umflicht sie ein Kranz von Gärten.

Aus der Ebene tritt jetzt vor uns das flache Häuserfeld Konias heraus. Eine Metropole des Handels wie der Kleinindustrie, ja auch der muselmännischen Orthodoxie, ist der Ort. Teppichweberei, kunstvolle Lederarbeiten haben hier gedeihlichen Boden. Seine Verkehrslebendigkeit geht aus seinen zahlreichen Bazargassen hervor wie aus der ganzen Physiognomie der Bevölkerung.

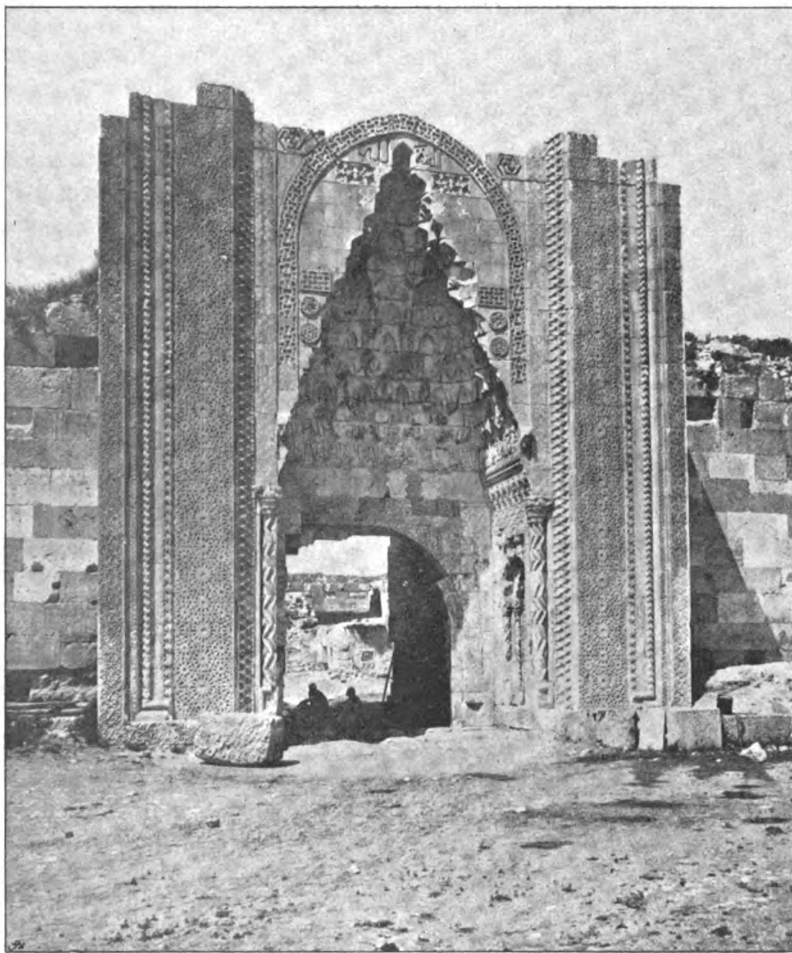
Das Straßenleben Konias ist lebhafter als in den Städten des nordwestlichen Teils Kleinasiens, und nicht nur in der Bewegung, nein auch in der Farbe. Schwarz sind nur die Soutanen und hohen Mützen der griechischen Priester, die zahlreich genug auftauchen, infolge des höheren Prozentsatzes, den hier wieder, im Gegensatz zu Eskischehr und Kutahia, die Griechen zur Stadtbevölkerung stellen. Helle und heitere Nuancen treten sonst im Bild der Trachten in den Vordergrund.

Geblümt, gelb oder rot sticht der Féredjé, der mantelartige Rock der Türkinnen, her-

vor, der in Konstantinopel wie in den Küstenlandschaften zumeist graue oder schwarze Tönung aufweist. Der lange Kaftan der Männer glänzt in weißen und rosa oder in weiß und safrangelben Streifen; goldverbrämt schimmert das Tuch, das den Fes umwindet. Im breiten ledernen Gürtel der Ziegenhaar gewebten Filzmäntel der jürükischen Hirten.

Eigenartiges Kolorit in das Trachtengemälde hinein tragen die weiten dunkelgrünen Mäntel und die braunen topfartigen Mützen der Mewlewi-Derwische.

Dieser Orden ist die stärkste und berühm-



Portal des Sultan-Han.

begüterten Landleute, die sich zu Geschäften wie Belustigungen häufig nach der Stadt drängen, blitzen die reichausgelegten Griffe der Pistolen und des Hirschfängermessers. Ein buntes, kunstvoll gesticktes Tuch hängt nach der ihnen eigenen Sitte zur Linken flatternd vom Gürtel herunter. Daneben, von schmutziger Armut, aber doch von phantastischer Ungezwungenheit, die grellen Kleiderlappen der im Inneren Kleinasiens nomadisierenden Zigeuner, die gelblichen, aus

teste aller islamitischen geistlichen Brüderschaften, die in hinreichender Anzahl in der Türkei bestehen. Dem Ruhm dieser Derwische hat Konia seine Bekanntheit bei der ganzen mohammedanischen Welt zu verdanken. Professor Sarre, der verdienstvolle Erforscher seldjukischer Kultur und Kunst, hat über Entstehung und Geschichte der Mewlewi bemerkenswerte Aufschlüsse gegeben. „Sein Stifter, Djelal-eddin," sagt er in seinem Werke „Reise in Kleinasien", „war ein An-

hänger des Sufismus, einer mystischen Lehre des Islam, die in Persien entstanden war. Von Buchara aus, wo Djelal-eddin in lyrischen Gedichten die Philosophie der Lichtlehre besungen und hohen Ruhm erworben hatte, berief ihn Sultan Ala-eddin 1233 an seinen Hof in Konia. Ibn-Batuta erzählt, wie der Meister nach dem Genuß der Ware eines Zuckerbäckers plötzlich verschwand, wie man ihn vergeblich jahrelang suchte, bis er endlich aus der Einsamkeit wie geistesgestört zurückgekehrt war und seine Lehre in unzusammenhängenden Gedichten verkündet hatte. Diese einzelnen Verse sind von seinen Schülern aufgeschrieben und gesammelt worden. In das Jahr 1273 fällt dann die Gründung eines Derwischklosters, dessen Mitglieder nach der Anrede ‚Mewlana‘, d. i. unser Herr, mit der sie ihren Lehrer begrüßten, Mewlewi genannt wurden. Ihr Kloster in Konia war die Stelle, wo persische Litteratur und Kunst gepflegt wurde, und diese gelehrte Erziehung befähigte sie zu den einflußreichsten Ämtern am Hofe der osmanischen Sultane.“

Der Wohnsitz der Mitglieder des Ordens ist ein Tekke, ein freundliches Kloster, um dessen mit Blumenbeeten gezierten Hof niedere grün umrankte Gebäude mit den Zellen der Derwische sich gruppieren.

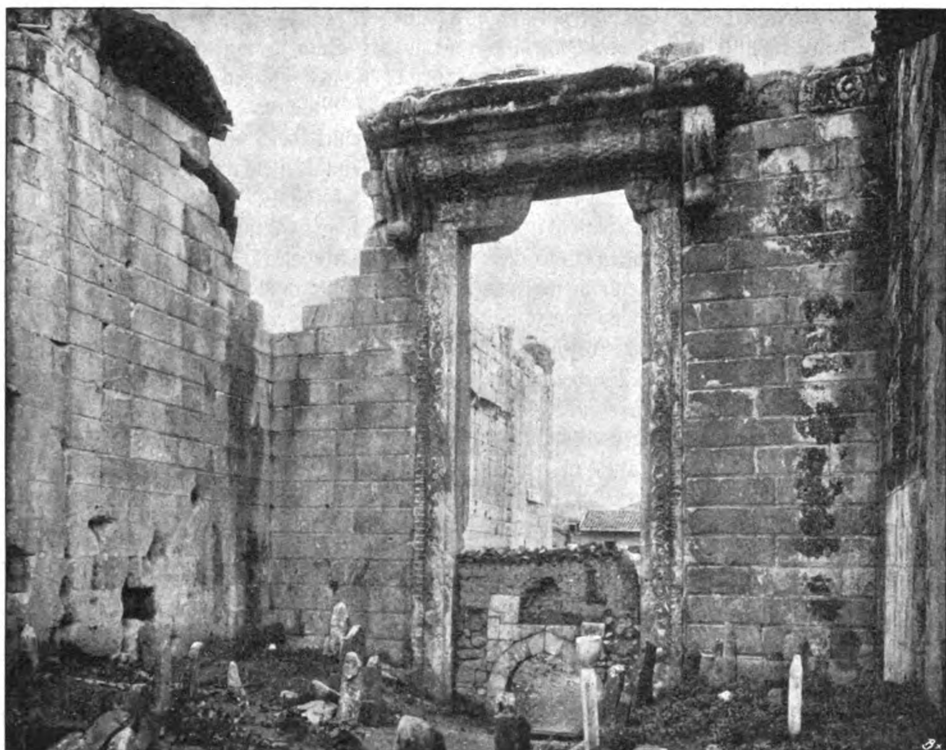
„Dreh“-Derwische heißen die Angehörigen der Brüderschaft, weil sie ihrem Allah durch einen orgiastischen, die aufgeregten Sinne der Gottheit zuführenden Tanz dienen. Auch Ungläubigen ist es gestattet, dieser bei ihnen geübten rituellen Handlung beizuwohnen.

Ein Derwisch führt uns in den viereckigen, durch eine Halbkuppel überwölbten Saal, dessen Wände schmucklos und von nüchternem Grau. Auf den Lippen aller, die sich zur Andachtshandlung vereinigen, tiefes Schweigen. Etwas Visionäres, Starres in den Augen und Gesichtszügen eines jeden.



Die Burg von Angora und die Tabbakhanéschlucht.

Sie treten zusammen, kreuzen die Arme über der Brust und schreiten zu ihrem Oberhaupt, dem Mewlana, der sie segnet. Eine Flöte beginnt ein eintöniges Winseln. Die Köpfe



Der Augustustempel zu Angora.

der Derwische neigen sich zur rechten Schulter, die Arme strecken sich wagerecht aus, und langsam, ganz langsam nimmt das Durchwandeln des Saales in gleichförmiger kreisender Bewegung seinen Anfang. Immer schneller wird das Drehen, immer weiter der Kreis, den der lange Rock um den Körper beschreibt, immer abgerissener und unverständlicher das Murmeln: „Es giebt nur einen Gott, das ist Allah ... wann endlich werden unsere Augen den Ersehnten erschauen?“ Schriller und schriller ertönt die Flöte. Einige wanken, raffen sich aber in wahnsinniger Verzückung zu neuem Kreistanz auf, bis sie ermattet niederfallen und noch im Ächzen die Worte hervorpressen: „Es giebt nur einen Gott“ u. s. w.

Befremdend wirkt wohl der Anblick solcher tollen Ceremonie, und doch liegt ein großer, erhebender Zug in dieser Hingabe an die Idee, in diesem Glauben an die Gottesoffenbarung, die sich im Entrücktsein des Taumels einstellen soll. So lange man das Schauspiel vor Augen hat, wird man nicht einfach über die Andachtsübung, als über ein sonderliches Narrentum, mit einem Mitleidsgefühl hinwegkommen können, sondern von der grotesken Glaubensinnigkeit wirklich ergriffen sein.

Die geistige Herrschaft der Derwische trägt auch dazu bei, der Stadt einen gewissen orthodoxen Charakter aufzudrücken. Wir merkten das bei unserem Streifen. Während an anderen Orten die uns begegnenden Frauen sich begnügten, bei unserem Erscheinen sich abzuwenden, meist, das Gesicht gegen eine Hauswand gerichtet, uns den Rücken zukehrten, wurden wir im entlegeneren Viertel durch schnell vom Fuß gerissene Pantoffel, ja auch durch noch schlimmere Wurfgeschosse begrüßt.

So viel Eigenartiges Konia im Volksleben bietet, so idyllisch und üppig seine Gärten, so wenig Markantes weist die moderne Stadt auf. Niedrige Lehm- und Holzbaracken geben die Behausungen ab. Ohne jede Monumentalwirkung, durchaus kasernenmäßig sind die Bauten, welche die türkische Herrschaft hat entstehen lassen. Von Glanz und Schönheit redet in Konia nur die Ver-

gangenheit, die Zeit der Seldjukensultane, die im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Konia zum Mittelpunkt ihrer Macht und zum Spielplatz ihrer Prachtliebe und ihres künstlerischen Geschmackes machten.

Der Name der Seldjuken ist wohl aus der Geschichte der Kreuzzüge durch ihre Sultane Kilidj Arslan („Schwert Löwe") und Ala-eddin bekannt, daß aber diese ritterlichen Vorläufer der Türken, die gleich diesen aus Innerasien gekommen waren, eine eigens geartete Kultur geboren haben, eröffnet sich meistens erst dem, der ihre Baudenkmäler in Mittel-Kleinasien vor Augen hatte. Die arabisch-persische Kunst, von den Mongolenhorden aus Iran verjagt, findet bei ihnen Schutz und Heimat, gewinnt neuere und mannigfaltigere Motive. Die elegante und leichte Führung der Linien, die vornehme Kombination und der Reichtum der Detailornamentik, die malerische Zier der bunten Fayencekacheln, das sind die Momente, die bei allen Seldjukenbauten, besonders bei denen Konias, hervorleuchten und einen bestechenden Eindruck machen.

Der alte Fürstenpalast stand auf dem Hügel, der in der Mitte der Stadt aufragt. Heute ist von ihm nichts mehr vorhanden als eine Quadermauer, die einige von Rundbogen gekrönte Säulen trägt, und ein turmähnliches Gebäude, das sich aus der Schuttmasse erhebt. Einzelne noch sichtbare Marmorplatten lassen auf die einstige Kostbarkeit der Verkleidung schließen. Der Frontseite ist ein sitzender Löwe eingemauert. Die Konsolen, welche die oberen Galerien tragen, sowie die Hohlkehlen der Konsolen sind mit verschiedenfarbigen Ziegeln ausgelegt, die ein geometrisches Muster darstellen.

Die Kunst der Detailornamentik in ihrer ganzen Formenfülle zeigt die Moschee Sahib Attar. Sie bekundet, wie in der Einzelausführung des Schmuckes von Thürflügeln, Fensternischen, Rahmen die orientalische Arbeit ihre Meisterschaft zu beweisen sucht.

Phantastisch, beinahe barock wirkt die Indjé-Moschee. Breite Schriftbänder umziehen die Fassaden. Im Halbbogen rundet sich die Nische, in deren Ecken Blüten und Früchte die Verzierung bilden. Ein überaus schlankes Minareh, mit zwei Galerien versehen, steht ein wenig abseits vom Mittelbau und überragt alle übrigen Gebetstürme der Stadt. Eine im Verhältnis zum Portal etwas nüchtern wirkende Halbkugel bedeckt die Moschee.

Die Technik der bunten Kachelverzierung lernt man am besten an der halbverfallenen Sirtscheli-(„Glas")-Medresse kennen. Wände, Pfeiler, Bogen, Nischen sind hier mit farbigen Kacheln belegt. Die zarte, vorwiegend hellblaue Tönung der Glasuren ist für das Auge ein auserlesenes Entzücken. Von besonderer Phantastik zeugt das Mosaik der Steine. Die Figuren der Kacheln wechseln zwischen rechteckigen und achteckigen Mustern. Auch die Nebeneinanderstellung glasierter und unglasierter Ziegel erhöht die Wirkung der Zeichnungen. Die Seldjukensultane waren es, welche die Fayencekunst aus Persien nach Anatolien verpflanzten. Auch den Türken übermittelten sie diese farbenreiche Schmuckweise. Der Besucher Konstantinopels kennt die Fayencedekoration aus dem Inneren des Bagdad-Kiosks im alten Serail und der Rustem-Pascha-Moschee.

Wenn wir gen Nordosten hin die Salzsteppen des Hochplateaus durchziehen, so stoßen wir abermals auf ein gewaltiges Bauwerk aus den Zeiten ruhmvoller Seldjukenherrschaft. Inmitten grauer ebener Öde türmt sich festungsartig der Sultan-Han Ala-eddins auf. Es war dies eine Herberge, aber eine Herberge in Gestalt eines Palastes.

Höfe von fabelhafter Breite dienten zum Sammelplatz der aus- und einziehenden Karawanen, weite Hallen gaben den reisenden Kaufleuten Ruhe und Unterkunft, eine Moschee rief sie zum Gebet, hochgewölbte Kammern bargen die Waren, Ställe, geziert mit Säulenreihen von einer Größe, die einer Kirche zur Ehre gereichen, nahmen die Tiere auf. Dicke Quadermauern aus braunem Sandstein umgeben die ganze festungähnliche Anlage, und nur ein breites, reich ornamentiertes Thor eröffnet den Zugang.

Eine blendende, massive Masse, hob sich der Sultan-Han aus der Landschaft ab, als wir zu ihm pilgerten. Krystallklar wölbte sich der Himmel um ihn. Rings eine Weite, unermeßlich, ohne sichtbare Grenzen, wie ein grauer Meeresspiegel anzusehen. Nur zur Rechten ein dunkler Fleck: der Gebirgsstock des Hassan-Dagh.

Wie wir vor dem prächtigen Eingangsthor Halt machen, fühlen wir ganz den Kontrast von einst und jetzt. Hier lehnen sich die rissigen Wände eines Lehmhauses an, dort stehen die windschiefen Steine einiger Gräber. Ein paar schmutzige Hirten kauern im Schatten des Portals. Beim Rundgang durch den Hof kriechen aus den Gängen, die von den Moscheeruinen des Han in die Tiefe führen, mehrere verwegene Gestalten. Sie mustern uns mißtrauisch und drücken sich schnell zur Seite. Unsere Saptiés belehren uns, daß hier ein Stelldichein für die Tabakschmuggler sei. Einer der Saptiés verschwindet. Er ist auf dem Heimweg recht vergnügt und raucht eine Cigarette nach der anderen. Den Tabak hatte er „geschenkt“ bekommen. Von wem, war uns kein Geheimnis.

Ala-eddins edler Bau, mit dem er wie kein zweiter Herrscher der kulturfördernden Kraft des Handels eine so treffliche Huldigung erwiesen, sinkt Stück um Stück danieder. In der Fügung der Mauern waren die Seldjuken keine unfehlbaren Künstler. Bruchsteine, durch Kalkmörtel verbunden, bilden das Material der Bauten. So treibt die eindringende Feuchtigkeit das Gefüge allmählich auseinander. Vollendete Baumeister waren hingegen die Römer. Die Quadern sind bei ihnen nicht nur Verblendsteine. Die Dauerhaftigkeit römischer Werke haben wir am lehrreichsten vor uns, wenn wir nach Norden hin die Salzsteppe weiter durchqueren und nach Angora wandern, dem Endpunkt der anderen älteren, von Eskischehr auslaufenden Bahntrace.

Wieder sind es Felsmassen, die der Stadtbildung eine Art Rückgrat geben. Auf dem höchsten Gipfel der an dem Horizont sich abzeichnenden Höhen zeigt sich, wie ein wuchtiger Steinwürfel anzusehen, die Front eines Kastells. Die Stadt klettert von der Ebene den Rücken des Festungsberges hinauf. Bei der Terrassengestalt desselben können sich die Häuser stufenförmig gruppieren. Kahl sind die im Norden und Osten steil abfallenden Hänge. Eine arg verfallene Mauer umgürtet nach der Ebene zu die Stadt. Dicke, mit Türmen gekrönte Bastionen laufen von der Höhe der Festung hinab in die Schlucht des Tabbakhané (wörtlich „Gerberstätte“). In den Senkungen zwischen den Bergen quellen reiche Wasseradern und schaffen ein Paradies von Baumwuchs und Buschwerk, das an Blüten und Früchten stetig Überfluß hat.

Ein Anker (ancyra) soll das Sieges- und Gründungszeichen der Keltenhorden gewesen sein, die von der Donau über Thracien nach Kleinasien 280 v. Chr. einfielen, in den damaligen Priesterstaaten, Fürstentümern und Stadtherrschaften des Landes keine ebenbürtigen Gegner fanden und hier im Inneren der Halbinsel sich niederließen. Der römische Konsul Manlius wurde ihr Bezwinger. Sein Sieg führte aber dazu, die galatischen Stämme zu Bundesfreunden Roms zu machen und eine schnelle Entwickelung der Stadt durch die Berührung mit dem römischen Kulturelement hervorzurufen. Kreuzpunkt der von Norden nach Süden, von Osten nach Westen laufenden Straßenzüge, durch den nahen Halys geschütztes, wichtiges Bollwerk gegen die anstürmenden wilden Scharen Centralasiens, hat die Stadt ihre Bedeutung nie einbüßen können.

Von der besten Blüte Angoras redet das Tempelmonument, das der „Gottheit“ des Augustus von den ehrerbietigen galatischen Städten errichtet wurde. Der gewaltige Umfang, die Üppigkeit des Baues und der Grad der Erhaltung zeichnet dieses Denkmal römischer Civilisation vor allen anderen römischen Ruinen Kleinasiens aus. Leuchtender weißer Marmor ist Hauptbestandteil des Tempels. Vier Meter messen in der Länge einzelne Blöcke, die Quersteine der Pforte gar an fünf Meter. Die bewundernswerte haarscharfe Aneinanderfügung der Quadern, die sich zudem gegenseitig durch eiserne Haken halten, hat den gewaltsamsten Zerstörungsversuchen zu trotzen gewußt.

Als nach dem Zusammenbruch der heidnischen Religionen die Priesterscharen zerstoben, zog das Christentum in die Hallen des Tempels ein. Trotz mannigfacher Umbauten blieb die alte Kultusstätte doch in ihren Grundzügen erhalten. Die Kriegszüge der Perser, der Omejaden und Abassiden gegen die byzantinische Grenzfeste Angora legten die ersten Breschen. Harun-al-Raschid soll die ehernen Pforten nach Bagdad geführt haben. Das Osmanentum vermochte aus dem Gebäude keine seinen Kultusformen passende Stätte zurechtzuzimmern, rückte aber

eine Moschee hart an seine hohen Seitenwände. Heute dehnen sich im Inneren des alten Tempels die Gräber eines türkischen Friedhofes mit ihren schmucklosen Denksteinen. Es ist, als hätten sich die Zeichen des Todes zwischen dieses Denkmal der Pracht hineingedrängt, um die Vergänglichkeit aller Größe zu predigen.



Verkehrsbild an der Station Angora.

Eine Merkwürdigkeit giebt den Mauerresten des Augustustempels ein besonderes kulturhistorisches Relief: das sogenannte Testament des Augustus. Siebzig Jahre alt, beliebte der Imperator mit eigener Hand eine Denkschrift seiner Machtthaten zu verfassen, die eine ewige Erinnerung an die Augusteische Glanzzeit des Römerreiches bilden sollte. Die auf dem Forum zu Rom ausgestellten Erztafeln verschwanden, die den Vestalinnen zur Behütung anvertraute Urschrift ging verloren, und wir wußten von dem eigenartigen Zeugnis der Selbstverherrlichung so gut wie nichts mehr, bis die nach dem Original hier den Tempelwänden von den schmeichlerisch unterthänigen Galatern eingegrabene Inschrift entdeckt wurde. Busbeck, der Gesandte Ferdinands I. am Hofe der Sultane, der als erster Europäer gelegentlich seiner Reise ins Hauptquartier Solymans des Großen, 1553 bis 1555, das Innere Kleinasiens durchquerte, brachte die Kunde von dem Monumentum Ancyranum nach Europa und ließ durch seinen Begleiter, den Schwaben Hans Dernschwam, die Inschrift kopieren. Die Berliner Akademie der Wissenschaften hat sie durch Humann im Jahre 1882 in einem sorgfältigen Gipsabdruck der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht. „Achtzehn Jahre alt,“ so hebt Augustus an, „habe ich aus eigenen Mitteln eine Armee ins Feld gestellt und mit dieser der geknechteten Republik die Freiheit wiedergeschenkt. Zu Wasser und zu Lande führte ich Kriege, gegen die ganze Welt habe ich gefochten“ u. s. w., im Tone der bekannten Selbstberäucherung römischer Cäsaren.

Zwischen den nüchternen Lehm- und Ziegelbauten steht noch ein anderes bedeutendes Zeugnis römischer Herrschaft: die Säule des Pompeius, in ihrer Form an die in Alexandria befindliche erinnernd. Ein friedliches Storchnest nimmt die Spitze der Säule ein. Solche Idyllen sind in Kleinasien häufig. Nach dem Glauben der Landbevölkerung hat nun allerdings der Storch nichts mit der Kinderbescherung zu thun, wohl aber soll seine Anwesenheit vor Feuersgefahr feien. Sorgsam wird darum sein Nest gehütet; eine dem Einsturz nahe Hütte wird eher seinethalben gestützt und gerichtet als wegen der erbarmenswerten Gebrechlichkeit der vier Herdwände.

Die Sprache des Unterganges, des Verfalls wird laut, wo wir auch die Stadt durchwandern. Von der einstigen Üppigkeit, die an glänzenden Fechterspielen Gefallen fand, von der galatischen frivolen Lebenslust, gegen die der Apostel Paulus in seinen Briefen eiferte, keine Spur mehr. Auch die alte große islamische Welt ist stumm geworden. Verschwunden ist das Angora des siebzehnten Jahrhunderts, von dem der Chro-

nist Evlija erzählt, jenes Angora, das 3000 Brunnen, 200 Bäder, 76 Moscheen, 180 Knabenschulen, unzählige Paläste und Bazare hatte.

Ein Labyrinth enger Gassen zeigt das mohammedanische Viertel. Ein etwas freundlicheres und regelmäßigeres Gesicht hat das Quartier der Christen. Katholische Armenier und Griechen spielen, obwohl sie nur ein Drittel der dreißigtausend Bewohner stellen, im öffentlichen Leben und im Handel eine führende Rolle.

Nur die Natur ist nicht erstickt. Prächtig reifen in Angoras Gärten die Äpfel, Birnen, Aprikosen, Pflaumen, Pfirsiche; golden prangen die Trauben in den Weinbergen, nach denen zur Sommerszeit arm und reich hinauswandert, um in den schmucken Villen oder primitiven Holzhäuschen Ruhe und Kühlung zu suchen.

Angoras Name ist in Europa geläufig dank seinen Ziegen mit ihrer schönen und wertvollen seidenartigen Behaarung. Zu Tausenden füllen sie die Weiden des Landstriches von Angora wie der gesamten kleinasiatischen Hochlandsteppen. Die Angorakatze ist jedoch nicht hier, sondern im armenischen Hochland heimisch.

Quelle des Wohlstandes war für Angora Jahrhunderte hindurch das vliesartige Ziegenhaar (Tiftik) und die schönflockige Schafwolle (Mohair). Zu Anfang dieses Jahrhunderts sollen tausend Webstühle für die Fertigung von Teppichen und Gewändern gearbeitet haben. Die europäische Maschinentechnik hat den meisten orientalischen Hausindustrien die Blüte genommen. So ist es auch mit dieser geschehen. Heute gehen Tiftik und Mohair lediglich in rohem Zustand nach Konstantinopel und verteilen sich von dort über die europäischen Industrieplätze.

Neue Regsamkeit entfaltet sich, neue Gütermengen häufen sich und wandern hinaus, seitdem der „Karawapor“, der Landdampfer, wie die Türken sagen, seinen Einzug in die Stadt gehalten hat. Über kurz oder lang wird Angora nicht mehr Endpunkt der Anatolischen Bahn sein. Ein Ferman des Sultans Abdul Hamid hat kürzlich die Anatolische Bahngesellschaft ermächtigt, Kulturträgerin bis zum fernsten Osten des türkischen Reiches zu werden. Wenn sich die eisernen Schienen über Kaisarie nach dem Euphrat und Tigris fortsetzen, wird eine neue Handelsstraße von Konstantinopel über Bagdad nach dem Persischen Meerbusen und nach Indien entstehen. Dann bricht für Angora und die ganze anatolische Erdscholle eine neue Zeit, eine große Zukunft herein.

Eine mächtige Civilisationsarbeit hat die Anatolische Bahn in Kleinasien geschaffen. Eine Saat hat sie ausgestreut, die eines Tages eine reiche Ernte geben muß. Wird erst das kleinasiatische Brachland vom Pfluge gefurcht, kommen alle die neu eröffneten Quellen für Handel und Industrie in Fluß, so wird sich das Deutschtum in diesem Teile des Orients nicht zu verstecken brauchen.





Die Wunderwelt der Radiolarien.

Ein Blick in die Tiefsee.

Von

Wilhelm Bölsche.

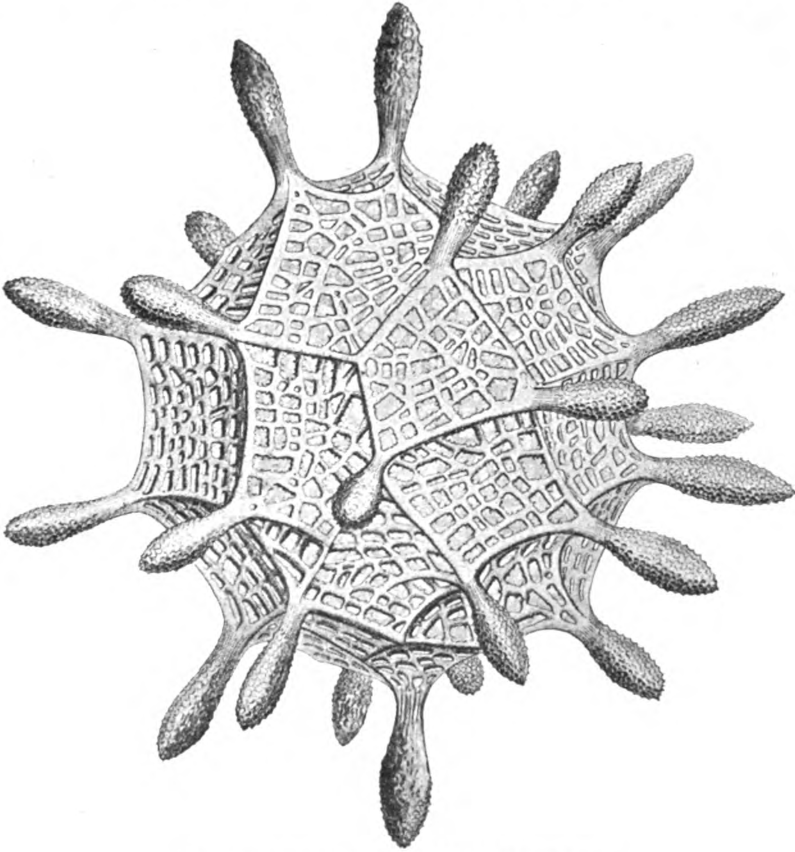
II.

Wenn der Laie von einer solchen systematischen Gruppe wie „Radiolarien" hört, so erscheint ihm das wie etwas sehr Einfaches, Selbstverständliches. Eines Tages sind diese Tiere oder Urtiere, oder wie das System sie nun nennt, von diesem oder jenem Forscher „entdeckt" worden. Dann hat er ihnen die richtige Stelle in der Schablone des Systems, wie es im Lehrbuch steht, gesucht, hat ihnen einen Namen gegeben, für den das lateinische oder griechische Lexikon den Anhalt bot, und da stehen sie nun für alle Zeiten. So gemütlich geht es aber in Wirklichkeit nicht mit der Erkenntnis. Und gerade die Erkenntnisgeschichte der kleinen Radiolarien ist ein sehr hübsches Beispiel dafür, wohl wert, erzählt zu werden, da zugleich ein Stück Geschichte der modernen Tierforschung überhaupt darin steckt.

In den dreißiger und vierziger Jahren, damals, als die Tiefseefragen zuerst dunkel aufdämmerten, wußte man von dem Dasein der Radiolarien im heutigen Sinne noch gar nichts. Aber mehr noch: man hatte im System der Lebewesen, wie es die Lehrbücher damals vorführten, noch überhaupt die ganze Ecke, die ganze Rubrik nicht, in die sie sich nachmals einordnen sollten. Dagegen begann man eben in zunehmender Stärke auf etwas aufmerksam zu werden, das ganz allgemein ein neues Licht in die Tierkunde brachte. Man merkte, daß es eine geradezu unerhörte Masse von Geschöpfen und darunter besonders auch Tieren gebe und immer gegeben habe, die man wegen ihrer mikroskopischen Kleinheit bisher gänzlich übersehen hatte. Die ersten Beobachter mit dem Mikroskop im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert hatten ja schon beobachtet, wie in jedem faulenden Wassertropfen eine Welt des bislang unsichtbaren Lebens wimmelte. Jetzt aber trieb ein deutscher Naturforscher, Christian Gottfried Ehrenberg in Berlin, die Sache ins Große, thatsächlich ins Große des Kleinsten. Vor Ehrenbergs Glas begann sich alles allenthalben zu beleben oder wenigstens Spuren ehemaligen Lebens zu weisen. Der Teichschlamm wie der trockene Staub in der Dachrinne, die losen Sonnenstäubchen der Luft wie das harte Kreidegestein, Schieferplatten und Kalksteinbrocken — alles wimmelte teils von lustigstem Leben, teils erwies es sich in dem Sinne, wie wir es oben schon von der Kreide besprochen, als zusammengebacken aus Milliarden und Milliarden kleiner tierischer oder pflanzlicher Schälchen der Vergangenheit. Die kleinsten Organismen erschienen als die stärksten Mithelfer im Bau der Erdrinde, als gewaltige Faktoren im Aufbau des großen Gebirgsgerüstes, das uns heute vor Augen steht.

Mit Staunen vernahm man von Ehrenbergs immer neuen, stets unermüdlichen Feldzügen in dieses Gebiet, die in eine Milch-

straße des Winzigsten eindrangen wie die Teleskope der Herschel und Rosse in die der Riesensonnen am Firmament. Aber was waren das nun für Tiere, für Pflanzen, diese Liliputer mit Herkuleswucht? Heute wissen wir, daß die überwältigende Mehrzahl zu jenen niedrigsten aller Lebewesen gehört, die gleichsam die Basis der ganzen eigentlichen Tier- und Pflanzenentwickelung rials aber noch keine leiseste Ahnung. Er heckte sich aus freier Phantasie vielmehr eine gerade gegenteilige Theorie aus. Ihm war es nicht genug, mit der Allverbreitung und Massenanhäufung dieser kleinsten Organismen auf der Erde eine der schönsten neuen Thatsachen aufgedeckt zu haben. Diese Liliputer sollten noch eine erhöhte Merkwürdigkeit dadurch erhalten, daß die Tiere darunter

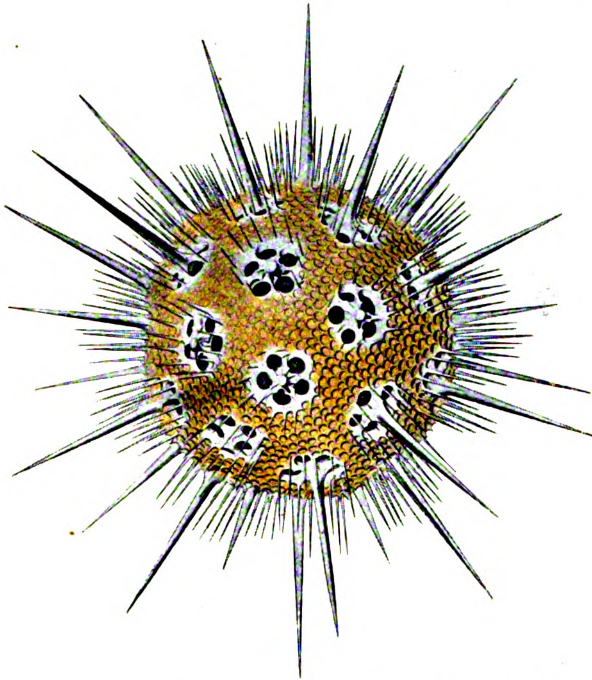


Oroscena gegenbauri; fünfzigfache Vergrößerung.

erst bilden. Urtiere und Urpflanzen nennt man sie, wobei die Grenze des Tierischen und Pflanzlichen aber überhaupt schwimmt. Das Wesentliche, in dem sich alle durchweg einig sind, ist jene schon erwähnte Beschränkung des Individuums auf eine Zelle, ein einziges jener Klümpchen lebendigen Stoffes, die bei den höheren Pflanzen und Tieren zu unendlicher Masse vereint den Körper bilden.

Von alledem hatte der gute Ehrenberg inmitten seines köstlichen Beobachtermate- thatsächlich eine hohe Organisation besäßen. Diese „Infusorien“, wie er noch mit dem alten Wort das ganze kleine Gesindel zusammenfassend nannte, sollten in ihrer Art „vollkommene Organismen“, das heißt echte Tiere mit allen wesentlichen Organen der höheren Tiere, sein. Es war ein bitterer Unsinn, aber Ehrenberg ritt auf diesem seinem Princip unentwegt bis zu seinem Ende, also bis 1876, wo man sonst in der Forschung den wahren Sachverhalt seit langen Jahren genau kannte. Es lag nun nahe

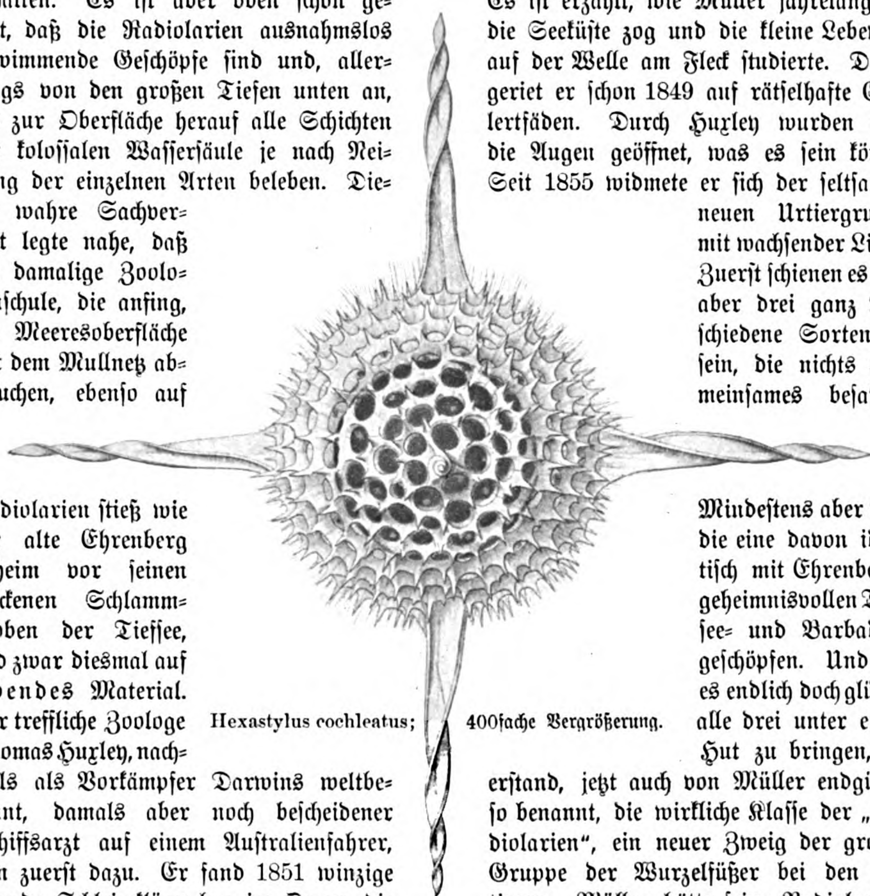
genug, daß gerade Ehrenberg bei seinen Studien zuerst auch auf die schönen Panzer der Radiolarien und so schließlich auf diese selbst stoßen mußte. Die ganze Welt arbeitete ja in der Mitte des Jahrhunderts für Ehrenberg mit. Von überall her sandte man ihm Schlamm-, Staub- und Gesteinsproben ein, begierig, was er wieder für mikroskopische Lebenswunder herauslesen werde. So erhielt er denn auch wirklich von mehreren Seiten allmählich Radiolarienproben. Er erkannte sehr wohl die überaus zierlichen Kieselpanzer und benannte sie, — übrigens noch nicht als Radiolarien, der Name fand sich erst später. Gerade weil die Schalen — lebende Tiere erhielt er zunächst nicht — aber so über alle Begriffe kunstvoll waren, wurde er nur doppelt in seiner alten Meinung bestärkt, daß solches Kunstskelett nur ein auch im weichen Leibesbau äußerst künstlich und hoch organisiertes Tier besitzen könne. Und so stellte er die neue Tiergruppe schließlich zu den Stachelhäutern, also den Seesternen, Seeigeln und Seegurken, wohl an die denkbar unmöglichste Stelle, die ihr im System der Tiere überhaupt anzuweisen war.



Haeckeliana darwiniana; zweihundertfache Vergrößerung.

In Ehrenbergs Proben waren teils die Schälchen noch lebender, teils die schon längst ausgestorbener Radiolarien enthalten. 1846 brachte man ihm Felsenstücke von der Insel Barbados bei Amerika, die vollkommen aus zierlichsten Radiolarienschälchen zusammengesetzt waren. Diese Felsen stammten aber noch aus der sogenannten Miocänzeit, einer Zeit, da bei uns in Europa noch Giraffen, Antilopen, Affen und Papageien lebten und in Sachsen Palmen wuchsen. Damals müssen offenbar Radiolarien ganz nach der heutigen Art schon als Meeresschlamm ihre Schalen abgelagert haben, und dieser Meeresschlamm ist dann in der Folge zu Fels verhärtet und als Gebirge der Insel Barbados hoch über den Spiegel des Oceans heraufgehoben worden. Doch auch heutige Tiefseeproben erhielt Ehrenberg, die ersten, die es überhaupt gab, und es waren sogleich Radiolarien darin. Der schon erwähnte Amerikaner Maury sandte acht Proben, in denen Ehrenberg vierzig verschiedene Arten von Kieselskeletten unterschied. 1860 erhielt der Berliner Mikroskopiker durch den Leutnant Brooke aber gar ein Tiefseepräparat, das aus über sechstausend Metern Tiefe im Stillen Ocean kam und entsprechende Kieselschälchen zeigte. Das war die spätere große Fundstätte des „Challenger“. So nahe war man schon dem höchsten Triumph aller Radiolarienforschung — und doch wußte Ehrenberg noch immer nicht, was ein Radiolar überhaupt sei und wo es hingehöre. Diese Unwissenheit war allerdings jetzt bei ihm schon subjektives Mißgeschick als Folge einer willkürlichen Nichtbeachtung der neueren Litteratur. Denn zwei Jahre vorher hatte sein großer Berliner Kollege Johannes Müller gleichsam noch aus dem Grabe heraus — in einer nachgelassenen Schrift — gerade diese Frage bis zu einer gewissen Grenze endgültig erledigt. Müller faßte sie dabei von ganz anderer Seite.

Ehrenberg hatte die Bewohner seiner Tiefsee-Schälchen ohne Skrupel auch für wirkliche Bewohner der tiefsten Oceangründe gehalten. Es ist aber oben schon gesagt, daß die Radiolarien ausnahmslos schwimmende Geschöpfe sind und, allerdings von den großen Tiefen unten an, bis zur Oberfläche herauf alle Schichten der kolossalen Wassersäule je nach Neigung der einzelnen Arten beleben. Dieser wahre Sachverhalt legte nahe, daß die damalige Zoologenschule, die anfing, die Meeresoberfläche mit dem Mullnetz abzusuchen, ebenso auf Radiolarien stieß wie der alte Ehrenberg daheim vor seinen trockenen Schlammproben der Tiefsee, und zwar diesmal auf lebendes Material. Der treffliche Zoologe Thomas Huxley, nachmals als Vorkämpfer Darwins weltbekannt, damals aber noch bescheidener Schiffsarzt auf einem Australienfahrer, kam zuerst dazu. Er fand 1851 winzige lebende Schleimklümpchen im Ocean, die zu Kolonien zusammenhielten und jedes für sich ein zierlichstes Kieselskelett besaßen. Unglücklicherweise wußte aber Huxley jetzt wieder nichts von Ehrenbergs Kieselschälchen. Er beschrieb seine Wesen ganz unabhängig als neue Seetiere. Doch erkannte er sehr klar schon, daß jedes dieser bepanzerten Schleimklümpchen nichts anderes darstelle als eine einzige Zelle. Und da inzwischen von Siebold im System für alle derartigen einfachsten tierähnlichen Formen die gute Gruppe der Urtiere oder Protozoen vorgeschlagen worden war — ein großer Fortschritt —, so zählte Huxley seine Einzeller mit Kieselschalen folgerichtig hierher. Sie waren jetzt wenigstens im richtigen Schubfach des Museums! Aber erst Müller sollte zeigen, welche gewaltige zweite Schublade, nämlich all das Material, das Ehrenberg an solchen Kieselskeletten besaß, noch hier mit hineinzuverladen war.



Hexastylus cochleatus; 400fache Vergrößerung.

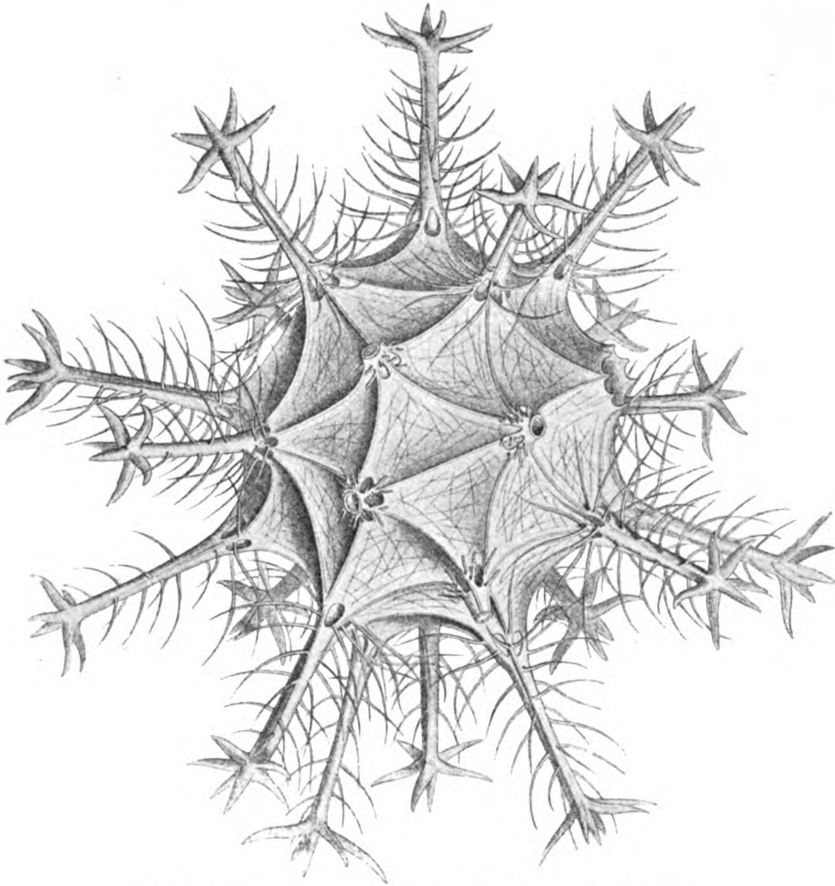
Es ist erzählt, wie Müller jahrelang an die Seeküste zog und die kleine Lebewelt auf der Welle am Fleck studierte. Dabei geriet er schon 1849 auf rätselhafte Gallertfäden. Durch Huxley wurden ihm die Augen geöffnet, was es sein könne. Seit 1855 widmete er sich der seltsamen neuen Urtiergruppe mit wachsender Liebe. Zuerst schienen es ihm aber drei ganz verschiedene Sorten zu sein, die nichts Gemeinsames besaßen. Mindestens aber war die eine davon identisch mit Ehrenbergs geheimnisvollen Tiefsee- und Barbadosgeschöpfen. Und als es endlich doch glückte, alle drei unter einen Hut zu bringen, da erstand, jetzt auch von Müller endgültig so benannt, die wirkliche Klasse der „Radiolarien", ein neuer Zweig der großen Gruppe der Wurzelfüßer bei den Urtieren. Müller hätte seine Radiolarienstudien gleich zu Anfang beinahe mit dem Leben bezahlt, indem sein Schiff an der norwegischen Küste unterging; nach furchtbarem Kampfe mit den Wellen rettete er sich schwimmend ans Ufer, während einer seiner Schüler ertrank. Immerhin lähmte das böse Ereignis etwas seine Leistung, da er fortan sich nicht mehr entschließen konnte, auf seinen Exkursionen an die See selber ein Boot zu besteigen. Auch raffte ihn der Tod ein paar Jahre danach in Berlin in der Fülle der Kraft hin. Noch aber löste er gerade vorher jene Hauptfrage und öffnete damit der ganzen Erkenntnis der Radiolarien eine offene Bahn. Und er gab noch etwas mit, was vollends die reichsten Früchte getragen hat.

Johannes Müller war nicht nur ein For-

scher, sondern ein Lehrer ersten Ranges. Die besten Köpfe der folgenden Zeit auf physiologischem Fachgebiet waren von ihm eingeschult. Einer seiner letzten Schüler war Ernst Haeckel. Dieser Name sollte fortan die ganze Radiolarienkunde beherrschen. Ein Jahr nach Müllers Tode, im Herbst 1859, kam Haeckel, damals fünfundzwanzigjährig und in der ersten Leidenschaft zur Zoologie, nach Messina. Die ersten Fischzüge in dem tierreichen Hafen führten ihn auf die schwimmenden Radiolarien. Das war bestimmend für viele Jahre seiner Bahn. Er studierte das Material an der Hand der letzten Müllerschen Abhandlung, fand eine Masse neuer Arten hinzu, ersann Methoden, wie die schönen Skelette zu isolieren seien, zeichnete und malte die Weichteile nach der Natur, die Kieselschalen mit Hilfe der Camera lucida und arbeitete sich in alle irgend hierher gehörigen Probleme specieller wie allgemeiner Art mit einer Energie ohne Gleichen ein. Schon 1862 erschien im Verlage von Reimer in Berlin seine große Monographie der Radiolarien, ein Folioband Text von fünfhundertzweiundsiebzig Seiten und ein Bilderatlas von fünfunddreißig Kupfertafeln, sämtlich von Haeckels künstlerischer Meisterhand selbst entworfen. Das Werk ist noch heute eine der schönsten zoologischen Monographien, die das ganze Jahrhundert hervorgebracht hat. Es zeichnete sich vor ähnlichen Versuchen, eine kleine Provinz des Tierreichs bis in jeden Winkel erschöpfend darzustellen, ganz besonders noch durch die glänzende, in einem Guß dahinströmende stilistische Behandlung, sowie die Fülle weiter Gesichtspunkte für die allgemeinen biologischen Probleme der Zeit aus. Die Radiolarien, so lange vernachlässigt, zählten fortan unter die Paradebeispiele fachwissenschaftlicher Durcharbeitung. In Haeckels Leben selbst bedeutete das Buch aber gleichzeitig noch eine große Wende. Auf Seite 231 findet sich ein Bekenntnis, das heute ein geschichtliches Interesse hat. Haeckel bekannte sich darin öffentlich zu Darwin, dessen entscheidendes Buch drei Jahre früher erschienen war. Der äußere Erfolg war, daß für die nächsten Jahre der „Kampf um Darwin“ zu Haeckels Lebensaufgabe wurde. Diese Linie, deren Ausläufe allgemein bekannt, ja in weiten Kreisen, wenn die Rede auf Haeckel kommt, eigentlich **nur** bekannt zu sein pflegen, braucht hier nicht verfolgt zu werden. Sie erklärt aber, warum in den folgenden vierzehn Jahren seine Thätigkeit wesentlich auf anderen und zum Teil allgemeineren Gebieten lag als bei den Radiolarien selbst. In dieser Zeit ruhte der Fortschritt in der Erkenntnis dieser seltsamen Kieselorganismen zunächst runde neun Jahre gleichsam auf den Lorbeeren des großen Haeckelschen Vorstoßes aus. Erst 1871 kam Cienkowski mit einer neuen Entdeckung von hoher Bedeutung, einer Entdeckung, die abermals eine wahrhaft brennende Probe für die Verwickelung tiergeschichtlicher Fragen geliefert hat.

Haeckel hatte sich natürlich gehütet, zu der Anschauung Ehrenbergs zurückzukehren, daß die Besitzer so köstlicher Kieselskelette deshalb notwendig hoch organisierte Tiere etwa vom Range eines Seesterns sein müßten. Auch ihm blieben sie äußerst niedrig stehende Wurzelfüßer von der untersten Grenze des Tierreiches. Gleichwohl mußte er bestreiten, daß diese Radiolarientiere noch nicht zu der Stufe der Zusammensetzung aus **mehreren Zellen** fortgeschritten seien. In der weichen Gallertmasse ihres äußeren Leibes jenseits einer gewissen immer vorhandenen innersten Centralkapsel lagen gelbe Körper, die unzweideutig echte Zellen waren. Echte Zellen in der Mehrzahl. Da half nichts: diese Geschöpfe waren mindestens vielzellig, mochten sie auch sonst noch so echte Urtiere vom Wurzelfüßerschlage sein. Die Frage über Einzelligkeit und Vielzelligkeit der lebenden Wesen überhaupt mußte nun in den folgenden Jahren gerade im Gefolge der Darwinschen Idee sehr wichtig werden. Im Sinne Darwins hatten sich die höheren Wesen aus niedrigeren entwickelt. Das führte zuletzt notwendig darauf, daß alle Wesen, die aus einer Mehrheit von Zellen zusammengesetzt waren, von solchen abstammten, deren ganzen Leib nur eine einzige Zelle bildete. Die Einzeller waren die wirklichen Urformen aller vielzelligen Tiere und Pflanzen. Das rückte diese Einzeller plötzlich in ein blendendes Licht und den ganzen Gegensatz mit. Haeckel selbst beschrieb echt einzellige Wesen, die sogenannten Moneren, die dem strengen Begriffe der Einzelligkeit im ver-

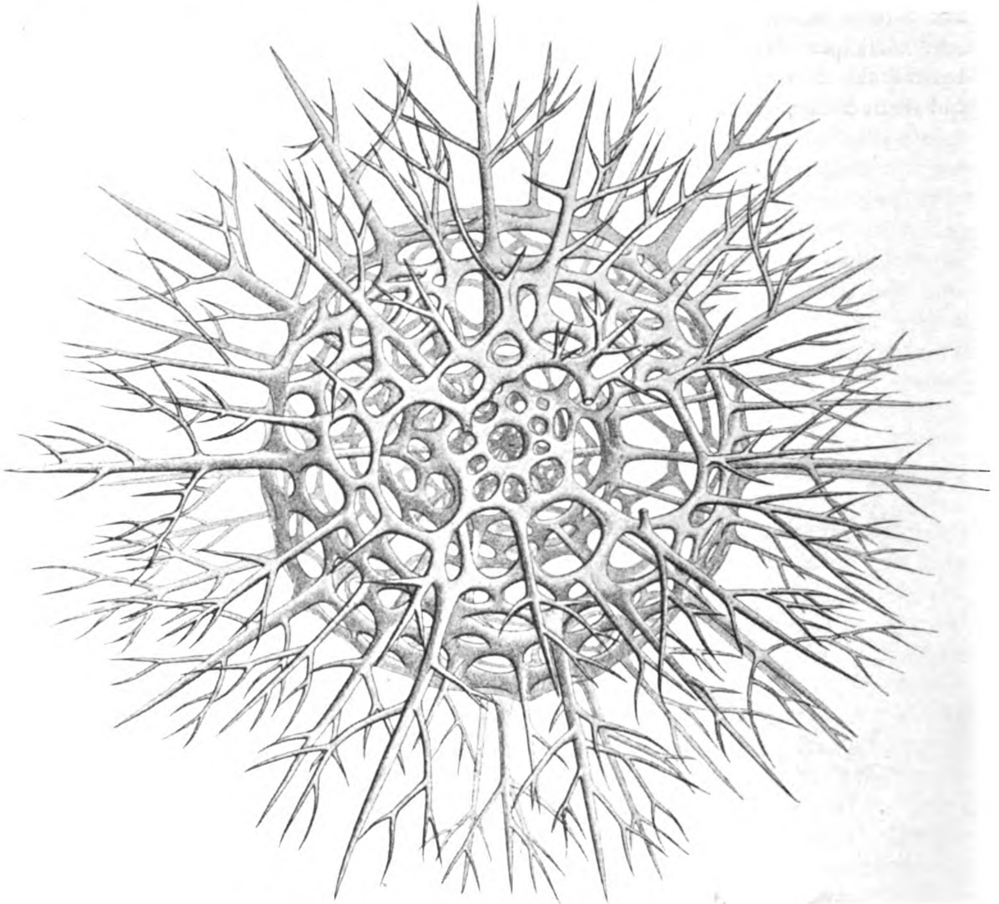
wegensten Sinne zu entsprechen schienen und als die wahren Ahnenbilder der äußersten Stammbaumecke jenseits von Tier und Pflanze angesprochen wurden. Inmitten der Debatten darüber bedeutete es nun einen wirklich sehr mächtigen Fortschritt für die Radiolarienkunde, daß Cienkowski den Nachweis anbahnen konnte, daß auch diese Radiolarien nicht so sonderbar, wie man meinen sollte. Sie wiederholt nur, was im verwickelten Getriebe des Lebens noch öfter vorkommt. Wir alle wissen, wie gewisse Tiere in anderen schmarotzern: der Bandwurm im Hund, in der Katze, ja in uns selbst. Auch Pflanzen schmarotzern auf anderen ganz ähnlich: so die Mistel auf den Kiefern des Waldes.



Circostephanus coronarius; hundertfünfzigfache Vergrößerung.

doch echteste Einzeller seien, also der großen Urgruppe im Stammbaum angehörten. Jene gelben Zellen in der Leibesmasse der kleinen Kieselwesen gehörten gar nicht zu diesem echten Leibe: es waren fremde Geschöpfe, die sich bloß gewohnheitsmäßig inmitten des Radiolars aufhielten. Und zwar waren es selber einzellige Geschöpfe, doch solche, die in ihrer Atmungs- und Ernährungsart mehr den Pflanzen ähnelten, also sogenannte Urpflanzen. Die Sache klingt ja an sich schier unbegreiflich. Und doch ist sie Daß einzellige, noch völlig urtümliche Wesen in höheren Tieren schmarotzern, ist eine Thatsache, die wir neuerdings in immer bedenklicherem Umfange kennen gelernt haben: sind doch alle die bösen Bazillen, die unser Leben bedrohen, nichts anderes als solche winzigen Eindringlinge, die in uns leben wollen und uns dabei in Mark und Bein hinein vergiften. Warum sollen also nicht auch einmal im einzelligen Urtier, dem Radiolar, einzellige Urpflanzen schmarotzern? Die Sache scheint aber noch etwas anders

zu liegen. Das häusliche Leben dieser gelben Pflanzenzellen im Leibe des Radiolars scheint nicht auf ein Schmarotzertum im groben Sinne hinauszulaufen, sondern vielmehr auf eine Art willkommener Schutzgemeinschaft zwischen Radiolar und Pflanze. Auch für solche Schutzgemeinschaften, bei denen jeder Teil auf seine Kosten kommt, giebt es Beispiele genug im Reich des Lebendigen. Den bekanntesten Fall bilden die sogenannten Flechten. Früher führte man sie im System als besondere Pflanzengruppe auf. Heute weiß man, daß sie zu stande kommen durch eine engste Genossenschaft von Pilzen und Algen, die sich zu einem Ganzen miteinander verschlingen. Der Pilz nützt dabei durch seine Lebensgewohnheiten und Fähigkeiten der Alge und die Alge umgekehrt wieder dem Pilz. Ähnlich müssen wir uns den Sachverhalt bei den Pflanzenzellen in der Zellmasse des Radiolars vorstellen. Der gegenseitige Nutzen liegt auch hier auf der Hand. Das Radiolar hat die Atmungsart der Tiere: es braucht Sauerstoff und scheidet Kohlensäure aus. Die in ihm lebende Pflanze dagegen zersetzt wie alle Pflanzen im Lichte Kohlensäure und giebt Sauerstoff ab. So kommt jede Partei zu Gewinn bei der Genossenschaft. Man bezeichnet diesen und ähnliche Vorgänge als „Symbiose“, gemeinschaftliches Leben.

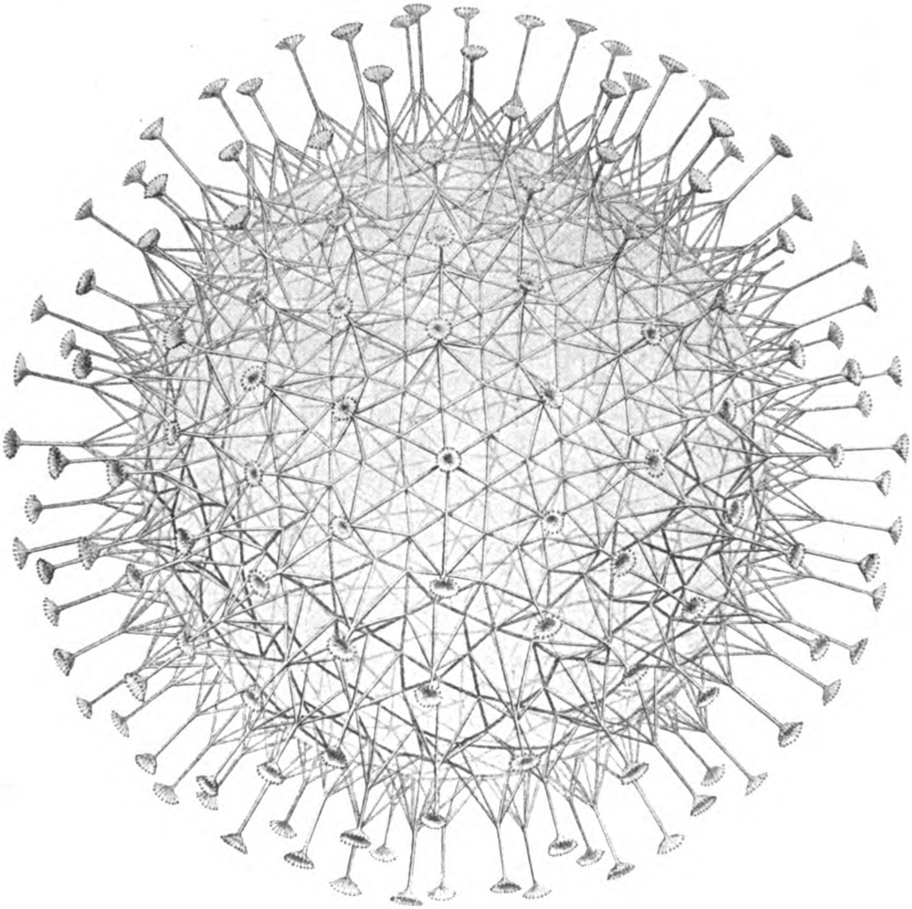


Cromyodrymus abietinus; dreihundertfache Vergrößerung.

Nachdem diese verwickelte Geschichte einmal durchschaut war, stand natürlich nichts mehr im Wege, nunmehr das Radiolar selber wieder als nur aus einer einzigen Zelle bestehend aufzufassen. Richard Hertwig hat das im Verlaufe der siebziger Jahre in korrekter Weise dargelegt und allgemein ein-

geführt. Inzwischen hatte aber auch der alte Ehrenberg, der immer noch lebte, mikroskopierte und systematisierte, seine Radiolarienstudien keineswegs aufgegeben. 1872 und 1875 faßte er alles noch einmal genau zusammen, was er über die Radiolarien der versteinerten Vorwelt wußte. Er kam aber nach wie vor über einfaches Abzeichnen und Benennen der Kieselschälchen nicht hinaus. Alles, was die Zwischenzeit über den lebendigen Organismus seiner Lieblinge gebracht, ignorierte er. Für ihn gab es keine „Radiolarien" als Gruppe der einzelligen Urtiere. Die ganze Zellentheorie, seit bald vierzig Jahren jetzt die Grundlage aller biologischen Forschung, war ihm eine Modethorheit, die er, es habe wohl überhaupt noch kein Forscher ein lebendes Radiolar thatsächlich beobachtet.

Es ist, als gehe durch eine solche Gestalt wie Ehrenberg die Scheide zweier Epochen der Naturforschung: der alten, die im Museum saß und mit Naturmerkwürdigkeiten spielte wie mit kuriosen Raritäten; und der neuen, die mit der lebendigen Natur wirklich lebte wie ein Freund und aus dieser Freundschaft Welten des Gedankens schöpfte. Für die Radiolarienforschung war es kein Verlust mehr, daß Ehrenberg genau in dem Jahre starb, da der „Challenger" mit dem größten Radiolarienmaterial, das je gesehen worden war, in Portsmouth einlief. Hier



Auloscena mirabilis; fünfzigfache Vergrößerung.

er nicht mitmachen mochte. Von Haeckels Monographie kannte er nicht einmal den richtigen Titel. Und bis zu allerletzt meinte

beginnt das letzte und großartigste Kapitel in der Geschichte unserer Radiolarienkenntnis.

Von den dreiundeindrittel Millionen der Challenger-Unkosten waren mehr als zweiundeindrittel für die Expedition selbst verbraucht. Den Rest hat in den folgenden zwanzig Jahren die Herstellung des wissenschaftlichen Reisewerkes aufgezehrt. Heute ist das Werk vollendet, schon räumlich ein Reisebericht von Dimensionen, mit denen sich nur ein Werk ganz vom Anfang des Jahrhunderts im Plan vergleichen läßt, das aber nie fertig geworden ist: die Riesenarbeit Alexander von Humboldts über seine Fahrten in Süd- und Mittelamerika. Humboldt hat schließlich dreißig Quartanten und Folianten herausgebracht. Der „Challenger-Bericht“ umfaßt fünfzig Bände mit rund dreißigtausend Quartseiten Text und über dreitausend lithographischen und Kupfertafeln. Es war von Beginn der zwanzigjährigen Arbeit an außer Frage, daß diese Herkuleslast nicht ein einzelner Bearbeiter tragen könne. Auch Humboldt hat ja seiner Zeit die ganze Elite der Forschung in Bewegung gesetzt. Aber schon die Verteilung der Arbeit und Oberleitung erforderte eine vorzügliche und ausdauernde Kraft. Thomson, der die Expedition selbst so glücklich geleitet, brach schon zu Beginn der Ausarbeitung daheim zusammen. Die Strapazen der Fahrt waren ungeheure gewesen. Mehrere der besten Teilnehmer büßten sie noch nachträglich mit dem Leben. So auch Thomson, den ein Gehirnleiden aus der Bahn warf. 1882 hat ihn der Tod erlöst. An seine Stelle trat John Murray, sein erster Assistent. Keine bessere Kraft konnte sich der Sache widmen. Mit Hilfe von sechsundsiebzig Mitarbeitern wurde von ihm das grandiose Unternehmen nun wirklich bis zur Neige durchgeführt. Als ein schönes Zeugnis englischer Unbefangenheit war dabei zu vermerken, daß die Mitarbeiter lediglich nach wissenschaftlichen Rücksichten gewählt wurden, also, wo es not that, auch unter Nicht-Engländern. Und gerade dieser Zug wurde bedeutsam für die Radiolarien.

Haeckel war für sie die unbedingt höchste Autorität unter den Zoologen aller Nationen. Also wurde Haeckel damit betraut. Erst unter seinen Händen ist dann offenbar geworden, was für einen Reichtum man auf dem Radiolariengebiet eingeheimst hatte in jenen sechshundert Kisten heimgebrachter Naturalien.

„Ich werde nie,“ erzählt Haeckel selbst, „das Erstaunen beim ersten Anblick derselben vergessen, als ich im August 1876, der freundlichen Einladung meines lieben Freundes Paul Rottenburg in Glasgow folgend, der dort tagenden British Association beiwohnte; ein großer Teil der Sammlungen war dort ausgestellt, und die allgemeine Übersicht über die Resultate der Expedition wurde mitgeteilt. Unvergeßlich ist mir insbesondere ein Sonntagvormittag, den ich zusammen mit Sir Wyville Thomson, Carpenter und John Murray zubrachte; Hunderte von ‚Stationspräparaten‘ wurden gezeigt, d. h. von jenen mikroskopischen Präparaten, welche unmittelbar nach dem Heraufziehen des feinen Netzes durch Behandlung mit Alkohol, Färbung mit Carmin und Einbettung in Kanadabalsam auf den einzelnen 354 Beobachtungsstationen angefertigt waren. Jedes einzelne dieser Präparate enthielt zahlreiche (oft mehr als hundert verschiedene) Lebensformen, die vielen verschiedenen Klassen angehörten; alle aber wurden übertroffen von den wunderbaren Gestalten einer einzigen Klasse einzelliger Urtierchen, den Radiolarien.“ Der Eindruck dieses Sonntagmorgens entschied bei Haeckel über die Arbeit von zehn Jahren. Er hatte auf drei bis fünf gerechnet, es wurden aber zehn. Dann erschienen als achtzehnter Teil des „Challenger-Berichts“ drei Bände von im ganzen 2750 Druckseiten aus seiner Feder: eine zweite Monographie der Radiolarien, unvergleichlich umfangreicher als die erste. 140 Bildertafeln illustrierten sie. Wie reich das Material auf einmal geworden war, lehrt die einfache Ziffer der neu beschriebenen Arten: es waren 3508! Müller hatte fünfzig lebende Radiolarienarten gekannt. In Haeckels Prachtwerk von 1862 kamen 144 neue Arten hinzu. Im ganzen stand die Kenntnis bis auf das „Challenger-Werk“ bei 810 Arten. Jetzt wuchs die Ziffer sofort auf 4318. Und diese 4318 Arten verteilten sich über 739 Gattungen, 85 Familien, 20 Ordnungen und 4 Legionen. Ein unglaublicher Formenreichtum — bei Urtieren von so einfacher Grundorganisation! Vielleicht giebt es keine zweite Thatsache, die so angethan ist, Respekt vor dem zu wecken,

was man „Leben“ nennt. Die Kraft dieses Lebens, Formen und immer wieder Formen in unerschöpflicher Fülle aus sich heraus zu gebären, erscheint vor diesen Kleinsten in ihrer vollen Größe. Es mag zum Vergleich der 4318 Radiolarienarten dienen, daß die ganze Klasse der Säugetiere noch nicht dreitausend Arten umfaßt. Haeckel selbst ist aber der Ansicht, daß mit seiner Arbeit noch lange nicht einmal das „Challenger-Material“ erschöpft sei, geschweige denn alles, was die Oceane der Erde wirklich an Radiolarien noch besitzen dürften.

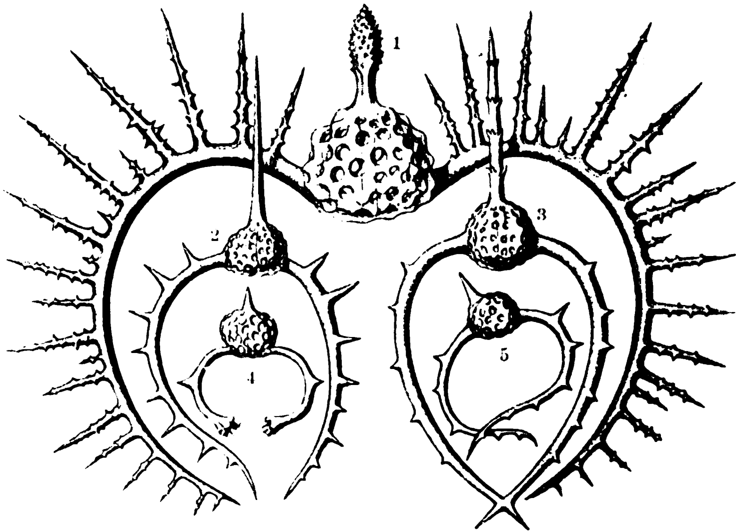
Der Text auch des Radiolarienteiles des „Challenger-Berichts“ ist selbstverständlich in englischer Sprache erschienen. Inzwischen hat der deutsche Verfasser aber (1887 und 1888) erfreulicherweise auch eine deutsche Ausgabe der wichtigsten Textteile als zweiten, dritten und vierten Band seiner Monographie im Reimerschen Verlage veröffentlicht. 106 Bildertafeln der englischen Ausgabe sind auch hier beigefügt. Leider liegt es in der Natur der Dinge, daß derartige Prachtbände größten Formats mit luxuriösen Tafeln im Buchhandel auch einen Preis vom „größten Format“ besitzen. Ein vollständiges Exemplar aller vier Bände der deutschen Monographie kostet 180 Mark. Für die Specialforschung selbst ist das weniger wichtig, da es hier ja wesentlich darauf ankommt, daß Bibliotheken und Institute das Werk für den gemeinsamen Gebrauch vieler anschaffen. Sehr schade ist dagegen, daß in weiteren Bildungskreisen diese wundervollen Bildertafeln bisher so sehr wenig bekannt geworden sind. Es handelt sich dabei, wie der erste Blick auf die mitgeteilten Proben zeigt, keineswegs bloß um Tierbilder für das zoologische Interesse. Auch das wird ja bei uns mit jedem Jahr ein allgemeineres. Wie viel tausend und tausend Gebildete, die gewiß nicht zum „Fach“ gehören, haben sich nicht in den letzten Jahrzehnten an den köstlichen zoologischen Bilderbüchern der Brehm und Mützel, Vogt und Specht und anderer immer wieder erfreut und weitergebildet. Aber hier kommt noch etwas viel umfassenderes in Fluß. Die ästhetischen Interessen werden aufs nachhaltigste berührt. Das erweitert den Interessentenkreis aber alsbald ins unendlich Größere. Ich meine das jetzt nicht bloß der vorzüglichen Ausführung dieser Radiolarientafeln wegen. Ganz gewiß ist sie schlechtweg allerersten Ranges. Haeckel, treu unterstützt durch die kunstfertige Hand von Adolf Giltsch in Jena, hat das Schöne, das wiederzugeben war, seinem Rang entsprechend mit allen Mitteln höchster Kunst dem Bilde gewonnen. Aber das Grundlegende war eben doch die Natur selbst. Diese Natur, die im Reiche des atomistisch Winzigen, jenseits unserer leiblichen Sehgrenzen, den weichen, an sich formlosen Protoplasmaleib niedrigster Urtiere mit der Gabe ausgerüstet hat, rhythmische Gebilde von vollkommener Schönheit hervorzubringen. Das Bild sagt hier alles. Es reicht die Hand zu einem Wege, der bei der Ästhetik anfängt und in den tiefsten Gründen der Philosophie endigt.

Haeckel hat nun kürzlich die ersten Hefte eines neuen Werkes in die Welt geschickt, das ebenfalls eine Fülle schöner, zum Teil farbiger Tafeln bringen soll, dabei aber diesmal ausgesprochen zum Zweck volkstümlicher Belehrung gedacht ist. Es erscheint in zwanglosen Heften von je zehn Tafeln mit populärem Text, jedes Heft einzeln verkäuflich zu dem überaus geringen Preise von drei Mark. Das Werk behandelt alle möglichen Objekte aus dem Tier- und Pflanzenreich, ausgewählt nach einem einzigen Gesichtspunkt. Auch Radiolarien sind gleich auf dem ersten Blatt in schönster Auswahl vereinigt. Aber der Gesamttitel heißt: „Kunstformen der Natur“ (Leipzig und Wien, Verlag des Bibliographischen Instituts). Prägnant faßt dieses Wort den Begriff, unter den auch das „Merkwürdige“ der Radiolarien fällt.

Haeckel denkt sich, daß diese von ihm gewählten und künstlerisch wiedergegebenen Objekte der organischen Natur ausübenden Künstlern eine Fülle geradezu von Vorlagen, Motiven, Anregungen gewähren könnten. Zweifellos ein bedeutender, fruchtbringender Gedanke. Immer ist es ja die Natur gewesen, aus der der Künstler als ewigem Lebensborn geschöpft hat. Aber keineswegs immer, ja man kann mit gutem Recht sagen: so gut wie gar nicht bisher (mit wenigen Ausnahmen!) ist es der Naturforscher gewesen, der dem Künstler dabei entgegen-

kam. Die Ecke, wo er die Welt des sinnlich Sichtbaren am meisten erweiterte — im vergrößernden Mikroskop — blieb dem Künstler fremd. Und nicht nur dem Künstler. Der Ästhetiker vom Fach wußte nichts davon zu sagen. So blieben Beziehungen lange unfruchtbar, die im rechten Bruderbund das Beste für beide Teile zeugen konnten. Denn der Gewinn liegt unverkennbar auf beiden Seiten gleich stark. Der Naturforscher beschreibt seine Naturgegenstände zunächst als einfacher Registrator. Nun hat er aber seine Radiolarien auf dem Blatt, treu mit dem Apparat des Mikroskopes und der Camera lucida reproduziert. Da kommt der Ästhetiker, der Künstler hinzu und bricht in den Ruf der innigen Begeisterung aus: wie schön ist das! Der Naturforscher stutzt und besinnt sich. Er besinnt sich darauf, daß sein Beruf doch auch noch ein höherer ist als der des einfachen Registrierens von Thatsachen. Er soll ja doch auch der „Geschichtschreiber“ der Natur sein. Radiolar und Mensch, alles gehört in diese Geschichte. Der Mensch arbeitet als Künstler eine Welt des Schönen aus sich heraus, und als Ästhetiker schafft er eine Lehre vom Schönen. auch treibend auf dem sonnigen Blau der Mittelmeerwelle von Messina —: es arbeitet Gebilde aus seinem weichen einzelligen Protoplasmaleibe heraus, die wir Menschen als „schön“ bezeichnen. Wir Menschen — Vertreter der Spitze aller tierischen Organisation, Vertreter der „Kultur“, die nochmals diese tierische Stufe um einen ganzen Oberbau überboten hat — wir Menschen, Phidias und Michelangelo und Raphael, Homer und Goethe. Und das sollte nicht zu denken geben?

Es ist gar keine Frage: die „Natur“ auch unterhalb des Menschen ist voll von Objekten, die unserem menschlichen Sinn noch als vollkommene künstlerische Leistung erscheinen, die zweifellos Objekt der Lehre vom Schönen, der Ästhetik, sein müssen. Und das hebt in solchen Entwickelungstiefen schon an, wie beim Radiolar, ja dort setzt es mit einer Energie ein, die verblüfft. Im Grunde und ganz bei Licht besehen, setzt es sogar noch viel früher ein. Man betrachte ein Schneekrystall oder eine Säule Bergkrystall. Da ist die Anlage dieser Dinge schon im Anorganischen, im sogenannten „Toten“. Nach geheimnisvollen Gesetzen der Natur

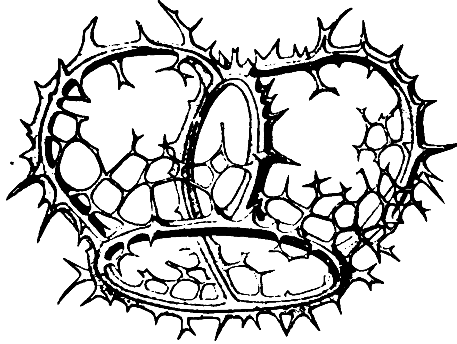


1 Dorcadospyris dinoceras; vierhundertfache Vergrößerung. 2 Dorcadospyris dentata; zweihundertfache Vergrößerung. 3 Stephanospyris cordata; zweihundertfache Vergrößerung. 4 Dendrospyris polyrrhiza; zweihundertfache Vergrößerung. 5 Dorcadospyris decussata; zweihundertfache Vergrößerung.

Das Radiolar in den Schlünden der Tiefsee, in den untersten Schichten vielleicht einer Wassersäule von beinahe Meilenhöhe — oder erscheint eine rhythmische, eine harmonische Ordnung der Stoffteilchen, die uns als „künstlerisch“, als „schön“ entzückt — und

das selbst noch jenseits der Grenze des sogenannten „Lebendigen".

Für den Laien hat allerdings die Frage immer am meisten Gewicht, ob diese Gestalten nun rein „mechanisch" oder ob sie durch einen bewußten künstlerischen Willensakt geschaffen seien. Wenn er hört, daß diese köstlichen Kieselskelette der Radiolarien noch von lebenden Wesen geformt seien, so neigt er dazu, noch an die letztere Art zu denken. Beim Krystall aber erscheint ihm alles notwendig bereits als „mechanisch". Wenn man aber nun die Gebilde selbst vergleicht, wenn man die Ähnlichkeit zwischen Krystall und Radiolarienschale erkennt und wenn man sich sagt, daß gerade das „Schöne" in beiden unverkennbar für unser Auge das Gleiche ist, so muß man schwankend werden, ob jene Unterscheidung wirklich etwas Scharfes aussagt.



Acanthodesmia corona; vierhundertfache Vergrößerung.

Wie allbekannt, führt eine große Schule moderner Naturforscher alle Erscheinungen auch des Lebens nach Möglichkeit zurück auf die Gesetze des einfachen mechanischen Geschehens, wie es auch jede Krystallbildung beherrscht und im Weltall von Stern zu Stern waltet. Das erscheint dem begeisterten Betrachter der Lebenserscheinungen nun wieder leicht als etwas Herabziehendes: das „Leben" scheint ihm minderwertig gemacht, herabgedrückt, weil es „mechanisch" erklärt werden, ins rein „Mechanische" eingegliedert werden soll. Man vergißt aber dabei, daß die Lebenserscheinungen als solche ja in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit bestehen bleiben, daß dagegen umgekehrt der Begriff des „Mechanischen" in solchem Falle ungeheuer gesteigert und in ein ganz neues Licht gerückt werden muß. Wenn ich eine wirkliche Einheit der Natur annehme, in der sich der Gegensatz von mechanisch und lebendig aufhebt, und wenn ich das Wörtchen „mechanisch" dann als die Gesamtbezeichnung wähle, so gebe ich eben diesem Wörtchen eine ungeheure Bedeutung: das ganze Weltmysterium geht darin ein. Wir vertauschen im gewöhnlichen Sprachgebrauch gern „mechanisch" mit natürlich im Sinne von „selbstverständlich". Aber das paßt auf diesen hohen Begriff dann eigentlich gar nicht mehr. Das Mechanische bleibt das einzige letzte größte Wunder im Majaschleier der Welt, das Mysterium, dessen Allgegenwart der Naturforscher wohl nachzuweisen versteht, das er selber aber einstweilen absolut nicht zu enthüllen, zu enträtseln weiß.

Diese Gedanken führen weit hinaus. Ich sagte ja: die Ästhetik der Radiolarien geht unmittelbar in die Philosophie. Immerhin mag die kurze Andeutung zeigen, wie diese Ästhetik aufzufassen ist. Es ist in der verhältnismäßig kurzen Zeit, da wir die Radiolarien genauer kennen, doch schon der eine oder andere Versuch gemacht worden, auch ihre Bildung ästhetisch schöner Formen wirklich rein „mechanisch" zu erklären. Die einzelnen Erfolge sind noch problematisch und brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Aber mag in der Folge dergleichen glücken: im Sinne jener allgemeinen Betrachtungsweise ändert das ja an der eigentlich interessanten ästhetischen Frage nichts. Jene höchste, ganz weltumfassende Definition von „mechanisch" würde ja auch das Gehirn eines Phidias oder Goethe umspannen: in diesem Punkte unterschieden sich der Meister des olympischen Zeus und des Faust nicht von einem beliebigen Radiolar, das in Montblanc-Tiefen des Oceans schwimmt. Was bleibt, ist der ungeheure Unterschied des Grades, der eben ein menschliches Gehirn der höchsten Art und einen menschlichen Organismus überhaupt von einem nahezu organlosen einzelzelligen Urtier, wie es das Radiolar darstellt, trennt. Schon beim höheren Tier, das dem Menschen in etwas näher kommt, sehen wir das Bilden ästhetischer Dinge aus dem einfachen krystallartigen Ausscheiden übertretend in gewisse verwickeltere Hand-

lungen, die sich unserer Kunstbethätigung unverkennbar nähern. Die Heuschrecke, der Frosch, die Nachtigall, der Gibbon-Affe bringen rhythmische Laute von mehr oder minder musikalischem Werte hervor. Es geschieht in der Zeit der lebhaftesten Erregung des ganzen Organismus: in der Zeit der Liebe. Und die Laute werden erzeugt und vernommen als etwas Angenehmes, Erfreuliches, der höchste Lebens- und Glücksgehalt des Tieres konzentriert sich darin. Weibliche Vögel wählen sich das in den Farben ihnen am meisten sympathische: das „schönste" Männchen aus und züchten so unmittelbar schönere Rassen heran. Der Mensch vollzieht dann noch den riesigen Schritt, daß er das Organ zum Werkzeug erweitert: er erfindet Musikinstrumente, züchtet sich nicht mehr durch jene Auswahl bunte Farben am eigenen Leibe, sondern beginnt zu malen, sucht sich Farbstoffe, projiziert seine Wünsche nach außen in ornamentale Gebilde, die er sich mit Hilfe von Werkzeugen „schafft", er bildet in Marmor, er malt auf Leinewand, bis eine Welt der Kunst um ihn her erwächst, die wie ein höherer, gemeinsamer Bau sich über der Menschheit wölbt. Gleichzeitig werden die rhythmischen Mittel der Sprache zur Dichtung gesteigert. Gedankenharmonien mischen sich in die rein formalen Harmoniegebilde, die Ideale des Geistes verketten sich mit denen der Form. Dieser große Weg braucht nicht weiter angedeutet zu werden. Jeder fühlt aber wohl dabei den Nerv von selbst, die ungeheure, aber konstante Linie, die wirklich von dem rhythmisch gebauten Panzer des Radiolars bis zur schaffenden Kunst des Menschen reicht — den Weg von einer Anlage zu einer Erfüllung.

Es war kein Silberschatz, kein wirklicher Nibelungenhort, von dem wir ausgegangen sind. Winzige Schälchen meerbewohnender Tiere niedrigster Art lagen unter dem Mikroskop, eine Messerspitze voll wie eine Prise Schnupftabak. Und doch — welche Bilder dahinter! Meerestiefen, gegen die der grüne Grund des Rheinstroms, der in der Sage das Nibelungengold verschlingt, ein seichtes Rinnlein mit ein paar dünnen Tropfen wird. Und in diesen schwarzen Gaurisankar-Tiefen, nur vom gespenstischen Licht phosphorescierender Fische noch magisch erhellt, ein unendlich geheimnisvoller Schatz, so wunderbar, wie ihn keine Sage träumt: die stille, noch kaum belebte, harrende Knospe des Großartigsten, Edelsten, Glückseligsten, was die Menschheit oben im freien Sonnenlichte spät sich errungen hat — der Kunst.





Heros Lampe.

Novelle
von
Johanna Klemm.

(Nachdruck ist untersagt.)

Die Trauung ist vorüber, und das Hochzeitsmahl nimmt seinen glänzenden Verlauf. Die Neuvermählten sind anstoßend und dankend um den Tisch des Brautgeleites gegangen und dann verschwunden.

In ihrem Zimmer steht die hohe weiße Gestalt der Braut ernst und still und läßt sich Kranz und Schleier abnehmen. Keine Mutter oder Schwester ist dazu da, ihr diesen Dienst zu leisten, und weder Tanten noch Freundinnen hat sie dazu haben wollen. Das junge Dienstmädchen benutzt natürlich die Gelegenheit, zum erstenmal die neue Anrede ihrer Herrin gegenüber zu gebrauchen, doch auf ihr schelmisches: „Wünschen gnädige Frau noch etwas?“ antwortet nur ein kopfschüttelndes: „Du kannst gehen. Sei nachher am Wagen.“

Die Alleingebliebene bewegt sich fast lautlos hin und her und beendet ihre Reisetoilette. In dem stolz geschnittenen weißen Gesicht rührt sich kein Zug, und die dunklen Augen sprechen nichts von dem, was vielleicht in ihrer Seele vorgeht. Kein abschiednehmender Blick trifft ihre Umgebung, nur als sie im Vorbeigehen noch einmal an die knisternde Seide ihres Brautkleides rührt, hält sie an, und mit der Hand in die weißen glänzenden Falten greifend, murmelt sie, wie entrückt:

„Ein Leben hüllst du ein in deine Falten!
Bewahre — was du weißt!“

Dann klopft es, und draußen sagt jemand: „Es ist Zeit.“

Das ist immer so. An die Thür des Mädchenstübchens pocht die Hand desjenigen, der die Bewohnerin für immer aus dem Mädchenleben hinwegführt.

Hier wird er nicht eingelassen. Mit einem deutlichen: „Ich komme!“ schließt die junge Frau ihren letzten Handschuhknopf und geht hinaus. Der draußen Harrende ist eine vornehme Reitergestalt, aber in Reisecivil. Sie legt ihre Hand auf seinen Arm, und so gehen sie stumm die Treppe hinunter. Ohne weiteres Abschiedsgefolge steigen sie in den Wagen, der sie nach kurzer geräuschvoller Fahrt durch sehr belebte Straßen zur Bahn bringt.

Ein höflicher Beamter, der die Dame kennt und weiß, daß er ein hochzeitsreisendes Paar vor sich hat, reißt das Coupé mit

einer Verbeugung auf, und ohne daß ihm mit einem Händedruck etwas bedeutet wird, hält er darauf, daß niemand weiter einsteigt.

Aber als die Thür dann zuschlägt und der Zug sich in Bewegung setzt — kein glückliches Aufatmen, kein rasches sich in die Arme Schließen!

Er ist bemüht, das Fenster heraufzuziehen, und sie räumt das wenige Handgepäck oben in das Netz. Dann drehen sich beide zugleich um und setzen sich einander gegenüber. Sie noch immer blaß und ruhig, während auf seinem Gesicht eine schnelle Röte auf- und niederjagt.

„Alles in allem doch ein anstrengender Tag," sagt sie und lehnt sich leicht hintenüber.

„Ja, es waren schließlich doch eine Menge Menschen da," entgegnet er und faßt nervös in seinen blonden Schnurrbart.

„Freilich, nach meinem Geschmack hätt ich mir die Sache auch einfacher gemacht. Aber du weißt, Franz, es ist lange keine Braut aus unserem alten Hause hervorgegangen, da mußte ich meinem Bruder diesmal zu Willen sein, wenn er es etwas glänzend haben wollte."

„Gewiß."

„Aber nun ist man müde, nicht wahr? Das beste wäre, wir ruhten uns jetzt aus, damit wir nachher beim Einzug etwas frisch sind für unsere Leute. Sie werden uns doch empfangen wollen, wenn es auch spät wird."

„Wie du willst, Jutta. Darf ich dir noch ein Plaid reichen?"

„Danke, ich sitze sehr gut so." Damit schließt sie die Augen und bleibt regungslos in ihrer Ecke.

Der junge Mann heftet einen langen grübelnden Blick auf ihr Gesicht. Ist sie wirklich schläfrig? Jedenfalls will sie sich den Anschein geben. So will er sie nicht beobachten. Seine schlanke, etwas vorgeneigte Gestalt streckt sich, er richtet sich auch in seiner Ecke ein, und nach kurzer Zeit zeigen ruhige tiefe Atemzüge, daß ein Teil dieser seltsamen Hochzeitsreisenden wirklich schläft.

Da öffnet die junge Frau die Augen, und das Gesicht mit der Hand leicht beschattend, blickt jetzt sie forschend in die von der Lampe hell beschienenen Züge ihres Gegenüber. Es ist ein ungewöhnlich sympathisches Gesicht. Sehr jugendlich, offen und jetzt in der Ruhe mit einem Ausdruck heiterer Zufriedenheit, der vorhin, als die etwas schwermütigen blauen Augen offen waren, nicht hervortrat und der jetzt die beobachtende Frau eigentümlich ergreift.

Wie befreit er aussieht, denkt sie. Befreit durch mich, und doch — gefesselt durch mich.

Ein Seufzer will aufsteigen, doch sie unterdrückt ihn und wendet sich dem Fenster zu. Draußen liegt eine Herbstmondnacht mit allem Zauber. Flüssiges Silber rinnt von Bäumen und Büschen, rieselt über Wiesengründe, Türme und Häuser, aber die zwei, die sich zusammen daran erfreuen sollten, die da so nah zusammensitzen, daß ihr Kleid seine Füße streift — die zwei sind weiter voneinander getrennt als die beiden Ufer des breiten glänzenden Stromes, über den sie eben fahren. Wo ist der Anfang jenes Fadens, der sich um das Leben dieser beiden schlingt?

* *
*

Vier Wochen vor dieser Reise saß die schöne Jutta Klausing im Saal des hochgiebeligen alten Patricierhauses am Markt. Sie hatte Besuch, und es ging lebhaft zu in dem mit gediegener Pracht ausgestatteten Raum. In verschiedenen Gruppen saßen und standen etwa ein Dutzend Damen herum, Theetassen in den Händen, plaudernd und lachend, in die wichtigsten Neuigkeiten vertieft. Es war so besonders animiert heute, denn nach der langen Sommerpause war dies die erste derartige Zusammenkunft, und die Reiseerlebnisse boten ausgiebigen Unterhaltungsstoff. Am unterhaltendsten schienen die lebhaften Erzählungen einer jungen Brünette zu sein, vom Manöver — vom Hauptquartier, wie sie sagte, von Biwakfahrten, improvisierten Bällen u. s. w.

Die junge Hausherrin saß etwas abseits von dieser Gruppe in einem niedrigen Lehnstuhl und blickte schweigend in das Feuer, das trotz des ersten Septembertages im Kamin brannte, um den hohen kühlen Saal behaglicher zu machen. Sie schien es mit ihren Pflichten als Wirtin nicht genau zu nehmen, denn sie beteiligte sich wenig an der Unterhaltung. Sie sah, man amüsierte sich, Thee und Kuchen waren genügend in

Bewegung gesetzt, so saß sie schweigend und staunte einmal wieder über die Wichtigkeit, mit der all diese Dinge behandelt wurden. Ihr brannte keine einzige Mitteilung auf der Seele, und obwohl auch sie gereist war, vielleicht am weitesten von allen, drängte es sie nicht, davon zu erzählen.

Man schien es indessen kaum anders zu erwarten, und nur zwei junge Mädchen, die in einer Fensternische angelegentlich flüsterten, fingen eben an, Bemerkungen über sie zu machen. „Unsere liebe Wirtin scheint zu vergessen, daß sie es ist,“ sagte die eine spöttisch, „ich muß nächstens gehen und habe nicht die Ehre gehabt, von ihr beachtet zu sein.“

„Eine Jutta Klausing kann sich das erlauben,“ erwiderte die andere in demselben Ton, „wenn man reich, schön und gänzlich unabhängig ist.“

„Na, weißt du, die Schönheit —“

„Muß man ihr doch lassen!“

„Ich finde, sie fängt stark an, zu verblühen. Hat sie heute wohl eine Spur von Farbe?“

„Nein, aber diese Blässe zu dem rotbraunen Haar gilt ja gerade für interessant.“

„Aber ihre fünfundzwanzig sieht man ihr doch deutlich an, und mein Geschmack ist sie überhaupt nicht. Zu groß und zu hochmütig.“

„Aber sieh, was stecken sie da drüben so die Köpfe zusammen? Cora scheint kein Ende zu finden mit ihren Manövergeschichten.“ Die beiden gesellten sich auch zur Hauptgruppe und hörten gerade, wie die lebhafte Cora mit geheimnisvoller Betonung sagte: „Total zu Ende mit ihm, aber rein aus! Der schönste und beliebteste Offizier im Regiment! Dermaßen verschuldet, daß keine Hilfe mehr möglich sein soll!“

„O, der nette, reizende Mensch! — Der schneidigste Reiter! — Der himmlische Tänzer! — Ist gar keine Rettung?“

Cora zuckte die Achseln. „Es sollen Wechselschulden sein, die keinen Aufschub leiden. — Aber nun muß ich gehen, Kinder, bin zum Abend noch versagt — und mir scheint, für five o'clock tea haben wir uns hier lange genug aufgehalten. Unsere liebe Wirtin wünscht uns vielleicht schon in alle Weiten. Nicht wahr, Jutta?“ wandte sie sich scherzend an diese.

Jutta kehrte langsam den Blick von der Kaminglut ab und sagte: „Wenn ihr euch noch amüsiert, Cora, und bleiben mögt —? Mich —“

„Mich stört ihr nicht, wenn ihr mich nur zufrieden laßt,“ vollendete diese. „Du sitzest abgekehrt wie die gedankenentrückte Senta und läßt den Chor spinnen und schnurren.“

Nun lachte Jutta auch, was ihr stolzes Gesicht sehr verschönte, und fragte: „Nehmt ihr mir's übel? Mich dünkt, ihr habt mich nicht vermißt.“

„Wir kennen es ja schon,“ sagte wieder Cora, die Jutta einen Grad näher zu stehen schien, „ob wir aber nichts vermissen, weißt du darum doch nicht! — Nun aber adieu, allerseits, und Sonnabend bitte bei mir!“

Als die Damen alle fort waren, ging Jutta langsam im Saal auf und ab. Die Dämmerung war jetzt völlig hereingebrochen. Ein Diener brachte zwei verschleierte Lampen herein und dann frisches Theewasser. Vor dem Kamin, auf dem mit Delfter Kacheln ausgelegten Tischchen blinkte die kupferne Maschine, und Jutta trat eben herzu, um die Theebüchse auf ihren Inhalt zu prüfen.

„Guten Abend, Schwester,“ sagte da eine Männerstimme, und mit: „Guten Abend, Geert,“ nickte sie dem Eintretenden zu.

„Wie sieht es denn hier aus? So eigentümlich belebt — — ah, war heute Spinnstube bei dir?“

„Ja,“ sagte Jutta lächelnd, „zum zweitenmal heut dieser Vergleich! Und er ist treffend. Was haben sie heut wieder geschnurrt und gelurrt, Neuigkeiten durchgehechelt und Schicksalsfäden gesponnen!“

„War denn was Amüsantes darunter?“

Jutta zuckte die Achseln. „Es ist ja immer dasselbe. Ob in den altmodischen dörflichen Spinnstuben oder im großstädtischen Salon: wo die Mädchen versammelt sind, sprechen sie von ‚ihm‘! Ob ihr das wohl wert seid, ihr Herren der Schöpfung?“

„Müssen wir doch wohl,“ meinte der Bruder trocken. „Daß du dich zu dieser Einsicht nicht bequemen willst, ist eben deine Eigentümlichkeit.“

„Wenn's mehr Männer gäbe wie mein einziger Bruder, ich thät's schon eher!“

„Mit dieser Überschätzung stehst du nun wieder vereinzelt da, Schwesterchen,“ sagte Geert.

Sie ging auf den Neckton ein und entgegnete heiter: „Doch nicht ganz. Ich kenne eine, die mir recht giebt.“

Da lenkte er ab und sagte in anderem Ton: „Übrigens, was ich dir noch erzählen wollte, der Vetter Franz Klausing ist nun auch vor die Hunde gegangen, der alte nette Junge!“

„O —“ machte Jutta interessiert, „wieso denn?“

„Verschuldet, gänzlich zu Ende, unbegreiflich.“

„Woher weißt du es?“

„Es ist allgemeines Gespräch. Er steht doch seit vorigem Winter in K. und erfreute sich einer so riesigen Beliebtheit, auch hier. Zu unseren Bällen kam ja immer die ganze Garnison herüber. Du hast sein Erscheinen verpaßt, weil du darauf bestandest, nicht mehr zu Ball zu gehen.“

„Wie ist es denn gekommen?“ forschte Jutta, ohne seine letzten Worte zu beachten. „Ehrenschulden? Haftet irgend etwas Schimpfliches an ihm?“

„Das nicht, es ist nur seine unglaubliche Naivetät und Harmlosigkeit in Geldsachen, die ihm schließlich den Hals bricht. Er hat geliehen, geschenkt, gutgesagt, Wechsel unterschrieben — genug, in ihm gipfelt scheinbar der fabelhafte Leichtsinn der anderen Klausingschen Linie —“

„Die nicht aus dem alten Kaufhause entsprossen,“ fiel Jutta ein. „Schade um ihn, sehr schade. Er war früher, wie du selbst zugestehst, ein so prachtvoller Junge. Wir waren doch einmal Spielgefährten, wenn wir uns als Kinder bei der Großtante in Steinbruch trafen. Franz war immer der Kavalier! Der Helfer und Ritter in allen kleinen Nöten — so fröhlich und gutmütig! Warum er uns nur später so ganz vernachlässigt hat?“

„Ja,“ sagte Geert achselzuckend, „du weißt wohl, das Wörtchen ‚von‘ hat immer wieder trennend zwischen den verschiedenen Zweigen des alten Stammes gestanden. Außerdem — drüben die Offiziere — hier die Kaufleute, es hat nie gestimmt.“

„Hat er gar keine Aussichten mehr auf irgend eine Erbschaft?“

„Nein. Das Letzte von Großonkel Fritz ist auch schon draufgegangen. Denke dir“ — Geert erhitzte sich jetzt merklich — „das Geld hat er nicht einmal mehr belegt! Es waren ja nur ein paar Tausend Mark, aber er soll sie einfach in seinen Schrank gelegt und jedem Kameraden, der in augenblicklicher Verlegenheit zu ihm gekommen, gesagt haben: ‚Da, hol dir was raus!‘“

Jutta lachte, und Geert sah sie erstaunt an. „Du lachst?“

„Verzeih, ich konnte nicht anders. Uns Geschäftsleuten klingt doch das wie ein Märchen, nicht wahr?“

„Schlimm genug, wenn's Wahrheit ist.“

„Ist denn keine Hilfe?“ fragte sie wieder ernst.

„Vielleicht durch eine Geldheirat. Man spricht von einer Dame der Finanzwelt in Berlin. Es giebt ja genug Vermittler für dergleichen.“

„Ach,“ sagte Jutta überrascht, „dasselbe habe ich heute schon einmal gehört, ohne mir viel dabei zu denken. So war es Franz, von dem die Mädchen sprachen! Armer Franz!“

„Ich kenne dich kaum wieder, Jutta, du ergehst dich hier in mitleidigen Ausrufen, während du sonst bei solchen Anlässen mit schärfstem Urteil bei der Hand bist. — Doch jetzt entschuldige mich, ich habe noch zu schreiben.“

Er stand auf und ging in sein Arbeitszimmer. Jutta blieb noch sinnender und ernster zurück, bis sie plötzlich mit einer jähen Bewegung aufsprang und wieder ruhelos durch den Saal wanderte.

Am nächsten Abend, als die Geschwister zur nämlichen Stunde am selben Platz zusammentrafen, lag in Juttas sonst so gehaltenem Wesen etwas unruhig Gespanntes. Sie ging kaum auf des Bruders Unterhaltungsversuche ein, bis er mit dem Thee fertig war und eine Cigarre nahm. Da brachte sie mit einer raschen Wendung das Gespräch wieder auf Franz von Klausing und sagte dann mit klaren Worten, sie habe sich entschlossen, den unglücklichen Vetter zu retten.

Geert traute seinen Ohren kaum, aber da er Juttas ernsten Ausdruck sah und überhaupt seine Schwester kannte, nahm er die Sache auch sofort ernst und sagte langsam: „Du bist allerdings mündig. Du kannst dein Vermögen, das in unserem alten Handels-

hause steckt, jeden Tag von mir fordern. Aber — ich hätte dir nicht eine solche — Romantik zugetraut."

„Das ist gelinde ausgedrückt, lieber Geert," sagte Jutta ruhig. „Nein, der Anteil, den ich durch mein Vermögen am Geschäft habe, soll nicht angetastet werden, soviel kaufmännisches Blut hab ich doch auch in den Adern!"

„Aber wie anders — ich verstehe nicht!"

„Denke an Steinbruch, Geert, an das schöne, herrenlose Gut!"

„Jutta!" Geert war aufgesprungen und sah seine Schwester ungläubig an. Auch sie stand langsam auf, und mit ernsten Augen seinen Blick aushaltend, sagte sie:

„Ja, ja, starre mich nur an! Ich weiß ganz genau, was ich sage. Ich kenne das Testament der Großtante ja nur zu gut, du hast mir ja eine Abschrift machen lassen — zur Warnung!" Ein schwaches Lächeln glitt über ihr Gesicht, dann nahm sie vom Seitentisch ein Papier und entfaltete es langsam. Den Eingang übergehend, las sie mit klarer, ruhiger Stimme folgendes:

„— so bestimme ich, daß mein schuldenfreier Besitz, das Gut Steinbruch nebst der Meierei Zeschwitz, in der weiblichen Linie unserer Familie forterben soll.

Ich habe ein einsam Leben hinter mir. Meinen Mann mußte ich früh begraben, und kein Kind hab ich aufgezogen. So habe ich alle Liebe und alle Kraft an dieses Stück Erde gesetzt, und der Boden hat mir's gedankt. Ich übernahm das Gut in vernachlässigtem Zustand, und jetzt gehört es zu den besten des Landes.

Und weil nun hieran zu ersehen ist, was Frauenwille und Frauentüchtigkeit vermögen, so will ich, daß Steinbruch ein Frauengut bleibt. Die Männer unseres Stammes sind auf der einen Seite am liebsten Soldaten, auf der anderen Kaufleute. Die letzteren haben Kapital genug, die anderen verstehen samt und sonders nicht zum besten mit Geld umzugehen und einen Besitz zusammenzuhalten. Wie es nun immer Majorate und manch ähnliche Einrichtungen gegeben hat, so verfüge ich, daß diesmal die Töchter unseres Geschlechts einen Vorteil haben sollen. Es sind nicht viele da — der Franz hat nur eine, der Fritz keine, in Solpin sind zwei — genug aber, sie haben, ich kann's wohl sagen, eine tüchtige Art an sich, der ich traue. Aber — bei dem freien, selbständigen Sinn, der unseren Frauen von jeher eigen, liegt auch eine andere gefährliche Eigenschaft. Sie mögen sich nicht fügen, nicht geben, sie haben auch keine Lust zum Heiraten.

Da war schon zu meiner Zeit die Marianne, die mußte durchaus die Malkunst lernen, und als sie was konnte, da lebte sie selbst wie ein Mann und dachte nicht daran, einen zu nehmen. Dann war meine Schwester Josephine, die konnte den nicht kriegen, den sie mochte, und wollte fortan vom Freien nichts wissen. Und die Brigitt gar, die meinte, der ledige Stand sei Gott wohlgefälliger als der eheliche! Und endlich war eine, die war so verarmt mit all den Ihren, daß sie dem, der sie dennoch freien wollte, aus lauter Zartgefühl und Edelmut einen Korb gab, weil sie sagte, sie wollte ihm nicht ihre ganze Familie aufhängen. Und somit kam sie um ihr Glück, und das hat mich gejammert. Denn ich meine — was auch die anderen sagen — ein Frauenzimmer ist immer am besten daran, wenn's einen guten Mann findet. Und es braucht nicht immer just ‚der Eine' zu sein, es kann manchmal ebensogut ein anderer werden. Man muß nicht eigensinnig sein. Und was sie Leidenschaft nennen, und wovon in den Büchern gefabelt wird — Kinder, wo bleibt das in des täglichen Lebens Mühe und Arbeit? Mit Achtung, gutem Willen und Opferbereitschaft kann auch ein dauerhaftes Glück zu stande kommen.

Also will ich: Tritt eine meiner Nichten oder Großnichten das Erbgut an, so muß sie verheiratet sein. Ist dies bis zum achtundzwanzigsten Jahre nicht der Fall, so geht sie ihrer Ansprüche verlustig, und es kommt die nächste an die Reihe.

Wer aber das Gut erhält, soll es nicht verwalten lassen, sondern darauf wohnen und eine tüchtige Hausfrau werden, bei der die Ihren wohlgeborgen sind."

Gelassen legte Jutta das Papier wieder in die alten Brüche, und nach einer kleinen Pause sagte sie: „Du weißt, wie es gekommen ist. Onkel Franzens Tochter ist

jung gestorben, von den Solpiner Mädchen ist die älteste Diakonissin, die zweite wieder Malerin geworden wie die Tante Josephine. Von der folgenden Generation bin ich die älteste."

„Und du, du wolltest Franz retten, indem du ihn heiratest und somit Herrin des Gutes wirst?" fragte Geert, noch immer aufs äußerste betroffen.

Jutta lächelte herbe. „Sieh es an wie eine von den Absonderlichkeiten der Frauen in unserer Familie, wovor die Großtante warnt."

„Das hätte ich in dir am wenigsten gesucht."

„Und ist es schließlich so ganz absurd?" schnitt sie seinen Einwand ab. „Wir reichen Mädchen, wir Erbinnen, kennen ja doch unser Schicksal! Sind wir es, ist es unsere Persönlichkeit, unser Herz, unser Selbst, um das geworben wird? Kommt nicht das alles erst in zweiter und dritter Linie?"

„Der alte Argwohn, Jutta, die ewige Übertreibung dieser Frage!"

„Aber ich bin im Recht, Geert! Und was zuerst ein Argwohn war, ist durch Erfahrung eine Überzeugung geworden! Und du weißt, daß mir darüber die Lust zum Heiraten vergangen ist."

„Leider!"

„Nun ja, leider, ich will es gestehen, denn daß ich mir das andere Schicksal, das Los der Alleinstehenden, gewünscht habe, will ich dir nicht vorlügen. Aber — es ist nun einmal so geworden. Mir sind die Illusionen so völlig geschwunden — ich kann nicht mehr an uneigennützige Wahl, nicht mehr an — Liebe glauben. Warum also, wenn ich doch schließlich — der Einsamkeit müde geworden — vielleicht einer Spekulation verfalle, warum soll ich nicht jetzt freiwillig mit meinem Gelde jemand helfen, der am Scheitern ist und der mir nicht vorspiegelt, daß er mich liebt? Franz Klausing war immer ein guter, vornehmer Mensch, du selbst sagst, es haftet ihm nichts Schimpfliches an trotz der Schuldenlast — meinst du nicht, daß ich es mit ihm wagen kann?"

Geert war mit großen Schritten auf- und niedergegangen. Jetzt blieb er vor seiner Schwester stehen und sah sie durchdringend an. „Und du willst dich ihm anbieten, du, die unnahbare Jutta Klausing?"

Jutta errötete stark. „So mußt du es nicht ausdrücken," sagte sie hochfahrend. „Sieh es an, wie — wie —"

„Vielleicht, wie wenn eine Prinzessin zum Tanz befiehlt," fiel er ironisch ein. „Aber Jutta, glaubst du, daß das Leben ein Tanz ist?"

„Nein! — Aber streiten wir nicht um Worte. Wie du es machen willst, weiß ich nicht, aber ich hoffe, du denkst darüber nach, denn durch dich muß es natürlich gehen. — Bruder Geert," sagte sie plötzlich weicher, „erwäg es wohl! Eines Tages kommt doch der Augenblick, wo ich Platz machen muß in der alten Heimat, damit eine junge Frau einzieht. Glaubst du, daß es mir dann so leicht sein würde, still beiseite zu gehen? Ist es nicht klüger, ich trete beizeiten das verwaiste Erbgut an und werde eine vernünftige Gutsfrau? Es ist ein gesunder, tüchtiger Stand, der mich wahrhaft reizen könnte."

„Gesund — tüchtig — vernünftig! Das Wort glücklich steht nicht in deinem Programm. Kann so ein Mädchen sprechen?"

„Glücklich!" wiederholte sie, „ich habe es dir ja gesagt, was ich vom Glück halte."

* *
*

Wie er es gemacht, der brüderliche Vermittler dieses seltsamen Heiratsprojektes, darüber gab er niemals genaue Aufschlüsse. Gewiß ist aber, daß drei Tage nach der Unterredung der Geschwister der Leutnant Franz von Klausing in dem hohen Saal des alten Hauses seiner Braut gegenüberstand.

Jutta war bei seinem Eintritt von dem erhöhten Fenstersitz herabgestiegen und stand gerade aufgerichtet neben dem geschnitzten Eichenstuhl. Die Septembersonne wob um die hohe Gestalt mit dem rotbraunen Haar einen warmen Schein, aber in den Augen lag ein kühles Licht. Als der junge Offizier mit festem Schritt auf sie zutrat, ließ sie keine Pause der Verlegenheit entstehen, gab ihm die Hand und sagte ohne Schwanken in der ruhigen Stimme: „Wir haben uns früher gut gekannt, Vetter Franz, und wenn auch jetzt Jahre dazwischen liegen — im wesentlichen werden wir wohl dieselben sein. Wollen wir es denn miteinander wagen?"

„Ich habe nichts mehr zu wagen," antwortete er ernst, fast schroff, „mein Leben ist verpfändet, so oder so!"

Jutta blickte betroffen. „Sehr schmeichelhaft klingt das nicht, aber es ist — ehrlich!"

„Ehrlich!" fuhr er auf. „Das Wort in dieser Stunde könnte mich argwöhnen lassen, daß du den Begriff desselben bei mir für zweifelhaft hältst!"

„Im Gegenteil! Daß ich es gebrauche, muß dir ein Beweis sein, daß dies Wort keinen wunden Punkt berührt. — Aber übrigens," fuhr sie etwas sanfter fort, „welch vielversprechender Anfang für das, was wir vorhaben!"

„Verzeih," murmelte er, „aber du mußt begreifen, daß dies für einen Mann eine harte Stunde ist. Ich soll aus deiner Hand nicht weniger als alles nehmen, um meine zerstörte Existenz wieder aufzurichten! Und diesem unerhörten Edelmut gegenüber — was soll ich einsetzen? Nicht einmal —"

„Nicht einmal das Versprechen, mich lieben zu wollen!" unterbrach sie scherzend; aber als sie seinen gequälten Ausdruck sah, fuhr sie ernst fort: „Nein, Franz, verkenne die Sachlage nicht. Es ist ja gewissermaßen ein Handel. Jutta Klausing, die Tochter des alten Kaufhauses, thut nichts ganz ohne Vorteil. Ich wünsche mein Erbgut anzutreten, und du kennst die Bedingung, unter der allein dies geschehen kann."

„So wählst du dir einen Prinz-Gemahl!" Sein Versuch, ebenfalls zu scherzen, fiel etwas trübe aus, und Jutta sprach auch gleich weiter:

„Und sage doch, Franz, ist es nicht leichter, den Mitbesitz dieses Gutes aus meiner Hand zu nehmen und innerlich frei zu bleiben, als für die Reichtümer jener — Dame dich in Wahrheit selbst zu verkaufen?"

Franz schwieg, aber eine dunkle Röte brannte auf seiner freien, schönen Stirn.

„Die Ansprüche, die jene vielleicht an dich stellen würde — du hast keine Ahnung, ob sie nicht ins Maßlose gingen. Ich aber fordere nichts. Laß uns mit ehrlicher Kameradschaft zufrieden sein und ein thätiges frisches Leben führen draußen auf dem alten Steinbruch. Wird es dir sehr schwer, dein Regiment aufzugeben?"

„Ja und nein. Ich war mit Leib und Seele Soldat, aber die Kehrseite unseres Standes ist mir jetzt scharf zum Bewußtsein gekommen. Landleben aber kenne ich ja von Jugend auf, und die Bewirtschaftung von Steinbruch wird mir fortan Lebensaufgabe sein."

„So denke ich, ziehen wir in vier Wochen ein," sagte Jutta und streckte noch einmal ihre Hand aus. Er küßte sie, und das war die Verlobung.

Am nächsten Tage waren die Anzeigen in allen Händen, und das Ereignis wurde genugsam besprochen. Also ein Offizier sollte es doch sein, wenn auch ein ganz verschuldeter, sagten die ärgerlichen, die anderen Standes waren und sich Hoffnung auf Jutta Klausing gemacht hatten, oder auch: die bürgerliche Linie wollte sich doch schließlich mit der adeligen verschmelzen.

Dann fand man bei Beobachtung des Paares, daß Jutta eine sogenannte kalte Braut sei, ganz so, wie man von ihr erwartet; Franz von Klausing aber, der liebenswürdige leichtlebige Offizier, sei völlig verändert. Doch fand man die nachdenkliche Falte auf seiner sonst so glatten hellen Stirn und den etwas schwermütigen Glanz der dunkelblauen Augen gerade interessant, und man wünschte ihm, daß Jutta nicht zu sehr die Gebieterin spielen möchte.

Einstweilen schloß der Trubel der Brautbesuche und schnellen Hochzeitsvorbereitungen jede Traulichkeit und intime Ungestörtheit im täglichen Leben aus. Eine Tante der Geschwister war gekommen, um Brautmutter zu spielen, die Verlobten waren selten oder nie allein, und daß sie besonderes Verlangen danach hatten, war kaum anzunehmen.

So kühl und illusionslos wie Jutta den ersten ungewöhnlichen Schritt gethan, so tapfer ging sie anscheinend den neuen Weg weiter. Mit klarem, aufmerksamem Blick wandte sie sich allen praktischen Außendingen zu, war in Gesellschaft gesprächiger und teilnehmender als sonst, in Wahrheit aber ohne jede Vertraute. Daß sie in den letzten Tagen auffallend blaß wurde und tiefe Schatten um die Augen hatte, ward weiter nicht beachtet. Und wer wußte es, daß sie die Nächte schlaflos verbrachte, die weit geöffneten Augen starr auf etwas Wesenloses

gerichtet? Stumm auch vor sich selbst blieb sie, bis auf die Worte, die sie in die Falten ihres Brautkleides flüsterte.

* * *

Acht Tage aber nach der Hochzeit that sie, was ihr als Mädchen selten in den Sinn gekommen, sie schrieb an ihrem Tagebuch.

„Wenn es nur nicht stärker ist als ich!

Zehnmal am Tage möchte ich ausrufen: Gott, Gott, was habe ich gethan! Wer hieß mich spielen mit dem Höchsten! Weil ich nicht an das Märchen glaubte, dachte ich der geheimnisvollen Macht trotzen zu dürfen. Eigenmächtig und frei wollte ich mein Leben einrichten und habe nun die größte Unfreiheit damit erworben. Und nicht das allein, auch ein anderes Leben habe ich gefesselt und vielleicht elend gemacht. Oder nicht? Dankt er mir's noch, was ich gethan? Heute vielleicht noch, aber wer weiß, wie bald der Tag kommt, wo er meine Hilfe verflucht!

Hätt ich's denn ändern können, als ich erkannte — was — was erkannte? Sollte ich sagen: Ich muß mein Wort zurücknehmen, die Voraussetzung, unter der ich es gab, existiert nicht mehr? Ich kann dir nicht helfen, denn — ich liebe dich!?

Sollte ich das thun? Zu dem Auffallenden, Unweiblichen, was in meinem ersten Schritt lag — ach, wo ich es noch ahnungslos gut meinte — nun die Lächerlichkeit, die Demütigung fügen? Nein, es war zu spät.

Bin ich nicht wie Grillparzers ‚Hero'? Kaum hat sie triumphierend sich und der Mutter vorgeschwärmt: ‚Kennst du das Glück des freien Selbstbesitzes?' Kaum tritt sie im Feierkleide der Priesterin frohen, sicheren Sinnes zu Hymens Altar und schwört:

Der du die Liebe giebst, nimm all die meine!
Dich grüßend, nehm ich Abschied auch von dir —

da trifft sie ein Blick, der sie nie mehr losläßt, und sie verschüttet das Opfer.

Ich hab's auch verschüttet.

Hätte ich je zuvor mein Herz gefühlt, ich hätte es wissen müssen, in dem Augenblick, als er mir im Saal gegenüberstand, daß ich ein gefährliches Spiel trieb. Aber ich wußte es nicht.

Nun muß ich täglich kämpfen, den rechten Ton zu treffen. Ich darf nicht trübe sein, damit er nicht denkt, mich reut, was er meinen Edelmut nennt: nicht kalt und schroff, denn ich habe kein Recht, ihn zu quälen und zu demütigen. Ich darf ihm nicht aus dem Wege gehen, denn ich selbst habe das Wort von guter Kameradschaft aufgebracht.

Was soll daraus werden! Ein Narrentanz?"

Jutta legte die Feder nieder, denn draußen klang ein sporenklirrender Schritt und die Stimme des Hausherrn. Hastig strich sie über ihr Gesicht und blickte in den Spiegel, um ihren Ausdruck zu prüfen, dann ging sie hinaus. Wie einfach war die Erscheinung der jungen Schloßfrau! Nichts von der erlaubten Koketterie junger Frauen, die zu jeder Stunde einem jemand gefallen wollen! Sie trug ein graues Kleid mit einem schmalen weißen Kragen am Halse und eine schwarzseidene Schürze, jede Matrone hätte sich so kleiden können.

Als sie ihrem Mann im Eßzimmer gegenübertrat, fragte dieser: „Möchtest du heute nachmittag ausfahren, Jutta? Der Inspektor fragte wegen der Pferde, der Braune sollte sonst in die Schmiede."

„Danke," antwortete Jutta freundlich, „ich möchte ebenso gern einen längeren Spaziergang machen, wenn — du mit mir kommen willst?"

„Sehr gern. Bestimme nur die Zeit."

„Dann gleich nach dem Kaffee, bitte, die Tage werden schon kurz."

Die Vespermahlzeit war die einzige, bei der das Paar allein war. Mittags aß der Inspektor mit und der Diener wartete auf. Es wurde von Guts- und Wirtschaftsangelegenheiten gesprochen, woran auch Jutta sich beteiligte, denn es war ihr Ehrgeiz, sich möglichst schnell und gründlich in die Interessen ihres neuen Standes hineinzuleben.

Beim Kaffee pflegte Franz die Zeitungen zu lesen, und Jutta nahm eine Handarbeit. Das sah aus wie das Bild der Gemütlichkeit, und nur ein feiner Beobachter hätte wahrgenommen, daß die junge Frau oft in fieberhafter Eile stickte und mit einem leeren Blick aufsah, wenn der Mann etwas eben Gelesenes besprach.

Heute hielten sie sich nicht lange auf, sondern traten gleich den Spaziergang an. Jutta schlug vor, den Weg nach dem Vorwerk zu nehmen und dort auch einmal genau zu inspicieren, wie sie es in Steinbruch schon in jedem Gebäude, jedem Raum und Winkel gethan.

Aus dem alten grauen Steinhause gingen sie durch den verwilderten Park, über die kleine Zesche weg, die dicht dahinter rauschte und in starkem Gefäll von dem höher gelegenen Steinbruch der Niederung jenseits des Waldes zustrebte. Über die abgeräumten Felder schweifte der Blick bis zu jenem Vorwerk, das wie ein freundliches Miniaturbild greifbar deutlich in der klaren Herbstluft stand.

In einer halben Stunde war Zeschwitz erreicht. Sie gingen über den sauber gehaltenen Hof in das kleine Wohnhaus, in dem eine alte Wirtschafterin und ein junger Inspektor hausten, die erfreut und dienstwillig die junge Herrschaft umherführten und bereit waren, über alles und jedes Rechenschaft abzulegen.

Jutta hörte aufmerksam zu und verstand klug dazwischen zu fragen. Franz bekümmerte sich hauptsächlich um die Pferde, denn hier auf dem Vorwerk wurden die Fohlen aufgezogen. Auch Jutta ging mit an die Koppel und lockte und streichelte die hübschen Tiere. Von Reiten wurde gesprochen, von einem neu anzuschaffenden Damenpferd — dann ging's in den Obstgarten.

Es hingen noch einige Pflaumen an den Bäumen. Franz fing in einer knabenhaften Anwandlung an zu schütteln, Jutta sammelte und aß eifrig und hielt ihrem Mann die Hände voll schwarzblauer Früchte hin. Franz hingegen pflückte von den hohen Stauden der Malven die letzten rosa Blüten und reichte sie Jutta. Es waren die ersten Blumen, die sie von ihm erhielt, denn als Bräutigam hatte er es mit dem für seine Lage einzig richtigen Takt vermieden, ihr Geschenke oder sonstige Aufmerksamkeiten zu widmen.

Diese Blumen aber, gepflückt in dem altmodisch-bäuerlichen Garten, wo noch ein letzter süßer Sommerduft hauchte, diese Blumen schienen Jutta wie eine wirkliche Brautgabe. Sie steckte sie mit wehmütiger Freude in den Gürtel ihres grauen Kleides, und Franz sah zu.

In dem Augenblick ragte der Kopf eines Reiters über die Hecke, und eine joviale Stimme rief: „'n Abend, meine Herrschaften! Da haben wir also die Flitterwochenidylle — Pflaumen schütteln und Blumen pflücken! Hahaha! Nichts für ungut! Nachbar Jürgens, wenn Sie gestatten. Dem nimmt hier zu Lande kein Mensch was übel."

Klausings blickten etwas befremdet auf, doch als sie das breite Gesicht von wahrhaft prachtvoller Gutmütigkeit sahen, fanden sich beide schnell in die Situation.

„von Klausing", stellte Franz sich vor, worauf der riesige Reiter mit dröhnendem Lachen erwiderte: „Nicht nötig, Herr Nachbar, wüßte Bescheid, auch wenn ich Sie nicht in diesem Garten sähe. Wir haben in der ganzen Gegend kein zweites Paar von acht Tagen! Daß man da, besonders was die Frauenzimmer sind, 'n bischen neugierig ist, können Sie sich woll denken!"

„Die Neugierde soll bald befriedigt werden," sagte Jutta in einem Anfall munterer Laune. „Wir machen bald Visiten, und Jürgenshagen soll nicht zuletzt an die Reihe kommen."

„Na, na, Gnädigste, versprechen Sie nicht zu viel. So sehr wir uns auch freuen — so geschwinde wird da noch nichts aus, man kennt das! Aber nu will ich machen, daß ich wegkomm, sonst verderb ich Ihnen den Mondschein! Sehn Sie, da kuckt er schon übern Zaun. 'n Abend, 'n Abend auch."

„Ein drolliger Herr," sagte Jutta, um keine Pause aufkommen zu lassen. „Nun müssen wir wohl an den Heimweg denken?"

Franz stimmte zu, und sie gingen. Über den Feldern lag ein ganz feiner Schleier, aus dem der Mond dunkelrot aufstieg. Allmählich wurde er silberweiß und schwebte hoch im Blauen über ihnen. Vereinzelte Arbeiter gingen noch grüßend vorüber, sonst alles still und leer.

Jutta ging unwillkürlich langsamer als am Nachmittag; Franz hielt sie für müde und fragte: „Darf ich dir meinen Arm geben?"

„Nein!" hätte sie gern gerufen, aber das ging nicht, warum sollte sie ihn verletzen? So nahm sie seinen Arm und ging dabei wieder schneller, immer bemüht, die Unterhaltung nicht ausgehen zu lassen. Von dem

guten Stand der Wirtschaft auf dem Vorwerk sprachen sie, von der herrlichen Ernte, die sowohl dort wie in Steinbruch geborgen war, und Franz sagte sinnend: „Es ist doch eigen, so zu ernten, wo man nicht gesäet hat.“

Jutta, die einen Doppelsinn aus diesen Worten herauszuhören glaubte, sagte schnell: „Darin geht es uns ja beiden gleich. Ich ahnte zur Saatzeit auch nicht, daß ich über die Stoppeln schon als Herrin schreiten würde. Wir fangen mit dem Herbst an, damit müssen wir uns abfinden,“ schloß sie scherzend, während eine innere Stimme sprach: Und wer giebt uns je den verpaßten Frühling zurück? Um uns ist die kühle, klare Atmosphäre des Herbstes

Ohne den süßen, berauschenden Duft,
Der mich umdrängte in Frühlingstagen,
Muß da das Herz nicht ruhig schlagen?

Sie waren schließlich doch beide der Unterhaltungsversuche müde geworden, und schweigend langten sie auf dem Hofe an. In der Halle brannte Licht, und im Eßzimmer war gedeckt. Der Inspektor kam herein, und Jutta begrüßte mit erleichtertem Aufatmen wieder die Zahl drei am Abendtisch.

In den nächsten Tagen kamen sie wieder auf die Nachbarsvisiten zu sprechen, und obwohl es noch früh und kaum von ihnen zu erwarten war, meinte Franz, wäre es doch angenehm, das jetzige schöne Wetter noch zu benutzen.

Natürlich, er sehnt sich nach Abwechselung, dachte Jutta und stimmte eifrig zu.

Der erste Besuch wurde richtig in Jürgenshagen abgestattet, und als der riesige Hausherr an den Wagen trat, schlug er dergestalt in die Hände, daß es über den ganzen Hof schallte, und rief: „Das nenn ich aber Wort halten! Das laß ich mir gefallen.“ Er war so wortreich in seiner Freude, daß die sanfte Frau Jürgens kaum dazu kommen konnte, etwas zu sagen. Doch blickte sie herzlich und mütterlich auf die junge Frau, daß diese unwillkürlich etwas von ihrer aufrechten Haltung verlor. Man mußte auch nach guter ländlicher Sitte gleich Kaffee trinken, und dabei war es unmöglich, daß irgend welche Steifheit aufkam.

„Na, meine Gnädigste,“ sagte Herr Jürgens dann gleich, „das ist doch gescheit von Ihnen, daß Sie sich endlich über das Jungferngut erbarmt haben. Hahaha, so nennen wir Steinbruch in der Gegend, weil's keiner haben wollte, weil's sitzen blieb! Und weil die Erbinnen des schönes Besitzes durchaus nicht Jungfer bleiben sollten. So'n Prachtgut, der reine Jammer, wenn sich da kein Mensch an freut. Lauter geborner Weizenboden, sag ich Ihnen, und die Wiesen! Im Zeschwitzer Holz werden sie woll 'n bischen durchforsten müssen, da sind noch alte Bestände, in denen —“

„Lieber Mann,“ fiel Frau Jürgens beschwichtigend in die unaufhaltsame Rede, „du mußt nicht —“

„Na ja, na ja, ich bin so 'n oller Eiferer! Sie müssen mir das nicht übelnehmen. Ist ja auch man die reine Begeisterung für das schöne Gut und die Freude, daß es nu in die richtigen Hände kommt.“

„Wenn es nur die richtigen sind,“ meinte Franz lächelnd, „ich bin von Hause aus nicht Landwirt, obwohl ich auf einem Gut geboren bin.“

„Das ist die Hauptsache, Herr Nachbar, wenn Sie nacher auch beim Militär waren; wer als Jung mit bei'n Dungstreuen und Biszufahren geholfen hat und zwischen Viehzeug groß geworden ist, der lernt das andre nacher all.“

„Ich hoffe auch, besonders wenn ich mir bei dem Musterwirt von Jürgenshagen manchmal Rat holen darf.“

„Sollen Sie haben, lieber Herr von Klausing, allzeit. Sie wissen woll: gute Freunde und getreue Nachbarn, das steht schon im Katechismus, nicht wahr, Alte?“

Frau Jürgens nickte und versicherte Jutta Ähnliches. Dann fragte der Hausherr wieder: „Aber wo bleibt denn die Dirn, die Kathrine?“

„Sie muß gleich hier sein, Mann, ich höre sie schon.“

In dem Augenblick ging die Thür, und herein kam ein bildhübsches, junges Geschöpf mit schwarzen Kirschenaugen und schneeweißen Zähnen in dem bräunlichen Gesicht. Die junge biegsame Gestalt steckte in einem dunkelblauen Reitkleide, und in der Hand hielt sie Hütchen und Gerte. Mit ungezwungen lebhafter Grazie begrüßte sie die Gäste, während der Vater vorstellte:

„Dies ist also unsere Kathrine, die aber Kathy genannt sein will, unser einziges Kind, Sohn und Tochter zugleich.“

„Heute bedaure ich, daß ich nicht Tochter war, wie Vater mich wünscht,“ rief das junge Mädchen munter, „ich wäre dann doch gleich zum Empfang der Gäste dagewesen —“

„Und hättst den Kaffee besorgt,“ brummte der Vater, „wie es sich schickt, anstatt —“

„Anstatt daß ich heute wieder Sohn war und mich nach den Füllen umsah. Vater, die Rappstute, die kleine Radauzer, die wird aber famos!“

Dabei schwenkte sie die Gerte, und ihre Augen funkelten vor Vergnügen. Jutta blickte interessiert, Franz bewundernd auf das originelle Mädchen; der Vater lachte, gab ihr einen kleinen Klaps, und die sanfte Mutter sah ein wenig zweifelnd auf die kleine Amazone. Es entspann sich dann ein allgemeines Pferde- und Hundegespräch, in dem Kathy Jürgens eine große Kenntnis entwickelte, und bald nachher stiegen die Gäste wieder zu Wagen, nicht ohne daß Jutta noch einen rasch zusammengerafften Strauß von letzten Herbstblumen und buntem Laub aus Kathys Händen nehmen mußte.

„Damit Sie doch merken, gnädige Frau, daß ich auch haustöchterlich empfinden kann und nicht nur Interessen habe, in denen es wiehert und bellt!“ rief das Mädchen und grüßte mit lachenden Augen dem Wagen nach.

„Ein angenehmes Haus,“ sagte Jutta ganz animiert, „alle drei Menschen in ihrer Art gefallen mir. Die Tochter reizend hübsch und originell, nicht wahr?“

„O ja,“ entgegnete Franz lakonisch.

„O ja!“ wiederholte sie ungeduldig, „natürlich ist sie reizend! Warum willst du es nicht zugeben?“

„Aber ich habe ja gar nicht widersprochen, Jutta!“

„Nein — aber du sagst es so lau. Du kannst es gern zeigen, wenn du entzückt bist. Meinst du, daß ich —“ Jutta brach ab und biß sich auf die Lippen. „Daß ich eifersüchtig bin,“ hatte sie sagen wollen, und das ging doch nicht an. Eifersucht setzte ein Gefühl voraus, das zwischen ihnen beiden ja gar nicht in Betracht kam.

„Sieh da — ein Reh — noch eins!“ rief Franz in dem Augenblick und deutete nach dem Waldessaum, und wie taktvoll, dachte Jutta, er lenkt ab, und in die Dankbarkeit mischte sich wieder das andere Gefühl und stieg heiß und stumm empor wie Thränen, die nur im Halse brennen und nicht aus den Augen stürzen dürfen.

„Es wird kühl,“ sagte sie dann zusammenschauernd, „Johann, etwas schneller fahren!“

Die nächsten Besuche gingen nach Polzin zum Grafen Wrechen, wo sie es sehr glänzend, vornehm und ziemlich langweilig fanden, und nach Schorsdorf, wo ein Geschwisterpaar zusammenhauste, was Jutta sehr heimatlich anmutete. Fräulein Marie von Dürow war eine etwas matronenhafte, hausbackene Erscheinung, obgleich sie kaum die Mitte der Dreißiger überschritten hatte, während der Bruder mit seinem beweglichen Figürchen jünger schien, als er war. Er überschlug sich fast in liebenswürdigen Aufmerksamkeiten gegen die Besucher, während seine blauen, knabenhaften Augen unablässig Jutta folgten und deutlich sagten: Heute verliebe ich mich mal wieder auf Leben und Tod.

Jutta lachte auf der Rückfahrt etwas über ihn, und diesmal war es Franz, der mitten in dem Ausruf: „Da hast du dir aber einen feurigen Anbeter gew—“ sich unterbrach und froh war, als Jutta die geistreiche Bemerkung machte: „Ich glaube, wir bekommen Regen.“ Necken gehört ja auch zu den Vorrechten der Glücklichen.

Am nächsten Tage ging es in das große Kirchdorf, wo außer dem Pastor auch ein Arzt wohnte. Bei diesem fuhren Klausings zuerst vor, und da die junge Frau Doktor sie in Abwesenheit ihres Mannes allein empfing, hielt Franz sich nicht lange auf, sondern ging zum unverheirateten Prediger hinüber.

Die beiden Damen wurden indessen schnell bekannt. Trotzdem die junge Frau Doktor geborene Engländerin war und noch gebrochen deutsch sprach, hinderte sie dies nicht, ihr ganzes zutraulich warmes Wesen zu entfalten. Sie zeigte mit kindlichem Vergnügen ihr ganzes kleines Haus, erklärte jedes Gerät und jede Gewohnheit, die damit zusammenhing, und als sie merkte, daß Jutta auch gut englisch verstand, verfiel sie nur zu gern in ihr heimisches Idiom. Sie klagte, daß so

viel alte Leute in der Gegend wohnten, so wenig Verkehr für sie, und schloß die zutrauliche Bemerkung daran:

„Ich bin so froh, daß Sie sind gekommen! I mean, only a bride can understand another bride!“ und als Jutta hierauf nicht antwortete, setzte sie erklärend hinzu: „You know, in England wir sagen ‚bride‘ zu junge Frauen ein ganzes Jahr lang.“

Und dann schwärmte sie von ihrem dear husband, der nur leider so viel wegfahren und sich so anstrengen müsse, „to earn much money,“ weil „dear Bobby had chosen a poor penniless little maiden for his wife.“ Dabei sah sie, ohne eigentlich schön zu sein, fortwährend so reizend aus durch den Ausdruck innigen Glückes, daß Jutta stiller und stiller wurde und nicht wußte, was sie auf all dies erwidern sollte.

„Heute kommt er gewiß sehr spät,“ plauderte die kleine Frau weiter, „und er erlaubt nicht, daß ich so lange für ihm warte, weil ich war ein bißchen krank kürzlich. Dann leg ich immer zum good night ein kleinen Zettel auf sein Tisch.“

„O,“ machte Jutta, um doch etwas zu sagen, „was kann denn wohl darauf stehen?“

„O dear me, ich weiß immer etwas, und er sagt, er freut sich. Manchmal ist es bloß einen kleinen nonsense, aber manchmal — look here, ich hab ihn heute schon geschrieben.“ Damit zog sie ein Zettelchen aus ihrem Schlüsselkorb und hielt es Jutta errötend hin.

Diese las: „My darling, your slippers are in the Röhr, and something to drink you will find in the kitchen. I hope, you will think it very good! Are you quite comfortable? Good night, my love.“

„O, Sie werden mich überlachen,“ sagte sie dann ganz kleinlaut, als sie Juttas Lippen zittern sah, „ich zeige sonst dieses zu niemand, es kommt nur, weil ich denke, Sie fühlen auch so. — O, Sie wollen schon fort? It is a pity, that Bobby was not here. Nun ich muß noch ein Zettel schreiben, von den charming visitor. Ich wünschte sehr, daß Sie bald wiederkommen!“

Jutta versprach es und verabschiedete sich so freundlich, wie es ihr möglich war. Dann ging sie beflügelten Schrittes die Dorfstraße hinunter. Nur fort, dachte sie, fort von diesem Hause des Glücks, trotzdem die Leutchen darin poor and penniless angefangen hatten. Was hatte sie, Jutta von Klausing, mit ihren Reichtümern erworben? Illusionslos über die Möglichkeit wahren persönlichen Glückes hatte sie ein Opfer bringen wollen, nun hatte sich ihr aber unversehens in der Hand das ganze künstliche Zukunftsbild verwandelt, und wenn sie nicht lernte, sich ganz und gar zu bekämpfen, dann — war „das Opfer verschüttet“.

Mit diesen Empfindungen trat sie durch das Mauerpförtchen auf den Dorfkirchhof und ging unter den entlaubten Lindenbäumen und zwischen den Gräbern dahin. Sie fand auch den Platz der Großtante Emerenz und blieb sinnend davor stehen. Was hast du angerichtet mit deinem Testament? Du hast es gut gemeint, und wenn du recht hast, daß auch eine Ehe ohne leidenschaftliche Liebe, aber mit gutem Willen und Opferbereitschaft zum Glück führen kann, so waren wir ja auf dem besten Wege dazu, Franz und ich. Nur, daß ich mir selbst jetzt den ruhig klaren Weg abgeschnitten habe.

Jutta lehnte den Kopf an das Steinkreuz zu Häupten des Grabes und blickte mit großen, schmerzvollen Augen über die niedrige Kirchhofsmauer in den verglühenden Himmel. Was in diesem Blick stand, war für Franz, der unbemerkt den Kirchhof betreten hatte, so rätselhaft und neu, daß er erschrocken den Schritt anhielt und erst, als Jutta eine Bewegung machte, langsam auf sie zuging.

„Wollen wir fahren?“ fragte sie sanft.

„Wenn es dir recht ist, Johann hält vor dem Kirchhofsthor.“

Als sie unterwegs waren, sagte Franz leichthin: „Der Pastor war in großer Aufregung. Er hat sich verlobt und war gerade beim Adressieren der Anzeigen. Und dann mußte ich eine wahre Galerie von Bildern der Braut besehen.“

„Bei Doktors war es nicht viel anders, ich bin immerfort über die Vorzüge von dear Bobby unterhalten worden.“

„Das war dir wohl etwas eintönig?“

„Vielleicht ähnlich wie dir,“ sagte sie scheinbar ruhig.

Nun fehlte noch der Besuch auf Rastenberg, beim Major Salten. Franz kannte die

Familie und schien Wert auf den Verkehr zu legen. Er erzählte bei Tisch allerlei von den Damen, der sehr schönen Frau und einer interessanten Schwägerin, und später, als sie allein waren, kam er noch einmal darauf zurück. Mit einer gewissen Verlegenheit bemerkte er: „Die Rastenberger Damen sind ungemein elegant, könntest du nicht — verzeih, ich sollte mich wohl eigentlich nicht in so etwas mischen — aber könntest du nicht einmal eine andere Toilette machen als dies einfache graue Kleid?"

Jutta errötete stark, aber erwiderte freundlich: „Wenn du es wünschest, gern." Und mit einem Versuch zu scherzen: „Es ist ja sehr ritterlich von dir, daß du deine Frau nicht von jenen Damen überstrahlen lassen willst."

So kleidete sie sich um, und während sie das moosgrüne Sammetkleid mit dem Pelzbesatz anlegte, das so wundervoll zu ihrem rotbraunen Haar paßte, dachte sie mit einer Art von bitterem Humor: Für ihn wollt ich mich nicht schön machen, hab es mir selbst verboten, und nun muß ich es doch thun, weil er vor jenen glänzenden Frauen mit der Erscheinung seiner Frau bestehen möchte! Wunderlich!

Als sie aber gleich darauf ihrem Mann gegenübertrat, fragte sie heiter: „Bin ich dir so recht?"

Franz überflog rasch ihre Erscheinung von oben bis unten und sagte: „Vollkommen."

Und sie bestand sehr auf Schloß Rastenberg. Sie war ganz die schöne Jutta Klausing aus ihrer stolzesten Zeit, und außerdem unterhaltend, gewandt und von so unleugbarer Vornehmheit, daß sie von der Familie mit feinster Auszeichnung behandelt und von ihrem Mann ein paarmal mit Blicken angesehen wurde, die ihre stolze Sicherheit vielleicht etwas erschüttert hätten, wenn sie es gemerkt.

Franz war schweigsamer, als sie es gerade hier in diesem Kreise von ihm erwartet. Überhaupt — dachte sie nachher — wurde er nicht täglich stiller, ernster, rastloser in seiner Bethätigung in der Wirtschaft? Und als nach der abgeschlossenen Visitenrunde eine stillere Zeit kam, fand er nicht täglich einen anderen Grund, viele Stunden lang von Hause entfernt zu sein? Wenn er dann aufzählte, wie viel er zu lernen und zu beobachten habe, um einen so ausgedehnten Betrieb wirklich übersehen zu können, sagte sie sich: Gut, gut so! und vertiefte sich ihrerseits auch immer mehr in ihren Hausfrauenberuf.

Sie ging in die Dorfhäuser, um alle Leute kennen zu lernen, versuchte, sich der Kranken anzunehmen, und machte Pläne, sich mit den Kindern und heranwachsenden Mädchen zu beschäftigen. Mit ihrem klaren Verstande lernte sie auch die bisher ihr fernliegenden ländlichen Wirtschaftsinteressen begreifen und hatte immer das Ziel vor Augen: eine tüchtige Gutsfrau zu werden, wie Großtante Emerenz, „bei der die Ihren wohlgeborgen wären."

Die Ihren! Vorläufig waren es also ihre Leute, an die sie dachte. Der ihr am nächsten stehen sollte — für den wußte sie nichts zu thun! Die kleinen Sorgen, das tägliche Helfen und Dienen, das einer Frau sonst so unbeschreiblich wichtig und lieb zu sein pflegt, hier fiel es weg.

Franz hatte einen Diener, ein wahres Unikum an Geschicklichkeit und Zuverlässigkeit, der schon als Leutnantsbursche bei ihm gewesen, seinen Herrn vergötterte und ihn bediente und verwöhnte, wie eine Kinderfrau ihr Jüngstes, hatten schon die Kameraden im Regiment gesagt. Alles verstand und machte Rohr, selbst nähen konnte er, und für Juttas Hände blieb kein einziger Knopf. Rohr war auch zugleich Reitknecht, ein wenig Jäger — genug, alles was zur nächsten Umgebung des Hausherrn gehörte, das ging durch Rohrs Hände. Wenn er die Gewehre putzte oder Patronen zurechtmachte, wenn er den Hühnerhund fütterte oder ein Jagdfrühstück für den Herrn packte, sah Jutta manchmal von fern zu und dann seufzend auf ihre müßigen Hände.

Inzwischen kamen jetzt fleißig Gegenbesuche und dann Einladungen aller Art. Klausings nahmen alles an und erwarben sich dadurch schnell den Ruf liebenswürdiger Umgänglichkeit, so daß man sich von dem geselligen Zuwachs viel versprach.

Jutta freilich blieb immer in ihrer ruhig stolzen Haltung und war über sich und ihr Leben sehr wenig mitteilsam, aber sie verstand gut zuzuhören und auf die Interessen anderer einzugehen, und schon der Umstand,

daß sie immer kam, wo man sie einlud, machte sie dem neuen Kreise wert.

Franz aber wurde einfach der Liebling. Wie er im Regiment mit allen gut Freund gewesen, wie seine Soldaten und jetzt die Gutsleute an ihm hingen, so eroberte er auch den neuen Gesellschaftskreis vollständig, ohne irgend etwas Besonderes zu thun. Es war eine reine Güte in ihm, die fast etwas Kindliches hatte. Aber wie ihm die schon früher zur Gefahr geworden, ja, wie seine ganze Existenz durch seine Harmlosigkeit und Vertrauensseligkeit bedroht worden, so war ihm jetzt bei dem großen Wendepunkt die Binde von den Augen genommen, und was früher liebenswürdige Schwäche gewesen, das war er jetzt unablässig bemüht abzuthun.

Und hatte ihn dieses Arbeiten an sich selbst und seinem neuen Beruf auch im täglichen Leben, im Alleinsein mit Jutta ernst gemacht, im größeren Kreise war er der alte liebenswürdige Gesellschafter. Nicht übermäßig lebhaft, aber immer der Feine, Rücksichtsvolle, der Ehrerbietung für die Alten, Geduld für die Langweiligen und Aufmerksamkeit für die Zurückgesetzten hatte. Dazu seine gewinnende, blonde Erscheinung, seine körperliche Gewandtheit und Kraft — es war kein Wunder, wenn Herr Jürgens leise und laut versicherte: „Ein Prachtkerl, der Nachbar Klausing, was?“

Wenn Jutta ihn so unter den anderen sah, schwoll ihr oft das Herz vor Entzücken und — Wehmut. Wäre ich jetzt ein Mädchen dieses Kreises, dachte sie, und er — suchte mich! Nun bin ich seine Frau, und ich habe ihm gesagt: Ich werde nie etwas von dir fordern, du bleibst frei.

*　*
*

Die erste Gelegenheit, die Nachbarn wieder einzuladen, bot eine Jagd, die Ende November im Revier von Steinbruch und Zeschwitz gehalten werden sollte. Früh am Vormittag waren die Jäger aufgebrochen, die Damen wurden am Abend zur „Nachjagd“ erwartet, und Jutta ging geschäftig durch die Räume ihres Hauses, um alles zum Abend vorzubereiten.

Dann nahm sie aus ihrer Garderobe ein weißes Tuchkleid, das sie schon als junges Mädchen besessen, und hielt es zögernd in der Hand. Sie wußte, daß lichte Farben und weiß ihr am besten standen, und hatte sie doch jetzt als Frau ganz vermieden. Heute aber, wo sie ihr Haus zum erstenmal festlich präsentieren sollte und jeden Raum auf sein hübsches Aussehen geprüft hatte, kam's ihr in den Sinn, daß die Hausfrau wohl auch ein Repräsentationsstück sei und sich gern im vorteilhaftesten Lichte zeigen dürfte. So legte sie mit etwas ironischem Lächeln das weiße Kleid an.

Da sah sie ihren Mann in den Hof reiten, nur von Rohr begleitet. Die Jagd schon zu Ende? dachte Jutta erstaunt, will er die Herren schon anmelden, dann muß ich das Diner früher ansetzen. Aber sie reiten so langsam —?

Jetzt hielten sie vor dem Hause, und mit Schrecken sah Jutta, daß Franz ganz langsam mit Rohrs Hilfe abstieg und steif und schleppend die Stufen der Freitreppe heraufkam. In fliegender Eile lief Jutta durch das nächste Zimmer. Im zweiten aber hielt sie schon an und legte die Hand auf das heftig schlagende Herz. Nur nicht unbesonnen! Nicht zu viel Angst verraten. Nicht aufdrängen. So war, bis sie die Halle erreichte, ihr Schritt schon ganz wie sonst, und in freundlich teilnehmendem Ton sagte sie nur: „Ich sah dich so langsam absteigen, Franz, doch kein ernstliches Malheur passiert?“

Franz war etwas blaß, aber sagte abwehrend: „Nur eine Kleinigkeit, ein Streifschuß ans Knie.“

„So lasse ich gleich zum Arzt reiten.“

„Es ist schon jemand hin.“

Franz trat, von Rohr gefolgt, in sein Zimmer, und Jutta wanderte ruhelos hin und her, bis sie den Diener wieder herauskommen und nach unten gehen sah.

„Liegt der Herr schon?“ fragte sie im Vorbeigehen.

„Jawohl, gnädige Frau. Ich soll jetzt wegbleiben, bis der Doktor kommt.“

Einen Augenblick noch zögerte Jutta, dann legte sie entschlossen die Hand auf die Thürklinke und trat ein.

Im Zimmer herrschte sanfte Nachmittagsbeleuchtung, das Fenster war offen, und leicht gedämpft klangen die bekannten länd-

lichen Hofgeräusche herein. Franz sah mit weit offenen Augen und stumm der Eintretenden entgegen. Jutta aber zwang sich wieder zu äußerster Ruhe und fragte: „Wie geht es dir, Franz? Kann ich irgend etwas für dich thun?“

„Danke, Rohr hat schon alles besorgt.“

Jutta, die eine flackernde Röte in seinem Gesicht sah, beugte sich etwas näher und legte die Hand auf seine Stirn, um die Temperatur zu prüfen. Sie hatte die Augen dabei auf das Fenster gerichtet und sah nicht, wie ein wunderschönes Lächeln seinen Mund einen Augenblick umschwebte! Dann aber — es war doch wohl schon eine Fieberregung — zuckte er unwillkürlich unter ihrer Hand, und sie nahm sie schnell fort. Kerzengerade stand sie jetzt am Bett und fragte nur noch: „Wer war's eigentlich?“

„Der kleine Schorsdorfer, dieser unglückliche Sonntagsjäger. Er war natürlich außer sich und raste sofort zum Arzt.“

„Und die übrigen Herren?“

„Zum Teil wußten sie es noch gar nicht, als ich fortritt. Ich habe aber gebeten, daß niemand sich hindern läßt, zum Diner zu kommen.“

„Ich wollte schon fragen —“

„Ja, es geht nicht anders, Jutta, einige der Herren wohnen zu entfernt — auch könnte man die Damen ja nicht mehr benachrichtigen. In einer Stunde werden alle hier sein. Du bist ja auf alles eingerichtet und wirst mich bestens vertreten. Mit mir ist's ja auch nicht gefährlich. Sei nur recht nett gegen den kleinen Schorsdorfer, wenn der sich quält.“

Jetzt trat der Arzt ein und hinter ihm Rohr, der Unvermeidliche, der natürlich sofort alle Handreichungen that, ehe Jutta sich in verlegenem Zögern zu etwas entschließen konnte. Sie stand am Fenster, blaß und still, als Doktor Brauns zu ihr trat und beruhigend sagte: „Es ist nichts Schlimmes, gnädige Frau, das Schrotkorn haben wir schon. Aber heute und morgen muß Ihr Herr Gemahl das Bett hüten. Es ist nun freilich bös, ich höre, das Jagdessen kann nicht abgesagt werden, können Sie sich denn zwischen unten und oben teilen?“

Der junge Arzt, seiner eigenen zärtlichen, ängstlichen Frau gedenkend, lächelte fragend hierzu und erschrak etwas über den kalten Ton, mit dem Jutta sagte: „Das wäre nun meine Sache, Herr Doktor,“ und dann, sich der Thür zuwendend: „Haben Sie die Güte, Rohr genau zu instruieren.“

Draußen war die hoheitsvolle Haltung wie weggewischt. Sie lehnte sich einen Augenblick an die Wand und dachte: Nichts werd ich für ihn thun können. Er mag meine Gegenwart nicht. Er zuckt unter meiner Hand zurück!

Dann eilte sie nach unten, prüfte die Tafel, gab die letzten Befehle, und bald darauf fuhr Wagen auf Wagen vor. Ein geräuschvolles Leben entwickelte sich in der Halle. Ausrufe der Bestürzung, Fragen der Teilnahme, eifriger Protest gegen Juttas dringende Einladung, jedenfalls zum Diner dazubleiben, und schließlich doch ein allgemeines Zurückziehen in die bereit gehaltenen Fremdenzimmer zum Restaurieren der Toilette.

Eine halbe Stunde später saß man dann wirklich bei Tisch, und das vorzügliche Diner nach dem ermüdenden Jagdtage hob doch bald die gedrückte Stimmung, da die junge Hausfrau mit bestem Beispiel voranging und nach allen Seiten wiederholt versicherte, es sei nichts Ängstliches mit ihrem Mann, Franz selbst sende der Gesellschaft die herzlichsten Grüße. Sehr liebenswürdig war sie heute abend und erfüllte Franzens Wunsch, „recht nett gegen den kleinen Schorsdorfer zu sein“, so gut, daß sie ihn völlig bezauberte. Er trank immer rascher von den feurigen Weinen, machte immer seligere Augen und redete verworrenes Zeug, bis Jutta sich mit überdrüssigem Ausdruck zurücklehnte und dann auf einige Minuten die Tafel verließ.

Jedermann fand dies begreiflich, und während sie oben nur leise bis an die Thür von Franzens Zimmer schlich und den Kopf mutlos an das Holz lehnte, pries man unten in der Gesellschaft ihre Liebenswürdigkeit und Selbstbeherrschung, das treffliche Diner und jede Einrichtung des Hauses, das sich heute aufs beste präsentierte.

„Eine forsche Frau, die Nachbarin Klausing,“ sagte Herr Jürgens mit Stentorstimme, „alle Hochachtung. Aber nun muß man ihr's auch gönnen, daß sie sich nach dem armen verlassenen Mann umsieht, nicht wahr? Ich denke, man läßt bald anspannen.

Sie da, Rohr, sagen Sie doch mal gleich meinem Kutscher, daß er sich bereit hält. — Oder sind wir noch nicht am Ende mit den Tafelfreuden?" setzte er vertraulich hinzu.

„Kommt noch Maraschinoeis," sagte Rohr ehrenfest, und Herr Jürgens schnalzte mit der Zunge. „Ei Donner! Na, bis mein Krischan die Braunen vorhat, kriegen wir das noch bewältigt. Ah, da haben wir die schöne und verehrte Hausfrau wieder — nun, liebe Gnädige, sollen Sie uns gleich alle loswerden, ehe Sie uns zum Kuckuck wünschen!"

Jutta lächelte und protestierte, doch Herrn Jürgens Meinung schlug durch, und bald war das Haus wirklich von Gästen leer.

Die nächsten Tage gingen langsam hin. Jutta machte ihre regelmäßigen Besuche im Krankenzimmer, fand Franz am zweiten Tage schon auf der Chaiselongue, immer zufrieden und ohne Ansprüche. Sie unterhielt ihn fleißig von dem, was der Inspektor bei Tisch erzählte, und sonstigen allgemeinen Dingen. Nie strich sie glättend über seine Decken, nie hielt sie ihm Glas oder Teller hin. Ihre Hände waren meist mit einer Handarbeit beschäftigt, und Franz, der sich nicht krank, aber etwas nervös fühlte, hatte oft seine melancholischen Augen und hörte sehr schweigsam zu.

In kurzer Zeit eine so tüchtige Hausfrau geworden, dachte er, und doch so wenig Pflegerin! Als Lazarettkranker bin ich von der pflegenden Schwester herzlicher behandelt worden. Seit sie einmal die Hand auf meine Stirn gelegt — nicht wieder „rühr an".

Als er nach einigen Tagen wieder bei Tisch erschien, sagte Jutta, ihm die Hand gebend: „Schön, daß du wieder da bist; wenn der Platz des Hausherrn leer ist, das taugt nicht." Das war doch gewiß unpersönlich, das konnte jeder sagen.

Am Nachmittag kam Kathy Jürgens herüber. Frisch und strahlend hübsch trat sie in ihrem blauen Reitkleid ins Zimmer und brachte Leben in den stillen Raum mit seiner Novemberstimmung. Nach kräftigem Händeschütteln und Ausrichten von Grüßen und Bestellungen der Eltern setzte sie sich neben Jutta, gegenüber von Franzens Chaiselongue.

„Wie bequem Sie's haben, Herr von Klausing," rief sie munter, „bei uns giebt's für derlei Fälle nur ein langes hartes Roßhaarsofa, denn Papa duldet keine ‚Räkelstühle' und ‚Faulbetten', wie er sagt, und Mamas Plüschsofachen sind viel zu klein, um sich auszustrecken. Wenn man alles so entzückend, elegant und gemütlich hat, kann man schon ein bißchen krank sein."

„Doch lieber nicht, Fräulein Jürgens."

„Aber ich bitte Sie, wenn's nicht gefährlich ist, kann es doch unter Umständen himmlisch gemütlich sein. Es wird nichts von einem verlangt, und alles dreht sich um einen!" sprudelte sie lustig weiter und sah mit ihren Kirschenaugen zwischen dem schweigsamen Paar hin und her. „Und so eine goldige Pflegerin, wie Sie gewiß haben! Diese Hände sehen ganz so aus, als könnten sie einem sehr wohl thun, und die schöne Stimme zum Vorlesen! Singen Sie auch, gnädige Frau?"

„Nein, ich bin ganz unmusikalisch."

„O — o — wirklich?"

„Wirklich. Aber Sie?"

„Ach, ich klimpere ein bißchen, aber Papa will wieder mal nicht heran an einen neuen ‚Fittich'."

„So probieren Sie unseren doch einmal."

„Ei ja, darf ich? Ich habe lange kein vernünftiges Instrument unter Händen gehabt." Sie lief ins Nebenzimmer, und die Thür halb offen lassend begann sie zu spielen, nicht sehr kunstvoll, aber mit Temperament, wie sie alles that. Dann sang sie mit einer kleinen tiefen Altstimme einige der beliebten Koschat-Lieder, rührend und neckisch, und dann kam sie lachend zurück und meinte: „Bitt um Entschuldigung, ich hab wohl gethan, als wenn ich zu Hause wäre."

„Das war ja sehr hübsch so," sagte Jutta freundlich, und Franz bemerkte lächelnd, es sei das erste Mal, daß er eine Dame ohne Ziererei und Vorschützen von Heiserkeit habe ans Klavier gehen sehen. Kathy lachte. „Ja, Ziererei, die müssen Sie bei mir nicht suchen, Herr von Klausing, dafür bin ich meines Vaters Tochter. Und nun muß ich fort, es wird mir sonst dunkel. Also recht gute Besserung und nur keine Duldermiene! Immer bedenken, wie gut Sie's haben!" schloß sie schelmisch und ließ sich von Jutta hinausbegleiten.

„Ein liebes, munteres Mädchen," sagte diese, als sie zurückkam, „ich habe sie gebeten,

in diesen Tagen, solange du Stubenarrest hast, öfter zu kommen, damit du etwas Amüsement hast, Franz."

Als dieser nicht antwortete, warf sie den Kopf auf und sagte in schärferem Ton: „Jetzt entschuldige mich. Ich sehe die Mamsell vom Milchkeller kommen und muß mit ihr aufrechnen."

Franz blieb allein im dämmerigen Zimmer. Kathy Jürgens' letztes Liedchen klang ihm in den Ohren.

Jede Lerch find't an Stan,
Wo's ausrasten kann,

murmelte er,

Und a Halmle find't's a,
Wo's a Nest baut davon —

Ja ja, er hatte sogar ein steinernes Schloß gefunden, aber den Halm zum Nest? — Er lachte hart, daß er über seinen eigenen Ton erschrak und aufspringen wollte, als ihn sein bandagiertes Knie rechtzeitig mahnte. So lag er resigniert da und dachte, wie Kathy und alle Leute ihn und Jutta förmlich hetzten mit dem „Guthaben", dem „Glücklichsein", der „Flitterwochenherrlichkeit". Und ahnten nicht, daß sie nur ein paar Kameraden waren, die täglich darum kämpften, in gleichem Schritt und Tritt zu bleiben, die ängstlich ihre Gangart hüteten, daß nicht einer dem anderen zu nahe trat.

* * *

Der Winter war nun vollends da, und das nahende Weihnachtsfest gab Jutta reichlich erwünschte Arbeit. Kam man mit den Nachbarn zusammen, war's unter den Damen ein eifriges Zeigen und Besprechen von Weihnachtsarbeiten, Prüfen von Pfeffernüssen und Austauschen von Rezepten. Jutta machte dies alles gutwillig mit und fand es reichlich so wichtig wie die früheren städtischen Salongespräche, die sich ewig um Theater und Konzerte drehten.

Sie dachte jetzt hauptsächlich an ihre Leute und die Bescherung der Dorfkinder. Sie hatte einen so reinen Willen, und doch wurde ihr manches so schwer in diesen Dingen. Sie verstand wohl das Praktische, worauf es hierbei ankam, und das ist die Hauptsache für die Beschenkten, aber sie wußte nicht den rechten Umgangston zu treffen und kam somit um die eigene Freude an ihrem guten Werk. Sie konnte nicht wirklich frauenhaft mit den Dorfweibern, nicht mütterlich mit den Kindern verkehren, es hinderte sie beständig etwas, sie wußte nicht was, aber als sie am Weihnachtsabend in der Halle vor dem Tannenbaum stand, die erwartungsvolle Schar um sich, da empfand sie dieses innere Unvermögen so stark, daß es sie schmerzte.

Doch lag an diesem Abend, ihr unbewußt, eine liebliche Weichheit über ihrem Wesen, wenn es auch gegen die ungezwungene Heiterkeit und Güte des jungen Schloßherrn als ernsthaft abstach. Franz benahm sich wie ein rechter Kindernarr, streichelte und zauste die Flachsköpfe, erklärte Spielzeug und pries langweilige Kleidungsstücke an, steckte Süßigkeiten in vor Bewunderung zu weit aufgerissene Mäulchen, sprach plattdeutsch und nannte die Alten Mutting — genug, wo er hinkam, gab's vergnügte Gesichter, ein halbverlegenes Anstoßen und Kichern, und schließlich kam das „Ick bedank mi ook veelmal, Herr," sehr viel beherzter und ausdrucksvoller heraus als das Knixen und Danken bei „gnä Fru".

Als die glücklichen Weihnachtsgäste sich endlich alle zur Thür hinausgedrängt hatten, kam Franz noch mit demselben strahlenden Gesicht auf Jutta zu, die eben anfing, die herabgebrannten Lichter am Baum zu löschen, und sagte scherzend: „Ick bedank mi ook veelmal, gnä Fru!"

Sie drehte sich um, und er erschrak über die großen traurigen Augen. „Wofür?" fragte sie.

„Nun, du hast das alles so wunderhübsch gemacht — bist die Gütige, Sorgende für alle gewesen —"

„Du, du, Franz, bist der Gütige!"

„Halt, Jutta, wir wollen die Sache nicht verdrehen. Du bist die Herrin, die hilfreiche, liebevolle Herrin deiner dörflichen Unterthanen, ich bin nur der Prinz-Gemahl."

Er sagte es scherzend, aber Jutta wurde flammendrot. „Das ist gegen die Abrede, Franz, wir wollten das nie wieder berühren."

Er biß sich auf die Lippen und murmelte: „Verzeih." Dann half er schweigend die Lichter löschen. Dämmerig und weihnachtsduftig lag die Halle, aber Jutta stieß hastig die Thür zum hellerleuchteten Eßzimmer auf.

Rohr brachte eben den Weihnachtskarpfen herein, die Tafel war mit Tannengrün geschmückt, aber als der goldene Wein in die grünen Gläser floß, hob Franz das seinige Jutta schweigend entgegen.

Worauf sollten sie anstoßen? — —

In den Feiertagen machten sie fleißig Besuche in der Nachbarschaft, die Rastenberger kamen mit ein paar Herren aus der Garnison, und zum Sylvesterabend ließen die Jürgenshäger sich's nicht nehmen, die nächsten Nachbarn bei sich zu sehen. Es war unsagbar gemütlich in dem alten Hause, in dem gar keine Eleganz, aber eine köstlich warme Atmosphäre herrschte und dem Kathys schelmische Anmut und Lebendigkeit einen großen Reiz verlieh.

An diesem Abend war sie unerschöpflich in lustigen Einfällen, alles mußte nach ihrer Pfeife tanzen. Sie that es natürlich nicht ohne Bleigießen und Lichterschwimmen, sie verlangte, daß man sich kurz vor Mitternacht auf Stühle stellte und mit einem Satz ins neue Jahr sprang, wobei jeder sofort im Sprung seine nächste Angehörige küssen sollte.

Sie selbst stürzte mit einem Jauchzer ihrem riesigen Papa in die Arme, der sie wie eine Feder aufhob, aber dabei hatte sie doch noch so viel Blick für ihre Umgebung, daß sie sah, wie Franz Klausing mit einem ganz rätselhaften Gesicht vor seiner Frau stand und leise mit den Lippen ihre Stirn berührte. Kathy behauptete aber nachher, es sei ein „Theaterkuß" gewesen, und knüpfte zu einer Freundin die Bemerkung daran, sie fände es zwar schrecklich, wenn junge Paare „sich so hätten mit Zärtlichkeit vor den Leuten", aber an solchem Abend müsse man Spaß verstehen. Herr von Klausing brauche nicht zu thun, als wäre seine Frau von Glas, und sie müßte kein Gesicht machen wie der steinerne Gast.

Als sie dies einmal herausgesprudelt und dann noch ein paar Gläser Punsch getrunken, fand sie sogar den Mut, das Paar selbst zu necken mit dem „Theaterkuß" und noch in den geschlossenen Wagen hineinzurufen: „Holen Sie das Versäumte nach!"

„Der Kobold!" sagte Jutta tapfer, als sie sich in ihre Ecke lehnte, aber sie litt unsägliche Pein. Sie fürchtete das Alleinsein mit Franz, sie fürchtete aber jetzt auch den Verkehr mit Menschen. Ihre ganze Existenz erschien ihr unwahr, unhaltbar, geradezu ein Unding. Sie dachte wohl an eine kleine Reise in die Heimat, um diesen Zustand zu unterbrechen, doch scheute sie Geerts forschende Augen.

Und der Winter, der immer ein engeres Zusammenleben gleichsam erzwingt, war noch so lang!

Da begrüßte sie den Vorschlag zu einer gemeinsamen Reise nach Berlin, der schon am Sylvesterabend flüchtig in Jürgenshagen besprochen war, mit einem gewissen Aufatmen — es war doch irgend eine Unterbrechung.

Dürows, die Schorsdorfer Geschwister, wollten zu einer Familienkonferenz nach Berlin, Kathy Jürgens, die Berlin noch nicht kannte, bestürmte ihren Papa, und dieser zeigte sich nicht abgeneigt, „wenn sich noch ein paar vernünftige Leute dazu fänden".

„Zum Beispiel Nachbar Klausings, Papa, nicht wahr?" frohlockte Kathy, ließ sofort satteln und ritt hinüber nach Steinbruch. Daß sie hier so leichtes Spiel haben würde, hätte sie kaum geglaubt. Beide zeigten sich sofort mit anscheinendem Vergnügen bereit, und schon nach wenigen Tagen brach diese neue Stangensche Reisegesellschaft auf. Anders nannte Papa Jürgens das Unternehmen gar nicht, und er war immer sorgsam darauf bedacht, daß sich niemand von der Gesellschaft verkrümelte. Man war insgesamt gerade ein Coupé voll, was er urgemütlich fand, und es herrschte überhaupt eine große Einigkeit unter den Reisegenossen.

Im Centralhotel wurden Zimmer genommen, und Kathys naives Entzücken über alles und jedes war schon allein ein Vergnügen für die anderen. Alle Mahlzeiten nahm man gemeinsam, schon den Morgenkaffee im Wintergarten, und Klausings wurden wieder sehr belobt, daß sie so gar nicht „exklusiv" oder „zurückbezüglich" wären. Kathy schloß sich in diesen Tagen mit einer Art von Schwärmerei an Jutta an, und diese ließ das junge Mädchen am liebsten auch gar nicht von ihrer Seite.

Der erste Streit wäre vielleicht durch die Theaterfrage gekommen, denn man hatte natürlich sehr verschiedenen Geschmack. Doch

sollte am ersten Abend Stimmenmehrheit entscheiden, und da Jutta und Kathy sich lebhaft für das „Deutsche Theater" aussprachen, wo es Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen" gab, und Franz gleich höflich auf Seite der Damen trat, Dürows aber überhaupt heute nicht mit wollten, weil sie durch die Familie in Anspruch genommen waren, kam Herr Jürgens gar nicht zu Worte. Er brummte nur, da er lieber etwas Lustiges gesehen hätte, besorgte aber schließlich sogar selbst die Billets.

Die Plätze waren herrlich, und Kathy schwelgte. Jutta, welche das Werk sehr genau kannte, ließ die holden Gestalten der Dichtung mit schwermütigem Gefühl an sich vorüberziehen.

All die Stellen, die sie in Bezug auf ihr eigenes Schicksal manchmal sich heimlich vorgesagt, nun hier aussprechen zu hören — es klingt ihr wie ein Traum.

Der du die Liebe giebst, nimm all die meine,
Dich grüßend nehm ich Abschied auch von dir!

spricht Hero eben zu Hymens Bildsäule, da zuckt Jutta zusammen, denn sie fühlt ihres Mannes Augen auf sich gerichtet mit einem langen rätselhaften Blick. Was hat er? Warum sieht er mich so an? Er ahnt doch nicht, was ich empfinde!

Sie lehnt sich ängstlich zurück, tief in den Schatten der Loge; er bleibt vorgebeugt sitzen und heftet das Auge nun unverwandt auf die Bühne. Es entwickelt sich die ganze tragische Poesie des Stückes. Das Wachen und Warten — die verlöschende Lampe — das stürmische, dunkle Meer — bis am lichten Morgen dann der unselige Schwimmer am Ufer zerschellt.

Die Hero auf der Bühne findet ergreifende Töne. Jutta denkt an andere tiefe, trennende Wasser.

Kathy schluchzt heimlich in ihr Taschentuch, Papa Jürgens schnaubt aber am Schluß sehr energisch und verlangt, „mit den ollen Griechen solle man ihn künftig ungeschoren lassen". Kathy verteidigt das Stück aufs äußerste, während sie ihre Thränen trocknet. Franz sieht ergriffen aus und forscht heimlich in Juttas Zügen, da sie sich aber beharrlich zu den anderen wendet und kein Wort über die Aufführung an ihn richtet, geht ein bitterer Ausdruck über sein Gesicht.

Jutta ist wunderschön heute abend, und Kathy flüstert ihr begeistert zu: „Sie möcht ich als Hero sehen, Frau von Klausing, Sie sind die richtige."

Jutta aber klingt nachts in ihren Traum hinein ein altes Volkslied:

Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Am nächsten Tage nach Galeriebesuchen, Besorgungen und Spazierfahrt kommt wieder die Theaterfrage. Herr Jürgens wehrt sich aber heute entschieden gegen den Geschmack der Damen, er will ein Stück, „wo 'n bischen Musik bei ist", am liebsten eine Operette. Kathy ereifert sich wieder furchtbar und will durchaus in die „Versunkene Glocke".

„Das ist das neueste, Papa, und wir sind geradezu ungebildet, wenn wir die Gelegenheit nicht benutzen. Und es ist weder griechisch noch römisch —"

„Aber jedenfalls tragisch," sagt Papa Jürgens energisch, „und dazu bin ich nicht nach Berlin gekommen, daß ich mir jeden Abend die Laune verderben lassen soll. Ich strike, Sie, Herr Nachbar, thun Sie, was Sie nicht lassen können, und wenn Dürows sich auch zu Ihnen schlagen, geh ich allein meine Wege."

So werden denn nur fünf Billets bestellt, der Andrang ist groß, und sie bekommen ihre Plätze nicht zusammen, sondern in zwei gegenüberliegenden Logen. Klausings in der einen, Kathy mit den Schorsdorfern gegenüber.

Das merkwürdige, viel besprochene Stück hebt an. Jutta fühlt sich gefesselt und auch wieder abgestoßen. Nach den klaren, schönen Griechengestalten von gestern wollen ihr diese Wald- und Wassergeister nicht gleich zusagen. Da erscheint „Rautendelein, ein elbisches Wesen", wie auf dem Zettel steht. Sie „strählt ihre Haare" und singt, sie lacht und spielt mit ihren roten Blumen, und es ist wie ein elementarer Zauber, der von diesem Wesen ausgeht.

„Da ging das Märchen durch den Wald!" sagt der Glockengießer Heinrich. „Märchen — Märchen!" und bei seinem verzückten Ton durchschauert es Jutta.

Im Zwischenakt sieht sie Kathy drüben, Kathy in weiß mit ein paar roten Rosen in der Hand. Entzückend hübsch und leben-

dig! Ihre Augen blitzen und ihre Hände bewegen sich, während sie mit Marie von Dürow spricht, sie biegt sich hierhin und dorthin, winkt herüber, und Jutta hat in dem Augenblick eine Vision, als könne die weiße Gestalt ebenso lachend wie Rautendelein ihre roten Blumen jemand an den Kopf werfen. Wem?!

Jutta blickt rasch auf ihren Mann. Der sitzt wieder etwas vorgebeugt, mit demselben halb traurigen, halb bitteren Ausdruck wie gestern. Sieht er das reizende Rautendelein drüben nicht? Ach, eines Tages muß er sie sehen, und dann? Dann habe ich kein anderes Recht, als die Augen zuzumachen, denkt Jutta.

„Ich fordere nichts von dir, du bleibst frei!“ hat sie ihm gesagt. Wo aber sind die Grenzen dieser Freiheit?

Es braust ihr vor den Ohren, und ein ohnmächtiges Gefühl überkommt sie. Da beugt Franz sich zu ihr und fragt besorgt: „Ist dir nicht wohl, Jutta?“

Sie nimmt sich zusammen. „Nicht ganz — ich bin wohl übermüdet.“

„Wollen wir gehen?“

„Ja — ich — du mußt bleiben. Ich nehme einen Wagen.“

„Keinesfalls, Jutta, ich komme selbstverständlich mit.“

„Nein, nein, Franz — du mußt Rautendelein —“ sagt sie noch schwach und lehnt sich schwankend an die Wand. Franz zieht einfach ihren Arm durch den seinen, und in dem Augenblick, da der Vorhang wieder aufgeht, führt er sie hinaus.

Die ganze Reisegesellschaft ist an diesem Abend auseinandergerissen und versichert am anderen Morgen, das käme nur davon, weil das Oberhaupt sie verlassen habe. Das Oberhaupt, das sein Mütchen in einer Operette gekühlt, gelobt auch reuig, von nun an „Tuck zu halten“, und erklärt sich „zum Ertragen aller Greuelthaten auf der Bühne“ bereit. Aber die übrigen scheinen nun auch vom Tragischen genug zu haben, und man entscheidet sich für „Figaros Hochzeit“ im Opernhause.

Papa Jürgens triumphiert und verlangt einen Bericht von der „Glocke“, ob sie Ähnlichkeit habe mit „Schillern seiner“. Marie von Dürow erklärt ganz aufrichtig, sie habe das Stück nicht ganz verstanden, ihr Bruder schwärmt dafür, fährt ein ganzes Geschütz von modernen Schlagwörtern auf und kommt sich ungeheuer gebildet vor.

Kathy bemüht sich, ihrem Vater die grotesken Naturlaute von „Waldschratt“ und „Nickelmann“, sowie den Dialekt der „alten Wittichen“ vorzumachen. Am liebsten hätte sie auch angefangen, wie Rautendelein ihre Haare zu kämmen und die dämonische Grazie der Sorma nachzuahmen, doch besinnt sie sich rechtzeitig, daß außer ihrem Papa noch mehr Herren dabei sind.

Jutta ist sehr sanft heute morgen und besonders liebenswürdig gegen Kathy. Sie macht nach dem Frühstück einen Privatausgang mit ihr, schenkt ihr verschiedene reizende Sachen zum Andenken an diese Reise und bezaubert die Kleine völlig. Dieser Tag verläuft in ungetrübter Harmonie, und am nächsten macht man sich an die Heimkehr.

* *
*

„Mitte Januar!“ sagte Jutta seufzend, als sie zu Hause auf ihren Wandkalender sah.

Franz saß jetzt fast beständig am Schreibtisch. Die Jahresabschlüsse und Berechnungen mancherlei Art nahmen ihn ganz in Anspruch. Jutta sah manchmal mit heimlichem Mitleid in sein gerötetes Gesicht, wenn er nach stundenlanger Arbeit abgespannt und einsilbig zu Tisch kam.

Armer Franz! dachte sie wieder wie damals, als sie zuerst von ihm hörte. Ungewohnter Dienst! Dem das Geld sonst so leicht und sorglos durch die Finger rollte, daß er ihm am liebsten keinen Gedanken schenkte, der sollte nun Buch führen über alles und jedes. Vielleicht mit dem peinlichen Zusatz in Gedanken, daß er seiner Frau Rechenschaft schuldig sei!

Jutta hätte ihm so gern geholfen, ihr waren solche Sachen vertraut durch das lange Zusammenleben mit ihrem Bruder, aber sie wagte es nicht. Sie wollte Franz nicht argwöhnen lassen, daß sie ihm solche Sachen etwa nicht zutraute, denn darin war er empfindlich, das wußte sie schon. Und sie freute sich auch wieder viel zu sehr über sein energisches Streben, sein Hintansetzen der Bequemlichkeit und liebte ihn nur noch mehr dafür.

Aber wie die Tage langsam und eintönig hingingen, zergrübelte sie sich fast den Kopf, was denn **nun** zunächst eine Veränderung in dieses Leben bringen könnte. Und es kam etwas: Eine Depesche flog ins Haus, die sie heftig erregte. Geerts Diener telegraphierte: „Der Herr sehr krank, verlangt nach der gnädigen Frau."

„Ich muß sofort abreisen," sagte Jutta, als sie mit dem Telegramm bei ihrem Mann eintrat, „Geert ist sehr krank."

„O — was fehlt ihm?" fragte Franz erschrocken.

„Das weiß ich nicht. Bitte, laß zum nächsten Zuge anspannen."

„Liebe Jutta," Franz sagte es zögernd, „willst du es nicht noch überlegen? Es ist ein furchtbares Schneetreiben heute, der Telegraphenbote sagte, er sei fast stecken geblieben in den Schanzen."

„Das ist gleich," sagte Jutta ungeduldig, „auf eine bequeme Reise kommt es nicht an, es müssen Leute vorweg geschickt werden, die den Weg freimachen."

„Das kann ja geschehen, aber möchtest du nicht erst telegraphisch anfragen, was Geert fehlt? Vielleicht ist es etwas Ansteckendes."

Aber Jutta war nicht zu halten. „Alles gleich," rief sie ungestüm, „du hörst ja, Geert verlangt nach mir! Er hat nur mich. Wir sind uns die Nächsten."

Franz stand auf und klingelte. „Allerdings, ihr seid euch die Nächsten," sagte er bitter, und dann sprachen sie nicht mehr davon.

In einer Stunde war Jutta reisefertig, und hinter den bahnschaffenden Leuten fuhr sie zur Station. Am nächsten Tage schrieb sie:

Lieber Franz!

Ich bin glücklich angekommen, mit nur einer Stunde Verspätung. Geert sehr krank, Lungenentzündung. Ansteckungsgefahr ausgeschlossen. Bald weiteres.

Jutta.

Es war der erste Brief, den er von seiner Frau erhielt, und obwohl es kaum mehr war als ein Telegramm, zog Franz ihn mehrmals des Tages aus der Tasche und sah gedankenvoll auf die knappen Zeilen, als wäre es möglich, daß noch etwas dazwischen stünde. Aber er fand nichts. — —

Inzwischen saß Jutta an Geerts Bett, fast Tag und Nacht. Seine fragenden Augen hatte sie nicht zu fürchten, denn er kannte sie vorläufig gar nicht. Doch schien ihre Gegenwart ihm wohlzuthun, und Jutta nahm mit schmerzlicher Freude wahr, daß sie nicht ungeschickt zur Pflege war und jemand unentbehrlich schien.

Als dann die Gefahr vorüber und sie sich des geschwisterlichen Beisammenseins wirklich bewußt erfreuen konnten, fing Geert ja an, allerlei zu fragen und von Juttas Leben hören zu wollen. Und sie erzählte mit einem gewissen Stolz: „Franz ist bewundernswert energisch und tapfer in den für ihn so neuen Verhältnissen, du würdest deine Freude an ihm haben."

„Und im übrigen?"

„Im übrigen haben wir das reizendste alte Haus, das erst gar im Sommer der angenehmste Wohnsitz werden muß, haben liebenswürdige Nachbarn, gute zuverlässige Leute — was wollen wir mehr!"

Geert sah sie forschend an. Der muntere Ton schien ihm nicht ganz ungezwungen, doch war er noch zu matt, um sich viel mit Grübeln abzugeben. „Ich werde doch auch ans Heiraten denken müssen," sagte er langsam, „die Einsamkeit im Hause ist schrecklich. Und dann — wenn einem etwas zustößt, wie eben jetzt — du kannst doch nicht immer kommen!"

„O, das schon, lieber Geert, aber es ist doch besser, du heiratest!"

Er lächelte. „Nun, wenn du so zurätst, das ist ja der beste Beweis, daß das Experiment mit euch geglückt ist."

Jutta errötete stark und atmete auf, als in diesem Augenblick der Arzt eintrat. Er war mit dem Zustand des Patienten sehr zufrieden, und zum erstenmal konnte nun von Juttas Abreise die Rede sein. Sie meldete sich also vorläufig an und wollte nach drei Tagen fort, als das Wetter wieder anfing, eine bedenkliche Miene zu machen. Ein abermaliger starker Schneefall wurde prophezeit, und sie fürchtete plötzlich, hier wider Willen festgehalten zu werden.

Ja, sie **fürchtete** es, denn es zog sie jetzt mit Macht nach Hause, und ebenso schnell wie die Abreise hierher setzte sie auch die Rückfahrt in Scene.

Als sie auf der Station einen Wagen bestellte, schien ihr das Warten darauf unendlich lange zu dauern. Endlich saß sie, eine halbe Stunde noch, und sie war zu Hause.

Wie würde sie Franz finden? Sie malte sich's aus, wie er ihren Schlitten vorfahren hören, sie auf der Freitreppe mit seiner unnachahmlichen Ritterlichkeit empfangen würde. Oder — wenn sie etwa unbemerkt käme, während er irgendwo draußen zu thun hatte, wie sie ihn dann in seinem Zimmer erwarten und vielleicht an seiner Begrüßung erkennen würde, ob — ach, sie wollte sich nicht in Illusionen hineindenken! Sie wollte gar nichts wünschen und für möglich halten, nur froh sein, wenn sie ihn wiedersah, wenn er gesund war.

Je näher sie kam, desto ruhiger wurde sie, ein innig sanftes Gefühl erfüllte sie ganz. Sie hielt es für den Anfang wirklicher Selbstlosigkeit. Jetzt fuhr sie ins Zeschwitzer Holz ein. Wie vertraut war ihr doch schon der Weg! In den letzten schönen Herbsttagen war sie ihn ein paarmal mit Franz gegangen, durch das rauschende rote Laub. Jetzt lag Schnee — der Boden war hart gefroren, aber es war etwas Weiches in der Luft, als wollte es tauen.

Durch die Stille klang jetzt Pferdegetrappel und Stimmengeräusch. Es kam näher, und da — rechts aus der Schneise kam's mit einem lachenden Ruf hervorgesaust! Ein blaues Kleid auf einem schwarzen Pferdchen flog quer über den Fahrweg und dann wieder links in den Wald hinein. Gleich hinterher ein zweites Pferd, dem sein Reiter die Sporen gab: Franz!

Da ging das Märchen durch den Wald! dachte Jutta, und das Herz zog sich ihr zusammen.

Der Reiter hatte das Fuhrwerk bemerkt, einen Augenblick gespäht und dann sofort sein Pferd gewandt. In derselben raschen Gangart kam er heran, und Jutta sah schon aus der Entfernung in ein lebhaft gerötetes Gesicht mit leuchtenden Augen. Das war gar nicht der Franz, der vor vierzehn Tagen so kühl und gehalten beim Abschied gewesen! Ach, sie hatte ja an der Art seines Überraschtseins etwas erkennen wollen —! Aber jetzt war sie befangen.

Da ging das Märchen durch den Wald! summte es ihr vor den Ohren. Franz war dem Märchen nachgeritten! Daher der Glanz in seinem Gesicht, von dem er wohl selbst nichts wußte.

Jetzt war er heran. „Jutta du? Bist du's wirklich?“ rief er mit unverhehlter Freudigkeit und griff schnell nach ihrer Hand.

„Ja, ich,“ sagte sie kühl, „ich fürchtete neues Unwetter, da reiste ich schnell ab.“

„So ist Geert ganz hergestellt?“

„Nicht ganz, aber außer aller Gefahr, so daß er mich entbehren kann.“

„Das ist gut, Jutta,“ sagte er leiser, „Steinbruch konnte dich auch nicht länger entbehren.“

„Wirklich?“ lächelte sie etwas ironisch, und in demselben Augenblick tauchte das blaue Reitkleid auf dem Fahrweg auf, und Kathys Stimme rief von fern: „Wo bleiben Sie eigentlich, Sie Ausreißer?“

„Du vergißt deine Kavalierpflichten,“ sagte Jutta, „du wolltest gewiß Fräulein Jürgens nach Hause begleiten.“

„O, liebe Frau von Klausing, Sie sind es?“ rief da Kathy an der anderen Seite des Wagens, „ich erkannte Sie nicht aus der Entfernung, denn ich sah natürlich erst nach den Pferden, dann nach der Dame, und da es keine Steinbrucher Kutschpferde sind — Aber guten Tag, guten Tag, schön, daß Sie wieder da sind! Der arme Herr von Klausing hat gelebt wie ein Einsiedler, wenn ich ihn nicht mal heute mobil gemacht hätte —“

„Und das ist Ihnen ja gut gelungen, Fräulein Kathy, mein Mann sieht sehr wohl aus.“

„Sie aber nicht, liebe Frau von Klausing, Sie haben sich gewiß zu sehr angestrengt!“

„O nein, ich bin nur etwas durchfroren und möchte schnell nach Hause. Lassen Sie sich nicht stören in ihrem Ritt — auf Wiedersehen.“

Die Pferde zogen rasch an, die Reiter blieben zurück, Franz begleitete Kathy das kurze Stück durch den Wald, da es bereits anfing zu dämmern, und folgte dann dem Wagen. Als er ankam, war Jutta bereits abgestiegen und nach oben gegangen. Gleich darauf erschien sie aber im Eßzimmer, denn es war Vesperzeit, und bereitete den Kaffee wie gewöhnlich.

Franz kam herein, noch in Reitanzug und Stiefeln, warm vom raschen Ritt, das blonde Haar etwas feucht und weich in die Stirn gefallen, anziehender denn je. „Noch einmal: Gut, daß du wieder da bist, Jutta,“ sagte er mit einer Herzlichkeit, in der aber etwas Unsicheres lag, „nur hätte ich es doch lieber gewußt und dich erwartet.“

„Aber warum denn,“ meinte Jutta leichthin, „Überraschungen sind doch auch ganz nett. Oder war dir die Situation nicht angenehm?“ Es sollte scherzhaft klingen, doch war der Ton nicht danach. Franz blickte befremdet, und plötzlich schwoll eine Ader auf seiner Stirn, die Jutta noch nicht an ihm kannte. Aber sie ließ sich nicht warnen, und als er jetzt lebhaft etwas erklären wollte, unterbrach sie ihn kühl:

„Laß doch, ich brauche keine Erklärung. Warum solltest du nicht mit Fräulein Jürgens reiten?“ und in der Handbewegung dabei lag deutlich ein geringschätziges: „Was geht's mich an?“

Da wich alle Farbe aus seinem Gesicht, und die blauen Augen erschienen fast schwarz. Stumm nahm er seinen weichen Bart zwischen die Zähne, und wortlos ging er gleich darauf aus dem Zimmer.

Das war nun das Wiedersehen, das war das Heimkommen! Wie heftig Jutta sich gesehnt, wie sehr sie trotz inneren Protestierens etwas gehofft, fühlte sie jetzt erst an ihrer grenzenlosen Enttäuschung. Und dazu das nagende Gefühl der Beschämung: Du hast dir etwas vergeben! Hast dich kleinlich gezeigt. Alles Erkämpfte der Vergangenheit, alle Vorsätze für die Zukunft, du hast sie über den Haufen geworfen in dem einen Moment.

Jutta lag auf ihrem Bett und weinte. Sie ließ sich zum Abendessen entschuldigen mit heftigen Kopfschmerzen. Das war keine Unwahrheit, sie fühlte sich so elend wie nie im Leben.

Am anderen Morgen beherrschte sie sich wieder völlig und sagte sanft: „Nun habe ich mich hoffentlich wieder zurecht geschlafen — ich war doch recht nervös von dieser Zeit am Krankenbett. Ich hatte wirklich sehr heftige Kopfschmerzen.“

„Bitte,“ sagte Franz kalt, „ich brauche keine Erklärungen, ich glaube das ja einfach.“

Da fühlte Jutta, daß die Wand zwischen ihnen seit gestern um vieles höher geworden, und wieder sanken Mut und guter Wille in nichts zusammen. — Öde Tage folgten, Tage, die Blei an den Füßen zu haben schienen. Immer derselbe kalte weißgraue Himmel, die stille kalte Luft, immer neuer Schnee, als ob alles Leben begraben werden sollte.

Franz reitet und fährt trotzdem unermüdlich umher. Er sorgt für das Instandhalten der Wege, er denkt an das hungernde Wild, richtet Futterplätze im Park und im Zeschwitzer Holz ein und schickt doppelte Gaben von Torf und Holz an die Dorfleute. Er ist überhaupt von einer großen ruhigen Umsicht jetzt, nur lächelt er nie mehr, und all das liebenswürdig Harmlose seines Wesens ist wie weggewischt.

Jutta aber fühlt sich wie gefangen. Sie kann ganze Stunden in völliger Unthätigkeit verbringen und verzehrt sich in nutzlosem Grübeln. Von den Nachbarn ist man durch das Wetter ganz abgeschnitten, und aus den Gesprächen, die Franz und der Inspektor bei Tisch führen, klingt öfter Besorgnis, wo das hinaus will mit diesen Schneemassen. Sie fürchten bei etwa plötzlich einbrechendem Tauwetter Hochwasser.

Für Steinbruch hat es keine Gefahr, es ist das höchstgelegene Gut der Gegend, und erst jenseits des Zeschwitzer Holzes fängt die große Niederung an, die öfter von Überschwemmungen heimgesucht wird.

Und in der nächsten Nacht kommt der Tauwind. Ein hohles Brausen füllt die Luft, und es beginnt das eintönige Tropfen des sich lösenden Schnees. Das wächst und nimmt zu, bis es zum Rieseln und Plätschern wird, die weißen Schneeschanzen verschwinden, und graue Pfützen und Seen stehen überall.

Nach zwei Tagen kommen denn auch schon beunruhigende Nachrichten. Die Elze ist übergetreten, Schorsdorf ist stark bedroht, ebenso Bohra, das armseligste Dorf der Gegend.

Franz ist den ganzen Tag mit seinem Inspektor unterwegs. Er sieht sich nach dem Windbruch im Holz um und hilft mit Rat und That bei den Vorkehrungen zum Schutz gegen das immer stärker andringende Wasser.

Jutta sieht ihn kaum, nur daß er am zweiten Morgen einen kurzen Bericht giebt

von schon eingetretenen Notständen und sie bittet, auch an etwas Hilfe zu denken. Jutta hat schon daran gedacht. Nun aber macht sie sich mit Feuereifer an die Arbeit und hat abends etliche Körbe und Pakete mit Lebensmitteln und Kleidungsstücken bereit, die sie in Franzens Zimmer bringen läßt.

Wie gern hätte sie ihn erwartet, ihn gefragt, gebeten, sich nicht zu viel zuzumuten, sie Anteil nehmen zu lassen! Aber sie wagt es nicht. Er ist die letzten Abende so spät gekommen — er ist morgens so wortkarg und kalt — es ist heute auch schon zehn Uhr vorbei, nein, sie wagt es nicht. Sie schreibt nur auf ein Blatt Papier, das sie zu den Sachen legt: „Willst du, bitte, hierüber verfügen und mir sagen, was ich noch sonst beschaffen könnte?"

Dabei fallen ihr die kleinen zärtlichen Zettel der jungen Doktorsfrau ein: „Good night, my darling — are you quite warm and comfortable?" und verzweifelt drückt sie das Gesicht in die Hände. Horchend liegt sie dann noch lange wach, bis sie in der Dunkelheit einen Hufschlag hört. „Franz, Franz," murmelt sie in die Kissen, „good night, my darling!"

Am nächsten Morgen sieht sie ihn nicht mehr beim Frühstück, er ist schon fortgeritten und hat Rohr den Bescheid hinterlassen: es wäre gut so mit den Sachen, der Herr ließe alles nach Bohra bringen, gnädige Frau möchte nur noch mehr in der Art beschaffen.

Dieser Tag wird der schlimmste. Es ist Jutta, als entfernte sie sich immer weiter von Franz, als schöben all die grauen Wassermassen da draußen, denen er wehren will, sich trennend zwischen sie und ihn.

Dazu hat der Sturm sich neu aufgemacht und rast am Abend um das alte Haus, daß Jutta sich vor Aufregung und Sorge nicht zu lassen weiß. Sie irrt durch alle Räume, sie will Rohr sagen, in des Herrn Zimmer noch einmal zu heizen, aber es ist schon besorgt. Trockene Sachen liegen und hängen bereit, und im Kamin brennt um zehn ein helles Feuer.

„Alles geht ohne mich," murmelt sie bitter, und dann horcht sie wieder. Sie will heut nicht zu Bett gehen, ohne Franz gesehen zu haben. Das Unwetter ist doch wahrlich Grund genug, sie wachzuhalten. Sie sitzt in seinem Zimmer, das nach dem Hofe zu gelegen ist, dann springt sie wieder auf. „Nein, hier soll er mich nicht finden, nicht wartend!" Sie läuft in ihr eigenes Zimmer an der Parkseite, dort ist es dunkel, und vor den Fenstern schauern die Bäume.

Die Einsamkeit, die Finsternis, die Sorge — sie erträgt es kaum. Mit fliegender Hand zündet sie eine Lampe an und stellt sie auf den Tisch im Erker. „So leuchtet sie in die Dunkelheit draußen und in die Leere drinnen." Dann läuft sie wieder an die Thür und horcht.

Endlich Schritte vor dem Hause! Die schwere Thür wird geöffnet und fliegt mit einem Krach wieder zu, darauf kommt es langsam und tappend durch die Halle. Sollte es dunkel sein? denkt Jutta und eilt hinaus. Mit der erhobenen Lampe steht sie dann an der Treppe und beugt sich über das Geländer.

„Die Lampe brannte doch eben noch," sagt sie rasch, während sie Franz heraufsteigen sieht.

„Der Zugwind von der Thür her hat sie ausgelöscht," antwortet Franz und tritt mit ihr ein.

Über und über naß, mit hochgeschlagenem Kragen und zerdrücktem Hut, wie er nie zu ihr ins Zimmer kommt, steht er vor der erschrockenen Frau.

„Wie naß du bist," sagt sie leise, „und du schauderst — vor Kälte!"

„Nicht wahr? Fast wie der Griechenjüngling, den wir im Theater sahen," antwortet er mit so seltsamem Ton und Lächeln, daß es Jutta durch und durch geht. „Der arme Junge hatte es ja auch nicht leicht! Schwimmen durch das wilde Meer — und dann vielleicht am steinigen Ufer zerschellen —!"

„Willst du dich nicht gleich umziehen?" fragt Jutta wieder mit stockender Stimme, „drüben in deinem Zimmer ist geheizt und sind trockene Sachen, da findest du alles."

„Meinst du? Alles?" Er bleibt regungslos stehen, immer mit demselben sonderbaren Ausdruck.

„Wenigstens den nassen Mantel thu ab," drängt sie noch einmal, und einem plötzlichen Impuls folgend, faßt sie zu, um ihm den Mantel abzuziehen. Er läßt es geschehen,

was noch nie vorgekommen ist, und wie er das Zittern ihrer Hände sieht, die auf seiner Brust knöpfen, hascht er danach.

„Deine Hand — ist warm,“ sagt er stockend, „gieb mir die andere auch, ich hab es nötig!“

Jutta regt sich nicht, und er fährt fort: „Warum bist du noch wach?“

„Ich war unruhig, ich — der Sturm — nein, ich —“

„Wirklich? Sorgtest dich?“

Er läßt sie los und fängt an, im Zimmer hin und her zu gehen, daß eine nasse Spur sich auf Teppich und Parkett abzeichnet.

„Wie steht es mit dem Wasser?“ fragt Jutta und müht sich, ihren gewohnten Ton wiederzufinden.

„Schorsdorf ist gesichert, in Bohra flüchten die Leute und das Vieh schwimmt. Wir haben den ganzen Tag gearbeitet.“

„Das ist nun der dritte Tag, Franz, du thust dir zu viel!“

„Glaubst du? Du hast dich sonst nicht gesorgt, Jutta. Immer fand ich das Haus still und dunkel, wenn ich kam.“

Sie schweigt. Daß sie jede Nacht zitternd wachgelegen, kann sie nicht sagen.

„Ich hörte dein Pferd nicht,“ sagt sie nur, „wo bist du abgestiegen?“

„Mein Pferd hab ich dem Inspektor gegeben, der sich fast zu Schanden gearbeitet hat und dessen Schimmel lahmt. Ich bin von Bohra zu Fuß gekommen.“

„In dem furchtbaren Wetter!“

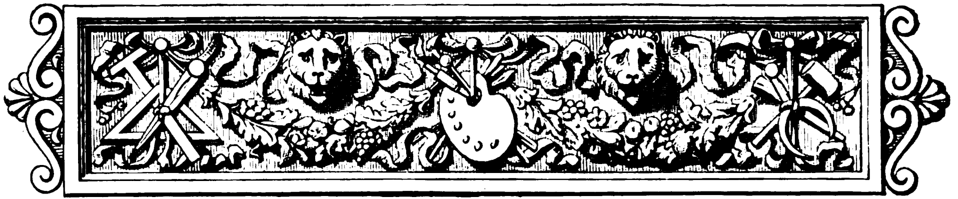
„Ja, es war ein bißchen toll draußen, selbst unsere kleine Zesche thut wie ein Bergstrom, als wollte sie alles mit sich fortreißen! Ich war gedankenlos an der großen Brücke vorübergegangen und wollte nun den kleinen Steg hinter dem Park benutzen — kaum war er zu finden in der Finsternis. Als ich ihn aber dann gefaßt hatte und fühlte, wie die dünne Planke unter mir schütterte und das Geländer sich unter meiner Hand bog, während das wild gewordene Wasser raste und brodelte, war mir's plötzlich, als könnte ich nicht von der Stelle. Ich starrte auf die brausenden Wipfel der Parkbäume, durch die hindurch ich unser — dieses Haus sah, undeutlich und dunkel, aber es war doch da! Und du warst darin! Und ein fatalistisches Gefühl durchzuckte mich: Wenn in dieser Minute dort drüben in dem dunklen, kalten Hause ein Licht aufblitzt — dann will ich hinstürzen zu jenem Hause und zu meinem Weibe und ihr sagen — sagen —“

Er hält inne, denn ein Ton von Jutta läßt ihn aufhorchen. Sie steht aufrecht an die Erkerwand gelehnt und hat beide Hände vors Gesicht gedrückt. Der leise Ton ist schon wieder verstummt, und Franz fährt fort, rasch, sich fast überstürzend: „Und da, Jutta, da flammte das Licht auf, deine Lampe in diesem Erker, und in demselben Augenblick gab der schmale Steg dem anstürzenden Wasser nach. Alles um mich schwankte, und mit einem Sprung nur kam ich ans Ufer. Ich stürzte durch den Park, rannte in der Dunkelheit gegen Baumstämme, deine Lampe zeigte mir wieder den Weg. Und nun — nun muß ich mein Wort halten, das ich auf der Brücke dem aufflammenden Licht gelobt. Ich muß es sagen, koste es, was es wolle!“ Er hält einen Augenblick inne, wie erschöpft, und nach den leidenschaftlich bewegten Worten klingt es leise, fast ausdruckslos: „Jutta, ich liebe dich!“

Eine kurze stumme Pause. In atemloser Spannung sieht er auf sie hin. Dann sinken ihre Hände herab, und er sieht in ein schneeweißes, thränenüberströmtes Gesicht. Aber es lächelt, mit seligen Augen, und mit dem ungläubigen Ruf: „Jutta — du — du auch?“ stürzt er vor ihr nieder. Den Kopf an ihre Knie, in die Falten ihres Kleides gedrückt, liegt er lange.

Draußen rast der Sturm fort. Er jagt das Wasser der Zesche und die Trümmer der kleinen Brücke vor sich her, bricht Äste und junge Wipfel von den Parkbäumen, er heult und pfeift in den Ecken und Gängen des alten Hauses, aber — es ist Frühlingssturm.





George Frederick Watts.

Von

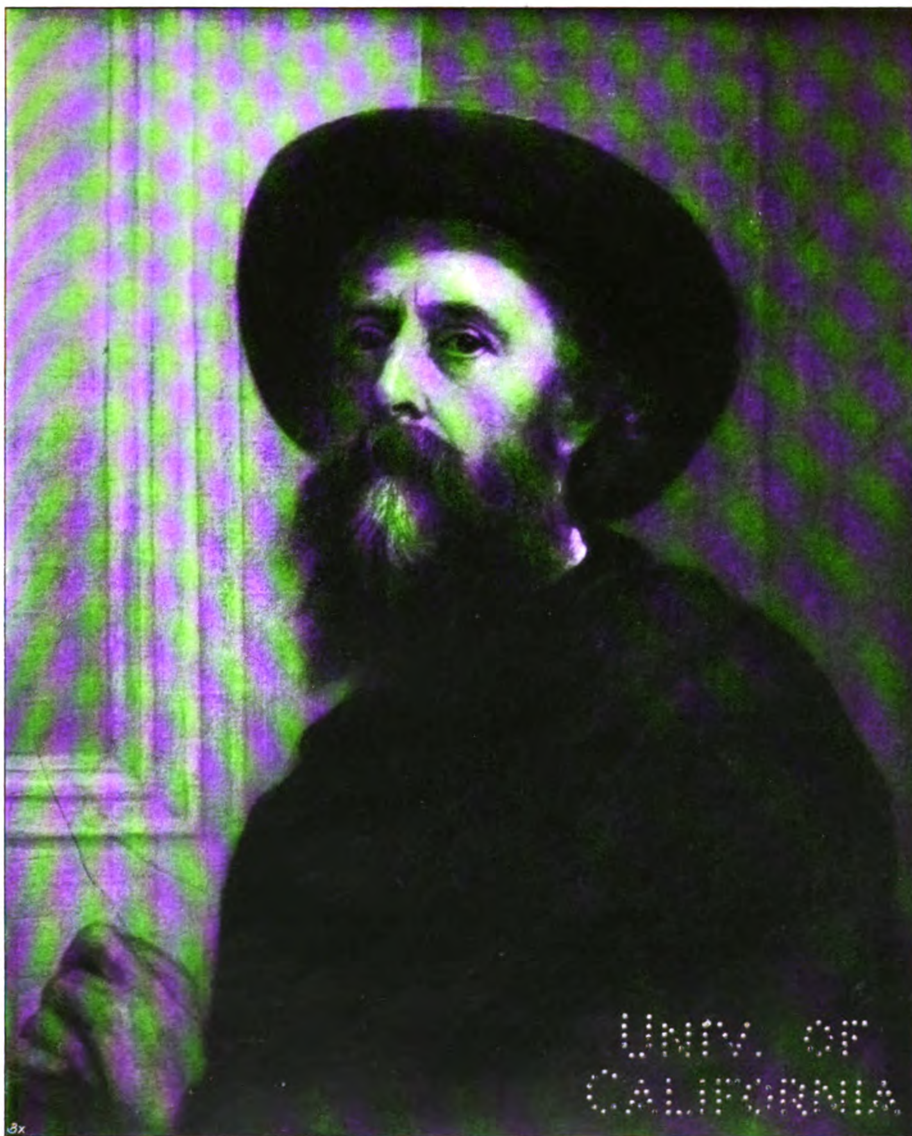
Jarno Jessen.

(Nachdruck ist untersagt.)

Auf einem hochgelegenen Punkt der Stadt Genf ist eine bronzene Zeigeruhr aufgestellt, die den Reisenden die Gipfel des Alpenpanoramas weist. Dieses stumme Erz wird wie von einem geheimen Magnetismus befehligt, so daß es nur Fühlung hat mit den höchsten Höhen. Ein verwandter Zug scheint die Seele des Altmeisters englischer Malerei George Frederick Watts zu beherrschen.

Innerhalb des abwechselungsreichen Gebietes englischen Kunstschaffens in diesem Jahrhundert ist das Werk Watts' das einzige, das sich keinen Schulregeln fügte und keinerlei Schule gemacht hat. Er ragt wie ein Firnenhaupt in einsamer Höhe. Von der Formengewalt der Parthenon-Skulpturen bezwungen, dann an dem Schönheitsmahl italienischer Hochrenaissance gespeist, hat sich Watts seinen Kanon festgestellt, dem er drei Menschenalter hindurch, als Jüngling wie als Greis, die Treue gehalten. Man nennt ihn in seiner Heimat nur noch den großen Watts, und wenn der lebensprühende Hubert Herkomer oder der elegant antike Tadema seinen Namen erwähnen, so geschieht es, als berührten sie das Venerabile. Unabhängig von den Roman- und Theatermotiven der englischen Malerei in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, unabhängig von der präraphaelitischen Brüderschaft, obschon ihr Geistesverwandter, ist Watts stets dem eigenen Genius gefolgt. Schon früh glaubte er den Schicksalsruf vernommen zu haben, der ihn zum Erzieher seines Volkes auserkoren. Im Bewußtsein dieser Mission hat er den Pinsel geführt, erstrebt er mit jedem seiner Werke eine sittliche Förderung der Menschheit. In diesem pädagogischen Princip erkennt der sonst so bescheidene Meister seine Bedeutung und sagt von sich selbst: „Ich habe etwas Neues gewollt, und das ist das Moralische.“ Wir erschrecken vor der Absicht, die Kunst, das freie Kind der Inspiration und der Phantasie, in den Dienst der Zweckmäßigkeit zu stellen; aber der Genius Watts' hat sich siegreich erwiesen. Er allein konnte diesen Fehler zur Tugend stempeln, weil er neben dem Moralisten vor allem stets der große Künstler gewesen. Watts will keine Realitäten wie Rubens und Tizian malen, er will etwas ganz Abstraktes, einzig und allein seine Ideen. Vor dem Altar dieser blutlosen Idole opfert er als glaubensstarker Priester und breitet vor ihnen an Weihespenden aus, was irgend die schöne, fruchtüppige Natur hervorbringt. Wenn es uns fröstelt in der dünnen Höhenluft seines Gedankens, füllt uns sein Fühlen mit immer gleich strömender Wärme. Er entzückt, während er erhebt, und trotz seiner vielen Naivetäten bleibt sein Gesamtbild eingeprägt wie etwas Kolossales, das Zeit und Raum überdauern wird.

Wer heute zu Kunststudien nach England hinübergeht, muß Gustav Dorés Wort im Sinne behalten: „Es sagt mir etwas, daß sich viele Bande zwischen mir und der Heimat lösen werden.“ Die kurze Fahrt über den Ärmelkanal bringt uns in eine Welt vollkommen neuen Fühlens. Hier beherrschen künstlerische Persönlichkeiten den Geschmack, die den Kontinentalen anmuten wie ver-



G. F. Watts: Selbstporträt.

sonnene Lotusesser. Um sie herum liegt das große Schweigen ausgebreitet, und die Intensität ihrer Träume vermochte dem praktischen Volk der That einen Schlummerzustand zu suggerieren. In diesem Hindämmern schaut es verzückt auf die lethargische Legendenwelt Burne-Jones', auf die schönheitsschauernde Sinnenschwüle Dante Gabriel Rossettis, auf die fromme Innigkeit Holman Hunts und all die schmachtende Vornehmheit Moorescher, Tademascher, Leightonscher Wesen. Draußen in den lärmenden City-Straßen pocht der Puls des Lebens mit fiebernder Eile, Zeit ist Geld lautet das Stichwort der Massen; aber in seinem Museum zeitgenössischer Kunst verlangt der Engländer einen Tempel der Keuschheit, die Weltabgewandtheit, die große Ruhe. Hier flüstert es aus den Rahmen von vergangenen Tagen, die alte Legende, die Volksdichtung, das klassische Altertum, die Poetenträume Dantes werden hervorgezaubert mit der Klarheit und zugleich Verklärtheit präraphaelitischer Ausdrucksweise. So weltumfassend das Britenreich in seiner geographischen Ausdehnung, so unbegrenzt ist es in seinem ästhetischen Machtbereich. Was fragt dieses unabhängige Künstlertum nach der Ästhetik des Kontinents? Hier wird der dekorative Linienschwung in einen seelenvollen gewandelt, und diese potenzierte Innerlichkeit verlangt ein durchsichtiges, lebendiges statt des warmen Kolorits. Kein Hauch der Tagesmode fällt auf die schlanken, edlen Gestalten, auf den geradlinigen, statuarischen Faltenwurf ihrer Gewandung. Sie gehen nicht, sie wandeln, sie sitzen nicht, sie ruhen, der antike Geist stiller Größe und edler Einfalt ist auf sie übergegangen. Freilich spiegelt sich zugleich die Anmut des englischen Körpertypus in der Kunst wieder: denn die antike Paläſtra findet in den Sportplätzen der Briten ihre Wiederauferstehung. Die freie und zugleich gehaltene Gelenkigkeit der Gliedmaßen, der hochstrebende Wuchs sind Früchte einer gesunden Schulung — Merkzeichen, die das moderne Kind Albions wie den Griechen der perikleischen Zeit kennzeichnen. So ist die Idealgestalt des neu-



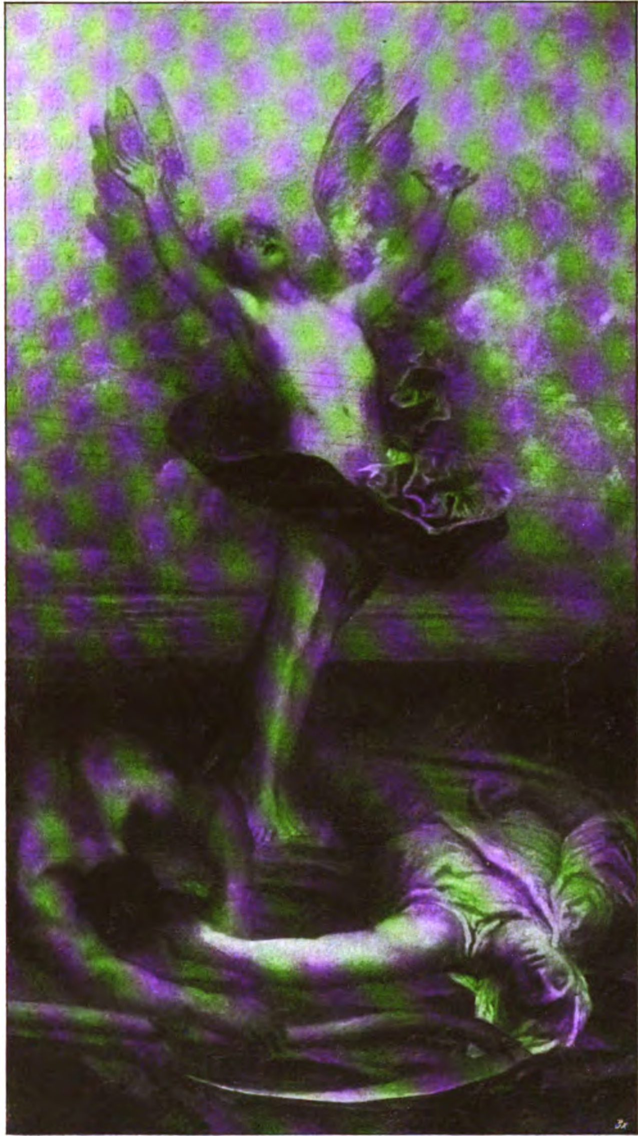
G. F. Watts: Liebe und Leben.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

englischen Malers zugleich antik wie durchaus national. Wenn dieser Geist zeitgenössischer Kunst Englands auf den Beschauer zu wirken beginnt wie ein Opiat, das langsam die Sinne umnebelt, fühlt er sich schnell wie vom Stabe des Magiers entzaubert, wenn die grandiose Formen- und Ideenwelt Watts' ihn wachrüttelt. Man hat auf Burne-Jones' Gestalten das Wort Tassos aus dem „Befreiten Jerusalem" angewandt: „Sie wünschen viel, sie hoffen wenig und fordern nichts," für die Geschöpfe Watts' müßte es heißen: „Sie wünschen viel, sie hoffen viel und fordern viel." Hier vollzieht sich das Wunder, daß eine Kunst, deren Nährboden ausschließlich die Abstraktion ist, mit elementarer Gewalt wirkt. Angesichts der Allegorien Watts' hat ein geistreicher französischer Kunstkritiker, der als ausgesprochener Skeptiker kam, seine völlige Bekehrung von vorgefaßten Urteilen eingestanden.

Bis vor kurzer Zeit genügte es nicht, um Watts kennen zu lernen, in Künstlers Lande zu gehen. Man mußte ihn in seinem eigenen Heim aufsuchen. Hier hielt er seine Seelenbekenntnisse in Holland-House in London um sich versammelt wie kostbare Vermächtnisse, an deren Vervollkommnung er sich nicht genugthun konnte, und deren Anblick er dem Publikum nur zu gewissen Stunden gewährte. Zu Ausstellungen war er schwer zu bestimmen, das Ausland mußte ihn als eine Art mythischer Größe hinnehmen. Eine kleine Sonderausstellung, die die Münchener Künstlerschaft mit größten Schwierigkeiten durchsetzte, hat ihm die Ehrenmitgliedschaft bei ihnen eingetragen. Was fragt dieser vornehme Meister nach dem Beifall der Außenwelt. Seine Aufgabe war eine sittliche Hebung der Nation, und zur Erreichung des außergewöhnlichen Zieles hat er Außergewöhnliches leisten müssen. Von früh auf in der glücklichen Lage, seiner Kunst leben zu können, hat er ihr gedient und dient ihr heute noch als Zweiundachtzigjähriger mit der leidenschaftlichen Inbrunst eines Anbeters. Noch beginnt er sein tägliches Tagewerk um vier Uhr, und selbst der Prince of Wales mußte es bei einem Abendbesuch hinnehmen, daß der Meister bereits um halb neun zur Ruhe geht. Schaffensfreudig wie der greise Tizian ist er mit unverminderter Frische an der Ausführung neuer Ideen thätig. Noch die vorjährige Londoner Akademie rühmte seine „Triumphierende Liebe" als ihr Meisterwerk. Obschon er dem Weltgetriebe fern zu stehen scheint und die Menschen nicht sucht, die zu ihm strömen, lebt er in reger Anteilnahme an den Tagesereignissen. Wie in jenem kleinen märkischen See, der zuweilen wild aufbrodelt, wenn bedeutsame Naturereignisse in fernen Weltteilen auftreten, finden die Strömungen der Zeitgeschichte ihren Wiederhall in der Seele des einsamen Dichtermalers Englands. Dann malt er aus bewegtem Herzen seine Farbenpredigten und Prophetien. Das Laster des Spiels, die Bedrückung der Irländer, irgend eine sociale Frage zwingt ihm den Pinsel in die Hand. Er ereifert sich in seinem Kinderherzen auch über allerlei Schwächen. So war das Töten der Singvögel für Zwecke der Eitelkeit das Motiv einer seiner letzten Schöpfungen, die er als Mahnwort an die gefallsüchtige Damenwelt hinaussandte. Niemals hat Watts denen etwas zu sagen, die den flüchtigen Genuß, den Nervenreiz in der Kunst aufsuchen. Er wendet sich immer an die Denkenden. Ihn verstehen, selbst ihn belächeln, heißt ihn immer lieben. Schwer hat er sich stets zum Verkauf eines seiner Werke entschlossen. Die Würdigkeit des Käufers war ihm wesentlich; aber als freigebiger Spender hat er seine Bilder ausgeteilt, wenn er eine Mission seiner Kunst zu erkennen glaubte. Auf dem Londoner Armenfriedhof, in dem Proletarierkirchlein des Ostend, im Eton-College, in der St.-Pauls-Kathedrale da hangen Watts' Bilder. Sie werfen ihren versöhnenden Schönheitsschimmer über das Leben der Besitzlosen, sie spornen die Jünglinge zu idealem Thun, sie erhöhen die Inbrunst der Andächtigen. Des Künstlers hohe Absicht war, sein gesamtes Werk um sich zu erhalten, es unablässig weiter zu vervollkommnen und es schließlich als sein Vermächtnis der Nation zu hinterlassen. Diesen Künstlertraum hat die Verehrung seines Vaterlandes ihn nicht zu Ende träumen lassen. Schon hatte man ihn bewogen, einige seiner größten Allegorien im Kensington-Museum anzubringen, und seit einigen Jahren sind die Watts-Säle in der neueröffneten Nationalgalerie

für britische Kunst mit seinen Spenden erfüllt. Diese Auszeichnung hat er nicht ausgeschlagen, weil er damit der Allgemeinheit zu nützen glaubte, die Annahme des Adels hat er zweimal abgelehnt. Die Ehre einer ständigen Sonderausstellung teilt er in England einzig mit dem großen Landschafter Turner, der wie er mit machtvoller Originalität geschaffen und wie er unnachgeahmt und unnachahmlich geblieben.

Man nennt Watts in London den merkwürdigsten Menschen der englischen Gesellschaft. Es hat sich um sein abgeschlossenes Leben ein ganzer Fabelkreis gebildet. Wer in dem Bann seiner Gedankenschöpfungen gestanden hat, muß ihm scheu gegenübertreten, als sollte sich ein Saisbild entschleiern. Um so überraschender wirkt daher die kindliche Güte und Schlichtheit des großen Meisters. Wohl blickt sein Auge zuweilen scharf, wie um in die Tiefe zu spähen, sein Ohr lauscht aufmerkend, um jedes Wort zu wägen. Der große Seelenkenner verrät sich, vor dem nichts Falsches bestehen darf. Wer jedoch sein Vertrauen erwarb, findet in dem bedeutenden Denker das liebenswerteste Menschenherz. Heute noch trägt sein edles Greisenhaupt die Spuren eines vornehmen Menschentums. Es ist eine jener Physiognomien, die der Genius prägte, kühn und gütig zugleich. Wir besitzen ein Jünglingsbild von ihm voll idealer Reinheit, und sein Selbstporträt in den Uffizien zu Florenz zeigt ihn im Mannesalter als den vollendeten Typus des großen Künstlers. Aus seinem Privatleben dringt wenig in die Öffentlichkeit. Man weiß, daß die berühmte Schauspielerin Ellen Terry seine erste Gattin gewesen; aber über diese Ehetragödie breitet das Zartgefühl seiner Freunde undurchdringliches Dunkel. Seit langen Jahren ist er in vollendetem Eheglück mit einer hochsinnigen Bildhauerin verbunden, die die ihr anvertraute heilige Flamme mit vestalischer Hingabe hütet. Mit ihr gemeinsam widmet er sich philanthropischen Diensten. Das Heim, das sich Watts in der Holland-Park-Einsamkeit Londons geschaffen, gehört zu den Milieus, die nur zur Wohn-



G. F. Watts: Triumphierende Liebe.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)



G. F. Watts: Liebe und Tod.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

stätte großer Künstler taugen. Ein sonderbares Durcheinander von Fenstern, Thüren, Schornsteinen und epheuumrankten Ziegelmauern umschließt eine Fülle von großen und kleinen Zimmern, Ateliers, Galerien, Treppchen und Gängen. Durch die Fenster fallen grüne Lichter der Bäume und des Rankwerkes, und der Farbenzauber venetianischer Koloritsymphonien klingt aus den Goldstickereien, den purpurnen und violetten Tönen der Innenausstattung. Überall erhöhen frische Blumen die Leuchtkraft, und wohin das Auge schaut, schwelgt es im Anblick schöner Kunstwerke aller Jahrhunderte. Hier offenbart sich der Geist vornehmen Geschmacks, dessen Lebenselement die reine Schönheit ist. Es hat ein berühmter Gast mit Recht gesagt, hier dürften nur auserlesene Besucher über die Schwelle, vornehme Männer und ideale Frauen, nur schöne Wesen, deren Augen leuchten von echter Seelenhoheit. In seinen Gesprächen liegt Watts alles Persönliche fern. Er liebt es, über Politik und Kunst zu reden, und setzt durch treffende Urteile und reiche Kenntnisse in Erstaunen. Ihm wäre das goldene Zeitalter erfüllt, wenn es eine wahrhaft gute Menschheit gäbe. Er, dessen Kunst seine Wanderung durch die Höllenkreise zeigt, ist selbst der Eingeborene des Empyreums.

An Watts' Lebensgang beweist sich das Gesetz der Unzerstörbarkeit angeborener Kräfte. Er hat schon als Kind gezeichnet und seinen Walter Scott und Homer mit Kompositionstalent und gutem Farbensinn illustriert. Sein kunstliebender Vater gab ihn früh auf die Akademie. Der Unterricht hier ließ ihn derart interesselos, daß er es vorzog, nach wenigen Wochen in William Behnes Bildhauerwerkstatt zu zeichnen und die Entstehung der Porträtbüsten des Meisters zu bewachen. Ein leidenschaftlicher Zug zur Plastik, den auch sein malerisches Schaffen immer verrät, trieb ihn zu den Elgin-Skulpturen des Britischen Museums. Sie wurden für seine künstlerische Inspiration, was die Fresken Masaccios für Michelangelo wurden. Seine erste Kraftprobe wurde der große historische Karton „Caractacus“ für das Parlamentsgebäude, auf dem er ein Thema aus der Frühgeschichte von Wales mit so bedeutender Dramatik behandelte, daß ihm der erste Preis des Wettbewerbs zufiel. Aus eigenem Können hatte er sich die große Welt eröffnet. Nach kurzem Aufenthalt in Paris trieb es ihn nach Italien, wo er als Liebling des englischen Botschafters Lord Holland vier



Westermanns Illustrierte Deutsche Monatshefte. Zu Jessen: George Frederick Watts.

G. F. Watts: Ganymed.

Jahre in Florenz gehalten wurde. Hier schaute er sich das Innere trunken an den andachtsvollen Weihestücken italischer Frührenaissance und dem Farbenrausch venetianischer Hochkunst. Es ist charakteristisch für seinen Unabhängigkeitssinn, daß er nicht kopierte, sondern sich nur im Betrachten bildete. Aber die interessanten Gäste des Holland-Houses hielt sein Pinsel fest, und die toskanische Sommerresidenz des Botschafters, die berühmte Villa Careggi, wo Savonarola einst am Totenbette Lorenzos des Prächtigen gestanden, schmückte Watts' Hand mit einem Wandgemälde. Das Jahr 1846 brachte ihm einen Preis von zehntausend Mark für seinen großen Karton „König Alfred reizt sein Volk gegen die Landung der Dänen“ und zugleich den Auftrag für einen „Heiligen Georg“ im Hause der Lords. Solche Erfolge enthüllten die Natur des jungen Künstlers in ihrer wahren Schönheit. Sie spornten ihn nicht zu neuen, ehrgeizigen Pinselthaten, sie bestärkten nur sein Princip, die Mitwelt zu veredeln. Ohne pekuniäres Entgelt bot er sich an, ein riesiges Fresko, „Die Schule der Gesetzgebung“, für Lincolns-Inn zu malen. Während der Arbeit an diesem Werke schrieb er an seinen Freund Sir Henry Taylor: „Um Großes hervorzubringen, muß man intensiv bedacht sein, sein Bestes zu leisten und sich nicht mit der Überlegung aufhalten, ob die Sache, abstrakt genommen, groß oder klein sei. Das wirklich Große liegt so weit jenseits unserer Fähigkeit, daß der Vergleich ein unwürdiger Gedanke wird. Von ganzer Seele, mit völliger Drangabe des Herzens arbeiten ist das Rechte, und wer dies thut, darf sich befriedigt fühlen, welcher Art auch das Resultat seiner Mühen sei.“ Der Zug zum Großen charakterisiert sich in des jungen Meisters Vorliebe für Wandgemälde. Er erstrebte die eindringlichste Form, zur Seele des Volkes zu sprechen. Mit schmerzlichem Verzichtleisten mußte er eine Weigerung der Direktion des Euston-



G. F. Watts: Jonas.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square Kensington.)

Bahnhofes hinnehmen, die es ihm versagte, die Hallen dieses wichtigen Knotenpunktes des Londoner Verkehrslebens mit einem Bildercyklus „Die Geschichte der Welt“ zu schmücken. Ein Cornelius Englands in monumentalen Schöpfungen, hat er seitdem manchen umfangreichen Karton mit seinen Ideen bevölkert und sie als Schmuck seiner Privatateliers bewahrt.

In edelstem Sinne populär gemacht haben ihn die Staffeleibilder, auf denen sich der große Grübler über die elementarsten Gewalten des Menschenlebens, die Liebe und den Tod, in bedeutenden Allegorien äußerte. Für beide Ideen hat er eine neue Formensprache geschaffen, hat er die verallgemeinernde Kraft der großen Kunst bewiesen. Er erblickt die Liebe nicht in der verführerischen Üppigkeit Palma Vecchios und Rubens’, nicht als die raffinierte Buhlerin Henners und Félicien Rops, kein neckischer Amor oder lüsterner Cupido schwebt ihm vor. Watts’ Liebe, die Herrscherin des Weltalls, trägt die Züge mitleidsvollen Trostes. Sie ist der sanfte Genius des Altruisten, dem besonders in dem Elend der Londoner Millionenstadt das Herz überfließt in innigem Mitgefühl. Diese ewige Wahrheit hat er auf dem Bilde „Liebe und Leben“ ausgesprochen. Über ein schroffes Felsgebirge tappt ein holdseliges, nacktes Mägdlein seinen Weg empor. Sie könnte nimmer den Pfad klimmen, wenn nicht die Liebe, ein dunkler Schutzengel, sie sicher geleitete. Zagend blickt sie zu dem Retter auf, aber sein ernstes Antlitz strömt milde Beruhigung. Ein verklärendes Licht, etwas wie der magisch grünliche Farbendämmer Leonardo da Vincis, ist über das Paar und die Steinmassen ausgegossen, und in die Seele des Beschauenden strömt es von diesem Bilde wie der heilige Geist der Güte. Es wird erzählt, daß nach der Ausstellung dieses Werkes eine Unbekannte sich bei Watts melden ließ und um ein größeres Darlehn gebeten habe. Dieses Ereignis nennt Watts einen der wertvollsten Erfolge seiner Künstlerlaufbahn. Immer wenn sein Pinsel das Thema der Liebe anschlug, hat er zu ergreifen vermocht, gleichviel ob ihm dabei der Mythos oder die Poesie den Stoff lieferten. Das Geheimnis seiner Wirkung liegt wie das der präraphaelitischen Brüderschaft in der Intensität des Fühlens. Liebespaare wie Orpheus und Eurydice, Endymion und Luna, Paolo und Francesca hat er im großen Pathos ihrer Gefühlsmächte lebendig gemacht. Wir mögen da und dort eine ungelenke Haltung, eine disharmonische Farbengebung tadeln, keines der Werke begeht eine Sünde wider die höchste aller Künstlertugenden, die Wahrhaftigkeit. Mit einer seiner Schöpfungen der letzten Jahre, der „Barmherzigkeit“, hat Watts ein Werk vollendet, das in der Tiefe der Empfindung, in der Breite des Vortrags und in dem schönen Leuchten der Farben auf der Höhe eines klassischen Madonnenbildes aller Zeiten steht. Hier kommt die Idee der mütterlichen Liebe, die in gleicher Fülle all ihre Kleinen umhüllt und hütet, zu vollem Ausdruck. In Werken wie diesem hat Watts den Leitsatz erreicht, den sich Tintoretto an seiner Atelierwand aufschrieb: die Zeichnung Michelangelos und das Kolorit Tizians. Und noch einmal, erst im vorigen Jahre, faßte der greise Meister allen Jubel der Liebeskraft auf seinem Gemälde „Die triumphierende Liebe“ zusammen. Er zeigt den Genius, die Schwingen zum Licht erhoben, seine beseligende Botschaft über Zeit und Raum hinaus kündend. Ihm zu Füßen liegt Mann und Weib, von der Macht des Todes bezwungen; aber die Tröstung der Liebe bleibt der Menschheit beglückendes Erbe. Wie flach erscheint neben der Tiefe solcher Schöpfung die Behandlung des gleichen Themas von Bougereau. Hier ist der reizende Eros nur der Triumphator über die schämige Psyche, der Ernst des Evangeliums löst sich auf in einem Tändelspiel der Grazie.

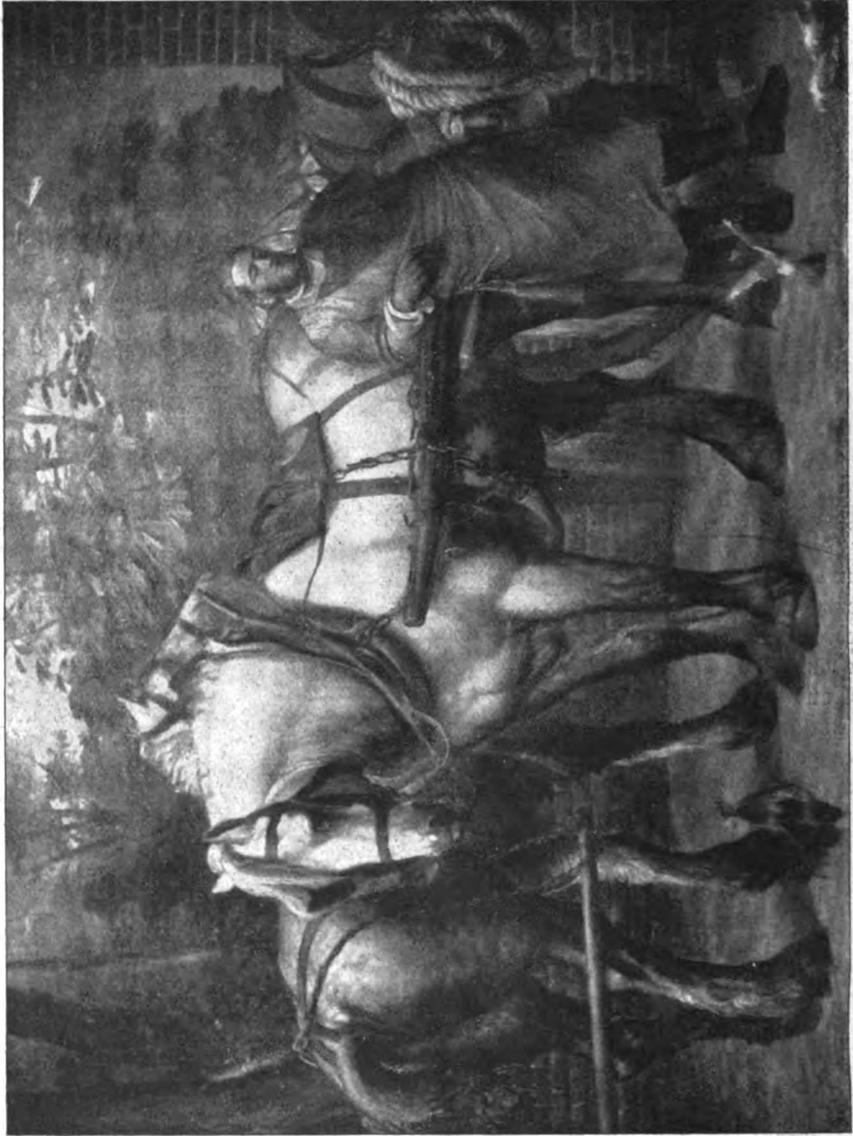
Was uns in der Schaffenswelt Watts’ mit so eindrucksvollen Schauern füllt, ist die beständige Wiederholung der Todesidee. Längst ist sie dem Meister wie den großen Florentinern und alten Deutschen zum vertrauten Begleiter geworden. Wohin wir in seiner Bildergalerie die Blicke wenden, empfinden wir die Allgegenwart dieser düsteren Macht. Aber kein zermalmendes Dies iræ tönt uns aus seinem Reich, nur ein tiefergreifendes Requiem. Watts hat den Tod nicht als den Knochenmann des Mittelalters gesehen, nicht als das höhnische Gespenst, das den traurigen Zug der Menschheit bei Holbein

oder Spangenberg leitet. Er ist ihm nur die milde Trösterin, die freundliche Amme, die die müden Kindlein zur Ruhe bettet. Auf seinem Bilde „Liebe und Tod“ sehen wir den Tod wie eine tragische Frauengestalt, die der Phidiasschen Skulpturenwelt entstammt, über die Hausschwelle schreiten. Leidenschaftlich sucht ihr Eros den Eintritt zu verwehren. Er muß sich fügen; denn die feierliche Frau will nichts Grausames, nur etwas Gütiges. Mit ihrem Kommen scheint sich nur ein Gesetz der Notwendigkeit zu vollziehen. Dieses Werk entstand, als einer dem Maler engbefreundeten Familie ein blühender Sohn trotz der hingebendsten Pflege entrissen wurde. Es bedarf bei Watts nicht solcher direkten Anregung, um die ewigen Wahrheiten zu äußern. Sie erfüllen beständig sein Inneres. Wiederum begegnen wir der großen Todesallegorie auf der bestbeleuchteten Atelierwand in Holland-House. „Die Botin“ zeigt ein unbeschreiblich wehmutvolles und entschlossenes Weib, das von bläulichem Licht umflossen einherschreitet und eine Frau im Lehnstuhl mit der Rechten berührt. Sie kommt, ihr das Leben abzufordern, und sie strömt unendlichen Trost aus. Auf dem Gemälde „Zeit, Tod und Jüngstes Gericht“, des Künstlers Spende an die Königin Viktoria zu ihrem Diamantjubiläum, findet sich der gleiche Typus wiederholt. Hier schreitet die Zeit als kräftiger Jüngling mit seltsam durchgeistigten Blicken in kühner Entschlossenheit vorwärts, während neben ihm der Tod, eine müde, trauervolle Jungfrau, leidgesenkten Auges zu abgeschnittenen Blüten hinabsinnt. Die holde Farbensymphonie dieses Meisterwerkes verklärt jetzt die grauen Steinmauern der Sankt-Pauls-Kathedrale. Auch die figurenreiche Schöpfung „Der Hof des Todes“, die Watts neuerdings in monumentalem Umfang für sein Sommeratelier in Surrey kopierte, zeigt den Tod in milder Majestät als thronenden Engel, dem alle Geschlechter und Stände nahen, um willig ihren Tribut einzuliefern.



G. F. Watts: Mammon.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

In jeden Schacht der Menschenseele ist Watts hinabgestiegen, um Stoffe für seine Gedankenbilder zu finden. Als eine der packendsten Allegorien hat er die „Hoffnung“ verkörpert. Sie ist ihm nicht das gauklerische Trugbild, das blumenstreuend über den Abgrund lockt, sie ist ihm ein gebrochenes Wesen, ein Gemisch aus Verzweiflung und Beharrlichkeit. Als junges Mädchen stellt er sie dar, mit klassischen Formen, auf der Erdkugel zusammengesunken kauernd. Trotz verbundener Augen lauscht sie gespannt empor, ob die letzte Saite ihrer Lyra nicht noch melodisch erklingen wird. Auch auf diesem Gemälde liegt der Reiz in dem märchenhaften blaugrünen Licht, das die plastische Gestalt der Jungfrau, wie Firmament und Erdball mit atmosphärischen Wundern umschimmert. So elegisch sich uns Watts in solchen Schöpfungen verkündet, so dramatisch vermag er andererseits seine Allegorien zu gestalten. Wie kraftvoll lenkt der lichte „Reiter auf dem weißen Rosse“ seinen kühnen Zelter! Wie sucht die eilende Menge an seinem Zügel Schritt zu halten. Das Princip idealen Wollens tritt hier in über-



G. F. Watts: Mittagsruhe.
(Copyright by Frdr. Hollyer. London, 9 Pembroke Square, Kensington.)



G. F. Watts: Marquise Louise von Waterford.
(Copyright by Frdr. Hollyer London, 9 Pembroke Square, Kensington.)

zeugende Erscheinung. Und wie unheimlich spornt dagegen der düstere „Reiter auf dem roten Rosse" sein Tier. Hier sollte der Trieb des Bösen zum Ausdruck kommen. Wilde Begierden jagen den dämonischen Ritter, brennende Lohe dämpft das Firmament, und des Pferdes Augen glühen wie vor den Schrecken des Unterganges. Ebenso kraftvoll verkörperte Watts die Macht des Goldes, dessen Herrschaft er wie eine tyrannische Gewalt auf seinen Landsleuten lasten fühlt. Sein „Mammon" trägt das Antlitz eines grausamen Eunuchen, er prangt in goldschwerem Mantel auf seinem Thron und zertritt in kalter Gleichgültigkeit die Blüte der Menschheit.

Neben diesen Gedankenproblemen hat Watts die sociale Lage seines Vaterlandes vielfach Stoffe geliefert. Eine „Hungersnot in Irland" wird ihm zum Symbol der unwürdigen Lage des Nachbarvolkes. Er malt in einem großen Gruppenbilde am Gestade der Irischen See eine Familie, deren abgehärmte, edle Gesichter zur markerschütternden Anklage gegen die Gleichgültigkeit der Mitgeborenen werden. Ein anderes Bild zeigt die bleiche „Nähterin", die sich in ihrem Kämmerlein an kargem Lohn zu Tode stichelt. Auch die Selbstmörderin, das Opfer des großstädtischen Daseinskampfes, deren armen Leichnam der Fluß „An dem Brückenbogen" wieder herauswarf, hat sein Pinsel festgehalten. Die Bibel, die Mythologie und Poesie müssen ihm ihre Stoffe für seine Ideen herleihen. So malte er erst neuerdings als Warnungsbild für die Genußmenschen seiner Zeit den Propheten Jonas, den eifervollen Fanatiker, der den Untergang der Vaterstadt drohend vorausverkündet. Aus dem Gesichtspunkt der versöhnenden Liebe hat Watts das Christentum empfunden. Er denkt nicht wie Browning: „Es ist schwer ein Christ zu sein." Sein „Geist des Christentums" erscheint im Bilde einer ernsten Frau, die in ihren Gewandfalten mit begütigender Sanftmut die unverträglichen Kindlein birgt. Hier hatten dem Künstler die Sektenstreitigkeiten innerhalb der Landeskirche das Thema geliefert. Watts' Jugendtraum war ein großer Tempel, ein Haus des Lebens, den er wie eine Sixtinische Kapelle Englands mit bedeutsamen Gedankenbildern ausschmücken wollte.

Neben seinem Ruhm als allegorischer Maler genießt Watts den Ruf als vornehmster Porträtist Englands. Bei einem Volke, das seit anderthalb Jahrhunderten die Höhe der Bildnismalerei erreichte, ist dieser Name um so wertvoller. Auch hier trägt der Meister sein ganz persönliches Gepräge. Unabhängig von den glänzenden Leistungen Herkomers und Sargents, die mit der Blitzesschnelle des Gedankenlesers in blendender Routine die Persönlichkeiten auf der Leinwand festhalten, studiert Watts sein Objekt mit der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Psychologen. „Ich will keine sprechende Ähnlichkeit, ich suche die seelische Charakteristik" ist sein Ausspruch. Er malt gleichsam das Porträt von innen heraus. Zu diesem Zweck nimmt er vorerst scharf die volle Wirkung der äußeren Erscheinung in sich auf, dann sucht er das Geheimnis jeder Wesensart im Gespräch ans Licht zu locken, er meidet wiederholtes Ansehen. Ihm konstruiert sich schließlich ein Gedankenbild, das zugleich ganz wirklich ist, nur die Quintessenz einer Menschenseele darstellt. So sind alle Porträts Watts' erfaßt als Menschen, wie sie sein sollen, als ethische Typen, Menschen, wie Sophokles sie als Dichter gesehen. Welcher Unterschied zwischen dem Bourgeoisideal selbstbewußter Zierlichkeit und angenehmer Seelenruhe eines Hogarth, der höheren Form aristokratischer Grazie und Verführung Reynolds und Gainsboroughs und diesen vornehmen, durchseelten Männern und Frauen George Frederick Watts'. Er hat seinem Vaterlande eine Porträtgalerie geschaffen, die seine Geistesblüte während des neunzehnten Jahrhunderts vorstellt. Dichter, Staatsmänner, Gelehrte, Philanthropen, bedeutende und schöne Menschen beiderlei Geschlechtes bilden ein gemaltes Pantheon, in dessen Besitz seine Nation sich heute schon stolz und glücklich preist. Watts verschmäht jedes dekorative Beiwerk, jeden Effekt, jede Pose. In seiner anspruchslosen, überaus gewissenhaften, zuweilen schweren Art hat er die Poesie der Methode, die Velasquez und Rembrandt bei ihren Schöpfungen anwandten. Wie tief wirkt Carlyles düsteres Brustbild mit dem feurigen Blick der Augen, dem vorgeschobenen Unterkiefer! Die Entschlossenheit des Riesen kündet sich hier, der dem Geschlechte

der Pygmäen den Kultus der Individualität aufstellen kann. Und als natürliches Gegenstück stellt sich neben diese Schöpfung längst vergangener Jahrzehnte das Werk des zweiundachtzigjährigen Watts in der diesjährigen Royal-Academy, das Bildnis Gerald Balfours. Hier ist mit höchster Schlichtheit, in milder Kraft und eindringlicher Charakteristik der Wesenstyp eines feingeistigen Staatsmannes gegeben, dessen Gedankenfeuer kein Silberweiß der Locken dämpfte. Mit gleicher Unfehlbarkeit erlauschte Watts das Seelengeheimnis edler Frauen. In dem entzückenden, gleichsam nur auf die Leinwand hingehauchten Profil der Marquise Louisa von Waterford ahnen wir die kunstinspirierte Seele, die sich ebenso groß in der Liebesfülle ihrer Weiblichkeit erwies.

Watts hat sich für seine merkwürdigen Schöpfungen auch eine ganz eigene Technik ersonnen. Er malt trockene Farben auf hellen Untergrund und setzt sie Strich für Strich wie beim Pastell nebeneinander. Sie wirken oft wie die nüchternen Temperagemälde der Frühzeit Michelangelos. Jedes Detail wird mit der größten Sorgfalt ausgeführt; die Solidität der Arbeit ist dem Meister eine sittliche Forderung. Er hat die Vergänglichkeit Tintorettoscher oder Makartscher Werke nicht zu fürchten. Die Formen des menschlichen Körpers beherrscht er mit so unbedingter Sicherheit, daß er seit langen Jahren des Modells nicht mehr bedarf. Er will immer der Natur treu sein, aber strebt als Metaphysiker meist über sie hinaus. Daher kommt es, daß er oft die prachtvolle Körperlichkeit seiner Gebilde wie in geisterhafte Konturen auflöst, sein Werk gleichsam mystisch gestaltet. Hierzu verleiteten den Sohn der Nebelinsel, wie dereinst Turner, zuweilen die atmosphärischen Phänomene des Heimatklimas; aber meist hat die eigene Individualität diese charakteristische Prägung gegeben. Er hat einmal selbst geschrieben: „Es ist mein Wunsch, daß imaginäre Gemälde eine ebenso starke Wirkung ausüben wie musikalische Kompositionen. Im Gebiet des Idealen muß der Musiker wie der Dichter die Mitwirkung der Einbildungskraft beanspruchen.“ Visionäre Gebilde sind daher häufig unter seinen Gemälden. Wie sein unvergeßliches Bild „Der Bewohner des Innersten“ langsam den durchbohrend blickenden Wachtengel aus dem Düster eines riesigen Menschenherzens auftauchen läßt, breitet er es ein anderes Mal wie Geisternebel um die hüllenlose Schönheit olympischer Göttinnen oder um rein landschaftliche Motive. Es hieße jedoch Watts' Werk nur teilweise beurteilen, wollte man seine realistischen Schöpfungen übersehen. So malte er den „Ganymed“ wie ein Stück Rubensscher Lebenspracht, so spiegelt er die Üppigkeit eines goldenen Zeitalters in zahlreichen Nymphen und prallen Putten. Oder es erfaßt ihn auch die unbezwingliche Lust nach derben Realitäten, und ein paar gesunde Ackergäule mit ihrem Knecht werden lebensgroß in der strotzenden Fülle ihres animalischen Daseins auf der Leinwand festgehalten.

Wie bei den Künstlergrößen aller Zeiten zeigt sich auch in Watts die Vielseitigkeit der Begabung. Er vermag den Meißel wie den Pinsel zu handhaben und hat plastische Werke voll individuellen Lebens vollendet. In seinem Rousseauschen Garten führt er die Gäste an ein ungeheures Reiterstandbild, das Donatellos Riesenschöpfungen in die Erinnerung ruft. Hier ist der Meister auch in der Plastik der Allegoriker geblieben. Er hat sein eigenes Lebensgesetz, die Beharrlichkeit, in Stein verewigt.

Der Vergleich zwischen den Malerdichtern Böcklin und Watts scheint sehr naheliegend. Sie bedeuten beide den Höhepunkt ihres nationalen Kunstschaffens. Das Temperament des Deutschen ersetzt der Engländer durch sein Princip. Wo Böcklin in pantheistischem Kult die Naturkräfte zu neuem Götterleben auferweckt, läßt der Ethiker Watts das ideale Menschentum der Antike wiedererstehen. Wenn das naturalistische Element in den Farbenträumen Böcklins Triumphe feiert, bleibt George Frederick Watts immer der klassische Romantiker des neunzehnten Jahrhunderts.



Der moderne französische Roman.

Von

A. Brunnemann.

Französische Romane! Die ganze Welt liest sie; kein noch so wertvolles Buch anderer Nationen erlebt so viele Auflagen wie der mittelmäßigste unter ihnen. Das verhielt sich so, als unsere Großmütter Dumas' „Monte Christo" oder den „Juif Errant" von Eugène Sue verschlangen, und das ist trotz aller politischen und socialen Umwälzungen so geblieben bis auf den heutigen Tag. Der Durchschnittsleser erwartet von dem französischen Roman ganz besonders Kühnes, noch nie Dagewesenes, spannend Sensationelles, das Hand in Hand mit den gewagtesten Schlüpfrigkeiten geht — er erwartet eine rücksichtslose Schilderung lockerer Sitten, über die er öffentlich mit pharisäischer Genugthuung schmäht, und die er doch mit Behagen in seinen vier Wänden liest. Daneben läßt er eine große Anzahl wirklich wertvoller Sachen ungelesen, oder er entnimmt ihnen nur das, was er von seinem Standpunkt aus allein zu erkennen vermag; er wird auch niemals in seinen Erwartungen enttäuscht werden.

Für den litterarisch gebildeten, denkenden Leser hat der moderne französische Roman doch eine andere Bedeutung gewonnen. Er erkennt in den ersten Autoren Frankreichs Bahnbrecher, die, wenn sie auch durch zügelloses Temperament selbst zu Ausschreitungen und Übertreibungen veranlaßt wurden, auf die Romanschreibung der ganzen Welt fördernd gewirkt haben, soweit sich diese nur ihre besten Errungenschaften: scharfe Beobachtung und meisterhafte Technik, zu nutze machte.

Im allgemeinen wird der Roman unserer Nachbarn stark überschätzt; es ist viel Spreu unter dem Weizen. Die Überschätzung aber erklärt sich, da die französische Mittelmäßigkeit wegen ihrer trefflichen Sprache und fast immer guten Technik weit genießbarer ist als die Mittelmäßigkeit anderer Nationen. Das attische Salz eines prickelnden Geistes würzt die Speise und täuscht über den Mangel an Ernst, über viel innere Leere hinweg. Es soll nun ein Versuch gemacht werden, die Spreu vom Weizen zu scheiden und darauf hinzuweisen, daß jene Weizenkörner eine schwere Kost sind, die mit Vorsicht genossen sein will.

* *
*

Wir setzen beim Naturalismus ein. Nur noch ein kurzer Blick zurück auf die großen realistischen Meister, die die Litteratur von romantischer Schönfärberei, heuchlerischer Tünche und hohlem Pathos entkleideten und ein Stück Leben mit höchster Kunst darstellen wollten.

Es waren Männer von gewaltigem Können, vollendete Beherrscher des Stils, die **Balzac**, **Flaubert**, **Gautier**; obwohl sie längst zu den Toten gehören, macht sich ihr Einfluß noch überall in Frankreich geltend. Für die Weltlitteratur hat von ihnen nur Balzac Bedeutung gewonnen — etwa wie der Vorläufer Millet für die moderne Malerei. Der wirkliche Umstürzler, der Manet der Litteratur ist **Emile Zola**, das Haupt der französischen Naturalistenschule, deren Einfluß überall zu finden ist, auch da, wo die Litteratur wieder ganz andere Ideale aufzustellen beginnt.

Die Naturalistenschule feierte in den Jahren 1870 bis 1880 ihre größten Triumphe. Sie eroberte die Welt mit der kühnen Forderung: Zeigt ein Stück Natur, gleichviel was es sei; sucht es mit aller Kraft eures Temperamentes, mit allen Mitteln der Technik darzustellen, denn: „ein Kunstwerk ist ein Stück Natur, gesehen durch ein Temperament!“ Es gilt nicht, die Natur mit höchster Kunst darzustellen, sondern je deutlicher ihr die Natur wiedergebt, desto größere Kunst werdet ihr zeigen! — Darin liegt die Größe dieser Schule, doch zugleich auch der Keim für ihre Entartung. Sie besaß einen mutigen Kämpfer für ihre Sache, der der Welt mit brutaler Rücksichtslosigkeit sein Werk aufzwang und so dem Naturalismus zum Siege verhalf: Emile Zola.

Er ragt wie ein starrer Fels hinter dem erhabenen Vorgebirge der Realisten hervor, mit erschreckend schroffen Kanten und Zacken und grauenerregenden Schluchten, doch er muß überklettert werden. Schönheitsdurstig geworden, blickt man dann wieder in das jenseits liegende Gebiet der Litteratur hinaus und fühlt, welch ungeheuren Schritt man vorwärts gethan, wie man sehen gelernt hat, nachdem man in alle schauerlichen Tiefen des Menschenlebens hinabgeblickt, alles Grauen vor der bête humaine durchkostet hat.

Zola hatte zwei stolze Ziele im Auge: er wollte einmal die verlotterte Gesellschaft des zweiten Kaiserreiches, die nach dem Staatsstreich vom Hunger nach Millionen und wahnwitziger Genußsucht besessen war, an den Pranger stellen. Das andere Mal suchte er eine neue Romangattung zu schaffen, die er selbst Experimentalroman nennt, d. h. eine Reihe von Romanen sollte nach den Theorien des Philosophen Taine beweisen: „was die und die Leidenschaft in dem und dem Milieu unter den und den Verhältnissen in Bezug auf das Individuum und die Gesellschaft hervorbringt.“ Daran knüpfte er noch die Theorie von der erblichen Belastung. Die zwanzig Bände starke Geschichte der „Rougon-Macquard“, die uns in alle Schichten der französischen Gesellschaft einführt und uns Typen aus jedem Stande nahe bringt (alle einer unseligen Familie entsprossen und daher erblich belastet), enthält ein paar gigantische Schöpfungen, die Zolas Namen für alle Zeiten unsterblich machen werden: „La Conquête de Plassans“, „L'Assommoir“ und „Germinal“. Mit einigem Vorbehalt könnte man auch noch den Künstlerroman „L'Oeuvre“ nennen. Alle enthalten wuchtige Kraft, schärfste Beobachtung, kühne Komposition, lebensvollste Darstellung ohne zu abschreckende Übertreibungen oder grundsätzliche Betonung des Widerwärtigen. Zolas Meisterwerk aber ist „Germinal“, ein gewaltiges Epos des Arbeiterelends von der grandios-schauerlichen Poesie mittelalterlicher Totentänze. Mit ergreifendem Pathos und schonungsloser Unerbittlichkeit schildert er die Arbeiter eines Kohlendistrikts, die als zarte Kinder schon dem Moloch Bergwerk geopfert werden, Blut und Lebensmark hingeben, von dem sich eine Aktiengesellschaft mästet. Das Ganze schließt mit einer furchtbaren Empörung, die die Kanone unterdrückt. An diesem Vorwurf hat Zola die gewaltigsten Eigenschaften seines Talentes erprobt: die Kraft, ungeheure Massen in Bewegung zu setzen und sie lawinenartig fortzuwälzen, so daß sie zu riesenhafter Größe anschwellen. Der Leser wird gepackt, mit fortgerissen und steht schaudernd, atemlos am Ende.

Kollektivdarstellung ist Zolas eigentümliche Macht — die feinere Psychologie des Individuums bleibt unberücksichtigt. Die gleichen Eigenschaften charakterisieren den ganzen Naturalismus, und in ihnen liegt zugleich dessen Einseitigkeit. Zolas übrige Romane sind mit wenigen Ausnahmen eine aufsteigende Reihe naturalistischer Abscheulichkeiten, mit Größe und Wucht anfangs, später auch mit Vorliebe zur Weitschweifigkeit dargestellt. Die Theorie der Vererbung wird dabei arg gemißbraucht; die Forderung „Natur!“ verleitet ihn dazu, nur Schatten und Schmutz zu sehen, da wo im wirklichen Leben Licht und Schatten, Regen und Sonnenschein gleichmäßig verteilt sind. Zolas Naturalismus, und mit ihm der Naturalismus überhaupt, entartete; nach den Romanen „Nana“ und „La Terre“ reichten sogar seine früheren Anhänger einen Protest gegen ihn ein. Sein Zeitbild ist bei aller Großartigkeit ein einseitiges.

Wenn er sich nun in seinen jüngsten Romanen, der Trilogie der Städte: „Lourdes“, „Rome“, „Paris“, ganz andere Ziele steckt

und zum Verfechter des Fortschrittes der Menschheit durch die Wissenschaft wird, konnte er sich, trotz vorzüglicher Einzelheiten dieser drei Bände, trotz seines kühnen Eintretens für Freiheit und Gerechtigkeit, doch nicht wieder in die Gunst seiner Landsleute setzen. Er war für den französischen Geschmack zu weitschweifig geworden — und die französische Kritik unterschätzte, indem sie die Quantität des Gebotenen verurteilte, die Qualität, die das Ausland besser zu würdigen verstand, Übertreibungen und Vergröberungen weise ausscheidend. Zolas Philosophie ist so oberflächlich wie seine Psychologie; mit Siebenmeilenstiefeln durcheilt er alle religiösen, moralischen und künstlerischen Fragen der Welt. Wir bewundern, wieviel sein Riesengeist umfaßt und seine Kraft uns vorzuführen vermag — aber wir erkennen seine Einseitigkeit, und sein Pessimismus kann uns auf die Dauer nicht gefangen nehmen. In uns selbst machen wir bei seiner Lektüre den inneren Umschwung durch, den die Litteratur bald nach ihm erfahren sollte: wir verlangen nach geistigen Elementen.

* *
*



Guy de Maupassant.

Gefährlicher, zersetzender als Zolas Pessimismus wirkt der Pessimismus Guy de Maupassants; weil dieser, der größte Schüler eines der größten Meister des Stils, Flauberts, künstlerischer zu Werke geht und sich nie grobe Übertreibungen zu schulden kommen läßt. Er wahrt weises Maß, besitzt höchste Konzentration und ist deshalb überzeugender. Ein von ihm entworfenes Lebensbild wird der Leser leicht für etwas der Wirklichkeit durchaus Entsprechendes hinnehmen. Doch ergeben seine Werke eine trostlose Wirklichkeit. Der unerreichte Stilist, der mit jedem Wort das Rechte trifft, kein Zuviel und kein Zuwenig kennt, seine Umgebung nur in sich aufnimmt, um sie klarer, deut-

licher zurückzuwerfen, als sie das Laienauge je zu erkennen vermag, entrollt ein Weltbild, dessen Gestalten so verschieden sind wie die tausendfachen Gestalten des Alltagslebens. Nur erhalten wir den Eindruck von einer sehr häßlichen Welt, in der Gefühlsroheit, niedere Instinkte, groteske Albernheit und traurigste Banalität vorherrschen. Die mit zarteren Regungen begabten Individuen sind darin zu unsagbaren Leiden verdammt. Der gleiche Zug beherrscht seine Contes wie seine fünf größeren Romane; nur schildert er in letzteren mehr die verfeinerten Instinktsäußerungen verfeinerter Menschen, während die Contes Derbheiten aus allen Klassen der Gesellschaft mit Rabelaisscher Ungeniertheit auftischen. Am höchsten stehen: „Une vie“, „Fort comme la mort“ und „Pierre et Jean“. Sie alle predigen mit trostlosem Pessimismus den Sieg der Unerbittlichkeiten des Lebens oder elementarer Gewalten der Menschennatur über das Beste in uns. In „Notre Cœur“ macht Maupassant einen Versuch auf dem Gebiete des psychologischen Romans; er seziert mit schonungsloser Unerbittlichkeit das Herz einer modernen Weltdame, die keiner starken Liebe mehr fähig ist. Hier liegt der Beginn zu einer kräftigen Weiterentwickelung des Dichters, der freilich sein furchtbares Schicksal bald ein rasches Ende bereitete. Sein naturalistisches Werk trägt jedoch den Stempel höchster künstlerischer Abgeschlossenheit, und er überragt, dank seiner Eigenart und der Lehren Flauberts, turmhoch die bloßen Kopisten der Natur, wie sie die neue Schule in Scharen gezeitigt hat. Trotzdem aber teilt er, bei aller Kunst, ihren größten Fehler. Niemals darf vergessen werden, daß er nur die eine Seite der Menschheit darstellt, die vom Materiellen eine Befriedigung erwartet, die es nie geben kann, bleibend Beglückendes, statt flüchtigen Genuß. Sie wird pessimistisch denken, weil sie stets leer ausgeht. Unbewußt verdammt sie der Dichter nach dem Ausspruch Tolstojs: „Das echte Talent zwingt den Künstler unaufhörlich zu verdammen, was er segnen wollte,“ und unbewußt wird Maupassant so zu einem der größten Moralisten seiner Zeit.

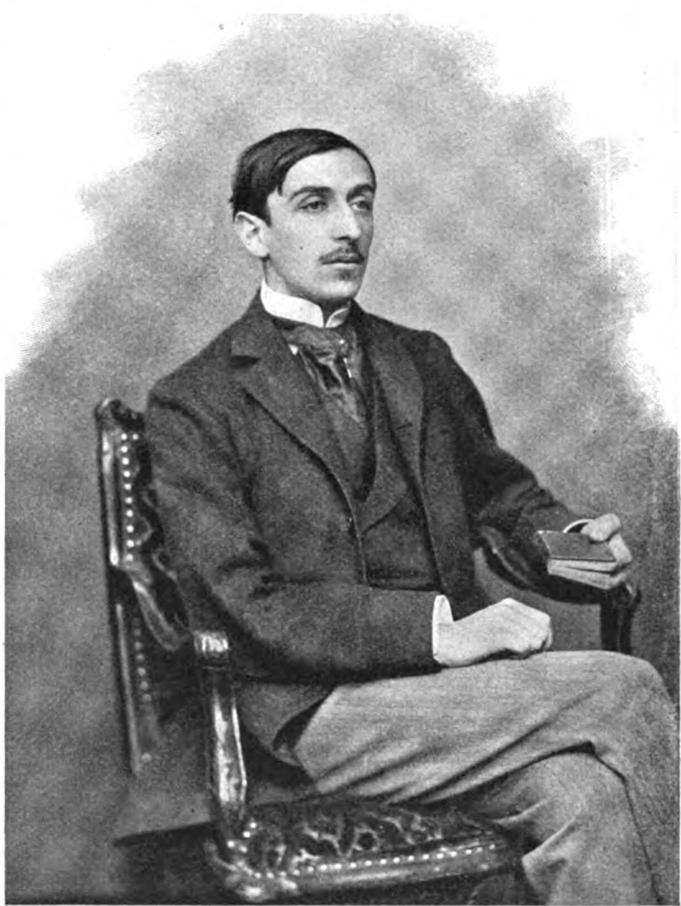


Edmond de Goncourt.

* *
*

„Die nackte Wahrheit, die niemand sagen will oder zu sagen wagt“, boten auch vor Zola und zugleich mit ihm in zahlreichen Romanen (und noch deutlicher in ihren Tagebuchnotizen) die Gebrüder **Goncourt**. Obwohl sie älter sind als dieser mächtige Führer, gehören sie nicht eigent-

lich — vielleicht nur mit dem Roman „Germinie Lacerteux“ — ins naturalistische Gebiet. Wohl auch sie unterstützten den Naturalismus durch fleißiges Forschen nach dem document humain, doch da sie sich vorwiegend mit dem Einzelfall beschäftigten und diesem, nicht der Masse, die äußerste Feinheit der Beobachtung widmeten, sind sie die Vorläufer der psychologischen Analyse. „Krankhaft impressionable“ Naturen, suchten sie durch ihren Stil alle Eindrücke ihres virtuos ausgebildeten Wahrnehmungsvermögens mit größter Genauigkeit wiederzugeben und schufen den style pittoresque, der unausgesetzt nach der epithète rare hascht und die subtilsten Nuancen der komplizierten Pariser Erscheinungswelt vermitteln will. Die Goncourt sind Impressionisten, denen der Naturalismus zu starke Farben bot, und die alle geheimnisvollen Halbtöne, das zarteste Schwingen von Luft und Licht in ihre naturalistischen Vorwürfe hineinmalten. Deshalb sind sie außerordentlich „modern“, und die ganze jüngste Schule der Stimmungsmalerei — der echten oder der Malerei erkünstelter anormaler Dekadencestimmungen — hat von ihnen gelernt.*

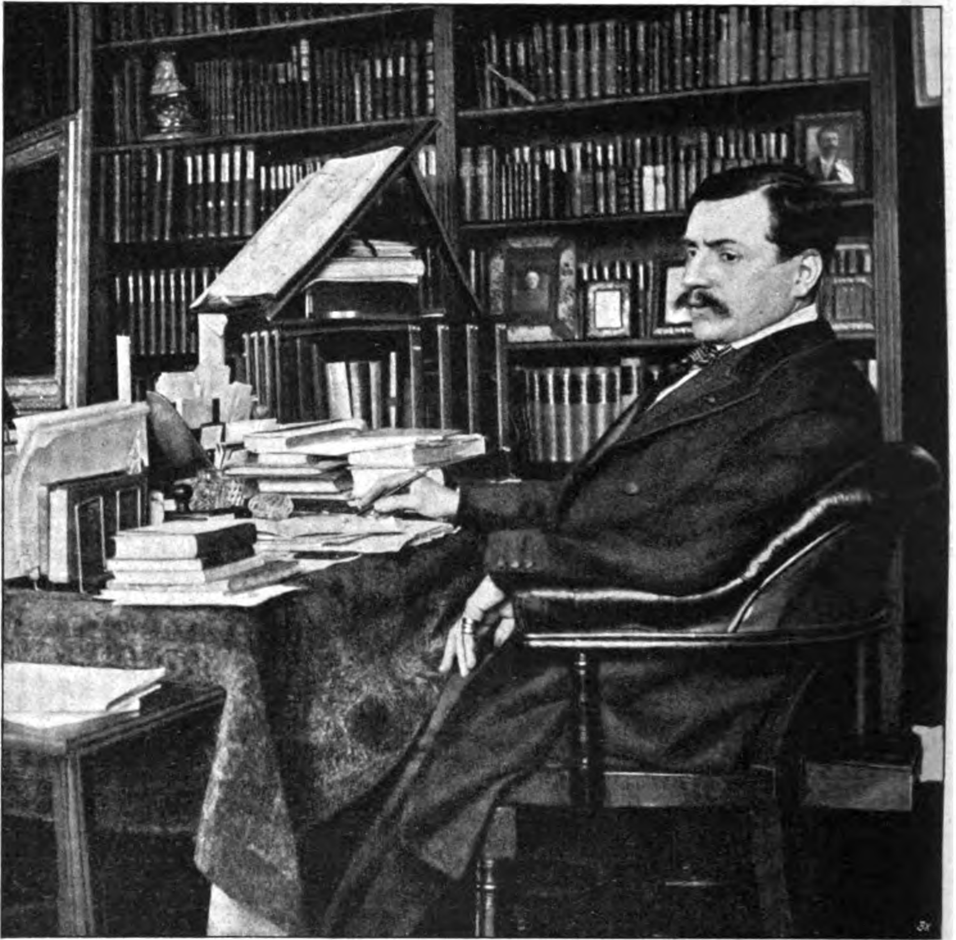


Maurice Barrès.

Neben diesen dreien darf ein vornehmer Eklektiker nicht vergessen werden, der sich, sobald er aus dem provençalischen Heimatboden schöpft, auch als echter Dichter erweist: Alphonse Daudet. Er ist durchaus nicht bahnbrechend, wohl aber für den gemäßigten Teil der jüngeren Schriftsteller vorbildlich gewesen. Er hat sich alles Wertvolle des Naturalismus zu nutze gemacht, er übersieht die Gefühlsseite nicht und verteilt optimistisch Licht und Schatten. Hier und da huldigt er auch dem alles überwuchernden Parisismus, d. h. den Schilderungen aus der Pariser Bourgeoisie, nimmt ihnen aber den widerlichen Fäulnisgeschmack allzu großer Perversität durch eine gütig moralisierende Art. Sobald der echte Dichter bei ihm zum Durchbruch kommt, appelliert er stark an das Gemüt. Alles das erklärt Daudets Beliebtheit, die viele seiner minderwertigen Sachen überschätzen ließ — er berührte so wohlthuend nach aller widerwärtigen Kost, die der entartete Naturalismus auftischte.

Um 1880 aber werden in Frankreich ganz andere Stimmen laut. Auf die starken, ziel-

* Die besten Romane der Goncourt sind: „Madame Gervaisais“, „Les frères Zemango“, „Manette Salomon“, „Sœur Philomène“, „Charles Demailly“.



Paul Bourget.

bewußten Männer des zweiten Kaiserreiches war eine junge Generation gefolgt, die die skeptische, alles zersetzende Philosophie Ernest Renans beherrschte. Eine große Ziellosigkeit ist ihr eigen, zu der wohl die Ereignisse von 1871 viel beigetragen hatten. Die nationale Überlieferung bleibt nicht mehr Alleinherrscherin; die französische Litteratur wird fremden Einflüssen zugänglich, besonders denen des Nordens (Ibsen) und des Ostens (Tolstoj und Dostojewski). Das hatte einmal das Hervortreten des Ich, den Individualismus zufolge, das andere Mal das Erwachen spiritualistischer oder neuidealistischer Strömungen.

Realisten wie Naturalisten hatten das Persönliche ganz aus ihren Werken verbannt; Flaubert schreibt einmal an George Sand: „Der Dichter muß die Nachwelt glauben machen, daß er nicht existiert hat.“ Dagegen lehnte sich das aristokratische Empfinden der Jünger Renans auf. Der Gedanke, unter diese von blinden Instinkten geleitete Masse gerechnet zu werden, flößte ihnen Abscheu ein. Fernand Fabre charakterisiert das moderne Ichbewußtsein mit folgenden Worten: „Greift ein Individuum aus der Masse heraus und befragt es. Bald werdet ihr finden, daß es sich durchaus nicht als kaum bemerkbaren Punkt in einem riesigen Umkreis betrachtet, sondern im Gegenteil als das Centrum dieses Kreises und davon träumt, durch alle nur erdenklichen Mittel einmal beweisen zu können, daß es allein der einzige, wahre Mittelpunkt des Weltalls ist.“ (Les Courbezon, S. 201.)

Die geistreichen, geistreichelnden, überbildeten Skeptiker und philosophischen Dilet-

tanten — Dilettanten, weil sie, ohne die Wissenschaft zum ernsten Studium zu machen, in allen ihren Gebieten umherirrlichterten — standen in ewigem Widerspruch mit der Überlieferung und mit sich selbst. Am liebsten hätten sie die „alte, blinde, blödsinnige“ Welt, die sich längst überlebt, mit einem Schlage umgestaltet. Da sie aber selbst weder wußten, in welchem Sinne, noch mit welchen Mitteln, und zu skeptisch waren, für eine einmal gewonnene Überzeugung zu leben und zu sterben, zogen sie sich auf die geistig isolierte Anhöhe eines divin égoisme zurück, blickten mit unsäglicher Verachtung auf die masse brute, vertrieben sich die Zeit mit einer halsbrecherischen Gedankengymnastik und suchten ihr Empfinden bis zum denkbar Äußersten zu verfeinern, mit einem Worte: Ich-Kultus zu treiben. Maurice Barrès, der originellste Vertreter dieser Richtung, hat in seiner Broschüre „Le Culte du moi“ eine wunderbar fein ausgeklügelte Theorie des Ich-Kultus gegeben. Seine Romane „Un homme libre“, „L'ennemi des lois“, „Le jardin de Berénice“ sind verblüffende Manifestationen eines moi colossal, das sich bewundernd anstaunt. Einen weiteren Beitrag zur Psychologie der modernen Jugend liefert Barrès' Roman: „Les déracinés“. Er schildert die wachsende centralisierende Macht von Paris, das, eine ungeheure Flamme, alle Provinzler fasciniert. Sie verbrennen sich dort die Flügel, können nicht wieder zum gesunden Nährboden der Heimat zurück und gehen zumeist als „Entwurzelte“ an innerem Zwiespalt und dem aufreibenden Pariser Kampf ums Dasein zu Grunde. „Les déracinés“ wäre ein tüchtiger Roman,



Joris Karl Huysmans.

wenn er nicht den affektierten, nach absurden Stileffekten und Gedankenblitzen haschenden Barrès zum Verfasser hätte.

Verwandt mit ihm ist der noch sehr junge und bereits äußerst fruchtbare Paul Adam,* der seine Muse in den Dienst der überspanntesten Theorien stellt und vor keiner physischen und seelischen Ungeheuerlichkeit zurückschrickt. Er ist von einer krankhaften Originalitätssucht besessen, und in seinen Werken spiegelt sich im höchsten Grade jenes seltsame Gemisch von Erotik und Verstand wieder, das die junge Generation so unsympathisch macht, da ihr echte Leidenschaft und tiefe Gemütsinnerlichkeit fremd sind. Beide Schriftsteller repräsentieren Auswüchse, die die Reaktion gegen den Naturalismus zeitigte.

Ganz anders steht Paul Bourget da, der, selbst gesund, nur die moderne krankhafte Seele einer scharfsinnigen Analyse unterwirft. Er hat den Roman der Analyse, d. h. den psychologischen Roman, der seit Benjamin Constants „Adolphe“ in Vergessenheit geraten war, wieder in Aufnahme gebracht und mit ihm Schule gemacht. Bourget schreibt die Geschichte des modernen Ich, das er nach den neuesten psychologischen Entdeckungen von der Spaltung des Bewußtseins als ein Konglomerat ganz verschiedenartiger Ichs ansieht, die eine Reihe gleichfalls verschiedener Seelenzustände hervorrufen und sich von den verschiedenartigsten Einflüssen beherrschen lassen. Seine Romane bieten ein seltsames Gemisch von Feuilletonlitteratur, durchsetzt mit den subtilsten psychologischen Analysen eines genialen Forschers. Im „Disciple“ vernichtet er den jungen Mann von heute, der nur sich selbst zum Gott, zum Princip, zum Endzweck hat, in „André Cornélis“ analysiert er die Seelenkämpfe eines modernen Hamlet. Seine allzu große Vorliebe für die Psychologie des modernen Frauenherzens hat ihn der sogenannten Pariser Litteratur, d. h. der Schilderung der Pariser Bourgeoisie, der vornehmen Müßiggänger, die neunzig Prozent der französischen Litteratur überhaupt beansprucht, allzu reichlichen Tribut zahlen lassen. Erzähler zweiten und dritten Ranges überfüttern die Welt damit: Leon Daudet (Alphonse Daudets Sohn), Vandérem, Paul Hervieu, Marcel Prevost und tausend andere Minderwertige machen alle die Sittenlosigkeit der Pariser Bourgeoisie, die Mondaine und die Demi-Mondaine — die viel Verwandtes haben —, zum Gegenstand peinlichster Studien, mit oder ohne den Vorwand, moralisieren zu wollen. Die meisten haben Bourget die Kunst abgelauscht, Seelenanatomie zu treiben. Sie suchen besonders die verborgensten Äußerungen der weiblichen Psyche in objektivster Weise zu notieren, aber nur der Psyche jener Frauen, die dem Pariser Sittenschilderer, dem vornehmen Nichtsthuer und dem neugierigen Ausländer interessant sein mögen, die wir aber als désœuvrée, névrosée und détraquée nicht zu den echten, ganzen Menschen rechnen. Auf wahres Menschentum treffen wir bei all diesen Schriftstellern niemals, und kaum einer der virtuosen Schilderer des Verfalls wird den Verfall überleben. Gelangen wir erst zu den minderwertigen Verfassern, so finden wir nichts weiter als die in endlosen Varianten bis zum Überdruß wiederholte Geschichte des Ehebruchs in seiner banalsten Form. Erstaunlich ist die Geistesarmut, mit der hier alle Zeitprobleme und Menschheitsideale übersehen werden — wie viel höher steht dagegen die Mittelmäßigkeit Deutschlands und der nordischen Litteratur — und wie nach einer Erlösung greift man nach Zolas „Germinal“. Brillanter Stil nur macht diese Spreu einigermaßen erträglich, und doch verlangt das große internationale Lesepublikum nach ihr, wie nach den neuesten Pariser Moden.

* * *

Wahres Menschentum kennt Bourget in „La Terre promise“. Er wendet sich später den edelsten idealistischen Bestrebungen zu. Ehe wir selbst zu solchen übergehen, müssen einige bedeutende Namen genannt werden, die schwer einer allgemeinen Strömung eingereiht werden können, weil sie sich ganz bestimmte, ihrer eigenartigen Persönlichkeit entsprechende Ziele gesteckt haben und, weder Führer noch Nachahmer, kleine Inseln in dem rauschenden Strom der französischen Litteratur bilden, Inseln, auf denen man gern verweilt.

* Aus der Fülle seiner Schöpfungen greifen wir „La Force“ als für seine Eigenart charakteristisch heraus.

Zunächst der bereits genannte Ferdinand Fabre, der, fern vom Tout Paris, die französische Geistlichkeit mit packender Kraft und viel Gerechtigkeit schildert, ganze Charaktere und ganze Menschen darzustellen weiß. Sein Roman „L'Abbé Tigrane, candidat à la papauté“ ist ein Werk von seltener Kraft und Größe.

Ganz andere Pfade wandelt Pierre Loti (Jean Viaud), der Vertreter der exotischen Litteratur, der seinen Realismus durch echt dichterisches Empfinden verklärt: „Les Pêcheurs d'Islande“ und „Mon frère Yves“ zählen zu den verbreitetsten französischen Romanen. Seine anmutige Tändelei „Madame Chrysantème“ verdankt ihre Beliebtheit wohl mehr dem Geschmack für den Japanismus, den er mit echt französischer Grazie darzustellen wußte. In seinen späteren Reisebildern aus dem heiligen Lande: „Jérusalem“ und „La Galilée“, Reisebilder, die sich eng mit Seelenzuständen verschmelzen und etwas wunderbar Stimmungsvolles bieten, schließt sich Loti gleichfalls der neuidealistischen Bewegung an.

Als Anhänger Renans und unerbittlich zersetzender Skeptiker, aber zugleich auch als feinsinniger, geistsprühender Erzähler zeigt sich Anatole France, einer der besten Vertreter des wahren französischen esprit, der unter den jüngeren Autoren nur selten zu finden ist. France ist zugleich Meister der Form, ja ein Künstler des Stils; mit Vorliebe schreibt er Zeitsatiren teils in altertümelndem Gewande: „La Rôtisserie de la Reine Pédanque“, „Les Opinions de l'Abbé Jérôme Coignard“ — teils in modernster Fassung: „Sous l'Orme du Maïl“, „Le Mannequin d'Osier“, „L'Anneau d'Amethyste“. Die beißende Ironie, mit der er stellenweise die Schwächen seiner Zeit geißelt, wird gemildert durch eine gütige Nachsicht mit allen menschlichen Schwächen, die wohlthuend sein Werk durchklingt. Frische Natürlichkeit, gesunder Humor und warme Gemütsinnerlichkeit walten in seinem von der Akademie preisgekrönten Roman „Le crime de Sylvestre Bonnard“, einer Perle der französischen Litteratur, und in den kleinen anspruchslosen Erzählungen aus der Kindheit: „Le livre de mon ami“ — hier ist keine Spur von Parisismus, sondern reiches, volles, ehrliches Menschentum. Parisismus oder ein Versuch, die Spuren Bourgets zu betreten, finden wir wohl eher in Frances viel gelesenem, jetzt dramatisiertem Roman „Le Lys rouge“, einer Liebesepisode voll innerer Tragik. Die Kraft echter Leidenschaft, das glückliche Einschalten von Bildern aus Florenz und originelle Künstlertypen beschränken jedoch das specifisch Pariserische auf einen ganz geringen Teil.

* * *

„Bedenke, daß du eine Seele hast!“ schreibt Bourget im „Disciple“. Diese Seele sah der Individualist, der Ich-Künstler und Geistesakrobat nur als einen geschickten Mechanismus an, den er bewundernd zerlegte. Die gequälte, unbefriedigte, suchende Seele aber rang sich überall aus Schutt und Schmutz, den Naturalismus und Materialismus auf sie geworfen hatten, ans Licht und schrie nach Erlösung. Sie bezichtigte die Wissenschaft des Bankerotts, sie hieß die neu-idealistischen Strömungen in der bildenden Kunst, die vorwiegend von England ausgingen, willkommen. Sie suchte ihr Heil in buddhistischen Mitleids- und Entsagungstheorien und in den Lehren Tolstojs, im Neu-Evangelismus. Die von Zola und Genossen als krankhaft verbannten übersinnlichen Probleme dringen überall in die Litteratur ein. Dostojewskis und Tolstojs Mitleid und Erbarmen für die Elendesten der Elenden, die ärgsten Sünder lehren den Schriftsteller nicht mehr nur kühl zu beobachten; sein Herz strömt über von unsäglichem Mitgefühl für seine „Brüder im Leid“.

Eine grübelnde, selbstquälerische, unruhige Litteratur entsteht. Sie ist sehr ernst zu nehmen, weil sie keines der ernstesten Zeitprobleme unberücksichtigt läßt, weil sie im Gegensatz zu der Ideenspielerei wirkliche Ideen giebt und statt der Typen, der Gehirnmenschen oder gar der armseligen Marionetten wieder Menschen zeigt, in denen nicht nur Gehirn und Sinne, sondern Herz und Gemüt, die Seele zur Sprache kommen; letztere sogar in einer überraschend neuen, ungestümen, beunruhigenden Sprache.

Bourget in seinen besten Romanen: „Le disciple“ und „La Terre promise“, steht an

der Spitze der spiritualistischen Litteratur. Wir finden ihre Spuren bei Pierre Loti (besonders im „Roman d'enfant"). J. B. Rosnys Romane, soweit sie nicht prähistorisch oder antediluvianisch sind, tragen trotz der darin vorherrschenden Analyse spiritualistische Züge. „Daniel Valgraive" (nicht sein bester, aber ein für sein Schaffen sehr charakteristischer Roman) schildert den Kampf eines Leidenden mit dem Tode. Er stirbt als Sieger, denn bis zum letzten Augenblick fühlt er sich mit dem Leben des Alls verbunden; seine Seele wird ihn überleben durch das Glück, durch die Liebe, die er um sich zu verbreiten verstand: „La fatalité du bien est irrésistible et la mort y perd sa peine." Paul Margueritte läßt das bürgerliche Elend in Frack und Seidenkleid seinen unverzagten Kampf mit dem Leben kämpfen im Bewußtsein hoher Pflichten und ernster Verantwortung, seine Helden erkennen treueste Pflichterfüllung im kleinen und mutige Aufopferung als die höchsten Güter des Lebens (Jours d'épreuve). Edouard Estaunié, ein junger Schriftsteller von unverkennbar großem Talent, erregte durch den Roman „L'Empreinte" viel Aufsehen. Mit kühnen, starken Mitteln behandelt er darin die Gewissenskämpfe eines jungen Provinzlers, dessen stolze, aber empfindsame Natur eine jesuitische Erziehung gelähmt hat, und dessen nach Idealen und innerer Befreiung ringende Seele nie das „Gepräge" los wird, das ihm die Erziehung der Bruderschaft Jesu aufdrückte. Neben dem Gewissensdrama, das für Estaunié jedes denkende Individuum in seinem verborgensten Inneren durchlebt und aus dem es als Sieger oder Besiegter hervorgeht, macht er einen Versuch, den dramatischen Weltkampf zwischen katholischer Bedrückung und wahrer individueller Freiheit zu schildern. Socialistische und altruistische Probleme stellt der Verehrer Tolstojs, der feinsinnige Kritiker Jules Lemaître, in seinem Roman „Les Rois" auf. Nicht die starken neuerwachten seelischen Forderungen, wohl aber das stille, selbstquälerische Ringen verfeinerter Menschen, die mit zartester seelischer Feinfühligkeit begabt sind, die gesunde Ziele, sichere Ideale suchen und die oft wieder in trostlosen Pessimismus zurücksinken, ja an ihm zu Grunde gehen, spiegelt das Werk Edouard Rods wieder, eines Schweizers von Geburt, der längst Pariser geworden. In einer Reihe von tiefsinnigen, grübelnden Romanen, aus denen „Le Sens de la Vie" und „La Course à la Mort" hervorragen, forscht er, bald mit freudigem Aufraffen, bald mit trostlosem Verzagen, nach des Lebens Sinn. Obwohl er findet, daß das Leben einen Sinn hat für die, „welche



Anatole France.

lieben und glauben", kranken die meisten seiner Helden an einem traurigen inneren Zwiespalt, der sie schließlich zu thatenloser Resignation und einem lebensfeindlichen, aber selbstgefälligen Märtyrertum treibt, das sie der maladie du siècle, der zunehmenden Willenlosigkeit, der Lebensangst, der Machtlosigkeit vor den Unerbittlichkeiten des Daseins unrettbar verfallen läßt.



Pierre Louys.

Es ist überhaupt, im Gegensatz zu dem sonst so rücksichtslosen, selbstherrlichen Auftreten der französischen Litteratur, der spiritualistischen oder neu-idealistischen Bewegung eine seltsame Weichheit und Verschwommenheit eigen. Ganz anders behandelt z. B. die nordische Litteratur, trotz ihrer vielen Untergangshelden, den Kampf um die innere und äußere Erneuerung des Menschentums. Die Franzosen geben uns selten Romane der That, des mutigen Eingreifens; ihre Behandlung der Zeitprobleme, so tiefernst sie oft auch sein möge, beschränkt sich auf theoretische Gefühlsschwärmerei und geistreiches Analysieren. Dieser Neu-Idealismus ist kein Produkt des Auflebens, des Sichbethätigenwollens aller geistigen und seelischen Kräfte des Volkes — es ist ein Erzeugnis lebens- und thatenmüder Resignation, eine Frucht des Verfalls. Für die schwachen Kämpfer im Ocean des Lebens ist er nur eine vorübergehende Rettung verheißende Insel, die das tosende Meer bald verschlingen kann — kein Neuland, in dem sich mutig starke Kräfte entfalten. Daher hat diese Litteratur noch nichts aufgebaut und keinen befreienden Einfluß auf die wirklichen Verirrungen der übrigen Litteraturerscheinungen ausgeübt. Der Neu-Idealismus mit seiner Selbstquälerei und seiner müden Willenlosigkeit reicht sogar den überspannten Geistern reichliche Nahrung, die, wie Ernest Hello, ein dekadenter Philosoph, im „Homme" sagt, „den großen Kommunikationsweg zwischen Erde und Himmel verlassen, angeekelt von der Banalität dieses Weges und von dem Schwarm der Pilger, die seit Jahrhunderten den gleichen Pfad wallen, die einander in die Fußtapfen treten, um an den gleichen Orten dieselben Gemeinplätze auszutauschen."

* *
*

Hier gelangen wir zum Narrentum der Ich-Anbeter, der jongleurs d'idées, der Symbolisten, Mystiker, Magier, Okkultisten und Geheimbündler. Ein Gemisch von katholischer Mystik und zügelloser Sinnlichkeit tritt uns entgegen. Alle Erzeugnisse der Dekadenz sind mit „Modernismus" im engsten Sinne, d. h. mit erkünsteltem Schwulst überladen, welcher, aus allen Zeiten, allen Religionslehren und allen Philosophien zusammengelesen, nur die Hohlheit der sich

mit Gelehrtentum und künstlerischer Weisheit brüstenden Herzen ausfüllen soll. Beeinflußt sind sie vorwiegend von der byzantinischen Zeit und den Zeiten verworrenster mittelalterlicher Mystik, ferner von der symbolischen Malerei und der Musik Richard Wagners. Ihre Schreibweise ist der raffinierte style tâcheté et faisandé, von dem die Goncourt reden, und aus dem die ganze mit Zersetzungsflecken behaftete Zeit herausblickt. Wer sich ein Bild von diesem künstlich gepflegten und virtuos verfeinerten Dekadententum machen will, lese „A rebours" von Joris Karl Huysmans: die mit staunenswerter Genauigkeit dargestellte physische Zerrüttung des letzten Sprosses einer erlöschenden Rasse, der moralisch und physisch rückwärts, seiner Ansicht nach natürlich in seiner Entwickelung vorwärts schreitet — denn alles, was gegen die Natur ist, wird von dem Helden des Esseintes besonders bevorzugt. Nur das Erkünstelte erscheint ihm der Vornehmheit seines Geistes würdig zu sein. In seinem jüngsten Buche „L'Amateur d'Ames" hat sich Barrès bemüht, Ähnliches zu schaffen. Paul Adam streift gern dieses Gebiet; eine darin sehr verehrte Größe ist der „Magier" Josephin Péladan, der sich den Titel „Sâr" beigelegt hat. Huysmans weitere Schöpfungen, „La Bas" und „La Cathedrale", behandeln Satanismus, Freimaurertum und katholische Mystik mit Weitschweifigkeit und tödlicher Langerweile, für den, der all die berauschenden Sensationen infolge seiner natürlich-barbarischen Veranlagung nicht mit durchkosten kann.

Eine andere junge Schule, der nordischen Dunkelheit, der vagen, weichen Stimmung abhold, sucht in „Kraft und Leidenschaft" glühende Sinnenlust zu verherrlichen und träumt von einer Renaissance latine. Ihr Grundsatz ist, das Sittenloseste zu sagen — aber in der denkbar schönsten Form, ein neuer Aufguß der Theorie de l'art pour l'art, die man Ästhetik der Unmoral nennen könnte. Ihr Hauptvertreter ist Pierre Louys mit seinem vielbewunderten Buche „Aphrodite". Man würde geneigt sein, den romanischen Jünglingen ihre Tollheiten zu vergeben, wenn es sich hier nur um ein jugendliches Austoben handelte, um gärende Kraftgenies, die schließlich „doch noch 'nen Wein geben". Aber das alles sind sehr reife, sehr skeptische jugendliche Greise, die viel gelebt und erlebt haben und längst blasiert sind. Sie setzen nur ihren Verstand, niemals ihren ganzen Menschen für ihre litterarischen Thaten ein.

„Armes Land!" sagt Alphonse Daudet einmal. „Frankreich spielt in Europa eine eigentümliche Rolle. In den dunklen Nächten gehen dort Männer mit einer Fackel umher, und der, der das Licht trägt, sieht dabei am wenigsten. Frankreich spielt in Europa folgende gefährliche Rolle: es geht den anderen Nationen voran, es beleuchtet sie, fällt aber, von seinem eigenen Feuer geblendet, in die Schluchten und wandelt in Pfützen." Dieser Ausspruch enthält eine große Wahrheit. Das wirklich Wertvolle der französischen Nation, ihre geistige Regsamkeit auf litterarischen und künstlerischen Gebieten, die immer Neues produziert, scheitert an einer großen Unbeständigkeit. Kaum ist eine entscheidende That gethan worden, so verfällt, wenn nicht schon ihr Schöpfer, so doch dessen Anhängerschaft in Übertreibungen, statt alle neuen Theorien auf normale und logische Weise auszubauen. So war es mit der Malerei, so ist es mit der Litteratur. Führende Individuen und ganze Schulen scheitern an ihrer Maßlosigkeit, denn sie verloren ihre wahren Ziele aus den Augen — andere Nationen machen sich mit verständiger Maßhaltung ihre besten Errungenschaften zu nutze. Darum sehe man nach der Fackel, die bisweilen drüben aufblitzt, aber man untersuche auch, ob das Licht nicht trügerisch ist, und lasse sich von ihm nicht blenden oder gar verbrennen.





Das Innere der Erde.

Von

Joh. Georg Meyer.

Der unorganische, leblose Erdkörper, als der scheinbar unveränderliche Schauplatz, auf dem sich das immer werdende, niemals seiende, immer entstehende und wieder vergehende Leben der Menschheit, der Tier- und Pflanzenwelt abspielt, hat von dem Anfange der europäischen Gesittung an den Geist der Forscher und Philosophen in Anspruch genommen. Es wurden Spekulationen über seine Gestalt, über seine Zusammensetzung und Herkunft angestellt seit dem ersten Erwachen wissenschaftlichen Lebens, seit der jonischen Philosophenschule in Griechenland, und es ist wunderbar, wie die bloß spekulierende Vernunft fast ohne jedes Mittel erfahrungsmäßiger Beobachtung und Forschung der Wahrheit oft schon sehr nahe kam. Noch während die jonischen Philosophen die Scheibenform der Erde lehrten, erklärte Pythagoras (geb. um 575) sie für eine sich bewegende Kugel, und Aristoteles bildete diese Lehre im vierten Jahrhundert weiter aus.

Über den Zustand des Erdinneren waren gleichfalls bereits in der Zeit der wissenschaftlichen Morgendämmerung den heutigen ganz ähnliche Ansichten vorhanden: während es auch damals eine neptunistische Schule gab, welche die ganze Masse der Erde als aus Wasserniederschlägen gebildet annahm, wie Thales von Milet (lebend um 600 v. Chr.) und Xenophanes von Kolophon (geb. um 570), traten diesen Zeno von Elea und Empedokles (geb. um 500) entgegen, indem sie als Plutonisten ein inneres Erdfeuer als gebirgs- und felsbildende Ursache ansahen. Eine Reihe von Jahrhunderten später hat Strabo, der bekannte Erdkundige des Altertums (geb. um 63 v. Chr.), gleiche Lehren, gestützt auf eine Menge sinnenfälliger Erfahrungen und wirklicher Kenntnisse, allerdings in sehr einseitiger Weise entwickelt.

Die Stürme der Völkerwanderung bedeckten mit dem aufgewirbelten Staube wie so vieles andere in harter Kulturarbeit Errungene auch diese Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, das frühe Mittelalter hatte dann so viel zu thun mit der einseitigen Pflege des kirchlichen Lebens und mit den nach Form und Macht ringenden staatlichen Bestrebungen, sowie dem Kampfe beider Richtungen, der sich als ein solcher zwischen Kirche und Staat, Papst und Kaiser darstellte, daß das wissenschaftliche Streben zu einer bedeutenderen Entfaltung nicht gelangen konnte. Die kirchliche Sage und das kirchliche Dogma waren die höchste Autorität, was dieser widersprach, wurde in den schärfsten Verfolgungen ausgerottet; so wurde die Lehre von der Kugelgestalt der Erde im achten Jahrhundert mit dem Banne belegt. Erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters, nachdem die Kreuzzüge den Gesichtskreis der europäischen Völker erweitert und sie mit dem alten Griechentum wieder in Berührung gebracht hatten, als der Nominalismus in der Philosophie dem die kirchlichen Lehren stützenden Realismus kraftvoll und erfolgreich entgegentrat, erwachte auch wieder die wissenschaftliche Teilnahme und das selbständige

Denken: Roger Bacon (gest. 1292) und Dante (1265 bis 1321) beschäftigten sich auch mit Fragen der Erdkunde. Im fünfzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter des Wiederauferstehens so vieles jahrhundertelang Begrabenen, lebte auch die Teilnahme für erdkundliche Forschungen vollständig wieder auf. Prinz Heinrich der Seefahrer bildete eine Schule von Seeleuten heran, aus welcher auch Columbus hervorging. In ihm war die Überzeugung von der Kugelgestalt und einer verhältnismäßig geringen Größe der Erde so stark, daß er es unternahm, das praktische Experiment auf diese Hypothese hin zu versuchen und Asien auf der Fahrt nach Westen hin zu erreichen, unter dem Spotte und der Verhöhnung der damaligen Vertreter der Wissenschaft, der Geistlichkeit. Denn wenn auch an der Kugelgestalt der Erde im allgemeinen nicht mehr gezweifelt wurde, so ist es doch bezeichnend für alle Philister und Spießbürger, jeder Verwirklichung der leicht beieinander wohnenden Gedanken in sich hart im Raume stoßende Sachen entgegenzutreten und sie zu verhöhnen. Columbus starb in der Überzeugung, die Hypothese erfahrungsmäßig bewiesen zu haben. Der wirkliche Beweis indessen gelang erst dem Magalhaes in den Jahren 1519 bis 1522, in denen er die erste Erdumsegelung ausführte.

Für die Natur des Erdinneren wird ein ähnlicher empirischer Beweis leider niemals zu führen sein, und wir werden uns in dieser Beziehung stets auf dem Gebiete der Hypothese bewegen. Die „Geologen“ des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts beschäftigten sich mehr mit den neptunischen Schichten und den Versteinerungen oder auch mit dem praktischen Bergbau, so Leonardo da Vinci, Georg Agricola und Nikolaus Steno, und stellten meist über die Natur des Erdinneren keine festeren Behauptungen auf, sondern beschränkten sich auf Schlußfolgerungen aus empirischen Beobachtungen, welche freilich oft bewunderungswürdig sind. Philosophische Schwärmer wagten sich indessen auch an dieses dunkle Gebiet: der Engländer Burnet lehrte 1681, daß die Erde aus einem festen Kerne bestehe, der sich aus einer chaotischen Kugel niedergeschlagen habe. Dieser sei von Wasser umgeben, das wiederum von einer festen Schale umhüllt sei, auf der die irdischen Lebewesen blühten und sich tummelten; eine Atmosphäre umgäbe das Ganze. Während der Sintflut sei die feste Hülle, ausgetrocknet durch die Sonnenhitze, zerbrochen, in das Wasser gestürzt, und es hätten sich so die aus dem Meere aufragenden Festländer und Inseln gebildet.

Die großen Philosophen Descartes und Leibniz faßten die Erde als ehemaligen selbstleuchtenden Stern auf, dessen Oberfläche erkaltet und verschlackt sei, während im Inneren noch eine feuerflüssige Masse fortglühe. Nach Buffon (1743) wäre die Erde ein von der Sonne losgerissenes Stück, das oberflächlich erkaltet sei, während im Inneren noch die ehemalige Hitze herrsche, eine Ansicht, die mit den Theorien von Kant und Laplace Berührungspunkte hatte. Pallas (1777) erklärte die vulkanischen Erscheinungen als zufällig in Brand geratene Lager von Schwefel und Schwefelverbindungen, Werner (1750 bis 1817) als oberflächliche Erdbrände. Beide standen der Ansicht von einem feurigen Erdinneren ablehnend oder doch zweifelnd gegenüber.

Der Franzose Dolomieu, der Entdecker des nach ihm benannten Dolomites, trat diesen neptunistischen Ansichten entgegen und erkannte, daß die Quelle der vulkanischen Ergüsse *unter* der festen Erdrinde zu suchen sei. Den von ihm angedeuteten Weg schlugen später der Schotte Hutton und seine Schule ein, und so bestand denn um den Anfang dieses Jahrhunderts ebenso wie im sechsten Jahrhundert v. Chr. eine neptunistische und eine plutonistische Lehre: Thales, Xenophanes und Pallas, Werner einerseits — Zeno, Empedokles und Dolomieu, Hutton andererseits. Die ersteren erklärten die Erde für eine durchaus feste Masse oder leugneten jedenfalls eine Beziehung und Einwirkung eines feuerflüssigen Erdinneren auf die Feste, die anderen nahmen einen feuerflüssigen Kern an, dessen Ausbrüchen sie die Entstehung vieler Gesteinsarten zuschrieben. Man war also in dieser Beziehung in den zweitausendzweihundert Jahren nicht viel weiter gelangt.

Wie aber im Altertum der Plutonismus in Strabo, wenn auch etwas einseitig, den

Sieg davongetragen hatte, so geschah es auch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Leopold von Buch und Alexander von Humboldt, anfangs Schüler und Anhänger Werners, gingen, durch die Macht der beobachteten Thatsachen bekehrt, in das Lager der Plutonisten über und verhalfen dieser Anschauung zum endgültigen Siege: Das Erdinnere ist glühend heiß und von einer festen Erdkruste umgeben, die sich als Erstarrungsrinde infolge der Abkühlung des einst durchaus glühenden und leuchtenden Sterns „Erde" gebildet hat. Durch die zerstörende Kraft der Gewässer, die sich auf der erkalteten Erdoberfläche aus der dicken Atmosphäre niedergeschlagen hatten, und durch die Vermittelung des organischen Lebens wurde diese Kruste, sowie die von Zeit zu Zeit hervorgebrochenen und dann erkalteten, erstarrten Lavamassen umgelagert, wieder zerstört und von neuem abgelagert. Die ganze geologische Formationsreihe, die mächtige Schichtenfolge der Schiefer-, Sand- und Kalksteine, der Thone, Lehme und Sande ist also in letzter Hinsicht als die immer wieder von neuem abgelagerte Erstarrungskruste und die immer von neuem umgelagerten erstarrten vulkanischen Ergüsse aufzufassen.

An der heißen Temperatur des Erdinneren zweifelt heute kein sachverständiger Forscher mehr. Beweise für sie sind folgende:

1) Die Wärme der Erdfeste nimmt mit der Tiefe beständig zu und zwar so, daß durchschnittlich mit jeder Stufe von 33 Meter die Wärmezunahme 1 Grad Celsius beträgt. Das tiefste bis jetzt vorhandene Bohrloch von Rybnik in Schlesien ergab bei 2002,3 Meter eine Temperatur von 69,3 Grad Celsius, das von Schladebach bei Merseburg bei 1716 Meter 56,62 Grad Celsius und das von Sperenberg bei Berlin zeigt bei 1268,6 Meter 48,1 Grad Celsius.

2) Jenseits dieser durch Beobachtung erreichten Tiefen beweisen kochend heiße Quellen die nach unten noch größer werdende Hitze: sie kommen also aus einer Tiefe von etwa 3300 Meter.

3) Geschmolzene Gesteinsmassen, Laven, zeigen, daß im Inneren der Erde sogar Hitzegrade herrschen, welche im stande sind, feste Gesteine in den flüssigen Aggregatzustand zu verwandeln: etwa 2000 Grad Celsius sind hierzu wenigstens erforderlich, und in der Tiefe von 66000 Meter würde eine solche Wärme eintreten, wenn die Wärmezunahme gleichen Schritt hielte mit der Tiefenzunahme. Dieses ist aber zweifelhaft, da wahrscheinlich die Tiefenstufen, bei denen die Wärme um einen Grad zunimmt, mit der Tiefe wachsen. Die Tiefe der Erde überhaupt, d. h. ihr Halbmesser, ist aber 6378190 Meter; bei gleichmäßiger Wärmezunahme würden hier also etwa 190000 Grad Celsius herrschen.

Während man über das Vorhandensein einer hohen Temperatur im Erdinneren einig ist, gehen die Ansichten über den Aggregatzustand, den das Innere bei dieser besitzt, d. h. darüber, ob es fest, flüssig oder luftig sei, weit auseinander.

Die verbreitetste und bequemste Meinung ist die, daß das Innere der Erde noch in demselben Zustande sei wie die Oberfläche vor Bildung einer festen Erstarrungsrinde, also heißflüssig; der nach unten zu wirkende Druck der oberen Massen müßte die Wärme noch stetig vergrößern. Durch ein zähflüssiges, dem Erstarren nahes Übergangsgebiet gehe dieses flüssige Innere in die feste Erdrinde über. — Andere gehen so weit, zu behaupten, daß die Hitze in den größten Tiefen so stark sei, daß das Erdinnere trotz des hohen Druckes, unter dem es steht, als ein heißer Gasball angenommen werden müsse und mit abnehmender Wärme nach außen zu in ein heißflüssiges, dann zähflüssiges Lavengemenge übergehe, welches also den heißen Luftkern von der festen Erdrinde scheide.

Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die meisten Stoffe durch Druck schwerflüssiger werden, also bei starker Belastung einer größeren Hitze bedürfen, um in den geschmolzenen, also flüssigen Zustand überzugehen oder in ihm zu verharren. Da nun der Druck der auflagernden Erdmasse nach der Tiefe zu immer gewaltiger wird und auch die Tiefenstufen, bei denen eine Wärmezunahme von 1 Grad eintritt, immer größer werden, entsteht ein Kampf zwischen der Wärme, welche das Gestein zu schmelzen strebt, und dem zunehmenden Drucke, der es in dem festen Zustande zu erhalten sucht.

Der Sieg müsse unbedingt dem verfestigenden Drucke beschieden sein, so daß das Erdinnere notwendig von gewissen Tiefen an als zähflüssig und schließlich als fest oder überhaupt als fest angenommen werden müsse. Die vulkanischen Erscheinungen ständen mit dieser Ansicht durchaus nicht im Widerspruche, da das durch den Druck nur unnatürlich verfestigte heiße Innere, sobald ein Spalt in der Erdrinde bis in seine Nähe oder ins Innere selbst hinein entstände, infolge des aufhörenden Druckes sofort verflüssigt und sowohl durch die plötzliche Entlastung als durch die gewissermaßen explodierenden, bisher gebundenen überhitzten Gase und Wasserdämpfe in die Höhe getrieben werden würde. Der Wiener Professor Reyer ist der Begründer dieser sehr ansprechenden Lehre. Auch die Bedenken, welche Geophysiker und Astronomen der Annahme eines nicht einheitlich festen Zustandes der Erde entgegenstellen, würde durch diese Lehre erledigt werden.

Nun ist aber wieder von einigen Forschern, unter ihnen von Werner Siemens, gezeigt worden, daß nicht nur das so verbreitete Eisen und andere Stoffe, sondern auch Schmelzflüsse von Kieselsäureverbindungen und Glasflüsse, welche ja alle Laven zusammensetzen, sich bei dem Übergange in den kalten, festen Zustand nicht zusammenziehen, sondern wie das zu Eis erstarrende Wasser ausdehnen. Bei derartigen Körpern aber wirkt die Erhöhung des Druckes, der Belastung umgekehrt, sie unterstützt das auf Schmelzung gerichtete Streben der Wärme; die nach dem Inneren zunehmende Hitze würde also in ihrer Wirkung durch die zunehmende Belastung nicht gehindert, sondern im Gegenteile gefördert werden. Das Innere der Erde müßte also sicher als flüssig angenommen werden. Reyer setzt dem folgende Gründe entgegen: Das Erdinnere müßte schon in verhältnismäßig noch kühlen Gegenden flüssig sein, was der thatsächlichen Starrheit der Erde und den vulkanischen Ausbrucherscheinungen widerspräche, und letztere würden überhaupt unmöglich sein, weil bei jeder durch Spaltenbildung herbeigeführten Druckverringerung das durch den bisherigen Druck überspannt flüssige Magma sofort in den angemessenen festen Zustand übergehen müßte, zum Ausbruch als Lava also gar nicht kommen könnte. Erledigt ist diese Frage indessen noch lange nicht, und die Wissenschaft hat sich mit ihr eingehend zu beschäftigen: ob das innere Erdmagma aus Stoffen bestehe, deren Verfestigung wie Wasser, Wismut u. s. w. durch Druck verzögert wird, oder, was dasselbe ist, welche sich bei dem Übergange aus dem flüssigen in den festen Zustand ausdehnen. Der Münchener Professor Rothpletz hat auf diese Annahme hin bereits eine neue Lehre über die Entstehung von Festland und Gebirgen begründet.

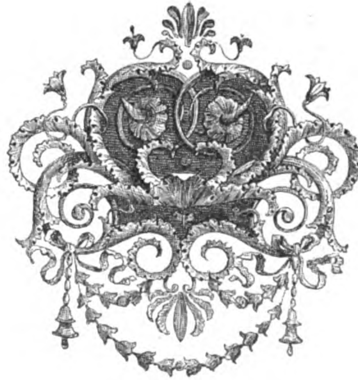
Nachdem wir gesehen haben, daß das Erdinnere jedenfalls heiß ist, daß wir indessen über seinen Aggregatzustand, d. h. darüber, ob es fest, flüssig oder luftig sei, nichts sicheres wissen, bleibt uns noch die Beantwortung der Frage übrig: aus welchen Stoffen ist das Erdinnere gebildet?

Das specifische Gewicht der die feste Erdrinde zusammensetzenden Gesteine ist im äußersten Falle, bei gewissen Augit- und Hornblendegesteinen, etwas über 3, in den meisten Fällen dagegen viel geringer, im Durchschnitt etwa 2,5; Festlandmasse und Oceanmasse zusammen besitzen ein Gewicht von 1,6. Das Gewicht der ganzen Erde dagegen ist bedeutend höher, nämlich 5,6; das Erdinnere muß daher viel schwerer sein und die Dichtigkeit der Erde nach der Tiefe und dem Mittelpunkte hin zunehmen. Daubrées Annahme, daß das Innere der Erde aus dem schweren metallischen Olivinfels, Lherzolith oder Dunit bestehe, die auch in Meteoriten vorkommen, genügt nicht. Wir haben eher Grund anzunehmen, daß der Kern der Erde vorwiegend aus den schweren Metallen, besonders Eisen, das ja auch in Meteoriten so häufig ist, gebildet sei, diesen könnten sich nach außen hin die leichteren anschließen. Die schwersten Metalle: Gold, Platin, Iridium, Osmium sind allerdings auf und nahe der Oberfläche selten, und es steht der Annahme nichts im Wege, daß diese kostbaren und seltenen Stoffe in der Nähe des Erdmittelpunktes in größeren Mengen vorkommen. Das leichteste Metall, das Lithium, welches sogar auf Petroleum schwimmt, findet sich aber gleichfalls auf der Oberfläche in sehr geringen Mengen, wenn auch ziemlich verbreitet, und

es dürfte daher die Seltenheit und Häufigkeit der Metalle in der Erdrinde nicht allein eine Folge sein ihrer Schwere und ihres Gebundenseins durch eben diese Schwere an gewisse Tiefen. Übrigens darf man nicht übersehen, daß auch die Massen der Erdrinde, die bekannten Gesteine, in der Tiefe des Erdinneren ein höheres specifisches Gewicht erhalten würden infolge der Zusammenpressung durch den Druck, die eine Volumverminderung und also eine Vergrößerung des Gewichtes zur Folge haben müßte.

H. Rosenbusch in Heidelberg hat interessante Spekulationen über die Natur dieses Centralstoffes angestellt, aus welchem die plutonischen und vulkanischen Eruptionen hervordringen. Seine Ergebnisse sind folgende: Das einheitliche, uranfängliche Urmagma des Erdinneren ist eine Metallegierung. In dieser treten nach chemischen Gesetzen „Spaltungen", d. h. Sonderungen, Differenzierungen ein. Gelangen diese „Kerne" infolge von senkrechten Bewegungen in höhere Gegenden des Erdinneren, so verbinden sie sich mit dem hier vorhandenen Sauerstoff und Wasser zu wasserhaltigen Oxyden. Als wasserhaltige Kieselsäureverbindungen, Silikate, dringen sie dann in höhere Lagen und bilden, indem sie sich in viele „Kerne" niederer Ordnung „spalten", teilen oder sondern, die mannigfaltigen plutonischen und vulkanischen Gesteine, die Granite, Syenite, Porphyre, Basalte, Laven u. s. w., durch deren Zerstörung und Umlagerung, wie wir gesehen haben, die ganze Erdfeste mit aufgebaut worden ist.

Diese Lehre wirkt aus rein sachlichen Gründen ansprechender als die Mischungslehren von Bunsen und Durocher, welche gesonderte Lavaherde verschiedenen Inhalts im Inneren annehmen. Je nachdem nun die Massen eines einzigen Herdes oder die von mehreren in verschiedenen Mischungen zum Ausbruch kommen, haben sich nach diesen Forschern die verschiedenen Gesteine gebildet. Dann aber führt die Lehre von Rosenbusch uns schön das Cottasche Gesetz vor Augen, nach welchem die mannigfaltigen Erscheinungen der leblosen Welt, ebenso wie die der lebendigen, eine Folge sind von Differenzierung, Sonderung aus einem einheitlichen Urzustande.





Litterarische Rundschau.

Seit langem ist Deutschland das klassische Land der künstlerisch ausgebildeten Biographie. Kein anderes Volk hat so wie unseres die schwierige Tugend zu üben verstanden, sich ganz in entsagungsvoller Andacht an einen überragenden Geist dahinzugeben, ohne doch in panegyrischer Worttrunkenheit die kritischen Waffen vor ihm zu strecken. Neben Karl Justis vorbildlicher Winckelmann-Biographie stehen — um nur einige der hervorragendsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts zu nennen — Rudolf Hayms „Wilhelm von Humboldt" und „Herder", Gustav Freytags „Karl Mathy" und Wilhelm Scherers „Jakob Grimm". Hinfort wird man auch Erich Schmidts **Lessing** (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung) dazu rechnen müssen, seit diese „Geschichte seines Lebens und seiner Schriften" durch die bei einem zweibändigen Werke von insgesamt vierzehnhundert Seiten schier unerhörte Notwendigkeit einer zweiten Auflage nach knapp sieben Jahren bewiesen hat, daß auch heute noch selbst die strengste Gelehrsamkeit kein Medusenschild zu sein braucht, angesichts dessen die Teilnahme der bekannten „weiteren Kreise unserer Gebildeten" zu Stein erstarrt. Denn was wir hier empfangen: die individuelle Werdegeschichte eines unserer kühnsten, freiesten und umfassendsten Geister, in feinen und zugleich großen Linien auf den weitgespannten, kulturphilosophisch vertieften historischen Hintergrund seiner Zeit gezeichnet — es ist wahrhaftig alles andere eher als ein bequemes Schlaf- oder Verdauungsbüchlein, in dem man blätternd nach Willkür fasten oder naschen kann. Es gehört vielmehr ein gut Teil dauerhaften Ernstes und energischer Konzentration dazu, dieses Werk zu lesen; aber wer sich ihm erst einmal hingegeben, den läßt es auch so bald nicht wieder los, der erfährt an diesen Blättern die stählende Wonne jener halb erzwungenen, halb freiwilligen mitschaffenden Gedankenarbeit, die dem Leser das Buch zu einem Erlebnis macht. Nicht umsonst trägt der ziel- und richtungweisende Einleitungsabschnitt als Motto Gottfried Kellers freidigen Kampfruf: „Komm, tapfrer Lessing!" — nicht umsonst aber auch bringt sich jetzt der erste Band — zweifellos die gehaltvollste Gabe, die den glücklich Genesenen an der Schwelle der Siebziger grüßen kann — dem „lieben Freund Paul Heyse" dar. Es ist ein Werk, dem die schwere Rüstung seiner historisch-philologischen Gelehrsamkeit keinen Augenblick die sehnige Beweglichkeit seiner kampffrohen Gladiatorenglieder verkümmert, ein Werk, das, wie gewisse streitbare Minnesänger, neben Schwert und Schild zugleich die blühende Rose trägt, das erst ringend und kämpfend seine stolzesten Triumphe feiert, keinem noch so schwierigen Problem feige aus dem Wege geht und doch nicht eher ruht, als bis es auch für die scheinbar doktrinärsten und speciellsten Fragen den befreienden Aufschwung in die Höhe des allgemeinen Interesses, des bleibenden menschlichen Gewinns gefunden hat. Mit den zwei spartanisch-lakonischen Silben „Lessing" erschöpft sich der Titel, aber so liebevoll und sorgsam-gewissenhaft die biographische Spürkraft all den kleinen und großen Einzelheiten nachgeht, die des Helden Werke und Tage ausmachen, im Grunde erweitert sich diese Einzelbiographie doch überall zu einer Historie der Zeit, einem genetischen Panorama fast der gesamten Bewegungen des achtzehnten Jahrhunderts. Die Zeit und der Geist, an dessen Hand Erich Schmidt sie durchschreitet, sind nicht dazu angethan, ihren Geschichtschreiber, wie Gustav Freytag es so gerne mit sich geschehen ließ, in die Tiefen der deutschen Volksseele zu führen — die Darstellung bleibt naturgemäß auf den aristokratischen Höhen des Geistes, doch nur um so weiter und klarer spannt sich von hier aus der Gesichtskreis, um so freier und beschwingter schreitet der Fuß hinweg über die beengende Scheidung der Länder und Völker. Der Verfasser steht selbst auf diesem Standpunkt hochragender Humanität, was freilich bei dem gegenwärtigen Zuge der Zeit seinem Buche kaum eine unbedingte Empfehlung sein wird — desto anerkennenswerter die Tapferkeit, mit der er sich dazu bekennt: ganz abgesehen von dem Bedenken des inneren Widerspruches zwischen Subjekt und Objekt, unter dem eine Lessing-Biographie vom ersten bis zum letzten Atem kranken würde, wäre es anders bestellt. Nur so konnte uns Lessing der Mensch, der Dichter, der Forscher als Kind zugleich und Vater seiner Zeit recht lebendig ge-

macht werden, „nach den Geboten historischer Forschung, die sich allerdings bescheidet, in die Geburt des Genies und die Geheimnisse der Individualität noch weniger eindringen zu können als in das Dämmerreich geistiger Conceptionen, die aber, den seit Goethes großem Vorgang ausgebildeten Lehren treu, fragen will, was der einzelne seiner Familie, seiner Heimat, seinen Schulen, seinem Volk, seinem Zeitalter dankt und was die freie Entfaltung seiner Eigenart diesem Zeitalter Neues zugebracht hat". Jener Heldenverehrung fremd, die ihren Blick nur auf einzelne Gipfel richtet, und fern von den unhistorisch denkenden Aristokraten, die am liebsten nur ein paar Kunstwerke ersten Ranges zeitlos, ortlos, namenlos genössen, will das Werk doch auf eine Grad- und Wertmessung nicht verzichten. Freilich: diese kritische Wertung und Würdigung — wie grundverschieden ist sie von der deduktiven Methode jener superlativischen Schönredner, die einst nach wolkenthronenden Theorien über Schön und Unschön aburteilten! Auch hier ist es jedesmal der in jeder Provinz Lessingischen Denkens und Schaffens immer verschiedene Geist, der sich neu den Körper baut. Wie es denn auch ein echter Hauch unverfälschten Lessingischen Geistes war, der dieser seiner Biographie die künstlerische, von innen herausgeborene Form geschaffen hat: scharf, klar, kühn, energisch, fest und groß, in einer bilderfrohen, aber auch bildersicheren Sprache, der die sonst nur Dichtern eigene Gabe ward, Wörter und Wendungen in so blanker, prägnanter Prägung hervorzuschnellen, als kämen sie eben frisch aus der Münze, als habe noch keine Hand auf dem trivialen Markt des Wortverkehrs sich je daran gerieben. Die vorliegende zweite Auflage hat nicht nur sachlich überall nachgebessert und nach neueren Forschungsergebnissen ergänzt, sondern auch, wie schon eine Andeutung in der wahrhaft lukullischen Bibliographie verrät, stilistisch gefeilt. Das bringen die Jahre so mit sich: was der Achtunddreißigjährige noch mit dem schönen trutzigen Selbstbewußtsein der Jugend als seinen „ungesuchten Stil" verteidigte, scheint der Sechsundvierzigjährige mittlerweile doch halb und halb zu den „Kinderkrankheiten" zu rechnen. Da ist manches gemildert, manches verdeutlicht, manches geebnet und vieles — was das junge Geschlecht mit besonderer Freude begrüßen wird — in Wortwahl, -bildung und -schreibung nach dem Muster der leichten, lebendigen gesprochenen Sprache umgemodelt worden. Der Bau des Ganzen zeigt sich dadurch in seiner charakteristischen Architektur nirgends verändert, nur mancher gar zu keck vorspringende Sims oder Erker hat sich leise zurückziehen müssen. Mehr als einen lieben alten Bekannten, manchen glanzvollen epithète rare aus der ersten Auflage, so beredt für den Verfasser, wird man nun vergebens suchen; aber schließlich ist es mit der Dämpfung doch wohl gut so. Wie sagt Lessing? „Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase; aber alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler." So bleibe es nun aber auch in diesem trotz des überwörtlich beherzigten nonum prematur in annum jungen Buche; sonst müßte ein Posa auftreten, der ihm vor dem „tötenden Insekte gerühmter besserer Vernunft" das Herz verschließt.

Man weiß, welche besondere Vorliebe Lessing für „Rettungen" hatte, litterarische Rehabilitationen verkannter oder mißdeuteter Persönlichkeiten, in denen er das ganze Feuer seines immer schlagfertigen, funkensprühenden Geistes spielen ließ, die er gelegentlich doch aber auch wegwerfend ein „Mischmasch von Kritik und Litteratur" zu benennen liebte. Auch Gustav Karpeles ist es in seinem neuesten **Heinrich Heine** (Leipzig, Adolf Titze) zunächst vor allem darum zu thun, das Urteil über den Menschen Heine in günstigem Sinne zu beeinflussen, wenigstens einige von den vielen Vorurteilen zu zerstören, die man noch immer gegen ihn hegt. So ist keine eigentliche zusammenhängende, historisch möglichst lückenlose Biographie Heines zustande gekommen, sondern vielmehr eine Reihe einzelner mehr oder minder fest ineinander gefügter Essays „aus seinem Leben und aus seiner Zeit". Der durch jahrzehntelange Heinestudien aufs gründlichste und sorgsamste vorgebildete Verfasser hat sich aus dem verschlungenen Gewirr des Heineschen Lebenslaufes nur einzelne ihn und seine Forscherlust besonders lockende Beziehungen und Gesichtspunkte ausgewählt, von denen aus er nun wie von freien Aussichtswarten weitere und tiefere Umschau hält. Das viertehalbhundert Seiten umfassende Buch hat dank dieser eklektischen Methode Raum gewonnen, bisher Unbekanntes oder Ungeklärtes mit besonderer Ausführlichkeit und Genauigkeit darzustellen, während alles Geläufige und ein für allemal Ausgemachte ohne viel Worte in den Hintergrund gedrängt wird. Hervorgehoben zu werden verdienen vor allem die neuen Mitteilungen über Heines Großvater und Vater, über die vielbesprochene Millionenerbschaft, über Heines Beziehungen zu Döllinger, zu George Sand, Jenny Lind u. a. Dankenswert erscheint insbesondere auch der Abschnitt über die vorhandenen Bilder und Denkmäler Heines, die zudem fast sämtlich in ausgezeichneten Reproduktionen vorgeführt werden. Überhaupt zeichnet sich das Werk durch eine Fülle interessanter Bildnisse, Ansichten und Faksimiles aus. Von dem Dichter selbst enthält es nicht weniger als neunzehn Porträts, darunter eins, das von Moritz Oppenheim im Jahre 1831 gemalte, in einer künstlerisch ausgeführten Heliogravüre.

Eine knappe, aber ansprechende litterarhistorisch-kritische Lebensskizze von **Nikolaus Lenau**, in der auch die neuesten Veröffentlichungen schon berücksichtigt werden, bringt Heft 321 der bekannten Virchow-Holtzendorffschen „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge" aus der Feder von F. Sintenis (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.). Das kleine Büchlein sei namentlich denen empfohlen, die einer ersten orientierenden Einführung in Lenaus Werke bedürfen.

Es ist ein nicht genug zu rühmender Fortschritt unserer Zeit und gehört im Grunde doch auch wohl zu den Segnungen des vielgescholtenen „modernen Realismus“ auf der Bühne, daß uns endlich die Augen aufgegangen sind für die große dramatische Welt, die in Hebbels Werken lebt. Fast gleichzeitig mit der neuen Ausgabe, die das Bibliographische Institut von **Hebbels Werken** veranstaltet hat (herausgegeben von Dr. Karl Zeiß), sind zwei biographische Darstellungen seines Lebens und seiner Werke erschienen. Beide haben, wie es sich bei dem so ausgeprägt sein Stammestum bewahrenden Dithmarschen gebührt, Landsleute des Dichters zu Verfassern. Johannes Krumm hat drei Vorträge über **Friedrich Hebbel** zusammengestellt (Flensburg, Verlag der Huwaldschen Buchhandlung), in denen mit reichen Citaten aus den Werken, namentlich den Tagebüchern, „Der Genius“, „Die künstlerische Persönlichkeit“ und „Drama und Tragödie“ besprochen werden, nicht ohne dann und wann gar zu willig dem Oberflächlichen, Selbstverständlichen oder gar Lehrhaften zu opfern, doch dazwischen auch manches feine Gedankenkorn aussäend und in einzelnen Fragen der Hebbelschen Entwickelungsgeschichte von einer erfrischenden Selbständigkeit. — Geschlossener und plastischer, wenn auch mit einer gewissen, ihm angeborenen Nüchternheit hat Adolf Bartels, dem wir auch einen kraftvollen historischen Roman aus der Dithmarscher Geschichte verdanken, **Christian Friedrich Hebbel** dargestellt (Dichterbiographien, dritter Band. Leipzig, Philipp Reclam jun. Mit einem guten Bildnis). Im Gegensatz zu Krumms Vorträgen, die das „Milieu“ sehr gering anzuschlagen geneigt sind, wird hier alles das mit besonderer Liebe und verständnisinniger Kenntnis herausgearbeitet, was der Dichter seinem Stamm, seiner Heimat und sonstigen Umgebung verdankt. Auch Bartels läßt die Tagebücher reichlich sprechen, aber er thut es immer mit der gebotenen Kritik, mit dem abwägenden Maße eigener Auffassung und scharf eindringender litterarhistorischer Vergleichung. Das Ganze ist trotz der manchmal schwerflüssigen Form von einer warmen inneren Begeisterung eingegeben und von jener schönen ehrlichen Offenheit getragen, die allein einem so eigenkräftigen Charakter wie Hebbel gerecht werden kann. Als Ergänzung und Kommentar zu den Werken selbst darf dieses Büchlein deshalb am ehesten empfohlen werden.

Derselbe Verfasser, auf ästhetisch-litterarhistorischem Gebiete seit einigen Jahren von einer staunenerregenden Fruchtbarkeit, hat uns zum achtzigsten Geburtstage des Dichters (24. April 1899) auch ein Lebensbild **Klaus Groths** beschert (Leipzig, Eduard Avenarius), und diesem Buche kommt es noch ganz besonders zu gute, daß sein Verfasser ein stammesstolzer Landsmann des mittlerweile nun selbst durch seine liebe „Port“ an einen noch stilleren Ort hinausgetragenen Quickborn-Dichters ist. Bartels hat noch das Glück gehabt, den Alten persönlich zu kennen und in Groths Wohn- und Arbeitszimmer zu Kiel, der „Kajüte“, „manches gute Wort über seine eigenen Bestrebungen zu hören.“ Es war also zunächst ein persönliches Herzensbedürfnis, das ihm die Feder in die Hand gedrückt; er möchte Zeugnis darüber ablegen, was ihm Groths Werke und der hinter ihnen stehende Mann sind, was er ihm verdankt. Aber neben dem Menschen meldet sich alsbald auch der Kritiker zum Wort; was das Herz fühlt, sucht der Kopf verstandesmäßig zu begründen und zu erklären. Eine völlig unparteiische, ästhetisch-litterarische Würdigung ist dabei nun freilich nicht zustande gekommen: Groths größere epische Dichtungen und plattdeutsche Prosaerzählungen sind zweifellos überschätzt, der Gegensatz zu Reuter ist unnötigerweise und doch auch wohl ungerechterweise (trotz der gelegentlichen Verwahrungen des Verfassers!) verschärft — aber was an diesem kleinen Werke als dauernder Gewinn und Genuß bleibt, das ist die warm nachfühlende Wiederbelebung der lyrischen Gefühls- und Stimmungswelt, die in Groths Dichtung ruht. Damit innerlich verbunden, eins das andere erläuternd und stützend, ist dann eine knappe, aber klare und anschauliche Darstellung der äußeren Lebensschicksale, der persönlichen Entwickelung des Dichters. Ein lebensvolles Bildnis Klaus Groths, dasselbe, das unser vorjähriges Aprilheft den Lesern geboten hat, dient dem Büchlein zum sinnigen Schmuck. — Weit reicher an biographischem Material, behaglicher und breiter in der Darstellung ist das „Volksbuch“ **Klaus Groth, sein Leben und seine Werke** von H. Siercks (Kiel, Lipsius u. Tischer). Auch dieses Werk, ursprünglich gleichfalls als Festgruß zum achtzigsten Geburtstage des Gefeierten gedacht, ist nun zu einer Nänie geworden. Fast zu redselig, möchte man meinen, wenn nicht ein gut Teil der Fracht dieser fünftehalbhundert Seiten von wörtlichen oder indirekten Auszügen aus Groths Werken, insbesondere aus seinen von Eugen Wolff herausgegebenen „Lebenserinnerungen“, bestritten und uns dadurch ein unmittelbarer Einblick in Groths poetisches Schaffen erschlossen würde. Alles, was bisher über Groths Leben zerstreut in Büchern, Einleitungen und Zeitschriften stand, findet man hier mit emsigem Fleiße, nicht immer kritisch genug, aber desto liebevoller und sorgsamer, zusammengestellt. Denn auch dieser Verfasser macht aus der eigentlichen Triebfeder seiner Arbeit kein Hehl: „Das tiefste Bedürfnis meiner Natur,“ bekennt er mit Hebbel, „ist zu verehren und zu bewundern.“ Auch Siercks ist ein engerer Landsmann und Freund des Dichters, er hat viele der Personen, die dem Dichter als Modelle gedient haben, besonders auch seine Familie, persönlich gekannt, hat sogar in demselben Hause gewohnt und amtiert, wo Groth als Lehrer gewirkt hat, und ist mittelbar sein Nachfolger gewesen. Täglich sind ihm die Stätten gegenwärtig gewesen, auf denen die Gestalten der Grothschen Dichtungen sich bewegen, und noch heute wohnt er auf dem „Lüttenheid“ und blickt vom Schreibtisch auf das Haus seiner Geburt. Der Charakter des Buches war damit eigentlich von

vornherein vorgezeichnet: der Mensch steht überall im Mittelpunkt, die Persönlichkeit als Ganzes darzustellen ist das Ziel dieses „Volksbuches". Die litterarische Kritik mag Anderen, Späteren vorbehalten bleiben; wo sie schon jetzt nicht zu vermeiden, sind „berufene" Gewährsmänner herbeigezogen, um ihr Urteil hören zu lassen. Man wird nicht erwarten, dies Buch als das Buch über Groth rühmen zu hören: aber als persönlich-gemütvolles Lebensbild wird es insbesondere allen Besitzern der „Gesammelten Werke" (vier Bände; Kiel, Lipsius u. Tischer) äußerst willkommen sein. — In diesem Zusammenhange sei auch gleich hingewiesen auf die neue, fünfundzwanzigste (Jubel-) Ausgabe des von Otto Spekter illustrierten, von Hermann Krumm herausgegebenen und mit einer litterarhistorischen Einleitung versehenen, von Karl Müllenhoff glossierten **Quickborn**, die in festlicher Ausstattung soeben in demselben Verlag erschienen ist. Wir kommen auf das gehaltreiche Werk noch bei anderer Gelegenheit zurück.

Mit der Anzeige einer besonders erfreulichen litterarischen Erscheinung sei dieser Überblick über neuere Dichterbiographien geschlossen. Albert Köster, der Leipziger Universitätsprofessor, dem wir die vorzügliche Schrift „Schiller als Dramaturg" verdanken, hat eine Reihe von Vorlesungen über **Gottfried Keller**, die er in Hamburg auf Einladung der dortigen Oberschulbehörde gehalten hat, zu einem anderthalbhundert Seiten starken Bande vereinigt, der in der schlichtesten, ehrlichsten, pietätvollsten und menschlich ansprechendsten Weise den lange verkannten Dichter nach ruhiger historischer Methode so darstellt, wie er im Gedächtnis einer gerechten Nachwelt zu leben verdient (Leipzig, B. G. Teubner; geb. 3 Mk.). Leben und Dichten wird hier zu höherer Einheit, die recht erst das innere Gemüts- und Geisteswesen des Dichters erleuchtet, in ein Bild verschmolzen, das sich uns dann mit eindringlicher Wahrheit und Klarheit fest in Sinn und Seele prägt. F. D.

Georg Ebers ist durch den Tod an der Ausführung des Planes, die wichtigsten seiner Aufsätze und Essays gesammelt herauszugeben, gehindert worden; auf Veranlassung seiner Witwe hat sich G. Steindorff dieser Aufgabe unterzogen, und so liegt denn jetzt unter dem Titel: **Ägyptische Studien und Verwandtes von Georg Ebers.** Zu seinem Andenken gesammelt. Mit dem Bildnis des Verfassers nach dem Gemälde von Franz von Lenbach (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) das Ergebnis seiner Arbeit vor uns. Einer geschickteren Hand konnte sie kaum anvertraut werden: nichts ist aufgenommen, was nicht auch für weitere Kreise von Wert wäre, ja, wenn wir die Bibliographie am Schluß überblicken, so kommt das Bedauern, daß wir nicht noch mehr erhalten haben, nicht wieder zum Schweigen. Natürlich ist der größte Raum dem alten und neuen Ägypten gewidmet, aber auch die allgemeine Kulturgeschichte erfährt Bereicherung, und den Abschluß des Ganzen bildet Biographisches. Wir werden zunächst über die wichtigsten Funde und Ausgrabungen unterrichtet; neidlos rühmt der Verfasser die Verdienste der Nichtdeutschen, er weist aber auch mit Entschiedenheit auf den Leichtsinn und die Kurzsichtigkeit hin, mit der man dabei vielfach zu Werke gegangen ist. Er erhebt sich insbesondere gegen die bei den Engländern beliebte Praxis: „Wie eine furchtbare Landplage," so schreibt er in der Mitte der achtziger Jahre, „ist ihre Occupation auf alle Gebiete des Lebens gefallen." Hierher gehört auch der Protest gegen die Verschleppung der Obelisken in die modernen Städte; andererseits wird kein Kundiger seinen Vorschlägen für neue Ausgrabungen und für Freilegungen seine Zustimmung versagt haben. Der Herausgeber muß freilich mit Bedauern bemerken, daß die meisten dieser Vorschläge nicht von Deutschen, sondern von Fremden ausgeführt sind. In den Studien über ägyptische Kultur und Litteratur vernehmen wir mit besonderem Interesse genaueres über die Bedeutung des von Ebers in Theben erworbenen und nach ihm benannten Papyros, des drittgrößten von allen bis auf uns gekommenen; wir folgen ihm aber auch willig, wenn er uns über die ägyptische Mythologie sowie die Bedeutsamkeit der hieroglyphischen Volksschrift unterrichtet. Der Überblick über die Litteratur endlich charakterisiert ebenso trefflich ihre Eigenart im allgemeinen, wie er uns im einzelnen über die verschiedenen von diesem eigenartigen Volke gepflegten Wissenszweige belehrt. Neben den dem neuen Ägypten gewidmeten Aufsätzen dürften der Protest gegen die geplante Zerstörung der Insel Philä und ein sich diesem anschließender Aufsatz ebenso wie der Vorschlag, ein deutsches Institut für Orientalisten in Kairo zu errichten, zu den wichtigsten der ganzen Sammlung gehören. Die Art, wie Ebers die Notwendigkeit und die Durchführbarkeit des im letztgenannten Aufsatze Vorgetragenen erörtert, läßt es schwer begreiflich erscheinen, daß bis jetzt diese Wünsche — der Aufsatz erschien bereits 1887 — an maßgebender Stelle kein Gehör gefunden haben. Erwähne ich nun schließlich noch, daß sich unter den allgemeinen kulturhistorischen Aufsätzen solche über das Reisen im Altertum, über die attischen und ägyptischen Frauen sowie über die Sklaverei im Orient befinden, daß der Schluß des Buches die fein charakterisierenden und warm empfundenen Nekrologe Joh. Dümichens und Sir Peter Renoufs sowie Erinnerungen an den Chedive Ismail bietet, so dürfte die Überzeugung, daß die Sammlung zu den wertvollsten ihrer Art gehört, nicht ungerechtfertigt erscheinen.

P. R.

* * *

Wiederholt schon ist hier der Sammlung „Kennst du das Land?" (Leipzig, C. G. Naumann) gedacht worden, einer von Julius R. Haarhaus herausgegebenen Büchersammlung für die Freunde Italiens, die in zwanglos erscheinenden, einzeln käuflichen Bänden den zahlreichen Italienfahrern anregenden Lesestoff bieten, ihnen vornehmlich aber als vorbereitende und belehrende Lektüre dienen, den Reisenden selbst ein unterrichtender und unterhaltender Begleiter, den Heimgekehrten ein treuer Bewahrer schöner Erinnerungen, denen, deren Sehnsucht nach Italien noch keine Erfüllung fand, wenigstens eine ideale Brücke zum Lande ihrer Wünsche sein will. Bisher sind vierzehn Bände erschienen, darunter Arbeiten von dem Herausgeber selbst, der sich namentlich um die Verfolgung Goethischer Spuren jenseits der Alpen verdient gemacht hat, von Paul Heyse, Woldemar Kaden, Reinhold Schoener, Gustav Naumann, Richard Voß, A. Kellner und Rudolf Kleinpaul. Der letzte, vierzehnte Band behandelt **Mailand**. Der geschichtskundige, namentlich in der Kirchengeschichte äußerst bewanderte Verfasser Prof. H. Holtzmann unternimmt hier mit uns einen Gang durch die Stadt und ihre historische Entwickelung, der ernste Belehrung über die wechselreiche Vergangenheit des römischen, germanischen, republikanischen, viscontinischen, sforzanischen, borromäischen, spanischen, österreichischen und französischen Mailands mit lebhaft anregender Schilderung des gegenwärtigen, des „italienischen" Mailands zu verbinden weiß. Vielleicht ist dieser Band für einen gefälligen und bequemen „Reisebegleiter" hier und da mit gar zu schwerem, gelehrtem Gepäck belastet, dafür wird er dann daheim als historisches Lehrbuch, insbesondere lombardischer Kirchengeschichte, um so wertvoller sein. — Aus einer ganz anderen Tonart reden die „Studien und Eindrücke" zu uns, die Walther Gensel in **Paris** gesammelt hat (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. Theodor Weicher). Auch wenn das Vorwort es nicht verriete, würde man diesem leichtgeschürzten Buche auf jeder Seite anmerken, daß es auf den Boulevards, Plätzen und Straßen der lustigen Seinestadt selbst entstanden ist, so munter, lebendig, frisch und unbefangen spricht es aus den Dingen heraus, so temperamentvoll geht es in seinen Stoff auf. Nirgends betrachtet der Verfasser seinen Gegenstand etwa aus der ruhigen, erhabenen Vogelperspektive, überall ist er vielmehr mitten darunter und reißt uns selbst durch seine dramatisch packende Darstellung mit fort. Unsere Leser kennen seine feinsinnige, impressionistische Schilderungskunst aus der Skizze, die er vor einiger Zeit in den „Monatsheften" (Juli 1899) von Brügge entworfen hat. Was dort sich des melancholischen Stoffes wegen nur halb ausleben konnte, zieht hier in der Stadt der schreiendsten Gegensätze, des modernsten, „differenziertesten" Lebens und Treibens alle Register. Der Verfasser, der übrigens auch praktische Winke für den Paris besuchenden Fremden nicht verschmäht, schildert uns das Straßenleben, die Verkehrsmittel, die Cafés und die Kneipen, die Restaurants, die Theater, den Montmartre, das Quartier Latin, die öffentlichen Gärten, die Sports, die Zeitungen, die Hallen, Polizei, Gerichte, Verbrecher, Kirchen und Friedhöfe, immer unterhaltsam, spannend, launig und doch mit dem weitblickenden Bildungsreichtum eines kenntnis- und erfahrungsreichen Geistes. Ein in der kecken Pariser Manier geschulter Maler, Alfred Sohn-Rethel, unterstützt ihn dabei durch eine lange Reihe von lebensprühenden Skizzen. Den Besuchern der Pariser Weltausstellung wird das vornehm ausgestattete Buch vor und nach der Reise gute Dienste thun.

F. D.



Redaktion unter Verantwortung von Dr. Adolf Glaser in Berlin und Dr. Friedrich Düsel in Berlin-Friedenau.
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen sind zu richten an:
die Redaktion von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften in **Braunschweig**.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C005247928

